

jedem neu ausgestellten Bundesbriefe ausdrücklich das Recht vorbehielt, die von ihm genehmigten Einrichtungen jederzeit ändern oder auch gänzlich beseitigen zu können.

Für ihren Hüttenbetrieb hatten die Hüttenmeister bestimmte Abgaben zu entrichten, nämlich den eigentlichen Hüttenzins, das Forstgeld und eine Glaslieferung. Der Hüttenzins (der für die Concession zur Errichtung einer Hütte gezahlt wurde) hatte im 15. Jahrh. 13 fl. betragen, wurde aber im Laufe des folgenden Jahrhunderts wiederholt erhöht. Bis 1551 zahlte der Hüttenmeister 13 Thlr. Zins, seit 1552 dagegen 40 Thlr. Im Jahre 1556 wurde der Zins auf 50, 1570 auf 100, 1576 auf 120 Thlr. gesteigert. — Das Förstgeld betrug 1582 im kaufunger Walde für die Hütte 60 Thlr. — Als Glaslieferung mußten damals von jeder Hütte des Waldes alljährlich 60 Stück Biergläser und 6 Schauben Fensterglas entrichtet werden. — Daneben hatte der Hüttenmeister noch die Kosten für Thon, Sand und Ofensteine, die er in Almerode kaufte, zu tragen. Im Jahre 1582 betrugen diese Kosten 5 Thlr.

Die Oberaufsicht über den Bund führte als „oberster Vogt" desselben der Landgraf durch den Oberförster des kaufunger Waldes aus. Unter demselben fungirten die sechs Bundesmeister zu Almerode, welche jährlich sämmtliche zum Bunde gehörige Hütten zu visitiren hatten. Zur Visitirung der ausländischen Hütten mußten ihnen deren Meister die nöthigen Geleitsbriefe erwirken und zusenden. Alljährlich, am Pfingstmontag, traten die Bundesmeister in Almerode zur Abhaltung des Bundesgerichts, des „Gläsnergerichts" zusammen, auf welchem alle Hüttenmeister, Knechte und Jungen, die zum Bunde gehörten, erscheinen mußten. Fehlte Jemand mit genügender Entschuldigung, so hatte er nur 3 Turnus, blieb er aber ohne triftige Entschuldigung aus, so hatte er 20 fl. als Buße zu zahlen. Von den 20 fl. erhielt der Landgraf die Hälfte, während die andere Hälfte, wenn der Ungehorsame ein Inländer war, der Bundeskasse und dem Oberförster in gleichen Theilen zufiel, während von Auswärtigen diese Hälfte ihren betreffenden Grundherren zu entrichten war.

Am Pfingstmontag pflegte es daher in Almerode schon am frühen Morgen ungewöhnlich lebendig zu werden. Im J. 1557 waren an diesem Tage über 200 Hüttenmeister, Knechte und Jungen versammelt. Nachdem das Gericht nach Beendigung des Gottesdienstes Mittags 12 Uhr mit den Glocken eingeläutet war, trat dasselbe ordnungsmäßig zusammen. Wie der Schultheiß im gewöhnlichen Gericht, so führte hier der Oberförster des kaufunger Waldes als Richter den Vorsitz. Umgeben war derselbe von den sechs Bundesmeistern und den sechs Schöffen des Bundes, von denen jene für Aufrechthaltung der Ordnung des Gerichts zu sorgen, diese das Recht zu weisen hatten. Zunächst wurde der Bundesbrief vorgelesen, worauf Meister, Knechte und Jungen zusammentraten, um alle ihnen bekannt gewordenen Uebertretungen des Bundesbriefes zu besprechen. Verschwieg Jemand ein ihm bekannt gewor-

Die von dem Gericht zur Anzeige gebrachten Verletzungen des Bundesbriefes wurden mit Verwarnung, oder mit einer Geldstrafe (gewöhnlich 20 fl.), oder auch mit Ausstoßung aus dem Bunde bestraft. Bis zur Erlegung der Buße (welche der Rentenschreiber in Cassel zu erheben hatte) mußte sich der Bestrafte aller Arbeit enthalten.

Zur Aufrechthaltung der Autorität des Gerichtes war nicht nur die Beeidigung jedes in den Bund Aufzunehmenden auf den Bundesbrief eingeführt, sondern es war auch den Knechten geboten, bei keinem bestraften Zunftmeister vor geschehener Sühnung seines Vergehens zu arbeiten, während der Meister verpflichtet war, den Gesellen den festgesetzten Lohn ohne Unterbrechung zu entrichten. Indessen den ausländischen Hüttenmeistern gegenüber, welche nicht zugleich unter der landesherrlichen Gewalt des Obervoigts standen, würde das Gericht seine Autorität doch schwerlich haben aufrecht erhalten können, wenn demselben nicht noch ein anderes Zwangsmittel, dessen Wirksamkeit sich zur Zeit durch nichts lahm legen ließ, zu Gebote gestanden hätte. Dieses Zwangsmittel bestand in der Unentbehrlichkeit des almeröder Thones und Sandes und der söder Asche für den Hüttenbetrieb. Wollte sich ein Gläsner in die Zunftordnung nicht fügen, so wurde geboten, demselben weder Thon, noch Sand, noch Asche zu verabfolgen, womit ihm die Fortsetzung seines Hüttenbetriebes unmöglich gemacht war.

In erster Instanz beruhte also die Execution des Gerichts auf der Unentbehrlichkeit des almeröder Thons. Indessen mußte diese Bedeutung des almeröder Thons für die Executivgewalt des Gerichts so lange einigermaßen fraglich sein, als das Graben des Thons und die Ausfuhr desselben freigegeben war. Denn bei dieser Einrichtung war auch den gegen den Zunftbrief sich vergehenden Gläsnern die Möglichkeit gegeben, sich in den Besitz des erforderlichen Thons zu bringen.

Diesem Misstande konnte nur dadurch begegnet werden, daß die Landesobrigkeit die Hand auf die Thongruben hielt, weshalb dieselben 1560 der freien Benutzung entzogen und an zwei Einwohner zu Almerode, Hans Strecker und Heinrich Kaufhold, verpachtet wurden. Zugleich wurde der Verkauf des Thons an Ausländer einer staatlichen Controle unterworfen. In dem von dem Oberförster des kaufunger Waldes und dem Rentmeister zu Cassel ausgestellten Pachtbrief heißt es: „Nachdem sich seit einiger Zeit mit dem Graben des Thons zu Almerode, dessen sich die Gläsner zu ihrem Handwerk gebrauchen müssen, der ausländischen Meister halber etliche betrügliche Hinterlist begeben, daraus nicht nur dem Landgrafen, sondern auch dessen Unterthanen, den Gläsnern, ein Nachtheil entsprungen, so hätten sie, solchem vorzukommen, im Namen des Landgrafen eine bessere Ordnung anzuheben sich unternommen. Sie hätten deshalb die gedachte Thongrube an Hans Strecker und Heinrich Kaufhold, beide zu Almerode wohnhaft, dergestalt auf den Zeitraum von zwei Jahren gegen einen jährlichen Zins von 20 fl. eingethan, daß dieselben

gegen den Zunftbrief des Gläsnerbundes handelten, keinen Thon verabfolgen sollten.“ — Bei dieser Gelegenheit wird auch zum ersten Mal die Wascherde zu Almerode erwähnt. „Den Wollenwebern des In- und Auslandes soll es verstattet sein, die zum Betrieb ihres Handwerks nöthige Wascherde in Almerode zu holen, und die Pächter sollen sich keine Uebervortheilung derselben zu Schulden kommen lassen. Damit aber nicht Thon als Wascherde ausgeführt werde, sollen die Pächter von dem Zöllner zu Witzenhausen Zollzinsen erhalten, um sie denen, welche Wascherde ausführen wollten, zu ihrer Legitimation zu verabreichen. Für den Fall, daß im kaufunger Walde noch mehrere Hütten niedergelegt werden sollten, wird den Pächtern eine Ermäßigung ihres Pachtzinses in Aussicht gestellt.“

Es erhellt hieraus, daß die Wascherde, die man bis dahin ganz unbeachtet gelassen hatte, in der Pachtung nicht mit einbegriffen war. Erst damals wurde dieselbe ein Handelsartikel, dessen Förderung und Verkauf den Einwohnern zu Almerode freigegeben war. Die Gemeinde zahlte dafür im J. 1582 einen Jahreszins von 1 Thlr.

Die Ausführung des Häfenthones wurde von der Genehmigung der Bundesmeister abhängig gemacht, und die fürstlichen Beamten zu Witzenhausen erhielten die Weisung, keinen Thon ohne specielle Genehmigung der Bundesmeister durchführen zu lassen.

Wie streng auf die Vollziehung dieser Anordnungen gesehen wurde, erhellt aus Vorgängen der nächstfolgenden Jahre.

Im J. 1564 erfuhr man in Almerode, daß in den auf braunschweigischem Boden an der Rieme gelegenen Hütten größeres Glas bereitet wurde, als der Bundesbrief gestattete, weshalb die Eigner dieser Hütten in Strafe genommen wurden. Von braunschweigischer Seite wurde nun zwar geltend gemacht, der Bundesbrief sei nur für Hessen, nicht aber für andere Länder und Obrigkeiten verbindlich; allein der Oberförster des kaufunger Waldes gebot sofort unter dem 27. Febr. 1567 jenen Gläsnern, so lange weder Knechte, noch Thon, noch Asche, oder wie das sonst Namen haben möchte, aus Hessen folgen zu lassen, bis sie sich dem Zunftbriefe gemäß verhalten würden.

Im J. 1569 hatte Kurt Seitz und dessen Bruder, beide zu Unterrieden wohnhaft, eine Anzahl von Glashäfen verfertigt, welche eben ins Ausland ab[illegible] den sollten, als der Oberförster davon [illegible] Sofort legte daher dieser auf die Waare [illegible] sagte den Verkauf bei einer Strafe von [illegible] bedrohte die Beamten, falls sie den [illegible] hindern würden, mit derselben Str[illegible]

Indessen begann der Bund [illegible] schon damals zu lockern und [illegible] entgegenzugehen. Schon um [illegible] war der kaufunger Wald d[illegible] solchen Weise verödet, daß [illegible] gänzliche Niederlegung [illegible] ausschließlich hessische[illegible]

Hütten 1551 wirklich aufgehoben. Nur in dem sogenannten Gemenge erhielten sich die Hütten fort; ja deren Zahl erhöhte sich hier in den Jahren 1549—1558 sogar von 10 auf 16. Von diesen 16 Hütten sollten aber nach einer von dem hessischen Oberförster mit dem Amtmann zu Minden am 22. Sept. 1565 zu Rieste getroffenen Uebereinkunft die Hälfte niedergelegt werden. Dieses geschah nun zunächst freilich nur mit zweien; aber 1574 wurden nochmals zwei und 1576 wiederum zwei aufgehoben, sodaß nur noch 10 Hütten betrieben wurden. Zugleich wurde der (schon vorher wiederholt gesteigerte) Zins jeder Hütte auf 100 Thlr. erhöht, sodaß dieselben zusammen 1200 Thlr. aufbrachten.

Allerdings entstanden nichtsdestoweniger in Hessen hier und da neue Hütten; allein Grundsatz der Landesregierung war es doch, daß der Hüttenbetrieb zur Schonung der Wälder möglichst einzuengen sei. Diese Ungunst der Regierung und die wiederholt im Gläsnerbunde hervortretenden Unordnungen konnten dem Gedeihen des Bundes nicht förderlich sein. Seinen Todesstoß erhielt aber der Bund, als man auch außerhalb Hessens Thon von einer Güte entdeckte, daß die Unentbehrlichkeit des almeröder Thons für die Glasbrennerei aufhörte. Der Rückschlag der Entdeckung neuer Thonlager auf den Absatz des Thons in Almerode trat sofort hervor, indem schon der Nachfolger der beiden ersten Pächter der almeröder Gruben, Hans Seitz, den bisherigen Zins nicht mehr zu entrichten vermochte, weshalb derselbe auf die Hälfte, nämlich auf 10 fl., herabgesetzt werden mußte. Die erheblichste Wirkung jenes Ereignisses war aber die, daß das Gläsner-Gericht mit dem Eintreten desselben die Grundlage seiner Executive verloren hatte. Der Hüttenmeister konnte sich jetzt seinen Thon auch anderswo als in Almerode holen, brauchte sich also um die ihn beengenden Bestimmungen des Bundesbriefes nicht mehr zu kümmern, und sagte sich daher von dem Bunde los. Der Zerfall des Gläsnerbundes war hiermit unabwendbar geworden.

Der neue Zunftbrief, welchen Landgraf Wilhelm 1578 dem Gläsnerbunde ausstellte [7]), weist auf die schon damals eingetretene Veränderung der Verhältnisse direct hi[illegible]af Wilhelm erneuerte den Zunftbrief seines [illegible] [illegible]inzufügung von Zusätzen, welche dem Ge[illegible] [illegible] Erleichterung gewährten. Es [illegible]attet, ein Viertheil Biergläser [illegible]mehr, als ihnen in dem frühe[illegible] [illegible]en war, anzufertigen. Auch [illegible]ben auf 42 erhöht wer[illegible] [illegible]sen Zusätzen auch die [illegible]d bereits aus einem [illegible] einer hessen-cassel[illegible] [illegible]chrumpft war. Ein [illegible]ümmerte sich um den [illegible]ehr. Daher wurde es [illegible]außerhalb Hessens Hütten

[illegible]igenten Zunftbriefe wird hier [illegible]



Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.
Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.
A — G.
Herausgegeben von
Hermann Brockhaus.
Zweiundneunzigster Theil.

GRÖBEL — GROSSBRITANNIEN (Geschichte, Abschnitt I—V).

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.



Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Zweiundneunzigster Theil.

GRÖBEL — GROSSBRITANNIEN (Geschichte, Abschnitt I—V).

G R Ö B E L.

GRÖBEL (Christian Ernst August), ist am 22. Dec. 1783 in Flemmingen bei Naumburg geboren. Sein Vater war dort Prediger und übernahm selbst den Unterricht des Knaben, der zur Aufnahme in die fast unter dem Dörfchen liegende Schulpforte bestimmt war. Diese Aufnahme erfolgte am 13. Nov. 1797. Seit jener Schulzeit war er in herzlicher Freundschaft mit dem nur wenige Wochen jüngeren Krehl, sowie mit L. Dissen und Fr. Thiersch verbunden, obschon diese ein Jahr später als er die Anstalt verließen. Gröbel ging am 28. März 1803 ab und bezog die Universität Leipzig, wo er sich bis zum Jahre 1806 theologischen und philologischen Studien widmete. Der Eindruck, welchen der Schüler in Pforte zurückgelassen hatte, war ein so günstiger, daß der Rector Ilgen ihn bei der dresdener Behörde zu der Stelle eines Collaborators empfahl. Das Consistorium genehmigte den Vorschlag und am 4. Jan. 1808 trat er das Amt an. Unter seinen speciellen Amtsgenossen hatte er Schmidt, nachher Conrector in Naumburg, Keßler, später Conrector in Roßleben, und den als Pfarrer in Roßbach verstorbenen Lehmann. Seine Wirksamkeit fiel in die unruhige Zeit der Neugestaltung der Schule, welche durch die Verfassung vom 1. Nov. 1808 nicht blos in äußerlichen Dingen, wie in den Namen der Classen und der Lehrer, sondern auch in der Einrichtung des Lehrplanes wesentliche Veränderungen erfuhr. Weil dieselben zwischen der Behörde und dem Rector allein berathen waren, so regte sich in dem Lehrercollegium großer Widerstand gegen die Neuerungen. Die Collaboratoren haben sich schwerlich daran betheiligt. Gröbel entwickelte schon damals sein großes Geschick als Lehrer und Erzieher und fand dafür bei der vorgesetzten Behörde die verdiente Anerkennung. Bereits 1809 ward er als Conrector an das Lyceum in Annaberg versetzt und von da 1811 in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Görlitz. Aber auch hier blieb er nicht lange, denn 1814 übertrug ihm der Stadtrath zu Dresden das Conrectorat an der Kreuzschule (das er wegen seiner ausgezeichneten Probelection schon früher erhalten haben würde, wenn nicht sein Mitbewerber mächtigere Gönner gehabt hätte) und nach Baufler's Tode zu Michaelis 1816 das Rectorat, das er bis Michaelis 1848 verwaltet hat.

In dieser Stellung hat er ebenso die Schule wie das mit ihr verbundene Alumnat wesentlich verbessert. Die Schule hatte, als er das Rectorat antrat, sieben Classen, aber schon Ostern 1817 wurde die ohnehin sehr schwach besuchte siebente Classe aufgehoben. Bei dieser Einrichtung blieb es bis 1825. Aber es war bei der zunehmenden Frequenz der Schule dahin gekommen, daß z. B. in den combinirten Stunden der Prima und Secunda bei dem Unterrichte in Religion, Geschichte, selbst in der Lectüre der Classiker über 170 Schüler vereinigt waren. Solchen schreienden Uebelständen abzuhelfen, wurden Ostern 1825 zehn Classen, die Prima bis Quinta in je zwei Abtheilungen, eingerichtet, die bei halbjährigen Lehrcursen ein rasches Aufrücken der fleißigen und befähigten Schüler möglich machten. Da neben Gröbel sehr tüchtige Lehrer, wie Baumgarten-Crusius, Wagner, Sillig, Fleischer, Böttcher, Helbig, später auch Köchly wirkten, so ist es nicht auffallend, daß die Frequenz der Schule rasch stieg. Als Gröbel das Rectorat antrat, zählte die Kreuzschule 176 Schüler, 1822 waren 314, 1825 403, 1828 wurde die höchste Zahl mit 430 erreicht, dann nahm die Frequenz erst langsamer, seit 1840 aber rascher ab, sodaß 1848 nur noch 279 gezählt wurden. Die Schuld davon traf nicht den Rector allein, der nicht mehr mit der früheren Energie die Disciplin handhabte und sich den nöthigen Reformen aus Vorliebe für das Alte widersetzte, sondern auch das Lehrercollegium, das in sich gespalten der Agitation gegen die classischen Studien nicht nur nicht entschieden entgegentrat, sondern theilweise dieselbe unterstützte. Auch die Patronatsbehörde ließ es an der rechten Sorgfalt fehlen; die Räumlichkeiten waren sehr mangelhaft und bis 1846 hatten die Schüler selbst für Erleuchtung ihres Platzes in den Lehrzimmern zu sorgen gehabt. Gröbel hat während seiner Amtsführung 2884 Schüler aufgenommen.

Noch mehr hatte es bei dem Alumneum eines kräftigen Einschreitens des neuen Rectors bedurft. Die Alumnen sangen in ihrer auffälligen Tracht mit Perücke, dreieckigem Hute und Mäntelchen nicht blos auf den Straßen der Stadt und in der Kirche und schleppten dabei auch die musikalischen Instrumente mit, sondern wurden auch bei den Opernaufführungen im Theater als Choristen, sogar als Solisten verwendet. Deswegen war an einen regelmäßigen Besuch des Unterrichts nicht zu denken und Viele sind als Musiker und Theaterchoristen verdorben. Gröbel schaffte die Verwendung der Choristen

im Theater sofort ab; das alte Costüm schwand, die Singumgänge hörten nach und nach auf, ebenso die Leichenbegleitung. Der Gesangunterricht durfte nur zu der Zeit gehalten werden, wo es ohne Schulversäumniß geschehen konnte. So wurde ein Kirchenchor geschaffen, dessen Leistungen sich allgemeiner Anerkennung erfreuen.

In Anerkennung solcher Verdienste hatte des Königs Majestät bereits 1838 Gröbel das Ritterkreuz des Civilverdienstordens verliehen. Bei der Feier des 25jährigen Rectorjubiläums verlieh ihm die philosophische Facultät der Landesuniversität die Doctorwürde honoris causa und Collegen und Schüler vereinigten sich am 10. Oct. 1841 zu einem sinnigen Feste, bei dem es an literarischen Gaben von Sillig [1]), Böttcher, Köchly, Gräfse, an Gedichten der Lehrer und Schüler, an reichen Geschenken nicht fehlte.

Als für das Jahr 1844 die Philologenversammlung in Dresden unter G. Hermann's Vorsitz stattfand, hatte Gröbel „überhäufter Geschäfte wegen" die Stelle eines zweiten Präsidenten abgelehnt, sich aber nicht betheiligt an dem Proteste der Lehrer der Kreuzschule, welche eine Zurücksetzung des Lehrerstandes darin fanden, daß jene Stelle nicht einem aus ihrer Mitte übertragen war. Den Verhandlungen des dresdener Gymnasiallehrervereins konnte er bei der offenkundigen Tendenz desselben auf Reform keine Theilnahme schenken. Dagegen war er schon in Görlitz Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften geworden, ebenso der lateinischen Gesellschaft in Jena und der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit begann er in Görlitz. Hier verfaßte er die neue praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, welche zuerst 1813 erschien; er selbst hat noch 1854 die 15. Auflage besorgt und seitdem Professor Götz in Dresden die Sorge für das Buch übernommen und die 19. Auflage 1867 herausgegeben. Das Buch hat einen unerwartet günstigen Eingang gefunden, weil es in sehr praktischer Weise die syntactischen Regeln mit planmäßig geordneten und fest fortschreitenden Beispielen zum Uebersetzen aus dem Deutschen verband und in einer Zeit erschien, wo es an dergleichen Uebungsbüchern noch mangelte. Aber das harte Urtheil von Nägelsbach [2]) ist gerechtfertigt: „Wir brauchen wieder etwas der Art, wie früher Gröbel's Uebungsbuch war; dies ist nach Inhalt und Kenntniß des Latein vielleicht eines der geistlosesten, aber nach der Form, die ihm zu Grund liegt, eins der besten Bücher; es ist eine praktische Anwendung des an der Spitze stehenden Grundsatzes: repetitio est mater studiorum. Man müßte sich bei einer neuen Bearbeitung an eine der besten Grammatiken anschließen und Beispiele auswählen, die weniger geistlos sind." Der Erfolg dieses Buches veranlaßte Gröbel 1840 ein „praktisch-grammatisches Elementarbuch der lateinischen Sprache" herauszugeben, in welchem nach derselben progressiven, auf stete Wiederholung berechneten Methode dasselbe, was er bei Anleitung durch deutsche Beispiele bezweckte, durch lateinische Uebungsbeispiele erreicht werden sollte. Aber die Sätze sind nicht einmal alle aus den alten Schriftstellern entlehnt; das Ganze macht den Gebrauch der Grammatik nicht entbehrlich und enthält neben einer solchen zu viel, daher scheint es auch keinen Anklang gefunden zu haben.

Wie hier mehr der praktische Schulmann als Schriftsteller auftritt, so will in den Schulschriften der Gelehrte sich geltend machen. Gröbel hat als Rector zu dem alljährlich an dem Montage nach Palmsonntage abzuhaltenden Valedictionsactus seit 1817 bis zum Jahre 1835 die Einladung selbst geschrieben, dann aber die Lehrer mit eintreten lassen und in dieser Ordnung zum letzten Mal 1845 das Programm verfaßt. Das erste (1817), das einzige in deutscher Sprache, enthielt Luther's Gedanken über Schulen und Schulwesen, dann (1818, 1819 und 1831) hat er lateinische und deutsche Gelegenheitsreden drucken lassen. Aber mit dem Festprogramm zu dem 50jährigen Regierungsjubiläum des Königs Friedrich August am 21. Sept. 1818 begannen die Observationes in scriptores Romanorum classicos als scholae Crucianae criticae über einzelne Stellen des Horaz, besonders aus den Satiren, oder Cicero, in denen er sich mit behaglicher Breite über kritische und exegetische Fragen erging. Das 13. specimen erschien 1833. Bereits 1832 hatte er begonnen, Proben von einer Bearbeitung der Horazischen Satiren und Briefe zu liefern, welche in der Anlage der Ausgabe der carmina von Chr. Dav. Jani sich anschließen sollte. Es sind zwei Satiren (I, 1; II, 6) und zwei Briefe (I, 1 und 6) von ihm bearbeitet, weniger brauchbar für die Kritik des Dichters als für den Gang und den Zusammenhang der Gedanken.

Am 30. Sept. 1848 hat er den letzten Schüler aufgenommen; mit demselben Tage trat er in den Ruhestand. Er starb am 24. Juni 1854. Die Schule veranstaltete dem wohlverdienten Rector eine Todtenfeier, bei welcher Dr. Götz die Gedächtnißrede hielt.

(*J. A. Eckstein.*)

GRÖBEN (von der), preußisches Geschlecht, das gegenwärtig in vier gräflichen und mehreren adeligen Linien blüht und Grundbesitz in Preußen, Pommern, der Mark Brandenburg, Schlesien und Dänemark erworben hat. Aeltere sagenhafte Berichte lassen es schon unter Karl dem Großen blühen und aus ihm die alten Sachsen „die zwölf Vice-Herren ihres Königreichs (!)" wählen; andere melden, es sei mit König Heinrich I. in die Mark aus Franken oder Sachsen gekommen, habe unter den Fahnen desselben Brandenburg erobern geholfen und sei dafür mit beträchtlichen Lehen ausgestattet worden, wie denn die Orte Gröben bei Jena und Taucha und bei Saarmund im Brandenburgischen ihnen vor Alters zu eigen gewesen. Gegenüber diesen Traditionen und Dichtungen steht urkundlich als erster Mann des Namens Lotharius de Grobene fest, der 1155 als Zeuge

1) Die Abhandlung ist nicht von Wagner, wie Helbig in der Festgabe für die alten Crucianer S. 10 angibt. 2) Gymnasialpädag. S. 102.

genannt wird [1]); dann verstummen fast 100 Jahre lang alle Nachrichten, bis wir zuerst 1251 den Ritter Henning von der Gröben (1251 — 61 — 64 — 65 — 67 — 70 — 71) finden. Ebenso erscheint 1270 — 71 ein Ritter Albert, von dessen Linie sogleich, und 1289 Johann und Ludwig, letzterer mit Ysche, der Witwe seines jüngst verstorbenen Bruders Heyno, und deren fünf Söhnen: Heynekin (1273 — 1308), von dem hernach, Arnold (1280 — 1304), verm. mit Sophia, Ludwig, Henning (1272) und Gottfried. Von dem Ritter Albert entsprossten Nicolaus, Vater des Heinrich (1355), Kilian auf Grubow (1340 — 42), Henning auf Beuthen (1342 — 55 — 64 — 70) und des Cornekin, der 1342 — 55 Pachten und Zinsen zu Falkenberg und Birkholz besaß, sowie Henning, Vater des Poppo (1364) und Großvater des Bernd, der 1398 im Ruppinschen ansässig war und den Jaspar, Herrn auf Bornstedt, Eichow, Golm, Biesterf und Buchholz (1440, gest. vor 1443), erzeugte; die Linie erlosch mit des letztern Enkel Peter (1491 — 1502), Henning's (1484) Sohne, der noch Zehnten und Pachten von Buchholz bezog und vor 1541 gestorben ist.

Heynekin (1273 — 1308) besaß Drewitz, Bornstedt und Golm, war 1295 Voigt zu Spandau und hinterließ von seiner Gemahlin Adelheid den Peter (1304), Hans (1304 — 59), Ahnherrn aller späteren Herren von der Gröben, und den Arnold (1335 — 64), Voigt zu Spandau und (neben dem väterlichen Erbe) Herr auf Merken 1352. Sein Sohn, Ritter Ludwig auf Bornstedt (1335 — 80), ward beerbt von seinen beiden Söhnen Peter (1420 — 48, gest. um 1448) und Arnold (1420, gest. vor 1448); letzterer zeugte den Ludwig, Herrn auf Bornim und Rühlsdorf (1415 — 36), und dieser den Albrecht, auf Bornim 1459.

Hans besaß Golm, Bornstedt und Staffelde und erscheint urkundlich von 1304 — 1359; wir kennen von ihm fünf Kinder: a) Zabel; b) Heinrich 1304 — 50, Stifter der Linie unter A.; c) Hans; d) Claus (1335 — 55), Ahnherr der Linien unter B., und e) Elisabeth, die 1367 als Gattin des Kuno von Kothenen auf Berge genannt wird.

A. Linie Heinrich's.

Heinrich (1304 — 50) war Erbherr auf Gröben, Beuthen und Siethen in der Mark Brandenburg und hatte drei Söhne: Eustach auf Wicken 1399 [2]), Heinrich auf Kobbern, von dem unter II., und Hans, der die märkische Linie fortsetzte, die hier zunächst folgt.

I. Linie Hans' auf Bornstedt u. s. w.

Hans (1390) ward Vater des Claus, der 1413 — 40 auf Bornstedt, Golm, Eichow, Buchholz und Biestorff erscheint, 1440 Pfandherr des Amtes in der Stadt Potsdam war und mit einer Elisabeth (1479 — 1484) den Hans, auf Bornstedt 1484 — 1520, erzeugte. Von letzterem, der noch 1544 Erbherr auf Golm genannt wird, stammten Christoph (1565) und Heinrich, auf Golm, Bornstedt und Giesendorf 1550 — 65, verm. mit Dorothea von Spiel und Vater von a) Joachim, der Siethen erwarb, am 13. Oct. 1616 die Elisabeth von Stoeffel (gest. 11. Oct. 1620) heirathete und 1632 starb; ihre vier Töchter sind jung verblichen; b) Melchior, von dem sogleich, und c) Balthasar, 1598 in kinderloser Ehe mit Hippolyta von Falck. Melchior, der die Margaretha von Beeren zur Gattin hatte und vor 1623 gestorben ist, hinterließ fünf Kinder: a) Henning, gest. vor 1644; b) Hans Heinrich, auf Bornstedt und Golm 1623, 1644, gest. 1658 oder 1659, verm. mit Magdalena von Tochow und Vater von: α) Melchior Christoph, auf Bornstedt und Golm, 1673 auch auf Kotzeband, brandenburgischer Lieutenant 1677, gest. 1682, ohne Erben von Hippolyta Hedwig von Kette zu hinterlassen; β) Heinrich Rudolf und γ) Otto Ludwig, auf Kotzeband, brandenburgischer Hauptmann 1662, verm. mit Anna Elisabeth von Barnstorff, verwitw. von Redern, gest. kinderlos; c) Arnd Christoph; d) Ursula, 1643 Gem. des Arnd Christoph v. Kahlenberg, und e) Balthasar Ernst, auf Löwenbruch, Golm, Birkholz und Glasow, verm. mit Dorothea v. Thümen und gest. 8. April 1661. Er hatte drei Töchter: Ursula Hedwig, gest. 25. April 1684, verm. 19. Nov. 1661 mit Hans Joachim von Görzke; Maria Elisabeth, Gem. des Oberstlieutenants Otto Friedrich v. Löschebrand, und Dorothea Rosina, Gem. des Hauptmanns Georg Ehrenpreiß v. Löschebrand, und den einzigen Sohn Ernst Ludwig, der mit seiner Verwandten Ursula Sabina v. d. Groeben, des Isaac Ludwig Tochter, den Karl Moritz Erdmann erzeugte. Dieser lebte 1710, hatte Maria Elisabeth v. Thümen zur Gemahlin und von ihr drei Töchter, von denen Anna Ursula, geb. 2. März 1702, gest. 12. Sept. 1737, sich 1734 mit Joachim v. Flanß vermählte, und ebenso viele Söhne: a) Ernst Ludwig, geb. 1703, Erbherr auf Löwenbruch, Landrath des teltow'schen Kreises, dann Geheimer Finanzrath und Präsident der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer; derselbe heirathete eine v. Redern aus dem Hause Schwante und gewann mit ihr drei Töchter, von denen eine einen Herrn v. dem Knesebeck heirathete, Amalie, geb. 1743, und Katharine, geb. 1746, unvermählt (jene 22. Jan. 1819, diese 31. Aug. 1823) starben, und zwei Söhne: Karl Wilhelm, geb. 4. April 1741, Major a. Dienst, der sich am 29. Nov. 1805 erschoß, und Erasmus Ludwig Friedrich, geb. 7. Jan. 1744, Ritter des Johanniter-Ordens, Major beim Gensdarmen-Regiment, dann Generalmajor und Envoyé in St. Petersburg, wo er am 5. Sept. 1799 unvermählt gestorben ist; b) Heinrich Ehrenreich, gest. jung, und c) Karl Friedrich, geb. 1713, Erbherr auf Birkholz, Glasow und Giesendorf, gest. 1. Mai 1774. Er heirathete zuerst Louise Gottliebe v. Bardeleben, die ihm nur eine am 31. März

1) Gercken, Codex diplomat. Brandenburg. II. p. 347.

2) Derselbe hatte einen Sohn Kaspar und einen Enkel, dessen Namen unbekannt, verm. mit einer v. Stangen 1468 und Vater des Melchior 1519 und des Christoph, auf Krathleuken bei Germau 1513, Deutschordens-Ritter 1515, Pfleger zu Lyck 1518, dessen Erbtochter Katharina den Lorenz v. Halle, Amtshauptmann zu Oletzko, heirathete.

1813 verstorbene Tochter, verehelichte v. Hacke, gebar, dann Sophie Marie Louise, Tochter des Rittmeisters Wilhelm Friedrich v. Pletz; in ihrer Ehestiftung ward ausgemacht, daß ihre Kinder den Namen Pletz v. d. Groeben führen sollten. Dieselben waren: Friedrich Victor August, geb. 25. Aug. 1758, gest. 6. Aug. 1782 als preußischer Lieutenant a. D.; Wilhelmine Friederike, geb. 15. Oct. 1760, verm. 1778 mit Wilhelm Joachim Friedrich v. Hacke auf Gernshagen und gest. 18. Nov. 1801; Friederike Caroline Amalie, geb. 23. Dec. 1763, Gem. des Oberstlieutenants Friedrich Gottfried Ludwig v. Sellentin und gest. 1. Oct. 1822, und Karl Wilhelm Ludwig Pletz v. d. Gröben, geb. 10. Mai 1766, Erbherr auf Benndorf im Crossenschen, verm. zuerst 24. Aug. 1790 mit Sophie Rosine Johanna Brückner aus Erfurt (gest. 7. Mai 1801), dann 1. März 1804 mit Caroline Albertine Honig (geschieden), endlich 26. Oct. 1806 mit Ulrike Dorothea Johanna Neumann, doch kinderlos gestorben den 22. Febr. 1818 als letzter Mann seiner Linie.

II. Linie Heinrich's auf Kobbern u. s. w.

Heinrich zog aus der Mark nach Preußen, wo er Kobbern und Wicken erwarb; vermählt mit Anna v. Wolffen, lebte er noch 1409; seine beiden Söhne: Adam, Ritter des deutschen Ordens, und Günther fielen 1410 in der Schlacht bei Tannenberg. Letzteren überlebten zwei Söhne: Ludwig, von dem hernach, und Hans, Herr auf Guttenfeld und Rauschenhoff (im Hauptamte Balga) 1467—82, Vater des Heinrich (zweimal vermählt, zuerst mit Katharina v. Koenigsegg; gest. vor 1519; seine zwei Kinder waren schon 1507 todt) und des Hans (1498, gest. vor 1509), der mit einer v. Knobloch den Heinrich (1513) und zwei Töchter, Sophia, Gem. des Hans v. Quandt, und Anna, 1520 Gem. des Michael v. Pölkeim, erzeugt hat.

Ludwig (auch Henning oder Heinrich genannt) diente dem deutschen Orden mit fünf Pferden im Kriege von 1454—1466; er besaß 1468 Kobbern, Wicken, Sehmen, Weskeim, Rödden, auch Bartelsdorf im Bartenstein'schen und hatte Dorothea v. Packmohr (vielleicht hernach auch eine geb. v. Schaffstädt) zur Gemahlin. Von seinen fünf Söhnen starb der älteste, Friedrich, verm. mit einer v. Proeck, kinderlos, ebenso der dritte Günther (1498—1500) und der vierte Jacob; der zweite Henning und der jüngste Hans stifteten zwei Linien, von denen ich hier erst die jüngere unter a), dann die ältere unter b) behandeln will.

a) Linie Hans' auf Rauschenhoff.

Hans wird als Erbherr auf Sehmen und Kobbern 1482—93, auf Guttenfeld und Rauschenhoff 1498—1511 genannt; er ist vor 1522 gestorben. Von seiner ersten Gemahlin, einer v. Kottwitz, hatte er den Sigismund, der vor ihm starb, und den Heinrich; von der zweiten, Anna v. Wolffen (Witwe 1524), die Barbara, Gem. zuerst 1522 des Sebastian Vogt (oder v. Carlowitz, dann des Hans v. Glaubitz), die Dorothea (gest. jung), Katharina, Hans, Christoph und Kaspar, die kinderlos starben, und den Donatus (gest. nach 1552), der Guttenfeld 1542 ankaufte, dagegen zu Rauschenhoff noch Steindorf erwarb und mit Anna v. Kroesten vermählt war. Sie hatten sieben Kinder: Elisabeth 1600; Barbara, Gem. des Christof v. Bombek auf Wilmsdorf; Heinrich, von dem hernach; Dorothea, lebte 1600 in Brandenburg; Catharina, gest. 1600, verm. zuerst mit Hans v. Reibnitz, dann mit einem v. Brandt auf Hohendorff; Margaretha 1600 und Christof, Erbherrn auf Rosenberg und Thengen, verm. mit Margaretha v. Parck und Vater des Dietrich (gest. jung), der Veronica, lebte 1652 als Witwe des Günther v. d. Groeben und des Severin Goebel auf Rauschnicken (gest. 1651), und des Georg auf Thengen, der, mit Esther von Eppingen vermählt, drei 1634 lebende Kinder hinterließ.

Heinrich (Henning), Erbherr auf Rauschenhoff, Steindorf und Wesdehlen, heirathete Barbara v. Reibnitz (gest. 1598) und starb 1608; seine Kinder waren: Dorothea 1645, unvermählt; Hans 1609; Heinrich nach 1609 von einem seiner Knechte zu Heiligenbeil erschlagen; Barbara, Gem. des Sigismund v. Wallenrodt auf Gelwalde; Ludwig (gest. jung) und dessen Zwillingsbruder Friedrich, Erbherr auf Rauschenhoff und Wesdehlen und preußischer Landrath, gest. 1630. Derselbe heirathete zuerst 1620 Elisabeth v. Kunheim (gest. 16. Sept. 1626 im Wochenbett), die ihm außer drei jung verstorbenen Kindern die Dorothea Caroline gebar, welche noch 1672 als Witwe des Ludwig v. Canitz (gest. 1654) und des Georg Wilhelm v. Massenbach lebte; dann Sophia Barbara Truchseß v. Waldburg (1647), Mutter des Erhard Heinrich, der 1656 Rauschenhoff innehatte.

b) Linie Henning's auf Kobbern.

Henning (Heinrich) erscheint urkundlich 1480—1513 auf Kobbern, Rödden, Weskeim, Sehmen, Wangnicken und Brareinen, heirathete vier Frauen: Anna Maria v. Proeck (kinderlos), Gertrud v. Myhlen, Dorothea von Hohendorf (1512) und Elisabeth v. Kinwangen (kinderlos), und blieb 1519 im Felde. Aus seiner zweiten Ehe entsprossten: Arend 1522, Anna, Gem. des Ulrich v. Eglingen 1543, Georg, von dem unter α), und eine andere Anna, Gem. des Hans v. Strauß; aus dritter: Hans, auf Claussitenen, Bendlack und Kopitten, welche Güter er vertauschte, gest. nach 1536 unvermählt; Balthasar auf Günthlau, Günther, von dem unter β), und Susanna, Gem. des Albrecht v. Bochsen auf Bewien.

α) Linie Georg's auf Rödden.

Georg, Herr auf Rödden, Galkeim, Binsen, Sidbeunen, Günthlau, Pudelkeim, Loschkeim, Rosenberg, Thengen, Perscheln, Derten, Wessels, Guddeinen, Gebditten, Gudnicken, Lapkeim, Tappelkeim und Rauschnicken, in den Hauptämtern Balga, Bartenstein und Brandenburg (1531—1560), war herzoglich preußischer Rath seit 1538, Amtshauptmann zu Georgenburg, Landrath, zuletzt 1551 Geheimer Rath und vermählte sich dreimal, zuerst mit Anna v. Drauschwitz, des Erhard

v. Pfersfelden Witwe, dann mit Elisabeth v. Lossau (1556), zuletzt mit Gertrud v. Hohendorff (kinderlos). Aus erster Ehe stammten zwei in der Kindheit gestorbene Söhne, aus zweiter drei Töchter: Margaretha, Gem. des Hofrichters Jacob v. Kalckstein, Anna, Gem. des Ernst v. Pilgram, und Mathilde, Gem. des Georg v. Pilgram; und vier Söhne: Erhard, von dessen Linie unter 1); Eustach (unter 2); Georg auf Rödden 1600—33, ohne Kinder von Dorothea v. Lehndorff, und Otto, von dessen Linie unter 3).

1) Zweig Erhard's auf Thengen.

Erhard, der Thengen erbte, lebte 1575 und starb nach 1580, von Barbara v. Glaubitz (gest. 1604) den einzigen Sohn Melchior hinterlassend, auf Thengen und Albehnen im Hauptamte Balga 1589, auf Rauschnicken, Lipkitten und Bartelsdorf 1613—22, gest. 1637, verm. zuerst mit Katharina v. Weißel, dann mit Barbara von Queiß (Witwe 1642; ihr einziges Kind gest. jung), in erster Ehe Vater von acht Kindern: Georg auf Thengen, gest. 1626, verm. mit Katharina v. Mudschiedler, aus welcher Verbindung 1627 drei Kinder lebten: Albrecht, gest. nach 1646; Maria; Barbara, verm. mit Hans Gottfried von Pilgram; Erhard, von dem hernach; Melchior, auf Albehnen, gefallen im schwedischen Kriege; Justina, verm. mit Ernst v. Pilgram, und Albrecht, geb. 7. Dec. 1592, preußischer Hofgerichtsrath, Pfandherr auf Moritten, verm. 1642 mit Euphemia v. Auer, Witwe des Oberstlieutenants Johann Albrecht v. Roeder, gest. 26. Juni 1646. Ihn überlebte ein einziger Sohn Albrecht Ludwig, der 1665 Moritten gegen Bornädtken vertauschte, erst die Anna Rosina v. Lötzen (1665), dann die Katharina v. Kamplack (Witwe 1692) heirathete und 1673 starb. Von seinen Kindern starb ein Sohn in kaiserlichen Diensten, vier andere starben jung; eine Tochter lebte noch 1690 als Gemahlin des Ewald v. Zitzwitz. Erhard, Erbherr auf Thengen, Pfandherr auf Moritten (1646), Supplitten und Dobnicken, war kursächsischer Oberstlieutenant und starb 1651, verm. mit Barbara v. Hohendorff, Witwe Albrecht's v. Weyssel (gest. 1656), die ihm fünf Kinder gebar. Von diesen starb Katharina Maria 1677 als Gemahlin des Otto Ludwig v. Auer, während Erhard Thengen besaß, das er 1669 verkaufte, 1659—86 als Pfandherr auf Moritten, Supplitten und Dobnicken erscheint, 1682 16 Hufen zu Gelkehmen und den Krug zu Pillugöhnen inne hatte, den er im nämlichen Jahre verkaufte. Er hatte von Anna Sophia v. Kamnick sechs Kinder, darunter den Sohn Erhard Heinrich, auf Sehmen und Taglick, brandenburgischer Lieutenant 1698, Rittmeister 1704, verm. erst mit Barbara v. Gabelenz (Mutter einer an Friedrich Wilhelm v. Weyssel verheiratheten Tochter), dann 1676 mit Helena Louise v. Hülsen (wieder verm. mit Konrad v. Manstein), die ihm gleichfalls nur zwei Töchter gebar, von denen Anna Barbara erst den Lieutenant Christoph Wilhelm v. Hülsen, dann den Fähnrich Christoph Heinrich v. Partheim heirathete.

2) Zweig Eustach's auf Weskeim.

Eustach besaß Weskeim, das er 1581 kaufte, Weisschnuren im Rastenburgischen und Bartelsdorf im Bartensteinischen 1618—23, war 1609 preußischer Landtagsmarschall und unterschrieb als solcher 1611 die Landes-Reversalien des Kurfürsten Johann Siegmund. Er heirathete Elisabeth Küchmeister v. Sternberg und hatte von ihr fünf Kinder: Maria 1620, Georg, von dem hernach, Elisabeth, lebte 1632—41 als Witwe des Friedrich v. Reimann, Anna, 1640 Gem. des Georg v. Polenz, und Gottfried, auf Weskeim, Plensen, Harmenhagen, Schaffstädt und Brostkarsten 1633, gest. 1649, verm. mit Margaretha v. Lossau, Vater des Friedrich, geb. 12. März 1640, verm. 1668 mit Katharina v. Roch (geb. 1649, wieder verm. an Balthasar Friedrich v. Frese, gest. 7. Jan. 1684) und gest. 3. April 1678, Großvater des Johann Friedrich, geb. 1672, verm. 1704 mit Beata Concordia Engelcke v. Bildekau, auf Plensen 1737, des Christof Albrecht, geb. 1673, hanoverscher Lieutenant 1706, der Anna Dorothea, geb. 1674, und der Katharina Louise, die 1699 den Oberstlieutenant Christian Ulrich v. Arnstedt (gest. 1728) heirathete.

Georg war 1635 Herr auf Weskeim, Weisschnuren und Schönwiese im Preußisch-Eylauischen und Oberkastenherr in Natangen; er hinterließ bei seinem am 7. Sept. 1648 erfolgten Tode von Dorothea v. Leßgewang zwei Töchter: Elisabeth, gest. 1666, verm. erst mit Michael Albrecht Ernst v. Egloffstein (gest. 1659), dann mit Albrecht v. Ostau (gest. 1671), und Christiane Susanna, Gem. des Andreas Bernhard v. Königseck, und einen Sohn Johann Albrecht, geb. 10. oder 12. Nov. 1635 auf Weskeim, Erbherr auf Weskeim, Weisschnuren, Schönwiese, Grünwalde, Wicken, Golmerinnen, Lockstein, Langen, Nerfken, Pudelkeim, Milucken, Stamm und Sorquitten. Nachdem derselbe zuerst in Königsberg den Studien obgelegen und eine Zeit lang bei dem Leßgewang'schen Regimente als Cornet gestanden, begab er sich auf Reisen, besuchte die kurfürstlichen Höfe, Frankreich, Holland und England, ward nach seiner Rückkehr von Johann Sobiesky zum polnischen Kammerherrn ernannt und fungirte hernach unter König Friedrich I. von Preußen als Hof- und Legationsrath; als solcher starb er am 17. Dec. 1721. Am 10. Nov. 1664 hatte er Elisabeth v. Schlieben geheirathet, die ihn nur kurz überlebte, da sie am 17. Febr. 1722 starb und darauf neben ihm in dem Erbbegräbnisse zu Eichhorn beigesetzt wurde. Mit ihrem Gemahl stiftete sie zu Sorquitten ein Hospital für fünf Insassen und dotirte es auf ewige Zeiten mit einer Hufe Land und zwei Gütern. Johann Albrecht dichtete auch einige Lieder, die uns noch erhalten sind. Von seinen 13 Kindern starben vier jung; die andern waren: a) Georg Dietrich, von dem hernach; b) Dorothea, verm. 1685 mit dem Major Adam Friedrich v. Polenz (gest. 1739); c) Johann Albrecht, geb. 1674, auf Weskeim, gest. 9. März 1735 als dänischer Oberst, ohne von Charlotte Tugendreich v. Tettau Erben zu hinterlassen; d) Abel Friedrich, geb. 1676, auf Schönwiese und Weisschnuren, 1756 sächsisch-polnischer

Hauptmann, stiftete, da seine Ehe mit Euphrosyne Dorothea Maria v. Borcke kinderlos geblieben, das Stipendium Groebenianum; c) Sophia Barbara, verm. 1717 mit Oberstlieutenant Georg Heinrich v. Meyerentz; f) Anna Helena, gest. Mai 1728, verm. mit Hauptmann Christoph Karl v. Canitz (gest. 1740); g) Christina Susanna, gest. 19. Dec. 1741, verm. 1706 mit Landrath Johann Melchior v. Roeder; h) Elisabeth Rosina, verm. 1702 mit Major Karl v. Wildenhain (gest. als Witwer 1708), und i) Eustach, geb. 1690, Erbherr der Miluckenschen und Sorquittenschen Güter, Hauptmann beim Waldburg'schen Bataillon, Amtsverweser zu Seheften, verm. 8. Nov. 1722 mit Charlotte Gottliebe Constanze v. Rickeritz (kinderlos, wieder verm. mit Generalmajor v. Bronikowski, dem sie die Güter des ersten Gemahls zubrachte), gest. im April 1746.

Georg Dietrich, geb. 19. Juli (oder 7. Febr.?) 1666, besaß Wicken, Pudelkeim, Quossen, Nerfken und Minten, heirathete erst die Katharina Barbara v. d. Groeben-Sehmen, verwitwete v. d. Groeben-Karschau (gest. Februar 1701), dann die Barbara Louise v. Tettau (geb. 1679, gest. 1. Juni 1751) und starb 1739 den 26. Sept. (oder 6. Nov.) als preußischer Hofgerichtsrath und Hofrichter. Derselbe hinterließ drei Töchter: Elisabeth Eleonora, geb. 1697, gest. 4. Mai 1784, verm. mit dem 1757 vor Prag gefallenen Generalmajor Georg Friedrich v. Amstell; Louise Gottliebe, geb. 1699, verm. mit Landrath Abraham Johann Gottfried v. Egloffstein und gest. 20. Juni 1796, und Katharina Eleonora, geb. 15. Febr. 1717, verm. mit Hans Ernst v. Queiß, gest. 24. Aug. 1747, und zwei Söhne: Heinrich Erhard und Georg Dietrich. Ersterer, geb. 1718, besaß Nerfken, Schönwiese und Paslack, war Hauptmann im Regimente v. Lehwald, heirathete 1757 die Albertine Katharina v. Saucken (geb. 1737, gest. Juli 1754), dann Albertine Sophia v. d. Gröben-Schwansfeld (wieder verm. mit Hauptmann v. Heyden), starb jedoch kinderlos 10. Dec. 1771. Sein Bruder Georg Dietrich, geb. 22. Oct. 1722 zu Königsberg, Herr auf Quossen, Pudelkeim, Minten, Grimholz und Dietrichswalde, zeichnete sich im siebenjährigen Kriege, namentlich bei Zorndorf, aus, wo er sieben Wunden erhielt, ward Generallieutenant, Chef eines Kuirassierregiments und Inspector der schlesischen Cavalerie, Ritter des Ordens pour le mérite, 1789 zweiter Kriegsminister und Director des 5. und 7. Departements des Ober-Kriegscollegium und starb am 10. Juli 1794 zu Berlin, von Johanna Antonia v. Koppy die einzige Tochter Wilhelmine Charlotte Louise Friederike, geb. 29. Nov. 1788, hinterlassend, die den Generallieutenant Freiherrn Karl Lebrecht v. Krafft auf Dietrichswalde (gest. 4. Jan. 1857) geheirathet hat.

3) Zweig Otto's auf Rödden.

Otto, Herr auf Rödden, Kobbern und Lump, war 1598 Amtshauptmann zu Balga und zeugte mit Anna v. Tettau fünf Kinder: a) Friedrich, gest. nach 1649; b) Mathilde, verm. v. Tiesenhausen; c) Dorothea; d) Susanna, verm. erst mit Albrecht v. Bochsen, dann mit Sigismund v. Wallenrodt, und e) Otto, auf Jesen, Kobbern, Groß-Gelluhnen, Kottilick und Wengitten, 1609 Landvoigt zu Schaaken, dann polnisch-schwedischer Geheimer Rath und Senator; er ward katholisch, daher in der Familie gemeinhin „der Päpstler" genannt, und verkaufte 1618 den Grund, auf dem die heilige Linde steht, an den polnischen Senator Stephan Sadorski. Sein Tod erfolgte am 12. April 1644; von Gertrud v. Roesen (gest. 1649) hinterließ er den Hans Georg, auf Sedlienen, Alt-Mühlhausen, Maraunen, Kemplack, Lapkeim, Neudorf, polnischer Kammerherr, gest. 21. Jan. 1656, der mit Anna Christina v. Rembow 1641 Zigrehnen erheirathete und den Otto erzeugte; letzterer starb unvermählt an der Pest 1662; die Güter fielen an den Landrichter Albrecht v. Ostau.

β) Linie Günther's auf Sehmen.

Günther, Erbherr auf Sehmen, Wicken, Rödden, Aplacken und Günthlau 1522—70, heirathete erst Katharina v. Rippen, dann Barbara v. Taubenheim, zuletzt M. v. Rauter und starb am 13. Oct. 1586. Aus seiner ersten Ehe stammten Christof und Erhard (gest. 8. Jan. 1587), Ursula, 1633, Gem. des Hans v. Loethen, und Hans, von dem unter 1); aus zweiter Margaretha, Gem. des Lorenz v. Bronsart, und Heinrich der Aeltere, von dem unter 2).

1) Zweig Hans' auf Wicken.

Hans auf Wicken (1589) erzeugte mit Barbara v. Roch den Hans, gest. jung, Otto, polnischer Rath 1621, und Friedrich den Aelteren, auf Wicken, Kobbern, Tappelkeim 1622—44, verm. mit Barbara v. Wilmsdorf (gest. vor 1626) und Vater des Hans Adam, der 1669 zu Königsberg als Landschaftsdeputirter gestorben ist, zuerst eine v. Proeckh (gest. 1666), dann Gertrud v. Knobloch (wieder verm. 1670 mit Joachim v. Zadow) zur Ehe hatte und u. a. die Maria, 1690 Gem. des Kaspar v. Wildenhain, und den Hans Wilhelm hinterließ. Letzterer war 1657 brandenburgischer Cornet im Kuirassierregimente Graf Wittgenstein, verkaufte 1671 Tappelkeim, besaß 1675 Erben im Ortelsburgischen und 1680 ein Gut im Amte Seheften und starb vor 1687, zwar vermählt, doch kinderlos.

2) Zweig Heinrich's des Aelteren auf Sehmen.

Heinrich, auf Sehmen und Aplacken 1632, hatte mit Dorothea (Anna) v. Eppingen fünf Kinder: a) Günther (gest. 1626), verm. mit Veronica v. d. Gröben (wieder verm. mit Severin v. Göbel), hatte drei Kinder, von denen eine Tochter noch 1696 als Gemahlin eines Lieutenant v. Weiß lebte; b) Friedrich, von dem hernach; c) Katharina 1632; d) Barbara, gest. vor 1632, und e) Heinrich, 1632 Mitbesitzer von Sehmen und Aplacken, gest. 1644, heirathete Katharina v. Canitz und hatte von ihr vier Kinder, unter denen der jüngste Sohn 1647 von seiner Mutter getödtet worden ist.

Friedrich, geb. 24. Aug. 1587, besaß Sehmen, Kobbern (das er gegen Winkeldorf vertauschte), Beeslak, Jesau, Partsch (vertauscht gegen Karschau), Rehstall, Peterkeim und Galbuhnen, war brandenburgischer Hauptmann, heirathete 1629 Katharina v. Schöplitz (gest. 1649 oder 14. Nov. 1665), Witwe des Günther v. Bronsart, und starb 3. Mai 1647 (oder 1650) mit Hinterlassung von sieben Kindern: a) Louise, Gem. des Rittmeisters Hans Wilhelm v. d. Mülbe; b) Katharina, Witwe 1647 von Bernhard Florian Winter v. Sternfeld; c) Georg Heinrich, von dessen Linie unter α); d) Otto Friedrich, von dessen Linie unter β); e) Johann Wolf, von dem hernach; f) Friedrich, geb. 1645 zu Karschau, ergriff bereits 1658 die militärische Carrière, entsagte ihr aber vorläufig nach Abschluß des Friedens von Oliva, bereiste 1661 Curland und trat dann wieder erst 1662 in polnische, dann in kaiserliche Kriegsdienste, stritt gegen die Türken, ward 1664 wieder polnischer Militär, zeichnete sich vielfach in Schlachten und bei Belagerungen aus und ward von Johann Sobiesky zum Generallieutenant und Chef eines Kuirassierregiments ernannt. Auch bei König Friedrich I. von Preußen stand er in hoher Gnade; er ward Amtshauptmann zu Osterode und Hohenstein; auch zog der König einst seinen Ring vom Finger und überreichte ihn Gröben, der ihn nebst dem Porträt seines Herrn zu ewigem Andenken aufzubewahren befahl. Er stiftete vier Majorate: Ponarien, Groß-Schwansfeld, Ludwigsdorf und Neudörfchen, sowie mit seiner Gemahlin Anna Barbara v. Podewils, Witwe des Christoph v. Schlieben (verm. 24. Jan. 1677, gest. 22. Jan. 1709), das v. d. Gröben'sche Stipendienhaus in Königsberg, erwarb auch Tharau und Spurwinnen und starb kinderlos am 23. Mai 1712 zu Groß-Schwansfeld; g) Barbara Dorothea, 1658 Witwe des Christoph v. Siegemund auf Skaticken.

Johann Wolf war erst brandenburgischer Cornet beim Kuirassierregimente Wittgenstein, entleibte 1664 den Thomas v. Byndlonski auf Nogath, ward dann holländischer Oberst und stand zuletzt in englischen Diensten. Er heirathete erst Barbara v. Falkenhayn, Erbin der Limse'schen Güter, dann Anna Margaretha v. Brumsen und starb 1692, aus erster Ehe hinterlassend die Barbara Louise, 1703 Gem. des Friedrich v. Polentz; die Katharina Elisabeth, geb. 7. Jan. 1663, gest. 13. Juni 1705, verm. erst 1679 mit Friedrich Wilhelm v. Polentz, dann 1681 mit Ludwig Ernst Köhn v. Jaski, gest. 1690, endlich 1693 mit Ernst v. Wallenrodt, gest. 1735, und den Georg Ludwig, auf Ludwigsdorf, Brunau, Limse und Bischdorf, polnischer Major, verm. mit Gottliebe Tugendreich v. Polentz (gest. 1737), verwitwete Finck v. Finckenstein, und gest. im April 1729; seine Tochter Dorothea Tugendreich starb jung, der einzige Sohn Friedrich am 18. März 1716 zu Mailand.

α) Linie Georg Heinrich's auf Beeslack u. s. w.

Georg Heinrich, geb. 14. Febr. 1630 zu Beeslack, besaß Beeslack, Jesau, Rehstall, Weterkeim, Peterkeim (1663), Ludwigsdorf und Bischdorf (1675), diente dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm erst als Oberstlieutenant und Escadronchef des Kuirassierregiments Wittgenstein namentlich gegen die Schweden, ward dann Generalmajor und 1689 Amtshauptmann zu Marienwerder und Riesenburg und starb am 6. Febr. 1697 zu Marienwerder. Seine Gattin Barbara Dorothea v. Gattenkofen (geb. 1635, gest. 16. Oct. 1694) gebar ihm eilf Kinder; drei Söhne starben jung [3]); die andern Kinder waren: a) Otto Friedrich, von dem unter V.; b) Christian Ludwig, von dem unter II.; c) Heinrich Wilhelm, von dem unter III.; d) Albrecht Sigismund, von dem unter I.; e) Wolf Sebastian, von dem unter IV.; f) Katharina Barbara, gest. Februar 1701, verm. 1683 mit Johann Kasimir Köhn v. Jaski, gest. 1684, dann mit Major Johann Friedrich v. d. Gröben, gest. 1696, endlich mit Georg Dietrich v. d. Gröben, gest. 1739; g) Christine Philippine, geb. 14. Aug. 1680, gest. 20. März 1718, verm. erst mit Johann Georg v. Pröck, dann mit Friedrich Wilhelm v. d. Goltz (gest. 1710), und h) Maria Elisabeth, gest. 8. Juli 1744, Gem. des Oberstlieutenants Johann Heinrich v. Frese (gest. 1704).

I. Zweig Albrecht Sigismund's (gest. 1715).

Albrecht Sigismund, geb. 1660, Erbherr der Beeslack'schen und Rehstall'schen Güter, war 1709 preußischer Oberstlieutenant und Commandeur des zweiten Land-Dragonerregiments, auch polnischer Oberst, und starb 1715. In seiner ersten Ehe mit der Freiin Maria Eleonore zu Eulenburg (verm. 1699) gewann er: Eleonore Louise, geb. 1699, gest. 5. April 1759, verm. 1716 mit Jacob Friedrich v. d. Gröben, gest. 1746; Dorothea Maria, Gem. des Majors Johann Karl v. Kowalski (gest. 1754), und Friedrich Heinrich Sigismund, geb. Juni 1703, auf Beeslack, Patschkau, Junglack und Lardehnen (seit 1737), verm. 1. Aug. 1725 mit Gertrud Hedwig v. d. Gröben und gest. 1770, Vater des Gottfried (geb. 1732, gest. 1738) und der Katharina Hedwig, geb. 1728, verm. 1774 mit dem Hauptmann v. Balliot (gest. 1777) und gest. 5. April 1795; in der zweiten mit Maria Gottliebe v. Canitz (geb. 1712) den Christoph Ludwig, geb. 6. Aug. 1705, Lieutenant, gest. 6. Sept. 1735, und vier Töchter: Katharina Gottliebe, Hofdame in Ansbach, dann Gemahlin des Ministers Philipp Friedrich v. Hutten (gest. 1782), gest. 1742; Maria Dorothea Louise, gest. im Januar 1737, verm. 1724 mit Christoph Fabian v. Auerswald (gest. 1728), dann 1731 mit Hauptmann Christoph Wilhelm v. Birckhahn; Albertine Charlotte, Gem. des Tribunalraths Friedrich Julius v. Bondeli, und Helena Barbara, die 1733 den Freiherrn Friedrich Wilhelm v. Schrötter auf Wohnsdorf heirathete.

---

3) Andere Nachrichten nennen als solche: a) Friedrich, auf Jesau, Hauptmann, verm. mit Adelgunde v. Schlieben, und gest. 1703, Vater der Barbara Katharina, Gem. des Albrecht Ludwig v. Hohendorff; b) Abraham, fiel 1683 als Oberst vor Wien; c) Hans Georg, Hauptmann, dessen einziger Sohn 1696 bereits todt war.

II. Zweig Christian Ludwig's (gest. 1739).

Christian Ludwig, geb. 13. Sept. 1658, Erbherr auf Schrengen, Warkeim, Kottittlack, Scharffs und Krakothin im Hauptamte Rastenburg, heirathete am 28. Jan. 1687 Freiin Maria Luise v. Heydeck (geb. 1667, gest. 13. Jan. 1712) und starb 1739 als polnischer Oberstlieutenant. Er ward Vater von 14 Kindern, von denen sieben jung starben, zu Jahren kamen nur: a) Barbara Katharina, geb. 1687, gest. 3. Nov. 1746, verm. erst mit Friedrich v. Kospoth, dann mit Georg Wilhelm v. Hohendorff (gest. 1734), endlich 1737 mit Georg Otto v. d. Mülbe (gest. 1743); b) Louise Charlotte, geb. 1690, gest. 1721, verm. mit Georg Albrecht v. Auer (gest. 1727); c) Helene Henriette, verm. mit Oberst Friedrich Wilhelm v. Ellert (gest. 1752); d) Maria Eleonore, geb. 1693, gest. 25. Aug. 1737, verm. mit Abraham Bogislaus v. d. Gröben (gest. 1733); e) Anna Beata, geb. 1694, verm. mit Oberst Georg Dietrich v. Troschke (gest. 1747); f) Sibylla Agnes, geb. 1698, Gem. des Kaspar Sigismund v. Frese, und g) Joachim Erdmann, geb. 29. Sept. 1702, auf Schrengen, Warkeim, Scharffs, Kottittlack, Krakothin, Parlöse, Sodau, Borken und Wolke, 1722 Fähnrich, 1726 Lieutenant, dann Hauptmann im Infanterieregimente Holstein, dimittirt 1736, verm. 13. Jan. 1734 mit Maria Katharina Louise v. d. Gröben (geb. 1714, gest. 4. Nov. 1755) und gest. 6. Mai 1754. Von ihren neun Kindern starben sechs in zarter Jugend; von den überlebenden heirathete die am 3. Sept. 1746 geborene Tochter Regina Amalie am 4. März 1762 den Landrath Wilhelm Bogislaw v. Gottberg (gest. 1804), der ältere Sohn Joachim Erdmann, geb. 23. Oct. 1734, auf Schrengen, war Hauptmann beim Regimente v. Canitz, stiftete ein Familienstipendium und starb unbeweibt; der jüngere Franz Friedrich, geb. 30. Jan. 1741, auf Schrengen und Wehlack, ward 1763 als Secondelieutenant entlassen und starb 1768, ohne Kinder von Albertine Ursula v. Knobloch (verm. 9. Jan. 1765), die 1771 eine zweite Ehe mit dem spätern Generallieutenant Friedrich Wilhelm v. Hausen einging.

III. Zweig Heinrich Wilhelm's (gest. 1729).

Heinrich Wilhelm, geb. 11. Aug. 1657 zu Schloßberg im Insterburgischen, erster Erb- und Majoratsherr auf Ponarien, Herr auf Liep, Behten (Beydetten), Jesau, Langheim, Wilmsdorf, Sonnenburg, Goldau, Bialken, Jodunken, Langwäldchen, Krörer, Royen, Schillings, Kollings, Seybersdorf, Bergling, Zoben, Falkenstein, Littauen, Wöterkeim, Susnicken, Lablack, Kotzels, Dreyhöfer, Spiegels, Bollienen, Bannaskeim (1715), Klein-Gelbuhnen, Glodowen, Leipe und Liebenau, erster Curator des v. d. Gröben'schen Stipendienhauses in Königsberg, bezog, nachdem er seinen Jugendunterricht bei den Jesuiten zu Rössel erhalten, 1675 die Universität Königsberg, disputirte unter Vorsitz des Tribunalraths Pauli, ging 1679 auf Reisen, 1682 nach Polen und von da nach Ungarn, wo er eine Compagnie Soldaten warb, Ofen belagern, als kaiserlicher Oberstwachtmeister Eperies, Kaschau und Leutsch einnehmen half; dann betheiligte er sich zu Wien bei Ausbesserung der jüngst von den Türken zerstörten Festungswerke, trat schließlich in polnische Dienste als Oberst, Chef eines Infanterieregiments und Commandant von Biallacerkiew in der Ukraine, entsagte aber dem Kriegsdienste, um sich daheim am 14. Juni 1691 mit Helene Euphrosyne v. Hohendorff, Witwe des Fabian v. Darbitz, zu vermählen. Dieselbe starb am 1. Sept. 1698 kinderlos, worauf er am 25. Nov. 1699 sich in zweiter Ehe mit der Gräfin Maria Eleonora v. Wallenrodt (gest. 5. Mai 1737) verband, die ihm 13 Kinder schenkte; er starb am 30. Aug. 1729. Von seinen Kindern sind sechs jung verstorben; die überlebenden waren: a) Christoph Friedrich, geb. 17. Oct. 1700, zweiter Majoratsherr auf Ponarien, gest. 4. März 1731 als preußischer Lieutenant; b) Georg Heinrich, von dem hernach; c) Johann Ernst, geb. 21. Juni. 1704, auf Jesau, Klein-Gelbuhnen und (seit 1745) Götschendorf, preußischer Rittmeister beim Kuirassierregimente Graf Geßler, gest. im Mai 1759. Er heirathete am 26. April 1745 Charlotte Albertine v. Gottberg (geb. 1726, gest. 2. Mai 1759) und hinterließ drei Töchter: Johanna Albertine, geb. 1749, gest. 15. Dec. 1797, verm. mit Freiherrn Erhard Ernst v. Buddenbrock; Charlotte Adelgunde, verm. 1775 mit Alexander v. Bronsart (gest. 1790), und Friederike Wilhelmine, verm. 1772 mit Matthias Friedrich v. d. Gröben auf Groß-Schwansfeld (gest. 1782); d) Sigismund Albrecht, geb. 28. Juli 1705, auf Wilmsdorf, Official des pomesanischen Consistorii, gest. Mai 1738, verm. 17. Febr. 1733 mit Gräfin Charlotte Louise v. Wallenrodt, Vater der Charlotte Helena Albertine, geb. 1738, die zuerst den Georg Gabriel v. Hirsch (gest. 1757), dann den Tribunalrath Friedrich Ludwig v. Auer heirathete; e) Helena Katharina, geb. 14. Juni 1707, gest. Juli 1744, verm. 9. Febr. 1724 mit Oberst Daniel v. Rochow (gest. 1735), dann April 1740 mit Johann Ludwig v. Bredow; f) Wilhelm Ludwig, geb. 28. Febr. 1710, Erbherr der Langheim'schen Güter, auf Liep, Gudnicken und Bialken, Oberappellations-Gerichtsrath, Ritter des Johanniterordens (1764), gründete am 23. Jan. 1772 das Langheim'sche Familienfideicommiß und starb unvermählt am 12. Juli 1785, und g) Abraham Benjamin, geb. 20. Juli 1714, auf Liebenau und Goldau, Rittmeister im Kuirassierregimente Alt-Waldau, gest. im Januar 1754.

Georg Heinrich, geb. 1. Dec. 1701, folgte dem Bruder als dritter Majoratsherr von Ponarien, wie in den meisten übrigen väterlichen Gütern, besaß auch Markinnen, Haasenberg, Serben, Kallisten und Steffenswalde (verkauft 1747), ward 1728 Hofgerichtsrath und 1740 Landrath und starb im August 1759. Von seiner Gemahlin Baronesse Maria Louise v. Hoverbeck (geb. 1711, gest. 1742) hatte er zwei Töchter: Helene Henriette, Gem. des Freiherrn Karl v. Hoverbeck; Louise, gest. 1798, verm. 1753 mit Alexander Christoph v. Saucken, dann 1765 mit Hauptmann v. Olwitz, hernach mit einem v. Schack und schließlich mit einem v. Butt-

lar (?), und den Sohn Johann Wilhelm Ludwig, geb. 1735, vierter Majoratsherr auf Ponarien, preußischer Geheimer Rath, gest. 1789. Er heirathete die Reichsgräfin Wilhelmine v. Schlieben (wieder verm. mit dem Oberst v. Wagenfeldt) und hinterließ von ihr zwei Töchter: Friederike Henriette Eleonore, geb. 22. Febr. 1773, gest. 179., verm. 27. Dec. 1793 mit dem Lieutenant Alerander Gottlob Friedrich Karl de la Chevallerie, und Johanna Charlotte Amalie, geb. 23. März 1775, gest. unvermählt, und den Sohn Wilhelm Johann Heinrich Kasimir, geb. 26. Aug. 1771, fünfter Majoratsherr auf Ponarien mit Zubehör, auf Jesau und Bannaskeim (verkauft 1794), auf Reichen, Willenau, Pobenden, Senglau, Eckfeld, Tomlack (sämmtlich 1798 verkauft). Derselbe wurde 19. Sept. 1786 nebst den übrigen Majoratsbesitzern in den preußischen Grafenstand erhoben, doch sollten bei seinem unbeerbten Ableben die Familiengüter an Ernst Wolfgang v. d. Gröben auf Schrengen fallen, was auch geschah, da er am 17. Febr. 1809 unvermählt gestorben ist.

IV. Zweig Wolf Sebastian's (gest. 1717).

Wolf Sebastian, geb. 13. Aug. 1661, zweiter Majoratsherr auf Groß-Schwansfeld, Herr auf Tolksdorff, Babzins, Altendorff, Schönfließ, Bialken, Goldau, Romsdorf (seit 1707), Davidts und Prowehren, preußischer Oberst, Amtshauptmann und Landrath zu Rastenburg, starb am 7. Dec. 1717. Er vermählte sich zuerst am 12. Febr. 1687 mit Juliana Charlotte Küchmeister v. Sternberg (gest. 23. Jan. 1693), dann am 15. Febr. 1695 mit der Freiin Anna Beata zu Eulenburg (gest. 28. Dec. 1724) und hinterließ von jener drei Töchter: Juliane Charlotte, geb. 30. Aug. 1689, gest. 6. Juni 1761, verm. 8. Juli 1704 mit Sigismund v. Hohendorff, dann mit Albrecht Friedrich v. Fröbner (gest. 1729); Barbara Helena, geb. 11. Nov. 1691, gest. 1740, Gem. des Hauptmanns Albrecht v. Ostau, und Katharina Elisabeth, geb. 16. Jan. 1693, gest. 1743, verm. erst 1713 mit Johann Friedrich v. Pröck (gest. 1733), dann mit Johann Friedrich v. Keith, von dieser aber sieben Kinder (fünf andere starben jung): a) Johann Georg, geb. 18. Dec. 1696, dritter Majoratsherr auf Groß-Schwansfeld, Herr auf Paslak und Schönfließ, Lieutenant a. D., preußischer Kammerherr, Amtsverweser zu Seheften (1740—44) und zu Rastenburg (1744—51), verm. 14. Dec. 1726 mit Maria Katharina v. Kanacher-Paslak (gest. 15. März 1728 kinderlos), dann 17. Febr. 1730 mit Freiin Eleonora Concordia Levina v. Droste (geb. 1709), von der ihn eine Tochter überlebte, Sophia Albertine, geb. im November 1730, verm. erst mit Heinrich Erhard v. d. Gröben auf Nerfken (gest. 1772), dann mit dem Hauptmann Jacob Lebrecht v. Heyden (gest. 1812); b) Anna Barbara, geb. 4. Jan. 1698, gest. Januar 1747, verm. 1716 mit Hauptmann Georg Wilhelm v. Prömock (gest. 1734); c) Louise Eleonore, geb. 20. März 1700, gest. 3. Mai 1740, verm. 1722 mit Julius Ernst v. Wallenrodt (gest. 1733); d) Gertrud Hedwig, geb. 5. Sept. 1706, Erbin von Romsdorf, verm. 1725 mit Friedrich Heinrich v. d. Gröben auf Beeslack; e) Heinrich Wilhelm, geb. 3. April 1710, auf Diebowen, 1743 Fähnrich, 1749 Lieutenant, verm. mit Juliane Victoria, Tochter des Hofmaklers Mahl; f) Maria Eleonora, geb. 4. Nov. 1711, gest. 1752, verm. 1728 mit Achatius Gottfried v. Borcke (gest. 1745), und g) Wolf Ludwig, geb. 3. März 1709, erst Dragonerlieutenant, gest. als Husarenrittmeister 1741 in Schlesien, verm. mit Henriette Dorothea v. Eickstedt, die ihm eine Tochter (geb. 1740, vermählte v. Bismarck) und den Sohn Matthias Friedrich 1741 gebar. Derselbe folgte dem Oheim als vierter Majoratsherr auf Groß-Schwansfeld, besaß ferner Pötschendorf und Sporwinnen, ward 1762 preußischer Stabscapitän, heirathete 1772 Friederike Wilhelmine v. d. Gröben-Jesau und starb am 30. März 1782 zu Königsberg. Er hinterließ vier Kinder: a) Henriette Wilhelmine Louise Albertine, geb. 1773, gest. 14. April 1830, verm. 28. Mai 1794 mit Friedrich Kaspar Joseph v. Auerswald; b) Matthias Wilhelm Gottlob, geb. 1779, Dr. juris, gest. unvermählt; c) Friedrich Karl Günther Gottlob, geb. 1781, Erbherr auf Pötschendorf 1800, gest. als Dragonerlieutenant a. D. 15. Juni 1851 zu Rössel, und d) den Nachfolger im Majorate Friedrich Ludwig Gotthilf, geb. 25. Jan. 1776, am 19. Sept. 1786 in den preußischen Grafenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben, verm. 6. Juni 1814 mit Freiin Charlotte v. Buddenbrock (geb. 3. Jan. 1795, gest. 13. Sept. 1845) und gest. 14. Juli 1850. Er hinterließ drei Töchter: Louise, geb. 1816, verm. 1843 mit Ernst Köhn v. Jaski, jetzt Ober-Regierungsrath in Münster; Elise, geb. 1817, und Fanny Therese Leopoldine, geb. 15. Juli 1820, verm. 1847 mit dem Kammerherrn Wilhelm v. Kunheim auf Juditten, und den Sohn Ludwig, geb. 21. Juni 1815, zweiten Grafen von Groß-Schwansfeld, seit 1854 Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit für Samland und Natangen, Ritter des Johanniterordens 1858, Curator des Langheim-Liep'schen Gesammtfideicommisses, Inspector der v. d. Gröben'schen Stipendienstiftung, verm. 22. Oct. 1852 mit Maria Albertine Bernhardine Louise v. Arnim-Laffehne (geb. 11. Juli 1832); aus ihrer Ehe leben: Lydia, geb. 21. Dec. 1855, Heinrich und Hedwig, Zwillinge, geb. 12. Aug. 1857, und Editha, geb. 1861.

V. Zweig Otto Friedrich's (gest. 1728).

Otto Friedrich, geb. Ostersonntag 1657 zu Pratten im Ermlande, wo sein Vater im Quartier lag, Majoratsherr auf Neudörfchen, Erbherr auf Rosaynen und Zygahnen im Marienwerder'schen und Groß-Klitten im Preußisch-Eylau'schen (1718), ohne Frage der bedeutendste Mann seines Geschlechtes. Seine ersten Jahre verlebte er im Hause einer adeligen Witwe zu Tappelkeim, kam 1660 nach Marienwerder und besuchte von 1666—75 die Jesuitenschule in Rössel. Dann trat er in Begleitung des Obersten Meglins eine Reise nach Italien und Malta an, wo letzterer verschiedene Aufträge an den Großmeister auszurichten hatte, besuchte Kandia,

Cypern, das heilige Land, wo er seiner protestantischen Confession wegen manche Verdrießlichkeiten hatte, Aegypten, den Sinai und Horeb und beschrieb diese fünfjährige Fahrt in seinem auch der statistischen Nachrichten wegen noch immer schätzbaren Werke: „Orientalische Reisebeschreibung des Brandenburgischen Pilgers" (mit vielen Holzschnitten). Marienwerder 1694. 4. Auch weilte er längere Zeit in Paris, London, Amsterdam und Hamburg, ward dann 1680 brandenburgischer Kammerjunker und ging 1682 auf Befehl des Kurfürsten Friedrich Wilhelm nach Guinea, um mit den dortigen Negerfürsten wegen Anlegung einer brandenburgischen Festung zu unterhandeln. Er blieb dort 18 Monate und baute das Fort Friedrichsburg, doch blieben die Erwartungen der afrikanischen Handelsgesellschaft unerfüllt, und dieser erste Versuch zur Begründung einer preußischen Marine ward bald aufgegeben. Gröben blieb nach seiner Heimkehr drei Jahre in Marienwerder, behagte sich indessen nicht in dieser Ruhe und bat bald um die Erlaubniß, mit den Venetianern den Türkenkrieg in Morea mitmachen zu dürfen; sie ward ihm gewährt. Endlich entsagte er dem Seeleben, heirathete am 13. Mai 1687 Anna Barbara v. Schlieben (geb. 1672, gest. 29. Juli 1703), dann 22. April 1704 Freiin Helena Maria Truchseß v. Waldberg (geb. 1681, gest. 8. Juli 1710), endlich 10. Aug. 1711 Louise Juliane v. Canitz, Witwe des Majors Franz Sigismund v. Plotho (gest. 26. Dec. 1740), und beschloß am 30. Juni 1728 sein Leben als brandenburgischer und polnischer Generalmajor, Amtshauptmann zu Marienwerder und Riesenburg und Ritter des Ordens pour la générosité. Er hatte im Ganzen 18 Kinder, neun aus erster, sechs aus zweiter, drei aus dritter Ehe; doch starben fünf davon jung; so auch der erste, dritte und fünfte Sohn Abraham, Isaak und Georg Jacob; zu Jahren kamen folgende 13: a) Abraham Bogislaw, geb. 23. Mai 1689, auf Neudörfchen, Wöterkeim und Boritten, polnischer Major, verm. mit Maria Eleonore v. d. Gröben-Schrengen und gest. 15. März 1733, hatte zwei Töchter: Barbara Louise, geb. 1715, und Juliane, geb. 1726, und den Sohn Otto Ludwig, geb. 4. Juni 1704, dritter Majoratsherr auf Neudörfchen, 1739 Fähnrich im Regimente Holsteen, 1742 als Secondelieutenant cassirt, verm. 4. Jan. 1736 mit Louise Henriette v. d. Gröben, von der eine im December 1736 geborene, wol früh verstorbene Tochter Maria Louise, und gest. im März 1761 zu Danzig; b) Anna Barbara, geb. 21. Jan. 1691, gest. 14. Febr. 1708, verm. 1706 mit Bogislaw Albrecht v. Oelsen; c) Jacob Friedrich, geb. 27. Dec. 1693, auf Groß-Klitten, Preußisch-Wilten und Wopen (beides verkauft), gest. 13. Juni 1747, hinterließ von Eleonore Louise v. d. Gröben-Beeslack (verm. 5. Juni 1716, gest. 4. April 1759) sechs Kinder: α) Barbara Gottliebe 1763, unvermählt; β) Louise Henriette, verm. 1736 mit ihrem Vetter Otto Ludwig auf Neudörfchen; γ) Otto Dietrich, geb. 1726, blieb als preußischer Dragonerlieutenant im Regimente v. Plettenberg am 2. Sept. 1759 bei Meißen; δ) Katharina Eleonore, verm. erst mit Hauptmann v. Bogurski (gest. 1763), dann mit Lieutenant v. d. Schrick; ε) Maria Dorothea, geb. Januar 1730, verm. mit Georg Albrecht v. Hohendorff (gest. 1757), und ζ) Friedrich Sigismund, geb. 1721, seit 1761 vierter Majoratsherr auf Neudörfchen, auch auf Groß-Klitten und Skablack 1779, Lieutenant a. D., verm. 1754 mit einer v. Auerswald (geb. 1735, gest. 23. März 1796); derselbe hinterließ nur vier Töchter: Charlotte, Gem. des Majors Sigismund v. Maltitz; Caroline, gest. 11. Aug. 1819, verm. mit Adolf v. Tettau auf Tolks; Henriette, verm. erst mit Friedrich v. Nordenflycht, dann mit Friedrich Otto Christian v. Kurowski (gest. 1820), und Aurelia, verehelichte v. Kleist; d) Maria Eleonore, geb. 21. Juli 1695, Gem. des Moritz Dietrich v. Weyher; e) Katharina Charlotte, geb. 16. Dec. 1696, Gem. des Johann Ernst v. Janitz; f) Katharina Barbara, Gem. des Albrecht Ludwig v. Hohendorff; g) Joachim Heinrich, von dem hernach; h) Otto Eugen Friedrich, geb. 13. Nov. 1706, gest. als Student 1722; i) Karl Ernst, geb. 29. Dec. 1707, preußischer Lieutenant und Johanniter 1735, dann kaiserlicher Hauptmann, gest. als französischer Major; k) Johann Georg, von dem nach dem Bruder; l) Otto Friedrich, geb. 18. Mai 1712, auf Reyken und Keilhof, preußischer Oberstlieutenant beim Garnisonregimente v. Manteuffel, verm. mit Louise Beata v. Prömock, des Ernst Heinrich v. Weyssel auf Reyken Witwe (gest. 1753); von ihren sieben Kindern starben sechs jung, Friederike Beata, geb. 1. Febr. 1751, heirathete 1778 den Hauptmann und Zollkassen-Rendanten Johann Karl v. Schmidtkow (gest. 1802) und gründete als Witwe die v. d. Gröben-Schmidtkow'sche Stiftung; m) Christoph Ludwig, geb. 4. Juli 1713, ging 1744 nach Livorno und von da nach Corsica und starb unvermählt als kaiserlicher Oberst, und n) Maria Katharina Louise, geb. 10. Aug. 1714, verm. 1734 mit Joachim Erdmann v. d. Gröben auf Schrengen (gest. 1754).

Joachim Heinrich, geb. 8. Juli 1705, Erbherr auf Ludwigsdorf, auch auf Bambzow in der Mark und Ruhleben im Magdeburgischen, Ritter des Johanniterordens und preußischer Oberstlieutenant, starb 1768 und hinterließ von Louise Henriette Sophie v. Hünicke (geb. 1718, verm. 1738, gest. 25. Jan. 1772) fünf Kinder: a) Caroline Elisabeth Christine, geb. 21. Juni 1739, gest. als Dechantin des Stiftes Herford 10. April 1799; b) Friedrich, geb. 27. Oct. 1742, gefallen 1762 als preußischer Grenadierlieutenant; c) Wilhelm Ludwig Heinrich, geb. 15. Jan. 1745, preußischer Major und Ritter des Johanniterordens, geblieben 13. Juli 1794 bei Johanniskreuz, verm. mit einer v. Kropf, von der er drei Söhne hatte; d) Otto August Heinrich, geb. 2. April 1741, fünfter Majoratsherr auf Neudörfchen, preußischer Oberstlieutenant und Adjutant des Herzogs von Braunschweig-Bevern, Ritter des rothen Adler- und Johanniterordens, heirathete am 23. Juli 1776 Sophie Louise Wilhelmine v. Podewils (geb. 25. Oct. 1745, gest. 4. Aug. 1800), ward 1786 in den preußischen Grafenstand nach dem Rechte der Erstgeburt er-

hoben, starb jedoch am 11. April 1810 ohne Kinder; e) **Karl Ernst**, geb. 6. Febr. 1750, Cavalerieoberst, Ritter des Ordens pour le mérite, Commandeur des Dragonerregiments v. Brüsewitz, 1806 als Generalmajor verabschiedet, Erbherr auf Ostrowo in Schlesien und Merz in Preußen, starb 1809. Von seiner Gemahlin Dorothea Auguste Sophie v. Podewils, verwitweten Generalin v. Reitzenstein, hatte er eine Tochter Ernestine Friederike, verm. Juli 1798 mit Lieutenant v. Aschenbach, und einen Sohn **August Karl Wilhelm**, geb. 1784, zweiter Graf auf Neudörfchen seit 1810, Premierlieutenant im 12. ostpreußischen Kuirassierregimente, blieb 1813 im Duell gegen einen Herrn v. Heyking, den er ebenfalls erschoß; aus zweiter Ehe mit Friederike Louise v. Platen (gest. 18. Febr. 1804) kamen: Charlotte, geb. 1789, gest. 3. Oct. 1807; **Johann Karl Ernst**, dritter Graf auf Neudörfchen, gefallen 16. Oct. 1813 bei Leipzig; Charlotte Friederike Auguste, vermählte Rittmeister v. Wanneng, und Sophie Julia, verehelichte Freifrau v. Reinsberg.

Johann Georg, geb. 16. Jan. 1709 zu Limse, Erbherr zu Limse im Marienwerder'schen, Launicken, Eschergellen, Gunkeln, Jautecken im Gerdauen'schen und Arnstein im Brandenburgischen, welches er 1730 mit Gertrud Gottliebe v. Troschke (geb. 1706, gest. 3. Sept. 1776) erheirathete, jedoch nebst den Tolksdorf'schen Gütern im Rastenburgischen verkaufte, starb am 10. Febr. 1777; von eilf Kindern wuchsen heran: a) **Gottlieb Friedrich Wilhelm**, geb. 14. April 1731, und b) **Ludwig Heinrich Wilhelm**, geb. 22. Oct. 1737, geblieben bei Zorndorf als Dragonerlieutenants 1758; c) Eleonore Adelgunde Gertrud, geb. 29. Aug. 1741, gest. unvermählt 1794; d) Beata Johanna Albertine, geb. 11. Dec. 1743, Gem. des Obersten Freiherrn Johann Albrecht v. Buddenbrock; e) **Hans August Karl**, geb. 7. Febr. 1746, Gardelieutenant, seit 1774 verschollen, und f) **Ernst Wolfgang Albrecht**, geb. 12. April 1740, Erbherr auf Schrengen, Jesau, Bannaskeim, Kottittlack, Scharfs, Chostzoewen, welche Güter er 1796 verkaufte, seit 1809 Majoratsherr auf Ponarien, Premierlieutenant a. D., Director des Hospitals zu Königsberg, Ritter des Johanniterordens, wurde 1786 mit seiner gesammten Nachkommenschaft in den preußischen Grafenstand erhoben und starb am 11. Nov. 1818, nachdem er sich 1776 mit Albertine Louise Ernestine v. Ostau (geb. 2. Aug. 1756, gest. 17. Jan. 1812) vermählt hatte. Aus ihrer Ehe stammten sechs Kinder: Caroline, geb. 9. Nov. 1777, gest. 15. März 1843, verm. 11. Sept. 1794 mit Karl Wolfgang v. d. Gröben-Grosnitz (gest. 1832); Friederike, geb. 10. Juni 1779, gest. 1857 zu Dresden, verm. 15. Juli 1796 mit Graf Wilhelm Ludwig v. d. Gröben (gest. 1829); Ernestine, gest. 1840, verm. 17. Febr. 1817 mit Reichsgraf Alexander von Maltzan; **Wilhelm**, Stifter der Linie **Ponarien**, von dem hernach; **Friedrich Wilhelm August Ernst**, geb. 17. Sept. 1786, Majoratsherr auf Neudörfchen, Ehrenritter des Johanniterordens, Kammerherr und Kuirassierrittmeister a. D., gest. 2. Aug. 1846, verm. 5. Jan. 1825 mit Caroline Louise Eleonore Beneckendorf v. Hindenburg (geb. 31. Aug. 1803), und **Karl**, Stifter der Linie Neudörfchen, von dem später.

Graf **Wilhelm**, geb. 5. Nov. 1784, fiel als Premierlieutenant und Adjutant im 1. ostpreußischen Kuirassierregimente, Ritter des Ordens pour le mérite, am 2. Mai 1813 bei Lützen. Er hatte am 22. April 1811 Ida Johanna Ottilie v. Auerswald (geb. 1. Febr. 1791, gest. 4. März 1868 zu Hoheneck im Würtembergischen) geheirathet, die sich als Schriftstellerin und Dichterin auf religiösem Gebiete bekannt gemacht hat. Von ihren beiden Söhnen starb der jüngere, Wilhelm Sigurd, geb. 31. Oct. 1813, bereits am 30. Oct. 1814, der ältere, **Arthur Johann Wolfgang Albrecht Wilhelm**, geb. 17. Febr. 1812, folgte 1818 dem Großvater im Besitze von Ponarien und lebt als Rechtsritter des Johanniterordens, Premierlieutenant a. D., Mitglied des Herrenhauses für das Oberland in der Provinz Preußen seit 1854, seit 1857 für die Familie v. d. Gröben als Besitzer des Langheim'schen Fideicommisses, sowie als Provinzial-Landtags-Abgeordneter des Kreises Alt-Mohrungen, seit dem 3. Sept. 1837 in der Ehe mit Freiin Auguste Emilie Asta Ernestine v. Dörnberg (geb. 1. Mai 1813). Von ihren 14 Kindern starben zwei jung; Karl Arthur Wilhelm Unico, geb. 22. Juni 1844, fiel als Husarenlieutenant am 2. Febr. 1864 bei Missunde; die lebenden sind: Anna, geb. 21. Juni 1838; Asta, geb. 19. Juli 1839; Selma, geb. 30. Sept. 1840; Elisabeth, geb. 23. Nov. 1841; Lydia, geb. 28. Mai 1846; Julia, geb. 30. Dec. 1848; **Wilhelm**, geb. 16. März 1850, Husarenlieutenant; Clara, geb. 11. Nov. 1852; Wanda, geb. 2. Juni 1854; Harald, geb. 1. März 1856, und Roderich, geb. 2. Juli 1858.

Graf **Karl**, geb. 17. Sept. 1788, besitzt seit 1846 das Majorat Neudörfchen, ist preußischer General der Cavalerie, Generaladjutant des Kaisers, Chef des 2. schlesischen Uhlanenregiments Nr. 2, Mitglied des Herrenhauses für den Grafenverband der Provinz Preußen, Ritter des schwarzen Adlerordens, wie zahlreicher anderer höchsten Orden, Ehrenritter des Johanniterordens, verm. 8. Juni 1816 mit Freiin Selma Thusnelda v. Dörnberg (geb. 6. Juli 1797, gest. 28. Jan. 1869). Dieselbe gebar zehn Kinder, von denen fünf in jungen Jahren starben; die andern sind: a) **Georg Reinhold**, geb. 16. Juni 1817, Generalmajor und Commandeur der 14. Cavaleriebrigade, verm. 24. Mai 1854 mit Gräfin Elisabeth Charlotte zu Münster-Ledenburg; aus ihrer Ehe leben vier Töchter: Selma, geb. 8. Nov. 1856; Asta, geb. den 9. Nov. 1858; Hyma, geb. 10. Sept. 1862, und Erna, geb. 27. Oct. 1868; b) **Albrecht Wilhelm**, geb. 2. Dec. 1818, gest. 13. Juni 1864 als Major und Stabsofficier im 3. Uhlanenregimente, verm. 27. Mai 1858 mit Gräfin Mathilde Kielmansegge (geb. 26. Mai 1838), von der Therese, geb. 12. Sept. 1859, und Unica, geb. 18. April 1861; c) **Siegfried**, geb. 8. Oct. 1825, auf Martenshagen im Kreise Franzburg, Ehrenritter des Johanniterordens, Major a. D., seit 23. Jan. 1864 Witwer von Freiin Hedwig v. Krassow (geb. 29.

Juni 1841, verm. 17. Sept. 1859) und Vater von Selma, geb. 27. Dec. 1860, Anna, geb. 21. März 1862, und Karl, geb. 12. Jan. 1864; d) Friedrich Wilhelm Walter, geb. 13. Sept. 1827, Oberst und Commandeur des 1. brandenburgischen Uhlanenregiments Nr. 3, und e) Günther Wilhelm Karl, geb. 11. Juli 1832, Rittmeister und Escadronschef im Garde-Husarenregimente.

β) Linie Otto Friedrich's auf Karschau.

Otto Friedrich, geb. 16. Jan. 1631, besaß Karschau, Beeslack, Rückgarben, Pilwe und Schültz, die er beide wieder verkaufte, heirathete Katharina Elisabeth v. Kalckstein, Erbin von Pilwe (wieder verm. mit einem Herrn v. Podewils) und starb als polnischer Oberstlieutenant am 28. März 1692 zu Rückgarben; die Linien seiner beiden einzigen Söhne folgen unter I. und II.

I. Zweig Johann Friedrich's (gest. 1696).

Johann Friedrich, geb. 15. Febr. 1670 zu Karschau, besaß außer diesem Gute auch Rückgarben, wo er am 20. März 1696 gestorben ist, Winkeldorf, Bollendorf, Gelbisch, Wilmersdorf, Schlink, Jenkenwalde, war preußischer Major und hinterließ von Katharina Barbara v. d. Gröben (verm. 1687, wieder verm. mit Georg Dietrich v. d. Gröben auf Nerfken und gest. im Februar 1702) sieben Kinder: a) Johann Friedrich, geb. 1688, polnischer Hauptmann, ging 1702 nach Ungarn; b) Otto Heinrich, von der Nachfolge ausgeschlossen, ging in kaiserliche Kriegsdienste; c) Euphrosyne Beata, heir. 11. Febr. 1717 Friedrich Wilhelm v. Brarein (gest. 1751) und starb 5. Oct. 1754; d) Katharina Barbara, heir. erst Hauptmann Fabian Sebastian v. Langenau, dann Hauptmann Johann Dietrich v. Brandt (gest. 1734), endlich 1739 Oberst Hans Jacob v. d. Mülbe (gest. 1755) und starb 16. März 1755; e) Wilhelm Ludwig, geb. 2. Juli 1690, auf Karschau und Tharau, Hofgerichts-Vicepräsident, auch Tribunal- und Pupillenrath, Präsident des samländischen Consistoriums zu Königsberg, 1741 Hofrichter, 1751 wirklicher Geheimer Rath, Staats- und Kriegsminister, gest. 28. März 1760; er heirathete zuerst 23. Nov. 1724 Freiin Beata Eleonore v. Hoverbeck (geb. 30. Juli 1708, gest. 5. März 1725), dann 27. Mai 1727 Margaretha Emerentia v. Canitz (gest. 1729), von der er eine Tochter hatte, Katharina Sophia Auguste, geb. Mai 1728, verm. 2. Oct. 1749 mit dem Kriegs- und Domänenrathe Joachim Christian v. Blumenthal, und gest. 24. Dec. 1750; f) Christoph Abraham, von dem unter א), und g) Karl Kasimir, von dem unter ב).

א) Zweig Christoph Abraham's (gest. 1740).

Christoph Abraham, geb. 7. Aug. 1691 zu Wilmsdorf, Herr auf Skandau und polnischer Hauptmann, heirathete 30. Mai 1726 Freiin Maria Eleonore zu Eulenburg (geb. 1. April 1703, wieder verm. 1744 mit Major Michael Albrecht v. Gaudekker, gest. 4. Febr. 1755) und starb 27. April 1740 zu Plensen. Ihn überlebte ein einziger Sohn Friedrich Gottfried, geb. zu Skandau 11. Sept. 1726, Erbherr auf Weslienen, Fedderau, Larbehnen, Pohren, Wolitnick, Pamern, Bolbitten, Lokehmen, Schölen, Rödersdorf und Schönrade im Hauptamte Balga, vorher auf Skandau und Skantlack. Derselbe war erst Landrath des Barten'schen Kreises, dann Obermarschall, zuletzt Landhofmeister des Königreichs Preußen und wirklicher Geheimer Staats- und Kriegsminister, Präsident des Consistoriums und der Special-Kirchen- und Schulen-Deputation, auch Director des großen königsberger Waisenhauses, Ritter des großen Rothen Adler- und Johanniterordens, und wurde 1786 mit allen seinen Nachkommen in den preußischen Grafenstand erhoben. Er heirathete zuerst den 22. Sept. 1751 Friederike Johanna Margaretha Elisabeth v. Rohr (geb. 10. Febr. 1733, gest. 6. Aug. 1760), dann die Gräfin Sophia Caroline Truchseß v. Waldburg (geb. 18. Mai 1740, gest. 28. März 1815) und starb am 7. Aug. 1799. Aus erster Ehe entsproß Katharina Margaretha Hedwig, geb. 24. Aug. 1753, gest. 28. Juli 1817, Gem. des Grafen Ernst Christoph zu Eulenburg (gest. 1789), aus zweiter Karl Heinrich, geb. 19. Aug. 1763, Erbherr auf Pohren, gest. 1820, und Wilhelm Ludwig, geb. 23. Dec. 1765, Erbherr auf Weslienen, Dragonerlieutenant beim Regimente v. Werther, kaufte 1793 die Hasenberg'schen Güter (verkauft 1803), seit 20. Mai 1823 Oberburggraf des Königreichs Preußen, Hofmarschall des Prinzen Wilhelm von Preußen, gest. 16. Dec. 1829. Er heirathete 22. Juli 1796 Gräfin Friederike v. d. Gröben-Ponarien (geb. 1779, gest. 1859) und hinterließ von ihr den Grafen Ernst Leonhard Anton Julius, geb. 10. Juli 1806, Premierlieutenant und Geheimer Postrath a. D., Mitglied der Generalcommission, Ehrenritter des Johanniterordens, dienstthuender Kammerherr bei der Fürstin von Liegnitz, verm. 1. Jan. 1832 mit Freiin Therese Pauline Amalie v. Nostitz-Rothenburg (geb. 14. Febr. 1814, gest. 12. Juli 1843). Aus dieser Ehe entsproßten: Wilhelm Ludwig, geb. 17. Nov. 1833, gest. als Seecadet; Amalie Friederike Selma, geb. 4. Aug. 1839, verm. 14. Mai 1858 mit Graf Wilhelm v. Schlieffen, und Maria Charlotte Adelgunde, geb. 23. Juli 1841, dienstthuende Hofdame bei der Fürstin Auguste von Liegnitz.

ב) Zweig Karl Kasimir's (gest. 1767).

Karl Kasimir, geb. 1692, Herr auf Plensen, ward 1735 katholisch, heirathete zuerst eine Dame aus Dänemark, dann 1724 Henriette Wilhelmine v. Leßgewang (geb. 1703) und starb 1767. Die zweite Ehe blieb kinderlos, aus der ersten stammte Karl Abel, geb. 1718, auf Plensen, Hermenhagen und Schaffstädt, Hauptmann, verm. 2. Juli 1753 mit Magdalena Louise v. Portugal (geb. 1734, gest. Juli 1802), gest. 8. Dec. 1795, Vater von sieben Kindern: a) Karl Wilhelm Friedrich, erst auf Ripkeim, dann auf Barthen im Tapiau'schen, auch auf Reichenberg und Rosenhof im Balga'schen, auf Rosenberg und Freudenthal, Dragonerlieutenant a. D., gest. 24. Oct. 1816 zu Barthen als Landschaftsrath und Landrath des Kreises Tapiau. Aus seiner zweiten Ehe (17. April 1809) mit Susanne Louise Hedwig v. Leh-

wald (geb. 1766, wieder verm. 1818 mit dem Landschaftsrath v. Perbandt, gest. 26. Febr. 1844) stammte nur eine am 14. Juli 1809 geborene Tochter; die erste Gemahlin dagegen, Sophia Louise Charlotte v. Buddenbrock (geb. 1758, verm. 1784, gest. 30. Jan. 1808), schenkte ihm neun Kinder, von denen sechs jung verstarben, Karl Friedrich Constantin Albrecht, geb. 1788, als Infanterielieutenant 1807 dimittirt ward und am 4. Febr. 1808 Sophia Friederike Louise, geb. 1792, am 11. März 1808 starb, Ida endlich (geb. 1795) am 1. Juli 1812 den Otto v. Perbandt auf Langendorf heirathete und am 10. Febr. 1857 gestorben ist; b) Henriette Louise, geb. 7. Aug. 1758, verm. mit Landrath Leopold Friedrich v. d. Goltz-Fingatten (gest. 1843), gest. 1805; c) N. N., verehelichte Rittmeister v. Buttler; d) Katharina Barbara, 1821 verwitwete Lieutenant v. Markewski; e) Charlotte Friederike, verm. mit Major v. Michaelis in Ortelsburg; f) Ferdinand Ludwig, auf Balden (verkauft 1795), Lieutenant in Goldap 1796, verm. mit Henriette v. d. Trenck, und g) Victor Hans Ernst, geb. 1776, auf Plensen, Hermenhagen und Schaffstädt, Hauptmann a. D., dreimal vermählt, zum zweiten Mal 12. Juli 1809 mit Helena v. Kortzfleisch (geb. 1783, gest. 15. Juli 1810), Witwe des Lieutenants Gisbert v. d. Leithen; aus erster Ehe hinterließ er eine Tochter, geb. 1802, und einen Sohn, Rittmeister a. D. und Ritter des Johanniterordens, ebenso einen Sohn aus dritter Ehe, deren Namen mir unbekannt geblieben sind.

II. Zweig Karl Wolfgang's (gest. 1750).

Karl Wolfgang, geb. 1672, Erbherr auf Grasnitz, Langgen, Ragatten, Lübkeim, Almenhausen, Bönkeim, Ludwigsdorf, Bauditten (Bauten) (nachher verkauft), Pfandherr auf Weitzdorf (1702) und Lubeinen (1741), preußischer Hauptmann, heirathete Katharina Elisabeth Köhn v. Jaski und starb 1750. Von seinen drei Söhnen starb der jüngste Karl im April 1745 als Hauptmann, der älteste Friedrich Christoph Ludwig, geb. 1708, folgte 1750 als zweiter Majoratsherr von Ludwigsdorf, hinterließ jedoch von Maria Juliana v. Schorsee (verm. 1741) nur zwei Töchter, von denen eine, geb. 1742, am 4. Sept. 1807 zu Angerberg, die andere, Julia, geb. 1741, als Witwe des Präsidenten v. Korckwitz am 25. Nov. 1823 gestorben ist. Der zweite Sohn Johann Ernst, geb. 1711, Herr auf Grasnitz, war Hofgerichtsrath und bis 1751 Verweser der Aemter Osterode und Hohenstein, wurde nach dem Tode des Bruders Majoratsherr der Ludwigsdorf'schen Güter, 1786 in den preußischen Grafenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben und starb, 7. Juni 1746 mit Eleonora Barbara v. Saucken vermählt, am 26. April 1787. Er hinterließ vier Kinder: Eleonora Dorothea, geb. 1747, verm. mit Hans Joachim v. Brederlow und gest. April 1826, sowie drei Söhne, von deren Linien unter א—ג.

א) Zweig Alexander Ludwig's.

Alexander Ludwig, geb. 1748, Hauptmann beim Regimente v. Lehwald, erbte als zweiter Graf die Ludwigsdorf'schen Güter, besaß daneben Zawen und zeugte mit Katharina Friederike Wilhelmine v. Lehwald (gest. 1815) neun Kinder: a) Graf Christoph Ernst Wilhelm, geb. 5. April 1785, gest. unvermählt; b) Wilhelmine Hedwig, geb. 26. Juli 1786; c) Graf Hans Karl Wolf, geb. 30. April 1788, auf Ludwigsdorf, Curator der Langheim'schen Stiftung, gest. 7. Aug. 1837, verm. 1. Sept. mit Amanda Albertine Leopoldine Seline Marianne v. Rosenberg-Gruszynski (geb. 23. Juli 1797, †), Vater von eilf Kindern, von denen zwei jung starben; die andern sind: α) Hans, geb. 18. Juli 1817, Graf auf Ludwigsdorf, Premierlieutenant a. D., verm. 15. Mai 1843 mit Hedwig v. d. Gröben und gest. 15. April 1853, Vater des Grafen Hans Karl August, geb. 26. Dec. 1845, Lieutenant im hanoverischen Husarenregimente und Adjutant der 2. Cavaleriebrigade und der Anna, geb. 26. Sept. 1850; β) Adolf Leopold Rudolf, geb. 30. Nov. 1818, auf Steffenswalde und Ponarth, verm. 28. Dec. 1849 mit Louise Antoinette v. Polentz (geb. 8. Mai 1811), von der eine Tochter Auguste; γ) Rudolf Karl Wolf, geb. 18. Jan. 1820, Landwehrlieutenant; δ) August Gustav, geb. 29. Dec. 1822, gest. als Kuirassierrittmeister 9. Aug. 1866, verm. 14. Juni 1849 mit Marianne Elfelinde Henriette v. Heydebreck, von der fünf Kinder leben: Magnus August Friedrich Hans, geb. 13. April 1850, Elfelinde, Ernst, Anna und Maria, geb. 24. Febr. 1857; ε) Karl Hermann, geb. 23. Nov. 1826, Dragonerrittmeister, verm. 6. Nov. 1855 mit Elise v. Knobelsdorff, von der Karl, geb. 27. Oct. 1857, und eine Tochter, geb. 2. Nov. 1861; ζ) Hermann Friedrich, geb. 17. Febr. 1828, Major im 75. Infanterieregimente, verm. mit Clotilde v. Knobloch (geb. 28. März 1825), von der vier Kinder; η) Jeanette, geb. 21. Juni 1824, verm. mit Major Karl Albert v. Wittich; ϑ) Amanda, geb. 12. Aug. 1825, verm. mit Karl v. Borcke, und ι) Gustav Hans, geb. 6. Juni 1835, Kuirassierrittmeister, verm. 12. Nov. 1862 mit Bertha v. Knobelsdorff, von der vier Kinder; d) Wenzel Friedrich Alexander, geb. 16. Juni 1789, Major a. D., erster Curator des Gröben'schen Stipendienhauses und der Langheim'schen Stiftung, gest. 11. Febr. 1867, verm. 2. Oct. 1822 mit Amalie v. Lehwald (geb. 10. Jan. 1805), von der Friedrich Wilhelm Karl Alexander, geb. 9. Juli 1824, lebt als Kuirassierrittmeister a. D. unverheirathet in Königsberg; e) Karl, Justizrath, gest. 1839; f) Amalie Eleonore, geb. 13. Febr. 1792; g) Adolf, gest. als Major a. D. 15. Aug. 1859 zu Berlin; h) Gustav, Major a. D., auf Luisenthal, zweiter Curator des v. d. Gröben'schen Stipendienhauses und seit 1857 auch der Langheim'schen Stiftung, gest. 15. Dec. 1861, verm. 1845 mit Theresa Beata v. Wegnern (geb. 26. Mai 1816, gest. 15. Dec. 1859), von der Karl Gustav (geb. 11. Juli 1848, blödsinnig), Günther und Elimar leben.

ב) Zweig Hans Karl's (gest. 1818).

Hans Karl, geb. 1749, Erbherr auf Kallisten, Kosinten und Reglack im Amte Mohrungen, auch au

Nickelsdorf im Ermländischen, war preußischer Dragonerlieutenant, heirathete Amalie Friederike v. Ostau (geb. 20. Sept. 1764) und starb am 12. Nov. 1818. Er hatte fünf Kinder: a) Hans Karl, geb. 18. Dec. 1784, Lieutenant a. D., Landrichter zu Seeburg, gest. 13. Mai 1854, wegen unstandsmäßiger Vermählung mit einer geb. Pohl aus der Langheim'schen Stiftung ausgeschlossen; hinterließ die Ottilie Charlotte Johanna, geb. 26. Nov. 1820, und den Alexander, geb. 5. April 1830, Stud. juris 1849, hernach Ingenieurlieutenant; b) Ernestine, geb. 8. April 1788, gest. 1854 zu Canstadt; c) Hans, geb. 1. Aug. 1793 †; d) Otto, geb. 18. Febr. 1797, Erbherr der Kallisten'schen Güter, die er durch sein Testament zu einem Majorate bestimmte, Lieutenant a. D., Landrath des Kreises Mohrungen bis 1849, Ritter des Johanniterordens und Mitglied des Herrenhauses für die Familie v. d. Gröben seit 1855, verm. 10. Oct. 1826 mit Mathilde v. Berg (†), gest. 13. Dec. 1856 kinderlos zu Berlin, und e) Theodor Wilhelm, geb. 5. Mai 1798, Major a. D., Ritter des Johanniterordens, seit 1856 auf Kallisten, verm. 9. Juli 1844 mit Maria Benekendorf v. Hindenburg (geb. 17. Dec. 1817), von der: Anna, geb. 12. Aug. 1845; Adalbert Theodor Otto, geb. 10. Jan. 1851, gest. 20. Febr. 1864 als Cadet zu Culm; Theodor Wilhelm, geb. 16. Jan. 1853, und Otto, geb. 15. Nov. 1854, gest. 3. Nov. 1866.

ɜ) Zweig Karl Wolfgang's (gest. 1832).

Karl Wolfgang, geb. 1761, auf Ziegenberg und Kloben im Mohrungen'schen, hernach auf Grasnitz, Langgutt, Ragatten und Lübkeim, Dragonerrittmeister, heirathete 11. Sept. 1794 Gräfin Caroline v. d. Gröben-Ponarien (geb. 9. Nov. 1777, gest. 15. März 1843) und starb den 13. Aug. 1832. Er hatte acht Kinder, von denen sechs jung — Ernst, geb. 1797, als Uhlanenlieutenant in Coblenz 20. April 1816 — starben; ihn überlebten zwei Töchter: Louise, verwitwete v. Saucken, wieder verm. 19. März 1826 mit August Friedrich v. Stein-Kaminski auf Grasnitz (gest. 1840), und Auguste, geb. 2. Oct. 1802, verm. 25. Aug. 1829 mit dem General-Landschaftsrath Emil v. Kunheim auf Spanden (gest. 1862).

B. Linie Claus'.

Claus (1335—1355) zeugte den Henning (1400), dieser den Franz v. d. Gröben, letzterer den Balthasar auf Kotzeband (1451—1480), von dessen Linie unter II), den Liborius auf Dabergatz und Kotzeband, 1480, von dessen Nachkommen unter I), und den Claus, auf Dabergatz 1500.

I. Linie Liborius'.

Liborius, des Franz jüngerer Sohn, Erbherr auf Dabergatz und Kotzeband, hinterließ von seiner zweiten Gemahlin Margaretha von Platen die Mathilde, Gem. des Georg v. Redern auf Schwente, von der ersten Anna v. Wulffen den Werner, gest. nach 1590, verm. erst mit Euphemia v. Röbel, dann mit Eva v. d. Schulenburg. Von ersterer stammten Hans der Aeltere auf Dabergatz, gest. unvermählt, und Hans der Jüngere ebenda, auch auf Kotzeband, Meseberg und Roglin verm. mit Rosine v. Kahlenberg und gest. 15. Oct. 1637 Vater des Arnd Ludwig, gest. 23. Juni 1638, und der Barbara, gest. 1653, Gem. des Thomas v. d. Hagen (gest. 1658), von letzterer Werner, auf Dabergatz und Kotzeband, vermählt, doch kinderlos, gest. 10. April 1650; Rosine, Gem. des Hans v. Kahlenberg, und Liborius, seit 1625 auf Lünow, gest. nach 1643, verm. mit Margaretha v. Stechow. Derselbe hatte zehn Kinder, die meist jung starben; zu Jahren kamen nur: Euphemia Rosine, geb. 1617, Gem. des Wolf Rudolf v. Hacke auf Barnim; Katharina Elisabeth, geb. 1618, Gem. des Rittmeisters Jobst Otto v. Hacke, und Adam Christoph, geb. 1623, auf Lünow 1654, gest. 1662, der mit Margaretha Dorothea v. Kahlenberg drei Töchter gewann: Maria Elisabeth, Rosine Tugendreich, geb. 8. Juni 1645, verm. mit Bartholomäus Christian v. Treskow (gest. 1725) und gest. 11. April 1715, und Anna Sophia, Gem. des Otto Hilmar v. Treskow.

II. Linie Balthasar's.

Balthasar, auf Kotzeband (1451—80), hinterließ den Otto (1480), verm. mit Katharina v. Falkenrehde, Vater des Melchior (1510), verm. mit Ursula v. Klitzing, und Großvater des Ludwig, der 1560 brandenburgischer Oberkammerherr, Oberst und Geheimer Rath war und mit Anna v. Oppen sieben Kinder zeugte: a) Otto, von dessen Linie unter a); b) Jobst Heinrich, von dessen Linie unter c); c) Sabina, geb. 1620, Gem. des Otto v. Thiemen (gest. 1605); d) Ernst, von dessen Nachkommen unter b); e) Hans; f) Ernst Ludwig, Comthur zu Nemirow, Vater des Hans Albrecht, und g) Joachim.

a) Zweig Otto's (gest. 1655).

Otto, geb. 13. März 1581, Erbherr auf Dabergatz, Pranden, Lichterfelde und Meseberg, heirathete Maria v. Rochow aus dem Hause Plessow und starb am 17. Aug. 1655 als Vater von drei Kindern: a) Hans Ludwig, geb. 22. Febr. 1615, auf Lichterfelde, seit dem 24. Aug. 1658 brandenburgischer Geheimer Rath, Director des Ober-Barnim'schen Kreises, Domherr zu Brandenburg, bestätigt als Erbjägermeister in der Kurmark, gest. 6. Aug. 1669; b) Anna Maria, Gem. des Kammerherrn Georg v. Ribbeck, und c) Friedrich Otto, geb. 10. März 1619, auf Lichterfelde, Meseberg, Schönermark, Baumgarten und Rauschenhof, brandenburgischer Erbjägermeister, Oberst und Kriegsrath, Amtshauptmann zu Zechlin, Wittstock und Lindow, verm. 3. Mai 1655 mit Maria v. Loë (geb. 15. Aug. 1630, gest. 2. Dec. 1705) und gest. 23. März 1697. Von ihren sieben Kindern starben zwei jung, Otto vor 1697, Louise heirathete den sächsischen Generalmajor Thomas Friedrich v. Bornstedt, Maria den Kammerherrn Samuel v. Stryski, Charlotte lebte 1685 unvermählt; Wilhelm endlich, geb. 29. Aug. 1665, empfing zu den ererbten

Gütern 1712 als königliches Geschenk noch Regulowken, Ligosowen, Neußen und Thiergarten in Preußen, war Geheimer Rath und Domänendirector, Amtshauptmann zu Wittstock, Zechlin und Lindow, Erbjägermeister der Mark, Domprobst zu Havelberg, Ritter des Johanniterordens, und hinterließ bei seinem am 9. April 1721 erfolgten Ableben von Helena Elisabeth v. Lüderitz (geb. 12. Juli 1668, gest. 9. Nov. 1715 oder 20. März 1744?) drei Töchter: Dorothea Johanna Albertine, geb. 2. Sept. 1707, verm. 9. Febr. 1723 mit dem Grafen Hermann v. Wartensleben (gest. 1764), gest. 16. Jan. 1755; Louise Wilhelmine, Gem. des Ministers Christian v. Brandt, und Sophia Charlotte, geb. 8. März 1708, verm. mit dem Hofmarschall Johann Georg v. Geuder, genannt Rabensteiner (gest. 1747), und gest. 12. Sept. 1744.

b) Zweig Ernst's.

Ernst, auf Kotzeband 1610, war Amtshauptmann zu Zossen und zeugte mit Clara v. Ketschau fünf Kinder: a) Brigitta, verm. mit Daniel v. Hacke; b) Isaak Ludwig, von dem hernach; c) Elisabeth Magdalena, Gem. des Albrecht v. Falkenrehde; d) Ursula, Gem. des Geheimen Raths Levin von dem Knesebeck, und e) Detlev, von dem nach dem Bruder. Isaak Ludwig, auf Kotzeband, Marwitz und Eichstadt, Schloßhauptmann zu Berlin, Amtshauptmann zu Potsdam und Saarmund, starb 1656; aus seiner zweiten Ehe mit Barbara Rosine v. Kahlenberg stammte eine Tochter Ursula Sabina, des Ernst Ludwig v. d. Gröben auf Golm Gemahlin, aus der ersten mit Margaretha v. Menrode, genannt Blat: Ernst, gest. 19. Aug. 1699 als Major in Colberg; Louise Charlotte, verm. mit Major Otto v. Schlabrendorf; Levin Ludwig, Friedrich August, Gustav Dietrich, Gustav Adolf und Heinrich Wilhelm, der 1699 als Hauptmann und Erbherr auf Kotzeband und Marwitz lebte und von Erdmuthe Tugendreich v. Ritterforth die Anna Elisabeth, 1713 verehelichte von dem Borne, hinterließ.

Detlev, auf Paaren, Dölnitz und Döberitz 1645, erschoß sich 1662; er hatte eine Tochter Ursula Margaretha und zwei Söhne: Levin und Ernst Heinrich, auf Döberitz, brandenburgischer Lieutenant, verm. mit Ehrentraut v. Platen und gest. 6. Mai 1681, Vater der Anna Ehrentraut, des Karl Heinrich, geb. 17. Jan. 1672, Kuirassierrittmeister 1694, verkaufte 1706 Döberitz, und des Levin Ludwig, geb. 8. Dec. 1675, der als Oberst und Commandant von Meurs am 28. Febr. 1740 unvermählt gestorben ist.

c) Zweig Jobst Heinrich's.

Jobst Heinrich, Erbherr auf Löwenberg, Taschendorf und Dabergatz, hinterließ von Hippolyta v. Rochow den Ludwig, Director des Löwenbergischen Kreises, der mit Anna Elisabeth v. Pfuel sechs Kinder gewann: a) Otto Ludwig, Lieutenant a. D., Amtshauptmann zu Zossen und Trebbin, verm. mit Dorothea Jacobine v. Hertefeld, Vater der Anna Sophia, verm. mit Generalmajor Hans Erdmann v. Lüderitz, der Dorothea Elisabeth 1686 und des Ernst Ludwig, geb. 1703, Erbherr auf Löwenberg, Geheimer Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänenrath, Präsident der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer, gest. 1773 kinderlos zu Berlin; b) Heinrich, Amtshauptmann, gest. ohne Kinder von einer v. Lüderitz; c) Konrad Heinrich, von dessen Zweige unter α); d) Sophia, verm. v. Treskow; e) Christian Otto, von dessen Zweige unter β), und f) Ursula Hedwig, geb. 1663, gest. 9. Nov. 1753 unvermählt zu Löwenberg.

α) Zweig Konrad Heinrich's.

Konrad Heinrich zog aus der Mark Brandenburg nach Preußen, wo er Quossen im Hauptamte Rastenburg und 1713 das Indigenat erwarb; er war mit Antoinette v. d. Gröben aus dem Hause Schwarzenhoff vermählt und starb als Kuirassier-Oberstlieutenant. Seine beiden Söhne waren Otto Ludwig, geb. 1680, seit 1723 Oberstlieutenant beim Infanterieregimente von Pannwitz, gest. 1728, ohne Kinder von Maria Anna v. Sahlstrang, Witwe des Georg Friedrich v. Rieschwitz (verm. 1719, gest. 1754), zu hinterlassen, und Konrad Heinrich, geb. 4. März 1683 zu Quossen, Erbherr auf Arnstein und Tiessensee im Hauptamte Brandenburg, verabschiedet 1744 als Generalmajor und Chef eines Füselierregimentes zu Neiße, gest. 15. Mai 1746, verm. erst mit Charlotte v. Benekendorf (gest. 26. April 1724 zu Wesel), dann mit Johanna Charlotte Louise Christine Freiin von Heyden (geb. 15. Sept. 1705, gest. 26. April 1746). Derselbe hatte sieben Kinder: a) Friedrich Wilhelm, geb. 17. Febr. 1720, Gardelieutenant, gest. 21. Dec. 1744; b) Ludwig, Stabscapitän, gest. am Rhein 1744; c) Charlotte Henriette, geb. 28. Aug. 1718, verm. 1739 mit Rittmeister v. Bredow, dann mit Major Johann Karl v. Birkholz, und gest. 1749; d) Louise Dorothea, geb. 4. Jan. 1729, verm. 28. April 1746 mit Friedrich Ludwig v. d. Gröben auf Beisleiden, gest. 7. April 1769; e) Friedrich Sigismund, auf Goddenthow im Lauenburgischen, gest. 11. März 1766, ohne Kinder von Johanna Eleonore v. Bornstedt zu hinterlassen; f) Sophia Charlotte, verm. erst mit Major v. Treskow (gefallen 1758 bei Zorndorf), dann mit Hauptmann Paul Heinrich v. Hahnenfeld, und g) Karl Konrad, geb. 1732, Erbherr auf Klingbeck, Arnstein, Tiessensee und Pollen, General-Landschaftsdirector, verm. 1763 mit Albertine Wilhelmine Charlotte v. Benekendorf und gest. 24. Dec. 1807. Derselbe hatte zehn Kinder: a) Albertine Katharina Charlotte, geb. 1765, verm. 5. Aug. 1795 mit Ludwig v. d. Gröben, gest. 9. Febr. 1821; b) Elisabeth Wilhelmine; c) Sophia Dorothea, geb. 1773, gest. 5. Febr. 1810; d) Friedrich Konrad Ludwig, geb. 6. Dec. 1773, auf Arnstein und Tiessensee, Major a. D. und Ritter des Johanniterordens, gest. 5. Febr. 1845, verm. 15. Dec. 1804 mit Gräfin Antoinette Leopoldine Henriette v. Kalnein (geb. 11. Juli 1783); davon: α) Theodor Konrad Leopold August, geb. 28. Nov. 1805, seit 1831 durch Cession des Vaters auf Arnstein und Tiessensee, verm. 1. Juli 1831

mit Valesca v. Wrangel (geb. 23. Oct. 1808), Vater von Theodor, geb. 17. Mai 1833, gest. 24. Jan. 1837; Gustav, geb. 10. Nov. 1837; Ludwig, geb. 24. Aug. 1842, gest. 2. Febr. 1854; Valesca, geb. 20. Mai 1832, verm. mit dem Professor der Geschichte Dr. Georg Voigt in Leipzig, und Emilie, geb. 29. Oct. 1835, verm. im September 1859 mit dem Lieutenant Konrad v. d. Gröben; β) Pauline Caroline, geb. 12. Aug. 1817, und γ) Paul Anton, geb. 19. Oct. 1826, auf Jesau, verm. 13. Dec. 1853 mit Valerie v. Saß (geb. 15. Mai 1832), Vater der Anna, geb. 7. Aug. 1854, und Pauline, geb. 2. März 1856; e) Antoinette, Gem. des Hauptmanns v. Bryen auf Baumgarten; f) Hans Heinrich Ferdinand, geb. 1777, Erbherr auf Dresen, Dragonerrittmeister a. D., Landschaftsrath und Ritter des Johanniterordens, gest. 1. März 1830, hinterließ von Gräfin Albertine v. Hülsen (gest. 5. April 1855) den Waterloo, geb. 1815, Hauptmann a. D., auf Krausendorf und auf Kodlewo bei Graudenz, verm. erst 12. Nov. 1849 mit Freiin Hulda v. Zedlitz (gest. December 1851), davon ein Sohn, geb. 10. Nov. 1850, dann mit Thekla v. Knobloch, davon ein Sohn, geb. 14. Juli 1854, und eine Tochter, geb. 7. April 1856; den Adolf, geb. 1820, gest. 28. April 1833, den Hans Arthur, ehemals Infanterielieutenant, jetzt in Amerika, die Natalie, seit 1856 Witwe des Lieutenants v. Przyborowski, und die Agnes; g) Auguste, geb. 1778, †, verm. 1803 mit Major v. Puttkammer; h) Christoph Ernst Georg August, geb. 1778, als Kuirassierrittmeister 1808 verabschiedet, †; i) Friederike Henriette Philippine, geb. 22. April 1780, gest. den 12. März 1848, und k) Sigismund Alexander Albrecht, gest. als Lieutenant a. D. und Erbherr auf Grünwiese, verm. 24. Aug. 1809 mit Caroline v. Tettau (geb. 1786, gest. 13. März 1843), hinterließ den Karl, geb. 9. Juni 1810, 1843 Premierlieutenant im Cadettencorps; den Curt, gest. 17. Aug. 1864 als Rittmeister im 7. Dragonerregimente, verm. mit Auguste Sielmann, aus welcher Ehe ein Sohn Konrad lebt; den Sigismund, Hauptmann im 4. Infanterieregimente, verm. mit Emilie Schlieper, von der eine Tochter und drei Söhne, und den Rudolf, Lieutenant a. D.

β) Zweig Christian Otto's.

Christian Otto, geb. 17. März 1660, Erbherr auf Treppeln im Crossen'schen, Oberstlieutenant im Leib-Dragonerregimente, heirathete am 7. Dec. 1697 Helena v. Schmettau (geb. 30. Aug. 1680, gest. 26. Mai 1754) und starb am 4. März (27. April?) 1735. Ihn überlebten vier Kinder: a) Timotheus Otto, auf Treppeln, Geheimer Rath und Kanzler der neumärkischen Regierung, gest. 7. Mai 1749, zeugte mit Auguste Henriette v. d. Osten (geb. 1713, gest. 4. Nov. 1791) die Sophia Helene, Gem. des Schloßhauptmanns v. Stentsch zu Schwedt, und die Elisabeth Charlotte, verm. erst mit Hauptmann v. Marshall, dann mit Kammerherr Georg Friedrich Freiherr v. Medem; b) Helene Sophia, geb. 20. Oct. 1700, verm. mit Karl Wilhelm v. Holtzendorff und gest. 7. April 1763; c) Friedrich Ludwig, von dem nach dem Bruder, und d) Karl Wilhelm, geb. 13. April 1711, Erbherr auf Falkenberg in Pommern, preußischer Hauptmann, sachsen-coburg-saalfeldischer Stallmeister, gest. 21. Nov. 1783, hinterließ von Auguste Sophia v. Halberstadt (gest. 17. März 1759) den Otto August, geb. 24. Juni 1749, Major und Erbherr auf Zimmerhausen in Pommern, in seiner Ehe mit Friederike Charlotte v. Arnim (geb. 26. Jan. 1758) Vater des Wolf Heinrich Otto, geb. 8. Mai 1783, 1802 Fähnrich beim Dragonerregimente Bayreuth, und des August Ludwig Otto, geb. 9. Dec. 1784, 1802 Junker beim Dragonerregimente v. Katte.

Friedrich Ludwig, geb. 19. Febr. 1708 zu Treppeln, preußischer Grenadierhauptmann, Erbherr auf Beisleiden im Bartensteinischen, verm. 28. März 1746 mit Louise Dorothea v. d. Gröben aus dem Hause Arnstein (geb. 1729, gest. 5. April 1769), ward Vater von a) Friederike Wilhelmine, Gem. des Generalmajors Friedrich Leopold v. Rütz; b) Johann Friedrich, geb. 1748, Stabscapitän im Regimente Holstein-Beck seit 1786, gest. 1787 auf Werbung im Reiche; c) Ludwig, geb. 1749, Gardemajor a. D. seit 1809, Erbherr auf Klingbeck, gest. 10. Jan. 1810, hinterließ von Albertine Louise Charlotte v. d. Gröben (geb. 1765, verm. 5. Aug. 1795, gest. 9. Juli 1821) den Ludwig, geb. 2. Oct. 1800, und den Friedrich, Major im 5. Infanterieregimente seit 1851; d) Charlotte Louise Antoinette, geb. 17. April 1751, verm. erst mit Georg Friedrich v. d. Goltz, dann mit Franz Ludolf v. Brederlow; e) Adolf Konrad, geb. 1755, gest. als Grenadierhauptmann, und f) Karl, geb. 1750, Erbherr auf Pellen, das seine Witwe, Freiin Caroline Elisabeth Beata v. Korff (geb. 1776, verm. 1790, wieder verm. 1792 mit Hauptmann Friedrich Ernst Gottlob v. Mirbach), 1793 wieder verkaufte, starb am 21. Febr. 1791. Derselbe hatte zwei Söhne: α) Friedrich Wilhelm, geb. 1790, auf Klingbeck, verm. mit einer v. Besser; davon: Louis, geb. 1816, auf Klingbeck, Infanterielieutenant, verm. October 1853 mit Antonie v. Bonin, hat zwei Töchter und zwei Söhne; Natalie, verm. 1850 mit Ernst v. Glasow (gest. 1853), Amalie, verm. 3. Nov. 1849 mit Dr. Stiemer in Königsberg, und Konrad, Husarenlieutenant, verm. 1856 mit Emilie v. d. Gröben aus dem Hause Arnstein, haben einen Sohn und fünf Töchter, und β) Wilhelm Friedrich, geb. 1791 nach des Vaters Tode, Erbherr auf Rippen im Hauptamte Brandenburg, verm. mit Gottliebe von Lichnowska und Woschtschütz (geb. 1792, gest. 23. Febr. 1855), hinterließ die Valesca, geb. 27. Juni 1820, verm. 19. Juli 1839 mit Freiherrn Gustav v. Korff auf Laukiken, und den Hippolyt, geb. 1819, Erbherrn auf Rippen, Kuirassierrittmeister a. D., verm. erst 29. Mai 1846 mit Julia v. Kortzfleisch (geb. 11. März 1828, gest. 5. März 1847), dann Januar 1852 mit Elise v. Bardeleben, aus welcher Ehe ein Sohn und zwei Töchter am Leben sind.

Schließlich erwähne ich noch eine sächsische Linie, deren Ableitung jedoch zweifelhaft ist, und die den sächsischen Generalmajor Otto Friedrich v. d. Gröben als

ihren Ahnherrn nennt. Derselbe hinterließ von einer v. Schönberg den **Kaspar Sigismund**, sachsen-zeitzischer Geheimer Rath, verm. mit einer v. Tschackwitz, dieser den Theodor Ernst, die Wilhelmine Friederike und den **Gottlob Friedrich**, kursächsischer Auditeur und Commissionsrath, verm. mit einer Tochter des Generals v. Gravert und Vater von Friedrich Wilhelm, Heinrich August, Eleonore Friederike, Wilhelmine Auguste und **Hans Gottlob**, 1756 preußischer Lieutenant beim Regimente Oldenburg, 1758—70 Lieutenant beim Garnisonregimente v. Kowalski, gest. 23. Jan. 1777, welcher mit Anna Dorothea, des Quartiermeisters Eder Tochter, vier Kinder gewann: Christiane Friederike, geb. 1. Nov. 1770; **Hans Gottlob**, geb. 2. Febr. 1773 zu Landsberg an der Warthe; **Friedrich Wilhelm**, geb. 29. Nov. 1774 ebenda, und Henriette Eleonore, geb. 27. Sept. 1776 zu Sommerfeld. Von einer etwaigen Descendenz der beiden Söhne des Letztgenannten ist nichts bekannt geworden.

Die Familie besitzt u. a. die 1711 gestifteten vier Majorate Ponarien (14,331 Morgen 143 □Ruthen, wovon 4295 Morgen 72 Ruthen Wasser, 5000 Morgen Wald, der Rest angebautes Land mit 11 Dorfschaften) im Kreise Mohrungen, Neudörfchen (10,000 Morgen, mit 9 Dorfschaften) bei Marienwerder, Groß-Schwansfeld (5400 Morgen, mit 4 Ortschaften) bei Schippenbeil und Ludwigsdorf (5935 Morgen, mit 2 Dörfern) bei Rosenberg; ferner das am 23. Jan. 1772 gegründete Gesammtfideicommiß, bestehend aus den Langheim'schen Gütern im Kreise Rastenburg (16,442 Morgen), dem Rittergute Liep (2496 Morgen) im Kreise Königsberg und dem Rittergute Harnau (3681 Morgen) im Kreise Rosenberg; das Gröben'sche Erziehungshaus ist unlängst verkauft, die Stiftung aber geblieben. Ein kleines Seniorat liegt in einem auf Quossen ruhenden unablöslichen Lehensstamm; der Nießbrauch eines andern bedeutenderen Lehnsstammes ist nach einer bestimmten Lehnsfolge geregelt, doch soll es dem neuen Besitzer nicht eher vollständig zu Theil werden, bis daß die Passiva des Vorgängers gedeckt sind, falls darin der Sohn dem Vater folgt.

Das Wappen der v. d. Gröben ist senkrecht getheilt; rechts im blauen Schilde eine aufrecht stehende silberne (früher auch wol goldene) Lanze, links in Silber eine rothe (selbst goldene!) Greifenklaue, mitten aus der Theilungslinie hervorgehend, mit aufwärts gekehrten Krallen. Ueber dem Helme befindet sich ein roth und silbern quadrirter Pilger-, sogenannter Cardinalshut mit silbernen und rothen Schnüren; die gräflichen Linien führen dazu zwei Schildhalter, rechts den preußischen schwarzen, links den brandenburgischen rothen Adler[4]). (*C. Hopf.*)

GROBIN, *lettisch* Grohbine, Kreisstadt im russischen Gouvernement Kurland nahe dem Alandsbache, in einer flachen Gegend an der Straße von Libau ($2^1/_2$ Meilen) nach Hasenpoth ($3^1/_2$ Meilen) und Mitau (19 Meilen), $1^1/_4$ Meile von der Ostsee, Sitz einer Hauptmannschaft und eines Kreisgerichts und unter der Oberhauptmannschaft Hasenpoth stehend, seit 1695 durch Herzog Friedrich Kasimir mit Civiljurisdiction und seit 1697 mit Stadtsiegel (das Wappen ist ein auf dem rechten Fuße stehender Kranich mit einem Stein in der linken Kralle) begabt. Das alte Schloß ist angeblich vom Ordensmeister Dietrich von Gröningen in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. erbaut, war gegen das Ende des 18. Jahrh. noch bewohnt, ist aber jetzt verfallen. Der Ort besteht aus einer einzigen langen, gutgepflasterten Straße und einer Nebengasse, hatte (im J. 1837) 99 Häuser, eine steinerne evangelische Kirche, eine Synagoge; 373 männliche und 389 weibliche christliche und 214 männliche und 189 weibliche israelitische, zusammen 1165 Einwohner, welche Zahl sich bei der 8. Revision auf 1492 Einwohner, darunter 499 Israeliten, im J. 1863 auf 1816 Einwohner erhöht hat. Die Zählung von 1852 gibt nur 975 Bewohner an, vielleicht ohne einige zugehörige Ortschaften: das Kirchspielspastorat Grobin hatte im J. 1858 6610 evangelische (meist lettische) Gemeindemitglieder, eine Hauptkirche in Grobin und eine Filialkirche in Sarreiken, während das der Krone gehörige Amt Grobin mit dem Hofe Battendorf für sich allein 568 Bewohner, und die Grobin'sche Forstei und Unterforstei 333 Einwohner zählte. Im gesammten, weitausgedehnten Kirchspiele befinden sich 8 Schulen, 1 deutsche Elementarschule, 1 deutsche Elementartöchterschule und 1 lettische Küsterschule in Grobin und 5 Parochialschulen auf den adeligen Gütern Telsen, Gawesen, Illien, Medsen und Kapsehden. — Ehemals war Grobin viel wichtiger als jetzt. Es hatte einen Hafen und war Seehandelsplatz, war eine wichtige Ordenskomthurei und später häufig Residenz der kurländischen Herzoge; die Lage an zwei Straßen begünstigte den Binnenhandel. Jetzt ist der Hafen versandet und Libau der Seehandelsplatz geworden.

Die **Hauptmannschaft Grobin** umfaßt $1972^1/_4$ □Werst oder $40^3/_4$ deutsche □Meilen und enthält zwei Kirchspiele: Grobin und Durben; das erstere umfaßt auch den zum kurländischen Gouvernement abgetheilten Küstenstrich Szamaiten, grenzt im Westen an die Ostsee, im Süden an Preußen, hat 8610 eingepfarrte evangelische Bewohner, meist Letten, wenig Deutsche*).

(*Otto Delitsch.*)

4) Die besten gedruckten Nachrichten über die Genealogie der v. d. Gröben liefert der Kirchenrath **Hennig** im Preußischen Archiv. Königsberg 1794. 8. S. 646 fg.; 708 fg.; 808 fg.; 876 fg.; brauchbar sind auch die Angaben bei v. **Zedlitz-Neukirch**, Neues Preußisches Adels-Lexikon. Bd. IV. S. 454; V. S. 190 fg. und wegen des Besitzes bei v. **Ledebur**, Preußisches Adels-Lexikon. Bd. I. S. 286—288. Meine Arbeit beruht zunächst auf den archivalischen Nachrichten, die Herr Graf Arthur v. d. Gröben theils durch Herrn Archivrath v. Mülverstedt zusammenstellen ließ, theils selbst gesammelt und mir mitgetheilt hat, dann auf den in der v. Wallenrodt'schen Bibliothek zu Königsberg vorhandenen Raabeschen Manuscripten, die unter Anleitung des zeitigen Bibliothekars Herrn Dr. Reicke von Herrn Lieutenant Gallandi controlirt und auf Grund von Urkunden ergänzt sind, und den zahlreichen Parentalien und Gelegenheitsschriften, die sich in den Sammelbänden der königsberger königlichen Bibliothek befinden.

*) Vergl. Dr. P. A. F. K. **Possart**, Statistik und Geogra-

GROBKALK, jüngster Flötzkalk, grobkörniger Meerkalk, Cerithienkalk, Nummulitenkalk, Seemuschelkalk, Pariser-Kalk, älterer tertiärer Kalk. — Calcaire grossier, calcaire à Cérites, c. à Nummulites, c. à horizontal; Calcare grossolano; Kalkmasse, splittrig im Bruch, theils ins Unebene von gröberem und kleinerem Korne, theils ins Ebene sich verlaufend; ein rauher Kalkstein von lichtgrauer Farbe, mehr oder weniger fest bis zum Zerreiblichen, ist ein zur pariser Tertiärformation gehöriges Gebirgsglied und mehr oder weniger mit Quarzkörnern gemengt. Oft ist das Gestein ein unreines Gemenge aus kalkigem und kieseligem Sande, aus Thon. Zu häufigen Einmengungen gehören, außer den Petrefacten, Grünerde, Quarz, Kalzedon und Kalkspath, Brauneisenstein. Als Einschlüsse in der Masse des Gesteins finden sich kleinere und größere Geschiebe von Glimmerschiefer, Gneis und von rothem Sandstein. Der Grobkalk ist in der Regel ein sehr guter Baustein, wechselt mit thonigen Lagen ab, und bleibt sich auf sehr weite Strecken überaus gleich. Von dem plastischen Thone ist er häufig durch eine Sandschicht getrennt. Er gehört unstreitig einer Meeresbildung an und ist außerordentlich reich an Muschel-Versteinerungen, die in einigen Gegenden seinen Hauptbestandtheil bilden. Die Formation beginnt im pariser Tertiärbecken mit einem grünlichen Kieselsande, der gering mächtig ist und eine geringe Verbreitung besitzt. Erst über diesem Sande zeigt sich der eigentliche Grobkalk, der unten meist grün gefärbt, zerreiblich und zum Bauen unbrauchbar ist. Seine mittleren und oberen Schichten liefern jenen vortrefflichen und leicht zu bearbeitenden Quaderstein, aus dem ganz Paris erbaut ist. Die oberen Bänke des Grobkalkes werden meist compacter und wechseln öfter mit Mergeln ab, die zuweilen Zähne von Lophioden, Pflanzenreste und einige Süßwassermuscheln enthalten, während sonst die überwiegende Mehrzahl der Fossilien dem Meere angehört. Ueber dem eigentlichen Grobkalke finden sich weiße oder grünliche, glimmerlose Sandsteine, welche öfter Kalkknoten enthalten und mit dem Grobkalke eine Unzahl von Versteinerungen theilen. Man nennt diese Schichten von den Steinbrüchen, wo sie sich hauptsächlich zeigen, Sandsteine von Beauchamp.

Ganz besonders entwickelt hat sich die Grobkalkformation in dem Becken von Paris. Hier folgen auf dem plastischen Thone: 1) die unteren Schichten, bestehend aus kalkigem, theils zu Sandstein verhärtetem Sande; 2) die mittleren Schichten, bestehend aus weichem, grünlichem oder grauem, grobem Kalke, oder aus sehr lockerem, sandigem Kalke; 3) die oberen Schichten, wo weiche Kalksteinflötze mit sehr festen abwechseln. Häufig werden diese Schichten noch bedeckt 4) von hartem, breccienartigem Kalkmergel, von weichem Mergel, kalkigem und seltener kieseligem Sandsteine. Wie schon bemerkt ist für sie vorzugsweise bezeichnend die unermeßliche Menge Conchilien, welche sie einschließt. Um Paris allein wurden in den sogenannten Tertiär-Formationen über 1400 Arten fossiler Schalthiere nachgewiesen. Grignon ist eine berühmte Fundstätte sehr schöner und mannichfaltiger Ueberbleibsel. Doch ist nicht anzunehmen, daß diese vielartigen Muscheln sämmtlich zu gleicher Zeit auf so beschränktem Raume gelebt haben. Ihre fossilen Reste finden sich in mehreren, nach einander abgesetzten, Schichten, und die, für eine der Lagen besonders charakteristischen, Petrefacten nehmen in nachbarlichen Bänken an Häufigkeit ab, um endlich, verdrängt durch andere, ganz zu verschwinden. Dieses regelrechte Abgesondertsein der Petrefacten deutet darauf hin, daß Grobkalk sehr allmälig aus ruhigen Wassern abgesetzt wurde. Eine lange Folge von Generationen meerischer Thiere scheint sich aus dem Umstande zu ergeben, daß, sowie die Schichten-Absätze des Gesteins statt hatten, Arten und Geschlechter verschwanden und neue auftraten. Die am meisten von lebenden Wesen jetziger Zeit abweichenden Muscheln findet man in den tiefsten Lagen der Formation. Von Kreide-Petrefacten sind die des Grobkalkes, bis auf einige Ausnahmen, wesentlich verschieden. Es sind die Muscheln nicht sowol eigentlich versteinert, als vielmehr meist calcinirt, wohl erhalten, deutlich erkennbar nach Gattungen und Arten, selbst die zartesten Theile unverletzt. In anderen Fällen aber lassen dieselben keine nähere Bestimmung zu, ihre Schalen werden zerdrückt, zerbrochen getroffen, oder es blieben bloße Steinkerne zurück. Stellenweise liegen die Conchilien in solcher Häufigkeit, so aneinander gedrängt, daß sie allein ganze Schichten ausmachen und der bindende Kalkteig fast vermißt wird.

Zu den charakteristischen Fossilien des Grobkalkes, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, gehören zunächst Nummuliten, Milioliten und Cerithien. Nummuliten, ehedem auch Pfennigstein genannt, sind an ihrer meist flach gerundeten, scheibenförmigen Schale zu erkennen, und Nummulites laevigata, planulata sind den tiefsten Lagen des Grobkalkes eigen. Nur wenige der vielen, ihrer Aehnlichkeit halber schwierig zu unterscheidenden Arten des Geschlechts finden sich noch lebend, und wechseln von mikroskopischer Kleinheit bis zu 40 Millimeter Durchmesser. Im nördlichen Amerika ist bei Suggsville eine Hügelreihe von hundert Meter Höhe, die fast nur aus durch Kalkmasse gebundenen Nummuliten zusammengesetzt ist. Aus Strabo geht hervor, daß zum Bau der ägyptischen Pyramiden ein Kalk verwendet worden, welcher fast ganz aus Nummuliten besteht. Von zahlreichen Miliola-Arten (Miliolites trigonula), eiförmige Schal-Thierchen, deren Größe selten 2 Millimeter beträgt, wird ein großer Theil im versteinerten Zustande getroffen, lebend kommen sie noch an den Küsten von Europa und im indischen Meere vor. Sehr häufig kommen die Milioliten in der oberen Abtheilung des pariser Grobkalkes vor; stellenweise fehlt das kalkige Bindemittel und die dicht aneinander gedrängten kleinen Gehäuse schließen Bruchstücke von Grobkalk ein. Die Cerithien-Arten — Schrauben-Schnecken alter Schriftsteller — werden eine große Menge im pariser Grob-

phie des Gouvernements Kurland 1843. S. 323—331. — E. H. Busch, Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland, 1862.

kalke nachgewiesen und ist dieses Muschel-Geschlecht nicht nur für dieses Gestein bezeichnend, sondern auch von einzelnen Bänken in zahlloser Menge umschlossen. Eine Art derselben, Cerinthium giganteum, wegen seiner Größe so bezeichnet, erreicht mitunter 630 Millimeter Länge. Viele Arten dieses Geschlechts, durch ihre schlanken thurmförmigen, spiralähnlich gewundenen Gehäuse wohl zu unterscheiden und durch besondere Zierlichkeit ausgezeichnet, finden sich noch lebend. Vorerwähnte drei fossile Thier-Reste sind so häufig, daß man gewisse fast ganz aus ihren Schalen zusammengesetzte Schichten als Cerithien-, Milioliten- oder Nummulitenkalke zu bezeichnen pflegt.

Von den vielen anderen, dem Grobkalke angehörigen Schalthieren sind vorzugsweise noch zu nennen einige Arten von Voluta, Crasssatella, Neritina, Fusus, Pecten, Chama, Corbis, Natica und Ancillaria. Die Voluten — Rollen- oder Tutenschnecken — mit eiförmigem oder spindelartigem, etwas bauchigem Gehäuse, sind in der Voluta spinosa, harpa repräsentirt. Es gibt viele Arten derselben und manche leben heutigen Tages noch. Von den Crassatellen oder Mactraceen, Korb- auch Trogmuscheln, gewährt Crassatella tumida, sulcata, das meiste Interesse. Das Geschlecht ist bis auf einige Arten ausgestorben. Von den zahlreichen Neritinen-Arten, einschalige Conchilien mit halbkugelförmigem oder eirundem Gehäuse, welche in Bächen und Flüssen und auch an Steinen leben, finden sich bezeichnend im Grobkalke Neritina convidea. Ebenso ist eine andere einschalige Muschel, Fusus, die Spindelschnecke, in vielen Arten und von sehr mannichfaltigen Formen im Grobkalke vertreten, zumal ist Fusus Noae, Fusus polygonus aufzuweisen. Im indischen und atlantischen Ocean kommen Fusus-Arten noch lebend vor. Hierher gehören ferner die Geschlechter Corbis und Chama, und unter ihnen namentlich Corbis lamellosa und Chama calcarata. Zur Familie der Arcaceen oder Archenmuscheln, von deren Arten sehr viele theils fossil, theils noch lebend im Meere getroffen werden, zählen im Grobkalke Pectunculus pulvinatus, der sich durch seine etwas in die Breite gezogene Schale und durch das mit vielen, in gebogener Linie neben einander stehenden Zähnen besetzte Schloß unterscheidet. Von Natica- und Ancillaria-Arten werden im Grobkalke Natica sigaretina und Ancillaria buccinoides gefunden, die jedoch häufiger im Muschelsande, einem Gliede der nächsten Gruppe, vorkommen.

Außer den Muscheln werden im Grobkalke Gebeine mancher untergegangenen Säugethiere gefunden, sowie auch Ueberbleibsel von Vögeln, Fischen, Krokodilen und Schildkröten. Endlich ist auch das Vorkommen der Abdrücke von Blättern und Pflanzenstengeln nicht selten. Zu letzteren gehören namentlich: Nayadae — Caulinites parisiensis — Pinus Defrancii — Palmae.

Im Allgemeinen besteht der Grobkalk also aus einem Kalkgesteine von körniger, lockerer, unreiner Textur, mit okrigem Mergel, Sand u. s. w. gemengt. Er kommt in vielen sehr deutlichen mehr oder weniger mächtigen Schichten vor, welche in der Regel horizontal liegen und zahlreiche Varietäten in der Textur des Gesteins, vom feinsten und dichtesten (clicart, liais und roche) bis zum gröbsten Korn (lambourde) darbieten. Er wird als Baustein je nach seinem Korn und seinen übrigen Eigenschaften, pierre d'appareil, pierre de taille, moellon etc., genannt. Seine größte Mächtigkeit beträgt in dem Striche von Mantes nach Laon nur etwa 25 Meter; sie keilt sich nach Osten und Westen hin aus, und erstreckt sich nach Süden nicht über 3 Lieues von Paris aufwärts. D'Archial bezeichnet: 1) Unteren oder glaukonitischen Grobkalk; calcaire grossier inférieur ou glauconie grossière, der ein förmliches Uebergangsgestein aus dem glaukonitischen Sande in den eigentlichen Grobkalk bildet und sich ausgezeichnet von 5 bis 10 Meter Mächtigkeit bei Laon, Soisson, Noyon und Chaumont findet, aber bei Paris dem plastischen Thone unmittelbar aufgelagert und auf nur einige Decimeter Mächtigkeit reducirt ist. 2) Mittleren Grobkalk; calcaire grossier moyen, etwa 10 bis 12, stellenweise 20 Meter mächtig, sehr häufig von organischen Resten, wie die Nummuliten- und Miliolitenkalksteine, welche letztern aus kleinen Foraminiferen bestehen, ganz erfüllt. 3) Oberen Grobkalk oder Cerithienkalk; calcaire grossier supérieur, viele Cerithien enthaltend und ausgezeichnet vorkommend bei Aubigny, Vincennes und Senlis, 2 bis 7 Meter mächtig. 4) Mergel, marnes, sich unmittelbar an den oberen Grobkalk anschließend und meist weißen, kreideartigen Mergel, bisweilen auch gelbliche Kalksteine mit braunen Hornstein-Nieren enthaltend. In den Departements der Aisne und der Oise ist diese Etage besonders entwickelt. Die Mergel enthalten zuweilen Zähne von Lophioden, Pflanzenreste und einige Süßwassermuscheln, ferner ungemein große Massen eines blasigen Kieselsteines, der zu Mühlsteinen benutzt wird, welche den Namen der Mühlsteine von Brie führen. Diese Mühlsteine sind nicht zu verwechseln mit den eigentlichen Mühlsteinen, die viel höher in der Schichtenreihe des pariser Tertiärbeckens vorkommen, eine reine Süßwasserbildung sind und die Mühlsteine von Montmorency heißen, während der eigentliche Grobkalk offenbar dem Meere angehört.

Ein bedeutendes Tertiärbecken findet sich an dem nördlichen Fuße der Pyrenäen gegen Westen hin, in welchem als unterste Schicht der Grobkalk von Bordeaux, der zuweilen sandig, mit Quarzgeröllen gemischt ist und bald fest und bauwürdig erscheint, in welchem sich aber dieselben Fossilien, welche dem pariser Grobkalke ähnlich und durch eine Unzahl Milioliten erkennbar sind, wiederfinden.

Zu den Merkwürdigkeiten ganz eigenthümlicher Art inmitten der Grobkalkbänke der Tertiärbildungen des Bassins der Seine, über welche zuerst Cuvier und A. Brogniart in den Annales du Museum d'histoire naturelle vom J. 1808 in einer Abhandlung unter dem Titel: Essai sur la geographie mineralogique des environs de Paris Nachrichten gaben, die später sehr bereichert wurden und noch später in der dem wichtigen Werke: Recherches sur les ossemens fossiles bei-

gefügten Description géologique des environs de Paris beschrieben sind, gehören die Pariser-Katakomben. Ein großer Theil von Paris ist nämlich über ausgehöhlten Weitungen erbaut, welche sich unter der Plaine de Mont-Rouge, au Petit-Gentilly, unter dem Faubourg St. Germain, ferner unter dem Quartier Luxembourg und dem Faubourg St. Jaques hinziehen. Seit undenklichen Zeiten wurden in jener Gegend großartige unterirdische Steinbrüche betrieben behufs Gewinnung des Calcaire grossier, dessen Bezeichnung für gewisse Abänderungen der Felsart aus der Sprache der Bauarbeiter und Steinbrecher hervorging. Viele Einsenkungen, welche stattfanden, namentlich gewaltige Einstürzungen auf der Straße nach Orleans, führten zu der Ueberzeugung: daß Kirchen, Paläste, Häuser, die meisten Straßen der südlichen Quartiere von Paris über Höhlungen erbaut sei, welche verlassenen Steinbrüchen des Grobkalkes angehören. Mancherlei Unfälle und ernste Ereignisse verschiedener Einsenkungen erregten 1774 Besorgnisse und die Beachtung der Regierung. Aus den Untersuchungen ergab sich, daß die Gesammtoberfläche der unterirdischen Steinbrüche mindestens 674,500 □Meter betrage und die Menge des ausgeförderten Baumaterials 11 Millionen Kubikmeter ausmache. Zur Abwendung von Unglücksfällen, zur Sicherung der Arbeiter sowol als der pariser Oberwelt wurden Mauerpfeiler aufgeführt, und viele Räume mußten ganz ausgefüllt werden. Als der alte, große Kirchhof des Innocens, wo seit länger als sechs Jahrhunderten Leichen in großer Menge beigesetzt wurden, ein entsetzlicher Fäulnißherd geworden, wurden nicht blos von ihm, sondern von sämmtlichen Gottesäckern im Innern von Paris, von den Todtenstätten während und nach der Revolution aufgehobenen Kirchen und Klöstern die Ueberreste ausgegraben und in die Katakomben gebracht, die somit ein Leichengewölbe von mindestens zehn Generationen abgeben. An der Westseite der Barrière d'enfer führen drei verschiedene Treppen in unterirdische Gänge und zu den Katakomben. Ein an der Felsendecke gezogener, breiter, schwarzer Strich dient zur Zurechtfindung. Neuerdings werden sie, der Gefahr wegen, nicht mehr geöffnet (vergl. *Hericart de Thury*, Description des Catacombes de Paris. Paris 1815.).

(*C. Reinwarth.*)

GROBKOHLE nennt man eine Varietät der Steinkohle, Schieferkohle, mit sehr grobschieferigem Bruche. Sie zeichnet sich durch grobes Korn, Dickschieferigkeit, geringen Glanz, hohes specifisches Gewicht und fremde Beimengungen aus, gehört aber zu den harzigen Steinkohlen. (*C. Reinwarth.*)

GROBON (Jan Michel), Genre- und Landschaftsmaler, geb. zu Lyon 1770. Als Künstler fand er den ersten Unterricht an der lyoner Schule und erwarb sich bei der Kunstausstellung in Paris im J. V der Republik (1793) durch eine getreu nach der Natur aufgefaßte Landschaft die Achtung der Kunstkenner. Er selbst siedelte nach Paris über, wo er sich durch das Studium der vollendetsten Kunstwerke, wie sie Paris damals vereinigte, weiter ausbildete. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er eine der ersten Zierden der lyoner Schule, deren Mitglied und Professor er wurde. Diese Schule nimmt in jener Zeit eine originelle, individuell ausgesprochene Stellung in der französischen Kunstgeschichte ein. Im vollen Gegensatze zu der sogenannten classischen Richtung, die David einschlug und seine Schule fortsetzte und die sich so gern in der Repräsentation antiker Heldengestalten gefiel, griff die lyoner Schule unmittelbar in das sie umgebende häusliche Leben hinein und Scenen des Bürger- und Bauernhauses, die Gemüthlichkeit des Familienlebens, auch selbst Handwerker, die ein malerisches Ensemble gaben, wie Hufschmiede, Musikanten, das Volk der Straße, Geflügelhändler waren die Objecte, welche eine kunstgeübte Hand zu verwerthen wußte, ja selbst dem Vagabundenleben verstand man eine poetische Seite abzugewinnen. Auch Grobon, obwol speciell Landschafter, war diesem Genre, das an die alten Holländer anknüpfte, nicht fremd geblieben und behandelte solche Scenen aus der niederen Sphäre des Alltaglebens; aber er wußte zugleich durch eine sinnig erfundene und zart empfundene Landschaft dem Genreleben einen entsprechenden Rahmen zu geben. Auch in der Landschaft, als solcher, versteigerte er sich zu keiner eigentlichen Composition, zu einer sogenannten heroischen Landschaft. Und hierin war er ein treuer Nachahmer seines großen Landsmannes, des berühmten Boissieu. Wie dieser mit einer so zu sagen stereoskopischen Genauigkeit uns in seinen Gemälden und vortrefflichen Radirungen alle Reize der Loire und Saône verewigte, nahm auch Grobon die einfachsten Partien seines engeren Vaterlandes gern auf, wenn sie nur auf der Leinwand zu einem reizenden Bildchen sich zu gestalten versprachen. Leider kann man seine Palette von einer gewissen Trockenheit des Colorits nicht freisprechen. Grobon versuchte sich auch mit der Radirnadel. Wir kennen von ihm die Halbfigur eines jungen Mannes vom J. 1795, dann drei Landschaften, welche die Kirche Saint-Rambert, ein Waldinneres zu Roche-Cardon und die Insel Barbe (den Kunstfreunden auch durch Boissieu's Werke bekannt) darstellen, alle drei gehören den Umgebungen Lyons an. Grobon starb am 2. Sept. 1853 *).

(*Wessely.*)

GROBYA, eine von Lindley aufgestellte Gattung der Orchideen mit folgenden Merkmalen: Aeußere Blüthenhüllblätter seitlich, unter der Lippe stehend, am Grunde verwachsen, kürzer als das oberste aufrechte, innere breiter und viel größer als dieses, aufrecht, zusammenneigend. Lippe frei, klein, mit dem Grunde des Säulchens gegliedert, gelappt, nackt, aufsteigend. Säulchen aufrecht, halbstielrund, gekrümmt, am Grunde verdickt. Staubbeutel auf der gewölbten Narbe nach Vorn gerichtet. Die beiden Pollenmassen sind nach Hinten gelappt, ihre beiden Stielchen kurz und der eiförmigen Drüse angewachsen.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Brasilien einheimische Art mit grasartigen Blättern und grundständigen hängenden Blüthentrauben bekannt. (*Garcke.*)

---

*) Fiorillo, Gesch. der zeichn. K. III, 535. *Didot*, Nouvelle Biogr. Meyer, Gesch. der franz. Malerei.

GRÖBZIG, ehemals **Grobczk**, Stadt im Herzogthume Anhalt, rechts an der Fuhne, $2^1/_4$ Meilen SO. von Bernburg, $1^1/_2$ Meile SW. von Cöthen, an der von Halle (3 Meilen) über Löbejün nach Bernburg führenden Straße, in reicher Getreide- und Wiesenflur, 1787 mit 182 Häusern und 984 Einwohnern, 1817 mit 181 Häusern und 1167 Einwohnern, 1861 mit 2262 und 1867 mit 2393 Einwohnern, darunter zahlreichen Israeliten (1821: 149; 1830: 158). Die Stadt ist ohne Mauern, hat 1 evangelische Kirche, 2 Schulen, darunter 1 israelitische, 1 kleines Hospital, ist Sitz einer Kreisgerichts-Commission, eines Steueramts und einer Postexpedition, hat 4 Jahrmärkte. Die Bewohner beschäftigen sich mit Ackerbau und den gewöhnlichen städtischen Gewerben; 1 Zucker- und 1 Essigfabrik, 1 Bierbrauerei, 1 Ziegelei, mehrere Mühlen (1 größere an der Fuhne) sind die industriellen Anlagen. Schloß und Flecken Grobczk gehörten der alten anhalt-bernburger Linie, kamen 1460 durch Schenkung des Fürsten Bernhard VI. an das Erzstift Magdeburg, von welchem es die anhalter Fürsten wieder zu Lehen nahmen, wurden 1509 von Fürst Georg an Hans von Dieskau verkauft, 1511 wieder eingelöst und an Fabian von Schaderitz gegeben, dessen Erben die Besitzung 1567 an die Herren von Werder verkauften. Bei der Theilung der anhaltinischen Länder im J. 1603 wurde das Amt zu Bernburg geschlagen, aber am 22. Dec. 1717 vom Erbprinzen Karl Friedrich von Bernburg für eine ansehnliche Summe an Fürst Leopold von Dessau verkauft und 1718 von diesem in Besitz genommen. Fürst Leopold, der zugleich für die Gemahlin seines Vetters beim Kaiser die Erhebung in den reichsgräflichen Stand ausgewirkt hatte, kaufte für 340,000 Thaler auch die Güter der Herren von Werder in Gröbzig und Werdershausen und andere Grundstücke, sodaß von dem Gesammtareal des Amtes Gröbzig jetzt $^9/_{10}$ herzogliche Domäne sind. Jetzt bildet das Amt oder der Kreisgerichts-Commissionsbezirk Gröbzig einen Theil des Kreises Cöthen von dem vereinigten Herzogthume Anhalt; das Amt hat eine Größe von etwa $^5/_6$ □Meilen mit 1 Stadt, 10 Dörfern (darunter 4 Kirchdörfern) und 1 Vorwerke; 1787 mit 2335, 1817 mit 2683, 1830 mit 2971, 1861 mit 4875 Einwohnern; das Land ist fast durchgängig guter Weizenboden.

Die Stadt erhielt durch Fürst Bernhard im J. 1465 das Weichbildsrecht. Das baufällige Schloß wurde im J. 1809 abgetragen, jetzt stehen davon nur noch Ringmauern und ein Thurm, der als Amtsdienerwohnung und Gefängniß benutzt wird. Am 13. Jan. 1678 brannte die ganze Stadt, mit Ausnahme der Kirche, ab; noch jetzt wird jährlich eine Brandpredigt gehalten. Auf dem herzoglichen Gute stellte der Verwalter Oberamtmann Holzhausen (1761—1813) mit gutem Erfolg landwirthschaftliche Versuche an, und war einer der ersten, welche Klee- und Futterbau, Stallfütterung, Sonderung der Gemeindetriften einführten; nur der Krappbau gelang nicht.

Die Auffindung zahlreicher alter Gräber mit Urnen, Münzen, Zierathen weist auch hier die einstige Bewohnung der Gegend durch slawische Völkerschaften nach *). (*Otto Delitsch.*)

GROCHOW, Schlacht bei, im polnischen Revolutionskriege vom J. 1831 den 25. Febr. bei dem gleichnamigen Dorfe geliefert, welches nur einige Werst östlich von Warschau oder vielmehr Praga auf dem rechten Weichselufer liegt.

Die polnische Revolution vom 29. Nov. 1830 trug schon von Anfang an die Keime des Mislingens in sich, weil zwei Parteien, eine aristokratische und eine modern-demokratische, sich um die Leitung der Angelegenheiten bekämpften. Die demokratische Partei wünschte rücksichtsloses Vorgehen sowol gegen Rußland als auch gegen die inneren Uebel, wie Leibeigenschaft u. s. w., während die Aristokraten mit Rußland nicht ganz brechen und die Emancipation der Bauern langsamer ins Werk setzen wollten. In raschem Handeln lag einzig und allein die Möglichkeit der Rettung von Rußlands Herrschaft; dazu war aber Chlopicki, den Anfangs die Volksstimme mit großen Hoffnungen an die Spitze der Angelegenheiten gestellt hatte, nicht geeignet. Mit dem einen Fuße ging er vorwärts, mit dem andern zurück. Noch ehe die Truppenformationen einigermaßen im Fluß waren, wurden ungeheuere Lieferungen für die polnische Armee ausgeschrieben und mit einer großen Härte und Rücksichtslosigkeit eingetrieben. Die bedeutenden Vorräthe wurden an der Grenze in Lomza, Siedlce, Lublin und Plock aufgehäuft. Daraus ergibt sich jedenfalls die Absicht offensiver Operationen seitens der Polen. Aber es fehlte die nöthige Schnelle im Zusammenziehen der Truppen; dazu kam, daß es die Russen ihrerseits an Schnelligkeit nicht fehlen ließen und eher kampfsbereit waren, als man erwarten durfte. Die Polen hielten ihre Truppenzahl geheim und sprachen wol nur in demonstrativer Absicht von 150,000 (vergl. v. Smitt Bd. I. S. 258) oder gar von 240,000 Mann (vergl. Preuß. Militär-Wochenblatt von 1831. S. 4457); ihr eigentlicher Bestand war weit geringer: nach Spazier II. S. 13 nur 52,000 Mann, nach v. Smitt I. S. 266 ungefähr 54,000 Mann mit 136 Geschützen, nach E. Arnd (Gesch. der neuesten Zeit Bd. 4. Berlin 1861. S. 392) höchstens 45,000 Mann, welche den Russen zuerst gegenüberstanden, während die Stärke der Gesammtmacht im Felde bis zur Schlacht von Grochow auf 62,000 Mann Infanterie und 81 Schwadronen zu berechnen ist (v. Smitt I. S. 246). Die Hauptmasse des russischen Heeres betrug dagegen 86,600 Mann Infanterie und 155 Schwadronen (oder 22,800 Reiter) nebst 336 Geschützen, war also in jeder Hinsicht den polnischen Streitkräften überlegen.

Die Russen eilten mit dem Angriffe aus einem besonderen Grunde, den die preußischen Generalstabsofficiere schon im Militär-Wochenblatt vom März 1831 richtig hervorhoben. Bei der Bodenbeschaffenheit Polens war ein Winterfeldzug für die Russen der aussichtsvollste, weil die zahlreichen Flüsse, die in Polen vor dem März selten

*) Vergl. Heinrich Lindner, Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt-Dessau 1833. S. 304—811.

aufgehen, dann gefroren sind und für die Communication unter den einzelnen Heerestheilen keine Schwierigkeiten bieten. Der russische Oberfeldherr Feldmarschall Diebitsch hoffte daher, wenn er rechtzeitig losbräche, den Krieg mit Einem Schlage beenden zu können. Seine Truppen standen auch wirklich schon am 27. Jan. 1831 an der russisch-polnischen Grenze von Brest am Bug bis Grodno zum Einrücken in Polen bereit, und am 29. Jan. reiste er von Petersburg aus selbst zum Heere ab.

Das polnische Heer hatte sich nach langem Schwanken der Heerführer staffelförmig von Warschau aus nach Nordosten und Osten hin aufgestellt. Die großen Proviantvorräthe an der Grenze waren bei diesem mehr auf die Defensive gerichteten Systeme fast nutzlos aufgehäuft und fielen bald den Russen in die Hände, als diese vorzudringen begannen. Die Polen hatten übrigens eine hartnäckige Vertheidigung an der Grenze nicht im Auge, sondern schon frühzeitig war die Stellung bei Grochow dazu ausersehen, daß in ihr die Hauptschlacht geliefert werden sollte, vergl. v. Smitt I. S. 265, und zwar hat Chlopicki diese Ansicht zunächst ausgesprochen, als am 6. Febr. die ersten Staffetten von den Beamten der Grenze mit der Nachricht in Warschau anlangten, daß die Russen allenthalben die Grenze überschritten, vergl. Spazier II. S. 8, dem in solchen Angaben wol getraut werden darf trotz der scharfen Kritik v. Smitt's III. S. 608 fg. Als Oberfeldherr galt der Fürst Radziwil. Der eigentliche Befehlshaber war aber Chlopicki, welcher am 18. Jan. zwar seine Dictatur niedergelegt hatte, im Heere aber immer noch Vertrauen besaß, weil er schon unter Napoleon I. nicht ohne Ruhm, obgleich freilich nie als selbständig commandirender General, gekämpft hatte. Sein Plan wurde acceptirt. Der Feldmarschall Diebitsch hingegen wollte, dem rechten Ufer des Bug folgend, die in zwei Armen ausstrahlende staffelförmige Aufstellung in der Mitte auseinandersprengen und, direct auf Praga marschirend, die polnischen Truppen, besonders ihren rechten Flügel, von ihrem Centrum Warschau abschneiden. Aber sein Plan wurde durch einen Umstand sehr gehindert. Bis zum Anfange des Februar herrschte eine strenge Kälte von zwanzig und mehr Graden; alle Flüsse waren gefroren, überall die Communication für die Russen günstig. Da begann nach dem Einmarsche Thauwetter, sodaß am 8. Febr. die Felder frei von Schnee, die Wege grundlos geworden, die Bäche ausgetreten waren. Jetzt mußte Diebitsch seinen alten Plan aufgeben und die Armee auf das linke Ufer des Bug überführen, wo die Communication durch das Terrain mehr begünstigt war. Das concentrirte Vorgehen der einzelnen russischen Corps auf Warschau wurde dabei nicht aufgegeben. Es gestaltete sich dadurch die Lage der Polen damals ähnlich wie ehemals die Napoleon's vor der Schlacht bei Leipzig es war. Ihr defensiver Rückzug wurde aber ungemein durch die Beschaffenheit der Gegend (Defileen, Flüsse, Wälder, Brüche) begünstigt. In den einzelnen Gefechten, die nun schon stattfanden, wie z. B. Stoczeck am 14. Febr., am 17. Febr. bei Dobre, zeichneten sich die polnischen Truppen durch Tapferkeit aus. Am 19. Febr. waren sie aber trotzdem schon bis auf acht Werst, also nicht viel über eine deutsche Meile (sieben Werst gehen auf eine deutsche Meile), vor Praga zurückgedrängt. Da kam es zu einer heißeren Schlacht bei Wawer. Die Vortruppen der Russen marschirten an diesem Tage in einem dichten Walde von vier Werst Länge, als am Ausgange desselben, von wo sie schon das ärmliche Praga mit seinen Verschanzungen und dahinter das höher liegende Warschau sehen konnten, sich ihnen auf eigenen Beschluß der polnische General Zymirski entgegenstellte, um sie beim Heraustreten aus dem Walde niederzuschmettern. Das Terrain war nach v. Smitt I. S. 301 folgendermaßen: „Eine Werst vom Ausgange des Waldes liegt rechts (von der russischen Seite aus gedacht) am Wege das Wirthshaus Wawer, zwei kleine hölzerne Gebäude; eine Werst weiter das Goclow'sche Colonie-Haus, und noch eine dritte Werst weiter fangen die Häuser von Klein- und Groß-Grochow an, einem schönen Dorfe, das sich zu beiden Seiten des Weges fast zwei Werst fortzieht; von dessen Ende bis Praga sind noch drei Werst." Der Obergeneral Chlopicki befand sich in Grochow, welches übrigens durch die Bivouaks der Polen schon fast zerstört war, als er den Kanonendonner hörte, und begab sich nach Wawer. Auch Diebitsch ahnte an diesem Tage keine Schlacht, da er die polnischen Streitkräfte in Masse gar nicht vor sich glaubte, und eilte erst später auf das Schlachtfeld, wo er noch zur rechten Zeit ankam, um das für die Russen immer ungünstiger sich gestaltende Gefecht wiederherzustellen. Die Polen wurden nun bis über Wawer hinaus zurückgedrängt. Vor Grochow und nordöstlich davon in einem Erlenwäldchen, welches in der eigentlichen Schlacht von Grochow der entscheidende Punkt wurde, sammelten sie sich wieder. Trotz des Vorzuges der Stellung wurden sie schließlich durch die Russen, wenn auch nicht besiegt, so doch zurückgedrängt, und blieben im Nachtheil. Augenscheinlich war die Taktik der letzteren eine sicherere, siegesbewußter wol auch die russischen Truppen im Gefühle ihrer Uebermacht. Trotzdem hatten die Polen, Officiere wie Gemeine, tapferer gekämpft, als die Russen erwartet zu haben scheinen; aber die kalte Entschlossenheit und zähe Ausdauer der Letzteren fehlte ihnen. Der Hauptgrund, daß sie hier wie fast überall unterlagen, ist übrigens vorzugsweise in der Unentschlossenheit und Ungeschicklichkeit der Oberleitung und einzelner Generale zu suchen, endlich sogar in Insubordination der Letzteren, wie es z. B. in der Schlacht bei Grochow der Fall war.

Die Schlacht bei Wawer hatte die todesmuthige Entschlossenheit der polnischen Truppen erwiesen, und Diebitsch gab nach ihr die Hoffnung (die er bisher immer noch gehegt hatte) zu einer gütlichen Beilegung des Conflictes auf. Daß er die Schlacht bei Grochow am 25. Febr. lieferte, war die Folge davon. Man hat zwar Diebitsch einen Vorwurf daraus gemacht, daß er am 19. Febr. bei Wawer seinen Vortheil nicht bis zum Aeußersten verfolgt habe. Aber er hatte Gründe, nicht weiter vorzurücken. Es fehlte an Lebensmitteln und Schießbedarf, und das nachrückende Grenadiercorps konnte

sich in vier bis fünf Tagen mit ihm vereinigen, vergl. v. Smitt I. S. 314. Dies war die Ursache, weshalb er die Polen auch in den nächsten Tagen nicht angriff. Als die letzteren merkten, daß der russische Befehlshaber deshalb mit dem Angriffe zaudere, weil er noch Verstärkungen erwartete, faßten sie ihrerseits den Plan, die Russen anzugreifen, führten ihn aber nicht aus, weil Chlopicki, an Friedrich's Unglück in der Schlacht bei Kunersdorf erinnernd, die Operation für zu gewagt hielt, in schräger Schlachtordnung sich auf den rechten Flügel der Russen zu werfen.

Uebrigens wurde auch der ursprüngliche Plan des Feldmarschalls Diebitsch, den Polen die entscheidende Schlacht bei Grochow am 26. Febr. zu liefern, durch das zu schnelle Vorgehen des Grenadiercorps unter dem Fürsten Schachowskoi durchkreuzt, weil die Polen die Dispositionen von Diebitsch nun durchblicken konnten, die auf nichts Anderes gerichtet waren, als die Gegner durch das Grenadiercorps von Warschau abzuschneiden und in die Sümpfe südlich davon zu treiben. Schachowskoi hatte nämlich am 24. Febr. schon ganz in der Nähe von Grochow beim Dorfe Bialolenka (nördlich von Grochow, ungefähr vier Werst nordöstlich von Praga) sich in ein hartnäckiges Gefecht mit Krukowiecki verwickeln lassen. Es war vorauszusehen, daß die Polen ihn am nächsten Tage mit Uebermacht angreifen würden, wenn Diebitsch selbst nicht losschlug, und so kam es denn schon am 25. zu der Schlacht bei Grochow.

Der Kampf war für die Russen unter den obwaltenden Umständen natürlich weit schwieriger, da an einen überraschenden Flankenangriff nun nicht mehr zu denken war und der Stier direct an den Hörnern angepackt werden mußte, vergl. den eigentlichen Schlachtplan von Diebitsch für den 26. Febr. bei v. Smitt I. S. 328 fg. Diebitsch hätte aber trotzdem den eigentlichen Plan am 25. durchführen sollen und können, natürlich mit Modificationen; ferner waren die Befehle, die er Schachowskoi zukommen ließ, in Hinsicht des Rückzuges widersprechend, wie selbst v. Smitt I. S. 331 hervorhebt, sodaß dessen Corps am eigentlichen Schlachttage geschlagen wurde. Vorzüglichkeit der Disposition und Ruhe der Durchführung ist hier also bei Diebitsch nicht gerade zu loben.

Schachowskoi stand am 25. Febr., dem Tage der Schlacht bei Grochow, in einer Stellung vor und in Bialolenka, als er von dem gegenüberstehenden polnischen Corps Krukowiecki's um 8 Uhr Morgens angegriffen und aus dem Dorfe Bialolenka geworfen wurde. Die Russen geriethen auf ihrem Rückzuge nach Grodzisk in sumpfige Stellen und wären verloren gewesen, wenn Krukowiecki sie verfolgt und auf den rechten Flügel der eigentlichen russischen Schlachtordnung getrieben oder aber abgeschnitten hätte, was durch einen Flankenmarsch nach Grodzisk möglich gewesen wäre. So entging Schachowskoi mit einem Verluste von nur drei Kanonen seinem Untergange und war nach angestrengtem Marsche am späten Nachmittage noch im Stande, sich an den eigentlichen russischen rechten Flügel zu ziehen und so noch bei der eigentlichen Schlacht mitzuwirken. Krukowiecki seinerseits blieb nach den erlangten Vortheilen in einer Stellung bei Brudno, südlich von Bialolenka, stehen und ließ seine Truppen nur nutzlos hin und her marschiren; kein Befehl, weder vom eigentlichen Generalissimus Fürst Radziwil noch von Chlopicki, konnte ihn zum weiteren Eingreifen in die fernere Schlacht bewegen. Sein Betragen grenzt geradezu an Verrath. Spazier II. S. 52 gibt die polnische Anschauung hierüber so wieder: „Krukowiecki sah sehr gut, daß, wenn das Corps Schachowskoi in Unordnung auf die Hauptarmee zurückgeworfen würde, ein glänzender Sieg für die Armee nicht ausbleiben konnte; aber der Gedanke, dem General Chlopicki oder dem Fürsten Radziwil eine Schlacht gewinnen zu helfen, war diesem Manne so unerträglich, daß er das Wohl seines Vaterlandes dagegen als das Geringste geachtet hätte. Einen Antheil an seinem Verfahren mochte auch die Feigheit haben, die im Augenblicke der Gefahr Charakteren seiner Art eigen ist; vorzüglich aber mochte er sich schmeicheln, im Falle eines glücklichen Ausganges für die Russen sich das Unterlassen der Verfolgung als ein großes Verdienst beim Kaiser und den wohlfeilen Sieg des Morgens für ein solches bei seinen Landsleuten anrechnen lassen zu können." Der preußische Generalstabsofficier (a. a. O. S. 4462) ist übrigens, ohne die näheren Umstände zu kennen, auch der Meinung, daß auf dem linken polnischen Flügel große Fehler gemacht sein müssen.

Die eigentliche Schlacht begannen die Russen erst um 9 Uhr. Chlopicki hatte ihre Stellung noch in der Nacht um 3 Uhr bis an die Vorposten recognoscirt und gefunden, daß sie an eine Schlacht nicht dachten. Auch blieben die russischen Linien bis um 8 Uhr unbeweglich und rührten sich erst, als der Kanonendonner von Bialolenka her ertönte. Ihren linken Flügel bildete Pahlen mit drei Divisionen Infanterie, 4000 Mann Cavalerie und 50 Geschützen. Er rückte mit der einen Division auf der Chaussee, welche über Grochow nach Praga führt, mit den beiden anderen rechts davon gegen Klein-Grochow vor. Das Corps Rosen's, bestehend aus zwei Infanterie-Divisionen, der 24. und 25., zu 17,500 Mann, einer Ulanen-Division von 2000 Mann und 70 Geschützen, bildete das Centrum (resp. zugleich den rechten Flügel, wenn man Schachowskoi nicht rechnet). Schachowskoi's Corps, in der Stärke von 8500 Mann Infanterie 2000 Mann Cavalerie und 58 Geschützen, hatte den rechten Flügel. In der Reserve standen 12,000 Mann Infanterie, 5000 Mann schwere Cavalerie und 50 Geschütze. Man sieht hieraus, daß Diebitsch mit der durchweg schweren Cavalerie der Reserve den Ausschlag geben wollte. Die Polen hatten beim Beginn der Schlacht dieselben Stellungen inne, wie seit dem 20. Febr. Die Division Szembek bildete, Pahlen gegenüber, den rechten Flügel und stand mit dem Gros rechts von der Chaussee vor Grochow. An ihn schlossen sich als Centrum die beiden Divisionen von Zymirski, welcher das wichtige Erlenwäldchen nordöstlich von Grochow besetzt hielt, und von Scrynecki an, obgleich dieser mehr eine Reservestellung hatte. Links davon war ein Cavalerie-Corps unter General

der Schlacht); eine russische, vertreten durch F. v. Smitt, Geschichte des polnischen Aufstandes und Krieges in den Jahren 1830 und 1831. 2. Aufl. Berlin 1848. S. 321 fg. Dazu: die Pläne zu v. Smitt's Geschichte rc. Berlin 1848 in Fol. Als objective Stimme ist die des preußischen Generalstabes im Militär-Wochenblatte vom Jahre 1831 Nr. 768. S. 4455 fg. benutzt worden. Außerdem verschiedene kleinere Schriften, die über die Schlacht selbst jedoch wenig Specielles geben. Eine Uebersicht des Quellenmaterials für den Krieg gibt übrigens v. Smitt am Schlusse des dritten Bandes. — Ein durchaus objectives Schlachtbild zu schaffen, ist bekanntlich schwer, denn die Berichte der beiden kämpfenden Parteien weichen immer von einander ab. Besonders hinsichtlich des Eingreifens Schachowskoi's in die eigentliche Schlacht habe ich das gefunden. Die preußische Anschauung scheint Krukowiecki entschuldigen zu wollen, indem sie sein Hin- und Hermarschiren mit dem Ney's in der Schlacht bei Leipzig vergleicht. Die Schlacht bei Grochow liefert übrigens den Beweis, daß die Aufstellung und der Kampf in der inneren Linie immer der ungünstigere ist. Die Franzosen bei Leipzig 1813, die Polen bei Grochow 1831, die Oesterreicher bei Königgrätz 1866 und die Franzosen bei Gravelotte 1870 fochten auf der inneren Linie, machten zugleich den Fehler, im gegebenen Augenblicke nicht angreifend zu verfahren, und wurden geschlagen.

(*R. Pallmann.*)

GROCHOWSKI (Stanislaw), polnischer Dichter, wurde 1540 in Mazowien in einer unbegüterten adeligen Familie geboren, erhielt seine erste Ausbildung in Pultusk und genoß dort den Unterricht des berühmten polnischen Bibelübersetzers, des Jesuiten Wujek. Schon als Schüler zeichnete er sich durch scharfen Witz aus und verfaßte beißende satyrische Verse auf Lehrer und Mitschüler. Nachdem er in den geistlichen Stand getreten war, erlangte er durch Lobgedichte auf den König und den gnesener Erzbischof Karnkowski des letzteren Gunst und 1577 die Kanonicate zu Uniejow an der Warthe und zu Lowicz (beides Besitzthümer der gnesener Erzbischöfe), sowie die Pfarre zu Czersk, der alten Residenz der Herzöge von Mazowien. Bald aber bereitete er sich theils durch Vernachlässigung seiner geistlichen Pflichten, theils durch seine Streitsucht, die ihn in zahlreiche Rechtshändel mit seinen Pfarrkindern und anderen Pfarrern verwickelte, vielfache Unannehmlichkeiten. Nicht nur das warschauer Consistorium, sondern auch den päpstlichen Nuntius und den König rief er zur Entscheidung unbegründeter Ansprüche auf. Größere Widerwärtigkeiten erwuchsen für Grochowski aus seinen ersten literarischen Productionen. Unter diesen erregte eine in leicht fließenden Versen geschriebene Satyre, die er unter dem Titel „Babie koło" (Alter Weiber Kreis) verbreitete (sie wurde erst in neuerer Zeit gedruckt) und in der er die Umtriebe, die im J. 1600 durch hohe Geistliche zur Erlangung vacanter Bisthümer geschahen, schonungslos geißelte, großes Aufsehen. Der Bischof von Kujawien Baranowski entzog ihm seine Pfründen, ja Grochowski wurde nach einer Nachricht eine Zeit lang ins Gefängniß gesetzt. Durch den Einfluß der angesehenen Familie Dzialynski befreit, gelang es Grochowski, indem er die Magnaten des Landes mit seinen Lobgedichten überschüttete, neben anderen geistlichen Beneficien die Stelle eines Kanonicus zu Kruschwitz, der ehemaligen Kathedra der Bischöfe von Kujawien, zu erhalten. Auch hier gestattete ihm sein unruhiger Geist keinen Frieden. Er verließ den Pfarrort und ließ sich in Piecki, einem elenden, zu seinem Sprengel gehörigen Dorfe unweit Kruschwitz nieder, wo er, obgleich er von Gönnern, die er sich durch seine Gedichte erworben hatte, reichlich unterstützt wurde, in großer Dürftigkeit und schlechter Hütte lebte. Er hat diesen seinen Aufenthalt in ergötzlichen Versen selbst beschrieben. Jeder geordneten Haushaltung abhold, verthat er auf zahlreichen Reisen nach Thorn, Krakau und zu hohen Herren, denen er seine Gedichte überreichte, seine Einkünfte und erlangte, obgleich er im ganzen polnischen Lande als Dichter geschätzt wurde, keine höhere und einträglichere geistliche Würde, gerieth vielmehr in immer größere Bedrängnisse. Endlich schlug er in Krakau seinen dauernden Wohnsitz auf und trat in die adelige Brüderschaft Assumtionis Beatae Mariae Virginis an der St. Petrikirche, in der er eifrig kirchlichen Functionen oblag. Er starb am 30. Jan. 1612. — Grochowski gehört zu den fruchtbarsten und bedeutendsten polnischen Dichtern seiner Zeit und ist auch jetzt noch eine Zierde der polnischen Literatur. Von seinen Schriften, die als Gelegenheitsgedichte meistens einzeln erschienen, zählen die polnischen Bibliographen neben 5 lateinischen 39 polnische auf, und noch sind nicht alle bekannt. Sie sind theils weltlichen, theils geistlichen Inhalts. Unter seinen lateinischen Werken gilt die „Gratulatio ad Stanislaum Karnkovium, Archiepiscopum Gnesn." Krakau und Posen 1582. 4. für die beste, sie ist in trefflichen Versen abgefaßt. Von den polnischen Gedichten, die Grochowski als einen würdigen Nachfolger Kochanowski's bewähren und die sich größtentheils durch Reinheit und Gewandtheit der Sprache, Gefälligkeit des Reims, anmuthige Innigkeit und Einfachheit, oft durch überraschende Bilder auszeichnen, steht das früheste am Schlusse der Postille Wujek's (Krk. 1573), darauf richtete Grochowski ein Gedicht an Heinrich von Valois bei dessen Einzuge als König von Polen (Krk. 1574). Mit einer „Kaliopea słowiańska" (Krk. 1588) begrüßte er den aus Schweden gekommenen Sigismund III. in der Hauptstadt Krakau. Das Gedicht „Holubek do żołnierzów" (Holubek an die Soldaten) Krk. 1588 und 1607, das einen bei Byczyn gefallenen tapferen litthauischen Ritter, Holubek, feiert, wurde seiner Zeit in ganz Polen gesungen. (Mehrere Gedichte Grochowski's erschienen mit Melodien). Ein Gedicht „August Jagiełło wzbudzony" (der neubelebte A. J.) 1598 und 1603 vertheidigt den letzten Jagiellonen Sigismund August wider aufgetauchte Anklagen. Ein Gedicht „Lzy smutne" (Thränen der Trauer) 1605, beweint den Tod des berühmten Kanzlers Johann Zamojski. Die „Piesni na fest ucieszony" (Gesänge auf ein Freudenfest) Krk. 1606 gelten der Hochzeit des falschen Demetrius mit der Wojewodin Mniszka und haben sehr gute Bildnisse der Genannten und an-

derer Zeitgenossen als Beigabe. — Unter den Gedichten geistlichen Inhalts sind die „Himny koscielne“ (Kirchenlieder) Krk. 1598. 1599. 1608 und 1611 hervorzuheben, es sind Uebertragungen altkatholischer Gesänge in vortreffliche und ergreifende polnische Verse. Diesen zur Seite steht die poetische Uebertragung dreier Bücher von Thomas a Kempis de imitatione Christi. — Grochowski hat selbst seine Schriften dreimal gesammelt herausgegeben unter dem Titel: Księdza Stanisława Grochowskiego wiersze i insze pisma co przebrań“ (Krk. 1607. 1608 und 1609), doch ist die Sammlung nicht vollständig. Erst in unserer Zeit erschien eine mit großer Sorgfalt angefertigte neue Ausgabe sämmtlicher polnischer Gedichte Grochowski's in der „Biblijoteka polska“ von K. J. Turowski unter dem Titel: „Poezyje ks. Stanisława Grochowskiego“ 2 Thle. 8. Krk. 1859 mit einer Lebensbeschreibung des Dichters und bibliographischen Notizen *). (*Alb. Werner.*)

GROCHOWSKI, polnischer General zur Zeit Stanislaw August's, trat, nachdem er in jungen Jahren im preußischen Heere gedient hatte, in das polnische über, war während des kurzen Feldzuges von 1792 Major und galt bald allgemein für einen der tüchtigsten polnischen Officiere. Nachdem Kosciuszko in Krakau 1794 den Aufstand proclamirt hatte, übernahm Grochowski mit dem Range eines Generals die Führung der polnischen Truppen in Volhynien, überschritt glücklich mit einer Division von 6000 Mann den Bug bei Dubienka und die Weichsel bei Rachow und vereinigte sich bei Opatow mit Kosciuszko. In der Schlacht bei Szczekociny oder Rafka (6. Juli 1794) befehligte er den linken Flügel der Polen den Preußen gegenüber, wurde von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet und starb bald darauf. Sein Tod erregte unter den Polen allgemeine Betrübniß. (*Alb. Werner.*)

GROD heißt im Slawischen: Hag, Gehege, Umwehrung. Die Slawen, ursprünglich friedliche Völkerschaften, die sich vornehmlich mit dem Ackerbau beschäftigten, wurden, nachdem sie ihre Wohnsitze in dem östlichen Europa zwischen der Ostsee und dem schwarzen und adriatischen Meere eingenommen hatten, theils durch das von Osten her erneute Nachdringen tatarischer Stämme, theils durch die Einfälle der Franken und Sachsen genöthigt, sich Schutzmittel zur Sicherung ihres Lebens und Eigenthums zu verschaffen. Zu solchen gehörten Umwallungen (Helmold I, 53), in die auch Nachts und während des Winters das Vieh eingetrieben ward. Es waren Anfangs einfache, an Sümpfen aufgeworfene Wälle, von Gräben umzogen, später durch Balken und Planken, dann mit Mauern versichert. Letztere fanden sich schon im 11. Jahrh. in Polen vor, denn als 1039 die Böhmen Gnesen berannten, fanden sie starke Ummauerungen; auch Glogau hatte schon im 12. Jahrh. alterthümliche Mauern. In den Chroniken des Mittelalters heißt die Umwandlung eines Ortes in einen grod eine Burg: incastellare, die Burg selbst hieß castellum, in den polnischen Chroniken auch castrum, die Bewohner hießen castellani, auch oppidani, und Boguchwal (Sommersberg II, 137) erwähnt, daß (wahrscheinlich nur zur Vertheidigung des Landes) ganz Polen in Castellanien eingetheilt gewesen sei. Nach und nach entstanden bei dem ursprünglich zum Schutze angelegten grod Wohnstätten, Handwerker ließen sich daneben nieder, Gefangenen wurde die Umgebung zu Niederlassungen angewiesen, der grod ward zur Zollstätte. Doch wurden auch die in feindlichen Ueberfällen weniger ausgesetzten Gegenden entstandenen städtischen Wohnorte, die ebenfalls von irgendwelchen Umwehrungen umgeben waren, grody benannt.

Innerhalb des eigentlichen grod's, der Burg, befanden sich zur Zeit der Piasten Bewaffnete, Ritter, die zu steter Vertheidigung des Landes bereit sein mußten, ihr Befehlshaber hieß im besonderen Sinne Castellanus (kasztelan), ihm war aber nicht allein die Heerführung, sondern auch die Verwaltung in Burg und Umgebung, somit zugleich die Gerichtsbarkeit übertragen. So entstanden die Grodgerichte, welche ursprünglich und unausgesetzt wesentlich Criminalgerichte, und zwar ausschließlich für Verbrechen von Adeligen waren, Adelige konnten auch nur Mitglieder des Grodgerichts sein (habent jurisdictionem in nobilitatem). Insbesondere entschied dasselbe in Bezug auf Raub, Brandstiftung, Vergewaltigung von Frauen, Diebstahl, welche Befugniß die alten Polen mit den Worten zusammenfaßten: ignis, via, femina, domus komme der Beurtheilung des Grodgerichts zu. Unter den polnischen Königen aus dem Jagiellonischen Hause traten an die Stelle der Castellane, welchen die Führung des Heeres unter den Wojewoden verblieb, die Starosten (Capitanei) als Vorsteher der Grodgerichte, und man unterschied diese Starosten cum jurisdictione von den Starosten sine jurisdictione, letzteren waren von den polnischen Königen Staatsgüter als Staatsbelohnung auf Lebenszeit zum bloßen Unterhalt überwiesen. Jeder Starost, der Grodrichter war, konnte sich einen Stellvertreter (podstarosta, vicecapitaneus, surogator) erwählen, sich auch durch einen Grodrichter (judex castrensis) vertreten lassen, neben diesem fungirte ein Secretär (Notarius castrensis). Es ertheilte also das Grodgericht nicht durch einen Collegialbeschluß seine Entscheidung, sondern stets sprach ein einzelner Beamter desselben das Urtheil. Nach dem Gesetze sollte das Grodgericht jährlich viermal abgehalten werden. — Erst später befaßten sich die Grodgerichte im Auftrage anderer höherer Gerichte mit Entscheidungen in nichtcriminalen Angelegenheiten, was zu Misbräuchen Veranlassung gab und mehrfach verboten wurde, denn sämmtliche Civilprocesse, die in Betreff des Eigenthums zwischen Adeligen entstanden, gehörten vor besondere Landgerichte (judicia terrestria). Die Appellation von den Grodgerichten ging an das Reichstribunal, das nach mancherlei Umgestaltungen zur Zeit Königs Stanislaw August aus neun geistlichen Würdeträgern und 21 auf den Landtagen gewählten weltlichen Adeligen bestand und

*) Niesiecki verwechselte in seinem großen heraldischen Werke diesen Dichter mit dem 1644 gestorbenen Erzbischof von Lemberg gleichen Vor- und Zunamens, Bentkowski in seiner polnischen Literaturgeschichte u. A. folgten diesem Versehen.

alljährlich für Großpolen in Petrikau, für Kleinpolen in Lublin zusammentrat, auch an das sogenannte Assessorialgericht, das seit Sigismund August bei Appellationen an den König der Reichs- oder Unterkanzler mit den Reichsreferendarien und Secretären bildete. Die Städte mit dem magdeburgischen Rechte in Polen standen nicht unter den Grodgerichten, sondern hatten ihre eigene Jurisdiction. (*Alb. Werner.*)

GRODDECK (Benjamin), deutscher Orientalist, geboren zu Danzig den 21. Sept. 1728 [1]), ein Neffe des gelehrten Gabriel Groddeck (s. d. Art.). Seine Vorbildung in den Gymnasialwissenschaften empfing er ohne Zweifel auf dem damals blühenden akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt Danzig. In den Jahren 1746 und 1747 finden wir ihn auf der Universität Wittenberg; wenigstens sind aus diesen Jahren zwei seiner Schriften, darunter eine für die Disputation bestimmte Dissertation, datirt [2]). Wie seinen Oheim Gabr. Groddeck berief auch ihn seine Vaterstadt bald als Lehrer des Gymnasiums zurück, und zwar nach Prätorius „Danziger Lehrer Gedächtniß" S. 79 im J. 1749 als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen. Alle seine übrigen Dissertationen (denn wie sein Oheim hat er nur solche hinterlassen) sind von Danzig aus datirt und hier ist er auch den 5. Juni 1776 gestorben. So wenigstens gibt Oettinger (vergl. Anm. 1) das Todesjahr an, indem er zugleich die Richtigkeit der andern Angabe (8. Juni 1778), die sich übereinstimmend in der Biographie universelle, Tom. XVII. p. 574, sowie in Meusel's „Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller" findet, in Abrede stellt. Adelung in der Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon nennt wenigstens den 8. Juni 1776.

Wie sein Oheim Gabriel Groddeck verstarb auch Benjamin viel zu früh, um zur Ausarbeitung eines größeren, epochemachenden Werkes Muße zu finden. Seine Bedeutung ist vielmehr darin zu suchen, daß er die neuen Grundsätze der damals blühenden Schule des großen Holländers Albert Schultens in Schrift und Wort geltend zu machen suchte. Bereits seine Erstlingsschriften aus den Jahren 1746 und 1747 (s. unten) verrathen ein Studium der Schriften Schultens', besonders der Origines und der Vetus et regia via Hebraizandi, die bei einem Achtzehnjährigen in Verwunderung setzen muß. Sogar einen Vers des damals kaum erst hervorgezogenen Hariri citirt er in der oben erwähnten Dissertation: De vero originum hebraearum fonte p. 57 arabisch. Daß er Albert Schultens persönlich gehört, ist nicht wol anzunehmen, da hierfür nur die Zeit um das Jahr 1748 vor seiner Rückberufung nach Danzig bleiben würde; allerdings wird gerade aus dieser Zeit (1748 und 1749) kein literarisches Product von ihm genannt.

Seine Methode in der Behandlung des Hebräischen zeigt deutlich ausgeprägt die Vorzüge der holländischen Schule. Obenan steht ihm der philologische Grundsatz, daß die verschiedensachen Bedeutungen eines Wortes auf eine Grundbedeutung zurückgeführt werden können und müssen, die ihrerseits nicht eine Abstraction von den Einzelbegriffen, sondern selbst einen concreten Begriff darstellt. Vor den schon von Reiske gerügten Fehlern der Schultens'schen Schule, der übertriebenen Bevorzugung des Arabischen und der Hinneigung zu gewagten Combinationen bewahrte ihn ebenso eine offenbare wissenschaftliche Besonnenheit, wie die engeren Grenzen, in denen sich seine Kenntniß des Arabischen bewegte. Von seiner kritischen Besonnenheit legt die 1769 erschienene „Dissertatio de limitando criticae conjecturalis usu" Zeugniß ab [3]).

Zum Schluß lassen wir ein Verzeichniß der Dissertationen Groddeck's folgen, indem wir uns für die uns unzugänglichen Schriften an Meusel's Lexikon ꝛc. Bd. 4. S. 374 halten (vergl. auch Adelung's Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon und Biographie universelle. Tom. XVII. p. 574). Wir übergehen dabei die Trauerreden, wie die am Sarge Herrn Constantin's von Unruh (1763) und das Programm auf den Tod D. A. F. Bertling's (1769).

Zu Wittenberg erschienen: 1) Commentatio de necessaria linguarum Arabicae et Hebraeae connexione. 1746. 4. 2) De natura dialectorum ad linguam Hebraicam et Arabicam applicata. 1747. 4. 3) De vero originum Hebraearum fonte et utilitate. 1747. 4. (auf dem Titel als exercitationis academicae sectio I. bezeichnet).

Zu Danzig erschienen: 4) De linguae Hebraeae antiquitate. 1750. 4. 5) De litteris Hebraicis. Sectio I. 1751. 4. 6) De sensu Scripturae Sacrae. 1752. 4. 7) De punctis Hebraeorum. 1753. 4. 8) De via ad notitiam interiorem linguarum orientalium, praesertim Hebraeae. 1757. 4. 9) Oratio de anno Jobelaeo Hebraeorum. 1758. 4. (die Schrift handelt nach der Angabe auf dem Titel „de verisimil-

1) Diesen Tag nennt als Groddeck's Geburtstag allein Oettinger in seinem Moniteur des dates II. p. 144. Ueberhaupt fließen die Nachrichten über die äußeren Lebensumstände dieses fruchtbaren Gelehrten so spärlich, daß selbst sein Todesjahr einer starken Differenz der Angaben unterliegt (s. unten). 2) Wenn es auf dem Titel derselben heißt (es ist die Dissertatio de vero originum hebraearum fonte et utilitate): „quam — in cathedra philosophica — publico eruditorum examini subiiciet M. Benj. Groddeck", so beweist zwar dieser Ausdruck nichts dafür, daß es eine Disputation pro magisterio gewesen sei, wol aber scheint das M. vor dem Namen nicht anders verstanden werden zu können. Allerdings hätte dann Groddeck in einem Alter von noch nicht 19 Jahren promovirt, denn jene Disputation ist auf den 23. März 1747 angesetzt.

3) Ueber Groddeck's theologische Richtung als Exeget ließe sich vielleicht allein aus der Dissertatio de sensu Scripturae Sacrae (1752) ein Urtheil fällen; leider habe ich derselben nirgends habhaft werden können. Wenn es im Eingange der mehrfach erwähnten Dissertation De vero originum Hebraearum fonte etc. (1747) heißt: „quanto praestantiores sunt veritates, quae nobis in sacris literis per spiritum S. traduntur", so kann daraus schwerlich ein Festhalten Groddeck's am alten Inspirationsbegriff gefolgert werden. Wahrscheinlicher ist, daß der Gelehrte, dessen Studium sich vielfältig um die Ermittelung des eigentlichen und ursprünglichen Sinnes drehte, einer grammatischen Exegese im modern wissenschaftlichen Sinne gehuldigt hat.

lima vocis [Jobel] significatione). 10) De vera verborum להו natura et indole. 1760. 4. 11) De formis verborum apud Hebraeos mixtis. 1761. 4. 12) De usu versionum Graecarum V. T. hermeneutico et critico. 1763. 4. 13) De limitando (Meusel: limando) criticae conjecturalis usu. 1769. 4. (*Kautzsch.*)

GRODDECK (Gabriel), deutscher Philolog, Oheim des Vorigen, wurde geboren zu Danzig den 7. Jan. 1672. Sein Vater, Albert Groddeck, überlebte ihn als angesehener und begüterter Kaufmann [1]) zu Danzig. Nach Absolvirung der Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt (s. unten Anm. 1) begab er sich, wahrscheinlich gegen das Ende des Jahres 1692 [2]), nach Leipzig. Als seine Lehrer daselbst nennt der Magisterpanegyricus die Professoren Rehberg, Cyprian, Alberti, Schmid, Carpzov, Olearius, Ernesti und Zoega. Bei dem letztgenannten legte er den Grund zu einer für die damalige Zeit nicht unbedeutenden Kenntniß der arabischen und persischen Sprache. Im J. 1695 wurde er Collegiat des sogenannten Mariencollegiums (collegium Beatae Mariae virginis). Nach dem Nekrolog in der neuen Bibliothek [3]) vom Jahre 1709 (seinem Todesjahre) zeichnete sich Groddeck schon damals in solchem Grade durch Fleiß und Gelehrsamkeit aus, daß er „der preußischen Nation (nämlich an der Universität Leipzig) die Privilegien wieder zu Wege brachte, deren sie fast war verlustig gemacht, daher die vornehmsten preußischen Städte ihn in unterschiedenen Briefen bedankt und etliche ihn gar restauratorem obsoleti totius Prussiae beneficii genennet". Daß er schon damals docirt oder doch die Habilitation in der philosophischen Facultät vollzogen habe, scheint eine Bemerkung auf dem Titel seiner Dissertation: De caerimonia palmarum etc. anzudeuten, indem diese als indultu amplissimae facultatis philos. in prioris *pro loco* dissertationis argumentum bezeichnet wird. Doch begab er sich vor Antritt eines wirklichen Lehramtes auf mehrjährige Reisen, ein wahrhaftes iter academicum, das ihn fast mit allen bedeutenden Gelehrten der damaligen Zeit in persönliche Berührung brachte. So lernte er zunächst in Holland Marcus Meibom, Limberg, Tollius, Vries, Francius, Perizonius, Brouckhus, Witsius, Poiret und Clericus kennen, nicht minder die beiden gelehrten Juden Meza und Pina. Noch in demselben Jahre ging er sodann nach England und verkehrte in Oxford mit Dodwell, Hyde, Bernard und dem Juden Abendana, in Cambridge mit Laugthon und Bearne. Nicht minder genoß er in Paris den Umgang und die Freundschaft der berühmtesten Gelehrten, wie der beiden königlichen Bibliothekare Clement und Boivin, ferner Mabillon's, Montfaucon's, Vaillant's, Harduin's, Baillet's und Ludov. von Longuerne's. Er benutzte dabei zugleich die Gelegenheit, unter der Anleitung des letztgenannten seine Kenntnisse im Arabischen zu erweitern. Nach einer Rundreise durch die übrigen bedeutendsten Städte Frankreichs ging er über Genua nach Florenz, wo er Antonio Magliabechi persönlich kennen lernte, endlich nach Rom, wo er sogar von dem Cardinal Cassanado und Noris des Empfangs gewürdigt wurde. Im J. 1697 nach Leipzig zurückgekehrt, wurde er 1698 zum außerordentlichen Professor der talmudischen Literatur und der orientalischen Sprachen, 1699 zum Assessor in der philosophischen Facultät ernannt.

Unterdessen war jedoch seine Vaterstadt auf den vielgereisten und vielempfohlenen Jüngling aufmerksam geworden und berief ihn im J. 1699 als ordentlichen Professor philosophiae primae et practicae und zugleich als Bibliothekar des akademischen Gymnasiums zurück, in welche Aemter er am 10. Dec. desselben Jahres eingeführt wurde. Trotz seiner Jugend wurde er im J. 1701 zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften erwählt [4]). Seitdem lebte er in Muße zu Danzig seinen Studien, die sich neben philosophischen und alttestamentlichen Materien auch auf Literaturgeschichte bezogen. Kurz vor seinem Tode wurde ihm statt der philosophischen Professur die der orientalischen Sprachen übertragen, ohne daß er sie wirklich antrat [5]). Während des Wüthens der Pest im J. 1709 entschloß er sich, mit seiner Gattin, Euphrosyne Elisabeth Gottwald [6]), auf das Landgut seines Vaters überzusiedeln. Unterwegs aber wurden beide von der Pest befallen und Groddeck starb, in die Stadt zurückgebracht, bereits am andern Tage, d. i. den 12. Sept. 1709. Seine Gattin folgte ihm Tags darauf [7]).

Wenn das Gedächtniß des so früh verstorbenen Gelehrten, den sein bücherkundiger Landsmann Prätorius einen „vir de re literaria egregie meritus" nennt, so bald erloschen ist, so ist der Hauptgrund davon in dem Umstande zu suchen, daß er wie sein Neffe Benjamin

1) „mercantum caput felix" nennt ihn der auf der leipziger Universitätsbibliothek noch vorhandene Magisterpanegyricus vom Jahre 1693. Aus demselben ergibt sich zugleich, daß Groddeck seine Vorstudien auf dem Gymnasium zu Danzig absolvirte, indem die damaligen Professoren desselben, besonders der Rector Samuel Schelwig, als seine Lehrer gepriesen werden. 2) Dies ergibt sich aus dem Verzeichniß seiner Schriften in Prätorius' (eines geborenen Danzigers) „Athenae Gedanenses" (Leipzig 1713). Daselbst werden vier Schriften Groddeck's aus den Jahren 1690—1692 unter der Ueberschrift „Gedani, ante excursum in Academiam" aufgezählt. 3) Der vollständige Titel lautet: Neue Bibliothec od. Nachricht und Urtheile von neuen Büchern und allerhand zur Gelehrsamkeit dienenden Sachen. Frankf. und Leipzig 1709 (2. Stück, p. 180).

4) Die im Uebrigen zuverlässigen Athenae Gedanenses (s. Anm. 2) nennen das Jahr 1702, dagegen der oben angeführte Nekrolog vom Jahre 1709, sowie die Biographie universelle, Tom. XVII. p. 574, das Jahr 1701. 5) Darnach ist die Notiz der Biographie universelle zu berichtigen, daß er zu Danzig orientalische Sprachen gelehrt habe. Wenn übrigens der Nekrolog in der „Neuen Bibliothek" sagt, er habe „diese Bedienung nicht antreten können", und Prätorius in den Athenae Gedanenses p. 156, er sei daran „injuria temporis impeditus" gewesen, so kann der Verhinderungsgrund nur die damals grassirende Pest gewesen sein, die auch ihn bald darauf hinwegraffte. 6) Nach Prätorius war sie die Tochter des danziger Physikers Dr. Christoph Gottwald und hatte sich mit Groddeck im J. 1701 vermählt. 7) Nicht denselben Tag, wie die Biographie universelle angibt. Auch Prätorius l. l. sagt nur: maritum-commoriendo comitata est. Unsere Notiz stammt aus dem offenbar am genauesten unterrichteten Nekrolog von 1709 (vergl. oben Anm. 3).

Groddeck (s. diesen Art.) keine anderen Proben seiner Gelehrsamkeit hinterließ als Dissertationen, Gelegenheitsschriften und zahlreiche Aufsätze und Kritiken in verschiedenen Sammelwerken, — also lauter solche, wie sie bald der Vergessenheit anheim zu fallen pflegen. Eine Bemerkung in dem mehrfach erwähnten Nekrolog der neuen Bibliothek [8]) läßt darauf schließen, daß er sich mit Plänen zur Herausgabe größerer Werke getragen habe; doch scheint keines derselben für eine Edition hinlänglich vorbereitet gewesen zu sein. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als größere Schriften des offenbar hochbegabten Mannes, der nach vielseitigen und eingehenden Studien seinen Geschmack durch ausgedehnte Reisen und den Verkehr mit den bedeutendsten Geistern seiner Zeit geläutert hatte, einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften im 17. Jahrh. bieten würden. Ueber seine Methode in den orientalischen Sprachen läßt sich aus seinen Schriften kein sicheres Urtheil fällen, da sich die hierher gehörigen entweder auf archäologische oder bibliographische Materien beziehen.

Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner Schriften geben die oben erwähnten Athenae Gedanenses von Prätorius p. 156 sq. [9]). Wir lassen dasselbe hier folgen, um es zugleich aus anderweitigen Quellen zu ergänzen.

Zu Danzig erschienen vor Groddeck's Abgang zur Universität: 1) De rebellione Burdegalensi anno 1675 (1690). 2) De silentio (1691). 3) De lingua beatorum in altera vita (1692) [10]). 4) Epistola gratulatoria ad Nathanaelem Falckium (1692). fol.

Zu Leipzig erschienen: 5) De purgationibus castitatis antiquorum Hebraeorum. 1693. 6) De caerimonia palmarum apud Judaeos in festo tabernaculorum solemni ex antiquitate Judaeorum explorata. II Pts. 1694 u. 1695 (4. mit Titel-Kupfert.). 7) Linguam graecam matrem linguarum oriental. non esse. 1698 [11]). 8) De Judaeis praeputium attrahentibus ad I Cor. VII, 18. 1699. 9) De modo demonstrandi veritatem in rebus naturalibus. 1699. 10) Elegia in obitum D. Valent. Alberti. fol. 1699.

Zu Danzig erschienen: 11) De rebus Davidis, ante regni Israelitici administrationem gestis, contra Boelium. 1701. 12) De rebus Davidis post susceptam regni Israelitici administrationem gestis, contra Boelium. 1702. 13) Trias observationum singularium ex historia literaria. 1702. 14) De enthusiasmo philosophico. 1702. 15) De funambulis. 1702. 16) De monachismo politico. 1703. 17) De anno et die passionis S. Polycarpi. 1704. 18) Theses miscell. philosoph. (XXI). 1705. 19) De moderatione victoris. 1705. 20) De problemate, quinam per naturam errores sectentur? 1707. 21) De philosophia revelationis divinae indice. 1707. 22) De scriptoribus historiae polonicae schediasma. 1707. 4. (Ursprünglich eine Ergänzung zu dem Werke Sam. Joach. Hoppe's findet sich das Schediasma in vermehrter Gestalt auch im ersten Bande von Dlugosz Geschichte Polens, herausgegeben von van Huyssen, Leipzig 1711.) 23) De spiritualitate Dei ex lumine naturae asserta. 1708. 24) De eo quod justum est circa tormenta bellica oder vom Canonen-Recht. 1708. 25) Pseudonymorum Hebraicorum hexecontas. 1708 (cf. *Wolfii* Bibliotheca hebraica, tom. IV. Hamburg und Leipzig 1733). 26) De pactis conventis regum Poloniae. 1709. 27) Ne quid nimis dictum Chilonis Lacedaemonii. 1709.

Außerdem zahlreiche Aufsätze in den leipziger Actis eruditorum und den Novis literariis maris Balthici. Zu Placcius Theatrum anonymorum et pseudonymorum, editio Hamburg. 1708. fol. (p. 679 sq.) hat Groddeck nach der Vorrede des Fabricius gegen 500 Titel geliefert; die Bibliotheca Paulina zu Leipzig besitzt zudem ein sonst nirgends angeführtes Spicilegium aliquot librorum anonym. et pseudonym. qui lingua rabbinica partim impressi partim MSti reperiuntur. Woher schließlich Jöcher die im compendiösen Gelehrtenlexikon S. 1159 angeführten Dissertationen: De potestate S. imp. protestantium circa matrimonia; De adulterio lege divina et humana coercendo und De Johanna d'Arc entlehnt hat, vermag ich nicht anzugeben [12]). (*Kautzsch.*)

GRODDECK (Gottfried Ernst), Philolog, wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. zu Danzig in einer Gelehrtenfamilie (s. die beiden vorigen Art.) geboren, studirte in Göttingen und wurde dort 1786 Dr. der Philosophie. Darauf war er mehrere Jahre hindurch Erzieher und Lehrer des Fürsten Adam Czartoryiski, des nachherigen Curators der wilnaer Akademie, zugleich verwaltete er am Hofe des Fürsten Czartoryiski in Pulawy das Amt eines Bibliothekars an der bedeutenden und früher für die polnische Literatur so wichtigen Bibliothek daselbst, die er auf das Sorgsamste ordnete und um deren Bereicherung mit bedeutenden Werken er eifrig bemüht war. Im J. 1805 folgte er einem Rufe an die wilnaer Universität als ordentlicher Professor der griechischen und römischen Literatur und Alterthumswissenschaft und Oberbibliothekar. In seinem Lehramte, das er eine lange Reihe von Jahren verwaltete, erwarb er sich ungemeine Liebe und Verehrung zahlreicher Zuhörer, zu denen der berühmte polnische Dichter Mickiewicz gehörte. Durch seinen liebenswürdigen Charakter, seine tiefe umfassende Gelehrsamkeit, seinen fast bezaubernden Vortrag übte er einen mächtigen

8) Es heißt daselbst Stück 2, S. 182: „Die Welt hat zu erwarten, ob von seinen angefangenen Werken etwas in Stand gerathen sei, dermaleins edirt werden zu können." 9) Ganz unvollständig ist das Verzeichniß in der Biographie universelle, Tom. XVII, p. 574. 10) Die unter 1—3 genannten scheinen Schuldisputationen zu sein, da der Reihe nach die Professoren Schultz, Rosteuscher, Schelwig als Praesides dabei genannt werden. 11) Diese sonst nirgends erwähnte Schrift führt das Corpus dissertationum theologicarum (die sogenannte Collectio Weigeliana, Leipzig 1847) auf.

12) Vergl. noch: *Charitius*, De viris eruditis Gedani ortis. Viteb. 1714. Pönemann, Leben gelehrter Männer. Wittenberg 1714. Bentkowski, Geschichte der polnischen Liter. Warschau 1814. Nicolaus Malinowski, Biogr. Groddecks, 1825. Eugen Bolkovitinoff Sneghireff, Dictionaire des savants. Moskau 1838 (bei Höfer, Nouv. biogr. générale).



Einfluß aus. Um die Begeisterung seiner Zuhörer zu verstehen, so heißt es in polnischen Berichten, mußte man ihn hören, wie er, versunken in seinen Lehrstuhl und oft von Kränklichkeit gebeugt, die großen Männer des Alterthums schilderte, die Dichter der classischen Periode, insbesondere den Homer, Pindar, Theokrit commentirte, die Macht der antiken Kunst besprach, da lauschten die Anwesenden mit Andacht jedem nicht eben aus volltönender Brust gesprochenen Worte, während im Saale die äußerste Stille herrschte. Man mußte ihn hören, wenn er beim Beginn einer neuen Vorlesung die Jugend mit einer Ansprache begrüßte, die tiefsten Saiten der jugendlichen Herzen zu rühren verstand, sie mit Hinweisung auf die Muster des Alterthums für die edelsten sittlichen Lebensaufgaben zu begeistern vermochte. Nicht trockene Philologie zu lehren, sondern Lebenskraft aus dem Alterthume seinen Schülern mitzutheilen, war sein Bestreben. Im J. 1821 beschenkten ihn seine Zuhörer mit einem nach einem Gemälde Rustem's von Podolinski in Kupfer gestochenen Bildnisse mit der Inschrift: Imaginem hanc Viri Doctissimi studiorum indefessi Moderatoris optime de se meriti Iuventus Academica grati animi et amoris declarandi ergo aeri incidendam curavit. — Zu Weihnachten 1826 reiste er zu einer unweit Wilna auf dem Lande verheiratheten Tochter und dort starb er bald darauf.

Groddeck's Schriften sind zahlreich, theils in lateinischer, theils in deutscher, theils in polnischer Sprache verfaßt. Als die früheste erscheint die Commentatio in primum Idyllium Theocriti. Danzig 1782. 4.; dann folgen die Aufsätze: Ueber das Lokal der Unterwelt beym Homer (in der Bibl. d. alt. Lit. u. Kunst von Heeren und Tychsen 1785. Nr. 8. S. 15—34); Descriptio Codicis insignis Varsaviensis, Senecis Tragoedias continentis, cum lectionum varietate ex Hercule furente (daselbst Nr. 10. S. 9—23). Durch die Dissertation: De Hymnorum Homericorum reliquiis erlangte Groddeck in Göttingen 1786 den Doctorgrad, sie ist dem danziger Bürgermeister Michael Groddeck gewidmet; Ueber die Argonautica des Apollonius Rhodius (Bibl. von Heeren und Tychsen 1787. Thl. I. Nr. 2. S. 61—113); Ueber die Vergleichung der alten, besonders griechischen mit der deutschen und neueren schönen Literatur. Berlin 1788. 8. 71 S.; Ueber einige Stellen in Hrn. Vossens Uebersetzung der Georgica Virgilii (Schul-Magazin von Ruperti und Schlichthorst 1792. Nr. 1. S. 340—351. 361—393); Epistola critica exhibens Phoenomenorum et Diosemeorum lectionem variam e cod. MS. in Bibl. Caes. Vindobonensi (in Arat's Werken von Buhle, Thl. 2. 1796); Antiquarische Versuche, erste Sammlung. Lemberg 1800. 8. 300 S.; Adeundi muneris Professorii literarum Graecarum in Academia Caesarea Vilnensi X. Cal. Febr. A. 1805 ergo habita allocutio. Vilnae 1805. 18 S.; De scena in Theatro Graecorum commentatio. Viln. 1805. 4.; Sophoclis Trachiniae graece in usum lectionum editae et notis illustratae. Viln. 1808. 8.; Sophoclis Philoctetes graece. Viln. 1806. 8.; M. T. Ciceronis ad M. Brutum orator. Viln. 1809; M. T. Ciceronis Laelius. Viln. 1811; Historiae Gaaecorum literariae elementa in usum lectionum. Viln. 1811. 8. 528 S.; 2. Auflage vermehrt unter dem Titel: Initia hist. Graec. litterariae, 2 Thle. Wilna 1821 und 1823. 8.; Antiquitatum romanarum doctrina in usum lectionum academicarum adumbrata. Viln. 1811; M. T. Ciceronis de claris oratoribus liber qui dicitur Brutus in usum lectionum expressus. Viln. 1815. 8.; De Theatri graeci partibus prolusio. Viln. 1816; Grammatica graeca Buttmanniana contractior. Viln. 1817. In den Lectionsverzeichnissen der wilnaer Universität veröffentlichte Groddeck die Abhandlungen: Prolusio de Hyposcenio in theatro Graecorum, 1816; De nuperis inventis Mediolanensibus, 1817; Getae *ΑΘΑΝΑΤΙΖΟΝΤΕΣ* sive de immortalitatis quam Getis persuasisse dicitur Zamolxis ratione, 1818; Disputatio contra iniqua quaedam de veterum linguarum studio judicia, 1819; Graecorum de Zamolxide fabulae, 1820; De Aulaeo et Proedria in theatro Graecorum ad Pollucis Onomast. IV, 19. §. 121. 122, 1821; Epicrisis quaestionis de fine tragoediae graecae veteris ethico et politico, 1822; Additamenta ad disputationem suam de Argonauticorum Apollonii Rhodii fontibus, 1823. — Polnische Abhandlungen von Groddeck enthält der Dziennik Wilenski 1805: über die neuen Ansichten in Betreff des Ursprungs der Homerischen Gedichte, über Anacharsis Reisen, über das Ziel und die Lehrweise classischer Literatur in Gymnasien; ferner der Tygodnik wileński 1815: über die Bedeutung der Literatur im Allgemeinen. Ein größeres polnisches Werk hat Groddeck nicht veröffentlicht. (*Alb. Werner.*)

GRODEK, Stadt im lemberger Kreise des Königreichs Galizien, $1^3/_4$ Meile westsüdwestlich von Lemberg auf einer Anhöhe zwischen dem grodeker und lubinier See, 1855 mit 7390 Einwohnern; mit Bezirks-, Steuer- und Postamt, Eisenbahn- und Telegraphenstation, Hauptschule, einem bereits 1618 gegründeten Armeninstitut. In der Umgegend wird starker Flachsbau, in der Stadt Flachs- und Garnhandel getrieben; das benachbarte Dorf Artyszow hat wichtige Steinbrüche. — In der Geschichte wird Grodek mehrfach genannt: am 31. Mai 1434 starb daselbst König Wladislaw Jagello von Polen und Lithauen; derselbe hatte in einer ungewöhnlich kalten Nacht im Walde sich am Gesange der Nachtigallen ergötzt, Tags darauf überfiel ihn ein heftiges Fieber, welchem er am 17. Tage erlag; er starb als Christ, verzieh seinen Beleidigern und begehrte auch von seinen Gegnern Vergebung, wie er denn dem Erzbischofe Sbinko den Ring seiner Gemahlin Hedwig als Versöhnungszeichen übersendete. Im J. 1450 waren die Walachen von den Polen geschlagen worden; letztere, durch den theuer erkauften Sieg geschwächt, waren nun den Angriffen der Tataren preisgegeben, welche plündernd und verheerend bis in das Gebiet von Belz und bis vor Grodek kamen und mit reicher Beute an Menschen und

Vieh ungehindert von dannen zogen. Im J. 1654 wurde Grodek von den Kosaken unter Chmielniki verheert.

Uebrigens ist es nicht zu verwechseln mit dem Marktflecken Grodek im czortkower Kreise des Königreichs Galizien, 2 Meilen südöstlich von Zaleszczyki, mit 850 Einwohnern, auch nicht mit der Stadt Grodek in der russischen Provinz Grodno, welche 5 Meilen östlich von Bialystock liegt und 1823 mit 388 Einwohnern und dem Fürsten Radziwil gehörig; — auch nicht mit der in der russischen Provinz Podolien an der Smotritza 9 Meilen nördlich von Kaminiec und 3 Meilen von der galizischen Ostgrenze gelegenen Stadt Grodek, welche um 1823: 462 Häuser und 2772 Einwohner hatte. Der Name Grodek ist mit Graudenz gleichbedeutend. (*Otto Delitsch.*)

GRODEN nennt man nach A. v. Lengerke*) solches Land (namentlich im Jeverlande), welches von dem Meere angeschwemmt worden ist. Dieses geschieht durch die tägliche Fluth, welche stets mit Lehm, Sand, Klai und Dammerde geschwängert ist, dem flachen Seeufer zuströmt, jene Erdarten daselbst absetzt und dann klar wieder abfließt. Zuerst läßt diese Strömung den schweren Sand fallen, der deshalb immer am weitesten von dem schon berasten Ufer bleibt und folglich in die Tiefe fällt. Dieser bildet den Ur- oder Mutterboden, und seine Farbe ist gewöhnlich lichtbläulich. Hierauf setzt sich gewöhnlich der Lehm oder eine andere zähe unfruchtbare Erdart, welche man Schwinke nennt und schwarzblau sieht. Beide Erdarten sind aber mit einer Art leichten Sandes vermischt, der sich in Lagen dazwischen setzt. Oefter sind beide Lagen zugleich vorhanden; dann sitzt aber die Schwinke unten, der Lehm oben und bildet eine Erhöhung von $1\frac{1}{2}$—2 Fuß auf dem Sande. Alle Erdarten, die obersten wie die untersten, sind mit kleinen Seemuscheln vermengt, was viel zu ihrer Fruchtbarkeit beiträgt. Auf diese Lager setzt sich nun zuerst die bessere Erde 1—$2\frac{1}{2}$ Fuß hoch; sie ist ein Gemisch von leichtem Sande, Klai und Dammerde, die sich abwechselnd in Lager auf- und übereinander schichten; bald ist die eine, bald die andere vorherrschend, und je höher der Groden wird, desto mehr fruchtbare Erde setzt sich an, was man am deutlichsten bei dem schon bedeichten Groden wahrnimmt, welche immer im Süden einen schwereren oder mit mehr Klai und Dammerde vermischten Boden haben als im Norden, wo derselbe gewöhnlich mehr sandig ist, ohne jedoch an Güte dem ersteren nachzustehen. Obgleich das nördliche Land mehr Dünger braucht als das südliche, so ist es doch nicht nur leichter zu bearbeiten, sondern auch sein Ertrag ist sicherer, da im Süden die Saat mitunter umschlägt, wenn gleich beim Gedeihen beider Theile der nördliche es dem südlichen nicht gleich thun kann. Sobald der Schlamm nur noch von der täglichen Fluth überströmt wird, also schon einige Zeit außer dem Wasser ist, setzt sich eine knotige Salzpflanze, Glasschmalz (**Salicornia maritima**) an; sie ist die erste Pflanze, welche sich auf dem noch rohen, unbenarbten Seeschlamme ansiedelt, das erste Zeichen des Vereins der Flora mit der neuen Erde. Diese Pflanze stirbt augenblicklich ab, sobald der Schlamm des Seeufers so hoch wird, daß die tägliche Fluth nicht mehr darüber läuft, und macht dadurch dem Andel (Poa maritima) nebst andern Seepflanzen, z. B. dem kriechenden Seestrands-Milchkraut (Glaux marit.) und dem blaßroth blühenden Seesandkraut (Arenaria marit.), Platz, und es wird nun Andel- oder Außengroden genannt. Die Benutzung des Grodens nimmt jetzt schon ihren Anfang, weil der Andel ein sehr nahrhaftes Futtergras ist. Die Landesherrschaft, welche sich jedesmal den neuen Zuwachs zueignet, verpachtet ihn entweder zum Weiden oder zum Mähen. Letzteres ist sowol für die Landesherrschaft als für den neuen Groden am vortheilhaftesten, indem beim Abweiden die Grasnarbe bei nassem Wetter zu sehr durchtreten wird und bei weitem nicht so viel einbringt als das Mähen.

Der Andel ist eins der nahrhaftesten Gräser, denn er übertrifft, wenn er grün verfüttert wird, alle andern Grasarten um die Hälfte an Nahrungskraft. Ihn aber zu Heu zu machen ist sehr schwierig, weil er erst Ende September gemäht werden kann, denn eher hat er seine Größe und Reife nicht; dazu kommt noch, daß die Luft an der Seeküste selbst im Sommer feucht ist. Die Pflanze muß, sobald sie abgemäht ist, auf Wagen oder Schlitten gepackt und abgefahren werden, wenn man nicht Gefahr laufen will, den ganzen Grasgewinn durch stürmische Witterung oder Springfluthen zu verlieren. Hat man das Gras an einem sichern Orte, so wird es in kleinen, ungefähr 3 Fuß hohen, langen, schmalen Böcken hingelegt und jeden Tag, wenn das Wetter irgend günstig ist, umgewendet. Diese Arbeit dauert öfter vier Wochen und ist bei ungünstiger Witterung wol ganz vergeblich. Ist man aber so glücklich, daß es trocken wird, so ist ein Fuder Andelheu so viel werth als zwei Fuder Kleeheu. Ist der Groden lange genug als Außengroden benutzt worden, und so viel Land vorhanden, daß es der Bedeichung werth ist, so wird es verkauft und bedeicht. — Grodendeich nennt man einen solchen Deich, welcher grünes Vorland hat und so weit vom Wasser abliegt, daß er nur bei hoher Fluth bespült wird. (*William Löbe.*)

GRÖDEN, Gesammtname der Ortschaften des Grödener Thals, romanisch **Gherdeina** oder **Goerdeina**, italienisch **Gardena**, im südlichen Tyrol, Kreis Brixen, Landgericht Castelruth. Der das Thal durchfließende Grödener Bach, auch Plan- oder Dirschingbach genannt, mündet 6 Kilometer unterhalb Klausen und 1 Kilometer oberhalb Kollmann, bei dem Dorfe Weidbruck, der römischen Mansion Sublabio, jetzt einem Haltepunkte der Brennerbahn, an der Eisack, 275,8 wiener Klaftern = 523 m. über dem Meere. Verfolgen wir von hier an das etwa 24 Kilometer lange Thal aufwärts, so haben wir mehrere Thalstufen zu unterscheiden. Das Eisackthal ist hier eine tiefe enge Schlucht; hoch erheben sich die mit Feldern und Dörfern besetzten Terrassen über den brausenden Strom und über die längs desselben sich hinziehende Eisenbahn. Aus enger Seiten-

*) Landwirthschaftliches Conversations-Lexikon.

schlucht, in welcher früher bis 3 Kilometer östlich von Weidbruck kein Haus, kein Weg sich fand, stürzt der Grödener Bach hervor. Wer thalaufwärts kommen wollte, stieg entweder gegen Nordosten zu den Terrassen von St. Katharina, Albiuns, Layen und von da fast horizontal längs des Bergabhangs nach Innerried oder noch weiter am Bergabhange über Tschöfes, Tanirz, St. Peter nach St. Ulrich; oder südöstlich über Schloß Trostburg empor nach Tagnsens und höher hinauf nach Castelruth und St. Michael, welches 675,9 wiener Klaftern = 1282 m. hoch liegt, oder von Castelruth über Rungatitsch und unter der Seißer Alpe weg nach Tschippit, von wo aus man sodann im schwarzen Schlunde des Furschbachs und des Saltariabachs, oder am Puslergraben über Pufels nach Neuhaus im Grödener Thal hinabstieg; in langen Windungen stieg man mühsam aufwärts aus dem warmen Thalgrunde des Eisack zu den luftigen frischen Höhen; der südliche Weg ist der längere und schwierigere. So ist die untere Thalstufe, Im Loch genannt; bis zum 26. Oct. 1856 war sie unwegsam, aber seitdem ist, auf Betrieb des Bürgermeisters und Spielwaarenhändlers J. B. Purger, eine Straße den Bach entlang, wenn auch ziemlich scharf ansteigend, doch dem Grödener „eben" erscheinend, eröffnet worden, auf welcher täglich eine Postkutsche von Station Weidbruck durch den düstern „Tobel" nach Gröden fährt. An der Mündung liegt Glimmerschiefer, die Thalengen sind in rothen Porphyr eingegraben, weiter aufwärts setzt ein breiter Streifen von Sandstein durch das Thal, und mit ihm beginnt die zweite Thalstufe, ein breites, offeneres Hochthal mit den ziemlich dicht zusammengedrängten Ortschaften Neuhaus, St. Ulrich (grödnerisch Urteschei oder Ortiseit, d. i. lateinisch Urticetum = Nesselwang), St. Jacob, St. Christina. Alle Thalwände bis zu den höchsten Hörnern, welche südlich als weiße Dolomitgipfel ihre Häupter erheben und ernst über die grünen Berge hereinlugen, sind bis weit hinauf angebaut und mit Häusern übersäet, die wie die grödener Spielwaaren, bunt und zierlich angestrichen sind, die Häuser weiß, die Thüren grün oder gelb, die Dächer roth; die Fenster sind blank und rein gehalten. Die Häuser im Grödnerthal sind überhaupt ebenso freundlich als solid. Das Wohnhaus ist massiv, oft zwei-, ja dreistöckig. Scheunen und Heustadel liegen jene in der Nähe, diese weiterhin vom Wohnhause zerstreut. Die Heustadel haben in der Regel ein mehrfaches Lattengerüst zum Trocknen der Wäsche, des Heus, der Garben. Jedes Haus ist um die Fenster und an den Ecken zierlich bunt gemalt, und die ganzen Wohnplätze stechen dadurch angenehm von der Einförmigkeit der waldlosen Dolomitberge ab. In der Kirche des Hauptdorfes, St. Ulrich, welches 3492 Fuß (1134 m., nach Andern 1228 m.) über dem Meere liegt und auf seinen Jahrmärkten die Bewohner des Thals regelmäßig vereinigt, ist als Sehenswürdigkeit eine sehr schöne Madonna von Canova zu erwähnen. Die Bevölkerung dieser mittlern Stufe schätzte man im J. 1845 auf 4600 Seelen, im J. 1864 waren es nur noch 3493; die Zahl nimmt langsam ab. In St. Peter, einem Dorfe am Nordabhange, befindet sich ein ziemlich besuchtes Bad, sein Wasser wird gegen Ausschlag, Gicht, Hysterie, weibliche Sexualleiden, Hämorrhoidalübel rc. gebraucht.

Oberhalb St. Christina treten die Berge wieder näher zusammen, der Sandstein wechselt jetzt mit Dolomit, die Formen werden großartiger, immer schöner entfaltet sich der Charakter der hochaufragenden Dolomitmassen, welche hier ein eigenthümliches Ansehen erhalten, indem sie durch grüne Sattelrücken von einander getrennt sind und darum als vereinzelte Riesengestalten auftreten. Am Eingange in die dritte Thalstufe liegt auf einem Hügel die Burg Fischburg, um 1620 von einem Grafen Engelhart Dietrich von Wolkenstein-Trostburg als Sommerfrische erbaut, später durch die Schenkung des Grafen Leopold zu Wolkenstein Eigenthum der Gemeinden St. Christina und St. Maria, als Wirthschaftsgebäude und Armenhaus benutzt und verfallend; in der Kapelle befinden sich schöne Glasgemälde.

Steigen wir im Thale weiter aufwärts, so gelangen wir 4 Kilometer östlich nach St. Maria oder Wolkenstein, von wo die Thalschluchten sich aufwärts in die Dolomitgebirge ziehen: nordöstlich das enge, unbewohnte Wolkensteiner Thal, eine Felsengasse, aus welcher gegenüber die hochaufragende Schlern 8104 wiener Fuß sichtbar ist, östlich ein Thal mit Paßweg, welche über Thonschiefer zwischen ungeheuren Dolomitbergen hinüber nach Colfuschk im obern Enneberg führt, südöstlich ein drittes Thal, welches zum Sellajoch, zwischen dem Langkofl und der Sellagruppe, aufsteigt; jenseits geht es hinab nach Gries und Campidello im Fassathal. — Die an die schroffe Wand des Stabiakopfs angebaute Burg Wolkenstein, früher nur durch eine Felsentreppe zugänglich, gehörte den Herren von Maulrappen, seit dem 13. Jahrh. den Herren von Villanders. Konrad von Villanders, Burggraf zu Seben, nannte sich 1325 zuerst „von Wolkenstein"; Oswald von Wolkenstein, der ritterliche Dichter, gestorben in Burg Hauenstein 1445, lebte hier längere Zeit in freiwilliger Zurückgezogenheit nach dem Siege Friedrich's mit der leeren Tasche. Jetzt liegt die Burg in Trümmern, das altberühmte Geschlecht von Wolkenstein aber lebt in zwei Zweigen noch fort*).

*) Vergl. Rudolf Kink, Vorlesungen über die Geschichte Tirols. Innsbruck 1850. — Prof. Mitterrutzner in Brixen, Programm über die ostladinische Orthographie. — Oswald von Wolkenstein's Gedichte, herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck 1847. — Beda Weber, Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. Innsbruck 1850. — Director Rufinatscha in Meran, Gymnasialprogramme 1863 u. 1865. — Prof. Albert Jäger, Ueber das rhätische Alpenvolk der Breonen. Wien 1863. — Ernst Förstemann, Die deutschen Ortsnamen. Nordhausen 1863. Derselbe, Altdeutsches Namenbuch II. 1859. — Ludwig Steub, Zur rhätischen Ethnologie. Stuttgart 1854. Derselbe, Herbsttage in Tirol. München 1867. S. 113—198. Derselbe, Drei Sommer in Tirol, Bd. III. 1846. 1871. — Gröden, der Grödner und seine Sprache. Von einem Einheimischen. Bozen 1864. (Anonym vom Benefiziat Vian in St. Ulrich.) Eine vollständigere Grödener Grammatik von demselben Verfasser scheint nur im Manuscript zu existiren. — Prof. Zingerle in den Beiträgen zur älteren tirolischen Literatur. Wien 1870.

Für den Geognosten, wie für den Reisenden, der großartige Naturformen liebt, ist es besonders interessant, vom Sellapasse hinab bis nach Wolkenstein und von da wieder aufrecht über das Colfuschker Joch nach Enneberg zu wandern: die kolossalen Gestalten der Dolomitwelt treten hier in allen ihren eigensinnigen Formen hervor. Vom Sellajoch rückwärts blickt man in die Eiswelt der Vedretta Marmolata und des Sasso Vernale; der Rasenweg hinab nach Wolkenstein wird durch ungeheure Dolomitblöcke unterbrochen, welche von den Wänden des 3167 m. hohen Lang- oder Blattkopfs (Sass-lung) herabgestürzt sind (der Berg wurde 1869 zuerst von Waitzenbauer aus München, dann von Paul Grohmann aus Wien, angeblich früher auch von Eingeborenen, erstiegen); aufwärts nach dem Colfuschker Joch (2190 m.) starren über den mit vereinzelten Arven und Lärchen bestandenen grünen Rücken die wunderlichsten Dolomitgebilde empor, fast schneeweiß, bald wie Orgelpfeifen, bald wie große abgesonderte Pfeiler, furchtbar zerrissen, weiße Geröllströme herabsendend. Vom Joch blickt man dann östlich hinunter in die Tiefe nach Colfuschk und Corvara und hinüber zu den seltsamen Dolomitformen des Kreuzkofls, des Peutelsteiner Passes und des Buchensteins.

Südlich vom Grödnerthal zieht sich um den Schlern und bis zum Fassathale die Seißer Alp, eine der bedeutendsten Alpenwiesen, dem Botaniker durch ihre Seltenheiten, dem Landschaftsfreunde durch den prächtigen Wechsel von Grün und Fels auf der weiten Hochebene bekannt, für die Bewohner von Castelrutt, Seiß und Gröden ein dankbarer Gipfel, wo Heu in Menge gewonnen wird und zahllose Heerden (Karl Müller, Ansichten aus den deutschen Alpen, Halle 1858, rechnet allein 500 Stiere!) weiden.

Auf drei Seiten von Deutschen umwohnt und nur durch die Wege über das Sellajoch und das Colfuschker Joch mit ihren Volks- und Sprachgenossen verbunden, haben die Grödener bis jetzt noch ihre romanische Sprache und Sitte bewahrt, wenn auch das Italienische und Deutsche mehr und mehr sich geltend machen und dieser romanischen Sprachinsel den Untergang drohen. Die Sprache ist mit den romanischen Dialekten des Enneberger Thals, des Unter- und Oberengadins wie des Vorderrheinthals verwandt. Die Grödener selbst, wenn sie deutsch sprechen, unterscheiden ihre Sprache als „Krautwälsch" von dem „Hochwälsch", d. h. der italienischen Sprache, in welcher, wie Ludwig Steub fand, schon 1842 von den meisten Bewohnern des Thals das Vaterunser gebetet wurde. Der Klang der Sprache ist dem Italienischen gegenüber hart und rauh wie die engadiner Dialekte; z. B.: Wie weit ist es denn von hier nach St. Ulrich? lautet grödnerisch: **Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei?** Oswald von Wolkenstein (gest. 1445), ein in Gröden erzogener und mit der dortigen Sprache vertrauter Deutscher, lernte auf seinen zahlreichen und weiten Reisen andere Sprachen kennen, und scheint zuerst auf die Verwandtschaft des grödener Romanisch mit dem Italienischen, Provençalischen, Catalonischen aufmerksam gemacht zu haben. Indessen ist die ethnographische Stellung der Grödener in der That erst spät richtig als eine romanische erkannt worden. Hormayr veröffentlichte zwar ein grödnerisches Vocabular, vermochte aber weder mit dem Deutschen, noch mit dem Italienischen in diesem Idiom eine Verwandtschaft zu finden. Der Rechtsgelehrte Bartolomei aus Pergine theilte der etruskischen Akademie in Cortona ein Verzeichniß grödnerischer Wörter mit, und diese bemühte sich, in demselben Anklänge an die altuskische, assyrische, hebräische, griechische Sprache zu entdecken. Pfleger J. Steiner von Castelrutt verkennt zwar die Verwandtschaft mit dem Italienischen nicht, meint aber doch einen unverderbten Rest der alten rhätischen Sprache zu erkennen, und Landrichter J. Th. Haller zu St. Vigil sucht dasselbe in Bezug auf die Enneberger nachzuweisen. Derselben Meinung folgte auch Niebuhr in seiner römischen Geschichte, während Otfried Müller, gleichfalls ein eifriger Sucher rhätischer Reste, im Gherdeina doch nur ein verderbtes Französisch finden konnte.

Die ganze ethnographische Frage löst sich einfacher und natürlicher als man glaubte. Einige lassen Flüchtlinge aus den römischen Mansionen am Eisack und an der Etsch zur Zeit der Völkerwanderung das Grödener Thal bevölkern, Andere meinen an römische Militärcolonisten denken zu müssen — das Einfachste ist, daß die Römer in Tyrol, wie überall, nachdem sie das Land erobert hatten, sich niederließen, und daß ihre Sprache hier wie in Spanien und Gallien Landessprache wurde. Daß in Rhätien durch die Verschmelzung der Landessprache mit dem Latein ein anderer Dialekt fertig wurde, als in Süd- oder in Nordgallien, in Portugal oder in Spanien, kann uns nicht Wunder nehmen. Freilich ist fraglich, welches diese Landessprache gewesen ist, die, mit dem Römischen sich vermischend, das grödener und enneberger, wie ohne Zweifel auch das graubündtner Romanisch erzeugte. Jäger denkt an die Rhätier als einen tuskischen Stamm. Andere haben keltisches Element als das vorwiegend betheiligte betrachtet. Weniger in Betracht kommen die germanischen Gothen, die von Italien ins Meraner Thal &c. sich zurückzogen, die Bajuvaren, die von Norden her ins Innthal und über den Brenner nach Südtyrol vorgingen und das römische Element in den meisten Thälern gänzlich verdrängten. Noch weniger kann an Vermischung mit Slawen gedacht werden, da diese erst später an der Drau herauf und bis an die Lienz vorgingen, aber den germanischen Elementen wieder weichen mußten. Als das deutsche Element wieder vordrang, in den Hauptthälern und über die Hauptjochstraßen zuerst, zog sich der rhätisch-romanische Dialekt in die abgelegenen Thäler zurück und ist jetzt, bis auf Enneberg und Gröden, in allen Thälern Tyrols als erloschen zu betrachten — während in neuester Zeit das Italienische wieder gegen Norden hin vordrang und an Terrain gewann, und dies um so mehr, als die Landesregierung davon keine Notiz nahm, ja wol hin und wieder das deutsche Element, mit nicht zu rechtfertigender Nachgiebigkeit gegen die Italiener, zurücksetzte.

Die Grödener lernen, wie natürlich, weit leichter

romanische Sprachen als das Deutsche, und wandern daher, wenn es sein muß, lieber in romanische als in deutsche Länder aus. Indessen halten sie viel auf ihre Sprache, und die außerhalb des Thales lebenden Familien erziehen ihre Kinder in derselben. Weil aber der lebhafte Verkehr nach Außen Kenntniß der Nachbarsprachen verlangt, schicken die Bewohner des Thals ihre Kinder auf ein paar Jahre zum Schulbesuche nach Klausen (deutsch) oder Bozen (italienisch), oder wo dies nicht möglich, verdingen sich die erwachsenen Bursche oder Mädchen bei Deutschen in Tyrol. So kommt's, daß fast jeder Grödener mit größerer oder geringerer Geläufigkeit italienisch und deutsch zu sprechen versteht.

Da es keine Bücher und Zeitschriften in gherdeiner Sprache gibt, wie bei den engadiner und oberländer Romanen, die eine eigene, wenn auch nicht reichhaltige, Literatur besitzen, so ist es um die Schule schlecht bestellt. Die Kinder lernen italienisch lesen und schreiben, deutsch lesen und schreiben, lernen Vaterunser und Katechismus und eine Menge einzelner Phrasen in italienischer oder deutscher Sprache auswendig und verstehen gewöhnlich nicht, was sie lesen, schreiben und lernen. Das Verständniß und der Nutzen folgt nach, wenn sie ins Leben hinauskommen und jene Sprachen praktisch erlernen.

In den Kirchen wird meist italienisch, selten deutsch gepredigt; einige Prediger versuchen sich auch wol in einem italienisirten Gherdeina. Deutsche Priester werden nicht, italienische selten angestellt, am liebsten holt man die geistlichen Herren von Enneberg, Buchenstein und Fassa herüber — diese Landschaften bilden eine abgeschlossene geistliche Sprachprovinz, welche ihre Seelsorger ausschließlich nur aus ihren Landsleuten — aber wie es scheint fast nie aus Eingeborenen des Grödener Thals — erhält.

Die Geschlechtsnamen der grödener Familien sind nicht deutsch, tragen aber meist germanisirte Endungen. Man nannte sich ursprünglich nach den Wohnsitzen. Johann de Metz war also ein Bauer vom Hofe Metz, d. h. vom Mittelhofe, jetzt läßt man das de (das übrigens keinen Anspruch auf Adel und Ritterschaft enthielt) weg und hängt das deutsche —er an, z. B. statt de Pecei (vom Tannenwald, peceto) heißt es jetzt Pitscheider, Petscheider, Patscheider, auch Bettscheider; — statt de Larcenei (vom Lärchenwald, latein. laricinetum) Lartschneider, auch Lordschneider; — statt de Sotrut (unter dem Bach) Sotriffer; — statt de Val bona (vom guten Thal) Wellponer; — statt al Doss (auf dem Bühel) Aldosser; — statt de Costa (von der Leiten) Kostner; — statt de Colle (vom Hügel) Koller u. s. w. Auch unter den Worten des täglichen Lebens hat sich manch deutscher Ausdruck eingebürgert, wie z. B. snizlè für schnitzeln.

Das Grödener Thal hat bei seiner hohen Lage ein rauhes Klima; die Bewohner, zu zahlreich für den engen anbaufähigen Raum, können dem Boden kaum die Hälfte des nothwendigen Getreides abgewinnen und haben daher seit alten Zeiten ihre Zuflucht zur Industrie genommen. Im J. 1703 fing Johann de Metz zu Schnaut bei St. Ulrich zuerst an, aus dem schönen, leicht zu bearbeitenden Arven- oder Zirbenholz (Pinus Cembra), welches die grödener Wälder in Fülle boten, Bilderrahmen mit allerhand Verzierungen zu schnitzen. Der gute und schnelle Absatz dieser Waaren veranlaßte Andere, dieselbe Kunstfertigkeit sich anzueignen, und bald wurde die Holzschnitzerei — die sich indessen vorzugsweise der Verfertigung von Heiligenbildern und Thierfiguren zuwendete — allgemein verbreitet und zu einem eigenen Gewerbe.

In jedem Zimmer sitzen Schnitzer und Schnitzerinnen um einen Tisch herum, jedes mit etwa 30 verschiedenen Schneideisen vor sich. Jeder Arbeiter pflegt nur eine Art von Figuren zu schnitzen, weil er auf diese Weise allein eine höhere Fertigkeit erreichen kann. Geschickte Arbeiter können täglich bis über 1 Thaler, mittelmäßige 12—15 Groschen, Kinder 2—4 Groschen verdienen. Im J. 1838 gingen wöchentlich etwa 5 Kisten, im Werthe von zusammen über 500 Thaler, jährlich also für etwa 27,000 Thaler hinaus in die Welt; früher kauften fremde Kaufleute die Waaren im Thale selbst auf, bald lernten die Grödener auch die Handelsgeschäfte betreiben und gründeten eigene Handlungshäuser in Lissabon, Madrid, Barcellona, Palermo, Neapel, Rom, Triest, Nürnberg, Brüssel, Petersburg und a. a. O. Ja Peter Wellponer ging nach 1760 in das ferne Mexico, andere Grödener trieben ihre Geschäfte in New-York und Philadelphia. Um 1750 hatten schon über 150 Grödener eigene Handlungshäuser in der Fremde gegründet. Im J. 1824 wurde eine Zeichenschule im Thale eröffnet zur Besserung des Geschmacks und Förderung der Kunstfertigkeit. Die Grödener haben im Allgemeinen viel Anlage zur Plastik, doch haben sich nur wenige unter ihnen zu wirklichen Künstlern erhoben.

Die in der Fremde reich gewordenen Kaufleute kehren, als echte Alpensöhne, gern in ihre Heimath zurück und verheirathen sich nicht gern auswärts. Neuerdings haben sich die Verhältnisse umgestaltet. Das Handelsgeschäft wird jetzt durch wenige in der Heimath seßhafte Verleger betrieben, die grödener Handlungen draußen in der Welt sind eingegangen, die ehemals freien Schnitzer sind zu unfreien Fabrikarbeitern herabgesunken und der Macht ihrer Brodherren verfallen. Die Arbeit gibt nur noch geringen Lohn und hilft nicht mehr zu Reichthum. So ist denn auch die Kunst gewichen und die Grödener arbeiten meist in ordinärer Waare für den untern Stand. Der jährliche Bruttoertrag der Arbeit wurde 1868 auf 145,000 Gulden, d. i. etwa 85,000 Thaler berechnet, die Arbeit macht in Qualität keine Fortschritte, die Zeichenschule ist ohne Erfolg geblieben. Doch werden gegenwärtig einige geborene Grödener von Bedeutung genannt: der Bildhauer Dominik Mahlknecht in Paris, der Holzschnitzer Peter Mocker in München.

Die früher ohne Vorsicht und Schonung betriebene Lichtung der Arvenwälder hat der grödener Industrie nachhaltigen Schaden zugefügt, indem jetzt mit großen Kosten die Arvenstämme aus andern Thälern, wie aus dem Enneberg und dem Villnößer Thale, über die Jöcher

herbeigeschafft werden müssen; die Arvenpflanzungen gedeihen nur langsam. Ohnedies ist das Grundeigenthum so zerstückelt, daß auch unter den ländlichen Besitzern wenig Wohlhabenheit herrscht.

Ein Theil der grödener Frauen hatte sich auf Spitzenklöppelei gelegt. Ums Jahr 1840 brachte diese Waare einen jährlichen Gewinn von etwa 15,000 Thalern ins Thal; Grödnerinnen hausiren mit der gefertigten, etwas groben und nur für das Landvolk berechneten Waare in Tyrol. Die grödener Mädchen, die mit Fleiß und Geschick diesen Handel betreiben, sind ein munteres Völkchen, genießen einen guten Ruf und verheirathen sich bei ihren Wanderzügen oft außerhalb ihres Heimaththales. Aber auch das Spitzenklöppeln hat jetzt, wo Tyrol der Welt so sehr geöffnet ist, der billigern Concurrenz von Außen nicht widerstehen können und ist fast ganz eingegangen. (*Otto Delitsch.*)

GRÖDITZ, Dorf im Gerichtsamte Großenhain, Regierungsbezirk Dresden des Königreichs Sachsen, in der flachen breiten Röder-Aue am rechten Ufer der Röder, 2 Meilen NNW. von Großenhain und über 2 Meilen NO. von Bahnhof Riesa, hat mit Einschluß des Eisenwerkes Gröditz 381 Einwohner. Das Eisenwerk, zu den v. Einsiedel'schen Besitzungen (Mückenberg mit Lauchhammer ɪc.) gehörig, enthält einen Hochofen, eine Kunstgießerei und andere Hütten. Vorüber führt der Floßgraben oder Gröbeler Kanal, der bei Elsterwerda die Gewässer der Schwarzen Elster und Pulsnitz zusammenfaßt, an der Landesgrenze 90 m. und bei seiner Einmündung in die Elbe, unterhalb des Dorfes Gröbel, 87 m. über dem Meere liegt, hauptsächlich zur Holzflößerei bestimmt, aber auch für die Eisenwerke höchst wichtig ist. Seit 1867 befindet sich in Gröditz eine meteorologische Station. Die mittlere Jahrestemperatur betrug, nach dreijährigem Durchschnitte, 8°,47 C. (in Dresden 9°,44, in Bautzen 8°,17 C.), das Maximum der Wärme war am 12. Juli 1870 mit 34°,1 C., überhaupt die höchste Temperatur sämmtlicher sächsischen Stationen in jenem Jahre. Der tiefste Thermometerstand war am 10. Febr. 1870 mit — 24° C.; mehrere Stationen Sachsens hatten an jenem Tage eine bedeutend stärkere Kälte, wie z. B. Grüllenburg. Gröditz ist in den monatlichen Mitteltemperaturen stets etwas kälter als Dresden und etwas wärmer als Bautzen. Die durchschnittliche Regenmenge ist 22,56 par. Zoll oder 613 Millimeter. (*Otto Delitsch.*)

GRODNO, zu polnischer Zeit zur Wojewodschaft Troki gehörig, jetzt Hauptstadt des Gouvernements Grodno in russisch Lithauen, liegt auf dem rechten Ufer des Njemen, theils auf einer Anhöhe, theils in einem von Höhen umgebenen Thale. Im Ruthenischen horod, von den Kreuzrittern Garthen, Gartena benannt, wird es zuerst in den russischen Jahrbüchern unter dem Jahre 1128 erwähnt. Im J. 1241 wurde die von Holz erbaute Burg Grodno, welche der ruthenische Fürst Georg, der Sohn Hleb's, als Herr der Umgegend bewohnte, von Kajdan, einem tartarischen Heerführer, zerstört. Die verwüstete Burg kam darauf mit Nowogrodek, Brzesc und Drohiczyn in den Besitz der Lithauer, welche die Zerwürfnisse der ruthenischen Fürsten zu Einfällen in deren Ländereien benutzten. Der lithauische Held Erdziwil, nach Naruszewicz' Geschichte von Polen wahrscheinlich ein Neffe des Fürsten Mendog, erbaute eine neue Burg. Diese und das schon zu einer Stadt erwachsene Grodno eroberten und zerstörten zuerst im J. 1284 die Kreuzritter unter Anführung des mit ihnen verbundenen Lithauers Stumand und des Landmeisters Konrad von Thierburg. Sie wiederholten noch oftmals diese Verheerungen, so 1296, 1307, 1312, 1328, 1363, doch gelang es ihnen nicht, die Burg mit den angrenzenden Ländereien als ein beständiges Besitzthum zu behaupten, vielmehr verblieb Grodno den Lithauern. Im J. 1385 übergab Wladislaw Jagjello, Großherzog von Lithauen und König von Polen, die Burg Grodno seinem Vetter, dem Herzoge Witold, und als dieser sich mit ihm entzweite, eroberte Jagjello Grodno, „wo zwei Schlösser, ein unteres und ein oberes, mit deutscher Besatzung waren" (Schlözer, Gesch. von Lithauen S. 99), im J. 1390, versah die „arx Garthensis" im J. 1391 mit städtischen Privilegien und erwählte sie zu seinem fast steten Wohnsitze. Auch die folgenden polnischen Könige hielten sich oft hier auf. Kasimir IV. ertheilte als Großherzog von Lithauen im J. 1444 der Stadt, als einem Hauptorte Lithauens, das magdeburgische Recht. Sigismund August hielt 1568 in Grodno einen Reichstag ab, auf dem Livland dem Großherzogthume Lithauen einverleibt und die 1569 zu Lublin vollzogene Vereinigung Lithauens mit Polen angebahnt wurde. Stephan Bathori, der Grodno zu seinem Lieblingssitze ausersah, bestätigte nicht nur auf dem Reichstage zu Thorn 1576 alle Grodno früher ertheilten Privilegien, sondern ließ auch das alte feste Schloß auf einer Höhe am Njemen neu ausbauen. Er starb hier 1586. Zwar wurde Grodno im J. 1655 unter der Regierung Johann Kasimir's von den Russen verbrannt und auf kurze Zeit in Besitz genommen, doch gewann es allmälig wieder Bedeutung, und diese wuchs, als im J. 1673 zur Zeit des Königs Michael bestimmt wurde, daß abwechselnd mit Warschau jeder dritte polnische Reichstag, mit Ausnahme der bei Thronwechseln üblichen Convocations-, Wahl- und Krönungsreichstage, zu Grodno gehalten werden sollte. — Zum ersten Mal versammelte hier Johann III. Sobieski den gesammten Reichstag von Polen und Lithauen im J. 1678, es ward der Vertrag von Andruszow beschworen und der Friede mit dem Zar Feodor Alexiewitsch verlängert. Den zweiten Reichstag in Grodno eröffnete Johann III. am 27. Jan. 1688, er versammelte mit seiner Gemahlin Maria Casimira fast das ganze damalige diplomatische Corps um sich, zu welchem auch der päpstliche Nuntius Cantelmi und der brandenburgische Gesandte Graf Dohna gehörten, aber der Reichstag gerieth bald in Uneinigkeit und ging resultatlos aus einander. Von den folgenden Reichstagen sind die von 1718 und 1726 erwähnenswerth. Auf dem ersten zeigte sich der durch die Jesuiten erzeugte religiöse

Fanatismus in dem Maße, daß man wider das Gesetz den Abgeordneten Piotrowski von der Theilnahme an den Berathungen ausschloß, weil er Dissident war, auf dem zweiten wurde Kurland mit der Krone Polen vereinigt. Zu diesen Reichstagen ließ August III. ein besonders großes Gebäude aufrichten. Von 1752—1778 fielen die Reichstage in Grodno aus, dafür ward 1775 das lithauische Obertribunal von Minsk nach Grodno verlegt; auch hatte Grodno ein Grodgericht mit einem Starosten.

Zu einem raschen und außerordentlichen Aufschwunge gelangte Grodno auf kurze Zeit durch den Starosten Anton Tyzenhauz, der aus der deutschen Familie v. Thiesenhausen entsprossen und in Polen eingebürgert 1765 lithauischer Hofschatzmeister des Königs Stanislaw August wurde. Da die Landwirthschaft Polens Haupterwerbsquelle war und Polen in der Industrie andern Ländern nachstand, so richtete Tyzenhauz sein Bestreben vornehmlich auf Besserung und Förderung dieser beiden Zweige hin. Um die Landwirthschaft zu heben, brachte er Ordnung in die Verwaltung, den Haushalt und das Rechnungswesen seiner Krongüter, er ließ Gebäude aufführen, Wohnungen für die leibeigenen Bauern errichten, Kanäle graben, Sümpfe austrocknen, Wege anlegen, aus dem Njemen die die Schiffahrt hindernden Steine fortschaffen, baute Mühlen, Krüge ꝛc.; um die agronomischen Entdeckungen kennen zu lernen und zu verwerthen, sandte er junge Polen zeitweise ins Ausland, bezog aus der Ferne Hornvieh und Schafe guter Race, aus Braunschweig und Holstein edle Beschäler und errichtete eine Veterinärschule, die er dem Professor Gilibert aus Montpellier übergab; in den fast werthlosen Waldungen legte er Holzschneidereien, Potaschensiedereien, Theeröfen ꝛc. an. Zum Betriebe von Fabriken erbaute er eine besondere Vorstadt von Grodno, Horodnica genannt, hier entstanden unter Leitung eines Franzosen Jacob Bécu große Leinwand- und Tuchfabriken, Bleichen, Gerbereien, Oelpressen, selbst Seiden- und Wagenfabriken, welche zum Theil vorzügliche Waaren lieferten. Mit den angesehensten Handlungshäusern des Auslandes stand Tyzenhauz in Verbindung. Auch auf die Wissenschaften und Künste richtete er sein Augenmerk; so stiftete er unter Aufsicht des Obersten Fröhlich eine Cadettenschule, ferner eine Hebammenlehranstalt, legte einen ausgezeichneten botanischen Garten an, zu dem er Pflanzen aus Kew, Chelsea und Strasburg bezog, und gründete eine Schriftgießerei und Druckerei, aus welcher die Gazeta grodzienska hervorging. Dem Könige zu Gefallen richtete er ein vortreffliches Orchester und ein Ballet ein. Tausende von Menschen fanden durch ihn Beschäftigung und Erwerb, die ganze Gegend gewann das Ansehen eines betriebsamen Landes. — Aber durch seine vielseitigen und großartigen Unternehmungen verletzte Tyzenhauz die selbstsüchtigen Interessen mancher Magnaten, und die Gunst, in der er bei dem Könige stand, zog ihm Vieler Neid zu, es wurden Klagen gegen ihn laut, daß er Staatsgelder vergeude und in unverantwortlicher Weise zu seinem Vortheile benutze. Der König schützte die edlen Bestrebungen des verdienstvollen Mannes. Als aber auch die Kaiserin Katharina, der jedes Aufblühen in Polen ein Dorn im Auge war, von dem Könige des Starosten Entsetzung forderte, da konnte dieser nicht länger widerstehen; Tyzenhauz wurde, nachdem auf dem Reichstage von 1780 eine besondere Commission zur Untersuchung seiner Amtsthätigkeit eingesetzt ward, ohne daß ihm eine Unredlichkeit nachgewiesen werden konnte, 1781 seiner Würde enthoben, eines Theils seiner Besitzthümer und aller seiner Einkünfte beraubt. Da er sein großes Vermögen in seinen Unternehmungen angelegt hatte, so sah er sich plötzlich von Allem entblößt, arm und verlassen gelangte er nach Warschau, wo er bei dem Könige bis an seinen baldigen Tod nothdürftigen Unterhalt fand. Seine Schöpfungen verfielen schnell und nur wenig Spuren deuten noch auf dieselben hin.

Nachdem 1778 und 1784 Reichstage in Grodno ohne Ergebniß stattgefunden hatten, wurde der letzte polnische Reichstag 1793 in Grodno gehalten. Schon hatten Rußland und Preußen die zweite Theilung Polens beschlossen und schon waren die Russen in Lithauen und in die reussischen Länder Polens, die Preußen in Großpolen, Thorn und Danzig eingerückt, als die Polen von den beiden Mächten genöthigt wurden, einen Reichstag nach Grodno zu berufen, damit von demselben die „freiwillige“ feierliche Verzichtleistung auf die bereits occupirten Länder ausgesprochen würde. Es wurde bestimmt, daß die Wahlen der Reichstagsabgeordneten oder Landboten nur in den von den fremden Truppen noch nicht besetzten Theilen Polens vorgenommen werden sollten, und für wählbar wurden nur diejenigen erklärt, welche sich der mit großer Begeisterung angenommenen freisinnigen Constitution vom 3. Mai 1791 nicht angeschlossen, dagegen der ihr entgegengesetzten und von der Kaiserin Katharina gebilligten sogenannten Targowizer Conföderation ihre Zustimmung ertheilt hatten, also voraussichtlich fügsame Anhänger Rußlands waren. Die Wahlen wurden im ganzen Lande mit großem Widerwillen, an vielen Orten gar nicht vollzogen, die Wähler wurden theils durch Gewalt, theils durch Versprechungen meist in geringer Anzahl zusammengebracht. Der am 17. Juni 1793 eröffnete Reichstag bestand demnach nur aus einem Drittheil der gesetzmäßigen Anzahl von Landboten, er zählte nur zehn Senatoren, aus 15 Wojewodschaften fehlten die Abgeordneten ganz. Der König Stanislaw August folgte mit schmerzlichen Gefühlen nach vergeblicher Weigerung der Weisung der Kaiserin Katharina nach Grodno. Schon am 19. Juni übergaben der russische Gesandte v. Sievers und der preußische Gesandte v. Buchholz Noten ihrer Souveräne, durch welche der Reichstag aufgefordert wurde, Deputationen zur Abschließung der „Vergleiche“ mit den Höfen zu bevollmächtigen. Als sich hiergegen Widerspruch erhob und nur der Reichstagsmarschall Bielinski, der Landbote Ankwicz und die Bischöfe Massalski und Kossakowski sich dem russischen Verlangen zu fügen bereit erklärten, erneuerten die Gesandten am 24. Juni ihre Forderung, Sievers belegte die Güter der Widersprechenden, auch die des Königs mit Beschlag und ließ neun Landboten in

ihren Wohnungen verhaften. Da die Landboten hierauf ihre Berathungen fortzusetzen sich weigerten und erklärten, sie würden den Reichstag für aufgelöst ansehen, wenn ein Landbote in Haft bliebe, entließ zwar Sievers die Verhafteten, drohte aber im Namen der Kaiserin, das ganze Land hinwegzunehmen, und bezeichnete den 12. Juli als letzten Termin. Auch dieser verstrich. Der entmuthigte König rieth der Großmuth der Kaiserin zu vertrauen, doch die Erbitterung wuchs, und am 17. Juli erklärten die Landboten Mikorski, Galenzowski, Grelowski, Kimbur und Karski, da sie in der Targowizer Conföderation die Untheilbarkeit der polnischen Republik beschworen hätten, lieber sterben und nach Sibirien wandern zu wollen, als sich mit Schande zu bedecken, worauf Sievers höhnend bemerkte, daß für die Targowizer solch Märtyrthum übel passe. Endlich aber regte der Bischof Kossakowski die Hoffnung an, daß durch Nachgiebigkeit gegen Rußland die von Preußen in Anspruch genommenen Länder gerettet werden könnten, und am 23. Juli wurde mit 73 gegen 20 Stimmen die Deputation zur Einwilligung in die Forderungen Rußlands genehmigt. — Gleich nachher, am 24. Juli, trat der preußische Gesandte von Neuem hervor und verlangte eine der dem russischen Hofe zugestandene Bevollmächtigung gleiche für seinen Hof. Am 5. Aug. begannen die Berathungen, sie führten zu nichts, die heftigsten Schmähungen gegen Preußen wurden laut, der König Stanislaw wurde mit Vorwürfen überhäuft, die er geduldig ertrug. Diese Vorwürfe erneuten sich, als der König am 17. Aug. den von der russischen Kaiserin ratificirten Vertrag vorlegte; in später Nacht erlangte er mit 66 gegen 21 Stimmen die Ratification des Reichstags. Am 2. Sept. erklärte Sievers, daß der Vertrag mit Preußen ohne Säumniß abgeschlossen werden müsse, und daß er, um Unordnungen der „Jacobiner" zu verhüten und den König gegen Verschworene zu schützen, zwei Bataillone und vier Kanonen vor das Schloß habe rücken lassen, doch hindere er Niemanden vor freier Aeußerung seiner Ansichten. Laute Klagen über die Tyrannei der Höfe erschallten und es kam zu keiner Entscheidung. Am 21. Sept. erließ Buchholz eine Note an den Reichstag, in der es heißt: „Unnützer Widerstand erhöht das Elend Polens und ist ein Verbrechen. Wir haben ungemein viel Herablassung und Interesse an dem Schicksale Polens gezeigt und wollen sein zukünftiges Heil und seine Ruhe sicher stellen; jene blinden Patrioten hingegen werden dem ganzen Volke Rechenschaft ablegen müssen, daß sie das einzige Mittel verschmähen, ihrem Vaterlande in der jetzigen, für dasselbe so tröstlichen Zeit, das Dasein zu sichern." Darauf ließ Sievers in der Nacht vom 22. zum 23. Sept. die Landboten Mikorski, Szydlowski, Skarzynski und Krasnodemski, welche am muthigsten opponirt hatten und für Urheber der Opposition galten, gefangen nehmen. Am 23. Sept. versammelte sich der Reichstag, dumpfes Schweigen waltete in der Sitzung. Sievers ließ die Thüren zum Reichstage bis auf eine verschließen, Officiere und Soldaten in demselben aufstellen und verkündete in einer Note, er glaube mit der Verhaftung der vier Pflichtvergessenen dem Reichstage einen Dienst geleistet zu haben, und habe nicht die Absicht, der Redefreiheit nahe zu treten oder sich einzumischen, er müsse das Interesse wahrnehmen, das die Kaiserin an der Gesetzgebung Polens nimmt, er sei Niemandem Rechenschaft über jene Verhaftungen schuldig, kenne die Gesetze, die dagegen angeführt werden, und halte auf deren Befolgung, wohl aber müsse er dem Reichstage das erste der Gesetze einprägen, nämlich die Herrscher zu ehren, was die Jacobinischen Grundsätze des 3. Mai keineswegs thun. — Auf alle Eröffnungen währte das Stillschweigen in der Versammlung fort, wohl meinte diese, durch ein solches passives Verhalten dem aufgezwungenen Beschließen zu entgehen. Der russische General Rautenfeld, der von Sievers in den Saal gesandt einen Lehnsessel neben dem Throne des Königs einnahm, forderte den König auf, er solle der „unerklärlichen" Erscheinung ein Ende machen, doch dieser erwiderte, er könne Niemanden zum Reden zwingen. Rautenfeld begab sich darnach zum Berichte zu Sievers und kehrte bald mit dessen Befehl zurück, die Landboten, die Senatoren, selbst der König sollten so lange im Saale bleiben, bis sie eingewilligt hätten. Fortdauernd jedoch blieb die Versammlung lautlos. Die Nacht und der folgende Tag gingen vorüber. Erst am 25. Sept. früh 3 Uhr nahm der Landbote Ankwicz das Wort und schlug vor, das Stillschweigen der Landboten als Bejahung zu betrachten. Hierauf fragte der Reichstagsmarschall Bielinski zu drei Malen, ob der Reichstag darein willige, daß die Deputation den Tractat mit dem Könige von Preußen unbedingt unterzeichne, und als das Stillschweigen fortdauerte, unterzeichnete zuerst der König mit Thränen im Auge die ihm dargebotene Vertragsverhandlung. Noch in derselben Nacht wurden Verwahrungen zahlreich unterzeichnet, die Landboten erklärten, daß sie und der bejahrte König aufs Aeußerste erschöpft und ohne Vermögen Widerstand zu leisten, der Gewalt wichen, und wünschten, daß ihre vielleicht glücklicheren Nachkommen Mittel finden möchten, das Vaterland zu erretten.

Während diese Vereinbarungen mit den Nachbarmächten sich verzögerten, kamen auf dem Reichstage zugleich innere Landesangelegenheiten zur Verhandlung. Auf den Antrag des Bischofs Massalski wurde am 15. Sept. die Targowizer Conföderation aufgelöst und dadurch mannichfachem Unfuge gesteuert, Sievers war behilflich, Fonds aus den räuberischen Händen der Targowizer Conföderation zu retten. Eine neue Constitution ward entworfen, es geschahen Berathungen über Verbesserung des Erziehungswesens und das den Polen gebliebene Land wurde von Neuem in Wojewodschaften getheilt. Am 14. Oct. erfolgte die Ratification der Verträge und am 16. Oct. kam ein Allianz-Tractat mit Rußland zu Stande, kraft dessen dieses die Constitution, Freiheit und Unverletzbarkeit der Republik Polen garantirte. Nachdem noch alle Anordnungen des letzten vierjährigen warschauer Reichstages, dessen Ergebniß die Constitution vom 3. Mai gewesen, für ungültig erklärt wor-

den waren, erfolgte der Schluß des Reichstages von Grodno am 23. Nov.

Nach der dritten Theilung von Polen erhielt Stanislaw August den Befehl, sich aus Warschau nach Grodno zu begeben. Er verließ am 9. Jan. 1795 seine Hauptstadt und unterzeichnete am 25. Nov. 1795 zu Grodno seine Entsagungsurkunde. Während der Jahre 1795 und 1796 bewohnte der entthronte König mit seinem Hofhalte das Schloß zu Grodno, nach dem Tode der Kaiserin aber lud Paul I. ihn nach Petersburg ein, und dahin begab er sich im Anfange des Jahres 1797. — Grodno ward im J. 1796 zu einer Kreisstadt im Gouvernement Slonim, 1809 zur Hauptstadt eines besonderen Gouvernements erhoben. Während des Feldzuges von 1812 besetzte es der König von Westfalen.

Nach der Zählung von 1861 hatte Grodno 20,241 Einwohner, meistens Juden, 11 Kirchen (darunter fünf katholische und eine evangelische), 6 Klöster, einige Synagogen, ein Gymnasium und eine adelige Pensionsanstalt, der größte Theil der Häuser ist von Holz erbaut. Es bestehen einige Tuch-, Leder- und Seidefabriken, der beträchtliche Handel ist fast ganz in den Händen der Juden. Auch hat es einen schönen öffentlichen Garten.

Das Gouvernement Grodno enthält 691,21 □Meilen, von denen etwa die Hälfte bebautes Land ist, ⅓ ist von Wäldern bedeckt, ⅛ besteht aus Wiesen. Es ist in neun Kreise getheilt: Grodno, Bialystok, Sokolka, Wolkowysk, Slonim, Bjelsk, Pruzan, Kobryn und Brzesc-Litewskji. Es bildet eine meist sandige und thonige Ebene, nur in der Nähe der Stadt Grodno ziehen sich am Njemen eigenthümlich gebildete Kreideberge hin (Eichwald, Naturhistorische Skizzen von Lithauen, Volhynien und Podolien S. 98). Die Gewässer des Gouvernements gehören zu den Flußgebieten des Njemen, der Weichsel und des Dnjepr. Der Hauptfluß ist der Njemen, der die Szczara in sich aufnimmt; andere Flüsse sind der Bug, der Narew, der aus der Bialowiezer Haide entspringt, die Jasiolda, die mit dem Prypec in den Dnjepr fließt, endlich der Bobr und die Pina. Das Gouvernement hat drei Kanäle, die zur Zeit des letzten polnischen Königs ausgegraben worden sind: den Oginskischen, den königlichen und den öffentlichen. Auch gibt es viele Seen, unter denen der Sporowko-Bielo und Bobrowizkosee die bedeutendsten sind. Das Gouvernement gehört zu den fruchtbarsten Theilen des russischen Reiches und verfährt Getreide nach Königsberg und Danzig. Hier ist die bekannte Bialowiezer Haide in einem Umfange von 7 Meilen Länge und 6 Meilen Breite, in der es noch Auerochsen gibt. In den weiten Wäldern hausen Wölfe, Wildschweine, Bären, Luchse. Zu den Erzeugnissen gehören außer Getreide Obst, Flachs, Hopfen. Die Einwohner sind Russen, Lithauer und Polen, erstere haben sich in neuerer Zeit sehr vermehrt. Im J. 1860 zählte das Gouvernement 862,954 Einwohner (426,463 männl., 436,491 weibl. Geschlechts); die städtische Bevölkerung betrug 106,653, die ländliche 756,301 Seelen. Nach den Bekenntnissen gab es: 464,335 russisch-griechischer, 295,152 römisch-katholischer, 96,507 jüdischer, 5791 evangelischer und 1169 Muhammedanischer Confession. Die bedeutendsten Städte sind Grodno, Brzesc (20,000 E.), Bialystok (16,000 E.), Slonim (8000 E.). Nach der Zählung von 1864 gab es 894,194 Einwohner. Im Kreise Brzesc befinden sich auf den Radziwiler Gütern zwei ganz deutsche Niederlassungen Neubrow und Neudorf. Die Eisenbahn von Warschau nach Petersburg durchschneidet das Gouvernement. Vier Meilen nördlich von der Stadt Grodno am Njemen ist ein besuchter Badeort, Druskieniki, mit salzhaltigen Quellen. (*Alb. Werner.*)

GRODZISK ist der Name mehrerer Ortschaften im ehemaligen Polen. In Grodzisk unweit Warschau wurde der bekannte polnische Lexicograph und Jesuit Georg Cnapius (Knapski) 1583 geboren. — Grodzisk, deutsch: Grätz, im Großherzogthume Posen, im Kreise Buk, eine Stadt mit 4500 Einwohnern, wird schon im 14. Jahrh. erwähnt. Als Besitzthum des Castellans Ostrorog hatte Grodzisk schon im 16. Jahrh. eine Zeit lang eine evangelische Gemeinde. Hier gründete Melchior Neryng 1579 eine der ersten Buchdruckereien in Polen, aus der einige jetzt äußerst seltene dissidentische Schriften in polnischer Sprache, auch die vom Senior Gliczner verfaßte polnische Uebersetzung des Eutrop 1581 hervorgingen. Grodzisk ist seit Jahrhunderten weithin bekannt durch ein sehr beliebtes, leichtes und helles bitterliches Bier, das besonders Kranken empfohlen wird, und zählte schon im Anfange dieses Jahrhunderts 54 Bierbrauereien. (*Alb. Werner.*)

GROENENDAEL (Cornelis), belgischer Maler, geb. zu Lier am 20. Febr. 1785. Im Alter von 17 Jahren kam er an die Akademie zu Antwerpen, wo er sich bald hervorthat und verschiedene Preise erhielt. Um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, begab er sich nach Paris und hier zog er als Bildnißmaler die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt auf sich. Er wurde auch von den ansehnlichsten Persönlichkeiten mit Aufträgen bedacht. Gerühmt wurde sein Bildniß des Grafen de Fresnelle, des Gravin Thalouet und andere. Auch den König von Rom, nachmaligen Herzog von Reichstadt, malte er. Als sich aber in Frankreich 1814 die politischen Verhältnisse änderten, kehrte er in sein Vaterland zurück. Hier malte er für die Kirche seiner Vaterstadt ein Altarbild, die Jugend und Erziehung der Maria vorstellend; leider fand das Bild zelotische Gegner, die es verstümmelten, indem sie behaupteten, die Kleidung der dargestellten Personen sei nicht anständig genug. Der beleidigte Künstler wandte sich an den Erzbischof von Mecheln, der ihm den tröstlichen Bescheid gab, sein Werk verstoße nicht allein gegen die Ehrbarkeit nicht, es sei sogar vortrefflich und edel ausgeführt. Weitere Nachrichten fehlen. Der Künstler starb in Antwerpen 1834 *). (*Wessely.*)

GROENEVELT (Johann), ein praktischer Arzt des 17. Jahrh., war zu Deventer in Overyssel geboren, studirte Medicin in Utrecht und promovirte auch daselbst

*) *Immerzeel*, De Levens en Werken.

(Diss. de calculo renum. Traj. ad Rhenum 1670). Er fing nun an zu prakticiren, erwählte aber bald den Steinschnitt zu seiner Specialität, wozu er sich unter Anleitung des berühmten amsterdamer Lithotomen Velthuysen mit solchem Erfolge ausbildete, daß ihm durch des letzteren testamentarische Verfügung alle Apparate zum Steinschnitt zufielen, mit dem Bedingen, dieselben zum Wohle der Menschheit in Gebrauch zu ziehen. Grönevelt, der vorzugsweise nach Colot's Methode operirte, erlangte alsbald großen Ruf als Lithotom; derselbe scheint später bleibend sein Domicil in London genommen zu haben, wo dann sein Name die englische Form Greenfield annahm. Er schrieb: Dissertatio lithologica variis observationibus et figuris illustrata. Lond. 1684. Ibid. 1687. Practica qua humani morbi describuntur. Francof. 1688. Arthritology, or a Discourse of the gout. Lond. 1691. Tractatus de tuto cantharidum in medicina usu interno. Lond. 1691. 1698. 1703. 1706. 1710. (Treatise on the safe internal use of cantharides. Lond. 1701.) A complete treatise of the Stone and gravel; with a discourse on lithontriptic medicines. Lond. 1710. Fundamenta Medicinae. Lond. 1715. (Rudiments of Physick clearly described. Lond. 1753.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GROENEWEGEN (Gerit), Maler, Zeichner und Radirer, geb. zu Rotterdam am 16. Oct. 1754. In seiner Jugend war er, wie sein Vater, Schiffszimmermann, als ihn das Unglück traf, den rechten Fuß zu verlieren. Unfähig, seinen früheren Lebensberuf fortzusetzen, wurde er dadurch der Kunst gewonnen; denn in den Stunden des Krankenlagers mit Zeichnen sich beschäftigend, fand er immer mehr Lust an der Kunst, je schneller sich sein schlummerndes Talent offenbarte. Er nahm nun Unterricht bei Nicolas Muis (Muys) und zeichnete dann mit besonderer Vorliebe Schiffe, diese aber mit solcher technischen Genauigkeit, daß sie selbst Schiffsbaumeistern als Modell dienen konnten, wobei ihn natürlich seine frühere Beschäftigung nicht wenig unterstützte. Er malte auch Seestücke, Schiffe im Sturm und bei klarer See, aber seine Gemälde sind äußerst selten und werden sehr gut bezahlt. So wurde in der Auction van der Pot ein Gemälde von ihm, den Leuwenhaven von Rotterdam mit dem Fischmarkte vorstellend, mit einem Pendant von seinem Meister N. Muis um 130,000 Fr. verkauft. In Holland findet man in Sammlungen desto zahlreicher seine Zeichnungen, die getuscht oder aquarellirt sind. Auch die Radirnadel wußte er kunstgerecht zu gebrauchen und seine Blätter sind ebenso gesucht als selten. Man kennt von ihm zwölf Blätter mit holländischen Kleidertrachten, einzelne Figuren in Landschaften. Sein Hauptwerk dieser Art sind die sieben Folgen, jede zu zwölf Blatt: Verscheide Soorten van Hollandse Vaartuigen (Fahrzeuge), die in Rotterdam bei J. van der Brinck erschienen sind. — Er starb in Rotterdam (wahrscheinlich in ärmlichen Verhältnissen) im Versorgungshause am 7. Aug. 1826. Nagler läßt ihn noch 1829 leben, weil dieses Jahr auf einem der erwähnten Hefte mit Schiffen steht, aber dieses rührt vom Verleger und nicht vom Künstler her *). (*Wessely.*)

GROENEWEGEN VAN DER MADE (Simon van der), geboren 1613 in Delft, wo seine Vorfahren seit etwa hundert Jahren im ununterbrochenen Besitze der wichtigsten städtischen Aemter gewesen waren. Er machte seine Studien an der Universität Leyden, und nachdem er zum Doctor beider Rechte befördert war, wurde er zum Secretär seiner Vaterstadt ernannt, welchen Posten er bis zu seinem Tode (5. Juli 1652) bekleidete. Schon in jugendlichem Alter erwarb er sich als Rechtsgelehrter durch zwei von ihm verfaßte Werke großen Ruf. Das eine derselben: „Alphabet der hollandsche rechten of de bladwyzer op Hugo de Groot's inleiding tot de hollandsche rechtsgeleerdheid. Dordr. 1642", wurde viermal neu aufgelegt. Dieses Werk hatte deshalb eine wichtige Bedeutung für die holländische Jurisprudenz, weil er den abstracten Theorien von Hugo Grotius durch genaue und gewissenhafte Sammlung aller in Holland und den andern Provinzen geltenden Rechte und Placate, sowie der von den verschiedenen Gerichten gesprochenen Urtheile empirische Beweiskraft gab. Hugo Grotius selbst sprach sich sehr anerkennend über dieses Werk aus und dankte ihm in einem aus Paris, wo er sich damals aufhielt, geschriebenen Briefe für seine verdienstvolle Arbeit. Das andere Werk: „Tractatus de legibus abrogatis et inusitatis in Hollandia vicinisque regionibus. Lugd. Batav. 1649. Noviom. 1664. Amst. 1669", wurde ebenfalls verschiedene Male gedruckt und ins Holländische übersetzt. Das Hauptverdienst der letztern Arbeit bestand darin, daß sie eine genaue Sichtung zwischen dem ursprünglichen holländischen Rechte und den durch die Spanier während ihrer Herrschaft erlassenen Placaten und willkürlich eingeführten Neuerungen vornahm. (*Theodor Wenzelburger.*)

GROENEWOUD, 1) Johannes Jacobus, niederländischer Theolog und Orientalist, war 1754 zu Dokkum geboren. Nach Beendigung seiner akademischen Studien wurde er im December 1777 Geistlicher zu Wijntjeterp, dann 1780 zu Marssum und 1782 zu Roordahuizum, von wo er 1789 nach Zierikzee versetzt ward. Wegen Kränklichkeit mußte er sich im September 1805 emeritiren lassen. Er ließ sich nun in Utrecht nieder, wandte sich von da 1813 nach Hoog-Blokland und endlich 1817 nach Franeker, wo er im Hause seines Sohnes am 14. Sept. 1825 starb. Er war nicht nur ein geschätzter Kanzelredner, sondern besaß auch reiche Kenntnisse im Fache der orientalischen Sprachen, wie unter Anderem die von ihm besorgte Ausgabe von E. Scheid's „Lexicon hebraicum et chaldaicum manuale in codicum sacrum veteris Testamenti" (Lugd. Batav. 2 Thle. 4) bekundet. Sein einziger Sohn ist

2) Jacob Cornelis Swijghuisen Groenewoud, geb. zu Roordahuizum in Friesland am 30. Nov. 1784.

*) *R. van Eynden* en *A. van der Willigen*, Geschiedenis der vaderlandsche Schilderkunst. — *Immerzeel*, De Levens en Werken.

zum Geistlichen bestimmt, erhielt er seine Ausbildung erst von seinem Vater und dann auf der Universität zu Utrecht, wo besonders der berühmte van Heusde bildenden Einfluß auf ihn gewann. Besondere Neigung zeigte er für das Studium der morgenländischen Sprachen, welchem er auch sein ganzes Leben hindurch treu blieb. In seinem letzten Universitätsjahre, als der Professor Rau wegen körperlicher Leiden an der Abhaltung seiner Vorlesungen behindert war, ward Groenewoud mit denselben betraut, der sich auch zur größten Zufriedenheit seiner Mitstudirenden der Aufgabe unterzog. Nachdem er seine Prüfungen in ausgezeichneter Weise bestanden, erhielt er 1812 die Predigerstelle zu Hoog-Blokland, welche er vier Jahre lang verwaltete. Inzwischen war er im März 1813 von der Universität Utrecht ehrenhalber zum Magister der freien Künste und Doctor der Philosophie ernannt worden. Er hatte sich als Orientalist bereits einen solchen Namen erworben, daß ihn 1827 die Curatoren der Hochschule zu Franeker an Stelle Hamaker's auf den Lehrstuhl für morgenländische Sprachen beriefen. Im November desselben Jahres trat Groenewoud sein Lehramt mit der „Oratio de adhibenda ad docendas literas orientales popularitate Socratica" (Leuwarden 1828. 4.) öffentlich nach altem akademischen Herkommen an. Im J. 1831 folgte er einem Rufe an die Universität Utrecht, welcher er bis zu seiner Emeritirung im J. 1855 angehörte. Er starb zu Utrecht am 24. Juni 1859. Ein Theil seiner werthvollen Bibliothek ward von der Witwe der dortigen Universitätsbibliothek überlassen. Groenewoud's vorzüglichste Schriften sind: „Institutio ad grammaticam hebraicam" (Utrecht 1839. 8.); „Institutio ad Grammaticam Arabicam ducens, in discipulorum usum" (Utrecht 1845. 8.); Specimina e versione Syriaca Peschito selecta, cum vocum notionibus. (Utrecht 1846. 8.) (*O. P.*)

GROENIA (Peter), Maler, geb. am 5. Oct. 1769 in Makkum in Friesland. In der Kunst wurde er von H. W. Beekkerk unterrichtet; sein Talent war sehr vielseitig, denn er wird als Porträt- und Geschichtsmaler ebenso gelobt, wie er durch seine Genrebilder, Landschaften und emblematischen Darstellungen einen Ruf hatte. Politische Zeitumstände zwangen ihn, den Malerstock mit dem Schwerte zu vertauschen, als Soldat durchwanderte er Spanien und Frankreich. Als 1813 Holland wieder hergestellt wurde, kehrte er nach Hause zurück, und erhielt nun im holländischen Dienste den Rang eines Lieutenant-Colonel. Aber auch als Soldat befaßte er sich ernstlich mit der Kunst. Wie er schon bei seinen Kriegszügen überall zeichnete und Studien machte, so verwerthete er jetzt (in der Zeit des Friedens) das Gewonnene; so war in Haag eine schöne Landschaft von ihm ausgestellt, Ansicht der Quelle Santonia in Spanien mit ruhenden Landleuten, ein Werk, das sehr belobt wurde. In Gent erwarb er sich 1820 besonderen Ruf durch sein Porträt des Prinzen Ernst von Hessen-Philippsthal. Noch 1838 war in Amsterdam von ihm eine historische Darstellung ausgestellt: Die Römer, von den Samnitern in Caudium eingeschlossen, bemühen sich vergebens durchzubrechen. Die Bildnisse der E. Wolff, geb. Becker, und der holländischen Schriftstellerin A. Decker hat nach ihm L. Portmann gestochen. Sein Todesjahr ist unbekannt*). (*Wessely.*)

GROENLO, Stadt in der Grafschaft Zütphen, Provinz Gelderland, hat etwa 2400 Einwohner, welche in 360 Häusern wohnen; der Religion nach sind hier 1800 Katholiken, 350 Reformirte und 150 Juden; die Seelsorge unter den Katholiken wird durch einen Pfarrer und zwei Kapläne wahrgenommen, während die Reformirten mit einem benachbarten Dorfe nur Eine Kirchengemeinde bilden und seit 1839 auch nur Einen Prediger haben. Groenlo, im Munde des Volkes in Grol oder Grolle verkürzt, scheint seinen Namen den reichen, dasselbe umgebenden Baumpflanzungen zu verdanken, von denen es umgeben ist, weshalb es früher auch Groenenhoogte genannt wurde; in alten Briefen wird es gewöhnlich Grunloe oder Groenloe genannt; der Name Curtis, welcher der Stadt in einem Briefe Otto's III., Grafen von Geldern, beigelegt wird, fand bis jetzt sehr verschiedene, einander oft widersprechende Erklärungen. Groenlo war früher eine „Herrlichkeit", wurde im J. 1235 von Otto III. dem bisherigen Besitzer Hendrik van Borkulo abgekauft und später durch Reinaud II. mit Mauern umgeben. Im J. 1550 ließ Karl V. die Stadt mit neuen Wällen und Gräben umgeben, später wurden die Festungswerke sowol durch Philipp II. als auch durch die Generalstaaten erweitert und verstärkt, sodaß Groenlo für eine der stärksten Festungen der Niederlande und zugleich für den Schlüssel des Münsterlandes galt. Die Natur kam der Kunst hier in sofern zu Hilfe, als die ganze Umgebung aus sumpfigem Terrain besteht, sodaß also die Annäherung eines feindlichen Heeres auf kaum zu überwindende Schwierigkeiten stieß. Bis 1832 hatte Groenlo noch drei Thore, welche aber in diesem Jahre abgebrochen und durch Brücken ersetzt wurden; die Festungswerke wurden unter dem Herzoge von Braunschweig geschleift, doch sind heute noch die Spuren der ehemaligen Festung sehr deutlich zu sehen.

Die Bürger von Groenlo hatten früher viele Privilegien, namentlich den nächstgelegenen „Herrlichkeiten" gegenüber, auf deren Gebiet sie das Jagd- und Weiderecht ausüben durften; überdies genossen sie bis zu gewisser Entfernung Zollfreiheit. Der Handel mit Münster zog sich früher über Groenlo, das an der Heerstraße liegt, weshalb die Stadt auch in den Jahren 1813 und 1814 durch die Truppendurchzüge sehr viel gelitten hat. Die im Beginn der vierziger Jahre von Zütphen bis an die preußische Grenze neu angelegte Straße, welche auch über Groenlo geführt wurde, belebte den Handel und vermehrte die Industrie des Platzes in ziemlich merkbarer Weise. — Das Stadthaus am Markte wurde in den Jahren 1841 und 1842 restaurirt und in sehr zweckmäßiger Weise neu eingerichtet. — Die protestantische

*) Siehe *R. v. Eynden* en *A. v. Willigen*, Geschiedenis etc. III. — *Immerzeel*, De leven en werken etc.

Kirche an der Lievelbestraat war vor der Reformation dem heil. Calixtus geweiht und war neben der von Zütphen die schönste und weitaus größte der ganzen Umgegend; sie war früher ungeheuer reich, ihre Güter repräsentirten nach den jetzt noch vorhandenen Urkunden einen Werth von 150,000 Gulden, wurden aber bis auf sehr wenige von 1765 an zum Vortheil des Staatsschatzes verkauft. Am 12. Febr. 1836 wurde der Thurm vom Blitz getroffen, sodaß dieser vollständig abbrannte und die Kirche, besonders die Orgel, bedeutend beschädigt wurde. In der Orgel, die über 300 Jahre alt und durch den Brand ganz unbrauchbar geworden war, verlor man ein sehr interessantes Kunstwerk. — Die Katholiken hatten früher ihre Kirche außerhalb der Stadt, erst im J. 1784 wurde, besonders durch Mitwirkung der Protestanten, eine solche in Groenlo selbst erbaut; da diese im J. 1818 baufällig wurde, schritt man im J. 1836 zum Bau einer ganz neuen, welche ebenso wie die beiden vorigen dem heil. Calixtus geweiht war. — Die Synagoge wurde unter König Ludwig Napoleon und zwar größtentheils auf Kosten desselben erbaut. — Neben zwei Volksschulen besteht hier eine lateinische Schule, welche von etwa acht Schülern besucht ist. — Aus den Fonds des Krankenhauses werden auch die Armen unterstützt und erhalten durchreisende arme Fremde freies Obdach. Die Katholiken haben durch freiwillige Beiträge eine Wohlthätigkeitsanstalt errichtet, in welcher unter der Pflege von sechs barmherzigen Schwestern mindestens zwölf alte Frauen versorgt werden; außerdem ist mit dieser Anstalt eine Kleinkinderschule verbunden und junge Mädchen werden in weiblichen Handarbeiten unterrichtet.

Die Bevölkerung lebt vorherrschend vom Torfbau; im J. 1835 wurde eine Baumwollspinnerei errichtet, wozu seitdem noch eine Mützen- und Strumpffabrik trat. Besonders hervorgehoben zu werden verdient noch der sehr schwunghaft betriebene Eierhandel, der hauptsächlich auf die Provinz Südholland sich erstreckt. Außerdem werden noch sechs Viehmärkte im Jahre hier gehalten, von denen namentlich zwei sehr stark besucht sind.

In der Geschichte des Unabhängigkeitskampfes gegen Spanien spielte Groenlo wiederholt eine bedeutende Rolle. Sofort nach dem „Verbond der Edelen" trat auch Groenlo auf die Seite der Städte, welche sich zur Vertheidigung der von den Spaniern unterdrückten bürgerlichen und religiösen Freiheit erhoben. Als aber der Graf von Renneberg zu den Spaniern überging, fiel neben andern Städten auch Groenlo durch Verrath in die Hände der letztern. Im J. 1595 wurde sie von Prinz Moriz belagert, derselbe mußte aber, als Mondragon mit einem Heere zum Ersatz heranrückte, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Zwei Jahre später, nämlich am 11. Sept. 1595, erschien Moriz zum zweiten Mal vor Groenlo, das von 800 Mann Fußvolk und drei Reiterfähnlein unter dem Befehle des Grafen Jan van Styrum besetzt war. Prinz Moriz ließ sofort Laufgräben eröffnen und die Stadt mit glühenden Kugeln beschießen, wodurch etwa 60 Häuser in Asche gelegt wurden. Die Besatzung wurde deshalb, nachdem Moriz 24 Stücke Geschütz gegen die Wälle hatte auffahren lassen, von der Bürgerschaft zur Uebergabe gezwungen (26. Sept.). Gegen das Versprechen, innerhalb dreier Monate diesseits der Maas nicht mehr kämpfen zu wollen, wurde dem Grafen von Styrum mit seiner Besatzung freier Abzug gestattet.

Im J. 1606 wurde Groenlo von den Spaniern unter dem Generale Spinola belagert und nach einem mit letzterem abgeschlossenen Vertrage übergeben. Bis zum Jahre 1627 blieb es in den Händen der Spanier, bis Prinz Friedrich Heinrich es denselben wieder entriß. Die Spanier hatten die Befestigungswerke der Stadt noch bedeutend erweitert und verstärkt, man war mit Lebensmitteln reichlich versehen und der Commandant der Stadt, Mathias Dulken, ein muthiger und energischer Mann, hatte außer den Bewohnern der umliegenden Dörfer, welche vor dem heranziehenden Heere Friedrich Heinrich's nach Groenlo geflüchtet waren, eine kriegsgeübte Schar von etwa 1200 Mann unter sich. Der Prinz war fest entschlossen, seine Ernennung zum Generalstatthalter durch eine brillante Waffenthat zu verherrlichen, und dazu sollte die Eroberung Groenlo's dienen. Er theilte sein Heer in drei Haufen; der eine unter dem Befehle des Grafen Ernst von Nassau, des Statthalters von Friesland, sollte die Stadt von der östlichen Seite angreifen; eine zweite Abtheilung wurde von Wilhelm von Nassau, Herr van de Leek, geführt, während der Prinz von Oranien selbst in der Mitte zwischen diesen beiden hielt. Sofort nach der Ankunft vor der Stadt verschanzte sich das Heer, Laufgräben wurden eröffnet und alle nothwendigen Belagerungsarbeiten wurden mit bewundernswürdiger Eile vollendet, da selbst die Officiere mit Hand anlegten. Nachdem die Belagerung einige Zeit gedauert hatte und der Stadt durch das Belagerungsgeschütz arg zugesetzt worden war, wurde der Prinz von Oranien durch die Kundschafter, die er ausgesandt, benachrichtigt, daß Heinrich van den Bergh, Staatsrath im Dienste des Königs von Spanien, mit einem Heere zum Entsatze des belagerten Groenlo über die Lippe heranziehe. Heinrich van den Bergh verfügte über mehr Fußvolk und Reiterei als der Prinz, weshalb auch dieser mit möglichster Eile die Vorbereitungen zum Empfange des Feindes traf. Derselbe näherte sich wirklich, begnügte sich aber zuerst damit, den Belagerten durch das Abfeuern einiger Geschütze die Hoffnung auf baldigen Entsatz zu geben, und zog sich dann wieder zurück, da er wohl sah, daß an eine Ueberrumpelung des vorsichtigen und wachsamen Prinzen von Oranien nicht zu denken war. Das Heer van den Bergh's bestand aus Spaniern und Italienern, zwischen denen bald sehr ernstliche Streitigkeiten ausbrachen, sodaß van den Bergh an keinen Angriff zum Entsatze der Stadt denken konnte. Ein von ihm gemachter Versuch, durch eine wenig bewachte Stelle in die Stadt zu dringen, wurde mit großen Verlusten für ihn zurückgeschlagen und der Prinz ließ deshalb die Stadt zur Uebergabe auffordern. Dulken wies das Ansinnen zuerst rundweg ab, besann sich aber, da der Prinz von Oranien seine Aufforderung bald wiederholte, eines An-

dern, und da er überzeugt war, daß die zusammengeschmolzene Besatzung einem gleichzeitig gegen verschiedene Seiten der Stadt unternommenen Sturme nicht widerstehen könne, so wurde, nachdem von beiden Seiten Geiseln gestellt waren, Ende August die Uebergabe der Stadt an den Prinzen von Oranien vollzogen. Die Bürger Groenlo's blieben im Besitze ihrer Gesetze und ihrer Privilegien, die Besatzung erhielt freien Abzug und der Erzbischof Philippus Rovenius durfte innerhalb zweier Monate mit seinen Geistlichen, Mönchen und Nonnen die Stadt frei verlassen; den Geistlichen blieb es überdies unbenommen, in der Stadt zu bleiben. Das belagernde Heer war aber durch den Tod Wilhelm's von Nassau, dem eine Kugel in die Schläfe drang, von einem sehr empfindlichen Verluste getroffen worden.

Seit dieser Eroberung blieb Groenlo im ungestörten Besitze der Vereinigten Staaten, bis im J. 1672 Ludwig XIV., König von Frankreich, als er mit seinen Bundesgenossen, dem Kurfürsten von Cöln und dem Bischofe von Münster, den bekannten Raubzug gegen die Niederlande unternahm, auch diese Stadt in seine Gewalt bekam. Anfangs Juni erschien Bernhard von Galen, der Bischof von Münster, vor der Stadt, nachdem er die ganze Umgegend besetzt hatte. Groenlo war damals noch sehr stark, war von sechs Bollwerken umgeben, welche durch ihre Höhe die ganze Stadt und alle öffentlichen Gebäude mit Ausnahme der Kirchen deckten, die Gräben waren sehr tief und die Waffenmagazine reichlich gefüllt. Auf den Wällen standen 22 Geschütze, die kurz vorher ganz neue Laffetten erhalten hatten, allein es fehlte an der nöthigen Bedienungsmannschaft, da die Zahl der wehrbaren Streiter in der Stadt kaum 600 Mann betrug. Die Bürgerschaft, größtentheils katholisch gesinnt, weigerte sich, an der Vertheidigung Theil zu nehmen, und sah den Einfall des französischen Königs gar nicht ungern. Georg Trenk, ein tapferer, unerschrockener Soldat, der seit 24 Jahren der Befehlshaber der Stadt war, weigerte sich entschieden, die Stadt zu übergeben, obwol der Bischof schon am 1. Juli die Stadt bestürmen ließ und seine Linien so weit vorausgeschoben hatte, daß er das Wasser in den Gräben ablassen konnte. Die Bürgerschaft wußte es daher durchzusetzen, daß der Oberbefehl dem Oberstlieutenant Tengel übertragen wurde. Am 8. Juli wurden aus sieben Mörsern Bomben und Brandraketen in die Stadt geworfen, von der Stadt aus antwortete man sehr lebhaft, sodaß sogar ein feindlicher Pulverwagen in die Luft flog und unter den Belagerungswerken großen Schaden anrichtete. An demselben Tage ließ der Bischof die Stadt zum zweiten Mal durch einen münsterschen Oberstlieutenant zur Uebergabe auffordern, der in der Kleidung eines Tambours einen Korb Eier trug, indem er drohte, daß, wenn die Stadt bei ihrem fernern Widerstande beharren würde, sie ebenso vernichtet und zertreten werden solle, wie er es mit den Eiern thue. Tengel antwortete ihm, daß er in ein paar Jahren die Antwort holen könne, was ihn aber nicht verhinderte, den Kriegsrath zusammenzurufen und selbst auf die Uebergabe Groenlo's anzudringen. Man kam überein, einen Waffenstillstand von zweimalvierundzwanzig Stunden nachzusuchen, um indessen den Prinzen von Oranien von der Sachlage benachrichtigen zu können. Während Tengel über die Uebergabe unterhandelte und sich noch besann, die günstigen ihm angebotenen Bedingungen zu unterzeichnen, begab sich eine Deputation der Bürgerschaft ins feindliche Lager und unterhandelte direct mit dem Bischofe. Tengel wurde darauf gezwungen, die Schlüssel der Stadt auszuliefern und sofort wurden dem Feinde die Thore geöffnet. Die Truppen des Bischofs blieben bis zu Anfang des Jahres 1674 in der Stadt; ehe sie abzogen, schleiften sie die Festungswerke.

Das Wappen von Groenlo besteht in einem Schild mit azurblauem Grunde, mit einem goldenen aufrechtstehenden Löwen. (*Theodor Wenzelburger.*)

GROFF (Wilhelm de), Bildhauer und Erzgießer, der speciell für München von einiger Bedeutung ist. In Paris ausgebildet, wurde er 1716 vom Kurfürsten Max Emanuel nach München berufen, um seine Residenz, sowie die Lustschlösser Nymphenburg und Schleißheim auszuschmücken. Im Garten des erstgenannten Schlosses waren früher mehrere Bildwerke in Blei zu sehen, die jedoch bei der Modernisirung desselben entfernt wurden. Im münchener Schlosse ist von ihm noch ein kleiner emaillirter, kostbar verzierter Springbrunnen. Für Nürnberg lieferte er auch plastische Gruppen zu Brunnen, Thiere und dergleichen, die in Metall gegossen wurden. Nach dem Tode des Fürsten wurde er Hofbildhauer Kaiser Karl's VI. und starb 1742. — Dessen Sohn Karl de Groff half ihm bei seinen Arbeiten, doch trat er später auch selbständig auf und mit besonderem Lobe wird von ihm eine silberne Statue des Kurprinzen erwähnt. Auch er war mit verschiedenen Bildwerken für den Garten von Nymphenburg betraut und hinterließ überdies verschiedene kleine Kunstwerke in Holz, Wachs oder Gips. Er starb 1774*). (*Wessely.*)

GROG, Getränk aus einer Mischung von warmem Wasser mit Rum oder Arac und Zucker. Das Mischungsverhältniß ist sehr verschieden und richtet sich hauptsächlich nach den Gewohnheiten des Geschmacks und des Landes. Gewöhnlich gießt man zu einem Theile Arac oder Rum und Zucker nach Belieben zwei Theile kochendes Wasser. Die Bezeichnung ist ein Spitzname, den die Seeleute dem Admiral Vernon in der Mitte des 18. Jahrh. gaben. Dieser trug einen Rock von kameelhaarenem Zeuche, Grogzan, und weil er den Matrosen den Rum mit warmem Wasser vermischt, also nicht mehr rein, verabreichen ließ, nannten sie dieses Getränk Grog, Krock. Die Bereitungsarten sind so mannichfaltig, als der Geschmack und das Klima sind, unter welchen er getrunken wird. (*C. Reinwarth.*)

GRÖGER (Friedrich Karl), deutscher Maler und Radirer, geboren in Ploen am 14. Oct. 1766. Die Armuth seiner Aeltern wirkte lähmend auf die Entwickelung seines angebornen Kunstsinnes, aber ganz ersticken

*) Nagler's Künstler-Lexikon.

konnte sie ihn nicht. In der Schneiderwerkstatt seines Vaters gefangen gehalten, benutzte der kunsteifrige Knabe jeden Augenblick zu künstlerischen Versuchen, und Fensterbreter, Thüren oder Wände waren in Ermangelung eines besseren Materials der Schauplatz seiner Kunstthätigkeit. Der Vater trieb den Jungen deswegen aus seiner Werkstatt in die eines Drechslers, aber es wurde nicht besser; darauf in der Lehre bei einem Hausanstreicher konnte er mehr seinem Hange nachgeben, und er zeichnete und malte Köpfe nach der Natur in großer Menge, mit großem Fleiß. Im J. 1789 kam er mit Aldenrath, seinem Schüler, nach Berlin, wo er dem Rector der Akademie, Frisch, viel verdankte; seit 1798 arbeitete er in Dresden nach classischen Bildern mit größtem Fleiße; auch Paris blieb nicht bei mannichfachen Hin- und Herreisen unberührt, denn da konnte man zu dieser Zeit die Kunst aller Völker mit einem Blicke übersehen. Endlich ließ er sich in Hamburg nieder. In letzterer Stadt wurde er mit Porträtmalen fast überhäuft. Seine Köpfe sind fein ausgeführt, das Colorit ist warm, der Charakter des Dargestellten entsprechend wiedergegeben, dagegen ist die Zeichnung des Körpers minder gut, deshalb auch seine historischen Compositionen den Bildnissen weit nachstehen. Besonders werden seine lithographirten Bildnisse, die er nach der Natur unmittelbar oder nach seinen Zeichnungen ausführte, sehr geschätzt. Namentlich sind unter diesen hervorzuheben: der Bürgermeister Heise, der Senior Rambach, Dr. Jacob Mumsen, Joh. H. Ludendorff und Andere. Mit Aldenrath radirte er sein eigenes Bildniß. Er starb 72 Jahre alt in Hamburg am 9. Nov. 1838 *).

(*Wessely*.)

GROGNET (Pierre), französischer Dichter, geb. im 15. Jahrh. zu Toucy, einer kleinen Stadt des Bisthums Auxerre; sein Todesjahr ist unbekannt, scheint aber erst nach 1538 angesetzt werden zu dürfen. Man nimmt an, daß er zu Bourges oder Orléans die Rechte studirt und daß er von einer Universität akademische Grade erhalten hat, wenigstens bezeichnet er sich in einem Briefe, in dem er den Prevot von Paris um die Erlaubniß zum Druck seiner „Mots dorés" bittet, als „Maître ès Arts et Licentié en chacun Droit". In der Widmung des Werkes an die Prinzen: Franz von Valois (den Dauphin), Herzog Heinrich von Orléans und Herzog Karl von Angoulème, nennt er sich dagegen: Prêtre et humble Chapelain. Er muß also inzwischen in den theologischen Stand übergetreten sein; in welche besondere Stellung? ist nicht nachweisbar. Ueber seinen Namen sogar sind Zweifel. Der Dichter äußert sich selbst darüber und da die betreffenden Verse für ihn als Dichter und für seine humoristisch-lehrende Weise charakteristisch sein dürften, so setze ich sie her; sie lauten:

En mon surnom je suis *Grosnet*,
Dieu cognoist bien le gros et net,
D'aultres *Grognet* suis appelé,
Aussi j'aime bien le pellé.
Mais le péché fort me deplaist,
Car c'est ce qu'aux bons point ne plaist.

A celle fin que je m'eschoys
Quand tu voudras prendre bon choix,
Laisse le petit, prend le gros,
Combien qu'il poise sur le dos:
Laisse villaint, prend le net,
Et ainsi tu auras Grosnet.

Et si tu veux au lieu de S
Ung G mettre, par ceste adresse
Grognet pour Grosnet tu auras,
Ainsi que changer bien sçauras.
On doit interpréter Grognet,
Qui contre les pécheurs grognoit;
Il corrige et corrigera
Tant qu'en ce monde durera.

Als Grognet's Hauptwerke sind zu nennen: Les mots dorés du grand et saige Caton, lesquels sont en latin et en français avecques aucuns bons et très-utiles adaiges, auctorités et dicts moraux des saiges, profitable à ung chascun; et en la fin du livre sont insérées aucunes propositions subtiles et énigmatiques sentences, avecques l'interprétation d'icelles pour la consolation et la récréations des auditeurs. Tome I. Paris 1530 in 12.; Bd. II. Paris 1533 in 8. Neue Ausgabe ohne Jahreszahl. Paris in 16. Sehr selten. — De la louange et excellence des bons Facteurs qui bien ont composé en rime tant deçà que delà les monts. Wie es scheint: ohne Ort und Jahr. Dieses literarhistorische gereimte Werk zeichnet sich durch werthvolle Angaben über fast verschollene französische Dichter aus, von denen ich (nach *Goujet* X. p. 393) folgende anführe: Meschinot, Villon, Jean Regnier, Molinet, le Maire, Crétin, Clément Marot, Bouchet, Martial d'Auvergne, Jean Divry, Jacques Colin, Coquillart, Alain Chartier, Jean de Mun (Meung), Rodin Perot, Myro, Cruche, René Macé, René Pelletier, Sieur du Port Alais, Calabre, Jean Bergier, Robert Porcin, Jacques Barochien, Bourron, Louis Cloquet, Dadonville, Bachot und Girard Baillot. Als Probe setze ich (aus *Goujet* X. p. 394; der Abbé Lebeuf hat das ganze Werk im Mercure de France Juni 1739 abgedruckt) folgende Stelle hierher:

Plusieurs ont été bons facteurs
Et de maintz livres vray Auteurs;
Et premier, Maistre Alain Chartier,
De maintz bons propos est Chartier ...
Glaume Loris fit le Romant
De la Rose subtilement.

Avec Maistre Jehan de Mun:
Mais point n'est utile au commun,
Comme témoigne Jehan Gerson
Qui des vertus avait le son ....
Johan Dupin a faict en sa vie
Champ vertueulx, dit Mandevie;
Des visions bien composa
Qu'en rithme et en prose posa.

Auch das reinhistorische Gebiet hat Grognet in einer Reimchronik betreten, welche den Titel führt: Récollection des merveilleuses choses et nouvelles advenues au noble royaume de France en nostre temps depuis l'an de grâce 1480. Diese Chronik reicht bis zum J. 1530; wann sie erschienen, ist nicht

*) Siehe Hamburgisches Künstler-Lexikon.

anzugeben; im Mercure de France von 1740 wurde sie mit einem Supplement wieder abgedruckt. Die Franzosen von Goujet an loben die Einfachheit der Sprache und die Naivetät des Ausdruckes in ihr und stellen sie den Faits et dits von Georges Chastelain und Molinet und der Legende von Faifeu an die Seite. Grognet scheint die Chronik um das Jahr 1530 geschrieben zu haben. Er legte sie dem maître d'Hôtel ordinaire du Roi *Jehan de Dinteville* vor, indem er ihn bat: „d'en corriger le gros et trop rude langaige mal aorné et cela fait, le présenter (avec les beaux mots dorés de Caton) à Messeigneurs les Enfants de France". — Eine ähnliche Schrift scheint Description de l'an que les bleds semez gelerent en terre zu sein, von der auch weder Jahr des Erscheinens noch Druckort nachweisbar ist; in Höfer's Nouv. Biogr. génér. wird das Jahr 1523 angegeben. – Ferner erwähne ich: La louange des femmes (dediée à la reine Aliénor). — Bonne doctrine pour les Filles. — La Louange et description de plusieurs bonnes Villes et cités du noble royaume de France. Die Beschreibung von Dijon wird noch jetzt handschriftlich in der Stadtbibliothek von Dijon aufbewahrt. — Sentences et mots dorés de Sénèque en rime, avec la paraphrase en prose de quelques endroits de ses tragédies. Paris 1534 in 8. — Le Désenchantement du péché de luxure et généralement de tous les péchés mortels. Paris 1537. Nach Du Verdier erschien hiervon auch eine andere Ausgabe unter dem Titel: Manuel ou Promptuaire des Vertus morales et intellectuelles. Paris s. a. in 8. Dies ist wieder eine Uebersetzung einer lateinischen Schrift Grognet's, welche unter dem Titel: Enchiridion virtutum. Paris. 1538 in 8. erschien und dem Kanzler von Frankreich Antoine Duprat gewidmet war. Auch Grognet's Lehrgedichte haben nach den Proben, die er Goujet mittheilt, einen scherzhaften Anstrich. Ich citire zu seiner Charakterisirung noch folgendes Gedicht: Proverbe des Taverniers contre les Biberons qui n'ont point d'argent, welches lautet:

Vous qui beuvez de course
In nostrâ cauponâ,
Mettez mains à la bourse,
Pour sçavoir qu'il y a;
Et si vous la trouvez
Sine pecuniâ,
Plus avant n'y entrez
Sine licentiâ:
Car s'il n'y a *credo*
Ou *testimonia*,
Sçachez que de *vero*
Vous lairrez *vadia*.

Vergl. über Grognet besonders *Goujet*, Bibliothèque française ou histoire de la Littérature franç. Tome X. Paris 1745 in 8. p 383—396, und Bd. V. p. 7. Dazu *Michaud*, Biogr. universelle XVII. p. 578, und *Hoefer*, Nouv. Biographie générale. Bd. XXII. p. 139 fg. Die Angaben von *De La Croix du Maine* und *Du Verdier*, Les bibliothèques françaises. Bd. V. Paris 1773 in 4. p. 285 sind außer den schon oben angeführten werthlos. (*R. Pallmann.*)

GROGNIER (Louis Farcy), Thierarzt, geboren zu Aurillac am 20. April 1775, gestorben zu Lyon am 7. Oct. 1837. Vom Vater dazu bestimmt, in die Marine einzutreten, besuchte er zuerst eine hierzu bestimmte Specialanstalt in Bordeaux, verließ aber diese in Folge der herannahenden Revolution und trat in die lyoner Veterinärschule. Hier kämpfte er mit den Lyonern gegen den Convent, trat aber dann unter fremdem Namen ins Heer der Republik ein und focht für dieselbe in der Vendée. Im J. 1799 kam er wiederum an die lyoner Veterinärschule, wurde Bibliothekar an derselben, erhielt dann die Professur der medicinischen Botanik, und späterhin wurden ihm die Vorlesungen über Zoologie, Hygieine, Thierzucht und Veterinärpolizei übertragen. Als beständiger Secretär der Société d'Agriculture hat Grognier viele Abhandlungen und Elogien verfaßt, außerdem aber noch als selbständige Werke: Précis d'un cours de Zoologie vétérinaire. Lyon 1833. Paris 1837. (Grundriß der Veterinärzoologie. Beurbeitet von C. F. H. Weiß. Stuttgart 1845.) Précis d'un cours d'Hygiène vétérinaire. Lyon 1833. Paris 1837. Précis d'un cours de Multiplication et de Perfectionnement des principaux animaux domestiques. 3. Ed. Paris 1840. Recherches historiques et statistiques sur le Mûrier, les Vers à soie et la fabrication de soierie, particulièrement à Lyon et dans le Lyonnois. 8. Grognier war auch mit Mirbel, Morogues und Anderen Herausgeber des: Cours complet d'Agriculture, ou Nouveau Dictionnaire d'Agriculture théorique et pratique, d'Economie rurale et de Médecine vétérinaire. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GROH, oder Gröhen, auch Krochen (Johann), Componist, geboren zu Dresden, war Organist zu Weesenstein [1]) bei Dresden ums Jahr 1623. Es sind von ihm im Druck erschienen: 1) XXXVI Intraden. Nürnberg 1603. 2) XXX Newe außerlesene Padoanen vnd Galliarden auf allen musikalischen Instrumenten zu gebrauchen. Nürnberg 1604. 4. 3) Bettler-Mantel, von mancherley guten Flecklin zusammen geflickt, mit 4 Stimmen. Nürnberg 1607. 4. 4) XXX newe außerlesene Padoanen vnd Galliarden mit 5 Stimmen, so zuvor niemals in Truck kommen, sampt einem Quodlibet mit 4 Stimmen componirt. Nürnberg 1612. 4. 5) Der 104te Psalm zu 21 Versiculn gesangsweiß gesetzt, vnd nach Art der Mutetten zu 3, 4—8 Stimmen. Nürnberg 1613. 4.[2]). Näheres ist über diesen Musiker nicht zu ermitteln. (*F. Stade.*)

GROHMANN (Johann Christian August), Professor der theoretischen Philosophie am hamburger Gymnasium, war am 7. Aug. 1770 zu Großcorbetha bei Weißenfels geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Nach Absolvirung der akademischen Zeit habilitirte er sich 1792 als Privatdocent in Wittenberg (Diss. de generationis atque temperamentorum legibus, eorumque a pa-

1) Nicht Weißenstein, wie bei Gerber und nach ihm in allen neueren Lexicis zu lesen ist. 2) Gerber, Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler.

rentibus ad liberos transitu. Viteberg. 1792.), erhielt dann 1803 die Professur der Logik und Metaphysik daselbst, und übernahm 1809 die genannte Lehrstelle am hamburger Gymnasium, worin er fortan verblieb. Grohmann beschäftigte sich aus Vorliebe mit Psychologie und deren praktischer Verwerthung auf dem Gebiete der gerichtlichen Medicin und der psychischen Krankheiten, ferner auch mit dem strafrechtlichen Verfahren und dem animalischen Magnetismus, über welche Gegenstände Hufeland's Journal, Nasse's Zeitschr. für psychische Aerzte, Nasse's Zeitschr. für Anthropologie, Friedreich's Magazin der Seelenkunde, das Archiv für thierischen Magnetismus zahlreiche Abhandlungen aus seiner Feder enthalten. Außerdem veröffentlichte er folgende philosophische und philosophisch-medicinische Schriften: Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie. Leipzig 1791. Philosophie der Medicin. Berlin 1808. Ueber die philosophische und ästhetische Cultur unseres Zeitalters. Hamburg 1810. Psychologie des kindlichen Alters. An Aeltern und Erzieher. Hamburg 1812. Ideen zu einer Geschichte der Entwickelung des kindlichen Alters. Elberfeld 1817. Mittheilungen zur Aufklärung der Criminal-Psychologie und des Strafrechts. Heidelberg 1833. Ueber die Aufklärung der Strafgesetze. Altenburg 1836. Untersuchungen der Phrenologie oder Gall'schen Schädellehre. Für Menschenkenntniß, Seelenleben und Pädagogik. Grimma 1842. (Bereits 1805 hatte er sich über die der Gall'schen Schädellehre gemachten Einwendungen in der Jen. allgem. Lit.-Zeit. Intelligenzblatt Nr. 36 und 37 ausgesprochen.)

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GROHMANN (Johann Friedrich Reinhold), Arzt, geboren zu Querfurt am 7. Juni 1784, studirte und promovirte in Leipzig (Diss. inaug. de diabete. Lips. 1808.), kam als österreichischer Gesandtschaftsarzt nach Constantinopel, war 1817 und 1818 Leibarzt bei Ali Pascha von Janina, lebte aber später in Wien, woselbst er 1831 zum Mitglied des Pestcomité ernannt wurde. Grohmann hat über Homöopathie geschrieben, nämlich: Animadversiones in Homoeopathiam. Viennae 1825 und: Ueber das Heilungsprincip der Homöopathie, für das gebildete Publicum und Laien in der Medicin. Wien 1826. Medicinische Mittheilungen Grohmann's finden sich in Pierer's Med. Zeitung und in Radius' Cholerazeitung. Zumeist aber hat sich derselbe durch folgende zwei Schriften bekannt gemacht: Beobachtungen über die im J. 1813 in Bucharest herrschende Pest. Wien 1816. Das Pestcontagium in Egypten und seine Quelle, nebst einem Beitrage zum Absperrungssysteme. Wien 1844. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GROHMANN (Johann Gottfried), deutscher Kunstschriftsteller, wurde geboren den 13. Juli 1764 [1]) zu Gußwitz, einem Dorfe bei Görlitz in der Oberlausitz. Sein Vater Joh. Gottfr. Grohmann, vor dem siebenjährigen Kriege wohlhabender Gutsbesitzer in der Nähe von Löbau, war durch die Plünderung feindlicher Soldaten so arm geworden, daß er sich später seinen Unterhalt mühsam als Tagelöhner verdienen mußte. Als Mutter Grohmann's wird Christiane Elisabeth Gundling genannt. Trotz ihrer dürftigen Lage brachten ihn seine Aeltern im J. 1777 auf das Gymnasium zu Bautzen, wo er den Unterricht Rost's, Cober's und Demuth's genoß; als seine Wohlthäter während dieser Zeit rühmt er besonders den Archidiakonus Petri und den Conrector Cober. Durch Privatstunden erwarb er nicht allein für sich den nöthigsten Lebensunterhalt, sondern vermochte sogar noch seinen nothleidenden Vater in dessen letzten Lebensjahren zu unterstützen. Im J. 1785 unter Schwarz's Rectorate in Leipzig inscribirt, hörte er Vorlesungen über Philosophie bei Seydlitz, Platner, Cäsar und Wieland, über Mathematik bei Borz, über Geschichte bei Wenck und über Philologie bei Ernesti, Reiz, Beck und Eck. Seine ursprüngliche Absicht, Theologie zu studiren, scheint Grohmann bald aufgegeben zu haben; doch nennt er selbst als seine Lehrer im Hebräischen Bossek und Hempel, als solche in den übrigen theologischen Disciplinen Burscher, Morus, Rosenmüller, Hempel, Keil und Forbiger. Schon während seiner Schulzeit in Bautzen hatte er sich unter Anleitung Schneider's mit der Malerei beschäftigt; der Unterricht Oeser's in der leipziger Malerakademie gab ihm reiche Gelegenheit, jene Neigung weiter zu befriedigen: mit welchem Erfolge, beweisen seine zahlreichen späteren Arbeiten auf diesem Gebiete. Im J. 1791 habilitirte sich Grohmann in der philosophischen Facultät zu Leipzig [2]) und wurde 1794 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt, ohne jedoch dieses Amt bis zu seinem am 12. März 1805 erfolgten Tode jemals rite anzutreten; wenigstens wird er bei seiner letzten Erwähnung in den leipziger Collegienverzeichnissen (im Sommersemester 1802) noch als Professor extraord. design. aufgeführt. Nach den ebengenannten Verzeichnissen aus den Jahren 1791—1802 erstreckten sich seine Vorlesungen fast ausnahmslos auf das Gebiet der Aesthetik und Kunstgeschichte; denn auch bei der Ankündigung philologischer Vorlesungen, wie über ausgewählte Gedichte Tibull's, Bion und Moschus, Ovid's Heroiden und Metamorphosen, Terenz, Hymnen des Callimachus, Pausanias rc., wird der ästhetische Gesichtspunkt ausdrücklich in den Vordergrund gestellt. Ebenso las Grohmann über die Mythologie der Griechen und Römer mit besonderer Rücksicht auf die Künste, außerdem Anleitung zu richtigen Kunsturtheilen, Aesthetik und Lehre von den bildenden Künsten (seit dem Winter 1795 nach seinem eigenen „Versuch zur Bildung des Geschmacks in den

1) Obiges Datum nennt als Geburtstag Meusel im „Gelehrten Teutschland", Band IX, S. 461. Lemgo 1801. Fälschlich gibt er dabei 1763 als Geburtsjahr an, ebenso die Biographie universelle (Michaud), Tom. XVII. p. 579. Denn der Magisterpanegyricus der Universität Leipzig vom Jahre 1790, der nach den Schlußworten auf Grohmann's eignen Angaben beruht, nennt das Jahr 1764; ebenso das „Leipziger gelehrte Tagebuch auf das Jahr 1790", welches allerdings in allen Stücken sich an den genannten Panegyricus anschließt.

2) Mit der Abhandlung: De imitatione poëtica quid sit censendum. Lips. 1791. 4. Nach Obigem ist übrigens die Notiz der Biographie universelle zu berichtigen, daß Grohmann seit 1794 zu Leipzig Philosophie gelehrt habe.

Werken der bildenden Künste", Leipzig 1795); dieselbe Vorlesung findet sich seit dem genannten Zeitpunkte zehnmal in den Ankündigungen fast stets neben Tibull oder Virgil's Aeneis). Selbst die Privatissima zur Bildung des deutschen Styls wurden von Grohmann in den Ankündigungen unter den ästhetischen Gesichtspunkt gestellt.

Indem wir zum Schluß ein Verzeichniß der Schriften und Editionen des überaus fruchtbaren Gelehrten folgen lassen, bemerken wir zugleich, daß sich die genausten, aber bei weitem nicht vollständigen Angaben finden in Meusel's „Gelehrtem Teutschland", Band IX, Lemgo 1801, zum Theil ergänzt in der Biographie universelle (Michaud), nouvelle édition, tom. XVII. Höfer's „Nouvelle biographie générale", tom. XXII. p. 141, sowie Nagler's „Neues allgem. Künstlerlexicon", bieten fast nirgends neue Nachweise. Wir theilen Grohmann's Schriften ein in solche, die sich auf die Theorie der schönen Künste beziehen, ferner in solche, die praktische künstlerische Zwecke verfolgen und endlich in solche philologischen oder bibliographischen Inhalts und Vermischtes.

Zu den Schriften erstgenannter Gattung gehören: 1) De imitatione poëtica quid sit censendum. Lips. 1791. 4. 2) Die Verhältnisse der schönsten Statuen des Alterthums, zum Gebrauche derer, die sich den bildenden Künsten widmen (dabei 20 Kupfer mit 25 antiken Figuren, nach dem Proportionsmaßstabe des Kopfes und den Beschreibungen von F. A. David in Paris). Leipzig 1800. gr. 4. 3) Grundlinien der Zeichenkunst, zum Gebrauch derer, die sich den bildenden Künsten widmen. Mit Kupfern. Leipzig 1800. 4. 4) Regeln zur Carricaturzeichnung, nebst einem Versuche über die komische Mahlerey, aus dem Englischen von Franz Grose übersetzt. Mit 29 Kupfertafeln. Leipzig und Wien 1800. 8. 5) Bruchstücke der Gothischen Baukunst, gesammelt und dem Studium der Baukünste gewidmet. 1. Heft, mit 12 Kupfern (gestochen von Frosch und Hüllmann). Leipzig 1799. 4. 2. Heft (ebenso) 1802. 6) Ueberreste der ägyptischen Baukunst, gesammelt und dem Studium der Baukünstler und dem Vergnügen der Liebhaber gewidmet. 1. Heft (mit 10 Kupfern). Leipzig 1799. 4. 7) Handwörterbuch der bürgerlichen Baukunst und schönen Gartenkunst. Leipzig 1804. 2 Vol. (mit Tafeln) 8.

Praktischen Zwecken dienen: 8) Ideenmagazin für Gartenliebhaber ꝛc. zur Verschönerung der Gärten u. s. w. im englischen, gothischen und chinesischen Geschmack (mit deutschem und französischem Text). Fol. Von diesem sogenannten großen Ideenmagazin, einem sehr geschätzten Werke, kamen unter Grohmann's Leitung (1796—1805) 48 Hefte heraus; die Fortsetzung (Heft 49—60) besorgte F. G. Baumgärtner. Die ersten Nummern erschienen 1797—1799 in zweiter Auflage [3]). 9) Kleines Ideenmagazin für Gartenliebhaber oder Sammlung von Ideen, die mit wenig Kosten auszuführen sind ꝛc. Leipzig 1799—1805. 8 Hefte in 4. (Gleichfalls fortgesetzt von Baumgärtner). 10) Wilhelm Robertson's Sammlung verschiedener Gewächs- und Treibhäuser ꝛc., nach dem Englischen bearbeitet. Mit 24 Kupfern in getuschter Manier. Leipzig 1799. Querfol. 11) Gebräuche und Kleidungen der Chinesen, dargestellt in bunten Gemählden ꝛc. Teutsch und französisch. 12 Hefte mit 60 Tafeln. Leipzig 1798—1803. (Nach Brunet's Manuel eine Compilation aus dem großen englischen Costümewerk). 12) Die ländliche Natur, nach Marnezia, mit einer Abhandlung von Heydenreich. Leipzig 1792. 8. Zweite Auflage unter dem Titel: Schöne Gartenkunst, Phantasien und Grundsätze über die ländliche Natur, nach Marnezia. Leipzig 1800.

Zahlreiche Artikel aus Grohmann's Feder, besonders über Gartenkunst, finden sich auch in dem „Handwörterbuch der schönen Künste" von einer Gesellschaft Gelehrter. Leipzig 1794 und 1795.

Von Werken biographischen und vermischten Inhalts nennen wir: 13) Neues historisch-biographisches Handwörterbuch oder kurzgefaßte Geschichte aller Personen, welche sich durch Talente, Tugenden, Erfindungen ꝛc. einen ausgezeichneten Namen machten. 7 Theile 1796—1799. gr. 8. Dieses Unternehmen, ursprünglich nur Uebertragung eines 1794 in London erschienenen kleinen biographischen Wörterbuchs, nahm unter Grohmann's Händen größere Dimensionen an, verlor aber in Folge zu hastiger Bearbeitung und durch die Schuld ungeeigneter Mitarbeiter sehr an Brauchbarkeit. Dieselbe erhielt es erst durch die Ergänzung und Berichtigung von W. D. Fuhrmann („Die merkwürdigsten Personen alter und neuer Zeiten". Leipzig 1805—1808, zugleich als Theil 8—10 des Grohmann'schen Werkes) bis in den Buchstaben F. 14) *Αναλεκτα Ελληνικα ησσονα*, sive collectanea Graeca minora cum notis philologicis graecis, quas partim collegit, partim scripsit Andreas Dalzel. Curavit et parvum lexicon analyticum adjecit J. G. Grohmann. Lips. 1797 (gr. 8.). 15) Vollständige Sammlung aller ländlichen und Gartenspiele. Mit Kupfern. Leipzig 1799. gr. 4. (vergl. auch „Siam, ein neues mit mäßiger Bewegung verbundenes Gartenspiel". Leipzig 1800. Fol.). Von kleineren Schriften nennt Meusel noch eine in Kalenderformat von 1797, betitelt „Der Freund des weiblichen Geschlechts", nach dem Französischen; die Biographie universelle endlich als Erstlingsschrift: „Terpsichorides". Leipzig 1789 in 8.

Wie auch das „Leipziger Tagebuch" vom Jahre 1805 in einem kurzen Nekrolog auf Grohmann erwähnt, beschäftigte er sich in den letzten Jahren selbst mit dem Radiren von Kupferstichen. So gravirte er nach Höfer's Nouvelle biographie générale (tom. XXII. p. 141) im J. 1802 das Porträt Albrecht Dürer's nach Sandrart und Kilian für die „Galerie merkwürdiger Menschen". (*Kautzsch.*)

GROITZSCH (Wiprecht, auch Wicpert [1]) von), Markgraf der Lausitz und Burggraf von Magdeburg,

3) Nach einer Notiz der Biographie universelle verfolgten Grohmann's Ideenmagazine die von Hirschfeld in seinem fünfbändigen Werke („Theorie der Gartenkunst", Leipzig 1779—1785) angebahnte Richtung.

1) In den Urkunden kommt immer die Form Wibert vor, z. B.

geb. um 1046 [2]), gest. den 22. Mai 1124. Er stammte aus edlem, vielleicht wendischem [3]) Geschlechte; den Namen von Groitzsch (einer Stadt, gelegen bei Pegau unweit der Elster) trägt er von einem ihm später ertheilten Lehen. Ueber seine Herkunft berichten die Annalen des Klosters Pegau (vergl. am Schluß) Vieles, ohne daß man ihnen überall trauen kann [4]). Sie erzählen: Der älteste Stammvater des Geschlechts war Herlibo von Brandenburg, dessen Bruder Emelricus, Rex Teutoniae (?), und Ditmar von Verden gewesen sein sollen. Herlibo hatte drei Söhne, Emelrich, Bridelo und Herlibo II., welche drei man die Harlunger genannt hat: es ist dabei zu beachten, daß sowol bei Brandenburg als bei Leisnig, eine Besitzung unseres Wiprecht, Harlunger-Berge liegen; vergl. über den ersteren auch meine Geschichte der Völkerwanderung Bd. II. S. 142 und über den zweiten: Schöttgen S. 9. Herlibo II. heirathete angeblich eine norwegische Königstochter und zeugte mit ihr zwei Söhne: Swatibor und Wulff. Der letztere erlangte die Herrschaft über Pommern, wurde aber vertrieben, wandte sich nach Dänemark und erhielt vom Könige von Dänemark, da er ein starker und kluger Held war, seine Tochter zur Frau; er soll schließlich sogar über Dänemark geherrscht haben [5]). Seinen Unterthanen war er ein glücklicher Regent; sie meinten, Alles glücklich ausführen zu können, wenn sie ihn nur bei sich hätten. Ja, als er wegen hohen Alters nicht mehr zu Pferde sitzen konnte, haben sie ihn auf das Pferd gebunden: merkwürdiger Weise dieselbe Sage, wie vom spanischen Cid. Als er gestorben war, trugen ihn seine damals noch heidnischen Unterthanen in ihren Götzentempel, liefen mit gezogenen Schwertern um seine Leiche und beweinten ihn unter lauten Klagen, vergl. den Annalisten von Pegau (*Pertz*. 16. p. 235), welcher bis hierher entweder Märchen geglaubt und wiedererzählt oder zu Ehren Wiprecht's erfunden hat. Historischen Kern scheint aber die Angabe von ihm zu haben, daß Wulff auch Besitzungen in Deutschland hatte, nämlich das sogenannte Balsamer Land (so genannt von einem Flüßchen im Salzwedelschen, der sonst auch Belrem heißt) in der Altmark bei Salzwedel, Osterburg und Arneburg. Dieses Land erbte Wulff's jüngster Sohn Wiprecht, der Vater unseres Helden. Wiprecht der Aeltere, wie ihn die Annalen von Pegau nennen, heirathete Sigena, die Tochter des Grafen Goswin des Aelteren von Leige, und erhielt als Mitgift die Güter Morungen und Gattersleben mit allem Zubehör, am Harz im Mansfeldischen und Quedlinburgischen (wo es jetzt noch ein Alt- und Neu-Gattersleben gibt) gelegen. Von den Thaten Wiprecht's des Aelteren wird besonders ein Zug gegen Pasewalk (Posduwlc) erwähnt, den er angeblich aus Rache wegen der Vertreibung seiner beiden älteren Brüder [6]) unternahm. Wiprecht hinterließ einen Sohn gleiches Namens, unseren Helden, und zwei Töchter. Die eine von diesen ward an Heinrich von Leige, die andere an Werner den Aelteren von Veltheim verheirathet. Aus der Ehe der letzteren entsprossen zwei Söhne, Werner und Adalgot; der letztere ist wichtig, weil er später als Erzbischof von Magdeburg mit Wiprecht von Groitzsch in enger Verbindung stand.

Es ergibt sich hiernach als Gesammtresultat für die Herkunft Wiprecht's von Groitzsch, daß seine Vorfahren allerdings aus edlem slawischen Geschlechte stammten, welches ursprünglich vielleicht um Brandenburg, später gewiß in Pommern blühte und zuletzt auch in der Altmark auf deutschem Boden angesessen war; die pommerschwendischen Glieder des Geschlechts gingen um das Jahr 1020 unter, nur der deutsche Zweig blühte weiter fort.

Wiprecht's Mutter Sigena verheirathete sich nach dem Tode ihres ersten Mannes nochmals mit dem Grafen Friedrich von Lengenfeld. Auf ihr Verwenden wurde um die Zeit, als Heinrich IV. [7]) die Regierung antrat, der Markgraf

---

in den Kaiserurkunden bei Schöttgen Nr. 1 und 3; in einer andern von Heinrich V. ausgestellten Urkunde vom J. 1108 unterzeichnet sich unser Held als Wibert comes. Die päpstliche Bulle schreibt Gunicbert, und hat etymologisch den Namen vollständiger; auch die Pegauer Annalen schreiben Wicpert, entstanden aus wig (Krieg) und berht (herrlich, prächtig); durch Metatesis verwandelt sich berht in precht (modernisirt: prächtig). Ich habe die jüngere Form Wiprecht gebraucht, weil sie die geläufigere ist.

2) Vergl. weiter unten Anmerkung 7. 3) Ganz evident ist der wendische Ursprung Wiprecht's (den auch Giesebrecht III. S 713 und Wattenbach, Geschichtsquellen. 2. Aufl. S. 456 annehmen) übrigens nicht zu erweisen. Nur die Erzählung von den Vorfahren Wiprecht's (in den Pegauer Annalen) läßt ihn vermuthen, und das auch nicht einmal sicher, denn die hier vorgebrachten Namen der Ahnen Wiprecht's haben zum größten Theil echt deutschen Klang. Dazu kommt, daß der Papst in einer Bulle, die auf Wunsch Wiprecht's ausgestellt ist, diesen *Saxonicae gentis* comes nennt, vergl. weiter unten Anmerk. 26. 4) Flathe S. 88 erklärt die genealogische Arbeit des pegauer Mönchs für werthlos und in gewisser Hinsicht mit Recht. Interessant ist es nur zu sehen, wie man im 12. Jahrh. Genealogien aufbesserte. Daß, wie Flathe S. 88 fg. meint, Anklänge an die Deutsche Heldensage vorhanden sind, ist gar nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls erinnert Emelrich an Ermenrich des Heldenbuches, Dietmar von Verden (Verdunensis) an Dietrich von Bern u. s. w. — Zu beachten ist dabei noch, daß die Deutsche Heldensage in Niedersachsen schon 100 Jahre früher von den Annalisten (ich erinnere an den Quedlinburger) mit einer seltsamen Vorliebe behandelt wird. 5) Ein dänischer König Wulff wenigstens um das Jahr 1000 will sich nicht nachweisen lassen, man müßte denn mit Schöttgen S. 15 annehmen, daß Wulff einer der dänischen reguli, ein dänischer Häuptling, und zwar in Pommern, gewesen ist. Dänische Häuptlinge in Pommern für die Zeit um 1000 lassen sich aber außer den Abenteurern in der Jomsburg nicht nachweisen. Mit den letztern hat aber Wulff augenscheinlich nichts zu thun. Vergl. Dahlmann, Dän. Geschichte. Bd. I. S. 87 u. 106, wo er zeigt, daß der Statthalter von Dänemark Ulf um 1018, der allerdings eine Schwester Knud's, des dänischen Königs, geheirathet hatte, nicht der Wulf der Pegauer Annalen sein kann, wie Barthold, Gesch. von Pommern. Bd. I. S. 360 fg. meint.

6) Diese beiden älteren Brüder Otto und Hermann waren ihrem Vater in der „dänischen" Herrschaft gefolgt, aber bald vertrieben worden, und hatten sich abenteuernd der eine nach Griechenland, also wol nach Constantinopel, der andere nach Rußland gewandt. Schöttgen S. 19 knüpft an den Zug Wiprecht's gegen Pasewalk die Vermuthung, daß Wulf und nach ihm seine Söhne in sofern „dänische Könige" gewesen sein mögen, als sie vielleicht als Häuptlinge in Pommern dänische Lehen hatten, vergl. auch die Anmerk. 4. 7) In den Pegauer Annalen ist ausdrücklich Heinrich III. angegeben (a. 1039: Per idem tempus Heinricus imperator augustus *Cuonradi imperatoris filius* illius qui Heinrico Pio successit, rerum summa potiebatur etc.), und auch die Neueren

Udo von Stade, welcher damals auch die Nordmark (Altmark) besaß, der Vormund und Erzieher des jungen Wiprecht. Er gürtete ihm später auch das Schwert um und belehnte ihn mit Tangermünde. Der junge Krieger that sich bald hervor, scheint aber durch hochfahrenden Sinn [8]) das Mistrauen Udo's erweckt zu haben, der ihn aus seiner Nähe entfernte und ihm statt des Balsamer Landes die Stadt Groitzsch an der weißen Elster, statt Tangermünde aber andere Lehen in der Nordmark gab [9]), um 1071 [10]), wie man annehmen darf. Wiprecht befestigte Groitzsch, blieb aber nicht lange daselbst. Eine Fehde mit benachbarten Adeligen zwang ihn, die Gegend eine Zeit lang zu meiden. Er beredete sich, wie die Annalen von Pegau erzählen, mit zweien seiner Dienstmannen, daß sie, als wenn er nichts davon wüßte, die Stadt Groitzsch im Nothfalle an Bederich von Tuchern, wie es scheint einer der Hauptgegner, ergeben sollten; er selbst zog mit hundert Mann nach Böhmen zum Herzog Wratislaw: es scheint fast, als sei Wiprecht im Unrechte gewesen und habe die Fehde hervorgerufen.

Der Zug nach Böhmen wurde für Wiprecht's Zukunft von Entscheidung und half ihm zu höherer Macht. Der Herzog Wratislaw war hochstrebenden Sinnes und konnte tapfere Degen wohl gebrauchen; er nahm Wiprecht daher freundlich auf und scheint ihm bald großes Vertrauen geschenkt zu haben. Wenn den Pegauer Annalen zu trauen ist, dann wurde Wiprecht der eigentliche Leiter der böhmischen Politik hinsichtlich der deutschen Angelegenheiten [11]). Leider sind diese Annalen im Einzelnen hier aber ziemlich verwirrt. Zunächst regte Wiprecht den Böhmenherzog zur Erlangung der Königskrone und zur Erwerbung Meißens an. Der damals ausbrechende Krieg zwischen Kaiser Heinrich IV. und den Sachsen ließ die Erreichung des Zieles als möglich erscheinen, wenn Böhmen treu zum Kaiser stand. Wiprecht begab sich zum Kaiser und erbot sich, augenscheinlich aber nicht im Auftrage des Böhmenherzoges, ihm in dem bevorstehenden Kriege mit 60 Mann zu Hilfe zu ziehen, wenn ihn der Kaiser in seinen verlorenen Besitzungen (Groitzsch also) wiederherstellen und außerdem belohnen wolle. Der Kaiser versprach es. Nun brachte Wiprecht auch seinen Antrag vor, dem Böhmenherzoge die Königskrone zu geben, wofür dieser sich mit Geld und mit dem Versprechen, zum Römerzuge 300 Bewaffnete zu stellen, abfinden wolle. Diese Verhandlungen tragen durchaus nicht den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an sich, wol aber die Angabe, daß auf dem Reichstage zu Würzburg, der gegen die Sachsen berufen war, der Böhmenherzog die Königskrone erhielt; ein solcher Reichstag fand zwar Ende October 1073 daselbst statt (vergl. Giesebrecht III, 277), aber hier bekam Wratislaw die Krone noch nicht; das war erst auf dem Reichstage zu Mainz im J. 1086 der Fall. Thatsache ist es aber, daß der Böhmenherzog in der Zeit der sächsischen Wirren der einzige treue Anhänger Heinrich's IV. wurde und zu ihm hielt, als Alles abzufallen drohte. Wratislaw erntete bald die Früchte von seiner Politik, denn Heinrich IV. gab ihm die Ostmark und dann auch Meißen, ohne daß die Böhmen jedoch hier sich erfolgreich festzusetzen vermochten. Wiprecht seinerseits hat im Sachsenkriege tapfer mitgefochten, auch später gegen Rudolf von Schwaben. In der Schlacht bei Flarchheim (27. Jan. 1080), in welcher Wratislaw die Königslanze Rudolf's erbeutete, kämpfte er mit, bald darauf auch in der Entscheidungsschlacht bei Mulsen (Mölsen) an der

folgen ihnen meist, indem sie das Jahr 1040 annehmen. Recht wahrscheinlich ist es nicht, oder man muß annehmen, daß Wiprecht damals noch sehr jung war, höchstens 10 Jahre. Aber auch das klingt nicht recht glaublich. Dann wäre er z. B. 93 Jahre alt gewesen, als er Markgraf wurde, und 55 Jahre, als ihn die böhmische Prinzessin heirathete. Gerade das letztere ist kaum denkbar. Wenn eine Prinzessin einen einfachen und dabei armen Ritter heirathet, dann geschieht es wol meist wegen körperlicher Vorzüge; die sind aber in den fünfziger Jahren schwerlich noch vorhanden. Ich möchte daher fast glauben, hier liegt ein offenbarer Irrthum vor, der durch den Zusatz *Cuonradi* imperatoris *filius* entstanden ist; denn es kann, wenn man annimmt, der Mönch habe tertius vor sich gehabt und durch Cuonradi filius umschrieben, mit Henricus III. auch Heinrich IV. gemeint sein, wie sich gleich zeigen wird. Auch aus einem andern Grunde ist Heinrich III. u. a. 1039 undenkbar: Udo wurde erst kurz um 1056 Markgraf, vergl. Gervais, Heinrich V. S. 73. — Nach Flathe S. 126 starb Wiprecht im Alter von etlichen 70 Jahren. Woher er diese Angabe hat, weiß ich nicht. — Meine Ansicht bekommt, wie ich nachträglich bemerke, durch die Annalen von Pegau selber eine Bestätigung, indem dieselben beim Jahre 1106 Heinrich IV. fälschlich Heinrich III. nennen, vergl. a. 1106 bei *Pertz*. p. 248. Wenn der pegauer Mönch im Irrthum ist, dann ist dieser Irrthum übrigens erklärlich. Verschiedene Schriftsteller des Mittelalters zählen die Kaiser Namens Heinrich erst von Heinrich II. an, Heinrich I. nicht mit, weil dieser nicht Kaiser war, vergl. z. B. Cosmas (*Pertz*. Script. p. 72) a. 1040 (imperatoris secundi Henrici), a. 1086 (imperatore tertio Henrico), und merkwürdiger Weise hat er auch in der Königsurkunde von 1086 für Böhmen, vergl. weiter unten, tertius statt quartus gelesen, oder sollte sich Heinrich IV. hier wirklich tertius genannt haben? Die Urkunde lag Cosmas, wie er selbst angibt, vor. Auch nennt sich Heinrich IV. in einer erhaltenen Urkunde über die Erweiterung des Bisthums Prag wirklich *tertius*, vergl. die Urkunde bei *Köhler*, Codex diplom. Lusatiae sup. I. No. 6. Also erklärlich ist der Irrthum sehr wohl. Auch bei *Guden*, Codex diplomaticus II. Bd. I. Nr. 147. S. 392 wird Kaiser Heinrich V. ausdrücklich der Vierte genannt.

8) Der junge Wiprecht war vielleicht selbst schuld; das deuten wenigstens die Pegauer Annalen an, wenn sie schreiben: Cumque — non minus quam hostibus ipsis, sibi notis ac familiaribus esset metuendus .... Quapropter plerique Marchioni consilium dederunt ut quoquo pacto dumtaxat honeste et pacifice Wigbertum a se removeret (*Pertz*. 16. p. 236). Nach Flathe S. 93 handelt Udo aus politischen Rücksichten und des eignen Vortheils wegen so. 9) Es geschah das nicht ohne einen besonderen Zusammenhang. Wiprecht besaß Pegau jedenfalls schon von seinem Vater her, jedenfalls besaß er das letztere, denn die Ann. Peg. erzählen (zu Anfang, *Pertz*. 16. p. 237), daß Wiprecht der Vater seinem Schwiegersohne Werner von Veltheim die extrema Bigaugiensis villae platea jure heredetario cesserat, wahrscheinlich als Mitgift; vergl. auch weiter unten. 10) Bis 1071 gehörte Groitzsch (Grodice) noch zu Meißen und ging in demselben Jahre an einen freien Slawen Namens Bor über, vergl. die Urkunde bei *Köhler* I. No. 4. Darnach kann Udo die Herrschaft Groitzsch erst nach 1071 erworben haben. Ich bemerke übrigens, daß die Echtheit der Urkunde von T. Märker, Burggrafenthum Meißen S. 35 angefochten wird und wie es scheint mit triftigen Gründen.

11) Palacky, Geschichte von Böhmen I. S. 316 ist dieser Ansicht nicht und wol mit Recht; er bezeichnet Wiprecht einfach als einen Glücksritter.

Elster, in welcher Rudolf wiederum siegte, aber zugleich den Tod fand. Heinrich IV. floh nach Böhmen und erfuhr erst hier das glückliche Ereigniß. Jetzt nach dem Siege Heinrich's IV. scheinen für Wiprecht bessere Zeiten gekommen zu sein. Er gewann seine Besitzung Groitzsch wieder, nachdem er seinen Gegner Bederich von Tuchern hatte niederhauen lassen, erhielt auch, wahrscheinlich zur Belohnung für die bisher geleisteten Dienste, Lehen übertragen und andere Auszeichnungen. Erst jetzt wurde er einer der angesehensten Herren der Gegend [12]).

Im J. 1081 finden wir Wiprecht auf dem Wege nach Rom, als Begleiter Boriwoi's, des Sohnes Wratislaw's, den er an der Spitze der 300 Böhmen, welche der Herzog dem Kaiser zum Römerzuge versprochen hatte, begleitete [13]). Die Geschichte dieses Zuges gehört zu den interessantesten Episoden der Pegauer Annalen. Bei Ulm vereinigte sich die böhmische Schar mit der kaiserlichen Armee, deren Vortrab sie auf dem Zuge bildete; ehe der Kaiser in Italien ankam, war sie schon auf 1000 Mann gewachsen. In der Lombardei bezeichnete Verwüstung und Raub ihren Zug. Vor Rom lag das kaiserliche Heer mehrere Jahre vergeblich. Wiprecht zeichnete sich mehrfach aus. Kurz vor Himmelfahrt im J. 1083 machten die Römer einen heftigen Ausfall und trieben die Deutschen bis an ihr Lager zurück. Der Kaiser selbst gerieth ins Gedränge; Wiprecht kam ihm zu Hilfe und gab ihm, dem das Schwert entfallen war, sein eigenes und rannte mit bloßem Schilde gegen die Feinde, welche bald zurückgedrängt wurden. Wiprecht von Groitzsch ist es auch gewesen, durch den die Stadt (d. h. nur die Leoninische Stadt) erobert wurde. Wie die Pegauer Annalen [14]) erzählen, hatte er keine Ruhe und dachte immer darüber nach, wie er über die Mauer kommen könnte. Er hatte unter seiner Schar einen geschickten Krieger, der hieß Ras; den beauftragte er, die Stadtmauern zu recognosciren und zu sehen, ob man nicht irgendwo eine nachlässige Schildwache an einer bequemen Stelle überrumpeln könnte. Ras that, was ihm aufgetragen war, fand eine Stelle der Mauer, die gar nicht besetzt war, und theilte das seinem Herrn mit. Dieser nahm seine Leute nebst einigen Böhmen, ließ zwei Leitern anlegen und erstieg die Mauer. Vierzehn von seinen Tapferen waren schon auf der Mauer, da nahte der Kaiser, dem er von dem Handstreiche schnelle Nachricht hatte zukommen lassen, ließ ein Thor mit Beilen aufhauen und drang so in die Stadt ein. Auch bei dem darauffolgenden blutigen Kampfe in der Peterskirche scheint Wiprecht sich hervorgethan zu haben; das Blut, welches er in den geheiligten Räumen vergoß, scheint ihm später keine Ruhe gelassen und die Gründung des Klosters Pegau mit veranlaßt zu haben. Wenn die Annalen dann weiter erzählen, der Kaiser sei vom Papste (Gregor VII. ist gemeint) bald darauf gekrönt worden, so ist das ein offenbarer Irrthum oder, was wahrscheinlicher ist, eine Verwechselung mit der Krönung, welche bald darauf der Gegenpapst Clemens II. (vorher Erzbischof Wibert von Ravenna) vornahm. Erst im nächsten Jahre zog der Kaiser nach Deutschland zurück; an seinen Aufenthalt zu Verona (Mitte Juni 1084) [15]) scheint sich die Anekdote zu knüpfen, welche nach den Pegauer Annalen zu Verona passirt ist. Als in der Umgebung des Kaisers der Muth Wiprecht's gelobt wurde, wollte der Kaiser ihn noch einmal probiren und richtete es so ein, daß Wiprecht sich an der Burg plötzlich einem losgelassenen Löwen gegenüber sah. Wiprecht, nur von seinem Waffenträger begleitet, forderte von diesem das Schwert und griff, als dieser es ihm nicht geben, sondern selbst die Gefahr bestehen wollte, den Löwen mit den Fäusten an, sodaß dieser wich, was, beiläufig bemerkt, recht unwahrscheinlich klingt. Aehnliches geschah im Mittelalter und später öfter. Der Ritter z. B., welcher in Schiller's Handschuh gefeiert wird, hat gelebt. Wiprecht stellte den Kaiser und die Großen wegen des Uebermuthes, den sie an ihm verübt hatten, heftig zur Rede und verlangte seinen Abschied. Der Kaiser suchte ihn nun durch verschiedene Verleihungen zu beschwichtigen [16]): der Erzbischof von Mainz versprach ihm ein Lehen von 1300 Pfund Einkünften, der von Cöln den ganzen Gau Horla, der von Münster und Halberstadt Einkünfte in der Höhe von 300 Pfund, der Kaiser selbst schenkte ihm das Schloß Leisnig (nicht weit von Groitzsch) nebst vielem Zubehör, ein Lehen zu dem Hofe in Altstadt von 300 Pfund, Dornburg mit Zubehör und endlich von dem Hofe zu Merseburg 300 Pfund. Darauf zog Wiprecht mit dem sehr geschmolzenen Reste der böhmischen Schar nach Böhmen, von dem Kaiser mit angelegentlichen Empfehlungen an Wratislaw versehen. Der Herzog Wratislaw wollte den Helden reichlich belohnen, aber Wiprecht nahm von den kostbaren Geschenken nur einen Bogen und Köcher, indem er sagte: durch seine Tapferkeit könne er des ihm angebotenen Goldes und Silbers genug erlangen. Der Herzog, welcher glaubte, nicht genug angeboten zu haben, wollte ihm nun noch kostbarere Geschenke machen, aber Wiprecht schlug sie wieder aus. Da machte der junge Prinz Boriwoi (so wenigstens erzählen die Pegauer Annalen) den Vater darauf aufmerksam, daß Wiprecht seine Schwester zur Frau wünsche,

---

12) Ann. Pegav.: His aliisque quam plurimis quae taediosum esses enumerare, praediis et beneficiis praeditus, praecipuum inter provinciae nobiles virtutis et probitatis praeconium est adeptus. Der hier erwähnte Walraban, Bischof von Zeitz, kam erst 1089 zur Regierung. 13) Wie schon oben bemerkt, berichten die Annalen von Pegau über den ganzen Römerzug, bevor sie den Krieg mit Rudolf von Schwaben von 1080 behandeln. 14) Es ist ihnen hier wol zu trauen; vielleicht lag ein mündlicher Bericht Wiprecht's vor, der sich jedenfalls der That rühmen durfte. Auch Giesebrecht III. S. 533 berichtet die Thatsache, ohne jedoch Wiprecht zu nennen; er weicht ohne Grund von den Annalen ab, indem er kein Thor geöffnet werden läßt, sondern angibt, es sei eine Oeffnung in die Mauer gerissen worden, was sehr unwahrscheinlich klingt, da das gar nicht so leicht sein konnte.

15) In der Angabe von Pertz Bd. 16. S. 239 fg. stehen diese Ereignisse unter dem Jahre 1083. Ueber die Zeit vergl. Giesebrecht III, 546. 16) Flathe bezweifelt die ganze Erzählung. Etwas Wahres mag an der Anekdote aber immerhin sein; die Verleihungen waren wol mehr eine Belohnung für Wiprecht's Verdienste während des Römerzuges, der nun ein Ende hatte, denn in Verona trennte sich das Heer behufs der Rückkehr.

und rieth dazu, ihm zu Willen zu sein. Wratislaw gab nun seine Tochter Judith[17]) dem Wiprecht zur Ehe, wol noch im J. 1084.

Diese Ehe wurde für Wiprecht von Groitzsch natürlich eine neue Grundlage zu Ansehen und Macht. Abgesehen von dem Rückhalte, den er dadurch an Böhmen und indirect bei dem Kaiser gewann, erhielt er als Mitgift auch beträchtlichen Landbesitz, nämlich die beiden Gaue Nisen und Budissin[18]). Für seine Frau baute er die Stadt Swortz (später das Dorf Schwertzen am Floßgraben bei Pegau, vergl. Schöttgen S. 107), damit sie darin einen sicheren Aufenthalt hätte, wahrscheinlich ihren Witwensitz. Wir finden ihn nun vielfach in Fehden verwickelt; möglicherweise hat er auch erst jetzt sein altes Eigenthum Groitzsch von Bederich von Tuchern wiedergewonnen. Die Plünderungszüge, die er jetzt gegen seine ehemaligen Feinde unternahm, brachten ihn in einen Krieg mit dem Markgrafen Heinrich von Meißen, den er in einem Scharmützel schlug. Zwei seiner Hauptfeinde,.Eckelin und Hageno, überfiel er in Zeitz und machte sie mit siebzehn der Ihrigen nieder. Bei dieser Gelegenheit steckte er, um einige Gegner daraus zu vertreiben, die Jacobikirche[19]) in Brand und ließ dann den Ausgeräucherten, die er nicht tödten durfte, die Augen ausstechen, was der pegauer Mönch ganz harmlos und ohne weiteren Zusatz erzählt; der Brand der Kirche preßt ihm natürlich einige Klagetöne ab. Wiprecht's gefürchtete Nähe scheint den Bischof Walram von Zeitz (vergl. auch oben) bewogen zu haben, ihn durch die Schenkung des Dorfes Butzin (wahrscheinlich das später zu Löbnitz gehörige Dorf Bautzsch, vergl. Schöttgen S. 48) und 1100 dazu gehörigen Hufen zu einem guten Nachbar zu machen. Eine Fehde mit dem bekannten Markgrafen Ekbert (von Braunschweig) führte Wiprecht wahrscheinlich im Auftrage des Kaisers ebenfalls glücklich durch, indem er ihn in einem Gefechte bei Tuchern (Teuchern) schlug; Ekbert kam bald darauf in einer Mühle durch Leute Wiprecht's um, als er einen neuen Einfall in das Gebiet von Groitzsch machen wollte[20]).

Nach diesen Fehden scheint Wiprecht's Ansehen fest begründet gewesen zu sein, und er konnte nun daran denken, die Kirche, die er durch sein blutiges Auftreten 1083 in der Peterskirche, sodann aber besonders durch die Zerstörung der Jacobikirche zu Zeitz, schwer beleidigt hatte[21]), wieder zu versöhnen. Denn ein so fanatischer Anhänger Heinrich's IV. war er nicht, um die mächtige Gegenpartei desselben nicht auch zum Freunde haben zu wollen. Er wandte sich in seinen Gewissensbissen an den Erzbischof Hartwig von Magdeburg[22]) und Bischof Werner von Merseburg, und diese riethen ihm, er solle sich an den Papst wenden und sich dort Raths erholen, wie er seine Sünden tilgen könne. Wiprecht reiste nun (wol um das Jahr 1090, denn schon im nächsten Jahre ging er an die Stiftung des sühnesollenden Klosters Pegau) nach Italien, besuchte reuevoll die Peterskirche und wurde dann vom Papste angewiesen, zu dem „Patriarchen" von Spanien (wahrscheinlich wegen den Beziehungen der spanischen Kirche zum heiligen Jacob) zu pilgern. Wiprecht zog nun nach Spanien und erhielt hier den Bescheid: zur Sühne des Brandes der Jacobikirche ein Kloster zu Ehren des heiligen Jacob zu bauen. Wiprecht scheint ein sparsamer Mann gewesen zu sein, denn er wollte das Kloster nur für sechs Mönche dotiren. Da antwortete ihm der Patriarch, daß das zu wenige seien, um mit Erfolg die klösterlichen Regeln befolgen zu können und er wenigstens für zwölf Mönche sorgen solle. Wiprecht versprach sein Möglichstes thun zu wollen und wurde mit einer Reliquie, einem Daumen des heiligen Jacob, für das zu stiftende Kloster entlassen. Glücklich in seine Heimath zurückgekehrt, ging Wiprecht an die Ausführung seines Vorhabens. Nachdem verschiedene Pläne verworfen waren, beschloß er, das Kloster bei Pegau anzulegen. Darauf reiste er zu seinem Schwiegervater nach Böhmen, theils um ihm sein Vorhaben mitzutheilen, theils aber wol auch um eine Geldunterstützung von ihm zu erhalten. Wratislaw, obgleich der Partei Heinrich's angehörend, war doch ein frommer Mann und schenkte seinem Schwiegersohne zum Klosterbau 700 Mark. Bei der Grundsteinlegung waren

17) Nach dem Anonymus de fundatione etc. ecclesiae Pegaviensis (bei *Mencken*, Scriptores II. p. 103) hieß sie Judith (Jutta). Vergl. übrigens auch Annal. Pegav. an verschiedenen Stellen. 18) Nisen mit der späteren Hauptstadt Dresden, Budissin die Gegend um Bautzen, also ein Theil der Oberlausitz. Vergl. Palacky I. S. 316 und Gretschel, Gesch. des sächsischen Staates und Volkes I. S. 9. Daß Nisen die Gegend um Dresden bezeichnen muß, ergibt sich auch aus den Angaben der Pegauer Annalen 1080 über den Einbruch der Böhmen und Wiprecht's aus Böhmen „durch den Gau Nisen" nach Wurzen und Leipzig. 19) Ueber die ehemalige Lage der Jacobskirche (hinter der Stephanskirche) zu Zeitz vergl. Schöttgen S. 45. 20) Höchst wahrscheinlich hängt diese Fehde mit dem großen Aufstande zusammen, den Ekbert gegen den Kaiser im J. 1089 begann. Für uns sind besonders Ekkehard und die Annalen von Pegau, welche hierüber berichten und sich gegenseitig ergänzen, von Wichtigkeit. Nach Ekkehard, aus dem auch die Ann. Magdeb. die Angabe schöpfen (vergl. *Pertz*. Ser. XVI. p. 178), wird im J. 1089 ein Markgraf Ekbert in seiner festen thüringischen Stadt Gleichen belagert, aber vergeblich. Beim J. 1090 heißt es nun weiter: Predictus Ekbertus marchio a quibusdam imperatoris fidelibus in quodam molendino (die Ann. Magd. schreiben: molandino) pausandi gratia deprehensus, turpiter occubuit. Hier ist von Wigbert nicht die Rede, wol aber in den Annalen von Pegau, in denen übrigens eine directe oder indirecte Benutzung Ekkehard's unverkennbar ist. Sie tragen übrigens hier den Stempel der Wahrheit an sich; ich kann mir nicht denken, daß sie das Detail über das Gefecht bei Teuchern (in welchem, so erzählen sie, Wiprecht durch einen Lanzenstoß zwei Zähne verlor, dafür aber dem Gegner mit dem Schwerte den Schädel spaltete) geradezu erlogen haben sollten. Die Notiz zum J. 1090 lautet bei ihnen so: Eckebertus Marchio (de Brunschwig, wie sie ihn vorher nennen) rursus multiplicato exercitu cogitabat Wigberti partes invadere: sed in molendino quodam, antequam appropiaret, turpiter occubuit. Daß der Ekbert des Ekkehard und der Ekbert der Ann. Pegav. dieselben sind, leidet keinen Zweifel. Vergl. über den Aufstand Ekbert's besonders Giesebrecht III. und Knochenhauer, Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses (1039—1247), herausgegeben von Menzel. Gotha 1871. S. 58 u. 104.

21) Der Mönch von Pegau kann auch beim Tode Wiprecht's (a. 1124) die Bemerkung nicht unterlassen, daß Wiprecht „pro suorum enormitate delictorum" (!) das Kloster gegründet habe. 22) Es ist vielleicht beachtenswerth, daß Hartwig zu der kaiserfeindlichen Gregorianischen Partei gehörte, vergl. Wattenbach S. 301.

der Erzbischof von Magdeburg und andere Prälaten zugegen; Wiprecht selbst trug voll frommen Sinnes die ersten Steine zum Bau herbei. Interessant ist die Angabe, daß bei dem Bau keine Tagelöhner verwendet wurden, sondern daß die Edelleute nebst ihren Unterthanen — jedenfalls Vasallen Wiprecht's — Hand anlegten. In drei Jahren stand das Kloster fertig da bis auf die Thürme. Für sich selbst baute Wiprecht in der Nähe des Klosters einen Hof und eine dem heiligen Nicolaus geweihte Kapelle. Schon im J. 1092 scheinen die Wohngebäude des Klosters vollendet gewesen zu sein; Wiprecht wandte sich wenigstens schon in diesem Jahre nach Schwarzach, einem Kloster im Würzburgischen, und holte von hier vier Mönche, welche in dem neuen Kloster die anderen unterweisen sollten. Einen von denselben, Namens Bero, machte er zum Abt, wie die Annalen von Pegau erzählen; merkwürdiger Weise (vielleicht deshalb, weil er unbedeutend war und nicht zur strengen Gregorianischen Richtung gehörte) führt ihn der Abt-Catalog des Anonymus bei *Mencken*, Scriptores II. p. 104 nicht unter den Aebten auf, sondern bezeichnet seinen Nachfolger Windolf als den ersten Abt des Klosters Pegau. Die Annalen erzählen von Bero, daß unter ihm das Kloster nicht habe gedeihen wollen; vielleicht ist er auch deshalb in dem Cataloge nicht aufgeführt; er starb übrigens schon im J. 1100. Schon im J. 1093 fehlte es übrigens Wiprecht an Geld zum Weiterbau. Er wandte sich deshalb wieder an Wratislaw und erhielt von diesem 300 Mark zugesandt. Erst 1095 war das Kloster vollendet; im nächsten Jahre wurde es feierlich eingeweiht; gegenwärtig war dabei eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen und Adeligen. Die „Gräfin" Judith trug eine mit Edelsteinen gezierte goldene Krone auf dem Haupte und ein prächtiges, golddurchwirktes Gewand, welche Stücke sie noch an demselben Tage dem Kloster schenkte; erwähnenswerth ist auch die Notiz der Annalen, daß sie in den fünf Tagen, so lange die Feier währte, täglich andere Kleider trug zur Verwunderung Aller, also ein Zeichen großen Reichthumes. Das Kloster erhielt als Dotation: die Stadt Pegau mit allen Wäldern, Wiesen, Mühlen, Jagd und anderem Zubehör, ausgenommen die im nördlichen Theile gelegene Straße [23]); ferner die beiden Dörfer Hilpertitz und Wurtzen mit Weinbergen, Wiesen u. s. w. und verschiedene kleinere Zuwendungen. Als später die Zahl der Mönche sich mehrte, schenkte Wiprecht noch die Dörfer Muchelitz, Boritz, Carlsdorf, Heinrichsdorf und Lippe nebst Wiesen u. s. w. Man ersieht daraus, daß ihm das Gedeihen seiner Stiftung wol am Herzen lag. Auch die weitere Fürsorge um das Kloster zeigt es. Als der erste Abt Bero im J. 1100 gestorben war, reiste Wiprecht selber nach dem damals berühmten Corvey, um sich hier einen tüchtigen neuen Abt in der Person Windolf's, der ihm sehr empfohlen wurde, zu holen. Er brachte von Corvey auch einige kirchliche Schriften, ferner Reliquien vom heiligen Vitus und anderen Heiligen mit. Auffallend und wie mir scheint ein Beweis, daß er nicht mehr fest auf Seiten Heinrich's IV. stand, ist der Umstand, daß er den neuen Abt zu Erfurt durch den von Heinrich IV. vertriebenen mainzer Erzbischof Ruthard [24]) weihen ließ. Windolf vergrößerte das Kloster mit Unterstützung des Stifters bedeutend, scheint auch sehr viel zur besseren Cultivirung des Bodens [25]) und zur Vermehrung der Einkünfte des Klosters gethan zu haben; die Zahl der Mönche stieg unter ihm auf einige vierzig. Im J. 1105 erhöhte Wiprecht die Bedeutung seines Klosters zu Pegau, indem er ein Klosterpriorat, welches er zu Lausigk (Luziki) stiftete, ihm unterstellte. Für die Zukunft des Klosters von bestimmender Entscheidung war der Schritt, den er im J. 1106 auf Anrathen Windolf's that, sein Kloster unmittelbar dem Papste zu unterstellen. Wiprecht schickte einen seiner Edelleute, Namens Luobo, deshalb nach Rom und der Papst ging auf das Gesuch ein; die Klostervoigtei verblieb bei Wiprecht und seinen männlichen Nachkommen [26]). Später hat Wiprecht auch für andere geistliche Stiftungen, die ihm zufielen, eifrig Sorge getragen, z. B. für das Kloster Oldisleben, welches ihm (vergl. Ann. Pegav.) durch seine zweite Frau Kunigunde zufiel und welches er durch einen pegauer Mönch wieder zur Blüthe brachte. Ferner für ein Nonnenkloster auf dem Schlosse Wisenburg, welches er mit dem übrigen Nachlasse eines Verwandten Namens Viso von Visenburg geerbt hatte. In diesem Kloster brachte seine Mutter Sigena, nachdem sie wieder Witwe geworden, den Rest ihres Lebens zu. Auch eine Verwandte ihres verstorbenen Mannes, eine reiche Frau, war in das Kloster eingetreten, sie lebte aber sehr unordentlich und scheint auch die anderen Nonnen angesteckt zu haben; die Lage des Klosters auf dem Schlosse (die unzweifelhaft einen Umgang der Nonnen mit den Männern auf der Burg erleichterte) schien Wiprecht die Ursache für das ausschweifende Leben der Nonnen zu sein. Auf den Rath des Bischofs Otto von Bamberg [27]) hob er das Nonnenkloster auf und gründete dafür ein Mönchskloster nicht weit vom genannten Schlosse zu Reinersdorf an der Unstrut, welches seinen ersten Abt von Pegau aus erhielt.

23) Dieser Theil von Pegau gehörte schon seit lange durch eine Schenkung Wiprecht des Aeltern (des Vaters) dem Werner von Veltheim, vergl. den Anfang der Annalen von Pegau und oben Anmerk. 9.

24) Auffallend ist es auch, daß der magdeburger Erzbischof diesmal nicht die Weihe vornahm. 25) Auch Wiprecht selbst trug lebhafte Sorge für die Bodencultur seiner Besitzungen. Als er im J. 1104 zu seiner Mutter, der Gräfin von Lengefeld, nach Franken reiste, brachte er von dort Colonisten mit, die einen großen Wald zwischen der Wira und Mulde ausroden und bebauen mußten; dieselben erhielten das so gewonnene Land zum erblichen Besitzthum, und Wiprecht ließ jedes Gut nach dem Namen der darauf angesiedelten Familie benennen, worüber sich der pegauer Mönch seltsamer Weise lustig macht. 26) Die Bulle des Papstes Paschalis darüber ist von Schöttgen im Codex probationum unter No. 2 abgedruckt. Sie nennt Wiprecht: Guicbertus, *Saxonicae gentis* illustris comes; man braucht deshalb vielleicht noch nicht an sächsischen Ursprung, sondern wol nur an Zugehörigkeit zum Sachsenvolke zu denken. Zu beachten ist freilich, daß diese Stelle der Urkunde jedenfalls auf den Angaben Luobo's beruht. Stände das Wort origo dabei, dann wäre an wendische Herkunft Wiprecht's schlechterdings gar nicht mehr zu denken. 27) Diese Klostergeschichte fällt also erst in die Zeit nach 1102, denn Otto wurde im J. 1102 Bischof von Bamberg.

Ich wende mich jetzt zu der politischen Bedeutung Wiprecht's und zwar zunächst zu seiner Rangstellung unter den sächsischen Großen.

Trotz beträchtlichen Grundbesitzes und trotz seines Eifers für die kaiserliche Sache auf dem Römerzuge von 1081—1084 erreichte Wiprecht keine Rangerhöhung. Die Beziehungen zum Kaiser Heinrich blieben zunächst zwar wol ungetrübt, für Wiprecht selber aber ohne besondere Bedeutung. Nur eine einzige Schenkung desselben an Wiprecht aus dem J. 1097 erwähnen die Pegauer Annalen. Wie ein Einblick in die uns erhaltene Schenkungsurkunde aber zeigt, geschah sie nicht freiwillig vom Kaiser, sondern Wiprecht hatte darum gebeten und der Markgraf Heinrich von Meißen sein Gesuch unterstützt, wie in der Urkunde selbst hervorgehoben wird [28]). Auffallender Weise führt Wiprecht in der Urkunde keinen Titel, wird nur als fidelis noster vom Kaiser bezeichnet, nachdem er vorher einfach Wibertus genannt ist. Wenn man dagegen hält, daß es von Heinrich heißt: fidelis noster *marchio*, dann scheint es fast, als dürften wir Wiprecht bis zum J. 1097 den Rang als Comes, den er bald darauf, bestimmt erst seit 1106, hat, nicht zusprechen. In der päpstlichen Bulle vom J. 1106 heißt er ausdrücklich comes, ebenso in einer Urkunde Heinrich's V. vom J. 1107 (*Schoettgen* no. 3: Wiberti comitis nostri dilecti fidelis). In einer anderen Urkunde Heinrich's V. (vom J. 1108) unterschreibt sich Wiprecht als Comes. In den Annalen von Pegau wird Wiprecht nur einfach dominus, seine Gemahlin Judith dagegen Comitissa genannt. Jedenfalls nach 1106 gehört Wiprecht zu den Grafen des Reiches. Im J. 1106 bezeichnet ihn der Kaiser Heinrich IV. in einem Briefe [29]) sogar als „Fürsten" (princeps). Und das steht mit den sonstigen staatsrechtlichen Verhältnissen der damaligen Zeit nicht im Widerspruch. Während bei den Stämmen z. B. der Baiern und Schwaben die Grafen (comites) unter ihren Herzogen standen und nicht direct unter dem Kaiser, sie also nicht zu den Reichsfürsten gerechnet wurden, war es in Sachsen anders. Zwar finden wir hier zu Heinrich's IV. Zeiten und später noch immer Herzoge, diese besaßen aber nicht ein solches Principat, wie ihre Collegen im Süden. Tritt doch Otto von Nordheim unter den Sachsen weit mehr in den Vordergrund als der Herzog Magnus. Rechtlich standen damals die Bischöfe, Markgrafen und Grafen Sachsens einzig und allein unter dem Reichsoberhaupte; daher findet sich hier schon früh der Name principes nur von den Reichsfürsten gebraucht [30]). Daß Wiprecht zuletzt auch die markgräfliche Würde bekleidete, werden wir später sehen. Dem Allen nach scheint es, als ob Wiprecht durch eignes Verdienst und eigne Thätigkeit sich eine Grafschaft um Groitzsch erworben hat [31]). Eine Grafschaft war Groitzsch augenscheinlich nicht zu der Zeit, als Wiprecht sie von Udo von Stade erhielt; die Pegauer Annalen sprechen nicht davon, sondern nur von einem *municipium* Groisca [32]). Zwar sollen nach *Spangenberg*, Chron. Mansfeld. um 933 und später Grafen von Groitzsch gelebt haben; das ist aber urkundlich (und darauf kommt es hier an; die Chroniken und Nekrologien, zumal aus späterer Zeit, geben hier nur ein secundäres Zeugniß) nicht nachweisbar, und schon Leuber im Catalogus comitum etc. Saxoniae (bei *Mencken* III. p. 1844) gesteht zu, daß Wiprecht sich eine Grafschaft Groitzsch erst wieder habe schaffen müssen. Daß Wiprecht's Vater „Graf" im Balsamerlande gewesen, ist möglich, und der Nekrolog von Pegau (in Form und unter dem Titel eines Calendariums geschrieben) gibt unter IIII. Calendas Majas auch wirklich an: Wicpertus *comes* pater nostri fundatoris (obiit), vergl. *Mencken* II. p. 129. Das ist aber für die Grafenwürde nicht entscheidend: der pegauer Mönch konnte sehr leicht von dem Sohne, der später ein Graf war, den Grafentitel auf den Vater übertragen, ohne daß dieser ihn wirklich hatte. Die Pegauer Annalen nennen den älteren Wiprecht und unseren Helden bis 1106 niemals comes, obgleich sie es bei anderen Personen thun (comes de Leighe, comes de Veltheim u. s. w.). Forschen wir genauer nach, dann scheint es, als ob Wiprecht zwischen 1105 und 1106 zum Grafen erhoben worden ist, und zwar erst nach dem Monate October des Jahres 1105. Wir besitzen nämlich eine Urkunde vom October dieses Jahres, in welcher der Bischof Alboin von Merseburg dem Kloster Pegau einige Zehnten zuweist und in der es heißt: Dominus Wicpertus, sodaß also Wicpert unmöglich comes gewesen sein kann. Merkwürdiger Weise nannten die Pegauer Annalen den Wiprecht beim J. 1106 auf einmal *Dominus Wigbertus comes*. Höchst wahrscheinlich hat König Heinrich V. unseren Helden bald nach dem October 1105 und vor dem Ende des Januar von 1106 (denn aus den letzten Tagen des Januar 1106 datirt die schon oben erwähnte Urkunde des Papstes Paschalis II., in welcher Wiprecht ein comes genannt wird) dadurch völlig auf seine Seite gezogen (vergl. auch das Folgende), daß er Wiprecht zum Grafen machte, indem er die Herrschaft Groitzsch zu einer Grafschaft erhob. Sind diese Bemerkungen ebenso zutreffend,

---

28) Auch war die Schenkung gar nicht so beträchtlich, nämlich zwei Hufen zu Scorlup im Burgward Schkölen und außerdem noch zwei Hufen. Vergl. die Urkunde bei *Schoettgen*, Codex probationum No. 1. 29) Heinrich IV. schrieb im J. 1106 über die bekannten berüchtigten Verhandlungen in Bingen an den König von Frankreich Folgendes: In illis diebus a filio meo missus venit ad me quidam *Princeps Wigbertus* dicens etc. Vergl. auch Anmerk. 37. 30) Vergl. Weiland, Das sächs. Herzogthum unter Lothar und Heinrich dem Löwen. Greifswald 1866. S. 5. In Franken, welchem seit Otto I. das Herzogthum ganz fehlte, war es ebenso wie in Sachsen.

31) Ich halte ein genaueres Eingehen auf diese Frage für geboten, zumal Flathe eine Untersuchung darüber nicht angestellt hat, obgleich sie bei einer kritischen Bearbeitung der Biographie Wiprecht's wol geboten gewesen wäre. 32) Auch urkundlich wird Groitzsch bis October 1105 nicht ein comitatus, sondern nur Burgward genannt, der größere Bezirk hingegen, zu welchem Groitzsch gehörte, erscheint als ein Comitatus, und zwar des schon erwähnten Markgrafen Udo von Stade. Die Stelle der Urkunde (vom October 1105, eine Schenkung von Zehnten durch den Bischof Alboin von Merseburg an das Kloster Pegau, in den Annales Pegav. a. 1105 abgedruckt) lautet: Hae autem sitae sunt in burcwardio Groisca *in comitatu Udonis* Marchionis inter fluvios W[illegible]

wie sie auf Wahrheit gegründet zu sein scheinen, dann ist es für die damalige Zeit charakteristisch, daß ein Böhmenherzog im J. 1084 einem einfachen sächsischen Ritter, wie Wiprecht von Groitzsch es war, seine Tochter zur Ehe gab.

Ich wende mich schließlich zu der politischen Thätigkeit, welche Wiprecht seit 1090 über den engeren Kreis seiner Landschaft hinaus entwickelt hat, und fasse zunächst seine Beziehungen zu Böhmen, dann die zum deutschen Kaiserhause in das Auge. So lange sein Schwiegervater König Wratislaw lebte (bis 1092), blieben Wiprecht's Beziehungen zu Böhmen ungetrübt. Bei der Empörung des Prinzen Bretislav im J. 1090 gegen seinen Vater hielt sich Wiprecht neutral. Ein Anhänger der böhmischen Adelspartei, welche den Thronfolger zur Empörung angestachelt hatte, Namens Beneda, suchte zwar bei ihm Zuflucht und Fürsprache, aber er wies ihn, klüglich sich in die Angelegenheit nicht mischend, mit seinem Gesuche an den Bischof Benno von Meißen [33]). Nach dem Tode des Königs folgte Bretislav, ein Stiefbruder der Gemahlin Wiprecht's, als Herzog von Böhmen. Auch mit ihm stand Wiprecht in engeren Beziehungen. Als im J. 1098 der Bischof Cosmas von Prag gestorben war, ließ Herzog Bretislav seinen Schwager zu sich rufen, um sich mit ihm, als einem erfahrenen Rathgeber, über die Wahl eines neuen Bischofs zu berathen, wie Cosmas beim J. 1098, *Pertz* a. a. O. p. 104, sehr ausführlich erzählt. Die Wahl fiel auf den herzoglichen Kapellan Hermann. Der Herzog reiste im J. 1099 selbst zum Kaiser Heinrich IV. nach Regensburg, um dem neuen Bischof die Investitur zu verschaffen; Wiprecht geleitete ihn im nächsten Jahre nach Mainz und ließ ihm in Gegenwart des Kaisers durch den Cardinal Rupert, Legaten des Gegenpapstes Clemens (der Erzbischof Ruthard von Mainz lebte damals in der Verbannung), die bischöfliche Weihe ertheilen. Bretislav wurde im J. 1100 ermordet. Ihm folgte nach der Bestimmung des Verstorbenen und gegen das alte böhmische Erbrecht sein jüngerer Bruder Boriwoi, derjenige, mit welchem Wiprecht im J. 1081 den Zug nach Italien gemacht hatte, der leibliche Bruder seiner Gemahlin, auf dem Herzogsstuhle. Dieser Thronwechsel, der Anfangs ein glücklicher zu sein schien, wurde für die Grafen von Groitzsch von verhängnißvoller Bedeutung, denn Wiprecht und sein gleichnamiger Sohn geriethen dadurch später mit Kaiser Heinrich V. in bedenklichen Zwiespalt.

In der deutschen Politik war bis um 1104 eine gewisse Ruhe. Erst der Aufstand Heinrich's V. gegen seinen Vater gab wieder zwei schroff sich entgegenstehenden Parteien das Leben, das ihnen in dem letzten Jahrzehnt gefehlt zu haben schien. Wiprecht, obgleich Anfangs dem Kaiser scheinbar noch treu, stand aber im Herzen wol schon im J. 1105 auf Seiten der Gegenpartei. Als Kaiser Heinrich im August des Jahres 1105 seinem Sohne bei Regensburg gegenüberstand, hatte er zwar Anfangs ein ansehnliches Heer, dessen Haupttheil aus Oesterreichern und Böhmen bestand, bei sich. Heinrich V. wußte aber den Markgrafen Leopold von Oesterreich auf seines Vaters Seite zu bewegen, daß er sich weigerte zu kämpfen. Nun wagte Boriwoi allein auch keine Schlacht und zog mit den Seinen nach Hause ab. Heinrich IV. stand nun verlassen da und mußte, um seinen Gegnern nicht in die Hände zu fallen, gleich darauf nach Böhmen flüchten. Der Herzog Boriwoi empfing ihn mit allen Ehren und übergab ihn auf dem Kamm des Erzgebirges [34]) seinem Schwager Wiprecht von Groitzsch, der ihn dann über Groitzsch durch Sachsen nach dem Rhein geleitete. Es ist seltsam, aber doch nicht unerklärlich, daß die Pegauer Annalen von der Ehre des kaiserlichen Besuches in Groitzsch gar nichts erwähnen. Sollte nicht etwa der streng kirchliche und gregorianisch gesinnte Abt Windolf, welcher die Abfassung der älteren Pegauer Annalen höchst wahrscheinlich veranlaßt und geleitet hat [35]), die Ursache davon sein? Windolf stammte aus Corvey. Hier waren die streng kirchlichen Tendenzen, wie sie die hirschauer Mönche so eifrig seit der Zeit Wilhelm's des Seligen verbreiteten, nicht unbeliebt; um 1080 hatte der Mönch Bernard hier eine sehr heftige Schrift gegen Heinrich IV. verfaßt [36]). Außerdem war kurz vor 1080 die Regel von Hirschau, welche gewissermaßen direct den Kampf gegen die weltliche Gewalt predigte und damals dem Papste in Deutschland das gewesen ist, was später die Jesuiten waren, in Corvey durchgeführt worden, wie die Pegauer Annalen zum J. 1101 ausdrücklich bemerken. Daß Windolf nicht auf Seiten Heinrich's IV. stand, geht übrigens daraus hervor, daß er seinen Herrn bewog, ihm durch den von Heinrich IV. vertriebenen Erzbischof Ruthard von Mainz zu Erfurt die Weihe geben zu lassen. Und eine Rückwirkung der Ansichten Windolf's auf den frommen Wiprecht liegt sicherlich nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, wenn wir den engen Verkehr, der nothwendig zwischen beiden stattfand und die Empfänglichkeit der damaligen Laien für geistlichen Zuspruch in das Auge fassen.

Weltliche Klugheit, die Erwägung, daß Heinrich's IV. Sache die unterliegende sein werde, endlich seine vielfachen Beziehungen zu den sächsischen Großen, welche sich an Heinrich V. anschlossen, werden jedenfalls auch dazu beigetragen haben, daß Wiprecht von Heinrich IV., der sich übrigens gar nicht so sehr um ihn verdient gemacht zu haben scheint, zu seinem Sohne überging. Das Geleite, welches Wiprecht dem Kaiser im October nach dem Rheine gewährte, ist als der letzte Act seiner Treue gegen den Kaiser zu bezeichnen; gleich darauf wurde er zum Grafen erhoben und erscheint auf Seiten des Sohnes.

---

33) *Cosmas* a. 1088 (bei *Pertz*. 9. p. 94): Beneda — adiit Wigbertum generum regis rogans ut per ejus suffragia pristinam domini sui possit redire in gratiam. Sed quia hic Wicbertus vir erat in rebus valde discretus nolens ut in aliquo socerum suum offenderet, dat ei consilium, monens ut interim apud — Bennonem tucius maneret.

34) Palacky, Gesch. von Böhmen I. S. 352. 35) Vergl. weiter hinten am Schlusse darüber. 36) Wattenbach, Geschichtsquellen, 2. Aufl. S. 801.



Es waren nicht gerade die edelsten Verrichtungen, mit denen König Heinrich V. seinen neuen Anhänger Wiprecht betraute. Wiprecht war es, der am zweiten Weihnachtsfeiertage 1105 vor dem unglücklichen gefangenen Kaiser auf der Burg Böckelheim erschien, um die Auslieferung der Reichsinsignien zu bewirken. Der Kaiser machte Schwierigkeiten, aber die Drohungen Wiprecht's schüchterten ihn so ein, daß er die Kleinodien, welche auf der Burg Hammerstein bei Cöln aufbewahrt wurden, herauszugeben sich entschloß [37]). Wiprecht hatte jedenfalls schon damals das Vertrauen Heinrich's V., äußerlich wenigstens. Da Heinrich V. eine durchaus berechnende Natur war, so wird er Wiprecht zu so delicaten Missionen nicht ohne Grund gebraucht, wird er ihn nicht ohne eine politische Rücksicht in sein Vertrauen gezogen haben. Mir scheint es, als ob das verwandtschaftliche Verhältniß Wiprecht's mit dem Böhmenherzoge Boriwoi die eigentliche Ursache gewesen ist. Heinrich V. mußte ungemein viel daran liegen, die Böhmen, welche die alten treuen Vertheidiger seines Vaters waren, wenigstens neutral zu erhalten, wo möglich für sich zu gewinnen. Und um diesen Zweck zu erreichen, war Wiprecht die geeignete Person. Wahrscheinlich wollte er den sächsischen Fürsten, der einer von den Wenigen war, die sich auf der Versammlung der sächsischen Großen zu Goslar im Frühjahre 1105 nicht an ihn anschlossen [38]), durch dieses Vertrauen noch fester an sich ketten. Wiprecht ging in die Falle und war thöricht genug sich zu der Mission in Böckelheim an den alten Kaiser, den er noch ein Vierteljahr vorher als Beschützer geleitet hatte, gebrauchen zu lassen. Er erntete schlechten Lohn. Kaum hatte der König Heinrich V. Luft, da hörte auch sein Vertrauen zu Wiprecht auf und schlug sowol ihm wie Boriwoi gegenüber in offenbare Rücksichtslosigkeit um: ein alter Fehler der salischen Kaiser, den Heinrich V. allerdings am meisten ausgeprägt hat: in der Noth mit Versprechungen 2c. ausschweifend zu sein, um dann im Glück wieder das Gegenbild zu zeigen.

Im Anfange des Jahres 1106, bald nach den Vorgängen in Böckelheim, erhielt Wiprecht vom Könige aufs Neue einen Auftrag. Er war einer der wenigen weltlichen Fürsten unter der Gesandtschaft, welche von Mainz aus nach Rom an den Papst gesandt wurde, um diesem von den jüngsten Ereignissen in Deutschland, der Abdankung des alten Kaisers u. s. w., Mittheilung zu machen [39]). Die Gesandten hatten aber Unglück. Als sie in Trient übernachteten, wurden sie von den Bürgern der Stadt, an dessen Spitze sich ein sonst unbekannter Graf Adalbert gestellt hatte, überfallen, beraubt und eingekerkert; nur der Bischof Gebhard von Constanz, der übrigens eine andere Straße eingeschlagen hatte, gelangte zum Papste. Der Graf Adalbert gab vor, im Auftrage des Kaisers zu handeln und zeigte gegen die geistlichen Herren der Gesandtschaft ein ziemlich hartes Betragen; durch die Vermittelung des Bischofs Otto von Bamberg jedoch, dessen Vasall er war, setzte er den Erzbischof von Trier und den Grafen Wiprecht sofort in Freiheit unter der Bedingung, daß sie sich wieder dem Kaiser unterwürfen und von ihm Anweisung erbäten, was mit den anderen Gefangenen geschehen solle. Diese Bedingung konnte Wiprecht schon aus dem Grunde nicht erfüllen, weil bald darauf der Kaiser starb; auch wurden die übrigen Gefangenen sehr bald durch den Herzog Welf befreit.

In den beiden folgenden Jahren 1107 und 1108 finden wir Wiprecht wiederholt um die Person des neuen Königs, im Mai des Jahres 1107 zu Mainz und Metz, im September zu Corvey; am 1. Nov. 1107 verzichtete Heinrich V. zu Mühlhausen auf sein königliches Recht über die in Wiprecht's Voigtei gelegenen Besitzungen des Stiftes Bibra, und am 30. Mai 1108 machte derselbe auf den Rath Wiprecht's und anderer Fürsten eine Schenkung an das Stift Meißen [40]). Auch den Zug gegen die Ungarn, der nachher zu den so unglücklichen Zerwürfnissen wegen Böhmen nicht wenig beitrug, machte Wiprecht im J. 1108 mit, wie aus einigen Kaiserurkunden hervorgeht, in denen ein Comes Wibertus de Turingia, der unzweifelhaft mit Wiprecht von Groitzsch identisch ist, neben Ludwig dem Springer von Thüringen als Zeuge auftritt, vergl. Meiller, Regesten der Markgrafen und Herzöge Oestreichs aus dem Hause Babenberg S. 11 und 12, dazu Stumpf, Die Reichskanzler Bd. II. S. 256. Nr. 3031 und 3032. Die Urkunden sind am 6. Sept. zu Tuln und am 29. Sept. zu Preßburg ausgestellt. Am Weihnachtsfeste desselben Jahres finden wir Wiprecht und seine beiden Söhne Wiprecht und Heinrich auf dem Hoftage zu Mainz in nächster Nähe des Kaisers. Es rief ihn aber bald die Trauernachricht, daß seine Gemahlin Judith am 17. Dec. gestorben war, nach Hause. Die Leiche der Verstorbenen wurde unter großer Pracht im Kloster von Pegau beigesetzt; auch die böhmischen Prinzen wohnten der Feierlichkeit bei [41]). Wiprecht blieb übrigens nicht lange Witwer; es scheinen weniger persönliche Rücksichten, als politische Erwägungen (nämlich Vermehrung der Hausmacht

---

37) Der bekannte Brief, in welchem der alte Kaiser dem Könige von Frankreich die damalige Behandlung durch seinen Sohn mittheilt, steht im Codex Udalrici no. 216 (bei *Eccard*, Corpus historicum II. p. 224 sq.). Die betreffende Stelle lautet: In illuo poenitentiae et tribulationis meae diebus a filio meo missus venit quidam principum Wipertus, dicens nullum vitae meae esse consilium, nisi sine ulla contradictione omnia regni insignia redderem, ex voluntate et imperio principum. Nach Giesebrecht III. S. 719 drohte Wiprecht dem Kaiser nur mit dem Verluste der Freiheit, dem Briefe nach aber mit dem Tode. Giesebrecht (III. S. 1144) erkennt sonst den Inhalt des Briefes als wahrheitsgetreu an.

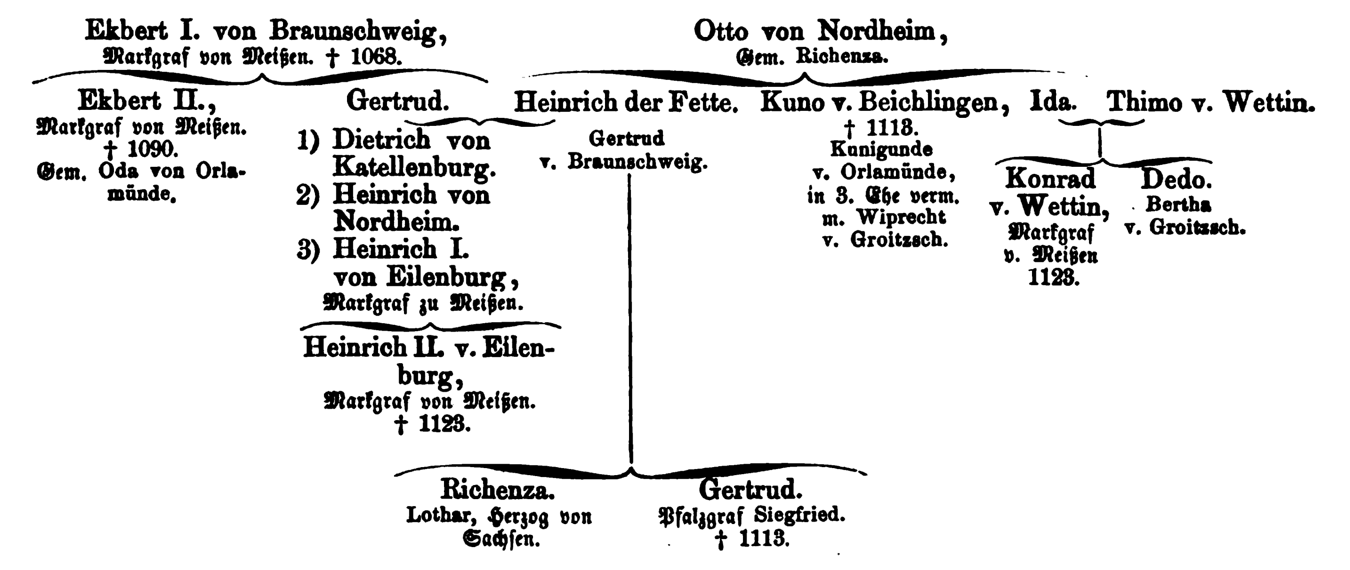
38) Ich halte es für undenkbar, daß er schon damals sich gegen den Kaiser erklärt hat; schon die Beziehungen zu seinem Schwager in Böhmen verboten das. Vergl. über die goslarer Versammlung Giesebrecht III. S. 707.

39) Ich folge hier Giesebrecht III. S. 722 u. 724 fg. Die Pegauer Annalen berichten über diese Vorgänge nichts.

40) Vergl. Schöttgen S. 66 und Flathe S. 107, welcher Schöttgen mehrfach berichtigt.

41) Schöttgen S. 65 verlegt den Tod der Judith in das Jahr 1106; aber sogar die Annalen von Pegau sind dagegen. Ich folge in der Chronologie Flathe a. a. O.

und verwandtschaftlicher Beziehungen) ihn dazu vermocht zu haben, schon im nächsten Jahre (das geben wenigstens die Annalen von Pegau an) eine neue Ehe zu schließen. Seine Wahl fiel auf die Gräfin Kunigunde [42]), die Tochter Otto's von Orlamünde und der Adela von Brabant. Dieselbe war schon zweimal verheirathet gewesen und hatte ihren zweiten Gemahl, den Grafen Kuno von Beichlingen, einen Sohn des bekannten Otto von Nordheim, durch Mörderhand verloren. Die Pegauer Annalen lassen es ziemlich deutlich durchblicken, daß Kunigunde die Werbung des ältlichen Witwers nicht ohne Weiteres und sofort annahm: erst ein Familienrath bestimmte ihren Entschluß und sie fühlte es selber wol sehr gut, daß sie eines kräftigen männlichen Armes bedurfte, um ihre Besitzungen, welche von den Mördern ihres Mannes angegriffen wurden, nachhaltig zu schützen. Daß es Wiprecht bei der Heirath nur auf Vergrößerung seiner Macht ankam, läßt sich daraus ersehen, daß er sich von Kunigunden zum Erben ihrer Besitzungen einsetzen ließ. Ja er ging noch weiter; um die Güter seiner Frau seinem Geschlechte zu sichern, heirathete sein ältester Sohn Wiprecht [43]) eine Tochter Kunigunde's, welche den Namen ihrer Mutter hatte. Vater und Sohn, Mutter und Tochter hielten zusammen Hochzeit. Diese Doppelheirath hat noch eine andere Bedeutung dadurch, daß Wiprecht mit den angesehensten sächsischen Großen in engere verwandtschaftliche Beziehungen kam. Wir werden bald sehen, daß er von jetzt an es entschiedener mit den Sachsen hält, während er sich vorher den Bestrebungen der sächsischen Großen gegenüber ziemlich kühl verhalten hatte. So verhängnißvoll diese Beziehungen zeitweise für ihn auch wurden, so gaben sie ihm dem Kaiser gegenüber doch einen nicht geringen Rückhalt. Folgende Tabelle, die Flathe S. 127 zusammenstellt, gibt eine kurze Uebersicht:



Als Wiprecht die Heirath mit Kunigunde schloß, hatte sich sein Anfangs so gutes Verhältniß zu Heinrich V. schon gelockert; die böhmischen Verwickelungen waren die Ursache dazu. Schon oben wurde bemerkt, daß Boriwoi, Wiprecht's Schwager, das böhmische Herzogthum nicht nach dem alten Erbfolgerechte erhalten hatte. Der wilde und kriegerische Swatopluk von Olmütz erhob seit 1105 ebenfalls Ansprüche auf Böhmen und suchte sie mit dem Schwerte geltend zu machen. Boriwoi, welcher durch seine Haltungslosigkeit sich selbst stürzen half, mußte im Frühlinge 1107, von Swatopluk vertrieben, aus Prag und Böhmen weichen, und Swatopluk, der seinen Vetter Wladislav, den jüngeren Bruder Boriwoi's, dadurch für sich gewonnen hatte, daß er ihn zu seinem unmittelbaren Nachfolger ernannte, bestieg den böhmischen Fürstenstuhl. Boriwoi floh mit seinen Getreuen und seinem jüngsten Bruder Sobieslav, welchem letzteren wir beim Jahre 1123 wieder begegnen werden, zu seinem Schwager Wiprecht von Groitzsch, in der Hoffnung, durch den Kaiser sein Herzogthum wiederzuerlangen. Als Heinrich V. im Sommer 1107 nach Sachsen kam, eilte er zu ihm und machte sich zur Zahlung einer großen Summe anheischig, wenn der König ihm sein Herzogthum wieder verschaffen würde. Der schlaue Heinrich V. ließ sich aber weder durch das Versprechen von Geld, noch durch die Verwendung Wiprecht's, die wir unzweifelhaft annehmen dürfen, dazu bewegen, dem vertriebenen Herzoge Recht zu geben, sondern er rief den neuen Herzog Böhmens vor sich: jedenfalls wollte er die Thronstreitigkeiten in Böhmen dazu benutzen, um das etwas gelockerte Ver-

42) Die Angaben über die Familienverhältnisse der Kunigunde macht der Annalista Saxo zum J. 1062. Vergl. auch *Albinus*, Genealogia comitum Leisnicensium bei *Mencken*, Scriptores III. p. 855 sq.

43) In der Ehe mit Judith hatte Wiprecht zwei Söhne, Wiprecht (auch Wenzislav genannt) und Heinrich, und eine Tochter, Namens Bertha, erzeugt; die Ehe mit Kunigunden blieb kinderlos.

hältniß Böhmens zu Deutschland wieder fester zu knüpfen. Swatopluk war so muthig, in Merseburg vor dem Könige zu erscheinen. Heinrich ließ ihn hier aber, ohne ihn zu hören, gefangen nehmen; wahrscheinlich war zu diesem etwas unerklärlichen Schritte der Umstand die Ursache, daß Swatopluk ihm nicht sofort mit klingendem Gelde entgegentrat [44]). Wiprecht von Groitzsch erhielt nun den Auftrag, Herzog Boriwoi nach Prag zurückzuführen. Nur mit mäßigem Gefolge näherten sich Boriwoi und Wiprecht der böhmischen Grenze; nach dreitägigem Marsche schlugen sie bei der Burg Dohna ihr Lager auf. Da überfiel sie Otto, Swatopluk's Bruder, der als Statthalter in Prag geblieben war, am frühen Morgen. Auf schimpfliche Weise, ohne gekämpft zu haben, floh Boriwoi unter Zurücklassung seines Gepäckes und nahm seinen Weg zu dem Könige Boleslav III. von Polen, einem Verwandten. Boriwoi gab damit seine Partei gewissermaßen selbst verloren. Heinrich V. hörte nun auf die großen Geldversprechungen, welche ihm der gefangene Swatopluk machte, und belehnte ihn im September zu Goslar mit Böhmen. Swatopluk erwies sich als ein treuer Vasall Heinrich's in den nun folgenden Kämpfen gegen Ungarn und Polen. Wiprecht's Verwendung für Boriwoi blieb ohne Erfolg, und es ist natürlich, daß ihn das verletzte. Die Anfänge einer feindseligen Stimmung gegen den König datiren jedenfalls von hier an.

Heinrich's V. Zug gegen Ungarn war besonders durch einen Einfall der Polen unter Boleslav und Boriwoi in Böhmen vereitelt worden. Im J. 1109 unternahm er im Verein mit Swatopluk den Rachezug gegen Polen; auch Wiprecht von Groitzsch mußte sich ihm anschließen, wie die Annalen von Pegau (die über seine Theilnahme an diesem Feldzuge übrigens die einzige Quelle sind) erzählen. Heinrich drang bis über Breslau hinaus vor, vermochte aber keinen Erfolg zu erringen, sondern mußte sich wegen Mangels an Lebensmitteln zum Rückzuge entschließen. Da geschah das Unglück, daß Swatopluk von einem Unbekannten ermordet wurde. Die Annalen von Pegau machen nun die merkwürdige Angabe, daß Wiprecht von Groitzsch den Thäter angestiftet habe, weil der Böhmenherzog ihm beim Könige zu schaden gesucht habe [45]). Ich kann der Angabe der Annalen, die ihren Wohlthäter dadurch zum Meuchelmörder machen, nicht recht trauen; besonders verdient das von ihnen gegebene Detail nicht rechten Glauben [46]). Die Annalen bringen hier wol nur die Volksmeinung zum Ausdruck, welche sich später den Umstand, daß Wiprecht mit Kaiser Heinrich in offene Feindschaft gerieth, durch Vorgänge im Polenkriege erklären wollte. Andererseits scheint mir ein Meuchelmord unter derartigen Umständen, wie er an Swatopluk geschah, dem Wiprecht nicht recht zuzutrauen zu sein. Es kann nur glühende Privatrache zu einer ebenso unvorsichtigen wie gefährlichen Handlung vermocht haben. Und da lassen uns die böhmischen Quellen nicht im Unklaren; Cosmas nennt (und zwar beim Jahre 1109) als den Mörder einen Wrsowec. Swatopluk hatte ein Jahr vorher die Familie Wrsowec auf eine heimtückische Weise fast ganz ausrotten lassen; man vergl. die lebhafte Schilderung bei Palacky I. S. 361 fg. Einer der wenigen von den vielen hundert Familiengliedern, die fast alle hingemordet worden waren, war entflohen, und daß ein solcher zu so gewagtem Morde sich ermannte, ist sehr wahrscheinlich. Völliges Licht ist leider nicht zu gewinnen; das aber scheint wahrscheinlich, daß weit eher ein Wrsowec als Wiprecht der Mörder war. — König Heinrich gerieth durch den Verlust Swatopluk's in nicht geringe Verlegenheit; des böhmischen Heeres war er nun nicht mehr so sicher. Dasselbe eilte, nachdem es sich für Swatopluk's Bruder Otto als Herzog erklärt hatte, nach Hause, wo bereits eine mächtige Partei den Wladislav zum Nachfolger erklärt hatte. Nach den Pegauer Annalen [47]) war es Wiprecht von Groitzsch, welcher dem deutschen Könige aus der Verlegenheit half; seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem siegreichen Boleslav von Polen, der das deutsche Heer ernstlich bedrängte, machten ihn zu dem geeignetsten Unterhändler. Wiprecht stellte als Preis des ungehinderten Rückzuges mit Boleslav die Wiedereinsetzung Boriwoi's hin und Heinrich mußte nachgeben, so empörend es gewiß für seinen herrschsüchtigen Geist war, einem Vasallen jetzt in seiner bedrängten Lage das zugestehen zu müssen, was er vorher verweigert hatte. Daß er seine Einwilligung zur Rückkehr Boriwoi's gab, war übrigens nur ein Zugeständniß des Augenblickes; nach seiner Rückkehr fiel es ihm nicht ein, sein Versprechen zu halten. Daß Wiprecht dadurch, daß er einen Dienst an Bedingungen geknüpft hatte, von jetzt

44) Vergl. Palacky, Gesch. von Böhmen. Bd. I. Prag 1836. S. 356, dem ich überhaupt hier folge. Ich bin übrigens der Ansicht, daß Heinrich auch hier einem tief angelegten Plane folgte: der gefangene Swatopluk, den er ja jeden Augenblick freilassen konnte, sollte wol ein Mittel sein, Boriwoi leicht im Zaume zu halten.

45) Annal. Pegav. a. 1111: Cum ergo (sc. Wigbertus) propter Borwi regem (sc. Henricum) haberet infensum, Zuetipolc cum rege plurima de Wicperto clam tractabat consilia, quod illius non diu latuit industriam. Saepius vero Zuetipolco mediae noctis tempore ab hujusmodi consiliis ante Wicperti tentoria ad sua redeunte, tandem cum suo egit milite quodam, ut transeuntem sicut heri et nudius tertius improvisum clam perimeret. Cujus transitum idem diligenter explorans, cuspide in eum vibrata inter scapulas Ducem transfixit. Illoque ruente, ad castra Wigberti miles aufugit. Daß Wiprecht die Quelle dieser Angaben sei, wird wol Niemand annehmen; dem pegauer Mönch lagen vielleicht Mittheilungen von Kriegsleuten vor, die den Zug mitgemacht hatten. Daß Wiprecht durch die Ermordung Swatopluk's Vortheil hatte, lag auf der Hand; vielleicht wurde er auch deshalb als der Urheber des Mordes angesehen.

46) Wenn sich nämlich die Sache so verhielt, wie die Peganer Annalen erzählen, dann mußte die Spur des flüchtigen Mörders doch auf Wiprecht's Lager führen. Nirgends aber ist davon die Rede, daß der Kaiser eine Untersuchung gegen Wiprecht angestellt habe.

47) Giesebrecht III. S. 767 fg. verhält sich ziemlich ungläubig gegen ihre Angaben hierüber. Palacky I. S. 367 acceptirt sie, ebenso Flathe S. 110, und ich glaube, mit Recht. Für Wiprecht war es von höchster Wichtigkeit und großem Vortheil, wenn der ihm befreundete Boriwoi auf dem Herzogsstuhle Böhmens saß; von einem Herzoge der Partei, die er bisher hatte bekämpfen helfen, war für ihn nur Nachtheiliges zu befürchten, zumal bei dem Verhältnisse, in welchem er durch die Erbgüter seiner ersten Frau zu Böhmen stand.

an bei ihm in Ungnade stand, werden die folgenden Ereignisse erweisen.

Während Wladislav, den die Böhmen nach Otto's Rücktritt als Herzog anerkannten, sich nach Regensburg, wohin ihn Heinrich gerufen hatte, aufmachte, war Boriwoi mit Hilfe Wiprecht's in Böhmen eingerückt und zog am 24. Dec. 1109 in Prag ein, ohne einem Widerstande zu begegnen [48]). Wladislav kehrte auf die Nachricht davon sofort nach Prag um und traf auf einen Heerhaufen, den Wiprecht [49]) der Jüngere von Groitzsch zu Boriwoi's Unterstützung herbeiführte. Es kam zum Kampfe, aber Wiprecht zog den Kürzern und mußte bis unter die sichernden Mauern Prags weichen, welches Wladislav einschloß. Jetzt griff Heinrich V. in die böhmischen Streitigkeiten ein. Er erschien am 1. Jan. des Jahres 1110 persönlich in Böhmen, gebot Frieden und lud die streitenden Brüder und Parteiführer, nämlich Wladislav nebst dem Bischofe Hermann von Prag einerseits und Boriwoi mit Wiprecht dem Jüngern andererseits, vor sich nach Rokyzan. Wladislav wurde hier auf das Freundlichste empfangen und im Herzogthume bestätigt. Boriwoi aber ließ der König gar nicht vor sich kommen, sondern ohne alles Verhör mit seinem Neffen Wiprecht verhaften, ja gleich einem Verbrecher in Ketten legen und auf die Feste Hammerstein bei Cöln abführen [50]). Heinrich zeigte hierdurch sein rücksichtsloses Wesen, welches bei ihm leider die Herrscherwürde ersetzte, im vollen Lichte, und der alte Wiprecht war um eine Enttäuschung reicher. Hören wir zunächst, was die Peganer Annalen über die Haltung des alten Wiprecht bei der Kunde der Vorgänge in Böhmen berichten. „Als Wiprecht der Aeltere (so erzählen fälschlich sie beim Jahre 1112) [51]) erfuhr, was vorgefallen, so war er tief betrübt und konnte unter keiner anderen Bedingung seinen Sohn loskaufen, als bis er die Stadt Leisnig und die Gaue Nisani und Budissin sammt der Stadt Morungen dem Könige übergab; dies alles überließ der König sogleich seinem vertrautesten Anhänger, dem Grafen Hoier von Mansfeld, als Lehen. Wiprecht der Jüngere, in Freiheit gesetzt, kam kurz darauf mit dem Könige nach Thüringen, wo ihn derselbe mit der Burg Eckartsberga belehnte.“ Es scheint hiernach unzweifelhaft, daß der alte Wiprecht seine Einmischung in die böhmischen Angelegenheiten theuer bezahlen mußte mit der Abtretung von Leisnig u. s. w. Der Sohn wurde zwar befreit, aber nicht zum Vortheil des Vaters; er scheint vielmehr in die Netze Heinrich's V. gegangen und aus dessen Gegner ein thätiger Anhänger, der Eckartsberga zum Lohne erhielt, geworden zu sein [52]). Ja, er ließ sich von Heinrich V. so weit bethören, gegen seinen eigenen Vater das Schwert zu erheben. Die Annalen von Pegau fahren nämlich so fort: „Im J. 1113 trat der König in offen feindseliger Weise gegen Wiprecht den Aeltern auf und beschloß, mit Hilfe des Wladislav die Stadt Groitzsch anzugreifen. Auch Wiprecht der Jüngere, welcher hoffte, mit Naumburg [53]) belehnt zu werden, stand gegen seinen Vater auf Seiten des Königs. Wiprecht der Aeltere sammelte jedoch die auserlesensten Krieger und viel Kriegsgeräth zur Vertheidigung seiner Stadt. Als nun der König mit einem Heere gegen dieselbe heranrückte und Wladislav sie durch einen Handstreich zu nehmen versuchte, wurde der letztere mit einem Verluste von 500 Mann zurückgewiesen, der Kaiser aber gab die Belagerung nach acht Tagen auf und belehnte einen Vertrauten (aber nicht Wiprecht den Jüngern) mit Naumburg. Wiprecht der Jüngere fiel daher wieder von ihm ab und schloß sich wieder an seinen Vater an.“ Diese Darstellung ist ziemlich klar. Wiprecht der Jüngere wurde durch Versprechungen des Kaisers getäuscht und war der Betrogene. In Hoier von Mansfeld hatte Heinrich V. auf Kosten der Grafen von Groitzsch sich einen treuen Anhänger in Sachsen verschafft, welcher seine Interessen unter den freiheitsliebenden Norddeutschen verfechten sollte. Die Zukunft zeigte, daß er die Groitzsche, die bisher sich ziemlich neutral verhalten hatten, dadurch entschieden auf die Seite der misvergnügten sächsischen Großen trieb und von ihrer Feindschaft mehr Nachtheil hatte als Vortheil von seinem Anhänger Hoier von Mansfeld. Die Zustände von 1073, welche dem deutschen Reiche so verhängnißvoll wurden, kehrten jetzt in Sachsen wieder.

Im J. 1112 [54]) war eine andere Ursache dazu gekommen, einzelne der sächsisch-thüringischen Fürsten gegen Heinrich V. in Opposition zu bringen. Es erlosch in diesem Jahre das alte thüringische Haus der Weimarer mit seinem letzten Sprossen, dem Grafen Ulrich von Orlamünde, und die nun ausbrechende weimarer Fehde er-

48) Ich denke, der Grund davon lag darin, daß Boriwoi nach dem Tode Swatopluk's der wirklich berechtigte Nachfolger war, jedenfalls seinem jüngeren Bruder Wladislav gegenüber.

49) Es scheint fast, als ob Wiprecht der Aeltere sich persönlich in die böhmischen Angelegenheiten jetzt nicht mehr gemischt. Weder jetzt noch nachher bei der Katastrophe ist von ihm bestimmt die Rede.

50) Vielleicht erklärt sich die Härte des Königs, wenn man dem Berichte der Pegauer Annalen folgen darf, welche, freilich abweichend von Cosmas (der hierüber aber wol als die beste Quelle anzusehen ist), erzählen, daß Boriwoi und Wiprecht, im Wischegrad belagert, sich erst nach siebentägiger tapferer Gegenwehr dem Könige ergeben hätten. Sie waren sonach dem Könige gegenüber, welcher Frieden geboten hatte, offenbare Rebellen.

51) Die Pegauer Annalen sind für diese Zeit fast regelmäßig der sonstigen Zeitrechnung um zwei Jahre voraus, auch den Ueberfall von Warnstädt im J. 1112 setzen sie in das Jahr 1114, vergl. weiter unten.

52) Flathe S. 112 meint sogar, Wiprecht der Jüngere habe den Römerzug von 1110 zu 1111 mitgemacht, und bringt damit eine frühere Angabe der Annalen von Pegau in Verbindung.

53) In den Annalen von Pegau Nuenburc geschrieben; es ist fraglich, ob damit das bekannte Naumburg a/S. gemeint ist; vergl. auch Knochenhauer, Gesch. Thüringens S. 74.

54) Bis zum Juni des Jahres 1112 war offene Feindschaft übrigens noch nicht eingetreten. Eine Urkunde, in welcher Kaiser Heinrich V. (hier als Kaiser der „Vierte“ genannt) einen Gütertausch zwischen Adalbert von Mainz und Adalgot von Magdeburg bestätigt, zeigt das. Sie ist zu Salzwedel ausgestellt und auch von Wicbertus comes (jedenfalls dem alten, welcher unter den Grafen als dritter in der Reihe steht) als Zeugen unterschrieben, vergl. *Guden*, Codex diplomaticus I. No. 147. p. 391. Unter den titellosen Zeugen hinter den Grafen ist als drittletzter Hogerus genannt; sollte damit nicht etwa Hoger (Hoier) von Mansfeld gemeint sein? Die Urkunde ist echt, vergl. Stumpf, Reichskanzler. Bd. II. Nr. 3087. Der junge Graf Wicbert kann unmöglich gemeint sein; er war mit seinem Vater damals augenscheinlich schon ausgesöhnt.

höhte die sächsischen Wirren. Die nächsten Erben waren Pfalzgraf Siegfried bei Rhein und Wiprecht von Groitzsch durch seine zweite Gemahlin Kunigunde [55]). Der Kaiser Heinrich war nicht geneigt, die Erbschaft an die Erben gelangen zu lassen, sondern zog sowol die Reichslehen wie die Allodialgüter des Verstorbenen ein. Der Pfalzgraf Siegfried, schon früher vom Kaiser persönlich beleidigt, eilte vom Rheine nach Sachsen und erfüllte das Land mit Klagen gegen die Ungerechtigkeit des Kaisers. Herzog Lothar [56]) und andere sächsische Fürsten, darunter Wiprecht von Groitzsch und Ludwig (fälschlich der Springer genannt) von Thüringen schlossen sich ihm an und erklärten sich offen gegen den Kaiser. Der Erzbischof Adalbert von Mainz, der aus einem gefügigen Diener und Vertrauten des Kaisers nach seiner Erhebung zum Erzbischof der trotzigste Reichsfürst geworden war, scheint die Seele der Fürstencoalition in Sachsen gewesen zu sein; der Kaiser wenigstens beschuldigte ihn dessen. Heinrich ging nach der Gefangennahme des Erzbischofs nach Erfurt und lud die aufständischen sächsischen Fürsten vor Gericht. Aber keiner kam, und nun erklärte er sie in die Reichsacht. Darauf kam er nach Sachsen und eroberte Halberstadt und die Feste Hornburg, obgleich Pfalzgraf Siegfried, Ludwig von Thüringen und Wiprecht von Groitzsch mit anderen Fürsten und einem Heere in der Nähe lagen. Darauf zog der Kaiser ab und überließ die weitere Bekämpfung der Aufständischen seinem treuen Anhänger Grafen Hoier von Mansfeld. Im J. 1113 glückte es diesem, dem Kriege mit Einem Schlage ein Ende zu machen. Die drei Hauptbetheiligten, Siegfried, Ludwig und Wiprecht, hielten eine Zusammenkunft zu Warnstädt an der Teufelsmauer bei Quedlinburg. Da überfiel sie Graf Hoier mit 300 Reitern. Der Pfalzgraf erhielt in dem ungleichen Kampfe eine tödtliche Wunde, an der er bald nachher starb; Wiprecht von Groitzsch wurde ebenfalls verwundet und fiel gefangen in die Hände der Gegner, die ihn in das ihm kurz vorher noch gehörige Leisnig brachten; Ludwig von Thüringen entkam. In Würzburg wurde über Wiprecht Gericht gehalten. Die Annal. Pegav. erzählen, daß die hier versammelten Fürsten ihn einstimmig zum Tode verurtheilten. Das ist aber nicht recht wahrscheinlich; ein ähnliches Beispiel bietet die Geschichte Heinrich's V. nicht [57]); dazu kommt die Art und Weise, wie die Annalen hierüber berichten. Möge nun ein Todesurtheil gefällt worden sein oder nicht, vollstreckt wurde es jedenfalls nicht, denn nach den Pegauer Annalen soll der jüngere Wiprecht nicht nur Groitzsch, sondern auch alle anderen Besitzungen herausgegeben haben, um das Leben des Vaters zu retten, selbst aber ein Leben wie ein Räuber in Wäldern zu führen. Das klingt Alles ziemlich unwahrscheinlich. Der Thatbestand scheint der zu sein, daß Heinrich V. die Güter Wiprecht's, wie es in dergleichen Fällen des Hochverraths meist geschah, einzog und Wiprecht ins Gefängniß warf; der junge Wiprecht konnte seine Schlösser jedenfalls nicht vertheidigen und mußte flüchtig werden, um seinerseits nicht auch in Gefangenschaft zu gerathen. Der alte Wiprecht wurde nach dem Schlosse Trifels auf dem Donnersberge gebracht, um hier seine Opposition gegen den Kaiser abzubüßen, und schmachtete daselbst drei lange Jahre, ehe er die Freiheit wiedererhielt. Ludwig von Thüringen kam Anfangs glimpflicher weg; er stellte sich noch im J. 1113 dem Kaiser und wurde gegen Uebergabe der Wartburg und vielleicht noch anderer Güter wieder in Freiheit gesetzt. Er wurde aber schon im J. 1114, als er sich in Mainz zur Hochzeitsfeier des Kaisers einfand, unvermuthet wieder gefangen gesetzt, wie es scheint der Majestätsbeleidigung schuldig erkannt und mußte zwei und dreiviertel Jahr im Gefängnisse schmachten [58]). Es scheint fast, als ob er sich von Neuem in die Umtriebe der sächsischen Fürsten, welche durch das Verfahren Heinrich's V. gegen Wiprecht keineswegs eingeschüchtert waren, eingelassen hatte. Herzog Lothar, Markgraf Rudolf von der Nordmark und Erzbischof Adalgot von Mainz hegten noch immer feindselige Gesinnungen gegen den Kaiser, obgleich sie sich bisher an dem offenen Kampfe nicht betheiligt hatten. Im Gegentheil wurden sie durch das Verfahren gegen Ludwig von Thüringen zum offenen Bruch getrieben. Die beiden gefangenen Grafen ließen zu Hause zwei Söhne zurück, welche den Kampf mit allen Kräften weiter fortsetzten. Die Söhne Wiprecht's hatten übrigens an Adalgot von Magdeburg einen bedeutsamen Rückhalt. Adalgot war, wie schon oben bemerkt wurde, ein geborener Graf von Veltheim und durch seine Mutter ein Neffe Wiprecht's. Im J. 1107 wurde er Erzbischof von Magdeburg; man darf annehmen, daß Wiprecht, der damals beim Kaiser noch in Ansehen stand, für die Wahl seines Neffen, der bis dahin Domprobst in Halberstadt gewesen war, nicht unthätig gewesen ist. Adalgot hatte als Kirchenfürst wie durch seine weltlichen Beziehungen alle Ursache, sich dem Widerstande der sächsischen Großen gegen Heinrich V. anzuschließen, als dieser

55) Vergl. über die verwandtschaftlichen Beziehungen: Knochenhauer, Geschichte Thüringens S. 66 fg. und die schon angeführte Geschlechtstafel von Flathe. 56) Giesebrecht III. S. 813 fg. Die Ann. Pegav. nennen, augenscheinlich von ihrem localen Standpunkte aus die Sache darstellend, nur: Siegfried (und zwar als Pfalzgraf [!] von Orlamünde), Ludwig Graf von Thüringen und Wiprecht von Groitzsch als gegen den Kaiser verbunden. 57) Franklin, Gesch. des Reichshofgerichts I. S. 34 erwähnt keinen Fall, in dem Heinrich V. die Todesstrafe eintreten ließ. Giesebrecht III. S. 818 acceptirt die Angabe der Annalen von Pegau, Flathe S. 117 bezweifelt sie, ohne jedoch Gründe anzuführen. Ich möchte nur Folgendes hervorheben: ein Todesurtheil aller Fürsten ist nicht wahrscheinlich; warum wurde dann nicht auch Ludwig von Thüringen zum Tode verurtheilt? Heinrich V. wäre bei seinem rücksichtslosen Wesen vielleicht dazu bereit gewesen, ein Todesurtheil auszusprechen. Es gibt auch einen solchen Fall aus seiner Regierungszeit: im J. 1114 wollte er den Grafen Reginald von Bar, den er im Kampfe zum Gefangenen gemacht hatte, hinrichten lassen. Aber gerade die Fürsten waren es, die ihn beschworen, von seinem Vorhaben abzustehen, und sie drangen durch, vergl. Giesebrecht III. S. 820 fg. Eine ähnliche falsche Erzählung von einem Todesurtheile geben die Annal. Reinhardsbr. 1074 von Ludwig dem Springer, vergl. Wedekind, Noten II, 207.

58) Vergl. hierüber Giesebrecht III. S. 821 fg.; Knochenhauer S. 70 geht hier auf den allgemeinen Zusammenhang zu wenig ein.

durch die Einziehung der Erbschaft des Grafen Ulrich von Weimar im J. 1112 nicht nur in die privaten Interessen, sondern auch die bisherigen politischen Verhältnisse Sachsens und Thüringens unklug, weil zu scharf eingriff. Wiprecht der Jüngere hatte seit dem Verluste seiner väterlichen Besitzungen in dem Gundorfer Walde bei Schkeuditz mit seiner Gemahlin und sieben treuen Gefährten (nach dem wol etwas übertriebenen Ausdrucke der Annal. Pegav. gleich einem wilden Thiere) gehaust. Das ging wol den Sommer über; aber als der Winter [59]) herankam, sah er sich nach einer Zuflucht bei seinem Vetter Adalgot um. Dieser gewährte sie ihm und wies ihm als Wohnsitz die Stadt Luburg jenseit der Elbe, an der Grenze des Wendenlandes, an, weniger wol um den Verdacht des Kaisers nicht zu wecken, wie Flathe S. 118 meint, als um ungestörter für eine geplante Concentration der Kräfte gegen den Kaiser thätig sein zu können. Der Verdacht Heinrich's gegen die sächsischen Großen war immer rege, und nach den Annal. Pegav. wurden von diesen die Fäden der Verschwörung eifrig gesponnen. Die Verschworenen, darunter auch der Herzog Lothar, hielten viele geheime Zusammenkünfte, schlossen zuletzt zu Kreuzburg an der Werra [60]) ein Bündniß und bauten dem Kaiser zum Trotz eine Burg zu Walbeck unweit Hettstedt, von wo aus sie den Grafen Hoier von Mansfeld unausgesetzt angriffen. Der Kaiser kam um Weihnachten 1114 selbst nach Sachsen, um einzuschreiten. Er berief Herzog Lothar, Adalgot von Magdeburg, den Bischof Reinhard von Halberstadt, Friedrich von Sommerschenburg und Rudolf von Stade vor sich nach Goslar. Aber keiner erschien außer dem Erzbischof Adalgot. Der jüngere Wiprecht hatte diesem einen Getreuen mitgegeben, um seinerseits von dem Verlaufe der Verhandlungen, soweit sie ihn etwa betrafen, sichere Kunde zu erhalten. Gleich nach der Ankunft erfuhr Adalgot durch einen Vertrauten, der Verbindungen unter dem Gefolge des Kaisers hatte, daß Heinrich die Absicht habe, ihn am nächsten Tage gefangen zu nehmen. Da warf sich noch in der Nacht der Erzbischof mit seinem Gefolge auf schnelle Pferde und entfloh nach Magdeburg. Ein Bruch war nun unvermeidlich. Der Kaiser setzte den Erzbischof ab und beschloß den Krieg gegen die Aufständischen. Am 10. Febr. 1115 sollte das Reichsheer zu Wallhausen versammelt sein, um zunächst gegen Walbeck vorzurücken, wo die Häupter des Aufstandes sich bargen; er selbst begann schon den Kampf. Die Sachsen hielten sich in Walbeck schließlich nicht sicher, sondern wollten südlich in der Richtung auf Orlamünde abziehen, um ihre Freunde dort zu entsetzen. Der Kaiser, davon benachrichtigt, suchte ihnen den Weg zu verlegen und stieß am Welfesholze (zwischen Hettstedt, Sandersleben und Gerbstedt) auf sie. Er bot ihnen am ersten Tage die Schlacht vergeblich an; am nächsten Tage, dem 11. Febr., kam es zur Schlacht [61]). Die Sachsen erwarteten den Angriff des Kaisers. Die Vordertreffen desselben führte Hoier von Mansfeld, gefürchtet als Krieger, und heute, wo er höchst wahrscheinlich um den Herzogshut kämpfte, glühender als je vor Kampfeslust. Er sprang, Allen voranstürmend, vom Rosse, um in alter deutscher Weise durch den Kampf zu Fuß die Entscheidung zu suchen. Der jüngere Wiprecht warf, von zwei Getreuen begleitet, sich ihm entgegen, gewiß ebenso wüthend und noch ergrimmter als sein Gegner, denn er kämpfte mit dem eigentlichen Räuber seiner Güter. Er warf den Speer so kräftig, daß derselbe in den Brustharnisch Hoier's eindrang. Lutolf, der Waffenbruder des letzteren, der allein ihm zu folgen vermocht hatte, zog das schwere Geschoß schnell heraus, und Hoier ging nun mit dem Schwerte auf Wiprecht los. Dessen Schild widerstand aber den wuchtigen Hieben, die er ebenso kräftig erwiderte. Ein Hieb traf das Haupt Hoier's, der betäubt zu Boden fiel. Hoier wollte sich wieder aufrichten, aber Wiprecht bohrte ihm an einer Stelle, wo der Panzer eine Lücke bot, sein Schwert tief in die Seite. Der Fall Hoier's war von Entscheidung: er erhöhte den Muth der Sachsen. In dem furchtbaren Gemetzel, welches diese unter den Kaiserlichen anrichteten, sollen einzelne Ritter zwanzig bis dreißig mit eigener Hand getödtet haben. Trotzdem widerstand das kaiserliche Heer den ganzen Tag hindurch und räumte erst beim hereinbrechenden Abende das Schlachtfeld.

Die Schlacht am Welfesholze war eine der entscheidendsten, welche auf sächsischem Boden ausgefochten worden sind: die kaiserliche Macht in Sachsen war durch die Niederlage wie mit einem Schlage vernichtet. Der alte Wiprecht mochte sich in seinem Gefängnisse auf Trifels freuen, als er hörte, sein Sproß habe den alten Feind des Hauses erlegt und damit dem Kampfe die glückliche Wendung gegeben. Der Kaiser verzichtete nun darauf, den Krieg in Deutschland persönlich weiter zu führen, überließ ihn seinen Anhängern und that den klugen Schritt, das, was er in Deutschland nicht erreichen konnte, in Italien gegen den Papst zu erkämpfen. Die sächsischen Fürsten hatten übrigens mit dem Kaiser noch nicht alle seine Anhänger in Sachsen überwältigt, und es dauerte noch einige Zeit, ehe das gelang. Der junge Wiprecht von Groitzsch z. B. konnte sich noch nicht gleich in den Besitz seiner väterlichen Güter setzen und fand nach den Annal. Pegav. nur mit Mühe eine nothdürftige Unterkunft bei seinem Schwager Dedo von Krosig, der sich scheute, seine verwilderten Kriegsgefährten aufzunehmen. Er baute sich hier aus Stein und Holz in 14 Tagen eine provisorische Burg und ließ seine Leute die Umge-

59) Jedenfalls noch im Jahre 1113. Nach Flathe S. 118 kann nur das Jahr 1114 gemeint sein. Das ist aber unmöglich. Wo hatte der güterlose jüngere Wiprecht denn das Jahr 1113 zugebracht? Gerade das eingreifende Auftreten Adalgot's am Ende des Jahres 1113, das erneute Zusammenziehen der Fäden gegen den Kaiser scheint die Ursache gewesen zu sein, weshalb der Kaiser auf seinem Hochzeitsfeste zu Mainz im Januar 1114 so schroff gegen Ludwig von Thüringen war. 60) Man hat wol mit Unrecht vermuthet, daß sie einen so weit nach Westen gelegenen Punkt deshalb wählten, um den unzufriedenen Elementen in Westfalen und am Niederrhein näher zu sein.

61) Die Annal. Pegav. sind eine der ausführlichsten Quellen über die Schlacht am Welfesholze und natürlich auch über den Antheil Wiprecht's an derselben. Giesebrecht III. S. 830 folgt ihnen in letzterer Beziehung durchaus.

gend nach Belieben ausplündern. Da gelang es ihm, durch List die Stadt Düben (bei Leipzig) zu erobern. Nun war es mit der schlechten Zeit vorüber, denn in der Stadt fand man Gold und Silber, ferner Kleider, Pferde und andere Bedürfnisse in Menge. Wiprecht eroberte nach und nach 24 feste Schlösser der Umgebung und legte sich endlich, unterstützt von Adalgot von Magdeburg und der alten Markgräfin Gertrud von Meißen, mit einem Heere von 2000 Mann [62]) vor Groitzsch, welches denn auch bald in seine Hände fiel. Darauf wandten sich die vereinigten Kräfte der Fürsten, die bei der Eroberung von Groitzsch geholfen hatten, gegen Naumburg, wo Heinrich mit dem Haupte befehligte. Dieser Ritter scheint damals einer der bedeutendsten Vertheidiger der kaiserlichen Sache in Sachsen gewesen zu sein, was auch aus dem Umstande hervorgeht, daß ihn allgemeinere Chronikanten, wie Otto von Freisingen und der sächsische Annalist, erwähnen. Es glückte Wiprecht und dem jungen Ludwig von Thüringen, den tapferen Heinrich gefangen zu nehmen, und nun ergab sich Naumburg [63]). Wenn die Pegauer Annalen aus der Gefangennahme Heinrich's mit dem Haupte auch die Entschlüsse des Kaisers hinsichtlich der Freilassung der sächsischen Fürsten ableiten [64]), dann sind sie offenbar im Irrthume. Leider sind wir über die Zeit der Gefangennahme nicht genau unterrichtet; die Pegauer Annalen geben fälschlich das Jahr 1117 an; Giesebrecht III. S. 858 und 1166 scheint das Jahr 1116 vorzuziehen, doch könnte man auch Gründe für das Jahr 1115 vorbringen. Eine entscheidende Wichtigkeit hat die Chronologie hier aber nicht; die allgemeine politische Lage war es, welche zur Freilassung des alten Wiprecht von Groitzsch und der anderen Fürsten führte.

Im November 1115 hatten die empörten mainzer Bürger den Kaiser gezwungen, daß er den Erzbischof Adalbert freiließ. Adalbert trat sofort wieder an die Spitze der Gegner des Kaisers, die er nach Cöln einlud, augenscheinlich zur Bildung eines Bundes gegen Heinrich V.; da der letztere kurz vorher durch die Legaten des Papstes in den Bann gethan worden war, so wurden die Bestrebungen des Fürstentages [65]) zu Cöln um so bedenklicher, weil sie durch die Vereinigung der weltlichen und geistlichen Interessen einen größeren Nachdruck erhalten konnten. In meisterhafter Politik und belehrt durch die Fehler seines Vaters zur Zeit des Fürstentages zu Tribur, eilte Heinrich nach Italien, um seine Sache zunächst mit dem Papste zu ordnen. Die Leitung der deutschen Angelegenheiten überließ er Friedrich von Hohenstaufen. Dieser wurde durch das glückliche kriegerische Vorgehen Adalbert's bald hart bedrängt. Da griff er — man darf annehmen, daß der Kaiser ihm hierzu freie Hand gelassen hatte — zu der klugen Auskunft, die Gegner zu trennen [66]), indem er Wiprecht von Groitzsch, Ludwig von Thüringen und dem Burggrafen Burchard von Meißen die Kerkerthüren öffnete. Die befreiten Fürsten erhielten ihre Güter zurück, mußten aber für ihr gutes Verhalten Geiseln stellen.

Wiprecht kehrte in seine Grafschaft zurück, fand aber einen schlechten Empfang. Nicht nur in Leisnig, welches wahrscheinlich noch immer von Leuten Hoier's von Mansfeld besetzt war, sondern auch in Groitzsch, das doch sein Sohn kurz vorher erobert hatte, nahm man ihn nicht auf. Es ist augenscheinlich, daß der tapfere Sohn, der Sieger vom Welfesholze, nicht mehr unter den Lebenden weilte und daß Groitzsch nach seinem Tode wieder in die Hände der Kaiserlichen gefallen war [67]). Ein kaiserlicher Bevollmächtigter mußte kommen und die Besatzung zur Uebergabe an den ehemaligen Herrn auffordern. So kam Groitzsch wieder in die Hände Wiprecht's. Leisnig ging nicht so leicht über. Die verbissenen Leute Hoier's scheinen sich an den kaiserlichen Befehl nicht gekehrt zu haben, sondern übergaben die Feste erst nach langer und mühseliger Belagerung. Die Unterstützung Wiprecht's durch einen kaiserlichen Befehl zeigt, daß man am Kaiser-

---

62) Wenn man die milites der Ann. Pegav. nach dem sonstigen Sprachgebrauche des damaligen Mittelalters sprachlich interpretiren darf, dann sind mit den milites nur Ritter oder ritterbürtige Leute gemeint, das Heer war also noch weit beträchtlicher als 2000 Mann. 63) Es ist übrigens fraglich, ob das bekannte Naumburg an der Saale gemeint ist. Vergl. Menzel in Knochenhauer's Gesch. Thüringens S. 74. Anmerk. 1. 64) Flathe S. 120 schließt sich dem an; er macht dann den Zusatz: „Diese ganze Erzählung beruht nur auf den Ann. Pegav., und so glaublich sie an sich ist, so müssen wir doch bekennen, daß die Auctorität dieser Quelle — gerade für die nächsten Jahre sehr problematisch wird". Den folgenden Bericht der Ann. Pegav. bezweifelt er bestimmt, obgleich gerade hier nicht viel Grund zum Zweifel vorhanden, sondern nur das Lückenhafte des Berichtes zu beklagen ist. — Uebrigens mußte Flathe doch wol auch den Umstand hervorheben, daß der Kaiser damals gar nicht in Deutschland war. 65) Man kann mit Höfler (Fränkische Studien III. im: Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Bd. V. S. 9) direct von einem „Fürstenbunde" sprechen, den Adalbert gegen den Kaiser gründete, nur ist seine Gründung mit Höfler nicht erst im J. 1116 zu suchen. Gause in der Monographie: Adalbert I., Erzbischof von Mainz 1111—1137 (Programm der Luisenstädter Realschule zu Berlin vom J. 1866) S. 23 hebt die Wichtigkeit des Cölner Fürstentages nicht genug hervor; S. 27 ist er im Irrthum, die Weihe Adalbert's auf den 26. Dec. des J. 1116 zu verlegen, sie wurde vielmehr am 26. Dec. 1115 in Gegenwart der Fürsten vollzogen, vergl. Giesebrecht III. S. 837. — Auch Höfler (der übrigens Ludwig von Thüringen fälschlich erst nach der Schlacht am Welfesholze gefangen werden läßt) ist a. a. O. der Ansicht, daß die Freilassung Ludwig's von Thüringen eine Folge der Bestrebungen Adalbert's gewesen.

66) Giesebrecht III. S. 859 meint zwar: zunächst nur, „um Heinrich mit dem Haupte zu lösen". Ich glaube aber, daß die Lösung eines Ritters, für den man drei Fürsten freiläßt, nicht das einzige Ziel Friedrich's von Staufen gewesen sein kann. Die darauf eintretende Spaltung unter den Aufständischen, die Giesebrecht nur als Thatsache zugibt, ist sicherlich vom Statthalter des Kaisers beabsichtigt worden. 67) Der Tod des jungen Wiprecht, der wol bald nach der Eroberung Naumburgs eintrat, erklärt es auch, weshalb Leisnig noch nicht zurückerobert war. Das oben Gesagte über den Tod des jungen Wiprecht beruht übrigens nicht auf sicherer Ueberlieferung, sondern auf einer Vermuthung von Gervais, Gesch. Deutschlands unter Heinrich V. Leipzig 1841. S. 234 fg., der sich auch Flathe S. 121 anschließt und der ich mich ebenfalls anschließe, weil Vieles für ihre Richtigkeit spricht. Der jüngere Wiprecht wird nämlich seit Naumburgs Fall nicht mehr erwähnt und ist außerdem bestimmt vor seinem Vater gestorben, denn bei dessen Tode 1124 heißt es in den Ann. Pegav.: inter uxorem et *filium* sepelitur.

hofe den alten Degen nicht mehr als einen Feind, auch nicht mehr als einen lauen Neutralen ansah, sondern sich verpflichten wollte, um in ihm den noch immer widerstrebenden anderen sächsischen Fürsten gegenüber ein Gegengewicht zu gewinnen. Wiprecht war natürlich durch die gemachten Erfahrungen viel zu gewitzigt, um seinen Kampf gegen die kaiserliche Macht fortzusetzen. Er war aber auch vorsichtig genug, nicht direct in das Lager der Kaiserlichen überzugehen. Seine Neutralität wog aber schon schwer, und Friedrich von Staufen konnte damit zufrieden sein, denn mit Wiprecht und Ludwig, der dieselbe Politik wie sein Unglücksgenosse befolgte, zogen sich ihre Angehörigen, darunter auch Wiprecht's Vetter Adalgot, und außerdem noch andere Fürsten von dem Kampfe zurück [68]).

Die letzten Jahre des alten Grafen verliefen in Ruhe und brachten ihm noch verschiedene äußere Ehren, darunter die Standeserhöhung zum Markgrafen der Lausitz.

Die Pegauer Annalen erzählen beim Jahre 1117, daß Wiprecht vom Kaiser die Markgrafschaft Lausitz erhalten habe, und es sind dieser Angabe noch bis in die neueste Zeit manche Forscher gefolgt [69]). Aber fälschlich. Unter den vielen Gründen, welche dagegen sprechen [70]), will ich nur folgende hervorheben: die Lausitz wurde erst im J. 1123 ein offenes Lehen; ferner fehlt jeder urkundliche Beweis dafür, daß Wiprecht schon vor 1123 den Titel Markgraf geführt habe, vielmehr wird er in einer Kaiserurkunde [71]) vom 21. Jan. 1120 unter den Zeugen als *comes* (Graf), nicht als marchio (Markgraf) aufgeführt. Trotzdem enthalten die Angaben des pegauer Mönches auch an dieser Stelle wie überall, wo sie die Geschichte Wiprecht's selber berühren, wol ein Körnchen Wahrheit [72]). Wahrscheinlich sind mit dem Markgrafenthume Lausitz Wiprecht's frühere Besitzungen Bautzen (Budissin) und Nisen gemeint, welche er im J. 1113 abtreten mußte und von denen die erstere allerdings zur Oberlausitz gehört. Als er 1116 in Freiheit gesetzt wurde, erhielt er diese Landschaften noch nicht zurück; die Pegauer Annalen sagen wenigstens davon nichts und nennen nur Groitzsch und Leisnig. Wenn man dem von den Annalen erzählten Hergange im Allgemeinen trauen darf, dann gab der Kaiser jene beiden Gaue nicht freiwillig heraus, auch nicht auf bloßes Bitten, sondern Wiprecht mußte an ihn eine Summe von 2000 Pfund zahlen, und zwar geschah das im J. 1118.

In demselben Jahre 1118 wurde die Macht Wiprecht's von anderer Seite her vermehrt, sodaß die Annalen des Petersklosters zu Erfurt (des sogenannten Chronicon Sampetrinum, erst neuerdings kritisch herausgegeben von Stübel in den: Geschichtsquellen der Provinz Sachsen Bd. I. Halle 1870. S. 1 fg.) ihn wol mit Recht einen „sehr reichen" Mann nennen dürfen. Es starb nämlich Hermann von Plötzke, Burggraf von Magdeburg. Der Erzbischof Adalgot verlieh die Burggrafenwürde unserem Wiprecht, der dadurch nicht blos bedeutende Einkünfte, sondern auch die Voigtei über das von Adalgot erbaute Kloster zum „Neuen Werke" zu Halle erhielt. Gewiß geschah es zum Theil durch seinen Einfluß, daß, als im nächsten Jahre Adalgot starb, wiederum einer seiner Verwandten, Rutger von Veltheim (ein Sohn seiner Stiefschwester), zum Erzbischof gewählt wurde.

Das Jahr 1123 brachte unserem alten Helden endlich auch vom Kaiser ein Zeichen ehrenden Vertrauens. Es starb nämlich in diesem Jahre Heinrich der Jüngere von Eilenburg, Markgraf von Meißen und der Lausitz, in jungen Jahren und ohne Leibeserben zu hinterlassen. Dem Kaiser mußte es darauf ankommen, einen mächtigen Mann mit der erledigten Würde zu bekleiden, denn noch immer war Lothar sein Widersacher, obgleich seit dem Frieden, den Kirche und Staat im J. 1122 zu Worms geschlossen hatten, eine versöhnlichere Stimmung die alten Gegensätze im Reiche zu verwischen begann. Von allen sächsischen Fürsten vermochte damals allein Wiprecht dem Lothar das Gegengewicht zu halten [73]), und Heinrich's Wahl fiel auf Wiprecht. Jedoch erheischte die Politik eine Theilung der Marken. Der Graf Hermann von Winzenburg, damals in diesen Gegenden einer der treuesten Anhänger des Kaisers, hatte schon früher Theile aus der verhängnißvollen Erbschaft Ulrich's von Weimar und damit eine bevorzugte Machtstellung in Thüringen und Meißen erhalten [74]), die er aber später wieder aufgeben mußte. Jetzt wurde sein gleichnamiger Sohn für die früheren Einbußen durch die Markgrafenwürde von Meißen entschädigt [75]). Wiprecht erhielt die Ostmark und Lausitz

---

68) Giesebrecht III. S. 859. 69) Auch Knochenhauer, Geschichte Thüringens. Gotha 1871. S. 83, obgleich er schon bei Giesebrecht III. S. 862 u. 1166, den er doch sonst viel benutzt, das Richtige finden konnte. 70) Am ausführlichsten zusammengestellt von Flathe S. 122. Aber gerade den Hauptbeweis hat er nicht angetreten. Zu diesem gewährt die Kaiserurkunde vom 21. Jan. 1120, zu Goslar ausgestellt, das Material. Wiprecht, der als Zeuge unterschrieben ist, heißt hier nur comes, nicht marchio. Flathe führt die Urkunde (aber unter dem Jahre 1119) zwar auch an, bemerkt aber zugleich, daß Stenzel sie für unecht halte. Das gewichtige Urtheil Stenzel's mußte er jedenfalls zu entkräften oder zu unterstützen suchen, je nachdem die Wahrheit es erheischte. Die Urkunde ist nun aber wirklich echt, vergl. Stumpf, Reichskanzler. Bd. II. S. 268. Nr. 3162. 71) Flathe S. 123 hat zuerst auf dieselbe aufmerksam gemacht, vergl. die vorige Anmerkung. 72) Die Schwierigkeit liegt darin, daß die Annalen von einem Reichstage zu Worms und zwar im J. 1117 reden. Das Jahr 1117 ist sicher ein erklärlicher Irrthum: kurz vor dem Reichstage wird eine Angabe über das Burggrafenthum in Magdeburg gemacht, die bestimmt in das Jahr 1118 gehört. Lassen wir den „Reichstag" fallen, dann kann Wiprecht den Kaiser im J. 1118 in Worms persönlich um Bautzen und Nisen angegangen sein. Im Spätsommer 1118 finden wir auch den Kaiser in diesen Gegenden, wenigstens sind Urkunden aus Strasburg und Metz erhalten, vergl. Stumpf, Reichskanzler II. Nr. 3159 u. 3160.

73) Das hebt Giesebrecht III. S. 941 ausdrücklich hervor. 74) Knochenhauer S. 68 fg. und S. 89 fg. vermuthet das wol nicht mit Unrecht. Später bekleidete nach ihm Graf Hermann wie sein Sohn wirklich die Landgrafenwürde von Thüringen, wie urkundlich nachweisbar ist. Die Schlacht am Welfesholze machte aber seiner Macht ein Ende. 75) Flathe S. 124 nennt den alten Heinrich von Winzenburg, der war aber schon im J. 1122 gestorben, vergl. Knochenhauer S. 91. Auch berichten nicht die Pegauer Annalen allein, wie Flathe meint, davon, daß der Win-

als Markgraf, vielleicht zugleich auch eine Art Schutzgewalt über den jungen Markgrafen von Meißen [76]); er sollte sich aber der neuen Erwerbung nicht lange erfreuen. Der Herzog Lothar, selbst verwandt mit dem Verstorbenen, war nicht gesonnen, innerhalb seines Herzogthums eine Hausmacht sich festsetzen zu lassen, die der seinigen das Gleichgewicht hielt; zudem traten ihm in Wiprecht die kaiserlichen Interessen entgegen [77]). Er stellte sich daher auf die Seite Konrad's von Wettin, welcher, ein leiblicher Vetter Heinrich's von Eilenburg, Ansprüche auf die Mark Meißen erhob. Sodann berief er einen Landtag nach Eilenburg und übertrug hier mit Zustimmung der anwesenden Betheiligten dem Grafen Albrecht dem Bären von Ballenstedt die Verwaltung der Ostmark. Die vom Kaiser belehnten Markgrafen befanden sich in einer schwierigen Lage, als der mächtige und glückliche Lothar gegen sie anrückte und zunächst Meißen bedrohte. Sie wandten sich an den Kaiser um Hilfe. Dieser hatte aber einerseits selbst am Niederrhein zu thun und war andererseits nicht geneigt, sich von Neuem persönlich in die sächsischen Wirren zu mischen; er forderte daher den mainzer Erzbischof Adalbert, mit dem er jetzt ausgesöhnt war, und den Herzog Wladislav von Böhmen auf, den bedrängten Wiprecht zu unterstützen. Es gelang Wiprecht, sich mit den Truppen Adalbert's von Mainz zu vereinigen, während von Südosten her Wladislav und sein Vetter Otto von Mähren mit einem Heere im Anrücken war. Lothar hatte aber inzwischen, nach der Vertreibung Wiprecht's aus seiner Grafschaft, die streitigen Gebiete besetzt und dem neuen Markgrafen übergeben. Da brach um die Mitte des November das böhmisch-mährische Heer aus den Schluchten des Erzgebirges hervor und schlug am Fuße des Gebirges bei der Stadt Guozdec ein Lager auf, als Lothar ihnen entgegenrückte [78]). Letzterer kam bald in eine gefährliche Lage, denn Wiprecht und Adalbert rückten bis zur Mulde vor und bedrohten ihn mit einer bedeutenden Heeresmacht von Westen aus. Dem alten Groitzscher fehlte aber die Entschlossenheit seiner Jugend und die ehemalige List, sonst hätte er Lothar entweder angegriffen oder sich Kunde von der Stellung der Böhmen zu verschaffen gewußt. Er that aber augenscheinlich keins von beiden. Lothar hingegen gelang es, die ganze ihm gefährliche Situation zu seinen Gunsten zu wenden. Er verhinderte nicht nur die Vereinigung der Gegner, sondern machte es auch möglich, daß sie von einander nichts erfuhren. Die Böhmen wurden nun ungeduldig; ein besonderes Interesse an der Unterstützung Wiprecht's hatten sie auch nicht. Sie ließen sich deshalb mit Lothar, dessen Kriegskunst sie wie es scheint fürchteten, in Unterhandlungen ein, theilten ihm mit, daß sie gegen ihn durchaus keine feindseligen Gesinnungen hätten, sondern nur auf des Kaisers Geheiß erschienen wären, um Wiprecht zu unterstützen, und wünschten, daß er des Scheines wegen etwas vor ihnen zurückwiche, damit sie mit Ehren wieder nach Böhmen abziehen könnten, nachdem sie auf ihre Verbündeten auf dem Sammelplatze vergeblich gewartet hätten. Lothar folgte ihrem Wunsche zwar nicht, suchte sie aber trotzdem zum Rückzug zu bewegen, indem er ihnen sagte: „Er wundere sich, daß so verständige Männer nicht die offenbare Hinterlist Wiprecht's und Adalbert's, ja des Kaisers durchschauten, die nichts Anderes beabsichtigten, als die Macht der Böhmen durch einen Kampf mit den Sachsen zu schwächen, der selbst, wenn er zu ihrem Vortheil ausfiele, doch nicht ohne Blutvergießen und Verlust sein werde, und, wenn er ihnen eine Niederlage bereite, Böhmen den Einfällen der Deutschen preisgebe. In beiden Fällen würden allein der Kaiser und dessen Verbündete, Adalbert und Wiprecht, den erwünschten Gewinn haben. Glaube denn Wladislav und Otto, daß Heinrich ihren gefährlichsten Gegner, den von ihnen vertriebenen Herzog Sobieslav [79]), im Ernst zurückgewiesen, daß Wiprecht ihn ohne Trug gegen sie nach Polen geschickt? Er warne ihn vor der Arglist des Kaisers und des Grafen, die, sobald sie ihre Absicht erreicht haben würden, den scheinbar hilflos gelassenen Sobieslav zurückrufen und mit Heeresmacht nach Böhmen führen und an Wladislav's und Otto's Stelle zur Herrschaft in Böhmen und Mähren verhelfen möchten. Wollten die Böhmen seinem Rathe folgen, so thäten sie wohl, nach Hause zurückzukehren; er aber könne seine vortheilhafte Stellung nicht aufgeben und seine Krieger seien mehr zum Kampfe als zum Rückzuge bereit". Die Böhmen ließen sich, wie es scheint, durch Lothar wirklich zur Unthätigkeit bewegen, und dieser gewann dadurch Zeit, den Wiprecht durch eine geschickte Wendung zum Abzuge zu zwingen. Lothar scheint darauf mit den Böhmen gar nicht glimpflich umgegangen zu sein. Nach Cosmas, dessen ganze Darstellung von den Verhandlungen zwischen Wladislav und Lothar wol nicht ganz richtig

---

zenburger die eine Mark erhielt, sondern sie schreiben es einfach aus dem Chronicon Sampetrinum (ed. *Stübel* p. 18) ab.

76) Am klarsten und kürzesten handeln über die Widersprüche der Quellen: Weiland, Das sächsische Herzogthum S. 58 und Giesebrecht III. S. 940 fg. und S. 1178 fg., auf die ich hier kurz verweise, weil eine neue Darlegung der Streitfrage im ganzen Umfange mir überflüssig erscheint. Die Pegauer Annalen berichten übrigens beim Jahre 1124 ausdrücklich davon, daß Wiprecht die Lausitz erhielt, und sagen von Meißen nichts. 77) Eine persönliche Feindschaft ist nicht anzunehmen. Noch kurz vor dem Austrage der eilenburger Angelegenheit hatten sogar Lothar und Wiprecht mit Rutger von Magdeburg gemeinschaftlich gewirkt, als es galt, das durch Reinhard's Tod erledigte Bisthum Halberstadt wieder zu besetzen, und zwar mit einem magdeburger Geistlichen, den Adalbert von Mainz Anfangs nicht weihen wollte. Vergl. über Wiprecht's Antheil bei der Wahl *Martene* et *Durand*, Collectio Bd. I. S. 681. Dazu Gervais I. S. 373. 78) Die Hauptquelle für die folgenden Ereignisse sind nicht die Ann. Pegav. (vergl. über sie weiter unten), sondern Cosmas von Prag. Nach Schöttgen war Guozdec das jetzige Großenhain. Das ist nicht unmöglich, denn nach Cosmas müssen die Böhmen in der Nähe von Meißen gestanden haben.

79) Es liegt auf der Hand, daß Lothar den Sobieslav, welchen wir als den jüngsten Bruder Wladislav's schon beim Jahre 1107 kennen gelernt haben, nur benutzte, um Mistrauen zu erregen. Sobieslav war allerdings von seinem Bruder im März desselben Jahres vertrieben worden, er hatte aber weder beim Kaiser noch bei Wiprecht, den er im November verließ, um nach Polen zu ziehen, Unterstützung gefunden.

ist und mehr zur Entschuldigung der doppelzüngigen Böhmen geschrieben zu sein scheint, zogen sie nach der Verheerung des Gebietes um die Stadt Meißen in die Heimath zurück. Deutsche Quellen, z. B. der sächsische Annalist, berichten hingegen, daß sie starke Verluste gehabt, daß Lothar ihnen in ihr eigenes Land gefolgt sei und Leute und Gefangene abgenommen habe.

Wiprecht scheint nach dem misglückten Kriegszuge keine weiteren Ansprüche auf sein Markgrafenthum gemacht und sich mit dem Titel begnügt zu haben. Merkwürdig sind hier die Mittheilungen des pegauer Mönchs. Wir sahen schon oben, daß er beim Jahre 1117 fälschlich von einem Kauf der Lausitz durch Wiprecht erzählt, und wahrscheinlich die Gaue Nisen und Budissin gemeint sind. Zudem berichtet er beim Jahre 1123 noch einmal, daß Wiprecht Markgraf wurde, aber in einer Weise, die für seine Art und Weise zu arbeiten höchst charakteristisch ist: **Heinricus marchio junior obiit, pro quo imperator Heinricus binos marchiones constituit, Wicpertum *quendam* (!) praedivitem et Comitem Hermannum de Winciburch.** Das „quendam" bei Wiprecht berechtigt fast zu der Annahme, als ob er in diesem Wiprecht nicht jenen alten Helden erkannt habe. Er hat nämlich diese Angabe wörtlich und gedankenlos aus dem **Chronicon Sampetrinum** abgeschrieben; und daß ein Mönch zu Erfurt unseren Wiprecht als einen „gewissen sehr reichen" bezeichnen konnte, ist wol erklärlich, da dieser ihm fern stand, vergl. Cohn, Die Pegauer Annalen S. 27. Von dem Feldzuge Lothar's erzählt der pegauer Mönch nur, daß Wiprecht und Hermann vertrieben und Konrad und Adalbert „**Comites de Saxonia**" von Lothar in deren Länder und Würden eingesetzt wurden, ganz dem Verlaufe der Dinge gemäß.

Wiprecht scheint auf seine Markgrafschaft still verzichtet zu haben und dadurch weiteren Kriegsunruhen entgangen zu sein. Wir finden ihn am 11. Febr. 1124 als Zeugen im Kloster Oldisleben bei einer Güterschenkung an dies Kloster, vergl. Mencken III. S. 1013. Noch in demselben Winter reiste er nach Halle als Voigt des dortigen Klosters zum „Neuen Werke" und nahm in demselben seine Wohnung. Eines Abends fing das Stroh, auf welchem Wiprecht's Leute, und wie es scheint auch er selbst, schliefen, Feuer. Wiprecht erwachte und suchte das brennende Stroh mit nackten Füßen auszutreten, ohne die Schlafenden zu Hilfe zu rufen. Er verbrannte sich dabei sehr und verfiel in einen krankhaften Zustand, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Nach Groitzsch zurückgekehrt, kränkelte er den ganzen Winter hindurch, wandte sich mit Vorliebe religiösen Betrachtungen zu und beschäftigte sich nur mit dem Heile der Seele. Endlich entschloß er sich, Mönch zu werden; auch sein Neffe Rutger von Magdeburg und andere Prälaten, die er an sein Krankenbett rief, um sie zu befragen, riethen dazu und waren Zeugen, als er sein Schwert abgab und der Welt entsagte. Am nächsten Tage wurde er in das Kloster Pegau gebracht und legte, ähnlich seinem ehemaligen Verbündeten Ludwig von Thüringen, der um dieselbe Zeit starb, das Mönchskleid an. Er enthielt sich der Speisen und des Umganges der Seinigen, nur auf strenge Erfüllung seiner Mönchspflichten bedacht. Aber schon nach einigen Tagen verschied er und wurde feierlich in seinem Kloster zwischen seiner ersten Frau und seinem ältesten Sohne beigesetzt. Albinus gibt in Mencken III. zu S. 850 eine Abbildung des Leichensteines, der zu seiner Zeit als der Wiprecht's ausgegeben wurde. Wiprecht's Bedeutung ist nicht gering anzuschlagen. Durch Vereinigung einer beträchtlichen Macht in Einer Hand trug er wesentlich zur Kräftigung der deutschen Interessen im Osten gegen die Slawen bei. Zwar ist er nicht ein Staatsmann ersten Ranges, aber er gehört doch zu den bedeutenderen Männern seiner Zeit, war ein kluger Politiker und zugleich ein tapferer Haudegen. List und Verschlossenheit scheinen seine besonderen Eigenschaften gewesen zu sein, auch Cosmas rühmt ihn an mehreren Stellen (vergl. a. 1088 und 1098). Er hat für die Wettiner gearbeitet, denn seine directen Nachkommen überlebten ihn nicht lange. Die Mängel der Zeit, besonders des sächsischen Stammes, haften auch ihm an; aber doch hat er es verstanden, seine Sonderinteressen schließlich mit denen des Kaiserthums zu vereinigen, was von seinem Gegner Lothar nicht zu sagen ist.

Wiprecht hat das Glück gehabt, in dem alten Annalisten von Pegau einen Biographen zu finden, wie ihn ein Ritter seiner Zeit und überhaupt des früheren Mittelalters nur selten gefunden hat. Die Annalen von Pegau sind von verschiedenen Händen geschrieben. Der ältere Theil bricht beim Jahre 1149 ab; drei Fortsetzungen reichen dann bis zum Jahre 1227. Uns gehen nur die älteren Aufzeichnungen an. Pertz charakterisirt sie in der Vorrede zu seiner Ausgabe so: Bis 1125 (also für die Zeit, auf die es uns ankommt) ist hauptsächlich Ekkehard von Urach die Quelle; für die Specialgeschichte Thüringens macht er zum Theil brauchbare Angaben, zum Theil ist er aber voll von Fabeln.

Damit ist wenig Anhalt für die Kritik der älteren Annalen gewonnen. Der Text, den Pertz auf Grund des Originalmanuscripts vom Jahre 1149 in den Monumenten Bd. 16. S. 234 fg. veröffentlicht hat, zeigt, daß der Annalist, welchem wir den ersten Theil verdanken, ursprünglich keine Annalen schreiben wollte: dann wäre die äußere Anlage eine andere gewesen. In den früheren Ausgaben zeigte es auch schon die Einleitung, daß der Mönch ursprünglich die Gründungsgeschichte seines Klosters schreiben wollte und dadurch von selbst auf die Geschichte des Gründers, nämlich Wiprecht's von Groitzsch, kam. Der Schreiber geräth aber schon beim Jahre 1079 in die annalistische Form, indem er jetzt jedesmal die Jahreszahl vor die Ereignisse der einzelnen Jahre stellt, was vorher nicht der Fall war. Da die betreffende Stelle, wo dies zum ersten Mal geschieht, aus der Chronik des Ekkehard entnommen ist, so darf man annehmen, daß ihm ein Exemplar derselben erst im Laufe der Arbeit zu Händen kam und er, nachdem er schon bis zum Jahre 1079 in seiner Weise gelangt war, nun dem Ekkehard es nachmachen will.

Der Verfasser hat augenscheinlich nicht erst im

J. 1149 die Feder angesetzt, sondern sicherlich schon schriftliche, wenngleich wol nicht annalistisch gehaltene Aufzeichnungen über die Gründung seines Klosters und über den Gründer vor sich gehabt. Daß sie ausführlich waren, soll damit nicht gesagt sein. Vielmehr ist sehr Vieles, ja vielleicht das Meiste aus dem Gedächtnisse der Mönche, von denen manche aus der Zeit vor dem Todesjahre Wiprecht's (1124) noch leben mochten, hinzugefügt worden. Außerdem ist von schriftlichen Quellen auch die erfurter Peterschronik (das sogenannte Chronicon Sampetrinum) benutzt worden und zwar schon vom Jahre 1115 an, wie Cohn S. 25 zuerst nachgewiesen hat. Cohn meint, daß das Annalistische der Form auch von der Benutzung der Peterschronik herrühre. Und allerdings ist das Chronicon Sampetrinum an mehreren Stellen benutzt, aber doch nur selten und in geringem Maße für die Zeit bis 1124, von diesem Jahre an allerdings in ausgedehnterer Weise. Die ausführlichen Mittheilungen bis 1124 scheinen zum größeren Theil mündlichen Berichten zu entstammen. Wahrscheinlich hat Windolf zur Abfassung der Chronik angeregt und den Schreiber vielfach durch Notizen über Wiprecht unterstützt.

Einen hohen Rang nimmt der Biograph Wiprecht's unter den Chronikanten seiner Zeit nicht ein. Er ist oft ungenau, übertreibt wol auch, schreibt gedankenlos andere Quellen aus und läßt in chronologischer Hinsicht viel zu wünschen übrig. Zwischen 1091 und 1110 ist er den Ereignissen zum Theil um zwei Jahre voraus, bei einzelnen Jahren, z. B. 1117, wieder um ein Jahr zurück. Diese Verwirrung erklärt sich aber vielleicht aus dem Umstande, daß er ursprünglich eine Biographie Wiprecht's schreiben wollte und erst später die annalistische Form wählte. Da waren natürlich manche Momente der Zeit nach für ihn schwer einzuschalten, zumal bei mündlichen Berichten als Quelle. Der Werth seiner Angaben, soweit sie Wiprecht betreffen, wird dadurch zwar nicht verringert. Aber aus anderen Umständen ergibt es sich, daß er nicht allzu gewissenhaft, sondern zuweilen sogar recht gedankenlos gearbeitet hat. Ludwig von Thüringen wird nach ihm schon im J. 1116 aus der kaiserlichen Haft befreit; im nächsten Jahre 1117 läßt er ihn noch einmal zusammen mit Wiprecht die Freiheit gewinnen. Ganz und gar gedankenlos schreibt er das Chronicon Sampetrinum ab, wenn er die wichtige Stelle desselben vom Jahre 1123, nach welcher Wiprecht zum Markgrafen erhoben wird, wörtlich herübernimmt und seinen Helden Wiprecht mit dem zwar in einer erfurter Chronik, aber nicht in einer Biographie zu rechtfertigenden Zusatze (Wigbertum) *quendam praedivitem!* abspeist. — Diese Notizen mögen mit den schon im Texte gegebenen genügen, um die Pegauer Annalen, so weit sie eine Biographie Wiprecht's sind, zu charakterisiren. Für die spätere Zeit findet man Eingehenderes für diese Quelle bei Cohn, Die Pegauer Annalen im 12. und 13. Jahrhundert. Kritisch untersucht. Altenburg 1858 [80]). — Von späteren Arbeiten über das Leben Wiprecht's von Groitzsch sind zu nennen: *P. Albinus*, Genealogia comitum Leisnicensium deducta a majoribus Viperti illius bellicosi comitis Groizensis vom Jahre 1587 in *Mencken*, Scriptores III. p. 833 sq. mit Zusätzen von Chr. G. Schwarz. — Chr. Schöttgen, Historie des berühmten Helden Grafen Wiprechts zu Groitzsch, Markgrafen in Lausitz u. s. w. Regensburg 1749 in 8. Zumeist nach der Ausgabe der Pegauer Annalen bei *Hoffmann*, Scriptores Lusatiae Bd. I. gearbeitet, aber doch grundlegend für die Geschichte Wiprecht's durch verschiedenes gelehrtes Material. — Fast werthlos der alten Arbeit Schöttgen's gegenüber und nur brauchbar durch einige Angaben über die Geschichte der Burg Groitzsch und der späteren Grafen ist die Arbeit von Bülau, Graf Wiprecht von Groitzsch und seine Burg (in den Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig Bd. I. Leipzig 1856). — Ungleich besser, aber doch verschiedentlich Lücken in der Kritik des Materials bietend, ist Flathe, Wiprecht von Groitzsch (in v. Weber's Archiv für sächs. Geschichte. Bd. III. Leipzig 1865. S. 82 fg.).

(*R. Pallmann.*)

GROITZSCH (die Grafen von). Wiprecht von Groitzsch hinterließ nur einen Sohn Namens Heinrich und eine Tochter Namens Bertha. Heinrich von Groitzsch scheint seine Ansprüche auf die Markgrafschaft Lausitz nicht geltend gemacht und sich eng an Kaiser Lothar angeschlossen zu haben. Die Burggrafschaft von Magdeburg behielt er aber. Daß er nicht Markgraf war, zeigt eine Kaiserurkunde, am 13. Juni 1129 zu Goslar ausgestellt, in welcher er als Zeuge unterschrieben ist, und zwar in der Reihe der Comites, nicht der voranstehenden Marchiones, vergl. die Urkunde bei *Mencken* III. p. 987, dazu Stumpf Nr. 3245. Merkwürdig und vielleicht ein Beweis, wie bedeutsam der alte Wiprecht im Leben gewesen, ist es, daß Heinrich nur nach seinem Vater näher bezeichnet wird [1]): Henricus Wiperti, eine in Urkunden sonst seltene Bezeichnung, zumal da Heinrich sowol Groitzsch wie das magdeburger Burggrafenthum besaß und darnach näher bestimmt werden konnte. Heinrich erhielt im J. 1131 vom Kaiser die Nieder-Lausitz [2]) zurück. Er stiftete [3]), voll frommen Sinnes, mit seiner Gemahlin Bertha, Gräfin von Gleisberg, im J. 1133 das Kloster Bürgelin. Andere bedeutendere Handlungen von ihm werden nicht berichtet. Als er im Winter 1136 zum kaiserlichen Hoflager ziehen wollte, erkrankte er in Mainz und starb daselbst am 23. Dec., ohne Kinder zu hinterlassen. Die Grafschaft Groitzsch und wol auch einige andere der ehemaligen Besitzungen des alten Wiprecht gingen auf Bertha, die Schwester Heinrich's, über. Bertha von Groitzsch hatte den Grafen Dedo von Wettin,

---

80) Die neueste Ausgabe der Annales Pegavienses von Pertz (in dem 16. Bande der Monumenta S. 234 fg.) hat seine Untersuchungen übrigens zum Theil überholt. Sie ist jetzt die einzig brauchbare.

1) Auch bei Cosmas an mehreren Stellen, z. B. beim Jahre 1124. 2) Rechte Klarheit ist hier nicht. Die Oberlausitz z. B. soll Albrecht der Bär behalten haben, vergl. Gretschel, Gesch. des sächs. Volkes. Bd. I. S. 40. Andere sprechen wieder nur von der Lausitz. 3) Vergl. Schwarz bei Mencken III. S. 1016 fg.

den Bruder Konrad's des Frommen, Markgrafen von Meißen, geheirathet, mit ihm aber nicht in glücklicher Ehe gelebt. Ihr Gemahl starb schon im J. 1124. Sie hatte aus der Ehe mit ihm nur eine Tochter, welche jedoch vor ihr gestorben zu sein scheint. Ihr Schwager Konrad der Fromme scheint sich ihrer gegen den Bruder angenommen zu haben, auch stand sie ihm in sofern nahe, als er ihr seinen jüngeren Sohn Dedo zur Erziehung überließ. Diesem Dedo vermachte sie bei ihrem Tode, den 15. Juni 1143, ihre Erbgüter.

So wurden die wettiner Grafen die Erben fast aller Besitzungen des alten Wiprecht, denn Konrad der Fromme war im J. 1136 nach Heinrich's von Groitzsch Tode mit der Niederlausitz belehnt worden. Dedo von Wettin erbte später von seinem Vater auch die Grafschaft Rochlitz. Ob Dedo schon den Namen Graf von Groitzsch geführt hat, ist mir nicht nachweisbar. Sein Sohn Dietrich tritt aber in Urkunden unter diesem Namen auf, z. B. 1196 in der Urkunde, in welcher der Markgraf Otto von Brandenburg einen Theil seiner Erbgüter dem Erzstifte Magdeburg zu Lehen übertrug, heißt es: **praedia nostra quaecunque in Ducatu transalbino seu Marchia nostra, et in comitatibus** *Theodorici illustris de Crowizk* — **habuimus sita.** Wohlbrück (in Ledebur's Archiv Bd. 2 vom Jahre 1830. S. 30) bemerkt dazu: „Die Grafschaft Dietrich's von Groitzsch grenzte unmittelbar mit der nachmaligen Grafschaft Wolmirstedt. Sie wurde bald die Grafschaft Seehausen, von dem Orte, wo man das gewöhnliche Landgericht in derselben hielt, bald die Grafschaft Sommerschenburg genannt, von dem darin gelegenen Stammhause ihrer vorigen Vicegrafen, der Pfalzgrafen zu Sachsen, und daher allein ist es geschehen, daß man den Dietrich von Groitzsch bisweilen Graf von Sommerschenburg nannte." Vergl. auch Ledebur's Archiv Bd. I. S. 177. — Daß Dietrich von Groitzsch wirklich die Grafschaft Groitzsch besaß, ergibt sich auch daraus, daß er in seiner Eigenschaft als Nachfolger des alten Wiprecht die Voigtei über Kloster Pegau besaß und als Voigt von Pegau auch das Münzrecht ausübte. Es sind noch Münzen von Dietrich erhalten, nämlich Blechmünzen, welche denen der Aebte von Pegau, die von 1181—1307 das Münzrecht ebenfalls gehabt haben, ziemlich ähnlich sind. Die Abtmünzen haben nämlich in der Mitte ein großes Krückenkreuz, dazwischen den Kopf des heiligen Jacob, den Krummstab, die Schlüssel und bald einen Stern, bald eine Lilie oder einen anderen Gegenstand. Dietrich's Münzen haben zwischen dem Kreuze und Kopfe andere Beizeichen, nämlich: den pfalzgräflichen Adler, Schwert und Reichsapfel, vergl. v. Posern's Angaben hierüber in den: Berichten der deutschen Gesellschaft 2c. zu Leipzig vom Jahre 1831. S. 32. Auf Dietrich von Groitzsch folgte Konrad von 1207—1210. Damit verschwindet der Name der Grafen von Groitzsch aus der Geschichte. Die Grafschaft blieb natürlich im Besitze der wettiner Markgrafen. Der Kaiser Friedrich I. hatte die Grafschaft Groitzsch schon dem Dedo streitig gemacht. Er setzte Burggrafen ein, aber die Wettiner behaupteten sich. Durch die vom Kaiser ernannten Burggrafen und die von den Wettinern eingesetzten Burgmänner ist manche Verwirrung in den Angaben entstanden. Das Kloster Pegau war natürlich für die Ansprüche des entfernteren Kaisers und gegen die Wettiner als Voigte. Im J. 1197 entsagte übrigens der Kaiser Philipp seinen Ansprüchen auf Groitzsch. Vergl. hierüber Bülau in den Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft. Bd. I. S. 11. (*R. Pallmann.*)

GROITZSCH [1]) (Burg und Stadt). Die Stadt Groitzsch verdankt ihre Bedeutung augenscheinlich der Burg Groitzsch, die Wiprecht erbaute. Nach einer Urkunde [2]), deren Echtheit allerdings bezweifelt wird, war Groitzsch schon im J. 1071 eine Stadt (*villa* Grodice). Durch Wiprecht wurden sehr bedeutende Befestigungswerke ausgeführt, und zwar neben der Stadt auf einer Anhöhe, nach der gewöhnlichen Annahme im J. 1073. Was die Geschichte der Burg betrifft, so werden folgende Angaben gemacht. Im J. 1238 und 1248 war Heinrich der Erlauchte von Meißen auf ihr. Im J. 1223 oder 1224 wurde sie von dem Landgrafen Ludwig VI. von Thüringen in dessen Kampfe gegen die Mutter seines Mündels, Heinrich's des Erlauchten, erobert, und es soll damals die Vorburg abgebrannt sein. Die eigentliche Burg soll im J. 1270 durch den Abt von Pegau zerstört worden sein, nach Anderen sollen im J. 1294 die Schaaren Kaiser Adolf's, im J. 1306 die Kaiser Albrecht's sie verwüstet haben. Wann die Burg wirklich zerstört worden ist, läßt sich diesen widersprechenden Angaben gegenüber nicht genau bestimmen. Ruinen der Burg waren noch im J. 1730 sichtbar, wie aus Struve (Corpus Historiae Germanicae. Jena 1730 in fol.) S. 352 hervorgeht: **Groisca tamen castrum antiquum, cujus rudera apud Pegaviam adhuc supersunt.** Groitzsch nebst Zubehör war noch 1482 ein Besitz der alten Herren, d. h. kurfürstlich. Später wurde es mit Pegau an die Familie von Pflugk verpfändet und dann deren Eigenthum. Amt und Rittergut Groitzsch sind aus einander zu halten. Das Rittergut bestand nur aus dem Burgberge und aus Zinsen und Rechten und hatte seit dem Anfange des 18. Jahrh. verschiedene Besitzer. Vergl. hierüber Bülau a. a. O., dem ich zum Theil wörtlich folge.

Von den Ruinen der Burg war in der letzten Zeit nichts mehr zu sehen. Als der Burgberg aber an einen Wirth veräußert wurde, haben die Neubauten des letzteren im J. 1849 zur Wiederauffindung der lange vergeblich gesuchten Trümmer der alten Burg Wiprecht's von Groitzsch geführt. Nach den mir vorliegenden Bemerkungen vom Baudirector Geutebrück (Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Bd. I. Leipzig 1856. S. 12 fg.) ist bisher nur die Ruine der Burgkapelle bloßgelegt worden. Die Kapelle war ein Rundbau von 30

1) Nicht zu verwechseln mit dem Dorfe Groitsch, eine Meile von Halle a/S. an der Götzschau, zum Amt Giebichenstein, früher zum Kloster Petersberg gehörig. Vergl. v. Dreyhaupt, Gesch. des Saalkreises. Bd. II. S. 903. 2) Bei *Köhler*, Codex diplom. Lusat. sup. Bd. I. Nr. 4. Märcker, Burggrafen von Meißen S. 35 bezweifelt die Echtheit der Urkunde, und wol mit Recht.

Fuß äußerem und 23 Fuß innerem Durchmesser, an welchen nach Osten zu, und zwar im Dreiviertel-Kreis, ein Apsis von 14 Fuß innerem Durchmesser sich anschließt. Der Verfasser meint, daß die groitzscher Kapelle nach der sogenannten St. Annakapelle auf dem Petersberge bei Halle, die mindestens aus dem 10. oder 11. Jahrh. stamme, erbaut worden ist. Entweder stammt sie nach ihm aus der ersten Bauzeit der Burg Groitzsch oder sie war schon als Taufkapelle vorhanden bei Erbauung der Burg. Die Einfachheit der Bauweise, soweit sie sich jetzt noch nachweisen läßt, deutet jedenfalls auf hohes Alter hin. Von der eigentlichen Burg sind keine Ruinen bloßgelegt worden. (*R. Pallmann.*)

GROLLIER (N. de Fuligny-Damas, Marquise von), eine geschätzte Blumenmalerin, die durch ihre Kunst die Grenzen des Dilettantismus weit überschritten hatte. Geboren am 21. Dec. 1742, wurde sie sehr jung mit dem Marquis de Grollier vermählt und brachte ihre Jugendzeit, fern von der großen Welt, in der Einsamkeit des Schlosses Pont-d'Ain zu. Als sie später nach Paris kam, offenbarte sich plötzlich ihr Kunstgenie, indem sie bald mit ihrem Lehrer van Spaendonck um den Vorzug stritt. Sie wurde Hofdame der Königin Maria Antoinette, und ob sie schon in den Tuillerien wohnte, oder in Lainville sich aufhielt, überall pflegte sie mit eigener Hand, mit großem Fleiße ihre Modelle die Blumen, die sie mit feinem Geschmack gruppirt, mit dem Pinsel auf der Leinwand in der ganzen Pracht ihrer vergänglichen Schönheit darzustellen verstand. Durch die Revolution und ihre aristokratische Stellung gezwungen, ihr Vaterland zu verlassen, durchreiste sie die Schweiz, Deutschland, hielt sich in Florenz und Rom auf; hier lernte sie Canova kennen und gab ihr den schmeichelhaften Titel eines Blumen-Raphaels. Zurückgekehrt nach Frankreich, versammelte sie in ihrem Hause zu Epinay einen Kreis der achtbarsten Künstler um sich — aber in Folge anstrengender Studien verlor sie das Gesicht, welches Unglück sie geduldig ertrug. Konnte sie auch nicht mehr die Farbenpracht ihrer Blumen sehen, blieb ihr doch zum Troste der Wohlgeruch ihrer Lieblinge. Sie starb 1828 *). (*Wessely.*)

GROLMAN (Johann August von), deutscher Jurist, geb. zu Gießen den 5. April 1805, gest. ebendaselbst den 9. Mai 1848. Er war der älteste Sohn des damaligen Professors und späteren hessischen Staatsministers Karl v. Grolman. Nachdem er durch Privatunterricht vorbereitet war, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, und von 1819—1822 das zu Darmstadt. Seine Neigung zum Studium der Jurisprudenz, die durch den Vater genährt wurde, führte ihn zunächst wieder nach Gießen auf die Universität, später nach Göttingen. Nach Gießen zurückgekehrt, erwarb er sich hier den Doctorgrad und habilitirte sich in der juristischen Facultät. Schon im folgenden Jahre (1828), noch zu Lebzeiten seines Vaters, wurde er außerordentlicher Professor der Rechte. Er scheint mehr durch den mündlichen Vortrag als durch literarische Leistungen bedeutend gewesen zu sein. Wir haben von ihm nur folgende Schriften: Nonnullae de statuaria conjugum portione observationes. Gisae 1827; Grundriß zu Vorlesungen über das katholische und protestantische Kirchenrecht. Frankf. a. M. 1828; Grundsätze des allgemeinen katholischen und protestantischen Kirchenrechts. Ebenda 1832. (2. Ausg. 1843). — Vergl. Neuer Nekrolog der Deutschen. Bd. 26, 1. Abth. S. 375 fg. (*R. Pallmann.*)

GROLMAN (Karl Ludwig Wilhelm von), deutscher Jurist und großherzoglich hessischer Staatsminister für das Departement des Innern und der Justiz und Präsident der vereinigten Staatsministerien, geb. den 23. Juli 1775 zu Gießen, gest. zu Darmstadt den 14. Febr. 1829. Er gehörte der Abkunft nach zu der Adelsfamilie, aber schon seine Vorfahren hatten den Adel abgelegt; er erhielt ihn für sich, seine Brüder und Nachkommen im J. 1812 durch den König von Preußen wieder. Sein Vater war landgräflich hessen-darmstädtischer geheimer Regierungsrath und Mitglied der Provinzialregierung zu Gießen. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt erhielt er seine erste wissenschaftliche Ausbildung. Schnelle Fassungsgabe und anhaltender Fleiß zeichneten ihn aus, sodaß er schon im Alter von 16 Jahren alle Classen der Anstalt durchlaufen hatte und auf die Landesuniversität übergehen konnte, um Jura zu studiren. Der junge Student entzog sich dem Strudel des damals wilden Treibens der Landsmannschaften zwar nicht, ließ sich aber doch auch andererseits nicht zu sehr hinreißen, um seine Hauptaufgabe, das Studium, zu vergessen. Nach einigen Jahren bezog er die Universität Erlangen, um seine Studien fortzusetzen. Auch hier blieb er dem Treiben des Studentenlebens außerhalb der Hörsäle nicht fern; ein Zweikampf, in dem er sich ehrenvoll hielt, war die Folge davon. Man sieht, Grolman war nicht ein einseitiger Bücherwurm, sondern suchte schon frühzeitig mit der wirklichen Welt im Zusammenhange zu bleiben.

Nach vollendeten Studien kehrte er nach Gießen zurück. Die Stellung seines Vaters hätte dem nun zwanzigjährigen Jüngling eine schnelle Carrière in der Verwaltung eröffnen können. Aber der junge Jurist hatte mehr Neigung zum akademischen Lehrfach, und der Vater legte ihm keine Schwierigkeiten in den Weg. Die akademischen Grade zu erlangen, schrieb er die Dissertation: De donatione propter nuptias. 1. Abtheilung im J. 1795 und wurde daraufhin Privatdocent. Schon 1798 wurde er außerordentlicher und zwei Jahre später ordentlicher Professor in der juristischen Facultät.

Grolman wandte sich besonders dem peinlichen Rechte zu, dem er schon während der Studienzeit unter Klein's und Kleinschrod's Leitung viel Zeit gewidmet hatte. Anfangs fand er an dem damaligen Kanzler der Universität Geheimrath und Professor Koch einen Gegner, der durch das aufstrebende Talent des jungen Juristen in seinem Ruhme verdunkelt zu werden fürchtete. Koch ließ sich nicht selten zu einem leidenschaftlichen Auftreten gegen Grolman hinreißen, aber letzterer blieb durch die Ruhe, welche er dem gefährlichen Gegner gegenüber

*) *Didot*, Nouvelle Biographie générale.

zu behaupten wußte, meist im Vortheil. Koch suchte sich später seinem literarischen Nebenbuhler wieder zu nähern, es ist aber zweifelhaft, ob das aus aufrichtigem Herzen geschah; wenigstens berechtigt die letzte Abhandlung, die Koch schrieb, zu diesem Zweifel, vergl. Zeitgenossen III. (1823) S. 6.

Die erste Schrift, welche Grolman nach der Doctordissertation veröffentlichte, führte den Titel: „Versuch einer Entwickelung der rechtlichen Natur des Ausspielgeschäfts" (1797). Diese nur wenige Bogen starke Abhandlung legte Zeugniß ab von dem selbständigen Nachdenken des Verfassers, indem derselbe nachwies, daß das Ausspielgeschäft eigentlich ein zwischen dem Ausspielenden einer-, und den Inhabern der Loose, als Gesammtheit, andererseits abgeschlossener Kauf sei, eine Anschauung, die jetzt wol die herrschende sein dürfte. Noch in demselben Jahre trat Grolman mit der Herausgabe der: „Bibliothek für die peinliche Rechtswissenschaft und Gesetzeskunde" hervor. Diese Bibliothek erschien in zwanglosen Heften; den ersten Band bearbeitete Grolman größtentheils selbst. An den folgenden vier Bänden, mit denen die Zeitschrift abschloß, arbeiteten auch hervorragende Fachmänner wie Harscher von Almendingen und Feuerbach mit, mit denen er den freundschaftlichsten Verkehr unterhielt. Das besondere Verdienst Grolman's liegt aber in seiner theoretischen Bearbeitung des Criminalrechts und darin, daß er eine neue Theorie zur wissenschaftlichen Begründung dieser Wissenschaft, die sogenannte Präventionstheorie, aufstellte oder doch tiefer begründete. Zwar ist diese Präventionstheorie, wie sie genannt wird, nicht als ein directer Fortschritt in der Wissenschaft des peinlichen Rechts anzusehen, aber sie wirkte besonders auf gegnerischer Seite anregend zu tieferen Forschungen über die eigentlichen Grundlagen des Criminalrechts. Grolman legte seine neue Theorie in einem Lehrbuche unter dem Titel: „Grundsätze der Criminalwissenschaft, nebst einer systematischen Darstellung der deutschen Criminalgesetze" (1798) nieder. Eine weitergehende und vollständigere Darlegung brachte die zweite Auflage vom Jahre 1805; im J. 1818 erschien eine dritte Auflage, die jedoch ein nur wenig veränderter Abdruck der zweiten ist. Die Principien dieser mit philosophischer Tiefe ausgebildeten Präventionstheorie sind (nach: Zeitgenossen III. S. 8) folgende: Der Mensch ist ein vernünftiges Sinnenwesen. Als solcher muß er nicht blos im Augenblick, wo er handelt, frei sein, sondern auch im Voraus wissen, daß er in der Vornahme der in seiner Rechtssphäre liegenden Handlungen nicht werde gestört werden. Der Staat muß also seinen Bürgern nicht blos augenblickliche Sicherheit gewähren, sondern er muß ihnen auch die Ueberzeugung sichern, daß sie in der Zukunft keine widerrechtlichen Ereignisse zu besorgen haben. So lange ein Bürger sich des Zutrauens seiner Mitbürger nicht unwürdig macht, haben sie keinen Grund, ihn zu fürchten. Durch den ersten Eingriff in ihre Rechte aber, durch ein Verbrechen verliert er jenes Zutrauen: will er also in der Gesellschaft bleiben, so muß er sich den Bedingungen unterwerfen, unter denen er desselben wieder würdig werden kann. Lust und Unlust sind die Triebfedern der Handlungen und Unterlassungen. Begierde und Lust erzeugen das Verbrechen; daher ist Tauglichmachung des Verbrechers für die Gesellschaft nur dadurch möglich, daß ihm gezeigt werde, es sei mehr Unlust als Lust mit seiner widerrechtlichen That verknüpft. Auf diese Weise wird er für die Zukunft von Verbrechen abgehalten; die Verbrechen, die er wahrscheinlich noch begangen hätte, werden also verhindert, prävenirt: daher der Name Präventionstheorie. Die wegen des begangenen Verbrechens, um den andern Bürgern die Ueberzeugung ihrer Sicherheit zu geben, zugefügten Uebel sind Strafen. Diese sind entweder absolute Sicherungsstrafen — wodurch der Verbrecher positiv unschädlich gemacht, ihm die Möglichkeit geraubt wird, jemals wieder unrechtliche Eingriffe zu thun — Tod und lebenslängliche Einkerkerung; oder relative Sicherungsstrafen: zeitliche Einkerkerung, Geld- oder körperliche Strafen u. s. w. — Die Gegner machten dieser Präventionstheorie den Vorwurf, daß ihr alle praktische Anwendung abgehe und daß kein Maßstab der Strafen sich in ihr denken lasse, sondern daß alle Verbrecher mit dem Tode oder mit lebenslänglicher Einkerkerung zu bestrafen seien. Grolman vertheidigte sich dagegen in der Schrift: „Ueber die Begründung des Strafrechts und der Strafgesetzgebung nebst Entwickelung der Lehre von dem Maßstabe der Strafen und der juridischen Imputation, den Freunden der Philosophie und der Rechtswissenschaft insbesondere gewidmet" (1799), ohne daß es ihm damit gelang, die praktische Anwendbarkeit seiner Grundsätze darzuthun.

Grolman versuchte es in jenen Jahren mehrmals, eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, ohne daß er damit jedoch nachhaltigen Erfolg hatte. Im J. 1798 machte er mit der Herausgabe seines: „Magazins für die Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung" den Anfang, es erschienen jedoch nur zwei Hefte. Die Fortsetzung erschien unter dem Titel: „Magazin für die Philosophie und Geschichte des Rechts und der Gesetzgebung"; seit dem Jahre 1808 arbeitete daran auch der Professor v. Löhr mit. — Im J. 1799 gab Grolman zusammen mit den gießener Professoren Schmidt und Snell auch eine andere Zeitschrift unter dem Titel: „Journal zur Aufklärung über die Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers" heraus; es erschienen jedoch nur zwei Hefte.

Als Grolman's vortrefflichstes Werk wird gerühmt die: „Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, nach gemeinem deutschen Rechte entworfen" 1800, 2. Aufl. 1803, 3. Aufl. 1818. Noch keinem Gelehrten war es bis dahin so gut wie ihm in diesem Werke gelungen, die verschiedenartigen Formen des deutschen Processes in solcher Klarheit und Einheit darzustellen. Auch der Code Napoléon ist von ihm bearbeitet worden, es erschienen jedoch nur 3 Bde. von 1810—1812 statt der 10 Bde., welche ursprünglich berechnet waren. Das letzte literarische Werk Grolman's war ein processualisches: „Ueber olographische und mystische Testamente" (1814), das sich an einen Rechts-

handel anschloß, in welchem er sich seinen bisherigen Freund Harscher von Almendingen, der im Proceß gegen ihn unterlag, zum Feinde machte.

Als akademischer Lehrer hatte Grolman große Verdienste. Er las nicht nur über Criminalrecht und Proceß, sondern auch über Naturrecht, und zwar mit großer Gründlichkeit und Klarheit. Dazu kam ein schwungvoller Vortrag, der anregender wirkte als die damalige Unsitte des Dictirens.

Die ihm vorgesetzte Staatsregierung erkannte frühzeitig seine Bedeutung auf dem Gebiete des Criminalrechts. Schon im J. 1804 hatte sie ihm den Charakter eines großherzoglichen Oberappellationsgerichtsraths beigelegt und im J. 1806 beauftragte sie ihn, zusammen mit dem Hofrath Schwabe zu Gießen ein neues Strafgesetzbuch (von welchem jedoch nichts an die Oeffentlichkeit kam) zu entwerfen. Als es sich bald nach der Gründung des Rheinbundes darum handelte, das französische Recht in dem Gebiete desselben in irgend einer Form einzuführen, wurde auch Grolman der Commission zugewiesen, welche damit beauftragt war, die Hauptgrundzüge desselben behufs der Einführung in Hessen, Nassau und Mainz zu entwerfen. Ein Resultat kam auch hier nicht zu Tage, und Grolman gerieth sogar mit Harscher von Almendingen über die Grundzüge in einen literarischen Streit, den er jedoch mit großer Mäßigung führte [1]). Daß sein schon oben angeführtes Werk über den Code Napoléon (eigentlich führte es den Titel: „Ausführliches Handbuch über den Code Napoléon zum Behufe wissenschaftlich gebildeter deutscher Geschäftsmänner") als eine directe Frucht jener Studien anzusehen ist, unterliegt wol keinem Zweifel.

Im J. 1810 wurde Grolman Rector der Universität Gießen. Sein Rectorat zeichnete sich durch einen hartnäckigen Kampf gegen die Landsmannschaften aus [2]), „vielleicht (wie der Biograph in Schmidt's Neuem Nekrolog der Deutschen. Bd. 7, 1. S. 175 bemerkt) nicht ohne Einfluß Napoleon's, dem der Geist, welcher auf unseren Hochschulen herrschte, nicht gefallen konnte." Mochte auch das Studium des französischen Rechts Grolman's scharfes Vorgehen gegen die Landsmannschaften entschuldigen: ein schönes Zeichen ist es nicht, daß Grolman den oppositionellen Geist, der damals gegen Napoleon auf den deutschen Universitäten lebte, in der Blüthezeit Napoleon's eifrig bekämpfte, um nach 1813 ebenso eifrig gegen Napoleon aufzutreten. So gehörte also Grolman zu der zahlreichen Classe von deutschen Männern, welche den Franzosen, so lange sie mächtig waren, in die Hände arbeiteten, um sie nachher ebenso schnell zu verlassen, zu jener großen Zahl zweideutiger oder doch unentschiedener Charaktere, welche den Mantel nach dem Winde tragen. Hervorhebenswerth ist es, daß Grolman's Namensvetter, der Oberstlieutenant Georg von Grolman, zu derselben Zeit gerade zu den bedeutenden Führern der entschiedenen Franzosenfeinde in Deutschland gehörte und ihnen durch Thaten und Opfer voranleuchtete. Vielleicht war es eine Belohnung für die französische Gesinnung unseres Grolman, wenn der König von Preußen, dem damals Alles daran gelegen war, von Frankreich nicht als Feind behandelt zu werden, ihm im J. 1812 für sich und seine Nachkommen den Adel erneuerte. Daß Grolman die weitere Herausgabe seiner Bearbeitung des Code nun unterließ, steht mit der Wendung am politischen Horizont ebenfalls im Zusammenhange. Ich lasse hier die Auslassungen des fast zu warmen Biographen in den „Zeitgenossen" (S. 16) wörtlich folgen, der mit Grolman jedenfalls in persönlicher Beziehung gestanden hat; sie werden zeigen, wie Grolman sich zur neuen Aera nach 1813 und dann wieder nach 1819 stellte. Sie lauten: „Die zu Anfang des Jahres 1814 im Großherzogthume Hessen höchsten Orts angeordnete allgemeine Landesbewaffnung durch Errichtung der Landwehr gab Grolman Gelegenheit, als deutscher Patriot sich zu bewähren. Er übernahm freiwillig die Stelle eines Bataillonschefs bei derselben, zu einer Zeit, wo solche noch von Manchem in der Besorgniß abgelehnt wurde, daß der Wechsel des Kriegsglückes an diese Stelle Verpflichtungen knüpfen möchte, deren Erfüllung seinen Privatverhältnissen nicht zusagen dürfte. Wer, so wie sein Biograph, Gelegenheit gehabt, Grolman's Gesinnung in traulicher Unterhaltung [3]) kennen zu lernen, muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß aus allen seinen Aeußerungen die bestimmte Tendenz hervorging, erforderlichen Falls mit gewaffneter Hand und unter Aufopferung aller individuellen Rücksichten des Eigennutzes, der Rückkehr eines politischen Verhältnisses im Vaterlande abzuwehren, dem, nach seiner Ueberzeugung, dasselbe fortan nur mit Schmach und Schande sich würde unterziehen können. Die feurigen Reden und Tagesbefehle, die Grolman in seiner neuen Eigenschaft als militärischer Chef seiner Vaterstadt erließ, flossen demnach gewiß (?) aus den innersten Motiven seines Gefühls, und wir sind überzeugt, daß, obwol gleich nach seinem Eintritte in die ministerielle Laufbahn die Aufhebung des Landwehrinstitutes wahrscheinlich auf seine Veranlassung stattfand, er sich zur Zeit von demselben die heilsamsten Wirkungen

---

1) Die Frage interessirte noch im J. 1826 den Freiherrn von Stein, der bei H. v. Gagern deshalb anfragt, ob nicht H. v. Almendingen und v. Grolman gegen Einführung des Code Napoléon geschrieben. Nach v. Gagern's Antwort scheint es, daß gerade v. Almendingen gegen die Einführung gewesen sei, wenigstens darf man das aus der Stelle seiner Metaphysik des Civilprocesses, die v. Gagern anführt, schließen. Vergl. Pertz, Stein's Leben. Bd. VI. S. 260 fg. Ich führe das deshalb an, weil nach den sonstigen Mittheilungen (vergl. Zeitgenossen a. a. O. S. 12 und Schmidt's Nekrolog) Grolman derjenige gewesen ist, der für Einführung war, während v. Almendingen die Einführung des Code nur unter gewissen Bedingungen befürwortete. Stein war also falsch berichtet hinsichtlich der Haltung Grolman's in dieser Frage.

2) Es wurde ein Disciplinargericht für die Studenten gebildet, und Grolman blieb auch nach dem Ablaufe seines zweijährigen Rectorats beständiger Director desselben, als welcher er eine „an Strenge grenzende Energie" zeigte. Vergl. Zeitgenossen a. a. O. S. 15.

3) Bei einem Beamten, der so vielfach von der Gunst abhängig ist, zumal wenn er ehrgeizig ist, werden wol nie vertrauliche Unterhaltungen, sondern, wo es möglich ist, Thaten für die wirkliche Gesinnung sprechen dürfen. Das zeigt das Parteileben aller Zeiten.

versprach. Wir können ihn auch deshalb nicht, wie vielleicht Mehrere (sic!), vom äußeren Anscheine hingerissen, geneigt sein möchten, der Versabilität in seinen Principien beschuldigen, da die Umstände, die in den Jahren 1814 und 1815 obwalteten, im J. 1820 aufgehört hatten. Und wenngleich wir nicht in Abrede stellen wollen, daß durch diese Maßregel ein Kapital von mehreren Millionen gewissermaßen vernichtet (!) wurde, so war dies doch keineswegs ein productives Kapital, sondern vielmehr ein solches, dessen Unterhaltung fortwährend Kosten verursacht haben würde, ohne daß der Zeitpunkt abzusehen war, wo der Ertrag dieselben ersetzen würde." So weit der Lobredner. Ich bemerke nur, daß der schon erwähnte Oberstlieutenant G. v. Grolman im J. 1819 als General und Generalstabschef des preußischen Heeres gerade aus dem Grunde seinen Abschied nahm, weil in Folge der reactionären Strömung, die damals die deutschen Regierungen durchzog, auch in Preußen die Existenz der Landwehr in Frage gestellt wurde. Bei diesem Grolman, nicht aber bei dem hessischen Grolman, ist Consequenz des Handelns wahrzunehmen.

Grolman's Haltung fand Beifall bei seinem Herrscher, der ihn im December 1815 zum Kanzler der Universität Gießen ernannte. Doch bekleidete Grolman diesen einflußreichen Posten nicht lange. Schon im J. 1816 wurde er von Gießen weg und nach Darmstadt berufen, um hier bei der Abfassung eines neuen Gesetzbuches in der damit beauftragten Commission den Vorsitz zu führen. Diese Commission erledigte zwar ihre eigentliche Aufgabe nicht, sie gab aber doch einen guten Anstoß, als sie durch ein am 1. Dec. 1817 veröffentlichtes Gesetz, durch welches die dereinstige Trennung der Justiz von der Verwaltung vorher verkündet wurde, ein Princip festsetzte, welches der im J. 1821 erfolgten neuen Organisation des Landes in ihren wesentlichen Bestimmungen zu Grunde gelegt worden ist. Im J. 1819 stieg Grolman zum Minister empor. Ich lasse hier seinen Biographen in den „Zeitgenossen" selber reden: „Grolman's mehrjährige, fast ununterbrochene Anwesenheit in der Residenz brachte ihn nothwendiger Weise in nähere Beziehungen zu seinem Fürsten und dessen Umgebungen. In den Cirkeln des Hofes und im gesellschaftlichen Umgange mit den vornehmsten Staatsbeamten hatte derselbe Gelegenheit, sich von einer Seite darzustellen, die seine Weltklugheit und sein Talent für das Hof- und praktische Geschäftsleben außer Zweifel setzte, und die zu der Erwartung berechtigte, daß er auch in dieser Sphäre seinem Souverän und seinem Vaterlande ausgezeichnete Dienste werde leisten können. Hierzu kam der Ruf von der Energie seines Charakters, den er als oberste Magistratsperson der Landesuniversität sich erworben und der unter den damals obwaltenden Conjuncturen um so mehr die Beachtung seines Fürsten auf ihn zog, als in den großherzoglichen Staaten sich manche bedenkliche Umstände offenbarten, welche außerordentliche Maßregeln von Seiten der obersten Staatsgewalt zu erfordern schienen." So wurde denn Grolman am 31. Juli 1819, angeblich zur Erleichterung des Staatsministers Freiherrn von Lichtenberg, zum wirklichen Geheimenrath und Mitgliede des geheimen Staatsministeriums ernannt. Als wenige Monate darauf der Freiherr von Lichtenberg starb, wurde Grolman der Charakter als Staatsminister ertheilt.

Grolman hatte nun die höchste Staffel erklommen, welche ihm als Hessen erreichbar war. Das Interesse an ihm hört nun für allgemeinere Kreise eigentlich auf, denn ein hessen-darmstädtischer Minister ist unter Umständen und wol meist weniger interessant, als ein fleißiger und geistreicher Universitätsprofessor. Und Grolman hat seit seiner Ernennung zum Minister seine literarische Thätigkeit auch wirklich an den Nagel gehängt. Die Verfassungswirren gerade der deutschen Kleinstaaten in den zwanziger Jahren sind aber doch interessant genug, als daß wir jetzt schon so ohne Weiteres abbrechen dürften, ganz abgesehen von dem psychologischen Interesse, welches das fernere Auftreten Grolman's gewährt.

Grolman hat die Erwartungen, die man von ihm hegen durfte, nicht durchweg erfüllt. Das hebt sogar sein Biograph in den „Zeitgenossen" hervor. Derselbe macht allerhand Redensarten, um das aus dem Geiste der Zeit zu erklären. Aber es liegt doch wol auf der Hand, daß der Mangel eines festen Charakters die Ursache davon war. Routine in den Geschäften (die Grolman sich übrigens bald aneignete), gesellschaftliche Gewandtheit und derartige äußere Dinge allein werden nie das Material zur Geburt eines fruchtbar wirkenden Staatsmannes abgeben. Grolman war so zu sagen eine Art Metternich im Kleinen, nur daß ihm dessen sinnliche Richtung gefehlt zu haben scheint, er vielmehr durch solide juristische Kenntnisse eine Auctorität war, was Metternich auf keinem Gebiete, wo es auf Kenntnisse ankam, beanspruchen darf. Es ist nach den jetzigen Anschauungen vom Parteileben interessant, folgende naive Darstellung in den „Zeitgenossen" zu lesen, durch welche Grolman mehr angeklagt, als entschuldigt wird: „In einem Zeitalter wie das gegenwärtige, wo oftmals Parteiungen unfreundlich einander gegenüber stehen, und wo die große Aufgabe zu lösen ist, widerstrebende Elemente im Staatsprincip selbst zu vereinigen, wird es dem an der Spitze der ganzen Verwaltung isolirt stehenden Minister leicht unmöglich, allen an ihn, nicht selten mit wenig Billigkeit gemachten Forderungen ein vollständiges Genüge zu leisten. Um sich aus diesem Dilemma zu ziehen, bestreben unsere jetzigen Staatsmänner sich meistentheils durch Modificationen und Ergreifung halber Maßregeln, welches sie ein Wandeln auf der goldenen Mittelstraße nennen, es Allen recht zu machen. Es hat aber, wie die Erfahrung lehrt, die Befolgung dieses Schaukelsystems nur zu gewöhnlich den Nachtheil, daß eben diese Staatsmänner, indem sie parteilos zu handeln sich den Schein geben und nach dem Ruhme der Mäßigung trachten, sich alle Parteien zu Feinden machen, statt daß, herrschte unter diesen nicht Leidenschaft, sie dem Minister für sein schonendes Verfahren Dank wissen sollten. Auch Grolman hat, wie nicht in Abrede zu stellen ist, sich dieses Schicksal bereitet."

Was das Thatsächliche aus der Regierungszeit Grolman's betrifft, so ist Folgendes hervorzuheben.

Gleich als Grolman an das Ruder kam, waren im Starkenburgischen Unruhen bei der Eintreibung der Steuern entstanden. Grolman belegte die widerspenstigen Gemeinden mit strenger Einquartierung und stellte so die Ruhe wieder her. Ein gleich darauf erlassenes Gesetz über das Verfahren bei Erhebung der Steuern sollte ähnlichen Fällen für die Zukunft vorbeugen. Wohlthätig war ein anderes Gesetz vom December 1819, welches eine beständige Commission zur Visitation sämmtlicher Justiz- und Regierungsämter in den Provinzen Starkenburg und Oberhessen einsetzte.

Während Grolman in solchen Dingen, wo ihn seine praktische Erfahrung unterstützte, ganz zweckmäßig verfuhr, fehlte es ihm jedoch an der nöthigen Tiefe des staatsmännischen Blickes, wo es den ganzen Staat betreffende Lebensfragen galt. Ich meine das Verhalten Grolman's in der hessischen Verfassungsfrage. Der Großherzog hatte mehrere Monate vor Grolman's Ministerium seinen Unterthanen die beruhigende Versicherung ertheilt, daß im Mai des Jahres 1820 der von ihnen bei verschiedenen Gelegenheiten so sehnlich geäußerte Wunsch wegen Ertheilung der bereits auf dem Monarchencongresse zu Wien verheißenen Repräsentativ-Verfassung in Erfüllung gebracht werden würde. Trotzdem liefen noch Petitionen wegen beschleunigter Promulgation einer Verfassung ein. Grolman glaubte wol nach Antritt seines Ministeriums zur Verfassungsfrage gleich Stellung nehmen zu müssen und erließ folgende Erklärung: „daß Se. Königl. Hoheit Ihr fürstliches Wort zwar nicht vor dem von Ihnen festgesetzten Zeitpunkte, dann aber unfehlbar zu lösen wissen würden und daß die Bekanntmachung der Verfassungsurkunde, durch welche der Großherzog das Band der Liebe und des Vertrauens, das Ihn und Seine getreuen Unterthanen umschlänge, auf ewige Zeiten noch fester zu knüpfen hoffte, eine angemessene Zeit vorher, und sobald es nur Seine Verhältnisse zum deutschen Bunde erlaubten, erfolgen werde". Damit verpflichtete sich der Großherzog wie Grolman ziemlich fest; eine Hinterthür lag freilich in den Worten „sobald es nur Seine Verhältnisse zum deutschen Bunde erlaubten". Abkühlend auf die Hessen-Darmstädter mußte aber jedenfalls die hinzugefügte Bemerkung wirken: daß von nun an diejenigen, welche die Unterthanen ferner zu unbescheidenen Bitten der bezeichneten Art verleiten, oder dergleichen Bittschriften fertigen würden, als Volksaufwiegler und Unruhstifter behandelt und von den Gerichten bestraft werden sollten. Am 18. März 1820 wurde dem Lande nun wirklich eine Verfassungsurkunde ertheilt, deren Schöpfer der Minister selber war. Sie fand aber im Lande fast allgemeine Misbilligung, zumal im Hinblick auf die Versprechungen des Großherzogs vom Jahre 1814 und auf die früheren Ansichten Grolman's, die etwas Befriedigenderes hätten erwarten lassen. Was den Großherzog betrifft, so hatte er sich auf dem Monarchencongresse zu Wien unter dem 16. Nov. 1814 dahin ausgelassen, daß er seinen Ständen folgende Prärogative zu bewilligen entschlossen sei: Das Recht der Bewilligung und Regulirung sämmtlicher zur Staatsverwaltung nothwendigen Abgaben, die Einwilligung bei neu zu erlassenden Landesgesetzen, die Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern zu allgemeinen Staatszwecken und endlich das Recht der Beschwerdeführung gegen die Staatsdiener und sich bei ergebenden Misbräuchen jeder Art. Das Edict vom 18. März 1820 gewährleistete aber nicht einmal den Einfluß, den die Stände des Großherzogthums schon vor der Einverleibung in den deutschen Bund als gesetzgebender Körper auf die Verwaltung des Landes besessen hatten. Sie erhielten durch dasselbe nur die Befugniß: über das Finanzgesetz sich gutachtlich zu äußern, Rechenschaft über die erhobenen Abgaben zu verlangen und Petitionen an den Regenten gelangen zu lassen, deren Willfahrung lediglich seiner Weisheit überlassen blieb. So sehr man Grolman auch angriff, so ist er doch in mancher Hinsicht zu entschuldigen. Die Aufgeregtheit, welche sich vieler Classen des deutschen Volkes bemächtigt hatte und von der noch eben Kotzebue's Ermordung durch Sand einen Beweis ablegte, konnte bei Ertheilung einer durchaus freisinnigen Verfassung damals zu gefährlichen Extravaganzen führen. Zudem mußte Grolman auf die Haltung der beiden deutschen Großstaaten Rücksicht nehmen, die einer freisinnigen Richtung damals durchaus nicht hold waren. Als am 17. Juni 1820 die zweite Kammer auf Grund der neuen Verfassung in Darmstadt zusammentrat, kam es sofort zu einem Zwiespalt. Schon am 18. Juni wurde dem Großherzoge eine von 31 Mitgliedern, d. h. der Majorität der zweiten Kammer, unterzeichnete Vorstellung überreicht, in welcher sie die Unzulänglichkeit des Edicts vom 18. März, als Verfassungsurkunde genommen, entwickelten und zu erkennen gaben, daß ihre Wahl nur stattgefunden und von ihnen angenommen worden in der Voraussetzung, daß doch wenigstens der Eröffnung des Landtages die Promulgation einer umfassenden Verfassungsurkunde vorangehen würde. Zugleich erklärten sie, daß sie sich nicht constituiren, sondern ihr Mandat in die Hände ihrer Mandanten zurückgeben würden. Das geschah auch wirklich. Es würde zu weit führen, die ferneren Verhandlungen hinsichtlich der hessischen Verfassung zu verfolgen. Es sei nur noch erwähnt, daß Grolman bald genug einsah, er würde alle Popularität verlieren, wenn er nicht entgegenkommender aufträte. Er lenkte deshalb ein, gestattete deshalb Oeffentlichkeit der Kammerverhandlungen, schlug sogar vor, die Minister verantwortlich zu machen. Das Resultat dieser Verhandlungen war, daß Grolman eine neue Verfassungsurkunde entwarf, die unter dem 17. Dec. 1820 vom Großherzoge vollzogen und am 21. Dec. in Gegenwart beider Kammern feierlich verkündet wurde. Die neue Verfassung befriedigte mehr, als das Edict vom 18. März, und gehört unstreitig zu den besseren, die Deutschland damals hervorgebracht hat. Während Grolman wegen des Edicts vom 18. März von den Liberalen als ein Ultra bezeichnet worden war, so wurde er jetzt von denen, die das Edict vom 18. März gebilligt hatten, getadelt, daß er vom Strome der Zeit sich habe hinreißen lassen und zu politischen Maximen sich bekenne, die, suchten die Regie-

rungen ihrer Anwendung auf die Staatspraxis nicht allen Ernstes entgegen zu wirken, deren Stabilität selbst in Gefahr brachten [4]).

Als Grolman's fernere Handlungen als Minister (das Auswärtige behielt er übrigens nicht) sind folgende hervorzuheben.

Am 20. Nov. 1819 wurde das Landwehrinstitut aufgehoben, für den kleinen Staat vielleicht ein ganz wohlthätiger Schritt.

Im J. 1822 trat in Hessen die von Friedrich Wilhelm III. von Preußen zuerst angeregte Union der Reformirten und Protestanten ins Leben, vergl. Bülau, Geschichte Deutschlands von 1806—1830. Hamburg 1842. S. 533.

Von weittragenderer Bedeutung war der Schritt, den Hessen-Darmstadt im März des Jahres 1826 that, indem es sich Preußen in der Zollvereinsfrage näherte. Da bis dahin nur die kleineren im Machtbereiche Preußens liegenden Staaten in dieser Angelegenheit an Preußen sich angeschlossen hatten, so war es für das weitere Deutschland von großer Wichtigkeit, daß Hessen-Darmstadt das erste Beispiel eines auf dem Fuße voller rechtlicher Gleichheit sich mit dem preußischen Zollvereine vereinigenden Staates gab. Man darf annehmen, daß Grolman, der sich um die Finanzverwaltung besonders verdient gemacht hat, hierzu in erster Reihe gewirkt hat.

Grolman war ein überaus fleißiger Arbeiter. Obgleich er im J. 1821 das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welches einen eigenen Chef erhielt, abgab, behielt er doch noch einen sehr weiten Wirkungskreis. Auch die Commission zur Bearbeitung einer neuen Civil- und Criminalgesetzgebung ward unter ihm wieder thätig. Trotz einer großen Last von Geschäften, war er leicht zugänglich und vermochte die geringsten Einzelheiten seiner vielen Dienstzweige klar zu überschauen. Das war nur dadurch möglich, daß er nur den Geschäften und seiner Familie lebte. Vergnügungen kannte er fast gar nicht. Im Theater sah man ihn nur selten. In späterer Zeit, seitdem ihn der Großherzog mit dem ehemals von Rimpt'schen Gute von Gundershausen belehnt hatte, ging er zuweilen zur Jagd. Das neue Gymnasialgebäude zu Darmstadt wurde durch seine Verwendung gebaut.

Von seiner Gattin, Emilie von Dewal, hatte er drei Söhne und vier Töchter. Er hinterließ den Ruf eines guten Familienvaters und geachteten Privatmannes, der den Staat nicht zur eigenen Bereicherung benutzt hatte. — Vergl. über ihn besonders: Zeitgenossen, Neue Reihe. Bd. III. Leipzig 1823. S. 1 fg. Schmidt's Neuer Nekrolog der Deutschen von 1829. Jahrgang VII, 1. Ilmenau 1831 schöpft vorzugsweise aus den: „Zeitgenossen", die mir ebenfalls Hauptquelle gewesen sind. *(R. Pallmann.)*

4) So freisinnig, wie Grolman sich in der Verfassungsfrage schließlich zeigte, trat er am Bundestage nicht auf, als im Jahre 1823 ein Theil der holsteinischen Stände an den Bundestag mit einer Beschwerde gegen den Landesherrn gewendet, der ihnen die Verfassung vorenthalte. Hessen-Darmstadt gehörte bei der Abstimmung zu der strengen Minorität, welche unter Preußens Vorgange für Abweisung der Beschwerde auf Grund der Nichtcompetenz des Bundes sich aussprach, vergl. Bülau a. a. O. S. 503.

GROLMAN, das Geschlecht von, gehört zu dem jüngeren Adel der preußischen Monarchie. Es stammt, ursprünglich bürgerlich, aus Bochum in der Grafschaft Mark. Die adeligen Glieder derselben leiten ihren Ursprung von dem Kaufmann und Rentmeister Georg Grolman ab, der zu Bochum am 27. Febr. 1714 starb. Derselbe hinterließ vier Söhne: 1) Johann Arnold Gr., Kaufmann zu Königsberg in Preußen, starb 9. Oct. 1710. 2) Kaspar Dietrich Gr., Rathsherr zu Bochum, starb im J. 1738; seine Nachkommen wurden nicht geadelt. 3) Paul Adolf Gr., Dr. jur. und Justizrath beim Hofgerichte zu Cleve, starb 8. Juli 1738 zu Wetzlar. 4) Melchior Dittmar Gr., stirbt als hessendarmstädtischer Geheimer Rath. — Der älteste Sohn von Nr. 1 war der Major Georg Arnold, welcher am 27. Dec. 1741 von Friedrich dem Großen für sich und seine Nachkommen in den Adelstand erhoben wurde und 1762 als Oberst zu Coblenz starb. Der unter Nr. 3 erwähnte hatte drei Söhne; der älteste derselben, Hermann Adolf Gr., hinterließ einen Sohn: Johann Georg Ludwig Adolf, welcher mit seinen Vettern Heinrich Dietrich und Ludwig Adolf Christian, den Söhnen des jüngeren Bruders von Hermann Adolf, mittels Diplom vom 29. Sept. 1786 in den preußischen Adelstand erhoben wurde. Von Nr. 4 stammt der hessen-darmstädtische Minister Karl Ludwig Wilhelm als Enkel ab, welcher am 22. Oct. 1812 den preußischen Adel verliehen erhielt, vergl. den Artikel über ihn vorher S. 67 fg. — Das Wappen der Familie ist eine goldene, auch silberne Lilie im blauen Felde und auf dem gekrönten Helme zwischen zwei Büffelhörnern ein mit der Spitze nach Oben gerichtetes Schwert; die Helmdecken sind blau und weiß. Vergl. besonders: v. Zedlitz-Neukirch, Neues Preußisches Adelslexikon. Bd. II. Leipzig 1842. S. 286—289. Dazu v. Ledebur, Adelslexikon. Bd. I. 1855. S. 289. — Die berühmteren Glieder des Geschlechts stammen von Paul Adolf Grolman, dem dritten Sohne des Rentmeisters Georg Grolman zu Bochum ab. Es sind:

1) **Heinrich Dietrich von Grolman**, königlich preußischer geheimer Obertribunalpräsident zu Berlin, geb. den 31. Dec. 1740 zu Bochum in der Grafschaft Mark, gest. den 21. Oct. 1840 zu Berlin. Sein Vater war Christoph Dietrich v. Grolman, welcher am 12. Febr. 1784 als Regierungsdirector zu Cleve starb. Sorgfältig vorbereitet, theils auf der Schule zu Cleve, theils durch Privatlehrer, und besonders in den alten Sprachen tüchtig, bezog der junge Grolman im J. 1759 die Universität Halle, um die Rechte zu studiren. Nachdem er seine Studien auf der Universität Göttingen absolvirt hatte, wurde er 1762 bei der Regierung zu Cleve angestellt. Im J. 1765 wurde er nach Berlin an das Kammergericht versetzt und noch in demselben Jahre am 27. Dec. zum Kammergerichtsrathe, später zum Pupillenrathe ernannt. Eine unermüdliche Thätigkeit und gründliche Fachkenntnisse verschafften ihm schon damals den Ruf als einem der tüchtigsten Juristen Preußens. Ganz

in der Zeit Friedrich's des Großen stehend, theilte er dessen Ideen über die Nothwendigkeit eines nationalen preußischen Gesetzbuches. Er wurde, nachdem er 1786 in den Adelstand erhoben worden war, im J. 1787 als Geheimer Justizrath zum Mitglied der betreffenden Gesetzcommission ernannt, welcher die Ausarbeitung des preußischen Landrechtes oblag. Unter seiner thätigen Leitung wurden die Erinnerungen, welche über den Entwurf eines Gesetzbuches von einzelnen Gelehrten und den dazu aufgeforderten Landescollegien in Bezug auf das Personenrecht eingingen, sorgfältig zusammengestellt, um sodann mit seinem Gutachten versehen zu werden. In Folge seiner tüchtigen Leistungen wurde er 1793 zum Geheimen Obertribunalsrathe und am 23. April 1804 Präsidenten des Geheimen Obertribunals ernannt. Eine schwere Zeit brach bald darauf über das Land herein und Grolman fügte sich in das Unvermeidliche. Seinen ältesten Sohn Georg, den Militär, mußte er 1809 außer Land gehen sehen, um den Nationalfeind Napoleon, wo es auch sei, zu bekämpfen; vergeblich hatte der besonnenere Vater den feurigen Kriegsmann im preußischen Dienste zurückzuhalten gesucht. Dafür wurde er glänzend belohnt durch den Heldenmuth, mit welchem derselbe nach seiner Rückkehr ins Vaterland gegen den Erbfeind kämpfte.

Am 27. Dec. 1815 feierte H. D. v. Grolman sein 50jähriges Dienstjubiläum. Er erhielt bei dieser Gelegenheit das Prädicat Excellenz und beim Ordensfeste des Jahres 1816 den rothen Adlerorden 1. Classe. Im J. 1817 wurde er Mitglied des Staatsrathes, zu dem auch sein Sohn, der General Georg v. Grolman, gehörte. Schon war der hochstehende Mann im 77. Jahre und die Kräfte, besonders des Gesichts und Gehörs, begannen ihn zu verlassen. Er bat deshalb um seine Dienstentlassung. Sein Gesuch wurde ihm durch ein Cabinetsschreiben Friedrich Wilhelm's III. am 7. Jan. 1833 gewährt und ihm zugleich der schwarze Adlerorden ertheilt, den er — ein seltener Fall — bald mit seinem Sohne Georg zugleich tragen sollte. Fern vom Amte, lebte der ehrwürdige Greis seitdem seinen wissenschaftlichen Studien und dem Kreise seiner Familie. Er war den Berlinern als der „alte Grolman" wohlbekannt. Fast hatte er das hundertste Lebensjahr erreicht, da rief ihn der Tod ab. Sein wohlgelungenes Porträt von Begas hängt in dem Sitzungssaale des Geheimen Obertribunals und erinnert die älteren Räthe noch jetzt an die außerordentliche Gewandtheit, mit welcher der Verstorbene die schwierigsten Debatten zu leiten verstand. — Vergl. Döring im: Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 18 vom Jahre 1840. S. 1020 fg., dem ich in Ermangelung weiteren Materials zum Theil wörtlich zu folgen genöthigt war. — Von seinen Söhnen sind Georg und Wilhelm Heinrich hervorzuheben.

2) **Karl Wilhelm Georg von Grolman**, preußischer General der Inf. und Generalstabschef, der Sohn Heinrich Dietrich's v. Grolman, geb. zu Berlin den 30. Juli 1777, gest. den 15. Sept. 1843 zu Posen. Einer der hervorragendsten Helden des Befreiungskrieges und noch wenig in seiner Bedeutung in weiteren Kreisen gewürdigt [1]). „Ein Mann von großen Talenten, von einfachem, alterthümlichem Charakter, ganz und gar der guten Sache ergeben, der Oberst von Grolman, von dem noch Vieles und Großes zu sagen sein wird, einer der besten Officiere der ehemaligen preußischen Armee", so schildert ihn Gneisenau im J. 1812 [2]). Der alte Arndt charakterisirt ihn so: „Grolman, zwanzig Jahre jünger als Gneisenau, galt mit Recht für einen der gelehrtesten, erfahrensten und kühnsten Soldaten des preußischen Heeres; er ist von Vielen der Bedeutendste genannt worden, wie Gneisenau der Hochherzigste. Eine hohe, stattlich mächtig geschaffene Männergestalt mit ernstem, offenem, ruhigem Visir. Dieser stand in der äußern Erscheinung geschlossen und still da, eine in sich vollendete Natur, immer hell, ruhig, besonnen, Jedem freundlich, aber nichts von dem Beweglichen, Ueberfliegenden, was Gneisenau auszeichnete, nichts von dem leicht in Andere Uebergehenden; er stand da wie ein aus Erz gegossenes Standbild, aber mit Kühnheit und Befehl im Blick. Geschwind in Wort und Gedanken, geschwindest von Beschluß und That, war er ebenso bescheiden als Gneisenau. Schwerere Kürze in Gedanken und leichtere Klarheit in Worten wird man selten finden. Ich habe Niebuhr einmal gesehen, wie er in einer kleinen Gesellschaft Grolman Spanisches abzulocken wußte, wie er bewundernd an des Erzählenden Lippen hing, und in späteren Jahren habe ich eigentlich keinen einzigen der berühmten Feldherren des Tages von ihm preisen gehört, als eben diesen; diesen müsse man zum Thucydides, Polybius, Livius und Cäsar als Lager- und Schlachten-Ausleger stets mit sich führen." Stein ehrte den geraden deutschen Mann und glühenden Feind Napoleon's in Grolman hoch; das kann man schon daraus entnehmen, daß der strenge Freiherr in seinem Arbeitszimmer auf Schloß Nassau das Bild Grolman's hängen hatte [3]).

Grolman ist mit Blücher der kühnste Taktiker und mit Gneisenau der größte Stratege der Freiheitskriege gewesen, war bei größerer Besonnenheit zugleich durch Verwegenheit Gneisenau überlegen. Wäre man seinem dringenden Rathe gefolgt, dann wurden das Treffen bei Heilsberg 1807 und die Schlacht bei Lützen Siege, dann wurde nach der Niederlage bei Dresden der verlustvolle Rückmarsch über den Kamm des Erzgebirges nicht angetreten. Seinem kühnen Befehle ist das rechtzeitige Eingreifen der Preußen in die Schlacht bei Belle-Alliance, seinem verwegenen Rathe der Marsch Blücher's 1815 nach der Südseite von Paris zuzuschreiben. Sein größtes Verdienst ist die entscheidende Wendung, die er dem Feldzuge von 1814 durch seine dringenden Vorstellungen gab und die zur schnellen Einnahme von Paris statt, wie es Schwarzenberg und die Friedenspartei im Haupt-

1) Am eingehendsten von Höpfner im Nekrolog des Militärwochenblattes (Beiheft October) 1843. Ein Uebelstand für den Biographen Grolman's ist es, daß Grolman nichts Handschriftliches, auch sehr wenig Briefe von wichtigerem Inhalt hinterlassen hat, wie ich durch seine Familie erfahre. 2) In einem Briefe an Graf Münster. Vergl. Hormayr, Lebensbilder. Bd. I. Jena 1841. S. 219. 3) Vergl. Pertz, Gneisenau. Bd. 3. S. 618.

quartier wünschte, zum Rückzuge an den Rhein führte. Obgleich niemals mit einem selbständigen Commando dem Feinde gegenüber betraut, gehörte Grolman zu den größten Strategen der Befreiungskriege; der Ruhm des Generals von Kleist gehört zum Theil Grolman, der sein Generalstabschef war: jener kühne Verzweiflungsmarsch z. B., welcher die entschiedene Niederlage Vandamme's bei Culm herbeiführte, ist in Grolman's Kopfe entsprungen. Besondere Eigenschaften befähigten ihn nach dem Kriege dazu, der Gründer des modernen preußischen großen Generalstabes zu werden, dessen erster Chef er war. Diese Eigenschaften waren ein eminentes Gedächtniß, eine ungemeine Orientirungsgabe und eine unglaubliche Terrainkenntniß, die ihn überall zu Hause sein und die Lagenverhältnisse im Großen und Einzelnen leicht überschauen ließen. Eine Gegend, die er einmal gesehen, vergaß er in ihren kleinsten Details nie wieder [4]); eine Karte las und studirte er, wie Andere ein Buch, sodaß ihm das dargestellte Terrain völlig zu eigen wurde, und daher auch nicht leicht ein Mensch so heimisch in Europa war wie er. Karl Ritter selbst hat erklärt, daß er in topographischer Hinsicht dem Verkehr mit Grolman viel zu danken habe. Wenn Grolman durch sein gerades Wesen im Leben mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen hatte, so besaß er dafür in militärischen Dingen ein überaus gesundes Urtheil, traf meist den Nagel auf den Kopf. Jene Biederkeit und altpreußische Strenge gegen sich und Andere, die ihn vor so Vielen auszeichnete, verdankte er zum Theil der sorgfältigen Erziehung und dem musterhaften Vorbilde seines Vaters H. Dietrich v. Grolman, seit 1804 Präsidenten des Geheimen Obertribunals (vergl. vorher), dessen zweitältester Sohn er war. Ob die Mutter Marie Susanne, geb. Märker, auf ihren Sohn besonders bestimmend gewirkt, ist mir nicht nachweisbar.

Den ersten Schulunterricht erhielt der junge Grolman auf der damaligen Realschule, dem jetzigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Es duldete ihn aber nicht lange in den engen Räumen der Schule. Der Geist der Zeit Friedrich's des Großen war auch in das stille Juristenhaus gedrungen und scheint den thatendurstigen Knaben mächtig ergriffen zu haben. Eine entschiedene Neigung zum Soldatenstande trat in ihm hervor, und der Vater legte ihr keine Schwierigkeiten in den Weg. So trat denn der junge Grolman in einem Alter von noch nicht 14 Jahren in das preußische Heer und schwur am 22. März 1791 als Junker des Infanterieregiments Möllendorf zur Fahne. Am 1. April [5]) that er den ersten Dienst. Im März 1793 avancirte er zum Portepeejunker, im J. 1795 zum Fähnrich, im April 1797 zum Seconde- und im März 1804 zum Premierlieutenant und Adjutanten bei der berlinischen Inspection des General-Feldmarschalls von Möllendorf. Schon im September 1805 wurde er zum Stabscapitän befördert. Diese verhältnißmäßig schnelle Beförderung hatte ihren Grund nicht in kriegerischen Verdiensten, sondern in den wissenschaftlichen Bestrebungen des jungen Officiers. So jung Grolman in das Heer eingetreten war, so wenig hatte er sich von dem leichtfertigen Wesen der meisten seiner damaligen Kameraden verführen lassen und den Traditionen seiner Familie getreu, es vergessen, einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung nachzustreben. Glücklicherweise fällt in seine wichtigste Entwickelungsperiode der Eintritt Scharnhorst's in das preußische Heer.

Dieser um die Reorganisation der preußischen Armee so hochverdiente Officier war bekanntlich im J. 1801 als Oberstlieutenant im 3. Artillerieregiment und Lehrer der Militärakademie aus dem hannöverschen in den preußischen Dienst übergetreten. Er hatte mit großem Eifer dahin gewirkt, die Militärakademie, die bis dahin nur für Artilleristen bestand, zu einer Lehranstalt auch für junge Infanterie- und Cavalerieofficiere zu erweitern. Durch königliche Cabinetsordre vom 6. Oct. 1801 wurde dies gestattet [6]). Scharnhorst lehrte an ihr über Strategie, Taktik, Wirkung des Feldgeschützes und Verrichtungen des Generalstabes. Die Anstalt gedieh, und Scharnhorst verband mit ihr speciell einen Unterricht für die jüngeren Officiere der berlinischen Inspection. Grolman nahm an diesem Unterrichte Theil. Wie es scheint mit Eifer und so, daß er die Aufmerksamkeit Scharnhorst's erregte. Bald finden wir ihn nämlich als thätiges Mitglied der militärischen Gesellschaft. Diese militärische Gesellschaft war im Juli 1801 auf Scharnhorst's Betrieb gegründet worden. Grolman gehörte zwar nicht zu ihren Stiftern, wol aber zu ihren ersten Mitgliedern, denn er ist in der ersten Mitgliederliste der funfzehnte. In dem Verein war die damalige und spätere geistige Elite des preußischen Heeres vertreten. Der eitle General Rüchel war zwar Präses der Gesellschaft, Scharnhorst aber als ihr Director die eigentliche Seele derselben. Ich nenne von den später berühmt gewordenen Mitgliedern: die beiden Capitäne Schöler im Cadettencorps, Cap. v. d. Knesebeck, damals Adjutant der potsdamischen Inspection, Lieut. v. Valentini im Jägerregiment zu Mittenwalde (unter York), Oberst v. Kleist, Director der Militärakademie, Oberst v. Lecocq, Lieut. v. Rühle, Rittmeister v. Borstell, Major v. Jagow, Lieut. Graf Henckel, Oberstlieut. York zu Mittenwalde, Lieut. v. Reiche; seit 1803: Capitän v. Gneisenau, Major v. d. Marwitz, Prinz Louis Ferdinand, Lieut. v. Müffling, Major v. Dolffs, Oberpräsident v. Stein. Die Gesellschaft gab seit 1802 eine Zeitschrift heraus unter dem Titel: Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft zu Berlin. Berlin 1802 bis 1806. Grolman erscheint im Jahresbericht von 1804 S. 5 als Bibliothekar der Gesellschaft; auch als Mitarbeiter war er thätig, indem er im 3. Bande vom J. 1803 ein französisches Werk über Topographie recensirte. Die ganze Zeitschrift stand ihrem Gehalte nach zwar nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe: es fehlte die kritische Schärfe, vielleicht auch der Muth, um den wirklichen Ursachen der Siege Napoleon's nachzuspüren, das preußische Militär-

4) Höpfner, Nekrolog S. 2. Ich bemerke dazu, daß Höpfner in nahen persönlichen Beziehungen zu Grolman gestanden hat.
5) Daher wurde sein 50jähriges Jubiläum auch am 1. April und nicht am 22. März 1841 gefeiert.

6) Klippel, Leben Scharnhorst's. Bd. 3. S. 23 fg.

system nach dem französischen zu messen und die Uebel des ersteren offen bloßzulegen. Noch war man zu sehr in dem Studium der Zeit Friedrich's des Großen befangen, obgleich dessen Lineartaktik durch das System Napoleon's schon beseitigt war. Trotzdem trat mancher kritische Gedanke zu Tage; die moderne preußische Schule unter Scharnhorst suchte sich wenigstens Geltung zu verschaffen, und das mußte auf die jüngeren Officiere segensreich wirken, zumal auf Grolman, der als Adjutant Möllendorf's [7]) leicht in Versuchung gerathen durfte, die Verehrung für die Person seines Chefs auch auf die von demselben vertretene militärische Anschauungsweise zu übertragen. Grolman wurde mit Clausewitz einer der liebsten Schüler Scharnhorst's; er gelangte durch letzteren später auch zu einer höchst einflußreichen Stellung.

Der junge Grolman heirathete im J. 1804 die Tochter des Präsidenten von Gerlach [8]). Das Glück der Ehe währte nicht lange; die junge Frau starb bald nach der Geburt einer Tochter [9]) schon im J. 1807. Eine trübe Zeit für Grolman brach bald auch in politischer Hinsicht herein.

Schon im J. 1805 hatte Preußen den Degen gegen Napoleon gelockert gehabt, zum Losschlagen hatte es aber die erbärmliche Politik des Grafen v. Haugwitz nicht kommen lassen. Napoleon's Auftreten zwang dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen jedoch bald den Degen in die Hand. Im Herbst 1806 wurde die Mobilmachung beschlossen. Grolman, als Adjutant an die Person des Feldmarschalls v. Möllendorf gekettet, kam zunächst weniger in das bunte Treiben des Feldlagers, sondern blieb mit Möllendorf in der nächsten Nähe des Königs, der am 23. Sept. sein Hauptquartier in Naumburg aufschlug; unter den hier anwesenden Hauptpersonen befand sich auch der Generaladjutant des Königs Oberst v. Kleist, später von Nollendorf zubenannt. Weil Kleist später mit Grolman in engere Beziehungen kam, so möge schon hier bemerkt werden, daß er zu den hervorragenden Capacitäten des preußischen Heeres schon damals nicht gehört. „Kleist war", so schreibt Höpfner [10]), „ein äußerst würdiger, achtungswerther und wohlwollender Mann und braver Soldat, der seinem Posten als vortragender Generaladjutant des Königs nach bestem Wissen und Gewissen vorstand, es aber nicht verstand, in einer so schwierigen Zeit seine bedeutende Stelle auszufüllen und eine entscheidende Stimme zu gewinnen, wozu er mit der Autorität des Königs im Hintergrunde eigentlich berufen war." Andere, wie v. d. Marwitz (Nachlaß. Bd. I. S. 209), schildern ihn als flau und gleichgültig. — Leute wie Rüchel und der unwissende und charakterlose Massenbach hatten damals das Heft in Händen; Scharnhorst konnte noch nicht zur Geltung gelangen. So wurde die Schlacht bei Jena und Auerstädt vollständig verloren. Grolman war auch im Kampfgewühle gewesen. Auf dem unglücklichen Rückzuge begleitete er den leichtverwundeten Feldmarschall; er wurde aber bei der Ausführung eines Befehls bald von demselben getrennt und entging so dem Schicksale, in Erfurt gefangen zu werden. Er stellte sich in Sömmerda unter die Befehle des Generals Kalkreuth, und dieser schickte ihn voraus nach Magdeburg zum König [11]). Zu den Truppen Kalkreuth's wieder zurückgekehrt, fand er diesen nicht mehr vor und schloß sich nun dem Gefolge des Fürsten Hohenlohe an, welcher den Oberbefehl über die Trümmer der Armee, die er an die Oder führen sollte, erhalten hatte. Da Grolman keine eigentliche Anstellung hatte, so verwandte ihn der Fürst zu besonderen Aufträgen. Zunächst mußte Grolman von Genthin nach Arneburg zu Blücher reisen, um von der Marschrichtung der Truppen dieses Generals und des Herzogs von Weimar Kunde zu erhalten. In Rathenow wieder zum Fürsten gelangt, wurde er am 25. Oct. mit einem Berichte über den Stand der Dinge und mit Vorschlägen des Fürsten an den König geschickt, den er am 27. Oct. in Driesen traf. Vom General Pfull von Stargard aus nochmals an den König nach Arnswalde gesandt, kehrte er den 29. Oct. nach Stettin zurück. Durch dieses Hin- und Herreisen war Grolman auch der Gefangenschaft in Prenzlau entgangen, und da er in Stettin, wo er die Nachricht von der schmachvollen Capitulation von Prenzlau erhielt, Alles in unheilvoller Verwirrung fand, so verließ er schnell die Festung, eilte dem Könige an die Weichsel nach und traf am 2. Nov. in Graudenz ein.

Grolman fand nun eine Anstellung im Generalstabe des L'Estocq'schen Corps, welches die Weichsel bei Thorn decken sollte. Beim Zurückweichen an die Welle und auf Soldau hatte Grolman die Besetzung der Soldauübergänge bei Soldau selbst übernommen. Als es hier am 25. Dec. zum Gefecht [12]) kam, wich der General Hartmann während der Abwesenheit Grolman's von dessen Anordnungen bei der Vertheidigung eines Dammes, der zur Stadt führte, ab und das schwierige Defilee fiel leicht in die Hände der Franzosen, obgleich an sein Forciren nicht hätte gedacht werden können, wenn jeder seine Schuldigkeit that. Grolman eilte noch in der Dämmerung zur gefährdeten Stelle, drang an der Spitze eines Bataillons wieder in die Vorstadt ein und suchte das alte Schloß, welches den Damm beherrscht, zu nehmen.

7) Eine treffliche Charakteristik von ihm vergl. bei Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Bd. I. Berlin 1855. S. 153 fg. Dazu Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedr. Wilhelm's III. Bd. III. S. 60.

8) C. F. L. v. Gerlach, geb. 1757 zu Berlin, wurde 1795 Chef der kurmärk. Kriegs- und Domänenkammer, 1807 Generalcommissarius der Kurmark, trat 1809 aus dem Staatsdienste und ging in die Verwaltung Berlins über; er starb den 18. Juni 1813 als Oberbürgermeister von Berlin. Gerlach hat sich im J. 1806 in der Kyritzer Affaire, die ein Schandfleck für die französische Ehre ist, durch Energie ausgezeichnet, vergl. Bassewitz, Die Kurmark von 1806—1808. Bd. I. S. 214.

9) Sie vermählte sich mit dem Grafen von Stosch und lebt noch jetzt.

10) v. Höpfner, Krieg von 1806. I. S. 149.

11) In Magdeburg erhielt er durch Hohenlohe den Auftrag, mit dem Rittmeister v. d. Marwitz die sudenburger Vorstadt von den verfahrenen Wagen zu reinigen, was eine große Energie, ja ein barbarisches Auftreten erforderte, vergl. v. Höpfner, Krieg von 1806. Bd. II. S. 77.

12) Ausführliches über dies Gefecht und Grolman's Antheil daran vergl. bei v. Höpfner, Krieg von 1806. Bd. III. S. 145 fg.

Aber obgleich er mit gutem Beispiel voranging, gelang der Angriff doch nicht: seine Truppen waren zu wenig im zerstreuten Gefecht geübt. Der muthige Führer erhielt einen Schuß in den Arm, führte aber trotzdem das Bataillon noch aus dem Gefechte. Die Kugel wurde zwar bald ausgeschnitten, der Knochen war aber verletzt. Der Verwundete mußte die Heilung der nicht ungefährlichen Wunde zunächst in Königsberg und entfernt vom Kampfe abwarten. Er erhielt zur Belohnung für seine ausgezeichnete Tapferkeit vom König den Orden pour le mérite.

Nach der Schlacht bei Preußisch Eylau (den 7. und 8. Febr. 1807) ging Grolman, noch den Arm in der Binde, wieder zum Heere ab und war am 26. Febr. nach dem unglücklichen Gefechte bei Braunsberg zur Erhaltung der Ordnung beim Rückzuge und zur Erhöhung des Widerstandes thätig. Nun trat Ruhe bis zum Juni ein. Grolman, der am 6. Mai 1807 zum wirklichen Hauptmann ernannt worden war, wurde bei Wiederbeginn der Offensive Generalstabsofficier bei der Division Rembow vom L'Estocq'schen Corps, die aus russischer Infanterie und preußischer Cavalerie bestand. Als von derselben der Brückenkopf bei Spanden an der unteren Passarge genommen werden sollte, rieth Grolman, welcher sich durch eine Recognoscirung von der Nutzlosigkeit eines directen Angriffs überzeugt hatte, vom Sturm auf die Verschanzung ab, und sein General folgte ihm. Am nächsten Tage kam aber ein strenger Verweis vom General L'Estocq und der gemessene Befehl, den Brückenkopf zu nehmen. Dieser Befehl mußte befolgt werden; aber die Verschanzung konnte trotz großer Verluste der russischen Infanterie — weshalb dies Gefecht bei den Russen sehr viel böses Blut machte — nicht erobert werden. Oberst Scharnhorst, Generalstabschef bei L'Estocq, war ebenfalls gegen den Angriff gewesen, bei der definitiven Entschließung L'Estocq's aber nicht befragt worden, und wollte deshalb durchaus seine Stelle niederlegen, weil die Rathschläge von Adjutanten damals mehr galten als die von Generalstabsofficieren.

Einen glänzenden Beweis seines Muthes und seiner großen Talente als Taktiker legte Grolman am 10. Juni in der Schlacht bei Heilsberg ab, die, wenn sein Rath befolgt und er in seinem Vorgehen rechtzeitig unterstützt worden wäre, mit einer völligen Niederlage der Franzosen hätte endigen müssen, statt daß sie unentschieden blieb. Schon vor der Schlacht hatte er seinem Befehlshaber General Kaminskoi vorgeschlagen, eine Flankenstellung einzunehmen, statt sich direct auf dem rechten Flügel Benningsen's aufzustellen. Während der Schlacht war es Grolman, der den General Warneck an der Spitze der Infanterie der Division Rembow vermochte, eine verlorene Schanze wieder zu nehmen, ehe die Franzosen sich darin festsetzten. Als General Warneck gefallen war und der Angriff stockte, nahm Grolman seine Stelle ein und warf sich auf den Feind, welcher nun wich. „Der Hauptmann von Grolman [13]), fortgesetzt an der Spitze der Infanterie, welcher auch die der Reserve-Division folgte, verfolgte den Feind unablässig; 2 Escadrons Prittwitz-Husaren vernichteten ein französisches Regiment, welches der vorgehenden Infanterie die Flanke bedrohte; das 1. Bataillon Zieten-Dragoner und die Towarczy's warfen die feindliche Cavalerie; die Franzosen zogen sich über den Spuibach zurück und nur das Lawder-Gehölz diesseits blieb noch in ihren Händen. Es bedurfte nur noch eines Schlages, um den Sieg vollständig zu machen. Der Hauptmann von Grolman schlug vor, das Lawder-Gehölz mit der Infanterie zu nehmen und mit den 100 russ. Escadrons, die bisher als Zuschauer auf dem rechten Flügel gehalten hatten, oberhalb über den Spuibach zu gehen, den tieferschütterten Feind in der linken Flanke anzugreifen und das Ganze so mit einem kräftigen Stoße zu beendigen. Es geschah nichts von diesen Vorschlägen; der General Benningsen war krank; es war Niemand, der sich der Sache ernsthaft annahm, und die siegenden Truppen gingen ununterstützt allmälig in die alte Stellung zurück, sodaß der Sieg, den die Russen hauptsächlich der Entschlossenheit und Umsicht des Hauptmanns v. Grolman und der Tapferkeit der eigenen Infanterie und der preußischen Cavalerie verdankten, das rein negative Resultat hatte, einen Angriff abgeschlagen zu haben." Am nächsten Tage begann der Rückzug hinter den Pregel. In dem Berichte des Generals Kaminskoi über die Schlacht an den König von Preußen stand auch: „das einsichtsvolle und brave Benehmen des Hauptmanns von Grolman vom Generalstabe kann ich nicht genug rühmen, und muß ich daher um seine Beförderung bitten." Unser Held wurde denn auch am 6. Juli zum Major von der Armee befördert und erhielt vom russischen Kaiser den Wlademirorden 4. Classe.

Der Friede von Tilsit trat wider Erwarten Grolman's ein, welcher gehofft hatte, daß der Krieg nun erst recht angehen und das Zurückweichen an die Franzosen kommen würde.

Die Friedensjahre, welche nun folgten, brachten eine schwere Arbeit, die der Reorganisation des preußischen Staates: Grolman hat in hervorragender Stellung ihr seine ganzen Kräfte redlich gewidmet. Die Hauptursache des Unglücks von 1806 lag in der Verdorbenheit der höheren Stände, besonders des Hofadels, von der auch die mittleren Stände angefressen waren. Eine streng sittliche Erziehung konnte hier allein helfen. Die Königin Louise, welche mit dem Instinct des Weibes die Ursache des Uebels wol gemerkt hatte, studirte deshalb damals eifrig Pädagogik, besonders Pestalozzi's Lienhard und Gertrud. Leute wie Massenbach und Pfull, Hatzfeld, Köckeritz und Zastrow zeigen in ihrer hohlen Oberflächlichkeit und Charakterlosigkeit so recht die Signatur der Zeit. Der Kreis, der sich damals in Königsberg um Perponcher vereinigte und zu welchem z. B. auch der übermüthige Hünerbein gehörte, konnte unmöglich den

13) Ich folge hier dem Nekrolog S. 5 wörtlich; vergl. dazu Höpfner Bd. III. S. 610 fg. — Es war auch in weiteren Kreisen bekannt, welchen Antheil Grolman an dem glücklichen Ausgange dieses Gefechts hatte, vergl. Pertz, Stein II. S. 390.

Staat retten, so weit auch sein Einfluß bei Hofe reichte. Der schlaffe genußsüchtige Hofadel sah in dem Anschluß an Frankreich die einzige Rettung [14]). Auch der Feldmarschall Kalkreuth gehörte dazu, der charakteristisch von sich sagte [15]): „Ich bin zu alt dazu, um noch tugendhaft zu werden." Glücklicherweise wählte der König seine entscheidenden Rathgeber in dieser Zeit aus einem andern Kreise, aus Männern, welche die Feindschaft gegen Frankreich zu ihrem Wahlspruch gemacht hatten und Alles daran setzen wollten, Preußen aus seiner Erniedrigung nicht im Anschluß an Frankreich, sondern im Kampfe gegen dasselbe zu retten. Zu diesen Männern gehörte neben Stein, Scharnhorst und Gneisenau in erster Reihe auch Grolman; wie hervortretend letzterer war, kann man daraus ersehen, daß Stein ihn in seiner Selbstbiographie öfter namhaft macht. Wie Stein zur Reorganisation der Civilverwaltung, so wurde Scharnhorst zur durchgreifenden Reform des preußischen Heerwesens berufen. Schon am 17. Juli 1807, als er ihn zum Generalmajor ernannte, kündigte der König Scharnhorst an, daß er die Einsetzung einer Militär-Reorganisations-Commission, deren Präsident Scharnhorst sein solle, beschlossen habe, vergl. Klippel, Das Leben Scharnhorst's. Bd. III. S. 294. Das Programm für diese Commission war vom Könige eigenhändig in 19 Punkten zusammengefaßt worden, vgl. dieselben bei Klippel III. S. 301 fg. Zu Mitgliedern dieser Commission ernannte der König am 25. Juli 1807 den Generalmajor v. Massenbach, den Oberstlieutenant Graf Lottum, den Oberstlieutenant und Flügeladjutanten v. Bronikowski, den Oberstlieutenant und kolberger Commandanten v. Gneisenau und den Major v. Grolman, welcher das Protokoll führen sollte. Im Laufe des Jahres traten noch hinzu die Oberstlieutenants und Flügeladjutanten Graf Götzen und v. Borstell, sowie im Anfange des nächstfolgenden der kurz vorher zum Major beförderte Hauptmann v. Boyen, während zur selben Zeit v. Bronikowski und v. Borstell auf Scharnhorst's Betrieb wieder ausschieden, vergl. Klippel III. S. 300. Grolman war auf Empfehlung seines ehemaligen Lehrers Scharnhorst in die Commission berufen worden. Unter den genannten Mitgliedern haben nur vier durch ihre Arbeiten sich ausgezeichnet und durch den edlen Geist, mit welchem sie an ihre Aufgabe gingen, zur Wiedergeburt Preußens wesentlich beigetragen. Das sind Scharnhorst, Gneisenau, Grolman und Boyen, welche einander in Freundschaft näher traten und als Gesinnungsgenossen vor den übrigen hervorleuchteten, indem sie sich in höchster Selbstverleugnung und mit voller geistiger Kraft für das Gemeinsame und Ganze hingaben und sich durch Neid und Eifersucht und andere kleine Leidenschaften von dem vorgesteckten großen Ziele nicht ablenken ließen. „Es steht dieser Bund der Vier (so äußert sich der Verfasser der „Reorganisation der Preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden". Beiheft zum Militär-Wochenblatt von 1854 u. 1855. Heft 1. S. 25) in der That so erhaben da, daß die Geschichte seit den Reformatoren des 16. Jahrhunderts nichts dem Aehnliches aufzuweisen hat. Er ward für seine Edeln ein Band, das sie, in gegenseitiger, sich stets gleichbleibender Achtung und inniger Verehrung, bis zum Grabe umschlang." Die Commission konnte schon am 31. Aug. 1807 die erste Antwort auf die königlichen Vorschläge geben. Zu Memel, wo der Hof damals weilte, war Grolman's Umgang auf Scharnhorst, Gneisenau und Schöler I., der ebenfalls ein Freund der Ideen Scharnhorst's war, beschränkt. Nach der Uebersiedelung des Hofes nach Königsberg Ende 1807 wurde Grolman auch zum Mitgliede der militärischen Untersuchungs-Commission ernannt, welche den ganzen Verlauf des Feldzuges von 1806 bearbeiten und die schuldigen Officiere zur Rechenschaft ziehen sollte. Grolman erhielt die Capitulationen von Ratkow, Travemünde, Wismar, Waaren, Lüneburg und außerdem zusammen mit Bülow, Gneisenau und Holtzendorff die Schlacht bei Jena, das Gefecht bei Halle und alle Operationssachen zur Bearbeitung [16]). Der Prinz Heinrich und General L'Estocq standen an der Spitze dieser Commission. Ob Grolman die letztere Aufgabe sehr gefördert, ist mir nicht nachweisbar, auch nicht wahrscheinlich, denn er war durch die Organisationsfragen und durch die politische Sachlage im J. 1808 hinlänglich in Anspruch genommen [17]). Angestrengt arbeitete Grolman in der Reorganisations-Commission. Die Grundlagen der neuen Heeresverfassung, die am 3. und 6. Aug. 1808 erschien, sind von ihm entworfen [18]); es sind dies die Verordnungen wegen der Militärstrafen, wegen Bestrafung der Officiere, die Kriegsartikel für die Unterofficiere und Soldaten und das Reglement über die Besetzung der Officierstellen. Eine durchgreifende Reform war mit ihnen angebahnt: Wehrhaftmachung des ganzen Volkes und Veredelung des Kriegsdienstes durch allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung, sittliche und wissenschaftliche Hebung des Officierstandes, Gleichheit der Rechte und Pflichten für Alle ohne Rücksicht auf Geburt, Aufsteigen vom Gemeinen bis zur höchsten Stelle in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick, Abschaffung der herabwürdigenden körperlichen Strafen und des Gassenlaufens und Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl. Zunächst standen diese Reformgedanken zwar nur auf dem Papiere, denn in den höheren militärischen Kreisen waren genug Feinde gegen

14) Stein sagt in dem Entwurfe seiner eigenen Lebensbeschreibung (Pertz, Stein Bd. VI, 2. Beilagen S. 170): „An diese Partei schlossen sich alle genußliebenden Weltleute, alle Juden, einzelne engherzige Landjunker, alle egoistische und im Schlendrian verknöcherte Beamte, mehrere sophistische Gelehrte, und sie betrieben, so viel sie es vermochten, eine Verbindung mit Frankreich." 15) Vergl. Bärsch, Beiträge zur Gesch. des sogenannten Tugendbundes. Hamburg 1852. S. 57.

16) Pertz, Gneisenau I. S. 337. 17) Nach Höpfner's Nekrolog scheint das übrigens der Fall zu sein, denn hier heißt es: „Der großen Gründlichkeit des Majors v. Grolman verdanken wir die erschöpfenden Berichte über die Begebenheiten jenes Feldzuges." Das bezieht sich aber wol nur auf die Capitulation, vergl. Pertz, Gneisenau I. S. 343. 18) Vergl. Pertz, Stein's Leben II. S. 187.

[illegible] thätig. Grolman ließ sich in seinem Feuer- [illegible] gute Sache zu einem kühnen Schritte hin- [illegible] verfaßte ein Schreiben, welches er an den [illegible] und in welchem er auf das Nachdrück- [illegible] Entfernung dreier hochgestellter Generale nach- [illegible] des Vertrauens des Monarchen für gänz- [illegible] erachtete. Der König konnte nicht anders [illegible] geben, aber als Grolman sich bei der Ent- [illegible] demselben meldete, empfing ihn der Monarch [illegible] lässig mit der Aeußerung: „Dem alten [19])… [illegible] Unrecht gethan, die beiden Andern gebe ich [illegible] Preis." So Höpfner im Nekrolog über [illegible] Andere Berichte geben eine andere Dar- [illegible] sch z. B., der damals in Königsberg lebte, [illegible] so [20]): „Grolman hatte seine Ansichten [illegible] schrift auseinandergesetzt, in welcher er die- [illegible] Preußens Rettung nur durch ein festes [illegible] Napoleon möglich hielten, einem bittern [illegible] Diese Denkschrift circulirte in Königs- [illegible] die Hände des Generals von Köckeritz, der [illegible] angegriffen war und der sie dem Könige [illegible] Dieser war über die Kühnheit des Majors er- [illegible] gab ihm Hausarrest. Alle Freunde drängten [illegible] die Wohnung Grolman's, um ihm ihre Theil- [illegible] Billigung seiner Ansichten zu beweisen. Auch [illegible] ihn damals oft besucht. Nach Beendigung des [illegible] forderte Grolman den Abschied, der ihm mehr- [illegible] verweigert, bei dringendem, wiederholtem Anhalten [illegible] endlich bewilligt wurde." Sicher waren also Kalk- [illegible] und Köckeritz, der Mentor des Königs, von Grol- [illegible] angegriffen; als Dritten möchte ich auf den Fran- [illegible] General Zastrow rathen. Grolman scheint [illegible] sein gerades Wesen an der höchsten Stelle wenig [illegible] gefallen zu haben, so redlich seine Absichten für das [illegible] Staatsganze und so groß seine Verdienste auch waren. [illegible] Er wurde zwar bei der neuen Organisation des Kriegs- [illegible] ministeriums am 1. März 1809 zum Director der 1. Di- [illegible] vision des allgemeinen Kriegsdepartements ernannt, wel- [illegible] cher alle persönlichen Angelegenheiten der Officiere und [illegible] die Bearbeitung der Gegenstände der Disciplin, Justiz [illegible] und Polizei in der Armee überwiesen wurden. Aber [illegible] trotzdem scheint der König mit ihm unzufrieden gewesen [illegible] zu sein und muß seiner Unzufriedenheit Scharnhorst gegen- [illegible] über Ausdruck gegeben haben, der damals übrigens auch [illegible] eine äußerst unsichere Stellung bei Hofe hatte und sich [illegible] im Juli 1809 genöthigt sah, eine Denkschrift zur Recht- [illegible] fertigung seiner Reformen dem Könige zu überreichen. [illegible] In dieser Denkschrift [21]) heißt es von Grolman: „Man [illegible] hat auch die Wahl zu den neuen Kriegs-Behörden — [illegible] das allgemeine Kriegsdepartement ist gemeint — nicht [illegible] angemessen gefunden. — — Ich schlug den Major von [illegible] Grolman zu dem Geschäfte, welches sich auf gewöhnliche [illegible] Verhältnisse bezieht, vor, weil er aus der Untersuchungs-

Commission und als Inspections-Adjutant in Berlin, auch als activer Officier bei dem General v. Lestocq in Preußen mehr als jeder Andere Gelegenheit gehabt hatte, die persönlichen Verhältnisse der Officiere kennen zu lernen — und ich keinen biederern, geradern, unparteiischern Charakter unter allen Officieren, welche mir vorgekommen waren, kannte; dazu war er mit der neuen Einrichtung, als Mitglied der Reorganisations-Commission, bekannt." Es ist übrigens zu erwägen, daß es nicht nur Parteibestrebungen waren, die damals Scharnhorst's Stellung unsicher machten, sondern auch die ganze politische Situation, in der sich Preußen befand, als im J. 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrach und als es sich für den König um einen entscheidenden Schritt handelte. Gneisenau, Grolman und die übrigen Reformer waren fast durchweg für den Krieg, der König nicht. Eine große Zahl talentvoller Officiere nahm deshalb den Abschied, um direct oder indirect Oesterreich im Kampfe zu unterstützen. Zu ihnen gehörten auch Gneisenau, der mit englischem Gelde eine preußische Legion errichten wollte [22]), und Grolman. Gneisenau war auch wegen seines langsamen Avancements unzufrieden [23]); um wie viel mehr mußte es nicht Grolman sein, der noch mit Hausarrest bestraft worden war. Grolman erhielt seinen Abschied am 1. Mai 1809 [24]).

Während Grolman damals in Königsberg verweilte, war er auch in anderer als amtlicher Weise für die Hebung des Volksgeistes, für die Vorbereitung eines Verzweiflungskampfes gegen Napoleon thätig. Er gehört zu den Männern, welche in der Errichtung des Tugendbundes jenes Ziel am schnellsten und sichersten zu erreichen hofften. Dieser Tugendbund, 1808 zu Königsberg gestiftet, hatte ursprünglich den Namen „sittlich-wissenschaftlicher Verein", war vom Könige sanctionirt und die Namen der Mitglieder bekannt. Sein Ziel war: Hebung des Volksgeistes und dadurch Rettung des Vaterlandes, zugleich aber Vorbereitung eines Volkskrieges [25]). Er erhielt später den Namen Tugendbund und erregte sogar die Aufmerksamkeit und Besorgniß Napoleon's. Grolman gehörte dem Verein an, nahm in demselben als Mitglied des Provinzialraths für Preußen sogar eine hervorragendere Stellung ein. Aber praktische Erfolge konnte er, der praktische, hellsehende Militär, unmöglich von einem Verein erwarten, in welchem die romantische Richtung [26]) eines Theils der damaligen königsberger gebildeten Kreise vorherrschte. Bartels, Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur (2. A. von 1851, S. 44), hat das nicht mit Unrecht hervorgehoben. Und doch gewann der Verein eine politische Bedeutung auch im

19) Mit diesem [illegible] alten [illegible] ist der Feldmarschall Kalkreuth [illegible] Preußens Helden. S. Aufl. Bd. 2 S. 267. [illegible] Schill's Zug und Tod. Leipzig 1843 S. 67. [illegible] Vergl. die Denkschrift bei Pertz, Gneisenau I. S. 523 fg.

22) Pertz, Gneisenau I. S. 478. 23) Pertz, Gneisenau I. S. 471 in einem Briefe vom 22. Febr. 1809. Am 10. März desselben Jahres wurde er übrigens zum Obersten ernannt. 24) Vergl. Die Reorganisation der Preußischen Armee. Redigirt vom Preuß. Generalstabe. Heft 1. S. 44. 25) Vergl. z. B. auch v. d. Marwitz, Nachlaß. Bd. 1. S. 317. 26) [illegible] führe [illegible] an, daß z. B. nach §. 51—53 des Entwurfs die Volksfeste [illegible] cultivirt werden sollten.

Preußen in sofern, als die Reformer, wie Gneisenau, Grolman u. A., sich Anfangs für ihn interessirten. Noch bis zum Jahre 1815 galten Reformer, Leute der neuen Richtung, für den alten York als Tugendbündler [27]). Grolman nahm nicht allzuregen Antheil an dem Bunde, jedenfalls weniger als Bärsch z. B. annimmt. Die Acten nämlich der königsberger Abtheilung des Tugendbundes führen Grolman zwar als Mitglied, und zwar des „Militär-Institutes" [28]), auf, die vorhandenen Sitzungsprotokolle enthalten dagegen niemals seinen Namen in den Verzeichnissen der Anwesenden [29]).

Während seines königsberger Aufenthaltes verkehrte Grolman nicht nur in militärischen und politischen Kreisen. Er war auch mit den Gelehrten Königsbergs in Verbindung; der Kriegsrath Scheffner führt ihn unter seinen persönlichen Bekanntschaften auf, vergl. dessen „Leben" S. 299. Wahrscheinlich lernte er damals auch die Dohna's kennen, wozu ja durch Scharnhorst, dessen Tochter einen Dohna geheirathet hatte, Gelegenheit sich leicht finden mußte; der enge Freundschaftsbund, der ihn später mit F. v. Dohna in Spanien verband, mag schon in Königsberg geschlossen worden sein.

Bald sehen wir aber Grolman aus den königsberger Verhältnissen scheiden. Der Haß, welcher damals einen großen Theil der norddeutschen Bevölkerung ergriffen hatte und der durch die Bestrebungen der Reformer in Königsberg und auch des Tugendbundes immer neue Nahrung erhalten hatte, war in Grolman's Seele zu tief eingeprägt, um ihn in der friedfertigen Hofluft zu Königsberg länger weilen zu lassen. Schon 1808 hatten die Reformer die Möglichkeit eines allgemeinen Volksaufstandes in das Auge gefaßt, auch das Terrain, welches sich durch sumpfige Defileen besonders dazu eignete, in Betracht gezogen; der glückliche Schlag der Spanier gegen die Franzosen bei Baylen am 20. Juli 1809 erhöhte die Hoffnungen, die man von einer Erhebung des Volkes hegte. Da brach der österreichische Krieg im J. 1809 aus und gab neuen Zündstoff in Norddeutschland. Kolberg, als Festung schon seit 1807 verstärkt, sollte die Verbindung mit England erhalten, mit dem ein geheimes Einverständniß schon angebahnt war. Aber der König Friedrich Wilhelm III. hielt die Zeit noch nicht reif, gegen Frankreich loszuschlagen, und schloß sich trotz der dringenden Bitten seiner angesehensten Militärs, wie z. B. Blücher's, an Oesterreich nicht an. Der Aufstand Dörnberg's und Schill's, zu welch letzterem Grolman in näherer Beziehung stand, sollte das bewirken, was Preußens König nicht wagte. Dörnberg und Schill standen mit dem Tugendbunde in Beziehung. Varnhagen (Tagebücher. Bd. II. S. 312) erzählt, daß auch die Königin zu Schill's Unternehmung angeregt habe. Auch der König wußte von den geheimen Projecten einzelner seiner Militärs, vergl. Gentz, Tagebücher S. 133. Ob aber von Schill, bleibt sehr fraglich. Dagegen hatte Gneisenau [30]) und gewiß auch Grolman schon im Februar 1809 Kenntniß von Schill's Plänen, denn indirect unterstützte die Regierung die geheimen Bestrebungen gegen die Franzosen: Leopold v. Lützow, Adjutant seines Vaters, der als General in der Kurmark befehligte, hatte mit Andern die Aufgabe übernommen, im Geheimen zu spähen, und war die Hauptmittelsperson, durch welche die Verbindung zwischen Dörnberg, Scharnhorst, Gneisenau und in Westfalen unterhalten wurde. Da brach Schill am 28. April voreilig los und fing auf eine ganz unerklärliche Weise, ohne Autorisation und Kenntniß der Verabredungen, die schon in Deutschland bestanden, die Feindseligkeiten an. Lützow [31]) übersah die drohende Gefahr, bat auf der Stelle um Abschied und schloß sich an Schill an, um ihn zu vermögen, nach Westfalen, wo schon durch ihn Einleitungen einer Erhebung getroffen waren, und nicht nach Norden hin zu operiren. Die Stimmung der preußischen Militärs war damals eine verzweifelte. Ompteda (Politischer Nachlaß. Bd. I. S. 427 fg.) schrieb am 14. Juni 1809 in einem officiellen Bericht an König Georg III.: „Le militaire prussien brûle d'envie de se laver de la flétressure que son ancien honneur militaire a reçue par la malheureuse campagne de 1806. Si le Roi de Prusse ne cède point à cette impulsion violente, il restera difficilement maître de son armée." Auch Grolman gehörte zu den Officieren, die gleich Blücher am liebsten auf eigne Faust losgeschlagen hätten. Aber Antheil an Schill's Erhebung hatte er nicht, dazu war er zu besonnen. Trotzdem fehlte nicht viel, und er wäre an Schill's Stelle getreten. Bärsch, Schill's Adjutant, ersuchte nämlich Grolman, zu Schill zu kommen und sich an dessen Unternehmen zu betheiligen; er, Leopold v. Lützow und andere besonnene Officiere der Freischar hätten eingesehen, daß Schill nicht der rechte Mann war, um die Expedition zu leiten. Grolman, welcher sich damals nach erhaltenem Abschied zu Berlin aufhielt, um seine Angelegenheiten und die seines Kindes zu ordnen, schien ihnen ganz dazu geeignet, an Schill's Stelle zu treten oder doch mit ihm zusammen zu wirken. Er ließ sich durch Bärsch bewegen, nach Arneburg, wo Schill damals stand, zu kommen, und hatte hier mit Schill eine längere Unterredung [32]). In dieser drang er darauf, daß Schill den Plan aufgeben müsse, nach Stralsund zu ziehen und sich

27) Droysen, York. Bd. 2. S. 345. Auch die Todtenköpfe von 1809 und dann die Lützower Freischar führte man auf den Tugendbund zurück, vergl. Lehmann, Tugendbund S. 41 und Dorow, Erlebtes IV. S. 58. 28) Der Tugendbund beabsichtigte nämlich auch die allgemeine Wehrhaftmachung des Volkes und suchte das Turnen allgemein einzuführen. Vielleicht hat Grolman an den Entwürfen hierzu, die einen praktischen Zweck verfolgten, Antheil; jedenfalls hat er die Eingabe, welche der Tugendbund am 2. Nov. 1808 behufs Beförderung des Turnens an Stein richtete, unterschrieben, vergl. Lehmann, Tugendbund S. 139 fg. 29) Vergl. Reorganisation der Preuß. Armee. Heft 1. S. 44.

30) Vergl. Förster, Preußens Helden III, 2. S. 488 und Hormayr, Lebensbilder I. S. 273. 31) Vergl. seinen Nekrolog in dem Militär-Wochenblatt von 1844. S. 176 und Bärsch, Schill's Zug S. 262. 32) Ich folge hier der Darstellung von Bärsch, Schill's Zug und Tod S. 68, welcher von der Höpfner's im Nekrologe abweicht, indem letzterer eine persönliche Zusammenkunft zwischen Grolman und Schill in Abrede stellt. Ich kann nämlich nicht annehmen, daß Bärsch gelogen haben soll.

äußersten Falls nach England [33]) einzuschiffen; er müsse vielmehr nach Westfalen ziehen — also ganz so, wie es auch Lützow wollte —, weil man dort nach Dörnberg's misglückter Unternehmung auf sein Erscheinen hoffe und weil dort eine kräftige Erhebung des Volkes, das immer ungeduldiger und unwilliger die Fesseln der Fremdherrschaft trage, zu erwarten sei. Schill ging aber auf diesen Vorschlag nicht ein. Bärsch vermuthet, daß Schill, dem es sehr an strategischen Kenntnissen gebrach, die Geistesüberlegenheit und den vorwiegenden Einfluß desselben fürchtete.

Grolman wandte sich nun nach Oesterreich [34]). Er traf bei der österreichischen Armee ein, als diese nach der Schlacht bei Aspern auf dem Marchfelde lagerte, wurde von Erzherzog Karl freundlich aufgenommen und als Major, aggregirt dem 1. Jägerbataillon und zur Dienstleistung im Generalstabe, angestellt. Der Erzherzog hatte damals seine Augen auf Norddeutschland gerichtet und glaubte, daß wegen dort herrschender Erregtheit ein bedeutender Schlag ausgeführt werden könnte, wenn die österreichischen Truppen, die zu Böhmens Schutze im nördlichen standen, eine einheitliche Leitung erhielten. Er übertrug daher das Obercommando über dieselben dem Feldmarschall-Lieutenant Kienmayer und gab ihm den Major v. Grolman als Generalstabsofficier mit, weil dieser mit den Verhältnissen in Norddeutschland vertraut war. Grolman hatte Gelegenheit das Gefecht bei Berneck, in welchem der Marschall Junot geschlagen wurde, mit Auszeichnung [35]) mitzumachen. Zu größeren Ereignissen kam es aber hier wegen der Niederlage bei Wagram nicht mehr. Als der Friede geschlossen wurde, nahm Grolman den Abschied, um in Spanien gegen Napoleon weiter zu kämpfen. Mit ihm zog auch Leop. v. Lützow und später schloß sich auch der Graf F. v. Dohna, Flügeladjutant des Königs, der ebenfalls den preußischen Dienst verlassen hatte, an. Am 18. Dec. 1809 waren in Berlin alle Vorbereitungen zur Reise beendet und die Freunde machten sich nach Coblenz auf den Weg. „Es war im Januar des Jahres 1810 (so erzählt Bärsch, Schill's Zug S. 262), als ich im Gasthof zu Treptow an der Rega aus einem Zimmer trat, in welchem mich der General v. Scharnhorst empfangen hatte. Da traf ich den trefflichen Major von Grolman, Leo von Lützow und Graf Fabian von Dohna, die nach Kolberg sich begeben wollten und vorher noch den General, der von Kolberg kam, zu sprechen wünschten. Nachdem die drei Freunde ihren Wunsch erreicht hatten, begleiteten sie mich nach Kolberg, wo sie eine Schiffsgelegenheit nach England zu finden hofften." Nur mit Mühe verschafften sie sich ein kleines Schiff, welches sie nach Ystadt, wo sie am 11. Jan. 1810 anlangten, und von dort nach Gothenburg brachte. Ihre Ueberfahrt von Gothenburg nach Harwich erfolgte mit dem letzten Packetboote, welches vor dem Bruch Englands mit Schweden diesen Weg zurücklegte. Am 25. Jan. 1810 langte Grolman in London an. Er traf hier Bekannte von der Kienmayer'schen Expedition her, nämlich den Herzog von Braunschweig-Oels und viele Waffengefährten aus dessen Corps, überließ sich aber nicht den Zerstreuungen der Weltstadt, sondern trieb eifrig das Studium der englischen und spanischen Sprache. Durch Freunde Scharnhorst's dem Herzoge von Cambridge und andern maßgebenden Personen empfohlen, erhielt Grolman Ende März 1810 mit seinen Freunden durch die englische Regierung freie Ueberfahrt auf königlichen Schiffen nach Spanien und Empfehlungen an den englischen Gesandten in Spanien Henry Wellesley. Am Ostertage 1810 langten die drei Freunde glücklich in der Bucht von Cadix an. Auf Betrieb des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Bardaxi, der 1809 Gesandter in Oesterreich gewesen war, wurde damals in Cadix eine Fremdenlegion errichtet, in der die Deutschen am stärksten vertreten waren. Zunächst wurde in Cadix nur das 1. Bataillon von 6 Compagnien errichtet und zum Chef desselben ein ehemaliger schweizer Officier, der Oberstlieutenant Omlin, ernannt. Grolman wurde als Major (Sargento Mayor) der zweite Commandirende des Bataillons; seine beiden Freunde erhielten Compagnien. Da Omlin noch anderweitige Amtsverrichtungen hatte, so wurde Grolman bald die Seele, der eigentliche Commandirende des Bataillons, welches nun fleißig einexercirt wurde und durch die strenge Disciplin Grolman's eine straffere Haltung bekam. Nach mehreren unbedeutenden Unternehmungen, die zu keinem Resultate führten, nahm die Legion an der Schlacht bei Albuhera [36]) den 16. Mai 1811 rühmlichen Antheil; sie focht unter der Oberleitung des Generals Blake, Präsidenten der damaligen Regentschaft in Spanien, und Lord Beresford's. Der Marschall Soult wurde in dieser Schlacht geschlagen. Grolman wohnte der Schlacht mit Auszeichnung

33) Schill hatte schon am 9. April 1813 durch den englischen Diplomaten v. Ompteda mit England anzuknüpfen gesucht, vergl. dessen Politischen Nachlaß. Bd. I. S. 412. 34) Grolman that es mit vielen Officieren offen und ohne Scheu, obgleich sein Vater ihn abgeredet hatte, den preußischen Dienst überhaupt zu verlassen. Daß der König Friedrich Wilhelm III. den Austritt vieler tüchtiger Officiere aus seinem Heere nicht gern sah, ist wol erklärlich, denn es lag in diesem Austritt bei Vielen, wie auch bei Grolman, eine stille Misbilligung seiner Friedenspolitik. Vorsichtige Officiere, wie z. B. der später beim König so angesehene v. d. Knesebeck, begaben sich deshalb heimlich nach Oesterreich, vergl. Müffling, Aus meinem Leben S. 152. Grolman sagte später (im J. 1812) über seinen Austritt aus dem preußischen Dienste (denn nur darauf ist diese Stelle zu beziehen): Er fühle „sich nicht gemacht, an den Maschinen bauen zu helfen, mit welchen man einst das gestrandete Schiff, dessen große Lecke man kaum nothdürftig zu verstopfen vermochte, wieder flott zu machen hoffte". Er hätte es nicht über sich gewinnen können, inzwischen „als Soldat die Franzosen wie Cameraden und Freunde zu begrüßen, als Bürger in seinem Hause zu verpflegen". Vergl. Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena 1847. S. 205. 35) Das erfuhr z. B. auch Stein, der am 6. Sept. 1809 von Troppau aus an Gentz schreibt: „Ich höre, daß der Major Grolman, der im Kienmayerschen Generalstab steht, ganz denen Erwartungen, die man von ihm gegeben hatte, entspricht; — ich kenne ihn als einen äußerst unterrichteten, arbeitsamen, unternehmenden, festen Mann". Vergl. Pertz, Stein. Bd. II. S. 390.

36) Auch Albuera genannt, Ort und Flüßchen bei Badajoz. Blake commandirte auf dem rechten Flügel. Vergl. Ausführliches über die Schrift bei *Beamish*, History of the Kings German legion. Bd. I. London 1832. S. 333 fg.

bei. Augenzeugen wissen sich zu erinnern, wie er von dem Hügel, wo er mit der Legion im Kanonenfeuer stand, die Momente der Schlacht und des Sieges mit der ruhigsten Bestimmtheit anzugeben wußte. Er erhielt als Belohnung für seinen Antheil an der Schlacht den Charakter als Oberstlieutenant [37]) und das spanische Ehrenkreuz für Albuhera. Seine eigentliche Bedeutung wurde aber doch nicht richtig gewürdigt: Grolman verstand es eben nicht bei seinem geraden Wesen, viel von sich zu machen. Erst später schien man ihn an einen für seine Fähigkeiten geeigneteren Platz bringen zu wollen, indem man ihm eine Stelle im Generalstabe des Armeecorps von Galizien anbot. Da dieselbe aber nur untergeordneter Art war, so nahm er sie nicht an und verblieb bei der Legion. Auch einzelne spanische Officiere, welche vorwärts strebten, wußten ihn zu würdigen und suchten ihn des Abends gern am Bivouacfeuer auf, um aus seiner Unterhaltung Belehrung zu schöpfen. Bald sollte Grolman übrigens seine militärische Laufbahn in Spanien abschließen, und zwar in dem schönen Valencia [38]). Die Legion gehörte zu den Truppen, denen am Ende des Jahres 1811 die Vertheidigung des bedrohten Valencia anvertraut war. Die Aussichten zu einer erfolgreichen Vertheidigung waren schlecht. Grolman hatte deshalb die Absicht, sich mit seiner Legion durch die französischen Linien durchzuschlagen, ehe es zur Capitulation kam. Da wurde aber die Legion, die bis dahin vor der Stadt gelegen hatte, in die Stadt verlegt und die Ausführung des Planes unmöglich. Als bald darauf, am 13. Jan. 1812, die Capitulation wirklich abgeschlossen war, faßte Grolman einen verzweifelten Entschluß, um der Gefangenschaft zu entgehen: „er wollte beim Dunkelwerden mit 5 bis 6 Officieren und einigen Soldaten in das Bett des Turia, da wo er in die Stadt tritt, hinuntersteigen und in dem Wasser watend, das Freie zu erreichen suchen, dort vielleicht unter irgend einem deckenden Busch den Tag zubringen und in der folgenden Nacht weiter nach dem Gebirge flüchten. Es war kein leichtes Unternehmen, in dem unbekannten, durch anhaltende Regengüsse angeschwellten Flusse, zwischen den feindlichen Posten hindurchzukommen, dazu im Januar bei furchtbarem Wetter und in dichter Finsterniß, wenn diese auch sonst dem Unternehmen günstig sein mochte. Ertrank man nicht, so war doch noch die Gefahr, von den Franzosen ohne Gnade erschossen zu werden, wenn man ihnen am Lande in die Hände fiel." Das Unternehmen wurde aber nicht ausgeführt, denn Grolman erfuhr noch rechtzeitig den Artikel der Capitulation, welcher festsetzte, daß 2000 Mann, und darunter die Fremdenlegion, nicht als Gefangene nach Frankreich abgeführt werden, sondern rückwärts nach Alzira marschiren sollten, um gegen eine gleiche Anzahl französischer Gefangener, die sich in Alicante befanden, ausgewechselt zu werden. Der spanische Befehlshaber in Alicante lehnte aber die stipulirte Auswechselung ab, weil er dazu keinen höheren Befehl habe, und so mußte denn Grolman mit den übrigen Gefangenen nach Frankreich wandern. Grolman gab aber die Hoffnung, sich selbst zu befreien, nicht auf. Sein Diener, Erdmann Raguse, den er seit 1807 hatte und der ihn bisher und später in allen Feldzügen begleitete, mußte Stricke kaufen, mit deren Hilfe er das Freie zu gewinnen hoffte. Da trat aber ein Wechsel in der Beaufsichtigung der Gefangenen ein, der jede Aussicht auf Befreiung vernichtete. Grolman wurde nach Autun gebracht und von dort nach Beaune, wo die gefangenen Stabsofficiere saßen. Ein Ehrenwort war nicht abverlangt worden; auch würde es Grolman nie gegeben haben, selbst wenn man ihn auf die Galeeren gebracht hätte. Die Aufsicht war hier nicht streng. Grolman wartete daher nur eine Geldsendung von seinem Vater ab, schaffte sich darauf bürgerliche Kleidung an und flüchtete sich dann am 1. Juni 1812 zu Fuß in der Richtung nach der Schweiz zu, nur ausgerüstet mit zwei Terzerolen und einer guten Karte. In der Nacht marschirte er und bei Tage versteckte er sich in den Wäldern oder in entlegenen Häusern, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und erreichte so ohne Gefahr und ohne angehalten zu werden über den Jura das schweizerische Gebiet. Hier gab er sich den Namen Richter und den Charakter eines österreichischen Officiers. Legitimationspapiere fehlten ihm gänzlich. Nur einmal wurde er im Badenschen angehalten, jedoch von dem Oberamtmann, vor den er gebracht wurde und welcher den wahren Sachverhalt ahnen mochte, ohne Schwierigkeiten entlassen. Nun reiste er mit Extrapost unter dem Namen v. Gerlach ohne Aufenthalt weiter zu seinem Schwager, dem Kammerherrn Freiherrn von Rotenhan auf Rentweinsdorf bei Bamberg. So endete das spanische Abenteuer Grolman's. Wie treffend Grolman schon bald nach seiner Ankunft Spanien und seine damalige Lage beurtheilte, möge einer der wenigen Briefe, die er geschrieben und die uns erhalten sind, zeigen. Dieser Brief ist von Cadix aus unter dem 8. Juni 1810 wahrscheinlich an Gneisenau [39]) geschrieben und lautet: „Nach einigen Verzögerungen bin ich als Major bei einer neu errichteten Legion von Ausländern angestellt worden, sowie meine beiden anderen Reisegefährten als Capitäns. Es ist hier alles so theuer wie in England und die Pferde schwer zu bekommen. Die ganze Lage der Dinge ist hier äußerst interessant und die Reise würde mich nie gereuen, wenn hier auch gar nichts zu machen wäre. Es ist sehr merkwürdig, daß noch im Jahre 1807 bis 1808 ganz Spanien enthusiastisch von Napoleon eingenommen gewesen

37) In dem Diplom, welches Luden, Rückblicke S. 219 aus dem Original mittheilt, heißt es: „Por quanto atentiendo à los servicios de vòs dª Carlos Grolman, Sargento major del primer Batallon de la Legion Extrangerà de Infanteria, y al distinguido merito quo habeis contrahido en la gloriosa Batalla de la Albuhera; hè venido en concederos grado de Teniente Colonel de Infanteria." 38) Ich folge hier wieder dem Nekrologe Höpfner's, der über den spanischen Feldzug Grolman's besonders ausführlich ist.

39) Vergl. Pertz, Gneisenau. Bd. II. S. 679.

ist, daß man Murat und seine Armee überall als Freunde und Erretter aufgenommen hat, dagegen haben die Scenen in Bayonne und den 2. Mai in Madrid auf die ganze Nation mit einem Schlage eine solche Wirkung geübt, daß von dem Augenblicke an der bitterste Haß eingetreten ist, der auch noch jetzt nach allen Fehlern und Unglücksfällen eben so fortdauert wie Anfangs und der den Krieg endlos macht. Es ist gewiß, daß wenn Napoleon den König Ferdinand den 7ten auf dem Throne gelassen und mit einer seiner Nichten vermählt, oder wenn er öffentlich den Krieg erklärt hätte, er längst im ruhigen Besitz der Halbinsel wäre, aber grade die politische Feinheit und Infamie, mit der er hat spielen wollen, hat sein ganzes Project vereitelt. Napoleon hat sich die Größe des hiesigen Nationalcharakters gar nicht einbilden können, weil er seiner niedrigen Seele selbst so fremde ist; das ist die Erklärung des Ganzen. Dagegen hat sich etwas Sonderbares ereignet; die Nation ist in der Mitte ihrer Revolution stehen geblieben. Den Zweck hat sie klar gesehen, aber die Mittel sind ihr dunkel geblieben; wir sehen also hier die große Kraft der Nation geleitet durch dieselben elenden Werkzeuge der alten gänzlich verderbten Regierung; darum fehlt der Held, darum die ganze Masse von Erbärmlichkeiten, die hier geschehen sind, und den jetzigen Zustand herbeigeführt haben; aber bei alle dem ist es sehr merkwürdig, daß obgleich die Franzosen fast ²/₃ von Spanien überschwemmt haben, sie doch nirgends in Besitz sind als an dem Orte, wo sie mit bedeutender Macht sich befinden; dies gehet so weit, daß kein Franzose ¼ Meile von seinem Trupp sich entfernen darf, sonst ist er erschossen; jeder Brief, jeder Courier muß mit starker Eskorte gehen, sonst ist er verloren, und doch werden täglich welche aufgefangen. Dieser Zustand der Dinge herrscht durch ganz Spanien, von den Pyrenäen bis Cadix, und von Galizien bis Carthagena. Der König Joseph wollte Anfangs Mai nach Madrid gehen und war mit einer Eskorte von 4000 Mann bis Carolina in der Sierra Morena gekommen, getraute sich aber nicht weiter, sondern ging nach Sevilla zurück, obgleich in der Mancha, die er zu passiren fürchtete, sich keine regulären Truppen gegen ihn befanden, denn die nächsten spanischen Truppen standen unter dem General Bessecour bei Cuenca."

„In dem Augenblicke, wo Sie den Brief erhalten, wird Alles anders hier stehen, denn wir erwarten jeden Augenblick Nachricht über entscheidende Vorfälle in Portugal zwischen Wellington und Massena. Die Sachen mögen hier ausfallen wie sie wollen, so werden große Resultate folgen; siegt Spanien, so wird mit ihm die Befreiung Europa's beginnen, es mag Dummheit oder Schlechtheit sich noch so sehr dagegen sträuben; geht Spanien für jetzt zu Grunde, so gewinnt Napoleon ein großes verödetes Land, was nicht so viel trägt, um die starke Armee zu ernähren, welche noch 20 Jahre nöthig sein wird, um den Geist der Unruhe und des Widerstandes zu besiegen. Ein großer Theil der Nation verläßt sodann Spanien, und wir sehen eine neue Welt in Amerika aufleben, das jetzt eben so aufgeregt als Spanien mit diesem den Haß gegen Frankreich theilt und sich sehr patriotisch gezeigt hat. Von Ihnen habe ich noch keine Zeile erhalten" &c.

Grolman hatte gleich nach seiner Rettung aus Frankreich an seinen jüngeren Bruder Wilh. Heinrich, damals Kammergerichtsrath zu Berlin, geschrieben und um Nachrichten über den Stand der Dinge gebeten, damit er darnach seinen Entschluß für die Zukunft fasse. Der Ausbruch des Krieges mit Rußland stand bevor; schon waren viele preußische Officiere nach Rußland gegangen, um am Kampfe gegen Napoleon Theil zu nehmen. Auch Gneisenau wollte Grolman gern nach Rußland haben. Er hatte im Juli 1812 zu Stockholm durch den Grafen Karl Gröben erfahren, daß Grolman aus der Gefangenschaft entkommen sei (vergl. Pertz, Gneisenau II. S. 336), hatte deshalb Grolman für die deutsche Legion in Aussicht genommen und erwartete ihn in Rußland, vergl. den Brief hierüber in den: Lebensbildern. Bd. I. S. 219. Nach demselben Briefe standen Dohna und Lützow schon in der Legion, Dohna bei der Cavalerie, Lützow wie es scheint beim Stabe. Gneisenau selbst sollte nach Stein's Wunsch an die Spitze dieser Legion treten (Pertz, Gneisenau II. S. 315). Grolman's Bruder kam persönlich nach Rentweinsdorf und brachte einen Paß nach Rußland und ein Empfehlungsschreiben an den damaligen Kriegsminister Barclay de Tolli für Georg mit. Aber letzterer mochte keinen Gebrauch davon machen; der russische Dienst sagte ihm nicht zu; vielleicht hielten ihn auch die schlechten Erfahrungen vom Jahre 1807 bei dem Friedensschluß von Tilsit zurück. Er entschloß sich, verborgen in Deutschland zu bleiben und sich die Freiheit des Entschlusses zu wahren. Hier war genug zu thun, wenn z. B. Gruner's, des ehemaligen Polizeipräsidenten von Berlin, Pläne zu einer Volkserhebung in Norddeutschland und im Rücken der Franzosen sich verwirklichten. Dazu kam es freilich nicht.

Grolman wandte sich nach Jena, um dort im Verborgenen unter dem Namen v. Gerlach wissenschaftlichen Studien zu leben. Er trat hier in ein freundschaftliches Verhältniß zu Luden, der ihm in seinen „Rückblicken" (Jena 1847) in dem Abschnitte „Der General von Grolman" ein schönes Denkmal gesetzt hat. In den Osterferien des Jahres 1812, so erzählt Luden S. 194, trat ein junger Mann bei mir ein, der mir zweiunddreißig bis sechsunddreißig Jahre alt zu sein schien. An seinem Auftritt und seiner Haltung erkannte ich leicht den Militär. „Ich bin", sagte derselbe, „der Hauptmann v. Gerlach aus Berlin. Jetzt außer Diensten, beschäftige ich mich mit wissenschaftlichen Dingen, und möchte mich im Besonderen mehr mit dem Studium der Geschichte beschäftigen. Daher habe ich Jena zu meinem Aufenthalt erwählt." Nachdem er einige freundliche und artige Worte hinzugefügt hatte, schloß er: „Also möchte ich um die Erlaubniß bitten, Ihre Vorlesungen besuchen zu dürfen." Während dieser Anrede hatte ich dem Mann tiefer in die Augen geschaut. Seine Erscheinung machte einen eigenen Eindruck auf mich; ich fühlte mich stark zu ihm hingezogen. In seinem geistvollen Gesichte lag ein tiefer

Ernst, eine hohe sittliche Strenge; ich glaubte in ihm einen starken Charakter zu erkennen. Seine Sprache war rein, lieblich, schön. Jedes Wort aber schien wie jeder Zug in seinem Gesichte zu beweisen, daß bittere Schmerzen durch seine Seele gegangen waren. Selbst sein freundliches Lächeln widersprach diesen Gedanken nicht.

Die Stimmung, die Grolman damals in Jena öfter beschlich, war nicht die allerbeste. Eines Tages äußerte er zu Luden (S. 208): „Das Leben liegt schwer und düster auf mir. Diesen Morgen haben sich Gedanken, die ich so viel als möglich abzuhalten suche, meiner bemächtigt. Ich habe an die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft gedacht. Meine Vergangenheit zeigt mir ungeheures Unglück; die Gegenwart: sagen Sie selbst, was zeigt sie? und wer darf auf die Zukunft rechnen! Ich bin ein Preuße mit Leib und Seele; ich verachte die feigen Menschen, die sich immer hinter dem Glück herschleppen und fühllos in allgemeinen Ideen Volk und Vaterland leichthin vergessen. Und nun erwägen Sie: Preußens Ruhm ist besudelt; unser König, selbst unsere Königin verhöhnt, das Königreich aus einander gerissen, das Volk gräßlich mishandelt, das kleine Heer endlich zu der Schmach verurtheilt, mit den Franzosen gegen die Russen zu kämpfen, um dieses — Menschen unersättliche Herrschsucht zu befriedigen: und ich sitze hier, studire die Begebenheiten in früheren Zeiten, mache strategische Pläne, die niemals ausgeführt werden, und schaue die jenaischen Höhen an, die mich täglich an Preußens Unglück erinnern. Ist das nicht zum Verzweifeln? — Ja, Preußen wird sich wieder erheben, und mit ihm ganz Teutschland; Das glaube ich auch, Das weiß ich. Aber wann? wann? Ich bin 35 Jahre alt, und verliere und vertrauere die schönste Lebenszeit eines Militärs. Wenn noch 15 oder 20 Jahre bis zur Erhebung verliefen, so würde ein jüngeres Geschlecht mir entgegentreten, mich zu den Alten und Untauglichen rechnen, mich wie ein unglückliches Ueberbleibsel aus der Zeit unserer Schmach von sich weisen. Es ist zum Verzweifeln." Trost gewährte ihm der Verlauf des russischen Feldzuges, den er auf das Aufmerksamste verfolgte. Je weiter die Franzosen in Rußland eindrangen, desto größer wurde seine Hoffnung. Als die Nachricht vom Brande Moskau's eintraf, sagte er zu Luden: „Nun glaube ich beinahe, daß unsere Hoffnung in Erfüllung gehen werde. Jetzt, da Moskau in Asche liegt, jetzt wird, so Gott will, Alexander keinen Frieden machen. Die Franzosen werden ihren Rückzug schnell antreten müssen oder sie gehen zu Grunde." Als Napoleon aber die Trümmer Moskau's nicht gleich verließ, äußerte er: „Das ist wunderlich. Entweder haben geheime Künste obgesiegt, oder Napoleon ist im Wahnsinn, und seine Marschälle haben den Verstand verloren." Als Napoleon sein Heer verlassen hatte und in der Mitte des December 1812 durch Deutschland geeilt war, kam die Kunde davon bald auch nach Jena. Nun hatte Grolman keine Ruhe mehr in der friedlichen Stadt. In der Nacht vom 31. Dec. zum 1. Jan. 1813 reiste er plötzlich nach kurzem Abschiede von Luden nach Berlin ab, um dort zu sehen, ob man sich von Napoleon trennen würde. Wenn letzteres nicht geschah, wollte er in höchstens vier Wochen wieder in Jena sein. Aus dem Umstande, daß er schon nach einigen Tagen sich seine Sachen nachschicken ließ, kann man entnehmen, daß er, obgleich der König noch nicht entschieden war, doch wußte, wohin er sich neigen oder die Verhältnisse ihn treiben würden.

Grolman mußte sich in Berlin verbergen. Bei Tage hielt er sich gewöhnlich in Steglitz beim Staatskanzler Beyme, des Abends in Berlin auf. Als der König Ende Januar nach Breslau geeilt war, folgte er ihm nach. Eine Zeit lang blieb er auf Befehl des Königs noch verborgen in Neumarkt bei Breslau, bis Ende Februar das Bündniß mit Rußland abgeschlossen war. Grolman wurde nun wieder, jedoch nach preußischem Gebrauch ohne Berücksichtigung seiner Beförderung zum Oberstlieutenant in Spanien, als Major und Generalstabsofficier bei dem Obersten v. Dolffs, Brigadechef der Reserve-Cavalerie, angestellt.

Der Befreiungskrieg begann. Grolman sollte in demselben innerhalb zweier Jahre vom Major bis zum General aufsteigen und zugleich unvergänglichen Ruhm durch seine kühnen strategischen Entwürfe ernten. Er verließ Breslau schon am 16. März. Der Marsch ging über Bunzlau und Dresden nach der Gegend von Altenburg, die man erst am 14. April erreichte. Grolman's Ungeduld über die zögernde Oberleitung sollte bald befriedigt werden, als es am 2. Mai bei Großgörschen (oder Lützen) mit Napoleon zur Schlacht kam. Grolman war der erste gewesen, welcher die Gefahr der Ueberflügelung bemerkte, als er der Reserve-Cavalerie auf dem linken Flügel Blücher's vorausgeeilt war, um sich über den Stand der Dinge bei Starrsiedel zu unterrichten, und das Anrücken bedeutender feindlicher Kräfte von Weißenfels über Poserna auf Starrsiedel entdeckt hatte. Er war der Ansicht, daß man mit der Cavalerie über Starrsiedel hinaus vorgehen und den Feind hier nicht nur aufhalten, sondern auch angreifen müsse, wozu das günstige ebene Terrain aufforderte. Das geschah aber nicht. Die Cavalerie der Verbündeten, welche durch geschickte und energische Verwendung die Schlacht hätte entscheiden können, mußte meist unthätig im Feuer halten. Der Cavalerieangriff am Abend mislang, weil nur die Escadrons des Obersten von Dolffs ihn versuchten und dabei nicht, wie versprochen war, von den Russen unterstützt wurden. Grolman war unter den Vordersten, welche auf französische Infanterie einhieben, und trug einen Bayonnetstich davon. Trotz seiner Verwundung eilte er nach dem Uebergang über den Floßgraben, um hier den vom misglückten Angriff vereinzelt zurückkehrenden Reitertrupps und andern in der Dunkelheit abgekommenen Truppentheilen die Richtung zum Sammeln zu geben. Während des Rückzuges und bei Bautzen fand die Reserve-Cavalerie keine angemessene Verwendung. Das Gefecht bei Haynau am 26. Mai 1813 dagegen sollte dieser tapferen Reiterei und Grolman doppelte Gelegenheit geben, sich auszuzeichnen. Bekanntlich war dieses Gefecht von Blücher projectirt wor-

den und bezweckte einen Ueberfall der Avantgarde des französischen Heeres, um Napoleon den Wahn zu nehmen, als verfolge er ein fliehendes Heer. Grolman griff besonders am Schlusse des Gefechtes durch gewandte Verwendung reitender Artillerie höchst erfolgreich ein. Schon standen die noch nicht niedergerittenen Bataillone 3 und 4 des 153. französischen Regiments in festen Quarrés bei Michelsdorf da. Das 4. Bataillon bleibt intact, obgleich es rings von Cavalerie umschwärmt wurde. Gegen das 3. Bataillon dagegen zog Grolman seine reitende Batterie vor, ließ es mit Kartätschen beschießen, stürzte sich dann mit den ostpreußischen Kuirassierregiment auf dasselbe und hieb es nieder[40]). Es war von Wichtigkeit, daß dies Reiterregiment sich nach der Attake gleich wieder fest zusammenschloß, weil sich schon frische feindliche Truppen dem Felde des Gefechtes näherten und bereits Kanonenkugeln einschlugen. Grolman, der für die Schlacht bei Großgörschen das eiserne Kreuz 2. Classe erhalten hatte, wurde für seine Thätigkeit im Gefecht bei Haynau durch das eiserne Kreuz 1. Classe ausgezeichnet; zugleich erhielt er am 4. Juni die Beförderung zum Oberstlieutenant[41]).

Während des Waffenstillstandes finden wir Grolman bei den wichtigern militärisch-politischen Verhandlungen, die während desselben schwebten, mehrfach verwendet. Das große Hauptquartier der Verbündeten befand sich während des Waffenstillstandes in Reichenbach, wo auch Stein am 7. Juni eintraf; Blücher's Hauptquartier war in Strehlen. Schon bald nach der Schlacht bei Bautzen hatte der Kaiser von Oesterreich Wien verlassen und sich nach Gitschin (wohin später auch Schwarzenberg sein Hauptquartier verlegte) begeben, um den Hauptquartieren der beiden kriegführenden Parteien näher zu sein; Metternich begleitete ihn und hatte im Juni zu Nachod eine Zusammenkunft mit Kaiser Alexander. Den 22. Juni schlug Metternich von Gitschin aus dem französischen Kaiser vor, in Prag Friedensverhandlungen zu eröffnen, die am 12. Juli beginnen sollten; preußischerseits war W. v. Humboldt zum Vertreter bestimmt. Grolman reiste während dieser Zeit zwischen dem österreichischen und dem preußisch-russischen Hauptquartier hin und her, als „Vertreter der preußischen strategischen Intelligenz". Die Oesterreicher sahen ihn gern, wahrscheinlich wegen seiner früheren Dienste unter ihren Fahnen. Grolman's Theilnahme an den prager Verhandlungen war österreichischerseits sogar gewünscht[42]) worden, und Friedrich Wilhelm III. ging auf diesen Wunsch ein, obgleich er ursprünglich einen andern Officier als militärischen Begleiter W. v. Humboldt's bestimmt hatte. — Am 17. Juni finden wir Grolman in Gitschin, von wo er einen Brief des Generals v. Toll an Scharnhorst nach Prag mitnimmt[43]). Darauf reiste er nach Prag, um den kranken Scharnhorst in seinen Verhandlungen mit Oesterreich zu unterstützen (vergl. Ompteda, Nachlaß. Bd. III. S. 138). Am 26. Juni war Grolman in Cudova. Er schrieb von hier aus an den König einen Bericht[44]) über den Erfolg seiner Verhandlungen mit Oesterreich; Metternich war gleichzeitig nach Dresden gereist, wo er am 28. Juni die berüchtigte Zusammenkunft mit Napoleon hatte. Es heißt in jenem Berichte unter Anderem: „Durch die Aeußerungen Sr. Majestät des Oesterreichischen Kaisers, daß er keinen Bruch des Waffenstillstandes wünsche, werden die Grundzüge der Operation einigermaßen verändert, weil ein dritter Fall eintritt, nehmlich der, daß der Kaiser Napoleon sich auf Oestreich werfen und in Böhmen eindringen kann, ehe die Russisch-Preußische Armee an der Elbe angekommen sein kann. Deswegen wünscht man von Oesterreichischer Seite, daß das Corps des Grafen Witgenstein sich zur Zeit in Liebau versammle, um am 20sten (Juli), wenn die Aufkündigung des Waffenstillstandes erfolgt, sich sogleich in Marsch zu setzen, wodurch es nach Ablauf der Aufkündigungs-Frist im Augenblick, wo die Operationen anfangen, schon bei der Oesterreichischen Armee eingetroffen sein kann." Bald darauf finden wir Grolman in Reichenbach anwesend[45]). Schon am 28. Juni muß er daselbst eingetroffen sein, denn Stein erwähnt in einem Briefe dieses Datums, daß Grolman von Prag aus betrübende Nachrichten über Scharnhorst's Gesundheit mitgebracht habe, vergl. Pertz, Stein. Bd. III. S. 379. Ueber seinen Antheil an den Friedensverhandlungen zu Prag finde ich nichts besonders berichtet. Nach dem Abbruch dieser Verhandlungen begab sich Grolman wieder nach Reichenbach, von wo aus er an Gneisenau unter dem 8. Aug. folgendes charakteristische Schreiben[46]) richtete: „Die Sachen sind im großen hier entschieden, der Kayser, Barclay und alles geht nach Böhmen, Blücher behält hier das Commando; die 3 hohen Häupter werden am 14ten eine Zusammenkunft haben. In Böhmen wird großer Streit übers Commando entstehen. Die Oesterreicher glauben, daß alles unter Schwarzenberg stehen wird, hier spricht man, daß die Befehlshaber neben einander stehen werden; mir scheint, daß einige Herren die Idee haben, durch einen zusammengesetzten Rath hinter der Gardine alles zu leiten, also alle Tollheiten und Schlechtigkeiten von früher sollen wieder stattfinden. Sie werden hier das beste Loos haben, indem alles Erbärmliche mit nach Böhmen zieht, und Sie also eigene Herren bleiben. Ich bin leider zu Barclay bestimmt und komme nicht los. Für die inneren Verhältnisse der Armee bleibt alles erbärmlich; Boyen kommt nicht, sondern bleibt als Chef des Generalstabs bei Bülow. Knesebeck wird auch die ganzen inneren Angelegenheiten der Armee mit lei-

40) Vergl. die specielle Darstellung des Gefechtes im Militär-Wochenblatt von 1843. S. 230—236. 41) Diese Auszeichnung war nicht unverdient, denn in dem Gefecht bei Haynau ist Grolman der einzige aller Führer gewesen, welcher die reitende Artillerie richtig verwendet hat, vergl. Militär-Wochenblatt von 1843. S. 239. 42) Vergl. v. Hippel, Friedrich Wilhelm III. S. 90. 43) Vergl. v. Bernhardi, Toll's Denkwürdigkeiten. Bd. III. S. 34. Vergl. über den diplomatischen Verkehr zwischen den verschiedenen Hauptquartieren übrigens auch v. Ompteda, Polit. Nachlaß III. S. 103 fg.

44) Pertz, Gneisenau III. S. 125 fg. druckt ihn vollständig ab. 45) Er wird hier erwähnt z. B. von Arndt, Aus meinem äußern Leben S. 209 fg. und von v. Ompteda, Polit. Nachlaß III. S. 138. 46) Vergl. Pertz, Gneisenau III. S. 87 fg.

ten, ohne aber eine hinlängliche Autorität dazu zu erhalten. Die Chefs des allgemeinen Kriegsdepartements und der 3ten Division bleiben zu Hause. Hardenberg ist in Todesangst, weil die Truppen, die nach Böhmen sollen, Geld brauchen und er nichts hat. Die in Colberg angelangten 100,000 Pfund Sterling und die Kriegsbedürfnisse wollen die Engländer nicht eher ausladen, bis die Feindseligkeiten wieder angefangen haben; man verschweigt ihnen alle Unterhandlungen."

Was die in diesem Briefe erwähnte Stellung bei Barclay betrifft, so verhält es sich damit folgendermaßen. Grolman war ursprünglich mit Clausewitz von Blücher und Gneisenau als Glied ihres Generalstabes in Aussicht genommen worden. Knesebeck brachte aber hier einen seiner Vertrauten, den Oberstlieutenant v. Müffling, an. Grolman war für den General v. Kleist bestimmt worden und wurde auch am 22. Juli zum Chef des Generalstabes beim 2. Armeecorps, welches Kleist befehligte, ernannt. Aber der General Barclay de Tolly, zuletzt Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen, wünschte den talentvollen Generalstabsofficier für sich. Gneisenau wußte das schon am 3. Aug., wo er in einem Briefe [47]) schreibt: „Den Herrn Oberstlieutenant v. Grolman lassen Sie wissen, daß seine Bestimmung ist, daß er den General Barclay de Tolly begleite, weil dieser ihn durchaus verlangt." Vielleicht hatte man Barclay auch absichtlich auf Grolman aufmerksam gemacht. Darauf deutet eine Stelle in einem Schreiben Stein's vom 17. Juli hin, welche lautet [48]): „Vielleicht wäre der beste Weg, um Barclay's Unvollkommenheiten abzuhelfen, wenn man ihm einen tüchtigen Generalstab beiordnete, der aus Wolkonsky, Toll und dem Preußischen Oberstlieutenant Grolman bestünde."

Im Generalstabe Barclay de Tolly's marschirte Grolman nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten nach Böhmen. Barclay befehligte die russisch-preußischen Truppen des böhmischen Heeres. In der Schlacht bei Dresden focht Grolman mit. Näheres über seine Thätigkeit in derselben ist nicht bekannt. Als die Schlacht verloren, d. h. als die Eroberung Dresdens aufgegeben war, trat Grolman aber mit einem genialen Plane hervor. Er rieth davon ab, nach Böhmen zurückzugehen und machte den Vorschlag [49]): vielmehr sich von Böhmen wegzuwenden, auf Freiberg zu marschiren, um von dort über Penig sich nach Leipzig zu dirigiren und mit den beiden andern Armeen im Rücken Napoleon's zu vereinigen, eine Operation, welche man bei Beginn der Bewegung nach Sachsen beabsichtigt, aber durch den Marsch auf Dresden in der Ausführung unterbrochen hatte; man behalte dann immer noch Gelegenheit, auf den westlichen Straßen des Erzgebirges alles das heranzuziehen, was man durch und aus Böhmen noch heranzuziehen habe. Wenn Napoleon der böhmischen Armee folgte, so erleichterte er dadurch das Vordringen der andern beiden alliirten Armeen über die Elbe; wenn er sich auf eine dieser Armeen warf, so gab er Dresden aufs Neue preis und erleichterte nur auf einem andern Wege die Ausführung des Operationsplanes der Alliirten. Grolman bezweckte mit diesem Operationsplane nichts Anderes als was später im October, ebenfalls ohne den Besitz Dresdens, unternommen wurde, nur daß der Impuls dazu von der schlesischen Armee ausging, während er nach Grolman's Plan von der böhmischen Armee ausgegangen wäre.

Der General Barclay hatte nach der Schlacht die Aufgabe, die Corps von Wittgenstein und Kleist und die russisch-preußischen Reserven über Dohna auf der Chaussee nach Töplitz zurückzuführen. Er wich aber, weil Vandamme schon bei Königstein auf dem linken Elbufer stand und er leicht zwischen diesen und den nachfolgenden Napoleon gerathen konnte, von der Disposition ab und wollte sich mit allen seinen Truppen auf Dippoldiswalde wenden. Da aber hierher schon das Gros der österreichischen Truppen dirigirt war, so rieth Grolman von dieser Bewegung ab und erlangte wenigstens für das Kleist'sche Corps die Erlaubniß, die Straße über Maxen und Glashütte nach Fürstenwalde und den Kamm des Erzgebirges einschlagen zu dürfen. Grolman überbrachte dem General v. Kleist persönlich die Nachricht von der veränderten Marschrichtung und blieb nun eigenmächtig beim Kleist'schen Corps, um nicht wieder in das Hauptquartier Barclay's zurückzukehren, in welchem er sich nicht am Platze fühlte. Die Stelle des Generalstabschefs für dieses Corps war schon durch einen andern Officier besetzt. Grolman fungirte daher gewissermaßen nur als Volontair, obschon er durch seine frühere Ernennung zum Chef des Kleist'schen Generalstabes gewissermaßen in engerer Beziehung zum Corps stand. — Unter großen Beschwerden gelangte das Corps am 29. Aug. gegen Abend in die Gegend von Fürstenwalde; Kleist erhielt hier die Nachricht, daß das erste feindliche Corps unter Vandamme sich zwischen Peterswalde und Töplitz aufgestellt habe, also vor ihm stehe; zugleich erhielt er von Barclay, welchem Schwarzenberg für die Schlacht bei Culm am 30. Aug. den Oberbefehl abgetreten hatte, den Befehl, mit seinem Corps die Straße über Ebersdorf und den Geiersberg ins Thal von Töplitz hinabzusteigen und beim Angriff gegen Vandamme am nächsten Tage mitzuwirken. Der König von Preußen schwebte aber wegen Kleist's Corps in großer Sorge, weil der Weg über Ebersdorf nach der Besetzung Culms durch Vandamme ihm sehr gefährlich erschien und weil überdies das Defilé den Geiersberg herab durch das anhaltende Regenwetter fast ganz unpracticabel, auch von unzähligen Bagagewagen und dem Artillerietrain der russischen Armee verstopft war. Er schickte [50]) daher noch am späten Abend von der Stelle, wo das Gefecht mit Vandamme eben ohne Entscheidung aufgehört hatte, den Obersten von Schöler, der damals dem Kaiser von Ruß-

47) Pertz, Gneisenau III. S. 83. 48) Pertz, Stein III. S. 391. 49) Vergl. v. Höpfner's Nekrolog S. 15.

50) v. Höpfner's Nekrolog S. 16, auch Beitzke, Gesch. der Freiheitskriege. Bd. II. S. 98 schreibt diese Sendung der Initiative dem Kaiser von Rußland zu. Das ist aber nach L. v. Wolzogen, Memoiren. Leipzig 1851. S. 200 nicht richtig. Wolzogen war selbst dabei, als Schöler den Auftrag vom Könige erhielt.

land attachirt war, zu Kleist ab, um ihm zu sagen, daß er sich über den Geiersberg nach Böhmen nicht mehr zurückziehen könne, es ihm vielmehr überlassen bleiben müsse, einen andern Weg einzuschlagen und sich selbst bestmöglichst zu helfen. Als Schöler den General Kleist auf Umwegen im Gebirge erreicht und seine Botschaft ausgerichtet hatte, war es Grolman, welcher den Plan entwarf, in Vandamme's Rücken zu marschiren, und welcher sich erbot, das Corps quer über das Plateau des Erzgebirges auf Nollendorf zu führen. Kleist, umgeben von seinen Untergeneralen Prinz August von Preußen, Ziethen, Klür und Pirch und ihm dicht zur Rechten Grolman, versammelte sogleich „sein Officier-Corps [51]) (so erzählt Wolzogen a. a. O. S. 202) und erklärte demselben, daß nach der Nachricht, die ihm eben der König zu wissen gethan, Nichts mehr übrig bleibe, als — wie der Chef seines Stabes, Oberst [52]) von Grolman, angerathen — mit Tagesanbruch auf Nebenwegen seitswärts die Nollendorfer Höhen zu erreichen, den General Vandamme im Rücken anzugreifen und sich so den Weg durch den Feind durch auf die große Töplitzer Straße zu bahnen. Das Unternehmen sei zwar gefahrvoll, weil er nicht wisse, in wieweit Napoleon mit der Hauptarmee von Dresden aus gegen ihn demonstriren könne, — allein, er zweifle nicht, daß sie Alle den Muth hätten, es zu riskiren. Einstimmig riefen die Officiere, sie würden ihm mit Freuden folgen, wohin er sie auch führe. Hierauf ritt Oberst von Schöler in Begleitung des Prinzen von Oranien (dessen Person bei Kleist jetzt gefährdet erschien) wieder zur Armee zurück und langte ungefähr um 3 Uhr Morgens (den 30. Aug.) in Barclay's Quartier an, wo er sofort den General von Diebitsch (Barclay's Generalstabschef) wecken ließ und ihm den Entschluß Kleist's mittheilte." Kleist beschloß, um zu dem kühnen Marsche größere Beweglichkeit zu erhalten, allen unnützen Troß zu opfern und ließ seine sämmtlichen entbehrlichen Munitionscolonnen, 60 Wagen, und die ganze Privatbagage auf einen Haufen zusammenfahren und in die Luft sprengen [53]). Erst um 6 Uhr Morgens war das ganze Corps auf dem Marsche; etwas später, als man in Barclay's Quartier erwartet zu haben scheint. Grolman hielt sein Versprechen. Er führte das Corps glücklich über Streckenwalde auf Nollendorf. Unweit Streckenwalde erhielt Kleist die schriftliche Mittheilung, daß das Defilé am Geiersberge geöffnet sei und die Vereinigung mit der böhmischen Armee ohne alle Gefahr ausgeführt werden könne. Der General fragte Grolman, was nun zu thun sei, und wurde durch ihn bestärkt, es bei dem einmal gefaßten Entschluß zu belassen. Man ersieht hieraus, daß der Marsch nach Nollendorf nun kein zufälliger mehr war, sondern mit dem bestimmten Bewußtsein, eine wichtige strategische Bewegung zu machen, unternommen worden war. Wegen der schwierigen Wege gelangte das Corps erst kurz vor Mittag auf die Höhen von Nollendorf und begann Kanonen aufzufahren, was die Umgebung des Kaisers von Rußland bei Culm mit Fernröhren bemerken konnte. Der Kampf wurde heiß, denn Vandamme's Corps suchte sich nun mit dem Muthe der Verzweiflung durch die Kleist'schen Truppen durchzuschlagen. Grolman war überall thätig, um die Truppen anzufeuern und neue ins Gefecht zu schicken; mit ihm wetteiferte der Prinz August von Preußen in todesmuthigem Draufgehen. Trotzdem gelang es der französischen Reiterei, sich durchzuhauen und dabei die Artillerie Kleist's der Pferde zu berauben und die Bedienungsmannschaften niederzuhauen, weil die Landwehrbataillone, welche die Artillerie decken sollten, nicht unerschrocken genug Stand hielten. Diese Artillerie wurde dann von russischen Ulanen für französische gehalten und als gute Beute erklärt [54]). Grolman hatte den andringenden Franzosen immer neue Truppen entgegengeworfen; auf seinen Rath war es auch geschehen, daß der Prinz August von Preußen die zurückweichende Infanterie persönlich gegen Arbesau, einen wichtigen Punkt des Schlachtfeldes, von Neuem vorführte [55]). Gegen das Ende der Schlacht erhielt Grolman eine schwere Verwundung: er wurde an der Hüfte quer durch den Leib geschossen. Trotzdem hielt er sich mit äußerster Anstrengung zu Pferde, weil er fühlte, daß er in der allgemeinen Verwirrung liegen bleiben würde, wenn er abstieg; so ritt er noch bis Außig, von wo man ihn nach Töplitz brachte.

Am 31. Aug. war Kleist's Lob bei der böhmischen Armee in Aller Munde. Kleist erhielt von seinem höchst erfreuten Könige den schwarzen Adlerorden — eine ungemein hohe Auszeichnung — und den Namen „Graf von Nollendorf". Der eigentliche Sieger war aber Grolman; freilich wußte man nur in den eingeweihteren Kreisen davon, daß er eigentlich der Urheber des Marsches [56]) nach Nollendorf war. Kleist ließ ihm wenigstens Gerechtigkeit widerfahren und hob in seinem Schlachtberichte sein Verdienst sehr hervor. Grolman wurde vom Könige durch den Orden pour le mérite mit Eichenlaub ausgezeichnet und am 4. Sept. zum Obersten befördert. Wenn noch bis in die Gegenwart hinein Grolman's Name mit dem nollendorfer Marsche nicht immer in die verdiente Verbindung gebracht wird und Kleist den meisten Ruhm erntet, so war das schon gleich nach der Schlacht bei so Eingeweihten, wie Ge-

---

51) Nach v. Rahden, Wanderungen eines alten Soldaten. Bd. I. Berlin 1846. S. 150 geschah das erst am Morgen. Ich halte aber Wolzogen's Darstellung für die richtigere. 52) Hierin irrt sich Wolzogen; Grolman wurde erst nach der Schlacht zum Obersten ernannt. 53) Das berichtet v. Rahden, Wanderungen I. S. 151.

54) Kleist verbrachte deshalb eine schlimme Nacht und hielt sich für geschlagen. Auch am nächsten Tage wußte er noch nicht, wo seine Kanonen geblieben waren. Als der König ihm den schwarzen Adlerorden verlieh, sagte er daher: „Ew. Majestät glauben in mir einen Sieger zu belohnen; leider aber muß ich gestehen, daß ich mehr als Besiegter zu betrachten bin, indem ich meine ganze Artillerie verloren habe." Vergl. v. Wolzogen S. 205. 55) Vergl. v. Rahden, Wanderungen I. S. 155. 56) Und der König sagte von diesem Marsche zu Kleist, „daß schon der heldenmüthige Entschluß, sich durch das Vandamme'sche Corps durchzuschlagen, die an Kleist verliehenen Auszeichnungen vollkommen rechtfertige", vergl. v. Wolzogen, [illegible]

neral v. d. Knesebeck, der Fall. Derselbe schreibt in einem Briefe [57]) an Gneisenau über den Sieg bei Culm zwar: „Ueberhaupt ist unser Verlust beträchtlich; den 30sten besonders bei Kleist, der durch einen kühnen Marsch von der Glashütte und Voigtsdorf auf Nollendorf gerade in des Feindes Rücken, 3 Stunden lang mit dem sich den Weg dort bahnenden Feinde gefochten hat; und leider ist Grolman dabei in der Hüfte blessirt", und: „Grolman ist nicht genug zu loben"; aber davon, daß Grolman die Seele des „kühnen Marsches" war, ist keine Rede. Erst v. Höpfner im Nekrolog hat Grolman Gerechtigkeit widerfahren lassen, weniger Beitzke, Gesch. der Freiheitskriege. Bd. II. S. 99; vergl. dazu v. Hofmann, Zur Gesch. des Feldzuges von 1813. Berlin 1843. S. 173. — Die Heilung der gefährlichen Wunde Grolman's schritt zum Erstaunen der Aerzte schnell vorwärts. Schon um den 10. Sept. konnte der Staatskanzler v. Hardenberg von Töplitz aus an Gneisenau schreiben [58]): „Grolman habe ich gestern besucht; er ist munter und wird hoffentlich bald ganz besser sein." Grolman konnte auch wirklich das zweite Vordringen der böhmischen Armee aus Böhmen nach Sachsen Ende September mitmachen. Er wohnte dann auch der Schlacht bei Leipzig bei, in der das Kleist'sche Corps bei Markkleeberg und Probsthaida so blutige Lorbeeren sich erfocht. Für diese Schlacht erhielt Grolman den rothen Adlerorden 3. Classe. Auch wurde auf dringenden Wunsch und besonderen Antrag v. Kleist's Grolman's Freiwilligenverhältniß zum Corps bald darauf gelöst und Grolman unter dem 27. Nov., als das Corps schon vor Erfurt stand, nochmals zum Chef des Kleist'schen Generalstabes ernannt. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde Kleist's Corps zur Blokade von Erfurt commandirt. Von Erfurt aus besuchte Grolman seinen Freund Luden in Jena, der als Freiwilliger in das preußische Heer eintreten wollte. Er rieth ihm davon ab und bewog ihn, lieber mit der Feder für die gute Sache zu wirken, und regte Luden dadurch indirect zur Herausgabe der Zeitschrift „Nemesis" an, vergl. Luden, Rückblicke S. 218.

Das Kleist'sche Corps rückte Anfangs Januar 1814 nach Frankreich ab, um Blücher's Armee zu verstärken. Es erreichte am 9. Febr. Vertus und wurde gleich darauf in jene unglücklichen Gefechte verwickelt, durch welche Napoleon die schlesische Armee fast zersprengte. Als am 10. das Corps des Generals Olsufiew bei Champaubert durch Napoleon überwältigt war, war Grolman für eine Rückwärtsbewegung bis Rheims. Er drang aber mit seinem Vorschlage, der von der Vorsicht dictirt war, nicht durch. Blücher drang vielmehr am 13. Febr. über Etoges vor, um Napoleon schnell folgen zu können, wenn er sich wieder gegen die Hauptarmee wenden sollte. Es kam in Folge dessen zu den Gefechten bei Vauchamps und Champaubert am 14. Febr. Hier war es, wo Grolman sich an die Spitze schnell gesammelter Cavalerie stellte und eine reitende Batterie, welche von französischen Kuirassieren genommen war, zurückeroberte. Die Gefahr schien gegen Abend vorüber zu sein und es galt nun vor Allem den Wald von Etoges zu erreichen. Das Kleist'sche Corps durfte aber nicht mit aller Kraft marschiren, um mit der russischen Infanterie auf dem linken Flügel in gleicher Höhe zu bleiben. Dadurch gelang es der feindlichen Cavalerie, Etoges und die vorliegende Gegend vor den Alliirten zu erreichen. Das waren gefährliche Augenblicke; es galt sich durchzuschlagen. „Augenzeugen", so erzählt Höpfner im Nekrolog S. 17, „sprechen noch jetzt mit Bewunderung von der Kaltblütigkeit von Grolman's, wie er inmitten der preußischen Quarrés, unter den wiederholten Anfällen der feindlichen Cavalerie, seine Umgebung wie auf einem Spazierritt auf jede Wendung des Gefechts aufmerksam machte und sie aufforderte, Alles recht genau zu betrachten, weil man so etwas vielleicht nicht wiedersehen würde." Als die schlesische Armee bei Chalons wieder vereinigt war, sollte den Truppen eine längere Ruhe gewährt werden. Grolman war aber dagegen und bewirkte es mit, daß die Operationen schon am 19. Febr. wieder begonnen wurden und die Armee über die Aube nach Mery aufbrach, um sich mit dem Hauptheere zu vereinigen. Hier drohte aber ein Scheitern des ganzen Feldzuges: die Friedenspartei im Hauptheere wollte durchaus rückwärts nach dem Oberrhein, um sich den gefürchteten Schlägen Napoleon's zu entziehen: ein schimpflicher Friede wäre unzweifelhaft die Folge davon gewesen. Da war es Grolman, der dem Feldzuge die entscheidende Wendung gab, durch welche die Angriffe Napoleon's auf Blücher abgelenkt wurden, die verbündeten Armeen im Vorrücken blieben, Paris genommen und Napoleon zur Abdankung gezwungen wurde. Das Verdienst, diese Ereignisse durch seine strategischen Pläne herbeigeführt zu haben, gehört ausschließlich Grolman und sichert ihm unsterblichen Ruhm als Feldherr wie als Mann von Charakter. Hören wir, auf welche Weise das zuging.

Am 22. Febr. 1814 war zu Troyes der Rückzug der Verbündeten über die Seine und Aube beschlossen, Schwarzenberg „felsenfest" dafür; zugleich sollte ein Waffenstillstand mit Napoleon eingeleitet werden: soweit hatte es die angstvolle österreichische Friedenspolitik gebracht; selbst der Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm III. mußten nachgeben. Das Hauptquartier Blücher's, dessen Rückzug auf Brienne gehen sollte, war in aufgeregtester Stimmung.

„Zu den Officieren [59]), die vor Allen den Rückzug nicht allein als ein schlimmes Unheil sondern auch als eine arge Thorheit ansahen, gehörte namentlich auch der Oberst Grolman. Er war vom größten Unwillen bewegt, als die Verfügungen Schwarzenberg's bekannt wurden, und äußerte, zuerst im Gespräch mit einem Adjutanten Müffling's, dem Lieutenant v. Gerlach: dieser ganz ohne Noth angetretene Rückzug werde die unseligsten Folgen

57) Pertz, Gneisenau. Bd. III. S. 286. 58) Pertz, Gneisenau. Bd. III. S. 295.

59) Ich folge hier der Darstellung Bernhardi's (Toll's Denkwürdigkeiten. Bd. III. S. 495), weil sie am Eingehendsten über Grolman's Plan handelt.

haben und bis über den Rhein zurückführen; die Sache der Verbündeten werde dann um so vollständiger verdorben sein, da dann auch der alte Wahn, die alte Fabel von der Unangreifbarkeit Frankreichs jenseits des Rheins ohne Zweifel von Neuem zu voller, bestätigter Geltung kommen werde. Es erfaßte ihn der Gedanke: diesem unabsehbaren Unheil, diesem vollständigen Schiffbruch des Feldzuges, ja des Krieges könne nur dadurch vorgebeugt werden, daß die schlesische Armee sich von der des Fürsten Schwarzenberg und dem Rückzug losmache, über die Aube im Rücken ihrer Stellung ziehe — und raschen Schrittes auf Meaux — auf Paris losgehe. Dadurch werde sie den Feind zwingen, von der Verfolgung der Hauptarmee abzulassen und sich gegen sie zu wenden. Mit Bülow und Winzingerode vereinigt werde sie aber, hunderttausend Mann stark, an der Marne Napoleon und sein Heer nicht zu fürchten haben."

„Wie sich dieser Gedanke, in wenig Augenblicken, bei ihm selbst sicherer festgestellt hatte, trug Grolman ihn als bestimmten Vorschlag zunächst dem General Kleist, und durch diesen dazu veranlaßt, dann auch (am 22. Febr.) dem Feldherrn und seinen Vertrauten vor. Daß Blücher und Gneisenau diesen kühnen Plan zu dem ihrigen machten, konnte nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Müffling dagegen ging nicht unbedingt, und nur mit gewissen Einschränkungen auf die Sache ein — was er in seinen mehrfachen Schriften über diesen Feldzug nicht erwähnt [60]). Er war allerdings auch damit einverstanden, daß man sich von der Hauptarmee und dem Unheil des Rückzuges losmachen und an die Marne eilen müsse: aber der Zug nach Meaux war ihm zu kühn. Er wollte die schlesische Armee nach Epernay geführt wissen, um die Vereinigung mit Winzingerode und Bülow dort zu suchen."

„Indessen er drang mit diesem Vorschlag nicht durch; Blücher und Gneisenau entschieden sich ungeachtet seines Widerspruchs für den Marsch nach Meaux — und da man alle Ursache hatte, an Schwarzenberg's, und in Folge dessen auch an der Monarchen Zustimmung gar sehr zu zweifeln, ja sehr bestimmt das Gegentheil zu erwarten, war Blücher schon entschlossen mit seinem Heer auf und davon zu gehen ohne jemand weiter zu fragen, was auch ein solcher gewagter Schritt Bedenkliches haben mochte. Schon wurden die nöthigen Brücken über die Aube geschlagen. Grolman aber erbot sich im großen Hauptquartier „noch einmal sein Glück zu versuchen", wie er sich selbst ausdrückt, und allerdings war es in mehr als einer wichtigen Beziehung sehr viel besser, wenn sich die Einwilligung der Monarchen gewinnen ließ. So wurde denn Grolman nach Troyes entsendet dort seine Plane und Blücher's Gesuch vorzutragen."

Das eigenhändige Schreiben [61]), welches Blücher ihm an den König und zugleich an den Kaiser von Rußland mitgab und welches seine Gründe für einen Rückzug des Hauptheeres enthielt, lautete folgendermaßen: „Der Oberst von Grolman bringt mir die Nachricht, daß die Hauptarmee eine rückgängige Bewegung machen wird. Ich halte es für Pflicht, Ew. Majestät die unvermeidlichen nachtheiligen Folgen davon allerunterthänigst vorzustellen: 1) die ganze französische Nation tritt unter Waffen; der Theil, welcher sich für die gute Sache geäußert hat, ist unglücklich; 2) unsere siegreiche Armee wird muthlos; 3) wir gehn durch eine rückgängige Bewegung in Gegenden, wo unsere Truppen von Mangel gedrückt werden; die Einwohner werden durch den Verlust des Letzten, was sie haben, zur Verzweiflung gebracht; 4) der Kaiser von Frankreich wird sich von seiner Bestürzung, worin er durch unser Vordringen gebracht worden, erholen und seine Nation wieder für sich gewinnen. Ew. Majestät danke ich unterthänigst, daß Sie mir die Offensive zu beginnen erlaubt haben; ich darf mir alles Gute davon versprechen, wenn Ew. Majestät die bestimmten Befehle geben, daß die Generale von Winzingerode und von Bülow meiner Aufforderung genügen müssen. In dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen und scheue so wenig den Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mir entgegentreten. Erlauben Ew. Majestät, daß ich mich glücklich schätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armee Ew. Majestät Befehle und Wünsche zu erfüllen."

Grolman langte noch am 22. Febr. [62]) in Troyes an und erfuhr hier, daß der König Friedrich Wilhelm und der Kaiser Alexander von Schwarzenberg's Rückzugsplänen nicht gerade erbaut waren. Er konnte aber an diesem Tage noch keine definitive Antwort erhalten und schrieb [63]) Abends 10¾ Uhr an Blücher: „Ew. Excellenz habe ich die Ehre, zu benachrichtigen, daß es mir unmöglich geworden ist, schon eine definitive Antwort zu erhalten." Da Grolman von Blücher eventuell auch den Auftrag hatte, im großen Hauptquartier für eine Schlacht der vereinten Heere zu wirken, so stellte sich Blücher am 23. Febr. in Schlachtordnung. Zu einer Schlacht kam es nun zwar nicht, aber Grolman langte mit der gewünschten Erlaubniß Schwarzenberg's und der beiden Monarchen an, durch welche Blücher der Rechtsabmarsch gestattet wurde [64]). Wie der Entschluß zum

---

60) In der Schrift: „Betrachtung über die großen Operationen von 1813 u. 1814" sagt er S. 124 nur: daß dieser Marsch zu den glänzendsten Operationen des Krieges gehöre. 61) Vergl. Varnhagen von Ense, Leben des Fürsten Blücher. Berlin 1826. S. 382 fg. Ich setze das Schreiben hierher, weil es gewissermaßen der officielle Ausdruck der Gedanken Grolman's ist. Nach Beitzke, Freiheitskriege. Bd. III. S. 216 war dasselbe nur an Alexander gerichtet, und zwar erst, nachdem Grolman die Erlaubniß zum Rechtsabmarsch erwirkt hatte, und sollte Blücher's Dank für die erlaubte Offensive ausdrücken. Ich vermag mit dem mir vorliegenden Material die chronologische Frage, die hier auch gleichgültig ist, nicht zu entscheiden.

62) Varnhagen von Ense, Blücher S. 376 fg. ist hier ungenau, auch ist Grolman's Urheberschaft nicht angedeutet; vergl. dagegen z. B. v. Droysen, York. Bd. 2. (4. Aufl.) S. 279 fg. und Beitzke, Freiheitskriege. Bd. III. 3. Aufl. S. 215. 63) Vergl. diese Correspondenz bei (v. Grolman und v. Damitz) Gesch. des Feldzuges von 1814. Bd. II. S. 575. 64) Zugleich wurde ihm Bülow's Corps als Verstärkung zugewiesen. — Welche Wichtigkeit der König Friedrich Wilhelm III. dem Rechtsabmarsch

Marsch auf Leipzig den Feldzug von 1813 entschied, so entschied dieser zweite Rechtsabmarsch der schlesischen Armee den Feldzug von 1814 und überhaupt den Krieg. Grolman's Name hat dadurch eine geschichtliche Bedeutung erhalten, denn dieser Marsch ist der entscheidendste Zug im ganzen Kriege gewesen. — In der Nacht zum 24. Febr. rückte Blücher's Heer bereits über die Aube und wandte sich gegen die Marne auf Meaux und Paris, während das Hauptheer unterdessen seinen Rückzug auf Bar-sur-Aube fortsetzte und den Erfolg der Unternehmung des schlesischen Heeres abwarten wollte [65]). Trotz der Anstrengungen der Marschälle Marmont und Mortier, welche Paris decken sollten, überschritt Blücher die Marne, wobei Kleist's Corps am 28. Febr. ein heißes Gefecht zu bestehen hatte. Grolman's Voraussicht bewährte sich übrigens. Napoleon war nämlich zunächst wirklich Schwarzenberg gefolgt. Er glaubte Blücher nicht mit seinem ganzen Heere bei Mery, wo es ihm eigentlich schon in der Flanke stand. Dazu kam, daß Blücher seinen Abzug ganz unbemerkt bewerkstelligt hatte und mit einem Vorsprunge von fast drei Tagemärschen vor Napoleon bis auf fünf Meilen der französischen Hauptstadt sich näherte. Die Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes waren inzwischen durch Rußlands Einfluß auch gescheitert. Da erhielt Napoleon in der Nacht [66]) vom 26. zum 27. Febr. die Nachricht von Blücher's Marsch zur Marne. Eine solche Kühnheit hatte er selbst Blücher nicht zugetraut; er begriff jetzt das Zurückweichen Schwarzenberg's, begriff das Gefährliche seiner Lage. „In wenigen Stunden hat sich das Schicksal des Krieges gewandt", sagte er zu seiner Umgebung. Er eilte nun Blücher sofort nach, und Schwarzenberg war frei. Der Marsch Blücher's war nicht so schnell vor sich gegangen, als man wol erwarten durfte; Blücher handelte diesmal vorsichtiger als je in seinem Leben, und wol mit Recht, denn von einem Fehlschlage hing das Ende des Krieges ab. Dazu kam, daß Blücher kränklich wurde. Grolman war über die Entwickelung der Dinge bis zum 9. März sehr misgestimmt und begrüßte daher den Entschluß des Hauptquartiers, bei Laon den 9. März eine Schlacht zu schlagen, mit großer Freude. Besonders der nächtliche Angriff auf den französischen rechten Flügel, der durch Kleist's und York's Corps in der Nacht vom 9. zum 10. März ausgeführt wurde, hatte seinen Beifall. Bekanntlich wurden die beiden siegreichen Corps am 10. März in die Stellung bei Laon zurückgerufen, und Napoleon entging dadurch der über ihm schwebenden Gefahr der Vernichtung. Keine Vorstellungen halfen. Grolman, der bei Gneisenau und Blücher viel vermochte, erbot sich im Auftrage der beiden commandirenden Generale zu Blücher zu eilen [67]), um bei ihm die Erfüllung eines Vorschlages durchzusetzen, der von ihm selbst ausgegangen war [68]). Er wollte verlangen, „daß man, wenn einmal die Verfolgung des geschlagenen feindlichen Flügels aufgegeben worden, doch gestatten möge, mit den beiden Corps von den Höhen von Fetieux aus in den Rücken des noch vor Laon stehen gebliebenen französischen linken Flügels unter Napoleon, also gegen den Uebergang über die Lette, auf der Straße von Laon nach Soissons, zu marschiren, um durch eine solche Bewegung dem französischen Machthaber den letzten Schlag zu versetzen, wenn er vor Laon stehen blieb, oder ihm wenigstens sehr große Verluste zuzufügen, wenn er den Rückzug aufs Eiligste antreten sollte". Grolman konnte aber eine Abänderung der Befehle nicht erwirken.

Die Entscheidung nahte aber doch bald: sie lag in Paris, wohin es nun in starken Märschen ging. In der Schlacht bei Paris hatte Kleist's Corps mit den Russen unter Langeron den Angriff gegen den Montmartre auszuführen. Das Gefecht war hier nicht unblutig. Von Grolman's Kaltblütigkeit wird hier folgender Zug erzählt: Grolman stand abgesessen auf dem Felde und betrachtete aufmerksam die Aufstellung des Feindes auf dem Montmartre, als eine Granate unmittelbar vor seinen Füßen einschlug und platzte und ihn durch eine Erdwolke der Umgebung völlig entzog, sodaß sie ihn für erschlagen hielt. Als die Wolke sich verzogen hatte, stand Grolman genau auf demselben Fleck, auf dem er vorher gestanden, wischte sich ruhig das blutende Ohr und das mit Erde bedeckte Gesicht ab und setzte das Gespräch da fort, wo er es hatte abbrechen müssen.

Bekanntlich durften das Kleist'sche und York'sche Corps in Paris nicht einziehen. Grolman, voll Hasses gegen das ganze Franzosenthum, ging auch nicht privatim, wie es viele Officiere thaten, in das moderne Babel, zu dessen Einnahme er so wesentlich mitgewirkt hatte. Er wurde an demselben Tage, wo der Friede zu Paris geschlossen, den 30. Mai 1814, zum Generalmajor befördert; vom Könige von Schweden erhielt er den Schwertorden 3. Classe.

Bei der neuen Organisation des Kriegsministeriums am 29. Aug. 1814 wurde Grolman zum Director des zweiten Departements ernannt und ihm damit die Plankammer und die Beschäftigung derjenigen Generalstabsofficiere überwiesen, welche nicht bei den Truppencommando's standen. Gleich darauf fand er auf dem Congreß zu Wien Verwendung, wohin ihn Boyen [69]), der neue

---

Blücher's beilegte, davon gibt folgendes Schreiben des Königs an Blücher Zeugniß: „Der Ausgang dieses Feldzuges liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand. Ich und mit Mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine eben so kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist." Vergl. Droysen, York. Bd. 2. S. 279.

65) Und zwar mit wenigstens 93,000 Mann. „Lief die Unternehmung unglücklich ab, so blieb fast nichts Anderes übrig als Frankreich zu räumen, da Napoleon dann schwerlich Friede schloß, so lange noch ein verbündeter Soldat auf dem linken Rheinufer sich befand." Vergl. Beitzke, Befreiungskriege. Bd. III. S. 238. 66) Vergl. Beitzke, Befreiungskriege. Bd. III. S. 240.

67) Zunächst um die Zurücknahme der Ordre, wonach Kleist und York Halt machen sollten, zu erwirken, vergl. Müffling (Aus meinem Leben S. 144), der erst von Grolman den Inhalt der Ordre erfuhr. Vergl. auch Droysen, York. Bd. II. S. 302, der hier aus Müffling schöpft. 68) Vergl. v. Höpfner's Nekrolog S. 19. Dazu Müffling a. a. O. S. 144. Anmerk. 69) Nach

Kriegsminister, sandte, um die militärischen Interessen des preußischen Staates zu wahren. Grolman lernte hier auch Wellington, der gern mit ihm verkehrte, kennen. Auch Stein trat er hier wieder näher. Er war mit ihm für die Erneuerung der deutschen Kaiserwürde[70]). In der bairischen Entschädigungsfrage war er speciell thätig und entwarf am 7. und 8. März 1815 mit Wessenberg, Hoffmann und Hardenberg einen Plan zur Auseinandersetzung Oesterreichs und Baierns[71]). Vielleicht ist er auch bei der Abfassung des „Entwurfs zur Einrichtung des deutschen Kriegswesens, nebst Bemerkungen eines Dritten und mit Bemerkungen Stein's. Wien den 21sten Januar 1815", den Pertz, Stein. Bd. IV. S. 712—717 mittheilt, thätig gewesen.

Da brach durch Napoleon's Flucht von Elba der Krieg von Neuem aus. Es war nicht die frühere Freudigkeit, mit welcher Grolman diesmal in den Krieg zog. Politische Bedenken wirkten beängstigend. Oesterreich war dem Frieden geneigt, auch der Kaiser von Rußland wankend, welcher geäußert hatte, daß die Achtserklärung des Congresses gegen Napoleon eine Uebereilung gewesen sei. „Der Friede[72]) schien also noch bis zuletzt wohl möglich, und Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Gneisenau, Grolman und andere Männer solchen Sinnes und Ueberblicks konnten sich der Befürchtungen nicht erwehren, welche mit einer derartigen Wendung der Dinge insonderheit für Preußen eintreten mußten, das ohne die Aushilfen der andern Mächte in solchem Falle gegen Frankreich nächst und vereinzelt blieb." Grolman trat mit Blücher, Gneisenau[73]) und Müffling an die Spitze des gegen Napoleon bestimmten preußischen Heeres, indem er am 25. März zum Generalstabe des Generalcommando's der Armee vom Niederrhein berufen und mit Müffling die Geschäfte eines Generalquartiermeisters übernahm, die er bald allein besorgte, weil Müffling zu Wellington abcommandirt wurde. Grolman und Gneisenau waren zwei verschiedene Naturen und anfänglich wollte das Verhältniß zwischen ihnen kein recht unbefangenes werden, denn beide hatten einen großen Respect vor einander und keiner mochte sich in vertraulicherem Verkehr vor dem andern Blößen geben; die ersten großen Begebenheiten des Feldzuges brachten sie aber näher.

In Lüttich gerieth Grolman bei dem Aufstande der sächsischen Truppen mit Blücher in Gefahr, entkam aber glücklich. Er war mit Gneisenau und dem Feldmarschall für das Decimiren der empörten Bataillone, drang aber damit nicht durch.

Die Annahme der Schlacht bei Ligny war mit das Werk Grolman's. Man hat zwar von einsichtiger militärischer Seite[74]) die Annahme dieser Schlacht als „leichtsinnig" bezeichnet. Auch ist nicht zu verkennen, daß ein günstigeres Schlachtfeld hätte gewählt, daß die Lage der Dörfer Ligny rc. vorher hätte besser recognoscirt werden können[75]). Aber höhere Bedenken zwangen zur Annahme der Schlacht. Gneisenau erklärte sogar gegen Reiche[76]) mit Entschiedenheit, „daß das erste Armeecorps (Ziethen), auch wenn es allein bliebe, die Schlacht annehmen müsse, um die Vereinigung der Armee zu bewirken, ein Zurückgehen über den Lignybach aber keines Falls zugegeben werden könne, indem wir sonst riskirten, daß die Engländer einer solchen Bewegung die Absicht, nach dem Rheine zurückzugehen, unterlegen und sich nach Antwerpen zu ihren Schiffen verfügen würden". Außerdem erwartete man zur Schlacht noch das Eintreffen des Generals von Bülow mit dem 4. Armeecorps, welcher die dazu nöthigen Befehle erhalten hatte, sie aber in seiner störrischen und eigenmächtigen Weise nicht beachtete. Wenn nur einige Regimenter Bülow's am Schlachttage zur Stelle gewesen wären, dann kam die Schlacht mindestens zum Stehen; bei der Anwesenheit des ganzen Armeecorps wäre sie sicher gewonnen worden[77]). Man sieht hieraus, daß der Vorwurf, die Schlacht bei Ligny sei leichtsinnig unternommen worden, Grolman mit Unrecht gemacht wird. Grolman war übrigens empört über Bülow's Verfahren und äußerte sich nach dem Kriege ohne Scheu dahin: „Bülow hätte vor ein Kriegsgericht gestellt werden und den Kopf verlieren müssen, denn er habe kommen können, aber nicht kommen wollen." — Der Verlauf der Schlacht ist bekannt. Als Blücher gestürzt war, übernahm Grolman mit Gneisenau das Commando, Grolman in dem Centrum[78]). Gleich darauf brach der Feind, begünstigt durch die Dunkelheit, bei Ligny durch; da sorgte Grolman für das Festhalten von Bry und befehligte hier zum Theil selber. Dadurch — bis nach 12 Uhr des Nachts wurde Bry gehalten — wurde der Rückzug der Preußen gedeckt und der völlige Sieg der Franzosen verhindert[79]), eine

---

Höpfner im Nekrolog S. 19 wollte Boyen persönlich nach Wien gehen, wurde aber „durch andere dringende Geschäfte" abgehalten; deshalb schickte er Grolman als seinen Vertreter. Vielleicht war aber der Grund dazu ein anderer. Boyen war nämlich wirklich in Wien gewesen, entzweite sich aber wegen einer Bagatelle hier mit Wilh. von Humboldt, dem officiellen preußischen Bevollmächtigten beim Congreß, und duellirte sich deshalb auch mit ihm, vergl. L. v. Wolzogen, Memoiren S. 275.

70) Dahin wenigstens muß er sich zu Stein in einer Unterredung geäußert haben, vergl. Pertz, Stein. Bd. IV. S. 344. 71) Vergl. Pertz, Stein. Bd. IV. S. 350. 72) Vergl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten. Bd. VII. S. 139. 73) Das hatte Schwierigkeiten gemacht, denn Knesebeck, York und andere der höheren Generale waren feindselig gestimmt gegen „Gneisenau, Boyen und Grolman, die als die thätigsten Mitglieder des Tugendbundes bezeichnet wurden, der sehr antiroyalistischer Tendenzen beschuldigt war", vergl. Müffling S. 195. Man sieht hieraus, daß das Gespenst des Tugendbundes noch im Jahre 1815 wirkte. Boyen blieb trotzdem Kriegsminister und der König ihm gewogen, „wodurch er und seine Freunde Gneisenau und Grolman einen mächtigen Einfluß gewannen, obgleich der König gegen diese Freunde als Folge ihrer eingenommenen Stellung eine Abneigung hatte, die er sie fühlen ließ", vergl. Müffling S. 196.

74) Vergl. v. d. Marwitz, Nachlaß. Bd. I. S. 367. 75) Vergl. v. Reiche, Memoiren II. S. 173 fg. 76) v. Reiche, Memoiren II. S. 172. 77) Hierüber meine Abhandlung: Die Schlacht bei Großbeeren nnd General von Bülow. Berlin 1872 in 4. S. 17. 78) Vergl. hierüber wie überhaupt über die ganze Schlacht v. Grolman und Damitz, Geschichte des Feldzuges von 1815. Bd. I. S. 171 fg. 79) Das wird auch in ausländischen Geschichtswerken, wie z. B. von Siborne, Gesch. des Krieges in Frankreich und Belgien 1815. Deutsch von Siber. Berlin 1846. Bd. I. S. 182 hervorgehoben.

ungemein wichtige Thatsache, denn im entgegengesetzten Falle wäre Blücher's Eingreifen in die Schlacht bei Belle-Alliance wol unmöglich geworden. Dagegen hat Grolman keinen Antheil an dem Marsche nach Belle-Alliance zu Wellington. Ein Theil der Truppen war schon auf der Römerstraße und nach Namur abgezogen, da veränderte Gneisenau die Rückzugsdirection. Als der Befehl darüber zu Grolman nach Bry kam, war letzterer mit den getroffenen Maßregeln wenig einverstanden [80]; er gab sich aber bald zufrieden, als er die Wichtigkeit der möglichen Folgen, die sich zwei Tage später so herrlich verwirklichten, in ihnen erkannte.

Wenn Grolman im ersten Augenblicke gegen den Marsch zu Wellington war, so griff er nachher in der Schlacht bei Belle-Alliance um so erfolgreicher ein, denn bekanntlich ist er es gewesen, durch dessen energisches Auftreten die ersten Preußen am 18. Juni noch rechtzeitig in den Kampf kamen. Am 18. Juni war der Major v. Lützow vom Generalstabe schon früh zwischen 9 und 10 Uhr im Walde von Frichemont gewesen, hatte von hier aus den Stand der Dinge beobachtet, den Beginn der Schlacht abgewartet und gefunden, daß die Franzosen keine Anstalten getroffen hatten, ihre rechte Flanke zu sichern. Nachmittags lag das Bülow'sche Armeecorps, welches das vorderste im Marsch und dem Feinde am nächsten war, vor den Defiléen von St. Lambert unthätig und unschlüssig; die Spitzen der Colonnen wankten und rührten sich nicht; es schien wirklich, als ob der Entschluß zum raschen Vorgehen geändert worden wäre [81]. Und es war keine Zeit zu verlieren: die Engländer schauten ängstlich nach der preußischen Hilfe aus. Major v. Lützow fand, nach preußischen Truppen suchend, die Truppen des 4. Armeecorps haltend. Er stellte dem befehligenden General vor, daß der Gewinn der Schlacht davon abhängen könnte, den Wald von Frichemont vor dem Feinde zu besetzen, und daß daher die größte Eile erforderlich sei. Der General weigerte sich aber, in das allerdings sehr schwierige Defilé einzugehen, indem die Truppen, wenn sie jenseits auf einen überlegenen Feind stießen, ihrem Verderben nicht entgehen könnten. Auch an einen andern eben eintreffenden General wandte sich Lützow vergeblich mit der Aufforderung zu schleunigem Vorgehen. Da erschien Grolman. Kaum hatte er erfahren, um was es sich handle, da sprengte er vor und rief dem commandirenden General [82] zu: „Aber Marsch! Marsch! Im Namen des Feldmarschalls befehle ich, über das Defilé zu gehen." Und nun trieb er Alles vorwärts und ließ den Wald von Frichemont besetzen [83].

Nach der Schlacht wandte Grolman seinen ganzen Einfluß darauf, den Fürsten Blücher zu den ernstesten Maßregeln gegen das übermüthige Frankreich zu bewegen. Von seiner Hand ist das Schreiben des Fürsten Blücher an den Marschall Davoust, worin ersterer das Ansinnen zurückweist, als seien alle Ursachen zum Kriege mit der Thronentsagung Napoleon's entschwunden, und, auf die Folgen eines fortgesetzten Widerstandes aufmerksam machend, sagt: „Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu gegeben." Grolman's letzte Kriegsthat war der kühne Marsch nach der Südseite von Paris und der Angriff auf die Stadt von da aus, wozu er vornehmlich den Feldmarschall vermocht hatte — eine der kecksten Unternehmungen, die viel Widerspruch im Heere fand. Nach der Capitulation betrat Grolman diesmal Paris [84]. Hier war noch viel zu thun den Diplomaten gegenüber. Was die Constituirung einer neuen Regierung für Frankreich anbetraf, so gehörten Grolman und Gneisenau zu den Männern, die Frankreich in dieser Hinsicht sich selbst überlassen wollten, die dreifarbige Fahne gern flattern sahen [85] und die Rückkehr der Bourbonen nicht wünschten. Als die preußischen Diplomaten in Preußens und Deutschlands Interesse nicht energisch genug vorzugehen schienen, da war es besonders Grolman, der Blücher unausgesetzt antrieb, stärkere Forderungen zu unterstützen [86]. Er stand jetzt in noch näheren Beziehungen zu Blücher, da Ende Juli Gneisenau befehligt worden war, den eröffneten Friedensverhandlungen beizuwohnen und Grolman seine Stelle als Chef des Generalstabes der Armee eingenommen hatte.

Im December 1815 trat Grolman in sein früheres Verhältniß als Director des 2. Departements im Kriegsministerium zurück. Am 20. März 1817 gab ihm der König ein besonderes Zeichen seines Vertrauens, indem er ihn zum Mitgliede des Staatsraths ernannte.

Als das Hauptverdienst Grolman's sind seine Lei-

80) So erzählt v. Reiche, Memoiren II. S. 202, indem er hinzufügt: „Bei untergeordneten Geistern hätte hierdurch leicht eine Spannung zwischen ihm und Gneisenau, die selten Einer ohne den Andern zu beschließen pflegten, herbeigeführt werden können; allein Beide waren ein paar zu großartige Charaktere, als daß Eifersucht und Egoismus bei ihnen hätte Platz greifen können und das innige Einverständniß, welches sie verband, hätte stören können." — Grolman's anfängliche Ueberraschung über Gneisenau's Entschluß findet vielleicht darin seine Erklärung, daß er die Armee vielleicht nicht für fähig hielt, schon gleich in den nächsten Tagen eine neue Schlacht zu liefern. Fürchteten doch einzelne Officiere beim Rückzuge, ein „zweites Jena" zu erleben, vergl. v. Reiche II. S. 203. Und Grolman sah die am meisten mitgenommenen und aufgelösten Truppentheile bei Bry vorüberziehen. 81) Vergl. v. Rahden, Wanderungen II. S. 365, der selbst mit seinem Regimente, dem zweiten schlesischen, sich an der Tête der Colonne befand.

82) Vergl. v. Höpfner's Nekrolog S. 20. Es bleibt fraglich, ob mit dem „commandirenden General" der General v. Bülow gemeint ist. 83) Er erhielt für die Schlacht bei Belle-Alliance den rothen Adlerorden 2. Classe, den Maria-Theresiaorden 3. Classe und den St. Annenorden 1. Classe. 84) v. Höpfner im Nekrologe S. 21 sagt zwar: „Zur Charakteristik des Verewigten wollen wir noch anführen, daß er weder 1814 noch 1815 die sogenannte Hauptstadt der Welt betreten hat." Das ist aber unmöglich richtig gegenüber einer Stelle in Varnhagen's Denkwürdigkeiten (Bd. 7. S. 167, 208 u. 242), wo Grolman als in Paris anwesend und in dem Kreise der Bekanntschaften Varnhagen's aufgeführt wird. Vergl. auch die zweitnächste Anmerkung. 85) Vergl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten. Bd. 7. S. 167 fg. 86) Er war sogar für die Sprengung der Jena-Brücke. Als der Versuch dazu nicht gelungen war, war er gegen Reiche, der beim Sprengversuche zugegen war, aufs Höchste aufgebracht und wollte ihn zur Verantwortung ziehen, daß er sich nicht der Beaufsichtigung und oberen Leitung dieses Unternehmens angenommen habe, vergl. v. Reiche, Memoiren II. S. 295.

stungen im Kampfe gegen Napoleon von 1807—1815 anzusehen. Doch auch in der langen Friedenszeit, die auf die Befreiungskriege folgte, fand Grolman Gelegenheit, sich in schöpferischer Weise um das preußische Heerwesen verdient zu machen, indem er den Grund zu dem modernen preußischen Großen Generalstabe legte. Grolman ging einen Schritt weiter als Scharnhorst, sein Vorgänger im Frieden, der im J. 1810 Chef des Generalstabes oder des Allgemeinen Kriegs-Departements, wie es damals officiell hieß, wurde. Scharnhorst wurde in den Geheimlisten der französischen Polizei der „ehemalige gelehrte Professor" genannt und nicht ganz mit Unrecht. Er hat sowol als Generalstabschef als in seiner sonstigen Wirksamkeit vor Allem auf eine allgemeine wissenschaftliche Bildung der Officiere hingewirkt und in praktischer Hinsicht mehr das Mittel zum Kampfe, nämlich die Truppen nach den einzelnen Waffengattungen und die Kenntniß ihrer zweckmäßigen taktischen Verwendung, in den Vordergrund gestellt, dagegen auf das Studium des Terrains, auf welchem der Kampf selbst stattfindet und in dessen Benutzung Napoleon ein unübertroffener Meister war, weniger Gewicht gelegt. Grolman, ein Meister in der Terrainlehre und durch seine Feldzüge praktisch weit mehr vorbereitet als Scharnhorst, legte besonderes Gewicht auf das Studium des Terrains und wurde dadurch der eigentliche Schöpfer der topographischen Abtheilung des preußischen Großen Generalstabes, welche durch ihre Leistungen den Namen der preußischen Generalstabsofficiere in den Kriegen von 1866 und 1870 zu einem bei dem Feinde so gefürchteten gemacht hat. In einer Instruction, die er bald nach seiner Rückkehr entwarf, bezeichnete er als den Zweck der Arbeiten des Generalstabes: die genaueste Kenntniß der eigenen und der übrigen europäischen Staaten in kriegerischer Hinsicht, die Vorbereitungen zu einem entstehenden Kriege, die Bearbeitung der Kriegsgeschichte und die wissenschaftliche und praktische Ausbildung der Officiere selbst. „Er theilte [87]), um die gehörige Ordnung und Regelmäßigkeit in die Geschäfte zu bringen, die der Bearbeitung zu unterwerfenden Länder in 3 Kriegstheater [88]), und nach diesem auch die beim Departement angestellten Officiere, und errichtete außerdem eine Abtheilung für die Kriegsgeschichte. Diesen verschiedenen Abtheilungen wurden Chefs vorgesetzt, welche unter eigener Verantwortlichkeit die Arbeiten dirigirten und alljährlich Bericht zu erstatten hatten." Diese Einrichtung besteht im Allgemeinen unter dem Feldmarschall v. Moltke noch jetzt, wo der Große Generalstab in zwei Abtheilungen mit besonderen Chefs zerfällt, in eine topographische unter dem Obersten v. Sydow und eine historische unter dem Obersten v. Verdy. Grolman „bewirkte es ferner, daß die Officiere des Generalstabes jährlich die verschiedenen Kriegstheater, sowohl zur näheren Untersuchung derselben, als zur eigenen Ausbildung bereisen durften, und zwar die Officiere des Departements 4 Monate, die bei den Truppen-Commandos angestellten Officiere einen Monat lang. Er erließ unterm 29. April 1816 eine andere sehr gründliche Instruction, nach welcher die praktischen Arbeiten im Sommer ausgeführt werden sollten." Ferner regte er schon damals in Preußen eine Sache an, die später von allen größeren Mächten ins Leben gerufen wurde, nämlich das System der militärischen Attaché's bei den größeren Gesandtschaften, indem er den Wunsch aussprach, bei den vorzüglichsten Gesandtschaften Officiere des Generalstabes anzustellen, um fortgesetzt durch sie von den militärischen Verhältnissen des Auslandes die genaueste Kenntniß zu erhalten. Man ging damals wol wegen der friedlichen Lage der Dinge und vielleicht auch aus Sparsamkeitsrücksichten auf diesen Wunsch nicht ein, aber die Gesandtschaften wurden wenigstens angewiesen, die vom Generalstabe geforderten Nachrichten einzuziehen und mitzutheilen.

Eine besondere Wirkung des topographischen Genies Grolman's war es, daß dem Festungssystem Preußens eingehende Aufmerksamkeit gewidmet und im Osten gegen Rußland der Bau von Festungen angeregt wurde, die jetzt ein Hauptbollwerk gegen Rußland bilden. „Grolman bereiste im J. 1816 selbst die östlichen, der General v. Rauch die westlichen Provinzen des Staates, um die in denselben schon befindlichen Festungen in Hinsicht ihrer Brauchbarkeit zu prüfen, diejenigen Punkte auszumitteln, die etwa zur Anlage von neuen Festungen in den damaligen Verhältnissen als unumgänglich nothwendig anzusehen wären, die Aufmerksamkeit auch auf die in den Provinzen noch vorhandenen älteren Vertheidigungsanstalten zu richten und zu beurtheilen, was zum kriegerischen Zweck davon beizubehalten, und endlich auch auf die schon bestehenden oder etwa noch anzulegenden Straßen und Wasserbauten zu reflectiren, damit Alles in Uebereinstimmung mit den Vertheidigungsanstalten des Staates zu bringen sei." Im J. 1817 dehnte Grolman diese Reisen, die er alle zu Pferde machte, um gründlich sehen zu können, auch auf die westlichen Provinzen aus. Auch der von ihm mit dem späteren Geh. Oberbaurath Crelle 1817 entworfene Chausseebau-Plan ist eine Frucht dieser Reisen gewesen. „In diesem Bauplan wurden die Grundsätze als Richtschnur hingestellt, daß die Straßen die Bewegung der Truppen und alle Kriegsoperationen erleichtern, daß sie dem Handel mit dem Auslande allezeit fahrbare Wege liefern und die Mühe und Kosten des Transports der Waaren vermindern, den innern Verkehr durch Verbindung der verschiedenen Landestheile behufs der gegenseitigen Mittheilung der Erzeugnisse erleichtern und dadurch die Cultur des Landes befördern sollten." Auch die trigonometrischen Vermessungen des Landes wurden von Grolman eifrig in Angriff genommen, um brauchbare Kriegskarten zu liefern. General v. Müffling [89])

87) Vergl. v. Höpfner im Nekrolog S. 21, dem ich mich hier theilweise wörtlich anschließe, weil es bisher noch an einer Geschichte des preußischen Generalstabes fehlt, aus der ich schöpfen könnte. 88) Diese 3 sogenannten Kriegstheater, d. h. das westliche, mittlere und östliche, waren übrigens schon vor dem Kriege von 1806 angelegt und Grolman hat sie als Chef nur neu geordnet, vergl. Felgermann, General v. Krauseneck S. 146.

89) Vgl. v. Müffling, Aus meinem Leben. 2. Aufl. S. 22 fg.



übernahm die eine der zu dem Behufe gebildeten Abtheilungen zwischen dem Rhein und der Sternwarte Seeberg bei Gotha, Grolman die Landesstriche östlich davon.

So wirkte Grolman segensreich für die Sicherung des Staates, und zwar um so nachhaltiger, als er durch seine wohlwollende Persönlichkeit bei den ihm untergebenen jüngeren Officieren eine innere Berufsfreudigkeit anzuregen verstand. Noch jetzt sprechen die jüngeren Geschlechter mit Ehrfurcht von seinen Leistungen im Generalstabe. Doch leider nahte die Zeit, wo er den Dienst ganz verlassen sollte.

Es waren damals in politischer Hinsicht zwei Strömungen in den preußischen Regierungskreisen im Kampfe, eine liberale und eine österreichische oder absolutistische, wie man sie wol auch nennen darf. Grolman mit Stein, Wilhelm v. Humboldt, Gneisenau und Boyen galten als die angesehensten Vertreter der liberalen Ideen [90]) — jetzt, im J. 1872, würden sie freilich conservativ denken —, obgleich es ihm bei seinem ganzen Wesen nicht einfallen konnte, die Ansichten des damals herrschenden seichten Parteiliberalismus zu theilen. Daß er aber gegen die Metternich'sche Richtung war, ist sehr wohl zu glauben. Er nahm im December 1819 plötzlich seinen Abschied; gleichzeitig mit ihm der Kriegsminister v. Boyen, gleich darauf auch die Minister v. Beyme und W. v. Humboldt. Man hat den Austritt dieser und anderer hervorragender Männer, z. B. Gruner's [91]), aus dem Staatsdienste mit einer angeblich damals gefaßten Entscheidung des Königs Friedrich Wilhelm III. gegen die liberalere Richtung allein in Verbindung bringen wollen [92]). Hinsichtlich Boyen's und Grolman's aber nicht ganz mit Recht. Vielmehr waren es vorzugsweise auch Differenzen in militärischen Dingen, Veränderungen in der Organisation der Landwehr [93]), welche nach Grolman's Ansicht eine Verschmelzung derselben mit der Linie und eine allmälige Beseitigung des Landwehrinstitutes vorzubereiten schienen, dazu freilich auch verschiedenartige Misverständnisse anderer Art, die Grolman zu dem Entschluß vermochten, den Abschied zu nehmen. Das Zureden seiner Freunde konnte diesen Entschluß nicht ändern, und so erhielt denn Grolman am 25. Dec. den Abschied bewilligt. Und zwar ohne Pension, um die er es verschmähte einzukommen. Daß sie ihm nicht durch königliche Gnade gewährt wurde, ist bei den Verdiensten, die Grolman als Feldherr hatte, zu verwundern, zumal er notorisch so gut wie arm war, wenigstens nur so viel besaß, um in beschränkten Verhältnissen leben zu können. Daß Grolman um eine Pension nicht einkam, muß übrigens als ein um so edlerer Charakterzug hervorgehoben werden, als der König sie ihm sicher bewilligt haben würde.

Grolman hatte im J. 1816 sich zum zweiten Mal verheirathet und zwar mit der Tochter des schon oben genannten Freiherrn von Rotenhan auf Rentweinsdorf. Er zog sich nun, da er Privatmann geworden, auf das kleine Gut Gosda [94]) bei Forst in der Niederlausitz, welches ihm sein Vater gekauft hatte, zurück und lebte hier gleich einem Cincinnatus in bescheidener Zurückgezogenheit. In einen Flausrock gekleidet, pflanzte und wartete er hier mit unendlicher Liebe der Blumen; aber dafür ward ihm die Freude, das verwahrloste Gut unter seinen Händen neu erstehen, seine Aecker gesegnet, sein Gärtchen hinter dem Hause im schönsten Flor prangen zu sehen. Bei einer solchen Gelegenheit [95]) erblickte ihn einmal der durch Gosda reisende Prinz August, sein Kriegsgefährte vom Kleist'schen Corps. Der erstaunte Prinz fragte den emsig Beschäftigten: „wie es ihm gehe?" „Nun, Königl. Hoheit", rief der durch den Gruß von seiner ländlichen Arbeit abgezogene Krieger lächelnd, „wie es einem schlichten Landmann, der sich mit Leib und Leben der lieben Beschäftigung hingibt, geht; frisch und froh und zufrieden!" — Der Prinz suchte Grolman zum Nachgeben zu bewegen, brachte ihn dazu, daß er den Wunsch zur Wiederanstellung aussprach und legte dann zusammen mit dem Kronprinzen lebhafte Fürsprache beim Könige ein. So langte denn im Herbst 1825 eine Stafette in Gosda an, die neues Leben in die Familie brachte. Grolman ward unter dem 30. Oct. 1825 zum Generallieutenant und Commandeur der 9. Division berufen und erhielt den Gehalt seiner Charge für die Zeit, wo er ausgetreten, nachgezahlt.

Geliebt von seinen Soldaten und den Bürgern, wirkte Grolman segensreich in Glogau. Bei der großen Uebung im J. 1828 führte er seine Division so ausgezeichnet, daß der König, welcher gegenwärtig war, darauf aufmerksam wurde und ihm den rothen Adlerorden 1. Classe ertheilte. Auch machte er sich um die Officiere seiner Division besonders verdient durch Vorträge über den Feldzug von 1815. Bei der polnischen Insurrection rückte er mit seiner Division nach Posen. Nach eingetretener Demobilisirung auf kurze Zeit wieder nach Glogau zurückgekehrt, wurde er nach der Entlassung des commandirenden Generals v. Röder am Ende des Jahres 1831 [96]) mit der Führung des 5. Armeecorps betraut. Am 20. März 1832 gab ihm eine sehr huldreiche Cabinetsordre die frühere Anciennetät unter den Generalen der Armee zurück und am 30. März desselben Jahres erhielt er seine Ernennung zum interimistischen commandirenden General des 5. Armeecorps. Nach der großen königlichen Uebung von 1835 wurde Grolman unter dem 9. Sept. zum wirklichen commandirenden General des 5. Armeecorps und Chef des 6. Infanterieregiments, unterm 20. März 1837 zum General der Infanterie ernannt; am 18. Jan. 1839 zeichnete ihn der

90) Vergl. z. B. Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts. Leipzig 1859. Bd. II. S. 264. 91) Vergl. Varnhagen, Tagebücher. Bd. I. S. 299 fg. 92) Vergl. Bülau, Geschichte Deutschlands von 1806—1830. S. 526 fg. 93) Vergl. v. Höpfner im Nekrolog S. 22; dazu Bülau S. 527; ferner v. Rahden, Wanderungen II. S. 55, der damals im topographischen Bureau arbeitete.

94) Nicht zu verwechseln mit Gosda bei Spremberg und ebenfalls in der Niederlausitz gelegen. 95) Vergl. (Schmidt) Neuer Nekrolog der Deutschen. 25. Jahrg. S. 815. 96) Aus dem Leben des Generals v. Brandt. Bd. II. Berlin 1869. S. 164 scheint das wenigstens hervorzugehen.

König durch den schwarzen Adlerorden, den gleichzeitig auch sein Vater — ein seltener Fall — trug, aus.

Grolman blieb auch in späteren Jahren trotz seiner großen praktischen Erfahrung jeder zweckmäßigen Neuerung zugänglich [97]). Den Bewohnern der Provinz gegenüber hatte er keinen leichten Stand, denn die unruhigen Polen waren schwer zu behandeln. Durch leutseliges und entgegenkommendes Wesen suchte er die Gegensätze zwischen deutsch und polnisch zu vermitteln, besonders die Polen zu gewinnen, obgleich er im Grunde dem polnischen Elemente keine Zukunft einräumte. Der Tod des Königs Friedrich Wilhelm III. brachte ihm neues Ansehen, denn der Nachfolger war ein Freund der gemäßigt liberalen Richtung, welche Grolman oft genug vertreten hatte. Grolman, Boyen und Krauseneck bildeten damals ein Triumvirat [98]), welches bei dem neuen Könige viel galt und zusammenhielt, um die „Irrthümer derer, auch der Minister, die ihn falsch lenken, unschädlich zu machen"; es galt ihnen, den König in der eingeschlagenen liberalen Richtung zu erhalten und Augendienerei zu bekämpfen, wie Krauseneck selbst äußerte. Als Frankreich im J. 1840 mit Krieg drohte, da war Grolman mit Krauseneck für ein entschiedenes Vorgehen. In Verbindung mit Krauseneck [99]) äußerte er zum König, „daß die zum J. 1832 berathenen Maßregeln über die Aufstellung der deutschen Truppen, für den Fall eines Krieges gegen Frankreich, bei gegenwärtiger Lage der Dinge nicht anzuwenden wären, indem Frankreichs Rüstungen in jenem Jahre mehr auf einen defensiven, im laufenden aber, nach Umfang und Energie, mehr auf einen offensiven Zweck deuteten. Wenn aus der in Frankreich herrschenden Aufregung, der drohenden Stellung, die dieser Staat, besonders Deutschland gegenüber, bereits eingenommen habe und fortgesetzt steigere, ein Krieg sich entwickele, so komme es vor Allem darauf an, diesseitig, sobald die Unausweichlichkeit desselben erkannt worden, mit voller Kraft zu verfahren. Man müßte, ohne sich in intermediären Stellungen aufzuhalten, ohne zu temporisiren, Alles anwenden, um mit außergewöhnlicher Schnelligkeit die Armeecorps auf die Punkte zu bringen, von wo ab sie, im Sinne des Ganzen, ihre Operationen beginnen könnten". Dem drohenden Kriege einen offensiven Charakter zu geben und das Zusammenziehen der deutschen Corps zu beschleunigen, erschien Grolman als die Hauptaufgabe Preußens und Oesterreichs. Er reiste deshalb im November 1840 nach Wien [1]), um mit Metternich und General Fiquelmont Rücksprache zu nehmen. Metternich zeigte guten Willen, auf Preußens Vorschläge hinsichtlich der Bundesfestungen und des Bundesheeres einzugehen und schnell ein Heer aufzustellen, Grolman zweifelte aber, ob Oesterreich in Ermangelung aller vorbereitenden Maßregeln im Stande sein werde, das Versprechen rechtzeitig zu verwirklichen.

Im J. 1842 fand Grolman Gelegenheit, sich über die Vertheidigung Ostpreußens übereinstimmend mit Krauseneck dahin zu äußern [2]), daß Königsberg als Stützpunkt der Vertheidigung befestigt werden müsse; auch im Innern der Provinz zwischen den großen Seeflächen und den ausgedehnten Waldungen seien einige feste Punkte anzulegen, um beim Vorrücken des Feindes den preußischen Truppen dort eine Stütze zu bieten.

Seit 1841 begann Grolman zu kränkeln. Schon beim Königsmanoeuvre von 1841 konnte er nur mit Hilfe eines Dieners sein Pferd besteigen. Die Zeichen entwickelter Brustwassersucht und einer Herzvergrößerung mehrten sich. Noch bis zum Jahre 1844 wollte er seinem Könige dienen, um dann den Abschied [3]) zu nehmen und sich auf sein geliebtes Gosda zurückzuziehen. Doch die Krankheit erreichte einen immer höheren Grad und verursachte ihm viel Pein. Immer wollte er in das Grüne, nach Gosda. Erst am 15. Sept. 1843 erlöste ihn der Tod von seinen Schmerzen. Vielfach betrauert starb er, der gleich Stein keinen höheren Ehrentitel kannte, als „freier, deutscher Mann zu sein".

Grolman war auch körperlich eine gewaltige Erscheinung; v. Rahden, Wanderungen II. S. 47 entwirft folgendes Bild von ihm im J. 1819: „Ein schöner großer Mann, stark und wohlgebaut, wie man sich nur einen ächten Kriegshelden denkt, mit den entschiedensten Zügen von Menschenfreundlichkeit, klarstem und schärfstem Verstande, einer durchdringenden Auffassungsgabe der Verhältnisse unter dem einfachen und offenen Gewande ruhiger und gediegener Anschauung, so trat mir General v. Grolman entgegen, im schlichten Uniformüberrock ohne Epauletts, den weißen offenen Halskragen und das kurz geschnittene Haar in natürlichster Lage, und aus den Worten seiner wohltönenden Bruststimme ein Gefühl der Herzlichkeit und Theilnahme ausströmend [4]), das nur von denen ganz und richtig gewürdigt werden konnte, welchen es eben zugewendet worden." Grolman war ein frommer Mann, der nach den Hauptvorschriften des Christenthums lebte und besonders das

97) Vergl. z. B.: Zur Erinnerung an F. v. Rohr. Beiheft des Militär-Wochenblattes von 1851. S. 13. 98) Vergl. Felgermann, Krauseneck S. 216. Dennoch erhielt Grolman vom Könige, als dieser den älteren verdienten Generalen nach seiner Thronbesteigung ein Zeichen seiner Huld geben wollte, nur 10,000 Thlr., während Borstell 100,000 Thlr. bekam, vergl. Varnhagen, Tagebücher (vom 25. April 1841). Bd. I. S. 295. 99) Vergl. Felgermann, Krauseneck S. 206.

1) Vergl. Felgermann, Krauseneck S. 208. Vergl. dazu Varnhagen, Tagebücher I, 282.

2) Vergl. Felgermann, Krauseneck S. 224. 3) Das 50jährige Dienstjubiläum hatte er schon am 1. April 1841 gefeiert. Der König ertheilte ihm zur Erinnerung daran am 31. März 1842 die Insignien des schwarzen Adlerordens in Brillanten. 4) Daher kam es auch, daß er so wenig Feinde hatte. Selbst Müffling, der gern seinen Fachgenossen etwas anhängt, läßt ihn in Ruhe und erwähnt ihn fast gar nicht, jedenfalls weil er ihn nicht zu tadeln vermag. Nur die beiden Griesgrame Bülow und York waren gegen ihn, besonders Bülow, der York und Kleist gegen die jüngern Genies aufzuregen versucht und am 4. März 1814 nach seiner Vereinigung mit dem Blücher'schen Heere sich so zu ihnen äußerte: „Was seid Ihr für Kerls, daß Ihr Euch von den Untergeordneten des Hauptquartiers, von dem verbrannten Gehirn Gneisenau, von dem ... Gesicht Müffling, von dem Grolman und wie sie alle heißen, befehlen und verbrauchen laßt?" Vergl. Varnhagen, Bülow S. 368.

Gebot der Nächstenliebe befolgte, aber ein Feind der Frömmelei; wenn man ihn selten in der Kirche sah, so lag das daran, daß er auf die äußere Form nicht allzu hohen Werth legte. — Das 5. Armeecorps ehrte sein Andenken durch ein Denkmal, welches, wie die Commission zur Errichtung desselben sich ausdrückte, „dem erhabenen Charakter des Verewigten entsprechend, zwar einfach aber würdig" aus einem Granitwürfel besteht und auf der Vorderseite den Namen: „Grolman", auf der Rückseite die Worte: „Von dem 5. Armeecorps in treuer Verehrung gewidmet" hat.

Geschrieben hat Grolman, mit Ausnahme der schon oben erwähnten Recension in den „Militärischen Denkwürdigkeiten", fast nur amtliche Berichte und Gutachten, die sich zumeist im Archiv des Kriegsministeriums zu Berlin befinden. Gedruckt ist davon nur einer, betitelt: „Des General v. Grolman Bemerkungen über das Großherzogthum Posen." Glogau 1848. Grolman war kein Freund der Feder und ging schwer daran, sie zu ergreifen; das zeigt besonders seine Correspondenz, die fast durchweg ohne bedeutenden Inhalt und überhaupt sehr spärlich ist, wie mir von seinen Verwandten mehrfach versichert wird. Auch ein Tagebuch hat er nicht geführt, wie damals so viele hervorragende Officiere. Nur einmal, im J. 1836, setzte er die Feder selber an, um Aeußerungen, die der Herzog von Wellington im englischen Parlament über die Schlacht bei Waterloo und über die Disciplin im preußischen Heere gethan hatte, im Militär-Wochenblatt (Jahrgang 1836. S. 91) zurückzuweisen. Grolman selber beklagte oft seine Abneigung gegen alles Schreiben. Er ging daher gern darauf ein, als sein Adjutant, der spätere Oberstlieutenant v. Damitz, sich erbot, seine Mittheilungen und Ministerialien über den Befreiungskrieg, die zum Theil schon durch die Vorträge zu Glogau eine gewisse Oeffentlichkeit erlangt hatten, zugleich mit dem bisher gedruckten und noch ungedruckten Material zu bearbeiten. So entstanden die beiden Werke, welche gewöhnlich unter dem Namen: „von Grolman und v. Damitz" citirt werden: 1) Geschichte des Feldzuges von 1815 in den östlichen Niederlanden und Frankreich, als Beitrag zur Kriegsgeschichte der neueren Kriege. 2 Theile mit 3 Plänen. Berlin bei Mittler. 1837 und 1838; und 2) Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich, als Beitrag zur neueren Kriegsgeschichte. 3 Theile in 4 Bänden. Mit 1 Karte und 9 Plänen. Berlin bei Mittler. 1842 und 1843. Diese beiden Werke riefen zwar bald nach ihrem Erscheinen mancherlei Berichtigungen im Militär-Wochenblatt hervor, auch ist im Einzelnen die Arbeit wol nicht immer absolut abschließend; es ist aber doch durch sie eigentlich erst eine Grundlage zur sicheren Darstellung der beiden Kriegsjahre von 1814 und 1815 gewonnen worden. Auch das Jahr 1813 sollte in ähnlicher Weise behandelt werden. Grolman starb aber darüber.

Grolman hinterließ aus erster Ehe eine Tochter, die jetzige Gräfin Stosch auf Hartau bei Sprottau, aus zweiter Ehe eine Tochter und zwei Söhne. Die Tochter, geb. 1821, ist verheirathet mit dem Baron v. Richthofen auf Bartdorf bei Striegau; von den Söhnen stand der ältere Karl bis 1870 als Major bei dem 9. Husarenregiment und lebt seitdem als Oberstlieutenant a. D. auf Gosda bei Forst. Der jüngere, Wilhelm, geb. 1829, ist Oberstlieutenant und Commandeur des 4. Garderegiments zu Spandau.

3) Wilhelm Heinrich von Grolman, der jüngere Bruder des Vorigen, Chefpräsident des Kammergerichts zu Berlin, geb. zu Berlin den 28. Febr. 1781, gest. zu Berlin den 1. Jan. 1856. Er studirte von 1798—1800 zu Göttingen und Halle die Rechte, wurde 1801 Auscultator beim Stadtgericht zu Berlin, 1802 Referendar beim Landgericht daselbst und 1804 Assessor bei der Regierung zu Marienwerder. Im J. 1806 wurde er Regierungsrath und 1808 Kammergerichtsrath in Berlin, seit 1810 auch Mitglied des kurmärkischen Pupillencollegiums. Als 1813 der Krieg gegen Frankreich begann, wurde ihm von der berliner Commission zur Organisirung der Landwehr das Commando des 1. Bataillons des 4. kurmärkischen Landwehrregiments als Major übertragen. An der Spitze dieses Bataillons nahm Grolman einen entscheidenden Antheil an dem Treffen bei Hagelsberg, vergl. Ausführliches darüber bei Friccius, Geschichte des Krieges von 1813 und 1814. Bd. I. S. 292 fg. Darauf war er bei der Blokade von Magdeburg und Wesel thätig. Die Landwehr kehrte im Juli 1814 nach Berlin zurück und Grolman legte nun seine Charge nieder, um beim Kammergericht wieder in sein Amt einzutreten. Doch schon im nächsten Jahre mußte er wieder das Schwert ergreifen und machte an der Spitze seines Landwehrbataillons den kurzen Feldzug in Belgien mit. Er nahm an den Treffen bei Fleurus und Wavre Theil und zeichnete sich in dem letzteren am 18. und 19. Juni so aus, daß ihm das eiserne Kreuz 1. Classe verliehen wurde. Erst im J. 1816 kehrte Grolman nach Berlin zurück und trat wieder in sein früheres Amtsverhältniß ein. Nachdem er bald darauf kurze Zeit die Stelle eines Vicepräsidenten am Oberlandesgericht zu Cleve bekleidet hatte, wurde er in das damalige sogenannte Ministerium zur Gesetzgebung nach Berlin berufen. Bei Auflösung dieses Ministeriums im J. 1821 wurde er zum Vicepräsidenten des Oberlandesgerichts zu Magdeburg ernannt und 1827 in gleicher Eigenschaft an das Kammergericht zu Berlin versetzt. Unter Beförderung zum Präsidenten dieses Gerichtshofes im J. 1831 erhielt er den Vorsitz im Instructionssenat, welchen er 1836 mit dem des Oberappellationssenates vertauschte. — Bei der Huldigung im October 1840 zu Berlin wurde er zum Kammergerichts-Chef-Präsidenten ernannt und ihm unterm 28. Dec. 1840 der Charakter als Wirklicher Geheimrath mit dem Prädicat Excellenz verliehen; auch erfolgte gleichzeitig seine Ernennung zum Mitglied des Staatsrathes. Im Jahre 1842 war er auch vorübergehend Mitglied der unter dem Vorsitz des Staats- und Justizministers v. Savigny gebildeten Gesetzcommission, aus welcher er wegen zunehmender Kränklichkeit indessen bald ausscheiden mußte. Seine Gesundheitsverhältnisse veranlassen ihn, mit dem 1. Juli 1845 seine gänzliche Entlassung aus dem Staats-

dienste zu nehmen. Er erhielt den Abschied und zugleich als ehrenden Beweis des königlichen Wohlwollens den rothen Adlerorden 1. Classe. Nach mehrjährigen Leiden starb er am 1. Jan. 1856 zu Berlin. (*R. Pallmann.*)

GROMANN oder **GROHMANN** (richtiger **Graumann**, bei Einigen auch **Gramann**) [1], **Johannes**, ist am 5. Juli 1487 zu Neustadt, einem bairischen Städtchen an der Grenze der Oberpfalz, geboren. Von seinen Aeltern und von seinem Jugendleben wissen wir nichts; genauere Kunde haben wir erst seit der Zeit, wo er sich nach Leipzig begab, um dort seine wissenschaftlichen Studien zu beginnen. Unter dem Rectorate Michael Rau's (Winter 150³/₄) ist er in der natio Bavarorum inscribirt; da sein Name erst gegen das Ende erscheint, so wird er auch erst gegen Ende des Semesters, also im J. 1504 eingetroffen sein. Er muß rasche Fortschritte gemacht haben, denn bei der am 8. Febr. 1507 veranstalteten Baccalaureatsprüfung ist er der erste in der Reihe der acht zugelassenen, der seine Disputation hielt. Im März 1516 wurde er Magister (der vierte unter siebzehn) und begann alsbald seine Vorlesungen. Erst nach dieser Zeit scheint er die Gräcisirung seines Namens in Poliander vorgenommen zu haben, die nur Unkenntniß in Polyander verwandelt hat. Der Probst des Thomasklosters Dr. Jacob Koehler (Kolerus) berief ihn zum Rectorate der Thomasschule, ohne daß er dadurch genöthigt wurde die akademischen Vorlesungen aufzugeben. Nach Vogel soll dies im J. 1516 geschehen sein, Andere geben 1518 an. Von seiner Wirksamkeit in diesem Amte wissen wir nichts als die noch dazu ziemlich unverbürgte Nachricht, daß unter ihm das circumire, d. h. das Singen der Currende in den Straßen der Stadt, aufgekommen sei. Wohl aber läßt sich vermuthen, daß er Anerkennung in seiner Thätigkeit gefunden habe, denn Peter Mosellanus widmete ihm 1518 die Paedologia, welche er für den lateinischen Elementarunterricht zur Beseitigung der verdorbenen Sprachweise auf Gromann's dringendes Bitten geschrieben hatte. Bestimmtes wissen wir von seiner Theilnahme an der leipziger Disputation, welche am 27. Juni 1519 früh 6 Uhr mit einer feierlichen Messe in der Thomaskirche eröffnet wurde. Wie sein Amtsgenosse, der Cantor Georg Rhaw, eine kunstvolle Messe bei dieser Feier durch die Schüler aufführen ließ, so war Gromann durch seinen Landsmann Dr. Eck zum Amanuensis bei der Disputation auserlesen, der die Argumente der Gegner sofort aufzuschreiben und den streitfertigen Theologen zu unterstützen hatte. Der gelehrte Kampf blieb bekanntlich unentschieden, jede Partei schrieb sich den Sieg zu. Aber nicht blos eine große Anzahl der Studirenden war für die Sache der Wittenberger gewonnen, auch Rhaw gab alsbald sein Amt auf und Gromann wurde ein eifriger Anhänger der Lutherischen Lehre. Er war zwar am 20. Aug. 1520 auch baccalaureus theologiae geworden [2]) und hat oft, besonders in St. Georgen [3]), gepredigt, aber gerade diese Predigten lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn und gaben Veranlassung, daß er zum Aufgeben seines Amtes 1522 genöthigt wurde. So lautet die gewöhnliche Erzählung. Da aber Kaspar Borner an der Thomasschule zunächst nur als Stellvertreter Gromann's eintrat [4]), für den Fall, daß derselbe aus Wittenberg zurückkehren sollte, so ist er offenbar freiwillig geschieden und dem Drange seines Herzens zu den Männern gefolgt, mit denen er sich im Glauben eins fühlte. Erst von dort aus wird er sein leipziger Schulamt aufgegeben haben. Es folgten nach dem Aufenthalte in Wittenberg, über dessen Dauer genauere Angaben fehlen, Jahre unstäten Lebens. In den Jahren 1523 und 1524 hat er in Würzburg das Evangelium gepredigt, auch noch am Neujahrstage des folgenden Jahres weilt er in der Stadt; bald nachher ist er zu gleichem Zwecke nach Nürnberg gegangen, wo er bereits 1524 an dem Religionsgespräche Theil genommen hatte. Am 18. Aug. 1525 hat er in Eisleben gepredigt in einer Zeit, wo sich auch Luther dort befand. Dies neue Zusammentreffen mit dem Reformator brachte auch eine Wendung in Gromann's Leben und ward die Veranlassung zu der Berufung nach Preußen. Herzog Albrecht von Brandenburg hatte dort mit der Niederlegung der hochmeisterlichen Würde dem geistlichen Stande entsagt und bereits 1523 Joh. Brismann und Paul Speratus auf Luther's Empfehlung nach Königsberg berufen. Auch an der Kirche in der Altstadt Königsbergs war Dr. Amandus für die neue Lehre eingetreten, aber mit ungestümer Hitze. An seine Stelle wünschte der Herzog von Luther einen neuen Prediger; Gromann wurde dazu auserschen und im Herbst 1525 kam er in Königsberg an. Nun fand der für das Evangelium begeisterte Mann ein großes Feld für die Wahrheit zu kämpfen. Seine Predigten hörte die Gemeinde fleißig an; auch der Herzog war einer der eifrigsten seiner Zuhörer. Dieser fand nicht nur in dem Umgange mit dem Pfarrer die angenehmste Unterhaltung, sondern schenkte ihm auch so viel Vertrauen, daß er sich in den wichtigsten Angelegenheiten seines Rathes bediente. Es zeigte sich besonders in den kirchlichen Angelegenheiten, denn die Ordnung der äußeren Verhältnisse der Kirchspiele und der Kirchendiener, die Prüfung der Candidaten, die Kirchenvisitationen und alle Geschäfte der Consistorialen lagen mit in seiner Hand. Dies freundschaftliche Verhältniß schien durch die Zuneigung des Herzogs zu den Schwenkfeldianern und Wiedertäufern so getrübt, daß Gromann den Vorsatz faßte, seine Stellung aufzugeben. Derselbe kam aber nicht zur Ausführung, weil der Herzog seine Ge-

1) In der Matrikel der leipziger Universität erscheint sein Name in drei Formen, zuerst Johannes Gramān de Newstadt, dann Joh. Graman de N. und endlich Joannes Graumañ Neustatinus. Diese Notizen verdanke ich Prof. Dr. Zarncke.

2) Scholia in librum Genesios aus dem Jahre 1520 sind noch in Königsberg. Er muß später auch die theologische Doctorwürde erworben haben. 3) Zwei Osterpredigten von 1522 befinden sich in seinem Nachlasse. 4) Er schreibt an J. Pflug: ego factus sum non ludimagister, sed vicarius Poliandri, ut qui ludo nondum renuntiavit, ne, si forte post hunc annum Lipsiae desiderio reverti animus esset, non haberet quo se reciperet.



stimmungen änderte und am 30. und 31. Oct. 1531 in Rastenburg [5]) ein Religionsgespräch veranlaßte, auf welchem die Wiedertäufer hauptsächlich durch Gromann's Ueberlegenheit zum Schweigen gebracht wurden.

Dem erprobten Schulmanne lag auch eine verbesserte Einrichtung des Schulwesens am Herzen. Mit Brismann hielt er bereits theologische Vorlesungen über die Schriften alten und neuen Testaments, um den der Theologie sich widmenden Jünglingen den Mangel eines gelehrten Unterrichts zu ersetzen. Als der Herzog am 1. Jan. 1541 neben andern sachkundigen Männern auch Gromann zur Berathung über die Errichtung einer Schule berufen hatte [6]), widerrieth Gromann sehr entschieden die sofortige Errichtung einer Universität, weil es dazu an Lehrern und Hörern fehlen würde (er hatte die traurige Erfahrung Nürnbergs mit der von Melanthon begründeten Anstalt vor Augen), und schlug vor, eine größere Schule im Kneiphof zu errichten und dieselbe mit vier oder fünf gelehrten Männern zu versehen und zu versorgen; die Aufrichtung einer Universität würde dann allmälig von selbst sich machen. Dieser Plan wurde angenommen, aber die Ausführung hat Gromann nicht mehr erlebt. Bereits im J. 1540 wurde der starke Mann von einem Schlaganfall getroffen. Anfangs war er der Sprache noch mächtig, aber die ärztliche Behandlung beraubte ihn auch dieser, und über ein Jahr lang war er an ein schweres Krankenlager geheftet. Er starb am 29. April 1541 und wurde in seiner Pfarrkirche vor dem Altare begraben. Der Herzog hatte den Befehl gegeben, mit dem Begräbnisse so lange zu warten, bis er selbst dem Todten das letzte Geleit geben könnte, aber die Umstände ließen es nicht zu seine Ankunft abzuwarten. Er war verheirathet; das ist das Einzige, was wir von seinen Familienverhältnissen wissen.

Der Mann, welcher sich um die Reformation namentlich in Preußen große Verdienste erworben und als Lehrer und Prediger unermüdlich thätig gewesen ist, hat nur wenige Schriften hinterlassen. Die erste aus dem Jahre 1525 ist an den Kanzler der Grafen von Mansfeld Kaspar Müller (Mülner) gerichtet [7]): „Ein vrteyl Joh. Pol. vber das hart Büchlein Doctor Martinus Luthers wider die auffrure der Pawren hievor außgangen." Man hatte dem Reformator wegen jener Schrift wider die aufständischen Bauern Heftigkeit, ja Unbarmherzigkeit vorgeworfen. Gromann übernimmt die Vertheidigung desselben mit großer Wärme, legt die wahre Absicht bei Abfassung der Schrift dar und zeigt durch die einfache Auslegung der Schriftstellen über die Barmherzigkeit und über die Macht der Fürsten, wie unrecht man thue, dieselben dem Reformator entgegenzuhalten. Eine zweite kleine Schrift: „Eine trostliche ertzung für leut, die in großen anfechtungen liegen, von anfechtungen des bosen feindes" hat Rost aus dem handschriftlichen Nachlasse zuerst drucken lassen [8]); sie bietet in der wortgetreueren Uebersetzung des 141. Psalms ein besonderes Interesse. Im J. 1535 richtete er an seinen Nachfolger in dem leipziger Rectorate, an Kaspar Borner, eine kleine lateinische Schrift über das preußische Bernsteinland, die Sitten seiner Bewohner und die Erträge des Bernsteins [9]). Vierundsiebzig Predigten über den Römerbrief hat Sebastian Neogeorgius (Neubauer) zu Elbing 1562 in Fol. herausgegeben, ohne den wahren Verfasser zu nennen. Einen ehrenvollen Platz nimmt er in der Reihe der geistlichen Liederdichter ein. Von ihm ist die Bearbeitung des 103. Psalms in dem Liede „Nu lob mein seele den Herren", welches Lied mit noch drei andern anderer Dichter zu Nürnberg durch G. Wachler und 1540 zu Augsburg durch Melchior Kriesstein gedruckt, auch in niederdeutscher Bearbeitung vorhanden ist [10]). Als Entstehungsjahr wird 1530 angegeben und gewiß mit Unrecht behauptet, daß es schon vor diesem Jahre bekannt gewesen sei. Von den Meisten wird P. Speratus als Dichter dieses schönen Liedes genannt, aber die Annahme, daß es Gromann angehöre, beruht auf dem Berichte von Chemnitz, Chyträus und Seckendorf bei Olearius, Evangel. Liederschatz III. S. 124; Rambach III. S. XII. In dem leipziger Gesangbuche von 1586 wird er auch als Verfasser des Liedes „Frölich wil ich singen, kainer traurigkeit mer pflegen" [11]) genannt und Wackernagel hat es unter seinem Namen aufgeführt. Von lateinischen Dichtungen (er soll auch einen guten lateinischen Vers geschrieben haben) ist nur eine Grabschrift auf einen Stadtschreiber der Altstadt Königsberg erhalten. In der dortigen Stadtbibliothek wird auch sein handschriftlicher Nachlaß in zwei Quartbänden aufbewahrt, der namentlich Concepte zu Predigten in sehr unleserlicher Handschrift enthält.

Nachrichten über sein Leben zuerst in dem Erläuterten Preußen 1724 und 1725 und daraus in den Unschuldigen Nachrichten 1725. S. 1031. Fr. W. Ehrenfr. Rost, Memoria Joannis Poliandri repraesentata. Progr. der Thomasschule 1808 in 8. und derselbe in dem Festprogramm zu dem Reformations-Jubiläum 1817. S. 25—32 und S. 61. (*Fr. A. Eckstein.*)

GROMATICI. Die Anfänge der Feldmeßkunst wurden von den Römern selbst auf die Etrusker zurückgeführt. Die genaue Vermessung des zu bebauenden Landes war nach etruskischem Glauben eine Cultushandlung, und die unabänderliche Form dafür die rechtwinkelige Kreuzung der Hauptlinien in den Richtungen von Ost nach West und von Süd nach Nord. Die Römer nahmen dieses Verfahren an sowol für die Absteckung des Lagers als für die Ausmessung und Vertheilung der Ländereien, welche als ager publicus in den Besitz des

5) Erläutertes Preußen I. S. 266. 428. Unschuldige Nachr. 1732. S. 183. 6) Töppen, Die Gründung der Universität zu Königsberg S. 78. 7) Abgedruckt in Rost's Memor. Pol. p. 36—49.

8) Programm der Thomasschule zum Reformationsfeste 1817. S. 62. 9) Abgedruckt bei Rost Memor. Pol. p. 30—35, vorher in Rappolt's De origine succini meditatio epistolaris, Regiomonti 1737. 4. 10) Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III. S. 821. Mützell, Geistl. Lieder I. S. 308. 11) Rost meint das Lied: „Fröhlich wollen wir Halleluja singen", aber das ist ganz verschieden und rührt von Agricola her.

Staates übergegangen waren. Das kunstlose Instrument, welches zur Vermessung diente, führte den Namen **groma**, eine latinisirte Form des unteritalischen *γνώμα* (attisch *γνώμη*) in dem Sinne von *γνώμων*, **norma**, d. i. das Winkelmaß, der Alles regulirende rechtwinkelige Maßstab. Es waren zwei kreuzweis im rechten Winkel zusammengefügte Arme, an deren Enden dünne durch Gewichte beschwerte Fäden dergestalt angebracht waren, daß der Feldmesser von einem Faden zum andern visirend die Richtung, in welcher die Meßstangen aufzustecken waren, genau bestimmen konnte. Selbstverständlich mußte das Kreuz auf einem Gestelle drehbar sein. Dieses letztere hieß **ferramentum**, womit häufig auch das ganze Instrument bezeichnet wird. Ein Perpendikel diente dazu, das Gestell und somit die Axe des Kreuzes in die verticale Richtung zu bringen, wonach das Kreuz genau in horizontaler Ebene sich drehte. Wie man sich dann half, wenn die Ungleichheit des Bodens selbst auf kurze Strecken ein horizontales Visiren nicht gestattete, ist bis jetzt noch nicht aufgehellt. Doch wissen wir, daß die Römer ihre einfache **groma** auch dann noch beibehielten, als bei den Griechen längst ein weit kunstvolleres Instrument, die *διόπτρα*, in Gebrauch war, mit dessen Hilfe sowol jeder Winkel in der horizontalen Ebene als auch jeder Erhebungs- oder Senkungswinkel zu dieser Ebene gemessen und in Rechnung gebracht werden konnte. Von der **groma** erhielten die römischen **agrimensores** den Namen **gromatici**[1]).

Das Festhalten an der althergebrachten Vermessungsweise und an dem kunstlosen Meßkreuze ließ die römischen Gromatiker lange Zeit kein Bedürfniß darnach empfinden, die wissenschaftliche Geometrie für ihre Kunst zu verwerthen. Nicht anschmiegen an die vielfachen Unregelmäßigkeiten der Erdoberfläche sollte sich die Vermessungskunst, sondern die rechtwinkelig und in horizontaler Ebene gezogenen Linien sollten das Gesetz sein, unter welches die in der Natur gegebene Regellosigkeit sich zu beugen hatte. Der griechische Ingenieur mußte Mathematiker von Fach sein, schon um die Form des Lagers jedesmal sowol der Oertlichkeit als dem vorliegenden Bedürfniß anzubequemen (Polyb. 9, 20); der Römer kannte nur **eine**, in der Hauptsache unabänderliche Grundform des Lagers, zu deren Uebertragung auf den Erdboden es nur handwerksmäßiger Einübung, aber keiner wissenschaftlichen Kenntniß bedurfte. Und ähnlich war das Verfahren auch bei der Absteckung des Coloniallandes. Ueber jedes natürliche Hinderniß hinweg wurde die rechtwinkelige Vermessung fortgesetzt, und in dem schließlich festgehaltenen Plane konnten Wasserläufe, Thaleinschnitte, Hügel, Gebäude wol als Störungen der idealen Grundform, nie aber als maßgebend für den Entwurf des Situationsplanes gelten.

Der Geometrie bedurften also die Gromatiker von altem Schlage zur Ausübung ihrer Kunst nicht. Wie trotzdem eine wissenschaftliche Richtung, Anfangs nur schüchtern, dann durch hohe Autorität begünstigt, aber doch ohne dauernden Erfolg, in die Gromatik eindrang, wird sich später zeigen. Hier haben wir zunächst auf die Fächer hinzuweisen, welche die römische Feldmeßkunst, genau entsprechend dem gesammten Wesen des Staates, pflegte und ausbildete. Die gesetzliche Norm, welche der Grundriß des vermessenen Landes darstellt, unterliegt endlosen Ausnahmen nicht blos in Folge der natürlichen Bodenbeschaffenheit, sondern auch durch das Schwanken der Besitzverhältnisse und die unvermeidliche Vermengung limitirten Bodens mit anderem Landbesitz, dessen Grenzmarken, weil nicht vermessen von römischen Agrimensoren, auch keine gesetzliche Gewähr vor römischem Gericht hatten. Hier wird der sachkundige Vermesser zugleich Schiedsrichter, und es bildet sich eine förmliche agrimensorische Rechtspraxis aus. Ferner gibt die Summe der einzelnen Vermessungen, vereint für einen größeren Bezirk, die natürliche Unterlage für die ganze Verwaltung desselben. So kommt es, daß wir die römische Gromatik zunächst nach der **juristischen** und **administrativen** Seite hin zu betrachten haben, woran sich ein kurzer Hinweis auf die **militärische** Seite schließen wird.

Trotz ihres hohen Alters erlangte die gromatische Kunst erst mit dem Falle der Republik eine Bedeutung als selbständige Profession. Früher genügte es, daß der Officier im Felde, der Commissar in der Colonie einige sachkundige Leute bei sich hatte, welche den rein technischen Theil der Absteckung besorgten, ohne weder die Bedeutung noch die Verantwortlichkeit von Beamten zu haben. Allein schon durch die massenhaften Landvertheilungen, mit welchen zuerst Sulla und dann andere Heerführer die Veteranen zu befriedigen suchten, besonders aber durch die Verwaltungsreformen, welche Augustus einführte, gelangten sie zu höherem Ansehen, welches in der späteren Kaiserzeit noch mehr sich steigerte[2]).

1) Es kann nicht der Zweck dieses Artikels sein, die Untersuchungen Lachmann's, Blume's, Rudorff's und Mommsen's, welche vereint für die Herausgabe und Erläuterung der „Schriften der römischen Feldmesser“ (2 Bde., Berlin 1848 und 1852) gewirkt haben, in irgend welcher Form zu reproduciren. Vielmehr beabsichtigte der Verfasser bei den Partien, für welche neuere Specialuntersuchungen nicht vorlagen, lediglich der Vollständigkeit wegen das Nöthigste zur Orientirung zusammenzustellen. Ausführlicher wird die Darstellung erst da, wo früher unzugängliche Quellen zur Aufhellung wenigstens **eines** Theiles der gromatischen Literatur herbeigezogen werden konnten. Als Belege für die oben einleitungsweise gegebenen Notizen mögen hier nur einige Citate folgen. Ueber den etruskischen Ursprung der römischen Feldmessungskunst spricht O. **Müller**, Etrusker. Bd. 2. S. 151 fg.; im Einzelnen gibt die Nachweise **Rudorff** II. S. 230. 241 fg. 277. 278. 295. 335. 342; ferner derselbe über die **groma** S. 336 fg. Was über die **groma** Venturi, Biot und Vincent bemerken (zusammengestellt von letzterem in **Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque Impériale, tome** 19, Bd. 2. S. 302—306), trägt zur Förderung der Frage nichts Wesentliches bei. Wichtig aber ist, daß in der später noch zu besprechenden Heronischen Schrift *περὶ διόπτρας* gegenüber dem vervollkommneten griechischen Instrumente ein weit einfacheres „der sogenannte Stern“ besprochen und als unzuverlässig kritisirt wird, ein Instrument, in welchem wir leicht die römische **groma** wiedererkennen, wenngleich die Bemerkungen des griechischen Mathematikers nicht dazu ausreichen, daß wir uns eine vollkommene deutliche Vorstellung von derselben machen können.

2) Vergl. außer **Mommsen**, Schriften der röm. Feldmesser

Die ersten Anfänge einer gromatischen Literatur fallen jedenfalls in Augustus' Zeit. Darauf führt sowol die Aehnlichkeit anderer technischer Literaturgattungen, welche zugleich mit der Kaiserzeit entstanden, theils die Art, in welcher Columella an der später zu behandelnden Stelle erst das Gebiet seiner Schrift über den Landbau von der Aufgabe der mensores und geometrae abgrenzt und dann die Schrift eines römischen Geometers benutzt. Der erste Schriftsteller, dessen Name uns bekannt und dessen Werk wenigstens zum Theil erhalten ist, Frontinus, gehört dem Zeitalter Domitian's an. Nur wenig später, gerade zu Anfang des 2. Jahrh., fallen die Schriften des Hyginus und Balbus. Daran schließt sich gar Verschiedenes aus späterer Zeit, theils mit, theils ohne Autorennamen, theils Auszüge und Bearbeitungen der ebengenannten Schriftsteller, theils entnommen aus jetzt verloren gegangenen Quellen, ein labyrinthisches Gewirre, durch welches hindurch vollständig den Weg zu finden bis jetzt noch nicht gelungen ist. Nach Mommsen's höchst wahrscheinlicher Vermuthung (II. S. 176) ist die uns vorliegende Sammlung der gromatischen Schriften aus dem Bureau des Vicarius der Stadt Rom, welcher ebenso wie andere höhere Reichsbeamten eine Anzahl kaiserlicher Mensoren unter sich hatte, im 5. Jahrh. hervorgegangen.

Die Schrift des Frontinus ist uns in Bruchstücken und Auszügen unter verschiedenen Titeln überliefert. So viel scheint sicher, worauf zuerst Niebuhr hingewiesen und was dann Lachmann ausgeführt hat, daß der Gromatiker Frontinus identisch ist mit dem wohlbekannten Verfasser der Schrift: De aquis urbis Romae. Wie dieses letztere Werk in zwei Büchern abgefaßt war, so weisen auch in der gromatischen Ueberlieferung deutliche Spuren auf ein erstes und zweites Buch Frontin's hin. Der gemeinsame Titel war wol: De controversiis agrorum. Die Vertheilung des Stoffes auf die beiden Bücher scheint richtig von Rudorff (II. S. 231) abgegrenzt zu sein. Aber darnach die vorliegenden Bruchstücke zu ordnen ist schwerlich möglich, da die Auszüge, welche ex libro Frontini secundo überschrieben sind, zum großen Theil nur die ausführlichere Wiederholung der Controversen enthalten, welche vorher, ohne Angabe der Zahl des Buches und ohne eigenen Titel, auf die zu Anfang stehenden Stücke de agrorum qualitate folgen. Zur möglichsten Sichtung der Ueberlieferung möge aber der mir unzweifelhafte Hinweis dienen, daß das Bruchstück, welches mit den Worten: principium artis mensoriae in agendi positum est experimento beginnt (bei Lachmann S. 31, 12—34, 13), nach Styl und Inhalt nicht der Schrift Frontin's angehört.

Während Frontin, wie es scheint, ausschließlich die juristische Seite der Gromatik behandelte, so hat Hyginus, der zu Anfang von Trajan's Regierung schrieb (Lachmann II. S. 139) und gleich bewandert im juristischen, wie im Verwaltungsfache war (Gromat. S. 118, 5; 133, 14. 19; 121, 7. 25; 122, 15; 123, 9), in umfassender Weise theils praktische Anweisungen für den Feldmesser aufgestellt, theils bei Behandlung des juristischen Theiles die administrativen Verhältnisse des Reiches eingehend berücksichtigt. Sein Werk, das uns nur zum kleineren Theil, und zwar zu Anfang am ärgsten verstümmelt, erhalten ist, behandelte im ersten Abschnitte die Limitation, also die Vorschriften über die Vermessungskunst und besonders über die möglichst zuverlässige Aufstellung der Grenzsteine. Der zweite Abschnitt enthielt die conditiones agrorum, d. i. die Darstellung der verschiedenen Besitzverhältnisse von bebautem Lande, welche für den Juristen und Verwaltungsmann in Betracht kamen, nämlich die Unterscheidung von municipium, colonia, territorium, ager occupatorius, quaestorius, vectigalis, divisus et adsignatus. Endlich im dritten Abschnitte folgten die genera controversiarum in einer von Frontin weit abweichenden Darstellung und Anordnung.

Der erste Theil des Hyginischen Werkes hat eine spätere Ueberarbeitung durch einen in der einschlagenden griechischen Literatur nicht ganz unbewanderten Gromatiker erfahren. Diese Schrift, welche bei Lachmann Hygini de limitibus constituendis betitelt ist (S. 166—208), während die handschriftliche Ueberlieferung außerdem noch die Titel Hygini constitutio und liber Hygini gromaticus aufweist, würde sicher Niemand dem Hygin, von dem eben gesprochen worden ist, zugeschrieben haben, wenn von dessen Schrift nicht gerade der Abschnitt über die Limitation bis auf wenige dürftige Bruchstücke verloren gegangen wäre. Aber grundfalsch wäre es, auch daneben noch einen jüngeren Hygin annehmen zu wollen. Das Beispiel der Heronischen Lehrbücher wird wol genugsam es deutlich machen, daß der anonyme Bearbeiter, wenn er über seine Schrift Hygin's Namen setzte, weder für den älteren, noch für einen jüngeren Hygin gelten, sondern lediglich damit bezeichnen wollte, daß sein Lehrbuch eine neuere, zeitgemäße Auflage des entsprechenden Theiles von Hygin's Werke sei. Unter diesem Gesichtspunkte wird es vielleicht auch möglich sein, aus der Ueberarbeitung noch einige Reste des echten Hygin herauszufinden. Erfolgreicher aber würde wahrscheinlich eine andere Untersuchung sein, nämlich festzustellen, welches Maß von technischen und literarischen Kenntnissen der jüngere Bearbeiter gehabt hat.

Eine andere Schrift, welche sich an Hygin's Werk, und zwar an den zweiten Abschnitt desselben, anschließt, ist das trefflich geschriebene Buch des Siculus Flaccus de conditionibus agrorum. Die Abhängigkeit von Hygin, sowol in der ganzen Anlage als in der Formulirung der leitenden Sätze ist nicht zu verkennen, und würde noch mehr hervortreten, wenn Hygin vollständig erhalten wäre. Im Uebrigen hat der Verfasser die Tendenz verfolgt, ausführlich zu erläutern und zu begründen, was bei Hygin kurz und präcis hingestellt war,

II. S. 174—176 und Rudorff S. 230 die zwar kurze, aber nichts Wesentliches übergehende Zusammenstellung in Pauly's Realencyklopädie. Bd. 1. 2. Aufl. S. 595.

ferner Einzelheiten, die für des Verfassers Zeit nicht mehr wichtig schienen, wegzulassen und dafür andere Punkte aus eigenem Wissen hinzuzufügen.

Vorwiegend das administrative Interesse ist maßgebend gewesen bei Anfertigung der Städteverzeichnisse Mittel- und Unteritaliens, welche in der Sammlung der gromatischen Schriften als libri coloniarum erscheinen. Nach Mommsen's Untersuchungen sind zwei verschiedene Redactionen, eine ältere, ziemlich gut erhaltene, und eine jüngere lückenhafte und durch Unkenntniß der Bearbeiter entstellte, zu unterscheiden. Allein schon die ältere Redaction ist unter den Händen von vier bis fünf Bearbeitern gewesen, ehe sie zu der um 450 fixirten und uns vorliegenden Form gekommen ist (Mommsen S. 162. 176). Ihre Entstehung scheint gegen das Ende des 2. Jahrh., sicher nicht vor 180 zu fallen (S. 178), eine Annahme, die um so wahrscheinlicher wird, wenn man absieht von der angeblichen Autorschaft des Balbus, welche ein unwissender Epitomator des 5., oder gar erst ein Schreiber des 6. Jahrh. bezeugt (Gromat. S. 239, 14), während gewichtige innere Gründe dagegen sprechen (Metrologicorum script. rel. ed. *Hultsch* II. S. 7—11).

Nur im Vorbeigehen ist noch zu erwähnen, daß auch die militärische Seite in der gromatischen Literatur vertreten ist. Die älteste Handschrift, der in Wolfenbüttel befindliche cod. Arcerianus, enthält in ihrer zweiten Hälfte hinter dem echten Hyginus unter der Aufschrift: Incipit liber Hygini gromatici zunächst einige herrenlose mathematische Fragmente, dann die Schrift, welche Lange als Hygini gromatici liber de munitionibus castrorum herausgegeben hat (Göttingen 1848), und hierauf die jüngere Schrift de limitibus, welche wir als Bearbeitung des ersten Theiles des echten Hyginischen Werkes kennen gelernt haben. Der ebengenannte Herausgeber (S. 40—63) spricht alle drei Schriften in gleicher Weise dem Hyginus zu, welcher unter Trajan schrieb. Haben wir aber diesem die jüngere Schrift de limitibus mit Recht aberkannt, so wird auch für die Schrift über die Lagervermessung die Autorschaft desselben „Hyginus gromaticus" verdächtig. Dazu kommt, daß in der Handschrift weder die bereits erwähnte Aufschrift: liber Hygini gromatici, noch die Unterschrift: Liber gromaticus Hygini de divisionibus agrorum explicit auf den Inhalt des Werkes passen, mithin um so eher als willkürliche Erfindungen eines Epitomators erscheinen müssen.

Im Vorhergehenden ist bereits gelegentlich der Name eines Schriftstellers genannt worden, der an Bedeutung nicht hinter seinen Zeitgenossen Frontin und Hygin zurücksteht. Es ist dies Balbus, der Verfasser der Expositio et ratio omnium formarum. Absichtlich haben wir die Besprechung dieser Schrift bis hierher verschoben, weil es einer eingehenderen Untersuchung bedarf, um aus den Spuren, welche das Fragment des Balbus zeigt, möglichst vollständig einen Theil der gromatischen Literatur ans Licht zu stellen, der ganz besonderes Interesse verdient. Schade nur, daß die Reste so gar gering sind und auf die Freude des Findens sobald das Bedauern folgt, sich die Möglichkeit weiterer Forschung abgeschnitten zu sehen.

Daß die Römer dem mathematischen Wissen überhaupt, und so auch einem tieferen Studium der Geometrie abhold waren, ist eine unbestrittene Thatsache. Weder das praktische Bedürfniß der Landvermessung, noch die Beschäftigung mit der Astronomie, für die sich hin und wieder ein Liebhaber fand, noch endlich das vielseitige und lebhafte Interesse für die griechische Philosophie führten zu einer Einbürgerung geometrischer Kenntnisse in Rom. Cicero zeigt an verschiedenen Stellen, daß die philosophische Schule, der er sich anschloß, die jüngere Akademie, ihn auch in die Geometrie eingeführt hatte; aber er selbst hat nicht daran gedacht, diese Kenntnisse, wie etwa andere Theile der Philosophie, zu populärisiren, sondern er erklärt sich ganz einverstanden damit, daß von aller Mathematik, die bei den Griechen in so hohen Ehren stehe, die Römer nichts weiter aufgenommen hätten, als was die alltägliche Praxis des Messens und Rechnens erfordere. Nichtsdestoweniger mußte bei einigen Einsichtsvollen zuletzt die Erkenntniß durchdringen, daß wenigstens eine summarische Darstellung der Elemente der Geometrie, immer mit Rücksicht auf die Praxis, dringend von Nöthen sei. Wie dieser Anforderung genügt wurde, darüber würden wir auch nicht einmal eine Vermuthung aussprechen können, wenn nicht Columella zu Anfang des fünften Buches seines Werkes über den Landbau einen Abschnitt aufgenommen hätte, der sicher als ein in verkürztem Auszuge gegebenes Stück aus einem Lehrbuche der praktischen Geometrie zu betrachten ist (vergl. Metrol. script. ed. *Hultsch* II. S. 3 fg.). Er verwahrt sich zunächst gegen die Zumuthung, als müsse er in seinem Werke Alles umfassen, was irgend im Zusammenhange mit dem Landbau zu stehen scheine. So sei er von befreundeter Seite gefragt worden, warum er nicht auch Anweisungen über die Vermessung der Felder gegeben habe. Dies sei, so erwidert er hierauf, vielmehr die Aufgabe des Feldmessers (mensoris officium, opus geometrarum). Indessen wolle er, den Bitten seiner Freunde folgend, so gut er als Laie es vermöge, einige Vorschriften über die Kunst des Messens geben.

Nun folgt die Stelle, die wir sofort einer genaueren Betrachtung unterziehen werden. Nur ist vorher noch eine Nebenfrage zu erledigen. Columella hat soeben die mensores oder geometrae im Allgemeinen als die Schriftsteller bezeichnet, bei denen man Belehrung über die Meßkunst suchen müsse. In seiner eigenen Darstellung aber citirt er zweimal kurz nach einander Varro. Mithin könnte es vielleicht scheinen, als sei derselbe für den ganzen Abschnitt seine Hauptquelle gewesen. Indessen brauchen wir nur die von Columella citirten Stellen bei Varro selbst (De lingua Lat. 5, 34; De re rust. 1, 10) nachzuschlagen, um sofort zu sehen, daß letzterer nur für einige etymologische und historische Notizen über die Benennungen römischer Maße benutzt worden ist. Trennen wir nun dies aus Columella's Darstellung heraus, so gibt das Uebrigbleibende ein ziemlich deutliches Bild von

dem, was Columella in der von ihm außerdem benutzten Quelle vorfand.

Voran geht eine kurze Einleitung, welche eine Uebersicht über die Ackermaße enthält. **Modus omnis areae pedali mensura comprehenditur, quae est digitorum XVI.** Der Fuß also ist das Grundmaß für alle Ackervermessung; die verschiedenen kleineren Maße, die es unter dem Fuße noch gab, kommen nicht in Betracht; nur die Eintheilung in 16 Fingerbreiten wird erwähnt, weil, wie sich noch zeigen wird, die Quellenschrift wahrscheinlich von dem **digitus** als der Grundeinheit ausging. Von dem Fußmaße aufsteigend werden nun die römischen und verschiedene provinziale Feldmaße, und zwar Längen- und Flächenmaße unter einander, erklärt. Räthselhaft bleibt vor der Hand noch die Einfügung des Stadiums, eines rein griechischen Längenmaßes, welches mit den Ackermaßen nichts zu thun hat. Auch die daran sich knüpfende Erwähnung der **mille passus**, d. i. der römischen Wegmeile, gehört streng genommen nicht hierher.

Nun kommt eine Darstellung der Theile des Jugerum nach dem eigenthümlich römischen Duodecimalsystem, wornach jede Einheit, als **as** betrachtet, in Zwölftel, Vierundzwanzigstel u. s. w. bis zum **scripulum** $= \frac{1}{288}$ getheilt zu werden pflegte. Ersichtlich ist auch hier, daß Columella aus seiner Quelle nur das für seinen Zweck Dienliche aufgenommen hat; denn die kleinsten Theile, in welche die Einheit noch weiter zerlegt werden konnte, ließ er weg, weil sie bei Bebauung des Landes nicht in Betracht kamen: **iugeri partis non omnis posuimus, sed eas quae cadunt in aestimationem facti operis. nam minores persequi supervacuum fuit, pro quibus nulla merces dependitur.**

An diese Aufzählung der Theile des Jugerum schließt sich nun der Uebergang zu dem praktisch-geometrischen Cursus in folgender Weise an: „Wenn das normale Maß des Jugerum immer auf die Feldmarken paßte und ein Stück Land vom Flächeninhalt eines Jugerum allemal 240 Fuß in die Länge und 120 Fuß in die Breite hätte, so wäre die Berechnung sehr leicht. Da aber in der Praxis die verschiedensten Formen von Aeckern zur Erörterung über das Eigenthumsrecht kommen, so werden wir von jeder Art ein Beispiel aufstellen, welches man als Formel auch für alle andern Fälle der Art benutzen kann (**cuiusque generis species subiciemus, quibus quasi formulis utemur**)."

Hierauf werden vorläufig die Formen, die ein Acker haben kann, aufgezählt, nämlich Quadrat, Oblongum, Trapez, Dreieck, Kreis, Halbkreis, Bogen, endlich auch Vielecke. Die Anweisung über die Ausmessung dieser Figuren wird nicht in allgemeinen Regeln, sondern allemal in einem angewandten Beispiele mit bestimmten Zahlen gegeben.

Da es bei der Untersuchung hierüber auf jede Einzelheit ankommt, so wählen wir die Formel über das gleichseitige Dreieck und das Sechseck aus, um an diesen Beispielen zunächst die einfache Lehrmethode der Quelle, welcher Columella folgte, zu zeigen.

„Wenn du aber ein Dreieck von drei gleichen Seiten messen mußt, so wirst du folgende Formel befolgen. Es sei ein dreieckiger Acker von 300 Fuß an jeder Seite. Diese Zahl multiplicire mit sich selber; gibt 90000 Fuß. Von diesem Betrage nimm den dritten Theil, d. i. 30000; desgleichen nimm den zehnten, d. i. 9000. Beide Beträge addire; gibt 39000 Fuß. Wir werden sagen, daß dieser Betrag von Quadratfuß in dem Dreiecke ist, ein Maß, welches $1\frac{17}{48}$ Jugerum ergibt."

„Wenn der Acker sechs Winkel hat, wird er folgendermaßen auf Quadratfuß gebracht. Es sei ein Sechseck, von dem jede Seite 30 Fuß mißt. Ich multiplicire eine Seite mit sich selber; 30×30 gibt 900. Von diesem Betrage nehme ich den dritten Theil 300, ingleichen den zehnten Theil 90; gibt zusammen 390. Dies muß man sechsmal nehmen, weil sechs Seiten sind. Diese Multiplication ergibt 2340. So viele Quadratfuß also, werden wir sagen, sind es. Demnach wird es ein Zwölftel eines Jugerum weniger $\frac{1}{480}$ sein."

In dieser Weise lauten also die **formulae**, welche man in allen gleichartigen Fällen anwenden soll. Es ist klar, daß sie so und nicht anders aufgestellt sind, weil man fürchtete, die allgemein gefaßte Regel würde nicht leicht genug zu verstehen sein. Nach der Formel brauchte man ja nur anstatt der beispielsweise gegebenen Zahlen die in dem neuen Falle vorliegenden einzusetzen, im Uebrigen aber die vorgeschriebenen Rechnungsoperationen der Reihe nach vorzunehmen, um zu dem gewünschten Resultate zu gelangen.

Diese auf die schwächste Capacität berechnete Lehrweise ist nun aber nicht etwa, wie man vielleicht vermuthen könnte, Erfindung des römischen Autors, welchem Columella folgte, sondern sie ist direct und zum großen Theil sogar wörtlich aus griechischer Quelle entnommen.

Unter dem Namen Heron's sind uns verschiedene Reste von Lehrbüchern der praktischen Geometrie und Stereometrie erhalten, welche in letzter Instanz auf Schriften des alten Heron von Alexandria (Ende des 2. und Anfang des 1. Jahrh. v. Chr.) zurückgehen. Es finden sich da Spuren eines Lehrbuches, in welchem Hero die allgemeinen Formeln über Ausmessung der Flächen und Körper, aber ohne die theoretischen Beweise, gab. Bei weitem das Meiste aber, was uns erhalten ist, zeigt uns die Reste und verschiedenartigen Umbildungen eines noch mehr dem gewöhnlichsten praktischen Bedürfnisse angepaßten Lehrganges, in welchem die Anweisungen zum Ausmessen in Beispielen genau so, wie wir es eben bei Columella gesehen haben, also mit bestimmten Zahlen gegeben wurden. Zur Vergleichung lassen wir hier zwei Beispiele der Heronischen Ueberlieferung folgen, welche den aus Columella angeführten entsprechen.

„Von einem gleichseitigen Dreieck soll jede Seite 10 Schoinien messen. Der Flächeninhalt desselben ist zu finden. Verfahre folgendermaßen. Die 10 (Schoi-

nien) der einen Seite mit sich selber multiplicirt geben 100. Davon das Drittel gibt 33⅓, und das Zehntel 10. Addire die 33⅓ und 10; gibt 43⅓. So viele Schoinien enthält die Fläche des gleichseitigen Dreieckes (Heronis geometria 14, 2)."

„Es betrage die Seite des Sechseckes 30 Fuß. Multiplicire die Seite mit sich selber; gibt 900. Davon das Drittel und das Zehntel; gibt (zusammen) 390. Dies sechsmal gibt 2340. So viele Fuß wird die Fläche des Sechseckes betragen (ebend. 102, 4)."

Die wesentliche Uebereinstimmung zwischen der griechischen und römischen Bearbeitung fällt sofort ins Auge. Sieht man genauer zu, so zeigt sich, daß das zweite aus Columella angeführte Beispiel, die Ausrechnung des Sechseckes, auch die gleichen Maße und Zahlen wie der griechische Text enthält, während das erste und so auch die übrigen Beispiele, die Columella aufführt, wol in allem Uebrigen mit den uns überlieferten Heronischen stimmen, aber in den Maßen und Zahlen abweichen. Dies erklärt sich jedoch sehr einfach. Die aus Hero angeführte Ausrechnung des Sechseckes hat die Vorbemerkung: *ἄλλως ἐν ἄλλῳ βιβλίῳ* (nämlich *τοῦ Ἥρωνος*, wie aus Vergleich mit 101, 1 und 102, 2 hervorgeht). Also eine andere als die in unseren Handschriften überlieferte Bearbeitung des Heronischen Lehrbuches war es, welche dem römischen Bearbeiter vorlag, eine Bearbeitung, in welcher die Maße nicht mehr in den eigenthümlich ägyptischen Schoinien, sondern nach griechischem (und zugleich römischem) Brauche in so und so viel Fuß gegeben wurden.

Es muß nun unsere Aufgabe sein, die Form, welche das von Columella benutzte Lehrbuch eines römischen Geometers gehabt haben mag, gemäß der an der Heronischen Frage erprobten Methode mit möglichster Wahrscheinlichkeit wieder herzustellen, wobei zugleich unsere Kunde von den verschiedenen Heronischen Lehrbüchern insofern erweitert wird, als wir sagen können: zu dem aus Columella hergestellten lateinischen Handbuche gab es zu Anfang der Kaiserzeit ein sehr nahe entsprechendes griechisches Original, aus welchem uns einige wenige Reste unter der Bezeichnung *ἄλλο βιβλίον τοῦ Ἥρωνος* noch erhalten sind.

Der römische Bearbeiter hat, gerade wie Hero, in der Einleitung eine Erklärung der üblichen Maße vorausgeschickt. Diese Darlegung blos auf die römischen Feldmaße zu beschränken (wie Columella es wenigstens beabsichtigt, wenn auch nicht consequent durchführt), dazu lag für ihn keine Nöthigung vor. Er begann also höchst wahrscheinlich mit dem digitus, als dem kleinsten Maße, und gelangte von hier aus aufsteigend zur Handbreite, dem Fuß, und so weiter zu den Weg- und Feldmaßen. Gemäß der griechischen Quelle erschien hier auch das Stadium, an welches sich ungezwungen das römische Wegmaß der mille passus anschloß. Kurz die Uebersicht hatte etwa die Form wie die erste und zweite Heronische Tafel (Metrol. script. I. S. 180 fg.), oder wie die im Folgenden zu besprechende Tafel des Balbus.

Die Praxis des Feldmessers verlangte aber außerdem eine Anweisung, wie kleinere Parzellen Ackerlandes in Theilen des Jugerum auszudrücken seien. Eine entsprechende Uebersicht, welche mit einem Raum von 5 Quadratklaftern, als der kleinsten Einheit, beginnt, finden wir in der Heronischen Geometrie Cap. 4, 15—18. Eine solche Einheit war für den Römer das scripulum $= \frac{1}{288}$ des Jugerum. Was darunter bei der Berechnung herauskommt, wird nicht mehr besonders benannt, sondern als Theil des Scripulum ausgedrückt. Der römische Geometer hat nun in dem auf die Tabelle der Maße folgenden Abschnitte nicht nur die verschiedenen, besonders benannten Theile des Jugerum aufgeführt und auf Quadratfuß reducirt, sondern auch gezeigt, daß man jeden beliebigen noch so kleinen Theil des Scripulum, wenn er auch praktisch nicht in Betracht komme, in der Rechnung ausdrücken könne.

Am Schlusse des aus der Heronischen Geometrie von uns angeführten Abschnittes heißt es: „Da sich das so verhält, so wollen wir nun die Ausmessung der durch die theoretische Geometrie gegebenen Figuren anstellen." So ging auch der römische Bearbeiter nach den einleitenden Abschnitten zu der Ausmessung der Figuren über. Die theoretisch möglichen Formen, welche bereits oben aufgeführt sind, werden als in der Wirklichkeit vorkommend vorausgesetzt und deren Ausmessung angegeben. Welche Ausdehnung dieser Theil des Werkes gehabt hat, können wir nach dem sehr verkürzten Auszuge bei Columella nicht beurtheilen. Ebenso wenig gibt die uns überlieferte Form der Heronischen Geometrie einen tauglichen Anhalt zur Vergleichung, weil dieselbe durch viele Zusätze erweitert ist. Auch das endlich muß ungewiß bleiben, ob der Römer sich blos auf die Bearbeitung der Heronischen Geometrie beschränkte oder weiter auf die speciell römische Gromatik einging.

Dies die Spuren eines nach griechischem Original vermuthlich unter Kaiser Augustus bearbeiteten Lehrbuches der praktischen Geometrie. Einen langen Zeitraum haben wir zu überspringen, ehe wir einem weiteren Versuche, diese Seite griechischen Wissens den Römern zugänglich zu machen, begegnen. Es ist dies, wie schon bemerkt, die Expositio et ratio omnium formarum des **Balbus**, welche wahrscheinlich unter Trajan im J. 102, sicher nicht später als im J. 106 geschrieben worden ist (Metrol. script. II. S. 6). Schon das, was wir über den Beruf und die äußere Stellung des Verfassers erfahren, läßt uns vermuthen, daß wir bei ihm einen höhern wissenschaftlichen Standpunkt als in dem von Columella benutzten Lehrbuche finden werden. Leider aber sind auch von Balbus' Schrift nur so geringe Reste auf uns gekommen, daß es keine leichte Aufgabe für die Kritik ist, über den vermuthlichen Inhalt des vollständigen Werkes und die vom Verfasser benutzten Quellen Rechenschaft zu geben.

Balbus war, wie Mommsen (Schriften der röm. Feldmesser II. S. 147) mit Recht aus der Vorrede der Expositio entnimmt, ein Officier von höherem Range,

welcher an einem der dacischen Feldzüge (wahrscheinlich unter Trajan im J. 101) Theil nahm und dabei wichtige Ingenieurarbeiten leitete und für die Angriffspläne die trigonometrischen Unterlagen lieferte. Während eines einjährigen Urlaubes, den er nach Beendigung des Feldzuges erhielt, stellte er das bei seinen geometrischen Studien früher gesammelte Material zu einem Werke zusammen, welches er einem hochgestellten Freunde, dem Celsus, dem Meister in dieser Wissenschaft, wie er sagt, zum Dank für die ihm zu Theil gewordene Anleitung und Anregung als Erstlingsarbeit widmet. Doch auf diese Beziehung zu Celsus haben wir später noch zurückzukommen; jetzt gilt es nur das hervorzuheben, was unmittelbar auf den Inhalt des Werkes Bezug hat.

Die Ignoranz der Römer in der Mathematik muß zu Anfang des 2. Jahrh. unserer Zeitrechnung noch ebenso groß gewesen sein als früher. Es konnte vorkommen, daß ein Officier auf die Frage, wie viele Arten von Winkeln es gebe, antwortete „viele" (Gromat. I. S. 93, 11). Darüber ist Balbus mit Recht indignirt, und deshalb, so fährt er fort, rerum ad professionem nostram pertinentium, in quantum potui occupatus, species qualitates condiciones modos et numeros excussi.

Nach diesen Worten wendet er sich zu dem ersten Theile seiner Schrift, in welchem er, „damit man ihm nicht vorwerfe, er habe etwas Wesentliches übergangen", eine Uebersicht über die gebräuchlichen Maße gibt.

Hier befinden wir uns auf wohlbekanntem Boden. Was für die von Columella benutzte Quelle durch Combination vorausgesetzt werden mußte, das haben wir bei Balbus klar vor Augen, nämlich die Benutzung der Heronischen Geometrie.

Schon die eben angeführten Worte, welche den Uebergang zur Darstellung der Maße bilden, erinnern an das Heronische Original (Geom. 106, 2; vergl. Metrol. script. II. S. 12. Anm. 4). Dann folgt eine Definition von mensura, d. i. Längenmaß, so viel als das griechische εὐθυμετρικόν. Hier hat Balbus höchst wahrscheinlich in seinem Exemplar Besseres und Ausführlicheres gefunden, als was jetzt in der Heronischen Geometrie Cap. 106, 3, offenbar von späterer Hand, steht.

Nun kommt die Tafel der Maße selbst, welche, so lange die Heronische Quelle unbekannt war, zum Theil räthselhaft bleiben mußte. Denn daß Balbus den actus unter den Längenmaßen aufführt, ist zwar ganz in Ordnung; daß er ihn aber nur als Flächenmaß behandelt und dabei das Jugerum, das römische Hauptmaß, nicht mit erwähnt, scheint völlig unbegreiflich. Noch mehr, was soll unter den römischen Maßen eine sextans quae eadem dodrans appellatur, d. h. ein Maß von $^3/_4$ Fuß, welches zugleich als der sechste Theil eines andern auf griechisch-römischem Gebiet ganz unbekannten Maßes von $4^1/_2$ Fuß gelten muß? Ja auch ein Einblick in den Abschnitt der Heronischen Geometrie, den wir bisher verglichen haben (cap. 106), löst die Räthsel nicht vollständig, da dort die Form der Tabelle eine zu verschiedene ist, als daß wir uns die des Balbus daraus hervorgegangen denken könnten. Zum Glück aber ist noch eine andere Redaction dieser Heronischen Tafel erhalten (Metrol. script. I. S. 184), welche offenbar dem von Balbus benutzten Originale sehr ähnlich ist. Auf alle Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort; als wahrscheinliches Gesammtresultat der Vergleichung ergibt sich, daß Balbus seinem Originale sehr eng sich anschloß. Schon der griechische Bearbeiter hatte die Tafel mit Rücksicht auf die Thätigkeit der römischen Landmesser in Aegypten geschrieben; Balbus brauchte also, um eine römische Maßtabelle daraus zu machen, wenig zu ändern, wie er z. B. anstatt der ὀργυιά von 6 Fuß den römischen passus von 5 Fuß einfügte, oder das Stadium auf 625 römische Fuß, anstatt auf 600 griechische, ansetzte. Eine wichtige Bestimmung, die in der uns erhaltenen Redaction fehlt, nahm Balbus noch aus seinem griechischen Original herüber, nämlich die Erklärung der griechisch-ägyptischen σπιθαμή. Diese mußte er zwar zunächst durch dodrans = $^3/_4$ Fuß übersetzen; allein er bestimmt sie zugleich als sextans, d. i. $^1/_6$ des altägyptischen hölzernen Meßstabes von 3 Ellen, welchen die Ptolemäer als ξύλον in ihr Maßsystem herübergenommen hatten. Dieses ξύλον selbst hatten damals die römischen Feldmesser in Aegypten, als incongruent mit ihren Maßen, bereits verworfen; aber die Benennung der Spanne als Sechstel des ξύλον hatte sich noch erhalten (Metrol. script. II. S. 13).

Weiter folgt bei Balbus ein kurzer Abschnitt über die Unterscheidung von Längen-, Flächen- und Körpermaß. Daß der Römer auch hierin seinem griechischen Originale folgte, können wir aus einer andern metrologischen Tafel entnehmen, welche der eben besprochenen sehr ähnlich ist. Sie führt den Titel: Εὐκλείδου εὐθυμετρικά und läßt auf die Darstellung der Längenmaße ebenfalls die Definitionen des Längen-, Flächen- und Körpermaßes folgen. Diese fälschlich dem Euklid zugeschriebene Zusammenstellung mag ihre jetzige Gestalt erst in ziemlich später Zeit erhalten haben; aber als ältere Form derselben haben wir eine Redaction des Heronischen Lehrbuches vorauszusetzen, welche noch genauer, als die jetzigen Reste, mit der lateinischen Bearbeitung des Balbus stimmte.

Nachdem wir so Schritt für Schritt die deutlichen Spuren Heronischer Ueberlieferung bei Balbus verfolgt haben, wird sich das Weitere kürzer und passender so darstellen lassen. Auch bei dem nun folgenden Theile seines Werkes, welcher die Definitionen der geometrischen Begriffe enthält, hat Balbus ein griechisches Original vor sich gehabt. Dieses ist jedoch wesentlich verschieden gewesen von dem ganz mit neuplatonischer Terminologie durchsetzten Tractate, welcher uns unter dem Titel: Ἥρωνος ὅροι τῶν γεωμετρίας ὀνομάτων erhalten ist. Es würde also zwar wohl thunlich, aber doch sehr umständlich und ermüdend sein, die zufällig auf uns gekommene getrübte Ueberlieferung im Einzelnen mit Balbus' Schrift zu vergleichen; viel räthlicher ist es, aus Balbus sich das vermuthliche griechische Original zu reconstruiren, und dann zu prüfen, ob diese Wiederherstellung innere Wahr-

[illegible] Dies [illegible] welcher [illegible] jede [illegible] soll [illegible] sich eine [illegible] Buch [illegible] angegeben im [illegible] exemples, denen [illegible] durch die verdienstvolle [illegible] Namen der Nations [illegible] bibliothèque Impériale [illegible] das nämliche Verfahren [illegible] aus den Werken [illegible] Leipzig [illegible] Grammat. [illegible] der [illegible] und welchen [illegible] Anmerkungen [illegible] sofort [illegible] die lang [illegible] und [illegible] auch [illegible] Stelle

Venturi, welcher schon vor Vincent in dem ersten Bande seiner Commentarj sopra la storia e le teorie dell' ottica uns mit der Heronischen Schrift περὶ διόπτρας durch eine Uebersetzung bekannt machte, hat bereits auf andere Stellen der gromatischen Sammlung hingewiesen, welche ebenfalls im Zusammenhange mit Hero zu stehen scheinen.

Unter den Auszügen aus Frontin befindet sich ein Stück (S. 31, 12 — 34, 13), welches wir bereits oben als Frontin nicht angehörig bezeichneten. Damit sollte jedoch dieses Fragment de arte mensoria, welches Anweisungen gibt, wie die Unregelmäßigkeiten sowol des Bodens als der gegebenen Grenzlinien zu überwinden sind, nicht etwa als werthlos bezeichnet werden. Vielmehr steht der Verfasser auf einem ähnlichen Standpunkte wie der Geometer des Columella. Jedes Eingehen auf die theoretische Geometrie wird vermieden; aber es wird aus den griechischen Lehrbüchern das für die Praxis Brauchbare in knapper Form entlehnt und zu möglichst leichtem Verständniß zurecht gemacht. So erinnert die Anweisung, ein unregelmäßiges Feld auszumessen (S. 33, 7), offenbar an das 24. Cap. der Heronischen Schrift. Jedoch folgt daraus noch nicht, daß der Verfasser dieselbe direct benutzt habe; vielmehr scheint hier eine vielleicht durch mehrere Stufen vermittelte Herüberleitung aus dem griechischen Lehrbuche vorzuliegen.

Anders verhält es sich mit dem Probleme in der jüngeren Schrift de limitibus constituendis, deren Verhältniß zu Hygin's Werke oben dargestellt worden ist. Hier wird S. 192, 17 — 193, 15 die Aufgabe, den gegenseitigen Abstand zweier entfernter Punkte zu bestimmen, in Form eines geometrischen Beweises und mit Hilfe von Buchstaben, die auf die Figur sich beziehen, ausführlich gelöst. Der Anschluß an das 10. Cap. der Heronischen Dioptrik (mit Hinzuziehung von Cap. 8) ist hier, trotz der verderbten Ueberlieferung, unverkennbar und gibt uns den Beweis, daß der Verfasser, sei es nun unmittelbar aus der Quelle oder aus lateinischen Bearbeitungen, mit den Resultaten griechischer Forschung vertraut war.

Endlich führt uns die Vergleichung mit Hero noch zu einer Partie von Entlehnungen aus dem Griechischen, welche in der gromatischen Sammlung unter dem Namen des Marcus Junius Nipsus vereinigt sind (S. 285—301). Der erste Theil dieser Excerpte — denn als solche, und zwar ziemlich spät abgefaßte geben sie sich sofort zu erkennen — enthält zu Anfang zwei Probleme der Triangulirung, die Uebermessung eines Flusses und die Wiederherstellung verschwundener Grenzsteine auf Grund des noch vorhandenen Planes. Da der Text, besonders durch Weglassung der geometrischen Buchstaben, arg verstümmelt ist, so mußten die Fragmente unverständlich bleiben, bis Venturi die griechische Quelle in Cap. 9 und 25 der Heronischen Dioptrik und damit den Weg zur Wiederherstellung und Erklärung des lateinischen Textes nachwies.

Werfen wir jetzt einen Blick zurück, so ergibt sich, daß die Verfasser der drei so eben besprochenen Abschnitte zusammen uns Spuren von Cap. 8, 9, 10 und Cap. 24 und 25 der Heronischen Schrift erhalten haben. Was liegt nun näher als die Annahme, daß sie sämmtlich von einer Quellenschrift abhingen, welche schon damals so verstümmelt war, daß nur einzelne Abschnitte, ja vielleicht nur die eben angegebenen, benutzt werden konnten. Nun weist offenbar Manches darauf hin, daß dieses verstümmelte Original ein lateinisches und nicht ein griechisches, oder, um deutlicher zu reden, daß es Balbus und nicht Heron war.

Doch dies zu erörtern würde Aufgabe einer besonderen Untersuchung sein, die hier nicht an der Stelle wäre. Auch ist ja das, was bereits erreicht ist, ein schönes Resultat, mit dem man vor der Hand sich wohl begnügen kann. Denn gegen die Thatsache, daß die Heronische Schrift über die Dioptra von römischen Gromatikern benutzt worden ist, muß die Frage, durch welche Vermittelung dies geschehen sei, als eine weit weniger wichtige erscheinen. Zum Schluß ist nur noch zu erwähnen, daß der zweite Abschnitt der Excerpte des Nipsus unter der Aufschrift podismus eine wirre Sammlung geometrischer Sätze, darunter aber auch Aufgaben enthält, welche den Heronischen στερεομετρούμενα entlehnt sind. Also auch diese, erst vor Kurzem ans Licht gezogene Schrift ist mit einigen Resten in der gromatischen Sammlung vertreten. (*Fr. Hultsch.*)

GROMBACH, in zwei Pfarrdörfer, Ober- und Unter-Grombach, getheilt, im badischen Kreise Karlsruhe, zwischen Bruchsal und Durlach, von jenem $^5/_8$, von diesem $1^1/_4$ Meile entfernt, liegt in einem Seitenthale der Pfinz, Ober-Grombach zwischen den Höhen des badischen Triasplateaus, Unter-Grombach da, wo dies Thal in die breite Rheinfläche sich öffnet; letzteres wird daher von den längs des Bergfußes sich hinziehenden Linien der Straße und Eisenbahn berührt. Die Einwohnerzahl betrug 1825 in Ober-Grombach 3 Evangelische, 656 Katholiken, 35 Juden, zusammen 694; in Nieder-Grombach 21 Evangelische, 1193 Katholiken, 73 Juden, zusammen 1287. Im J. 1861 war diese Zahl auf 880 und 1666 gestiegen. Das Dorf hat schöne Feldfluren, auf denen besonders viel Hanf gebaut wird, an den Bergabhängen sind Rebenpflanzungen, auf einer Höhe steht das alte Schloß, auf einer andern Höhe, dem Michelsberg, eine Wallfahrtskirche mit schöner Aussicht ins Rheinthal. — Nicht zu verwechseln mit Krombach, einem dem Grafen Schönborn zu Wiesenscheid gehörenden Dorfe im bairischen Kreise Unterfranken, 2 Meilen NO. von Aschaffenburg, mit dem Bergschlosse Schönenberg. (*Otto Delitsch.*)

GRONA, eine von Loureiro in der Flora cochinchinensis aufgestellte Gattung der Leguminosen, welche nach Endlicher mit Galactia von P. Browne identisch ist. Die einzige hierher gehörige Art, Grona repens *Loureiro*, hat halbstrauchige, niederliegend-krie-

chende Stengel, einfache, eiförmige Blätter, pfriemliche Nebenblätter und purpurrothe, in Aehren stehende, von Deckblättern umgebene Blüthen. (*Garcke.*)

GRONA, ehemals kaiserliche Pfalz in Sachsen. Der Art. 62 des Sachsenspiegels (ed. *Homeyer* p. 161) lautet: Vif stede die *palenze* heten, liegen inme lande to Sassen, dar die koning echte houe hebben sal. Die irste is *gruna*, die andere werle, die is to goslere geleget; walehusen is die dridde, alstede die vierde; merseburch die vefte. Die Ansichten über die Lage dieser Pfalz Grona sind bis in die neueste Zeit abweichend gewesen; man hat Grona theils in Grohnde bei Hameln, theils in Gronau bei Hildesheim, theils in Grone bei Göttingen gesucht. Gegen Grohnde bei Hameln sprechen sich gewichtige Stimmen aus, auch gegen Gronau. Man glaubte, in Grone bei Göttingen den richtigen Punkt gefunden zu haben, seitdem Leibnitz in den Scriptt. rer. Brunsvic. und zuletzt auch Wenck, Hessische Landesgeschichte. Bd. II. Abth. 2. S. 676 dafür gewesen waren. Und allerdings war Manches dazu angethan, deren Ansicht zu unterstützen; auch die Sage konnte dafür wirken. Gruber gibt in der Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen. Theil I. (Hannover und Göttingen 1734 in 4.) Buch 2. S. 21 folgende Darstellung: „Auf dem Hagen (einem Hügel westlich von Göttingen und der Leine) hat vor diesem die Burg und Palanz-Stadt Grone gelegen, welche nach damahliger Art, vornemlich zu den Zeiten Henrici des Aucupis, ein sehr vester und haltbahrer Ort, auch mit einer Kayserlichen Hoff-Capelle versehen gewesen ist. Es hat aber diese Veste mancherley Unglücks-Fälle erfahren müssen. Denn sie ist nachero, zu Henrici Leonis Zeiten zerstöret; ja dennoch von Kayser Ottone IV. wieder aufgebauet worden, und weil derselbe etzlichemahl sein Hoff-Lager daselbst gehalten hat; so hat dahero noch heutiges Tages der, von diesem Berge herab nach dem, auf dem Leinen-Berge gestandenem Richthause gehende Weg, den Namen des Königes Stieges behalten. — Von dem Hagen herunter läufst in den Königs-Stieg ein kleiner trockener Graben, so nur zuweilen Wasser führet, und Kayser Otton Wasser-Gang benahmet wird."

Neuerdings hat aber Wedekind in den: Noten zu einigen Geschichtschreibern des Deutschen Mittelalters. Bd. II. Hamburg 1835. S. 360—377 Gründe gegen Grone bei Göttingen (Grohnde kommt nicht mehr in Betracht) geltend gemacht und nachgewiesen, daß die Pfalz Grona in der jetzigen Stadt Gronau bei Hildesheim zu suchen ist.

Es ist dabei aber zu beachten, daß auch in dem Grona bei Göttingen eine Art königliche Pfalz, eine curtis regia mit einer königlichen Kapelle und umgeben von königlichen Besitzungen, gewesen sein muß; das gibt auch Wedekind S. 363 fg. zum Theil zu. Folgende Stellen beziehen sich auf dies Grona bei Göttingen: Im J. 915 belagerte König Conrad I. den Herzog Heinrich von Sachsen: in praesidio urbis quae dicitur Grona, vergl. Wedekind I, 24, dazu *Pertz.* Scriptores III. p. 428; Wedekind S. 366 bezieht die Stelle auf die „Pfalz", aber der Beweis dazu fehlt, denn die Bemerkung: „Keine Spur ist davon vorhanden, daß im 10. und 11. Jahrh. bei Göttingen eine Burg gewesen sei" beweist nichts. Die nächste Erwähnung findet beim Jahre 929 statt: König Heinrich I. schenkte in diesem Jahre seiner Gemahlin Mathilde: Quedlinburg, Pölde, Nordhausen, Gronau und Duderstadt auf Lebenszeit oder zum Leibgeding. Wedekind bemerkt S. 366 dazu ganz richtig, es sei nicht glaublich, daß Heinrich I. eine königliche Pfalz sollte zum Leibgedinge verschrieben haben.

Um das Jahr 944 finden wir Otto I. mit Edith in der Pfalz Grona; seine Mutter Mathilde kommt, ihn hier zu besuchen, vergl. Vita Mathildis Cap. 12: wo sie gelegen haben kann, läßt sich aus der Stelle nicht ersehen. Bessere Auskunft vermag man aus den Tagen Heinrich's II., der sich oft in Grona aufhielt und hier auch starb*) (vergl. Annales Quedlinb. beim Jahre 1024), zu gewinnen. Der Bischof Bernward von Hildesheim war am 20. Nov. 1022 zu Hildesheim gestorben, nachdem er noch kurz vorher in Gegenwart von 11 Bischöfen und des Cardinallegaten seine Güter dem Michaelsstift geschenkt hatte. König Heinrich II. regierte damals in Grona (Gruona, Grunaha in der Vita Godehard's bei *Pertz.* Scriptt. XI. p. 204 geschrieben). Als er die Nachricht vom Tode Bernhard's erhalten hatte, ließ er ihm eine Messe lesen; darauf trug er Godehard, vormals Abt von Altaich, damals seinem gewöhnlichen Begleiter, die erledigte Würde an. Godehard schlug die Würde aber aus; auch die Bischöfe (es sind jedenfalls die noch von Bernward her in Hildesheim sich aufhaltenden gemeint) versuchten es eine Woche lang vergeblich, ihn zur Nachgiebigkeit in den Willen des Kaisers zu vermögen. Endlich aber, am neunten Tage nach Bernward's Tode, hatte Godehard einen Traum. Er befand sich in dem Vorhofe der Kirche von Grona unter einer großen Menge Menschen, die heftig tobten und sich um das Bisthum Hildesheim stritten. Da trat mitten aus der Menge eine ehrwürdige Matrone, wunderbar in Antlitz und Kleidung und begleitet von einer Schar schöner Jungfrauen, auf ihn zu, ergriff ihn an der Hand, führte ihn in die Kirche und winkte ihm, die Kniee zu beugen. Indem er niederkniete, stimmte sie einen bekannten Psalm an, und Godehard erwachte. Sobald es Tag war, entdeckte er seine Vision dem Kaiser und nahm das Bisthum an. Noch an demselben Tage und zwar früh am Vormittage (diluculo) traf schon die Geistlichkeit von Hildesheim, von einem Zuge der bischöflichen Ministerialen begleitet, zu Grona ein. So erzählt die Vita Godehard's von Wolfher cap. 13 fg. Es ist ihr in derartigen Specialitäten zu trauen und

*) Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit II. S. 204 folgt der alten falschen Anschauung, wenn er die Pfalz Grona bei Göttingen sucht.

deshalb an ein Grona als Pfalz bei Göttingen nicht zu denken, da dieses 10 Meilen, also mindestens zwei Tagereisen von Hildesheim entfernt liegt. Wedekind hat aus dieser Erzählung seine besten Argumente geschöpft, vergl. Noten II. S. 369 fg. Auf der Stelle der unter den fränkischen und staufischen Kaisern verfallenden Pfalz wurde um das Jahr 1300 unter der Regierung des Bischofs Siegfried II. von Hildesheim eine Stadt Namens Gronau gegründet, vergl. hierüber: Röbbelen, Geschichte der Stadt Gronau im: Neuen Vaterländ. Archiv, Jahrgang 1832. Bd. I. S. 1 fg. Es ist übrigens zu beachten, daß die Pfalz Grona seit 1024 in den Berichten nicht mehr vorkommt, vergl. Wedekind, Noten II, 375. (*R. Pallmann.*)

GRONAU, urkundlich auch Grünau, Gronouwe, Gronow, Gronowe, Groen, Grunow, Gronaw genannt, Stadt in der preußischen Provinz Hannover (Landdrostei Hildesheim), Kreis Marienburg, Amt Gronau, liegt am rechten Ufer und auf einer Insel der Leine 4 Meilen südlich von Hannover, 1¾ Meile südwestlich von Hildesheim, hatte 1820: 197 Häuser und 1681 Einwohner, 1861: 1852, 1864: 1806, 1867: 1800 Einwohner — wie überall, thut auch hier die Centralisation der großen Städte und der Fabriksbezirke den kleinen Landstädten Eintrag —, ist Sitz eines Amts und eines katholischen Dekanats, hat eine Synagoge, ein ehemaliges Dominikanerkloster; die Einwohner beschäftigen sich außer dem Ackerbau mit Tabak- und Cigarrenfabrication, Töpferei, Branntweinbrennerei. Für die Töpferei liefern die im Süden und Osten der Stadt anstehenden Liasschichten gutes Material. Das Amt Gronau hat 3,224 □Meilen, 1861: 15,712, 1864: 15,461 Einwohner und umfaßt 26 Gemeinden, darunter Elze und Nordstemmen. Ehemals bildete die gronauer Ebene den Gau Valethungon. Bischof Siegfried II. von Hildesheim baute unweit der alten Stadt Empna oder Empena eine neue Burg auf einer sichern Leineinsel und gab ihr den neuen Namen. Bald siedelten sich die Bewohner der Dörfer Lede und Bekum um dieselbe an, und so entstand die Stadt. Noch jetzt steht die leder Kirche im Westen der Stadt. Vergl. Chron. Hildesheim. ap. *Leibnitz*. Scriptorum rerum Brunsvic. T. I. p. 756 und *Meibom*, Scriptor. rer. Germanarum T. I. p. 670. Bis 1455 war die Stadt nach Empna (dessen specielle Lage unbekannt ist) eingepfarrt, 1456 wurde eine Kirche in gothischem Styl, eine dreischiffige Hallenkirche, erbaut; dieselbe ist neuerdings restaurirt worden. Das Schloß erhielt im Kriege einige Befestigungen; die Stadt war nach 1700 im Besitz der braunschweiger Herzoge, kam später an Hannover, 1866 an Preußen. Unweit derselben liegen die „Sieben Berge".

Es gibt in Norddeutschland noch folgende Orte ähnlichen oder gleichen Namens, die zu manchen Verwechselungen Anlaß gegeben haben:

1) **Grona** (**Grünau**) oder **Grone**, Dorf 1864 mit 1229 Einwohnern und zerstörter Burg, eine halbe Meile westlich von Göttingen, hat eine Kirche, eine Knabenerziehungsanstalt und eine Spinnfabrik.

2) **Grohnde**, Flecken links an der Weser, in der preußischen Provinz Hannover, Landdrostei Hannover, Kreis Hameln, Amt Hameln, 1½ Meile oberhalb Hameln, 1864 mit 909 Einwohnern, einem Schlosse, Leinweberei, Weserfähre, Schiffbau und Schiffahrt. Im J. 1421 fand hier eine Schlacht zwischen dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und dem Grafen Philipp von Spiegelberg statt.

3) **Grohn**, Ortschaft in der preußischen Provinz Hannover, Landdrostei Stade, Kreis Osterholz, Amt Blumenthal, dicht neben dem zur freien Stadt Bremen gehörigen Flecken Vegesack und eine Vorstadt desselben bildend, 1864 mit 1652 Einwohnern, ebenso wie die Dörfer Aumund mit Lobbendorf 1524 Einw. und Fähr 699 Einw. in den der Stadt Bremen gehörigen Flecken Vegesack einbezirkt waren. Der ganze Bezirk wurde im J. 1741 von der Stadt Bremen an das Herzogthum Bremen abgetreten.

4) **Gronau**, Standesherrschaft und Stadt im preußischen Regierungsbezirk Münster, Kreis Ahaus, rechts an der Dinkel, unweit der niederländischen und osnabrückischen Grenze, 1¾ Meile nördlich von der Kreisstadt Ahaus, um 1820 mit 169 Häusern und 856 Einwohnern, 1861 mit 1264, 1867 mit 1224 Einwohnern; hat eine evangelische und eine katholische Kirche, ein Nebenzollamt und eine Posterpedition. Die Einwohner beschäftigen sich mit Baumwollenmaschinenspinnerei und Leinweberei. Die Herrschaft Gronau, ⅛ □Meile groß, gehörte zu Reichszeiten den Fürsten von Tecklenburg-Rheda als münstersches Lehen, jetzt ist sie Eigenthum der Fürsten von Bentheim-Tecklenburg.

5) **Gronau** oder **Gana**, eine längst zerstörte Feste des Slawenstammes der Daleminzier in dem zwischen Elbe und Mulde gelegenen Gau (slawisch: Zupanie) Glomazi. (*Otto Delitsch.*)

GRÖNENBACH, Marktflecken im königl. bairischen Verwaltungsdistricte Memmingen, Kreis Schwaben, 1½ Meile S. von Memmingen rechts von der Iller; Eisenbahnstation zwischen Kempten und Memmingen. Der Ort, welcher einst zur gefürsteten Abtei Kempten gehörte, zählt 850 Einwohner, darunter 60 evangelisch-lutherische, 450 evangelisch-reformirte, 340 römisch-katholische, ist Sitz eines Landgerichtes, zweier Posterpeditionen, hat 2 Pfarrkirchen, 1 Schloß, 1 Spital; die Einwohner beschäftigen sich mit Flanell- und Baumwollweberei; jährlich werden 2 Märkte abgehalten. Die Gemeinde Grönenbach umfaßt 27 Dörfer, Weiler und Einöden, und hat in 420 Gebäuden 1830 Einwohner. Bemerkenswerth ist unter diesen Ortschaften das kleine Mineralbad Klefers (Klesevers) mit 4 Gebäuden und 8 ständigen Einwohnern. Das Landgericht Grönenbach zählte 1864 auf 4,34 □Meilen in 15 Gemeinden und 319 einzelnen Orten 2968 Familien mit 12,429 Seelen, es

enthält ebenes Land, hat bei bedeutender Meereshöhe ein kaltes Klima; das Ackerland nimmt 24, Wiesen- und Weideland 33, Wald 20 Procent der Fläche ein; sehr ansehnlich ist der Viehstand, auch viel Bienenzucht wird getrieben. (*Otto Delitsch.*)

GRÖNINGEN (holländ. Groningen), die nordöstlichste Provinz des Königreichs der Niederlande, besteht 1) aus den Herrschaften (**heerlykheden**), die unter dem Namen **Stad en Lande** oder **Stad en Ommelanden** unter der Republik der Vereinigten Niederlande eine besondere Provinz bildeten, zu der die Stadt Gröningen mit ihrem Gebiete, **Stadstafel** genannt, und die Ommelanden gehörten, welch letztere wieder aus den Districten: Hunsingo, Fivelgo und dem Westerkwartier bestanden; ferner gehörten zu dieser Provinz der früheren Republik: die beiden Oldambten, die früher in ein Wold-Oldambt und in ein Klei-Oldambt und das Gooregt abgetheilt waren; und 2) aus dem früher zu den Generalitätslanden gehörigen Westerwolde nebst den Dörfern Bellingwolde und Blyham.

Diese Provinz, die jetzt nach ihrer Hauptstadt Gröningen benannt wird, grenzt im Norden an die Nordsee oder die Wadden, nordöstlich an den Dollart und die Ems, östlich und südöstlich an Ostfriesland und Münsterland (früheres Königreich Hannover), südlich an die Provinz Drenthe, westlich an das frühere Flüßchen Lauwers, durch welches dieselbe von Friesland getrennt ist.

I. Geschichte.

Die Geschichte der Provinz Gröningen ist mit der des benachbarten Frieslands ziemlich enge verbunden, um so mehr, da der nördliche und östliche Theil Gröningens, also die größere Hälfte desselben, von jeher von Friesen bewohnt war, während sich auch der südliche Theil, Gooregt und Westerwoldingerland (ersteres gehörte früher zur Provinz Drenthe), von Alters her an Friesland anschloß. Die Bewohner dieser Landestheile, die overlauwerschen Friesen genannt, durch welche Bezeichnung sie von den westlich der Lauwers wohnenden Friesen unterschieden werden, waren ebenso freiheitsliebend, als die andern und wußten seit der Zeit Karl's des Großen unter dem Oberbefehl eigener Herzoge ihre Unabhängigkeit dergestalt zu handhaben, daß sie nur den allgemeinen Reichsverband und die Herrschaft des Kaisers anerkannten, ohne sich weitere Abgaben und sonstige Zeichen der Abhängigkeit gefallen zu lassen. Kaiser Heinrich III. schenkte zuerst, im J. 1040, den soeben genannten südlichen Theil oder Gooregt, das damals noch zur benachbarten Grafschaft Drenthe gehörte, der St. Martinskirche in Utrecht und ihrem Bischof Bernulf, mit dem er auch befreundet war. Die Schenkungsurkunde ist im Reichsarchiv noch vorhanden und wurde dieselbe im Laufe der Zeit von verschiedenen deutschen Kaisern erneuert. Von jeher wurde von den Alterthumsforschern darüber gestritten, ob auch die Stadt Gröningen selbst unter dieser Schenkung begriffen war; die Frage ist natürlich jetzt sehr schwer zu entscheiden, dürfte aber nach dem Widerstande zu beurtheilen, den die Stadt Gröningen dem Kaiser entgegensetzte, zu bejahen sein, und dies um so mehr, als die bischöflichen Voigte in Gröningen selbst residirten und in stetem Hader mit der Stadt lagen. So viel ist jedenfalls sicher, daß sowol die Stadt Gröningen, wie das Gooregt unter der kirchlichen Jurisdiction des Bischofs von Utrecht standen, während die Bewohner der Ommelanden, wie auch die von Oldambt und Westerwolde den jeweiligen Bischof von Münster als ihren geistlichen Oberherrn erkannten.

Was die nähere Geschichte dieser Districte betrifft, so nahmen die Gröninger immer einen sehr lebhaften Antheil an dem Streite zwischen den „Schieringern" und den „Vetkoopers", ein Streit, der mit dem Anfange des 13. Jahrh. begann, länger als 200 Jahre dauerte und die ganze Provinz verheerte und dem Untergange nahe brachte. Ursprünglich waren die Schieringer die Vorkämpfer für die Unabhängigkeit, während die Vetkoopers, zu denen die angesehensten und reichsten Grundbesitzer gehörten, sich mehr zum Lehenswesen hingezogen fühlten, da sie auf diese Weise ihren Einfluß und ihr Ansehen zu steigern hofften. Die Streitigkeiten waren zuerst im westlauwerschen Friesland ausgebrochen, verbreiteten sich aber sehr bald über die ganze Provinz Gröningen und Ostfriesland, wobei die Stadt Gröningen zuerst sich auf die Seite der Schieringer schlug, während die Sache der Vetkoopers durch die Ommelanden begünstigt wurde. Die Grafen von Holland wußten diese Streitigkeiten trefflich zu benutzen, um auch diese Gegenden unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, besonders, seitdem die westlauwerschen Friesen im J. 1395 sich mit Friedrich von Blankenheim, dem 50. Bischof von Utrecht, verbündet hatten, um den von Albrecht, Herzog von Baiern, der damals zugleich Graf von Holland war, projectirten Einfall nach Gröningen zu vereiteln. Dieser fand aber dennoch statt und da Albrecht von den einflußreichsten Vetkoopers unterstützt wurde, so gelang es ihm, daß im J. 1398 die westlauwerschen Friesen ihm huldigten und daß selbst einige ommelander Herren nicht nur ihre Burgen und Besitzungen, sondern auch die Ommelanden selbst, wozu sie übrigens nicht das mindeste Recht hatten, von ihm als Lehen empfingen. Dasselbe geschah auch im Oldambt, die einflußreichsten „Hoofdlingen", Gockinga und Houwerda, übertrugen das volle Eigenthumsrecht ihrer Landschaft an Albrecht, von dem sie es dann wieder als Erblehen empfingen. Jedoch dauerte dieser Zustand nur sehr kurze Zeit; denn da die Holländer in Folge des tüchtigen Widerstands der Schieringer bald ganz Friesland räumen mußten, so benutzten auch die ommelandschen Friesen die Gelegenheit, um das holländische Joch abzuschütteln. Die Vetkoopers in den Ommelanden dagegen, die ihre Macht nun gebrochen sahen, riefen gegen die Stadt Gröningen, welche die Schieringer sehr nachdrücklich unterstützte, den Bischof Friedrich von Blankenheim zu Hilfe. Die Folge war ein neuer Krieg zwischen Utrecht und Gröningen, letzteres wurde belagert. Das bischöfliche Heer mußte aber nach wenigen Wochen un-

verrichteter Dinge wieder abziehen. Die Gröninger kehrten nun ihre Macht gegen den Lehensadel und die Vetkoopers nahmen ihre Burgen ein, darunter auch die von Elke Gockinga in Zuidbroek, des mächtigsten Herrn im Oldambt. Die Burg wurde verwüstet und die Gröninger beschlossen, den Tag der Einnahme jedes Jahr festlich zu begehen, um so mehr, als der Untergang dieses Hauses und des von Menno Houwerda, welche beiden Geschlechter im Besitze beinahe aller Herrschaften und Gerechtsamen im Oldambt waren, diesen Landstrich in die Hände Gröningens brachte, wobei er auch bis zum Jahre 1795 blieb. Der Bischof von Utrecht hatte indessen die Hände ebenfalls nicht in den Schoos gelegt, und da er sich vermöge der oben angeführten Schenkungsurkunde für den rechtmäßigen Herrn von Gröningen hielt, so brach bei der fortwährenden Weigerung Gröningens, ihm zu huldigen, 1406 der Krieg wieder aus. Es dauerte jedoch bis zum Jahre 1419, ehe die Gröninger, durch innere Zwistigkeit geschwächt und durch die Uebermacht des Bischofs gedrängt, diesen als Oberherrn anerkannten, wiewol ihnen ihre Rechte und Freiheiten verblieben. Im Juni desselben Jahres empfing dann der Bischof die Huldigung, aber bald darauf wußte sich die Stadt wieder unabhängig zu machen, sie gewann ihre volle Freiheit wieder und wußte sich noch überdies in den Besitz von Gooregt zu setzen.

Um die Ansprüche, welche die Herzoge von Sachsen auf die Provinz Gröningen machten, recht zu würdigen, muß man nicht außer Acht lassen, daß die Grafen von Holland aus dem Hause von Baiern gegründete Ansprüche auf das westlauwersche Friesland zu haben glaubten. Als die Grafenwürde im J. 1433 vom bairischen an das burgundische Haus übergegangen war, suchte Philipp der Gute, wenn auch gegen den Willen vom Kaiser Friedrich III., sofort festen Fuß im westlauwerschen Friesland zu fassen. Bald darauf wurde Herzog Albrecht von Sachsen im Namen Kaiser Maximilian's als Vormund über dessen Sohn, Philipp von Burgund (Oesterreich), Statthalter der Niederlande und verlangte demgemäß im J. 1492, zuerst im Namen der Grafen von Holland und später im Namen des Kaisers, Tribut und Huldigung von den Friesen. Auf dieses westlauwersche Friesland hatte weder der Graf von Holland, noch der Herzog von Sachsen, noch in früherer Zeit der Herzog von Baiern den geringsten Anspruch. Im Gegentheil, noch im J. 1474 hatte der Kaiser ausdrücklich erklärt, daß die Ommelanden frei und nur dem Reiche unterthan sein sollten. Ueberdies war die Freiheit der Stadt Gröningen und ihre Herrschaft über das westlauwersche Friesland eine am kaiserlichen Hofe so vollständig anerkannte Thatsache, daß die nach Friesland geschickten kaiserlichen Gesandten, um die ausgebrochenen Streitigkeiten beizulegen, den Friesen im J. 1479 den Vorschlag machten, einen Potestat anzustellen, und daß der Ritter Arnold van Loo eigens zu diesem Zwecke sich nach Gröningen begab und der Stadt eröffnete, daß der Kaiser nicht ungeneigt sei, ihr die Potestatschaft zu übertragen. Und als er bald darauf nach Gröningen zurückkehrte, bestätigte er im Namen des Kaisers alle Macht, welche die Stadt bis jetzt über Friesland besessen, und er befahl auch den Einwohnern von Friesland ausdrücklich, dem Rathe von Gröningen in allen Stücken zu gehorchen. Im J. 1480 kamen Arnold van Loo und Johann von Steinbergen, Probst von Goslar, wieder als kaiserliche Gesandten nach Gröningen und legten eine kaiserliche Bulle vor, in welcher erklärt war, daß die Stadt Gröningen für ewige Zeiten Potestat über Oostergoo und Westergoo sein solle und wobei zugleich alle „Mitglieder des Rathes, von jetzt an und in Zukunft, in den Ritterstand erhoben und ihnen das Recht zuerkannt werden sollte, eigene Gold- und Silbermünzen zu prägen". Da sich aber der Kaiser als Gegenleistung die Bezahlung einer jährlichen Summe von 10,000 Rheingulden bedang und die Stadt Gröningen wohl einsah, daß die Erhebung einer so bedeutenden Summe im westlauwerschen Friesland mit großen Schwierigkeiten verknüpft wäre, so zerschlugen sich auch die Unterhandlungen.

Erst nach dieser Zeit trat der Herzog von Sachsen als Erbpotestat auf und trachtete als solcher nicht allein nach der Herrschaft über das westlauwersche Friesland, sondern auch nach der über Stadt und Provinz Gröningen. Seine Ansprüche gründete er auf zwei Bullen Kaiser Maximilian's I., beide aus Freiburg vom 20. Juli 1498 datirt, in welchen Albrecht von Sachsen wegen der wichtigen Dienste, welche er dem Vater des Kaisers, Friedrich III., ihm selbst und seinem Sohne Philipp von Burgund geleistet, für sich und seine Erben und Nachkommen zum Gubernator Frisiae mit dem Titel eines Potestaten ernannt wurde. Unter Friesland waren nach dem Wortlaute der einen Bulle begriffen: „nominatim partes has Ostergoam, Westergoam, Zevenwoldios, ditionem Groninganam, Ditmarsos littorales, Worstenses, Stellingwervios", während es in der andern heißt: „quae hac tempestate vulgo vocantur Ostergow, Westergow, Sibenwalden, Grueninger Gebiete, Dittmarchen, Strantfriesen, Wurstfriesen, Stellingwarff". Was der Kaiser unter ditio Groningana und Grueninger Gebiete verstand, ist jedenfalls zweifelhaft. Die Stadt Gröningen selbst wird in keiner der beiden Bullen genannt, während die Bezeichnung „Grueninger Gebiet" sich auf verschiedene Landestheile beziehen könnte, welche die Oberherrschaft der Stadt anerkannten. Vielleicht sind die Ommelanden darunter verstanden, oder noch wahrscheinlicher das westlauwersche Friesland. Wie dem aber auch sein möge, so viel steht jedenfalls fest, daß die Stadt Gröningen selbst, da sie ja keine eigentliche friesische Stadt war, darunter nicht gemeint sein konnte, und dies um so weniger, als die Grafen von Holland nie Ansprüche an die Stadt erhoben hatten. Diese selbst waren mit der willkürlichen Bestimmung des Kaisers nichts weniger als einverstanden, denn es wurden bald darauf zwischen dem Herzoge von Sachsen und Philipp I., Kaiser von Oesterreich, als Grafen von Holland, Unterhandlungen eröffnet, in Folge deren Philipp I. allerdings

seine Rechte auf Friesland gegen Geldentschädigung an den Herzog abtrat (17. März 1499).

Im J. 1499 kam dann auch Herzog Albrecht nach Friesland. Obwol die Häuptlinge der Schieringer sich sofort auf seine Seite schlugen und mit ihrer Hilfe der Krieg gegen die Vetkoopers sofort begann, so konnte Albrecht dennoch auf keinen nachhaltigen Erfolg rechnen, ehe nicht die Gröninger, die sich weigerten, ihn anzuerkennen und einen Theil der Ommelanden, der mit jenen gemeinschaftliche Sache machte, unterworfen waren. Er verband sich zu diesem Zwecke sofort nach seiner Ankunft mit Edsard, Graf von Ostfriesland, der bald die Provinz Gröningen zugleich mit dem Herzoge, aber von einer andern Seite aus angriff. Die Provinz wurde geplündert, verwüstet und ausgesogen und die Stadt selbst wurde dreimal vom herzoglichen Heere belagert, 1500, 1505 und 1506, ohne daß jedoch der sächsische Herzog seinen Zweck erreichte. Die Gröninger hatten sich indessen, am 24. April 1506, mit dem Grafen Edsard dahin verständigt, daß sie ihm, unbeschadet der Rechte des Bischofs von Utrecht, sowie unter Wahrung ihrer eigenen Freiheiten, die Schirmvoigtei über ihre Stadt übertrugen. Am 2. Mai 1506 wurde denn auch dem Grafen in Gröningen gehuldigt. Herzog Albrecht war schon am 21. Sept. 1500 an einer Krankheit, die er sich bei der ersten Belagerung von Gröningen zugezogen, gestorben, und sein Sohn, Herzog Heinrich, beschloß, seine Waffen sofort gegen seinen treulosen Verbündeten zu kehren. Er ließ einen kleinen Theil seines Heeres in den Ommelanden zurück und rückte mit der Hauptmacht in Ostfriesland ein, das nunmehr einige Jahre lang die Schrecken eines Verwüstungskrieges empfinden mußte. Anfangs war Graf Edsard genöthigt, den Sachsen allein Widerstand zu leisten, die ihm auch derart zu schaffen machten, daß er sich weder um die Ommelanden, noch um Gröningen bekümmern konnte. Die Gröninger, die sich von ihrem neuen Schirmvoigte, der natürlich sein gesammtes Kriegsvolk zur Vertheidigung seines eigenen Landes nothwendig hatte, verlassen glaubten, versuchten, sich zuerst mit Herzog Georg, der indessen seinem Bruder gefolgt war, zu verständigen; da aber die von ihnen an letzteren abgesandten Unterhändler unverrichteter Sache zurückkehrten und auch die ihnen von Friedrich von Baden, dem damaligen Bischof von Utrecht, zugesagte Hilfe ausblieb, so wählten sie den unruhigen und kriegslustigen Karl von Egmond, Herzog von Geldern, zu ihrem Schirmvoigte. Graf Edsard hatte aber schon vorher, ehe er Gröningen verließ, geheime Beziehungen mit dem Herzoge von Geldern unterhalten, der ihm auch 1514 einiges Kriegsvolk zur Hilfe gesandt hatte; da Edsard aber mit seinem ganzen Heere in Friesland stand, um die Sachsen daraus zu vertreiben, welchen Zweck er auch vollkommen erreichte, so war es ziemlich deutlich, daß Herzog Karl weit mehr seinen eigenen Vortheil, als die Unterstützung Edsard's und der Ommelander im Auge hatte, weshalb auch Edsard die Stadt Gröningen ihres Huldigungseides entband und es willig geschehen ließ, daß dem Herzoge von Geldern der Eid der Treue geschworen wurde, der denn auch am 3. Nov. 1514 in der St. Walburgskirche in die Hände seines Abgesandten, Wilhelm van Oye, geleistet wurde. Dennoch konnte sich der gelderſche Herzog noch nicht des ungestörten Besitzes von Gröningen freuen, da die Sachsen noch in den Ommelanden standen, wo viele Edlen aus Haß gegen Gröningen noch standhaft zu ihnen hielten. Erst im J. 1515 wurde ein definitiver Friede geschlossen und der Herzog von Geldern regierte nun bis 1536 über Gröningen.

Die Ankunft des gelderschen Heeres, dem ein außerordentliches Kriegsglück zur Seite stand, hatte zur Folge, daß Friedrich von Sachsen nach maßlosen Opfern an Geld und Mannschaft im J. 1515 Friesland und Gröningen räumte und sein erbliches Potestatrecht über diese beiden Provinzen dem Erzherzoge Karl von Oesterreich, dem nachmaligen Kaiser Karl V., feierlich übertrug, welche Uebertragung jedoch die Stadt Gröningen, die standhaft behauptete, eine freie Stadt zu sein, weshalb auch Niemand über sie verfügen könne, nicht anerkennen wollte. Kaiser Maximilian I. jedoch, der Großvater des Erzherzoges, bestätigte diese Rechtsübertragung, worauf Floris, Graf von Egmond, burgundischer oder jetzt vielmehr österreichischer Statthalter von Holland und Seeland, am 1. Juni 1513 nach Leeuwarden kam, um sich in Karl's Namen von Friesland huldigen zu lassen.

Karl von Geldern hatte aber in Friesland immer noch einen großen Anhang und da er noch im Besitze der meisten von ihm eroberten Städte war, so standen ihm auch genügende Mittel zu Gebote, um den Krieg in dieser Provinz fortzusetzen, wobei ihm der „lange Pier", ein bekannter Seeräuber, nachdrücklich unterstützte. Ueberdies waren die Bewohner von Gröningen ebenfalls nicht geneigt, ihren Herrn zu wechseln, und Herzog Karl schloß deshalb mit ihnen 1520 ein neues Bündniß. Da derselbe zu gleicher Zeit viele Städte in Oberyssel eroberte, das damals zum ober-utrechtschen Stift gehörte, so trat auch der Bischof von Utrecht, Philipp von Burgund, auf die Seite seines Gegners und im J. 1528 wurde letztere Provinz, wie auch das nieder-utrechtsche Stift, durch Bischof Heinrich von Baiern dem Erzherzoge Karl übertragen, wodurch natürlich der Keim zu neuen Kriegen zwischen Karl von Geldern und dem Erzherzoge gelegt wurde.

Indessen war Karl, der schon im J. 1516 als Nachfolger seines Vaters Philipp I. den spanischen Thron bestiegen hatte, im J. 1519 seinem Großvater auch in der kaiserlichen Würde gefolgt, wodurch natürlich die Situation Karl's von Geldern von Tag zu Tag eine prekärere und gefährlichere werden mußte. Ein Bündniß, welches der letztere mit Franz I., König von Frankreich, schloß, nutzte diesem wenig, da die versprochene Hilfe ausblieb. Sowol in Gröningerland, wie in Friesland machten die Angelegenheiten des Herzogs von Geldern nur Rückschritte und zwar in einem so schnellen Tempo, daß er schon im J. 1528 genöthigt war, mit dem Kaiser einen Vertrag zu schließen, mittels dessen er versprach, seine

Länder vom Kaiser als Lehen zu empfangen, die nach seinem Tode wieder an den Kaiser zurückfallen sollten. Die Feindseligkeiten zwischen den streitenden Parteien waren aber damit noch nicht beendet und noch lange wurde mit wechselndem Kriegsglück gekämpft. Da die Staaten von Gröningen des langen Zwistes müde zu werden begannen und sich auch mit dem Herzoge von Geldern, der mit großer Willkür regierte, nicht mehr vertragen konnten, so beschlossen sie im J. 1536, zwei Jahre vor dem Tode des Herzogs, die Schirmvoigtei an Kaiser Karl V. zu übertragen, von welchem Zeitpunkte an die geldersche Regierung, nach 20jähriger Dauer und nachdem sie dem Lande jährlich 30,000 Fl. gekostet hatte, für immer aufhörte. Die Staaten sandten daher zwei Bevollmächtigte an die Königin-Witwe von Ungarn, die Schwester Karl's V., welche damals Regentin der Niederlande war, um die Provinz Gröningen dem Kaiser Karl und dessen Erben und Nachkommen, „als Herzogen und Herzoginnen von Brabant, Grafen und Gräfinnen von Holland, Erbherren und Erbfrauen von Friesland und Overyssel", anzubieten, die Herrschaft über Stad en Ommelanden von Gröningen miteingerechnet. Die Königin-Witwe nahm die Deputation sehr freundlich auf und sandte den Gouverneur von Friesland, Georg Schenk von Toutenburg, sofort nach Gröningen, um sich im Namen des Kaisers huldigen zu lassen, was denn auch am 7. Juni desselben Jahres geschah. Die auf Pergament geschriebene und vom Kaiser unterzeichnete Urkunde wird heute noch im gröninger Archiv aufbewahrt. Es verdient dabei noch besonders hervorgehoben zu werden, daß die Staaten von Gröningen weder einem Kaiser, noch einem Hause Burgund oder Oesterreich, auch keinem Könige von Spanien, sondern nur und allein einem Fürsten die Oberherrschaft übertrugen, der zugleich die vier genannten niederländischen Provinzen regierte, woraus folgt, daß sie sich mit diesen Provinzen als unauflöslich verbunden betrachteten, und zwar dergestalt, daß, wenn Karl oder seine Nachkommen die Herrschaft über diese Provinzen verloren, sie auch von selbst aufhörten, die Herren von Gröningen zu sein. Diese für die damaligen Verhältnisse und Zeiten von großer staatsmännischer Klugheit zeugende Vereinbarung blieb sowol unter Karl V., wie unter seinem Sohne Philipp II. in Kraft, sodaß die „Kammer der Hauptleute" alle ihre Mandate und Briefe zwar im Namen des Kaisers oder Königs ausfertigte, dabei aber stets beifügte: „als Herzog von Brabant, Graf von Holland und Erbherr von Stadt und Ommelanden". Gröningen behielt seine Rechte und Freiheiten, mußte dem Kaiser jährlich 12,000 Fl. bezahlen und überdies mußten alle Festungen auf dem platten Lande geschleift werden. Geraume Zeit wurde dann Gröningen mit Friesland und Drenthe durch einen und denselben Statthalter regiert; unter Karl V. waren deren drei: Georg Schenk, 1537; Maximilian von Egmond, Graf von Buren, 1540 und Johann von Ligne, Graf von Arenberg, 1549, der im J. 1568 in der Schlacht von Heiligerlee fiel; unter Philipp II. vier: Karl von Briemen, Graf von Megen, 1568; Kaspar de Robles, Herr von Billy, 1572; Georg von Lalaing, der berüchtigte Graf von Renneberg, 1577 und François de Verdugo, 1586. Unter dem Statthalter Kaspar de Robles begann der 80jährige Unabhängigkeitskampf, in Folge dessen Gröningen sich von Spanien lossagte, weshalb die Generalstaaten Georg von Lalaing, den Grafen von Renneberg, als Statthalter nach Gröningen sandten. Obwol die Staaten der Ommelanden schon im Januar 1579 der utrechter Union beigetreten waren, so wollte dies hinsichtlich der Stadt Gröningen, in der die spanische Partei noch sehr mächtig war, lange nicht glücken, bis endlich Georg von Lalaing im Juli 1579 den Beitritt der Stadt erklärte und unterzeichnete, sodaß also nunmehr auch Gröningen zur Union gehörte. Dieses Verhältniß dauerte aber nur kurze Zeit, denn schon am 2. März 1580 wurde der Graf von Renneberg an der Sache der Generalstaaten zum Verräther und brachte die Stadt Gröningen wieder unter spanische Botmäßigkeit. Seine Versuche, auch die Ommelanden von der Union zu trennen, schlugen jedoch vollständig fehl und er selbst konnte die Früchte seines Verrathes nicht mehr ernten, denn er starb schon am 25. Juli 1581, kaum 31 Jahre alt, nachdem er viele vergebliche Versuche gemacht hatte, sich Steenwyks zu bemächtigen. Nach seinem Tode kam François Verdugo als spanischer Statthalter und Gröningen konnte erst wieder 1594 der utrechter Union beitreten, in welchem Jahre die Stadt durch Moriz, Prinz von Oranien, zum zweiten Mal für die Generalstaaten gewonnen wurde. Am 23. Juli 1594 wurde der sog. Reductionsvertrag im Lager von Helpen vor Gröningen geschlossen, durch welchen die Provinz wieder unter die Herrschaft der Generalstaaten kam. Da auf diese Weise Gröningen zuletzt Mitglied der Union wurde, so rangirte diese Provinz, unter dem Namen von Stad en Lande, auch als die letzte bei den Abstimmungen der Union, wie sie auch den letzten Rang unter den sieben vereinigten Provinzen einnahm.

Nach dieser „Reduction" ernannte Prinz Moriz in Verbindung mit seinem Schwager, Wilhelm Ludwig Graf von Nassau-Dillenburg, der schon vorher Statthalter von Friesland war und von den Generalstaaten zugleich zum Statthalter von Gröningen und Ommelanden ernannt wurde, an der Stelle der spanischen staatisch gesinnte Beamte und führte überall die Reformation ein. Bald darauf, besonders im J. 1600, wurde die Provinz wegen Nichtbezahlung von rückständigen Subsidien in die Generalitätskasse, die innerhalb dreier Jahre zu dem für die damalige Zeit enormen Betrag von 400,000 Fl. angewachsen waren, in ernstliche Unannehmlichkeiten verwickelt, sodaß von den hochmögenden Herren der Generalstaaten die Execution gegen Stadt und Provinz beschlossen wurde: Die Bürger erhielten Einquartierung und einige Kriegsschiffe legten sich an der Küste der Provinz vor Anker. Die durch den Krieg stets wachsende Noth und Armuth der Bevölkerung hätten einen genügenden Entschuldigungsgrund für die Nichtbezahlung der rückständigen Schuld an die Generalitätskasse abgeben kön-

[illegible]

[illegible] Nr. 1 [illegible] appelliren, [illegible] Appel- [illegible] rechts [illegible] wenn [illegible] wie [illegible]

[illegible]

ningen im Laufe der Jahrhunderte wiederholt ausgesetzt war. Die alten Chroniken sind voll von der Beschreibung des dadurch angerichteten Unglücks und die Ueberreste verschiedener zerrissener Seedeiche, besonders in Hunsingo, die man noch längs der Küste antrifft, beweisen dies zur Genüge. Die bedeutendsten dieser Ueberschwemmungen waren die St. Juliansfluth im J. 1163, die Marcellusfluth 1219, die von 1277, 1373, 1395, 1509 und verschiedene andere. Bei der Ueberschwemmung von 1570, die vierte Allerheiligen- oder die Allerseelenfluth genannt, weil sie am 1. und 2. Nov. stattfand, kamen in der Provinz mehr als 9000 Menschen und 70,000 Stück Hornvieh um. Eine zweite, nicht minder verheerende, Ueberschwemmung fand zwischen dem 12. und 13. Nov. des Jahres 1686 statt, sie wird die St. Martinsfluth genannt; die sechste und größte, die Weihnachtsfluth vom Jahre 1717, setzte die ganze Umgebung der Stadt Gröningen unter Wasser, spülte beinahe 1600 Häuser hinweg und verwüstete namentlich Hunsingo, Fivelgo und die Oldambten.

In Folge dieser Stürme und Ueberschwemmungen entstand in der letzten Hälfte des 13. Jahrh. der sog. Dollart. Durch die Sturmwinde der Nordsee, besonders durch die schon genannte Fluth von 1277, wurde das Wasser in das Land hineingetrieben, die Deiche brachen durch und wurden beinahe ganz weggespült, und da man es versäumte, dieselben bei gelegener Zeit wieder herzustellen, so blieb das eingedrungene Wasser nicht allein stehen, sondern riß von Jahr zu Jahr weitere Stücke Landes ab und wo früher blühende Dörfer gestanden, dehnt sich jetzt eine weitere, mit der Nordsee in Verbindung stehende und von denselben Stürmen wie diese heimgesuchte Wasserfläche aus. Erst im J. 1454 begann man, da die weitere Ausbreitung des Dollart noch zu befürchten war, einen großen Deich aufzuführen, der bei Tysweer begann und bis nach Finsterwolde gezogen wurde. Während der Kriege zwischen den sächsischen Herzogen und dem Herzoge von Geldern wurde die Unterhaltung desselben in der Weise vernachlässigt, daß er den andringenden Fluthen keinen Widerstand mehr leisten konnte, der Dollart breitete sich immer weiter und weiter aus und mit dem J. 1530 hatte er 34 große Dörfer, viele kleinere Gehöfte, zwei Klöster und eine Commanderie verschlungen. Die stets wiederkehrende Noth hatte endlich zur Energie und Vorsicht angespornt, man deichte von Zeit zu Zeit einige Polders ein, besonders Blyham, den Hamdyk, die Oude-Schans, die Nieuwe-Schans, die Nieuwe-Beerta, den Kroonpolder, den Midwolderpolder, den Oostwolderpolder, den Finsterwolderpolder und den Stadspolder; dazu kam noch im vormaligen Königreiche Hannover: das Bondernieuwland, der Bonder-Interessantepolder, der Neue oder Preußische Polder und der Heinitzpolder. Dadurch wurde nicht nur der periodischen Rückkehr der Ueberschwemmungen vorgebeugt, sondern auch ansehnliche Strecken Landes gewonnen, die sich jetzt durch einen sehr fruchtbaren Boden auszeichnen; bei dem im J. 1796 eingedeichten Oostwolderpolder z. B. erzielte man ein Areal von über 1190 Bunders.

Was das Klima der Provinz Gröningen betrifft, so ist dasselbe wegen der Nähe des Meeres und der niedrigen Lage sehr feucht und veränderlich und die rasche Abwechselung von Kälte und Wärme ist besonders für Fremde sehr schädlich. Die Sommerhitze dauert selten lange, ist auch nicht sehr drückend, wie auch die mittlere Wintertemperatur eine sehr gemäßigte ist. Dennoch bilden die Bewohner Gröningens den stärksten und kräftigsten Menschenschlag in den Niederlanden.

Der Boden ist im Allgemeinen flach, besteht größtentheils aus Alluvium, weshalb er auch ungemein fruchtbar ist; dies gilt besonders von Hunsingo im Oldambt, ebenso von Fivelgo und dem nördlichen Theile des „Westquartiers". Im nördlichen Theile wechseln Acker- und Weideland regelmäßig mit einander ab; hier ist der Boden sehr fett, deshalb auch äußerst fruchtbar, aus welchem Grunde dieser Landstrich einer der dichtbevölkertsten des ganzen Königreiches ist. Südöstlich findet man bedeutende Veencolonien, südlich, südöstlich und südwestlich von der Stadt Gröningen ist der Boden größtentheils sandig; doch gedeihen einige Holzsorten.

Die hauptsächlichsten Producte sind aus dem Thierreiche: Pferde, die im Auslande wegen ihrer Schönheit sehr bekannt sind, weshalb auch der Roßhandel sehr bedeutend ist; die Thatsache jedoch, daß bei der mit dem Ausbruche des französischen Krieges ausgeschriebenen Zwangsremontirung unter den 185 Artilleriepferden, welche von der Provinz gestellt werden mußten, nur 74 für diensttauglich befunden wurden, scheint allerdings für die Güte der Pferderasse in Gröningen nicht besonders zu sprechen; Rindvieh, von dem namentlich im Frühjahre zahlreiche Transporte in die südlichen Provinzen gehen; Schaafe, deren Wolle zwar nur zu Strumpfwaaren verwendbar ist, die aber doch nach den übrigen Provinzen und nach England sehr schwunghaft exportirt wird; Schweine werden hauptsächlich im Gooregt und in den Ommelanden producirt und meistentheils geschlachtet verschickt (der gröninger Speckmarkt); die Jagd auf Kleinwild liefert ebenfalls bedeutende Erträge; auf der Insel Rottum fand man vor Kurzem noch wilde Kaninchen, die aber, weil sie den Halmfrüchten großen Schaden verursachen, jetzt fast ganz ausgerottet sind. Eine besondere Wichtigkeit hat noch der Seefischfang, der hauptsächlich im Zoltkamp betrieben wird und Kabeljau, Schellfisch, Tarbot, Schol, Rochen und im Herbst Austern liefert; die kleinen Seekrebse (Garnal) werden hauptsächlich bei Finsterwolde, Bierum, Spyk, Uithuizen, Hornhuizen und an dem untern Ufer des Reitdieps gefangen; ebenso bedeutend ist der Fischfang auf den Binnengewässern, namentlich wird der Aal in so großer Menge gewonnen, daß ein schwunghafter Handel mit demselben nach England betrieben wird.

Aus dem Pflanzenreiche: Leinsaat, Gerste, (Winter-, März- und Sommer-) Weizen, Roggen, Hafer, Buchweizen, grüne und graue Erbsen, Kartoffeln, deren Qualität im Sandboden des nördlichen Theiles von Hunsingo, besonders im Uithuizer-Meden, Uithuizen, den Andel, Kloosterburen, eine vortreffliche ist; ferner: Flachs, Heu,

Holz, von letzterem hauptsächlich Eichen-, Buchen- und Weidenholz; Gemüse, besonders Hülsenfrüchte; endlich: Pfirsiche, Pflaumen, Aepfel, Birnen u. s. w.

An Producten aus dem Mineralreiche sind hauptsächlich zu bemerken: Torf, Lehm, Sand und Steine, letztere besonders auf oder bei dem „Hundsrücken" (Hondsrug) und im Westerwolde. Die Gewinnung von und der Handel mit Torf, namentlich der letztere, bildet eine der Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung, die bedeutendste Quantität desselben wird nach Nord- und Südholland ausgeführt.

Die Provinz zählt nur Eine Stadt und zwar Gröningen, und 57 größere oder kleinere Dörfer, darunter besonders Appingedam, Winschoten und Delfzyl; letzteres ist zugleich eine der stärksten holländischen Festungen.

III. Statistik.

Am 31. Dec. 1870 betrug die Bevölkerung Gröningens 232,335 Einwohner, darunter 115,302 Männer und 117,033 Frauen. Durch Geburten vermehrte sich die Bevölkerung im J. 1870 um 4013 Männer und 3824 Frauen, während die Sterblichkeit in demselben Jahre die Ziffer von 2751 resp. 2546 Frauen erreichte. Die Einwanderung aus andern niederländischen Provinzen betrug 6811 Männer und 6051 Frauen, während aus sämmtlichen Gemeinden 7044 Männer und 6390 Frauen nach auswärts zog. Die durchschnittliche Dichtigkeit der Bevölkerung ist in Gröningen größer als in Friesland, Nordbrabant, Gelderland, Overyssel und Drenthe, während Zuid- und Noordholland, Utrecht, Limburg und Zeeland sie in dieser Beziehung um ein Beträchtliches überragen. Dagegen erreichte Gröningen in den letzten 30 Jahren die höchste Ziffer in der durchschnittlichen jährlichen Bevölkerungszunahme, denn während dieselbe in den andern Provinzen 26 Proc. betrug, stieg sie hier auf 30 Proc. Nach dem Glaubensbekenntniß zerfällt die Bevölkerung der Provinz in etwa 214,000 Protestanten (darunter Reformirte, Lutherische, Remonstranten und Wiedertäufer inbegriffen), 22,000 Katholiken und 4800 Juden.

Was die Verwaltung der Provinz Gröningen betrifft, so hat diese der Verfassung des Königreichs gemäß ihren Provinziallandtag (provinciale Staten), der aus 45 Mitgliedern besteht. Die Provinz ist in 7 Wahldistricte getheilt, von denen Gröningen (Stadt und Umgegend) 8, Hoogezand 3, Zuidhorn 5, Onderdendam 7, Appingedam 8, Winschoten 7 und Oude Pekela 7 Deputirte abordnen. Zu den Hauptaufgaben des Provinziallandtages gehört die Anlage öffentlicher Werke, aber nur, soweit sie das Interesse der Provinz betreffen. So wird gegenwärtig ein großer Kanal von Gröningen nach Delfzyl angelegt, dessen Kosten auf 1,148,500 Fl. veranschlagt sind. Ebenso steht das Archiv der Provinz und das Münzcabinet, in welchem nur alte Münzen von Gröningen und den Ommelanden aufbewahrt werden, unter der Aufsicht und Verwaltung des Provinziallandtages. Die ordentlichen Ausgaben für die Provinzialverwaltung (hauptsächlich Besoldungen der Beamten) betragen für 1871 etwa 49,700 Fl., während ein Betrag von 65,350 Fl. genehmigt war. Die Einnahmen für die Provinzverwaltungen fließen hauptsächlich aus den auf die Staatssteuern gelegten Aufschlägen (opienten) und aus Staatsbeiträgen, welche für das Jahr 1871 hauptsächlich mit Rücksicht auf die zu unterhaltenden oder neu anzulegenden Wasserwege auf 153,430 Fl. beliefen. Das ganze Budget der Provinz betrug für dasselbe Jahr 1,219,790 Fl. An Staatssteuern wurden von der Provinz Gröningen im J. 1869 entrichtet Grundsteuer: 740,920 Fl. und in directen Steuern 782,147 Fl.

Was die Gesundheitspolizei betrifft, so besteht für Gröningen und Friesland zusammen nur Eine Commission. Der Wirkungskreis derselben bezieht sich hauptsächlich auf die Beförderung der in Holland freigestellten Kuhpockenimpfung, auf die Aufsicht über Apotheken, die Visitation des Trinkwassers, das Treffen von Vorsichtsmaßregeln gegen Epidemien und besonders auf die Beaufsichtigung der Schullocale in gesundheitspolizeilicher Hinsicht, zu welchem Zweck die Commission sich mit den betreffenden Schulcommissionen in Verbindung zu setzen hat. Außerdem wird von ihr die jährliche Sterbstatistik der Provinz redigirt. Die Commission ist berechtigt, den Gemeindeverwaltungen gesundheitspolizeiliche Rathschläge zu ertheilen.

Zum holländischen stehenden Heere hatte die Provinz für das Jahr 1870: 761 Mann zu stellen, wovon 39 zur Marine kamen. Mit dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges wurden alle Urlauber unter die Waffen gerufen, aber schon im September wieder größtentheils in ihre Heimath entlassen. Was die Schuttery, eine Art Bürgergarde, betrifft, die aber im Nothfalle auch zum activen Kriegsdienste aufgerufen werden kann, so besteht dieselbe aus einem Bataillon „dienstthuender" Schuttery in Gröningen, mit 4 Compagnien Infanterie und 2 Compagnien Artillerie, außerdem besitzen noch Veendam, Wildervank, Winschoten, Nieuwe Pekela und Oude Pekela je ein Corps „dienstthuender" Schuttery. Außerdem zählt die Provinz noch 7 Bataillone sedentäre („rustende") Schuttery. Die Stärke der gesammten Schuttery betrug im J. 1870:

Dienstthuende Schuttery:

1) Activ	1267	
2) Reserve . . .	876	
Total		2143 Mann

„rustende" Schuttery:

1) Activ	2807	
2) Reserve . . .	1651	
Total		4458
sodaß also die gesammte Stärke der Schuttery in der Provinz Gröningen		6601 Mann

beträgt.

Der öffentliche Volksunterricht ist nach dem allgemeinen Gesetze vom 13. Aug. 1857 geregelt (wet op het lager onderwys). Die öffentlichen Schulen sind

gemischte (d. h. confessionslose); zu Ende des Jahres 1870 zählte man 226 öffentliche Volksschulen, darunter 208 für „gewoon lager onderwys“ und 18 für „meer uitgebreid lager onderwys“; dazu kommen noch confessionelle oder „byzondere“ Schulen, welche theils ganz selbständig bestehen, theils von der Gemeinde- oder Provinzialkasse subventionirt werden und deren Zahl 44 beträgt, sodaß also im Ganzen 270 Volksschulen in der Provinz Gröningen sind. Dieselbe ist in sieben Schuldistricte vertheilt. Wie in den anderen Provinzen, ist auch hier die „Maatschappy tot nut van 't algemeen“ für die Ausbreitung und Hebung des Volksunterrichtes thätig. Für Heranbildung von Lehrern bestehen in der Provinz sieben Anstalten, wovon die größte die in der Stadt Gröningen ist.

Was den mittleren Unterricht („middelbaar onderwys“) betrifft, so zerfällt derselbe in 1) Bürger-, Tag- und Abendschulen und Industrie- und Zeichenschulen und 2) höhere Bürgerschulen. Der Zweck der ersteren ist, den Lehrlingen, welche sich einem gewerblichen oder industriellen Berufe widmen, zur nothwendigen wissenschaftlichen und technischen Ausbildung zu verhelfen. Höhere Bürgerschulen zählt die Provinz vier: drei, vom Staate errichtet und unterhalten in Gröningen, Sappemeer und Warffum, und eine Gemeindeschule in Veendam, welche sich alle in einem sehr blühenden Zustande befinden. Ferner sind noch zwei Ackerbauschulen, die eine in Gröningen, die andere in Warffum, zu erwähnen, die auch von Lehrlingen aus andern Provinzen stark besucht werden. In Delfzyl, Gröningen und Veendam sind außerdem Seemannsschulen; letztere ist die größte.

In Appingedam, Gröningen, Middelstum und Veendam sind außerdem noch Zeichenschulen.

Lateinische Schulen (Gymnasien) zählt die Provinz drei und zwar in Gröningen, Winschoten, Veendam.

Ueber die Universität in Gröningen siehe den Art. **Gröningen**, Stadt.

Hinsichtlich der industriellen und commerciellen Verhältnisse der Provinz ist zu bemerken: Es bestehen vier Handelskammern, und zwar in Gröningen, Sappemeer, Winschoten und Veendam. Die Fabrikindustrie steht in großer Blüthe, die Zahl der mit Dampf arbeitenden Etablissements ist eine bedeutende und auch der Handwerksbetrieb erfreut sich nach dem Zeugniß der Handelskammern eines großen Aufschwunges. Neben dem gewöhnlichen, sich hauptsächlich auf die Landesproducte beziehenden inländischen Handel sind die Handelsverbindungen mit dem Auslande in der neuesten Zeit sehr rege und lebhafte geworden. Was den Getreidehandel betrifft, so nimmt die Stadt Gröningen den dritten Rang unter den holländischen Getreidemärkten ein, und wenn die Kanäle der Provinz Schiffen von größerem Tiefgang den Zugang ins Innere des Landes gestatten würden, so würde der gröninger Getreidehandel in kurzer Zeit der bedeutendste von ganz Holland sein. Der Verkehr der Provinz mit Rußland und den Ostseehäfen ist seit Kurzem ein sehr lebhafter. In Folge des deutsch-französischen Krieges erlitt die Schiffahrt, namentlich die überseeische, sehr empfindliche Verluste. Der Stand der Kauffahrteiflotte der Provinz Gröningen war am 31. Dec. 1866: die Gesammtzahl der Schiffe belief sich auf 924 mit 103,118 Tonnen Gehalt, darunter figurirt Oude und Nieuwe Pekela allein mit 163, Gröningen mit 195 und Veendam mit 164; Rhedereien zählt man 693. Belgien erreichte in demselben Jahre nicht die Hälfte des Standes, während auch die Provinz Südholland (mit Rotterdam und Dordrecht) hinsichtlich der Anzahl der Schiffe hinter Gröningen zurückbleibt, dasselbe aber dem Tonnengehalte nach, weil in den genannten beiden Seestädten die größeren Seeschiffe zahlreicher vertreten sind, bedeutend überragt.

Das Wappen der Provinz Gröningen besteht aus vier Feldern; das erste und vierte stellt das eigentliche Wappen von Gröningen vor, nämlich einen schwarzen Doppeladler auf goldenem Grunde; derselbe trägt auf der Brust einen Schild mit grünem Streifen; das zweite und dritte Feld stellt das Wappen der Ommelanden vom Jahre 1582 vor; dasselbe besteht aus drei schief laufenden blauen Streifen, zwischen welchen eilf Herzen angebracht sind.

(*Theodor Wenzelburger*.)

GRÖNINGEN, Stadt.

I. Geschichte.

Gröningen, Groningen, Gruningen oder **Greuningen**, lat. **Gruoninga, Grouinga, Groningia, Gruninga** und **Gruningia**, liegt unter 53° 13′ 12″ nördl. Br. und 24° 14′ 2″ östl. L. Gröningen ist nicht nur die Hauptstadt, sondern die einzige Stadt der gleichnamigen Provinz. Die Stadt wurde ursprünglich an der Aa erbaut, aber dadurch, daß die Hunse in die Stadt geleitet und verschiedene Kanäle gegraben wurden, fließen innerhalb ihrer Mauern: die Aa oder das Hoornschediep, die Hunse oder das Schuitendiep, das Damsterdiep, das Boterdiep und das Hoendiep. Die Aa und die Hunse bildeten durch ihre Vereinigung innerhalb Gröningens ein auch für tiefergehende Schiffe befahrbares Wasser, das unter dem Namen Reitdiep bekannt ist; übrigens thut die zunehmende Versandung dieses Dieps der directen Verbindung mit der See großen Abbruch. Nördlich ist die Stadt von schwerem Thongrund umgeben, der hauptsächlich zu Weideland benutzt wird, während die sandigen Höhen der Südseite zum Gemüsebau verwendet werden. Die etwas erhöhte Lage der Stadt setzt die Bewohner viel weniger Ueberschwemmungen aus, während die genannten Flüsse sie nicht allein stets mit frischem Wasser versorgen, sondern auch die Gelegenheit zu einer sehr schwunghaften Binnenschiffahrt darbieten. Zieht man diese günstige Lage der Stadt in Betracht, so kann man schon daraus allein auf ihr hohes Alter schließen; jedenfalls war es an diesem Platze, wo die ersten Bewohner dieser Gegend sich zuerst niederließen.

Ueber die Zeit der Gründung Gröningens fehlen die genaueren Angaben. Will man auch der Behauptung des gelehrten Alting (Not. Germ. Inf. T. I. p. 48), welcher Gröningen und das Castell, welches der römische

Feldherr Corbulo 48 n. Chr. bei seinem Zuge gegen die Cauchen anlegte, für einen und denselben Platz hält, keinen unbedingten Glauben schenken, so steht jedenfalls so viel fest, daß Gröningen unter die ältesten Städte der Niederlande gehört. Verschiedene alte Urkunden erwähnen ihres ausgedehnten Handels und ihres Reichthumes, in einer vom Jahre 1166 wird das in Gröningen übliche Kornmaß angegeben, im J. 1220 sind die gröningenschen Kaufleute auf der Insel Gothland schon sehr bekannt und im J. 1284 wurde sie unter die Hansestädte aufgenommen. Den Kaufleuten von Gröningen wurden 1257 durch den König von England, 1285 durch den König von Schweden und 1298 durch die Grafen von Holland sehr bedeutende Privilegien zugestanden. Auch befanden sich hier schon in sehr frühen Zeiten verschiedene Gilden; die älteste derselben, die der Krämer, war schon im J. 1362 vorhanden.

Was den Namen Gröningen betrifft, so gehört die Erzählung, daß derselbe von einem Trojaner Grunus, der etwa 150 Jahre v. Chr. Geb. an dieser Stelle ein Castell erbaut und dasselbe Grunusbergum oder Grunsburg genannt habe, abzuleiten sei, ins Gebiet der Fabeln; viel wahrscheinlicher kommt der Name Gröningen von den grünen Feldern (groene velden), welche die Stadt umgeben, und diese Annahme wird zur Gewißheit, wenn man bedenkt, daß das Wort inge oder ingen in der alten friesischen Sprache und noch heutzutage in Drenthe und Overyssel ein Stück hochgelegenes Land bezeichnet. Für diese Ableitung spricht auch das alte Wappen Gröningens, das aus einem breiten grünen Streifen auf blauem Felde besteht, wol um ein grünes Feld darzustellen, welches sich zwischen zwei fließenden Wassern der Länge nach ausbreitet.

Im J. 517 wurde nach dem etwas unsichern Berichte einer Chronik Gröningen mit einem hölzernen Zaune umgeben; so viel jedoch steht fest, daß die Stadt im J. 1110 zur Zeit Heinrich's IV. statt einer hölzernen Umzäunung von einer Backsteinmauer umgeben war, die Thürme und Thore hatte, sich in einem Viereck um die Stadt zog und außerdem noch durch einen tiefen Graben beschützt war. Im J. 1570 hatte die Stadt nahezu die Gestalt eines Viereckes und war mit doppelten Festungswerken versehen; die innere Mauer war von Stein, die äußere aus Erdwerk; dazu kam noch ein großer Wall, der mit Bäumen bepflanzt und in gewissen Distanzen mit Thürmen und Festungswerken versehen war; sodann ein breiter Graben und acht Thore, von denen vier von Reitern und Wagen benutzt werden konnten.

Während des gelderschen Krieges, kaum nach der Einführung der Feuerwaffen, begann man die Erdwerke bedeutend zu verstärken, ebenso den Graben breiter und tiefer zu machen. In diesem Zustande blieb Gröningen auch während des spanischen Krieges, in welchem dasselbe zu wiederholten Malen belagert und bestürmt wurde. Im J. 1607 unter dem Statthalter Wilhelm Ludwig von Nassau wurde Gröningen bedeutend erweitert, eine Arbeit, die während des „zwölfjährigen Bestandes" mit Spanien, der am 9. April 1609 begann, rasch vorwärts schritt. Im Mai 1624 waren die Bauten vollendet, zu der Altstadt war eine Neustadt gekommen (oude en nieuwe stad) und im J. 1698 wurden durch den berühmten General und Ingenieur Menno van Coehoorn auf der Höhe von Helpen die sog. „neuen Werke" angelegt, wodurch Gröningen zu einer formidabeln Festung wurde.

Was die nähere Geschichte Gröningens betrifft, so wurde schon im Artikel: Gröningen, Provinz, der Schenkungsurkunde des Kaisers Heinrich III. Erwähnung gethan. Bis zum 12. Jahrh. ist die Geschichte der Provinz auch die Geschichte der Stadt, weshalb in dieser Beziehung auf den vorigen Artikel verwiesen werden kann.

Als die Bewohner von Gröningen im J. 1166 sich gegen Gottfried van Rhenen, den 28. Bischof von Utrecht, erhoben, kam Floris III., Graf von Holland, letzterem zu Hilfe, befreite ihn aus den Händen der Einwohner und belagerte die Stadt, die er jedoch verschiedene Male vergeblich bestürmte. Kaiser Friedrich mahnte aber die streitenden Parteien zum Frieden und brachte durch Vermittelung des Bischofs von Cöln, Reinhold, eine Versöhnung zwischen Gottfried van Rhenen und den Bürgern zu Stande; dagegen hatte sich indessen Floris III. mit dem Bischof überworfen. Der Graf von Holland beanspruchte nämlich das Eigenthum an dem zwischen Gröningen und der Lauwers gelegenen Lande, das ihm verschiedene Kaiser verliehen haben sollten, während sich seinerseits der Bischof für den rechtmäßigen Eigenthümer dieses Landstriches hielt. Der Kaiser vermittelte zwischen beiden in der Weise, daß sie in Zukunft die Einkünfte dieses Landstriches gleichmäßig unter sich theilen und zu diesem Zweck gemeinschaftlich einen Burggrafen wählen sollten, der in beider Namen den streitigen Landstrich regieren würde; sollten sie jedoch über die Persönlichkeit des einzusetzenden Burggrafen nicht einig werden, so sollte der Kaiser denselben ernennen und beide sollten jedes Jahr im Monat Mai nach Gröningen kommen, um hier die Einkünfte aus dem Landstrich zu vertheilen; länger als sechs Wochen aber war der Aufenthalt in der Stadt keinem von beiden gestattet. Aus diesen Thatsachen geht bis zur Evidenz hervor, daß Gröningen schon damals eine mit starken Mauern umgebene Stadt war, da es einem ganzen Heere Widerstand leisten und eine Belagerung aushalten konnte; es geht aber nicht minder daraus hervor, daß die Grafen von Holland und die Bischöfe von Utrecht das Oberhoheitsrecht über die Stadt beanspruchten und daß der Kaiser der oberste Schiedsrichter war, d. h. daß er nicht nur als Schutzherr, sondern als Lehensherr auftreten konnte, weil die Ansprüche sowol der Bischöfe von Utrecht, als auch der Grafen von Holland sich ausdrücklich auf frühere kaiserliche Schenkungsurkunden beriefen, die ja bekanntlich nur unter der Bedingung der Lehens- und Abgabepflichtigkeit verliehen wurden.

Albert von Sachsen, von Kaiser Maximilian I. zum Potestaten von Friesland ernannt, zog gegen die Friesen, die ihn in seiner Würde nicht anerkennen wollten. Er wußte jedoch die zwischen den Schieringern und den Vet-

koopers (s. Art. Gröningen, Provinz) ausgebrochene Fehde trefflich zu benutzen und schließlich behielt er auch die Oberhand. Seinen Versuchen, seine Herrschaft auch auf die Ommelanden und die Stadt Gröningen auszudehnen, setzten die Gröninger einen sehr hartnäckigen Widerstand entgegen und ertrugen eine scharfe Belagerung mit der größten Ausdauer, bis sie endlich aus Furcht, in die Hände ihres Feindes zu fallen, den Bischof von Utrecht aufs Neue als ihren Herrn anerkannten, nachdem sie einem Vorgänger desselben schon im J. 1419 gehuldigt hatten. Da inzwischen Albert's Sohn im J. 1500 von den Friesen in Franecker belagert wurde, so kamen die Gröninger letztern zu Hilfe, wodurch Albert gezwungen wurde, von Gröningen abzuziehen. Er schlug die Friesen und kehrte sofort wieder vor Gröningen zurück, das er, wiewol ohne Erfolg, 15 Tage lang mit grobem Geschütz beschießen ließ. Albert wurde während der Belagerung krank und starb in Emden, nachdem zuvor ein vorläufiger Vergleich mit Gröningen zu Stande gekommen war. Sein Sohn Heinrich aber und dessen Bruder Georg begannen bald darauf wieder den Kampf gegen die Gröninger, die zuerst Edzard, den Fürsten von Ostfriesland, jenseits der Ems, und später Karl, Herzog von Geldern, zu ihrem Schutzherrn wählten (vergl. den Art. Gröningen, Provinz).

Der Herzog von Sachsen hatte im J. 1515 seine Rechte auf Friesland an Karl von Oesterreich, den spätern Kaiser Karl V., abgetreten. In der That erschienen auch im J. 1521 einige Heerhaufen, um die Provinz dem Kaiser zu unterwerfen. Obwol dieses Ziel nicht erreicht wurde, so litt das Landvolk durch die Räubereien und Plünderungen, besonders der geldernschen Soldaten, ungemein. Da die Regierung von Gröningen dem Treiben der letztern nicht energisch genug Einhalt that, so nahm das Volk in der Stadt Gröningen eine so drohende Haltung an, daß keiner der obersten Beamten, die vom Herzog von Geldern besoldet waren, sich auf offener Straße blicken lassen konnte. Deshalb kam der letztere am 2. Nov. selbst nach Gröningen und ließ sich hier zuerst vom Magistrat auf dem Stadthaus und dann von der gesammten Bürgerschaft in der St. Walpurgiskirche huldigen. Nachdem er sich acht Tage in Gröningen aufgehalten und die Ruhe vollständig wieder hergestellt hatte, kehrte er wieder nach Geldern zurück und sandte von hier aus Jasper van Marwyk, einen Intriguanten von Beruf, als Statthalter über Gröningen und die Ommelanden. Sofort nach seiner Ankunft ließ dieser die Festungswerke verstärken und erweitern. Er war noch nicht lange im Amte, als er es schon dahin zu bringen gewußt hatte, daß das gegen den Magistrat aufgehetzte Volk einen furchtbaren Aufruhr machte (1525); es lief nämlich in der Stadt das Gerücht, der Magistrat hätte sich öffentliche, dem Lande gehörende Gelder angeeignet, was natürlich bei dem Straßenpöbel sehr bereitwillig Glauben fand. Die Gilden, welche von ihren Vorstehern (bouwmeesters) zusammenberufen wurden, beschlossen, alle Steuern, ausgenommen die auf den Wein und das hamburger Bier, abzuschaffen und schwuren, nicht eher zu ruhen, ehe sie ihren Willen durchgesetzt hätten. Sofort wurde von den Gilden bei Todesstrafe verboten, an den Stadtthoren fernerhin noch Abgaben zu entrichten. Am andern Tage begaben sich die Vorsteher der Gilden mit 24 Mitgliedern der letztern nach dem Stadthaus, um den Rath zu zwingen, diesen Beschluß zu bestätigen. Alle Versuche, die Sinnlosen zur Vernunft zu bringen, schlugen fehl, und während sich diese Scene auf dem Stadthause abspielte, tranken die Andern in den Herbergen und Krügen auf das Wohlgelingen ihres Anschlages. Der Pöbel, mit Stöcken, Messern und Schwertern bewaffnet, hatte sich indessen des Rathhauses bemächtigt. Als dem letztern die Verhandlungen etwas zu lange dauerten, drang ein großer Haufe in den Sitzungssaal, während die draußen auf dem Markte stehenden fortwährend schrieen: „Schlagt sie todt! werft die Verräther zum Fenster heraus!" Der Magistrat, rathlos geworden, gewährte das Verlangen des Volkes sofort und ließ unter Glockengeläute die Abschaffung aller Steuern verkünden, worauf das Volk sich sofort zufrieden gab. Am andern Tage wiederholten sich die Unruhen und das Volk verlangte, daß alle Rentmeister und Steuereinnehmer Rechenschaft ablegen und zur Verantwortung gezogen werden sollten; ja der Pöbel verlangte geradezu, daß verschiedene Magistratspersonen die Schulden der Stadt von ihrem eigenen Vermögen bezahlen sollten. Besonders hatte man es auf den Rathsherrn Johann Jarges gemünzt, einen braven und redlichen Mann, der sogar die Stadt verlassen mußte, um sich der Wuth des Straßenpöbels zu entziehen. Damit aber die Stadt nicht zur Ruhe kommen sollte, ließ Jasper van Marwyk einige Zeit später, aber noch in demselben Jahre, das Gerücht ausstreuen, daß die Rechtspflege eine parteiische sei. Auch jetzt war der Markt sofort wieder vom aufrührerischen Volke besetzt und der Magistrat, erschreckt und rathlos, mußte eilends das Stadthaus verlassen und entkam mit genauer Noth der Wuth des Volkes. Ein im Jahre 1527 gemachter Versuch, um das Steuerwesen zu regeln, schlug vollständig fehl, ein Gildenmeister wurde bei dieser Gelegenheit, als er den Gilden die Vorschläge des Magistrats mittheilen wollte, tödtlich verwundet, worauf der Pöbel wiederum das Stadthaus erstürmte; die Mitglieder des Rathes konnten sich theilweise in Kirchen flüchten, theils wurden sie von gutgesinnten Bürgern verborgen, sodaß bei diesem Aufruhr Niemand umkam.

Im J. 1520 folgte auf den bösartigen Jasper van Marwyk Karl, der Sohn des Herzogs von Geldern, als Statthalter. Derselbe wußte sich durch strenge Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe bald sehr beliebt zu machen; aber er bekleidete diese Würde nicht lange, da er, um dem Zorne seines Vaters zu entfliehen, nach Danzig ging, wo er auch bis zu seinem Tode blieb. Der Grund davon war der, daß Karl, der mit dem gröninger Magistrate auf sehr freundschaftlichem Fuße stand, dem Plane seines Vaters, der in Gemeinschaft mit dem Könige von Dänemark die Stadt Gröningen überfallen wollte, sehr entschieden entgegentrat. Dennoch aber erschien am 13. April dieses Jahres ein Haufe bewaff-

[illegible]

Gröningen ein und ließ mitten in der Stadt ein Castell erbauen, welches aber erst im folgenden Jahre vollendet wurde; Fernando d'Avila wurde zum Commandanten desselben ernannt, nachdem zuvor eine starke spanische Besatzung in dasselbe gelegt worden war.

Im J. 1576 sandten die Staaten von Brabant einen gewissen Stella nach Gröningen, damit dieser die Regierung und das in der Stadt liegende Kriegsvolk, das wegen Nichtbezahlung des rückständigen Soldes eben meuterte, zum Beitritt zur „Pacification von Gent“, d. h. zur Sache der Generalitätsstände, überreden sollte; zugleich stellte er den unzufriedenen Soldaten die pünktliche Bezahlung ihres rückständigen Soldes in Aussicht. Der Stadtvoigt Robles aber, der von der Sache Wind bekommen hatte, ließ Stella sofort verhaften und auf die Folter spannen. Dieser aber blieb standhaft; leugnete Alles, was ihm zur Last gelegt wurde, hartnäckig, und da indessen die Soldaten das Anerbieten Stella's mit großer Freude vernommen hatten, so erhoben sie sich endlich, nahmen Robles mit einigen andern höhern spanischen Officieren gefangen, befreiten Stella aus seinem Gefängnisse, führten ihn auf den Markt und schwuren ihm als dem Vertreter der Staaten, unter dem Ausrufe: „Lang lebe der Prinz! lang leben die Staaten!“ den Eid der Treue und sandten mit Stella einige Bevollmächtigte nach Brüssel, um einen neuen Gouverneur

[illegible]

Stadt, den Magistrat aus andern Elementen [illegible] Aber der verrätherische Graf zeigte nur zu [illegible] wahre Gesinnung gegen die Staaten, denn an [illegible] des folgenden Jahres (1580) lieferte er Gröning[illegible] Hände der Spanier. Zwar versuchte Graf Lu[illegible] Nassau noch in demselben Jahre wieder in den [illegible] Stadt zu gelangen, zu welchem Zwecke er Renn[illegible] Gröningen selbst belagerte; aber die Niederlage [illegible] tischen Feldherrn, Grafen von Hohenlohe, auf d[illegible] denberger Heide, wo sämmtliches Geschütz und di[illegible] Bagage des staatischen Heeres in spanische Hän[illegible] nöthigte ihn, nach 3½ Monaten die Belagerung [illegible] brechen. Das Anerbieten der Gröninger im J. [illegible] sich unter den Schutz der Königin Elisabeth von [illegible] land zu stellen, wurde von letzterer nicht angenom[illegible] doch erlaubte sie, daß das nach Leicester's Abreise in [illegible] Niederlanden zurückgebliebene englische Kriegsvolk [illegible] der Anführung von Graf Ludwig von Nassau dazu [illegible] wendet würde, um die Stadt den Spaniern zu entrei[illegible] Die Verhandlungen zerschlugen sich auch aus dem Gru[illegible] weil die Gröninger nach einer eventuellen Vertreib[illegible] der Spanier keine neue Besatzung in ihre Stadt nehm[illegible]

und nur mit der Königin selbst mit Umgehung der Staaten verhandeln wollten.

Nachdem Prinz Moriz im J. 1591 einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich Gröningens zu bemächtigen, schritt er am 22. Mai 1594 zu einer regelmäßigen Belagerung, wobei er mit dem Gros seines Heeres sich zwischen Helpen und Haren lagerte. Nachdem alle Zugänge zur Stadt besetzt waren, forderte sie Moriz zur Uebergabe auf, erhielt aber eine weigernde Antwort. Darauf schritt er zur Beschießung der Stadt, die vom 5. Juni bis zum 19. Juli unausgesetzt stattfand, wobei sich die Bürger sehr tapfer vertheidigten. Das östliche Thor, sowie die in der Nähe desselben befindlichen Thürme wurden durch das anhaltende Feuer zerstört, während die glühenden Kugeln der Belagerer die Stadt an verschiedenen Orten in Brand steckten. Ein großer Theil der Bürger war schon zur Uebergabe der Stadt geneigt, die andern waren aber für die Fortsetzung des Widerstandes, weshalb ein Aufruhr in der Stadt ausbrach, der aber sehr schnell wieder unterdrückt wurde. Der Prinz setzte die Belagerung eifrig fort und ließ selbst die Festungswerke der Stadt unterminiren, wobei er sich selbst so weit wagte, daß er von einer Flintenkugel getroffen wurde, die jedoch an seinem Panzer abprallte, sodaß er nur betäubt zu Boden fiel, ohne ernstlich verwundet zu sein. In der Stadt war die Lust zu längerem Widerstande mittlerweile bedeutend erkaltet und man beschloß einstimmig, mit dem Prinzen zu unterhandeln, und als bald darauf eine Bastion der Stadtmauer mit vier Geschützen und hundert Mann in die Luft flog, sandte man Abgeordnete in das feindliche Heer, um über die Capitulationsbedingungen zu unterhandeln. Der Vertrag war bald abgeschlossen und wurde schon am 23. Juli von beiden Seiten unterzeichnet. Nach demselben behielt die Stadt alle ihre Rechte und Privilegien, nur mußte sie den Grafen Ludwig von Nassau als Statthalter anerkennen; ferner durfte innerhalb der Stadt nur der protestantische Gottesdienst ausgeübt werden. Am folgenden Tage hielten Moriz und Ludwig ihren Siegeseinzug in die Stadt, nahmen die Festungswerke in Augenschein, deren Stärke sie bewunderten, und kehrten des Abends wieder zum Heere zurück. Der bisherige Magistrat wurde seines Eides entbunden und aus protestantischen Mitgliedern zusammengesetzt, die Bürger schwuren in die Hände des Grafen von Nassau den Staaten den Eid der Treue, worauf Prinz Moriz mit seinem Heere wieder nach Holland abzog. Während der Belagerung wurden etwa 10,000 Schüsse aus dem groben Geschütz auf die Stadt abgefeuert und beinahe ebenso viele von den Gröningern auf die Belagerer.

Die zwischen Gröningen und den Ommelanden herrschende Zwietracht hatte sich natürlich während des Kriegs, so lange Gröningen auf spanischer Seite kämpfte, nur noch gesteigert. Gröningen wollte auf die ihm vom Herzog von Parma verliehenen Privilegien, die für die Ommelanden sehr oneros waren, nicht verzichten. Zwar hatte Gröningen schon seit langer Zeit sowol in Beziehung auf den Handel, als auch hinsichtlich der Rechtspflege große Vorrechte vor den Ommelanden, in letzterer Beziehung standen diese sogar in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß von Gröningen; und dieses Principat Gröningens, den sich die Ommelanden früher freiwillig hatten gefallen lassen, war überdies durch Verjährung und langen Gebrauch ein wohlerworbenes Recht Gröningens geworden. Dennoch war man damals, wo die Einheit aller Provinzen den Spaniern gegenüber mehr als je Noth that, der allgemeinen Ueberzeugung, daß es gefährlich werden könnte, die Kräfte durch einheimische Fehden zu schwächen und zu zersplittern, und die Generalstaaten, an welche sich die streitenden Parteien zur Beilegung des Zwistes gewendet hatten, ernannten im J. 1596 zuerst drei und später neun Richter, deren Schiedsspruch im Januar 1597 von den Generalstaaten bestätigt wurde. Allein Gröningen beharrte auf seinem Widerstand, wollte von einer gleichmäßigen Vertheilung der Steuern nichts wissen und ebenso wenig auf die ihm durch den Herzog von Parma verliehenen Privilegien verzichten, bis endlich die Generalstaaten im Frühjahr 1594 die Execution gegen die widerspenstige Stadt beschlossen, mit deren Ausführung der Graf Ludwig von Nassau beauftragt wurde. Mit Hilfe der Besatzung und einer eigens dazu nach Gröningen geführten Truppe von Soldaten entwaffnete er die Bürger, was ohne weitern Widerstand der letztern vor sich ging, zumal den mit der Ausführung des Befehls beauftragten Soldaten eingeschärft worden war, auf die Schmähworte der Bürger nicht weiter Acht zu geben, sondern ruhig ihren Auftrag auszuführen.

Im J. 1657 war Gröningen wieder der Schauplatz eines sehr bedeutenden Aufruhrs, bei welcher Gelegenheit das Haus des Bürgermeisters Tjassens geplündert wurde; letzterer gerieth dabei in Lebensgefahr, wurde aber durch die Dazwischenkunft von Prinz Wilhelm von Nassau gerettet, der übrigens den gegründeten Beschwerden des Volkes bereitwillig Rechnung trug.

In Gröningen lebte nämlich damals Johan van Schuilenburg, früher Abgeordneter von Stadt und Land für die Staatenversammlung, der aber wegen seines eigenmächtigen Friedensschlusses mit Portugal aller seiner Aemter entsetzt worden war. Da er sich in seine unthätige Lebensweise schwer finden konnte, so hatte er zuerst bei verschiedenen Bürgermeistern und Rathsherren Bestechungsversuche gemacht, um wieder restituirt zu werden; da er aber damit nicht zum Ziele kam, so versuchte er sein Heil bei den Bürgern selbst, indem er die Bouwmeesters und Oldermans der 18 Gilden bearbeitete, sie auf das ihm widerfahrene Unrecht hinwies und sie auf verschiedene Misbräuche und Gebrechen in der Verwaltung der Stadt aufmerksam machte. Im Juli 1657 überreichte denn auch ein Pöbelhaufe mittels einer sehr turbulenten Demonstration dem Magistrat eine Bittschrift, in welcher auf die Abschaffung verschiedener Misbräuche gedrungen wurde. Letzterer wies das Ansinnen zuerst rundweg ab, er bedachte sich aber im Hinblick auf die schwache, kaum 600 Mann zählende Besatzung, welche der zahlreichen bewaffneten Bürgerschaft keinen Widerstand hätte

leisten können, eines Andern und bewilligte die Abschaffung einiger Misbräuche, namentlich sollte fortan die Broedschap (Magistrat) zu keinen Nebenämtern mehr ernennbar sein; überdies wurde der Beschluß, durch welchen van Schuilenburg für unfähig erklärt worden war, um fernerhin irgend ein Amt zu bekleiden, wenigstens für die Stadt Gröningen umgestoßen. Einige Mitglieder der Broedschap, die bisher im Besitze lucrativer Nebenämter gewesen waren, traten auch aus ersterer aus, um letztere zu behalten und eine Zeit lang schien die Ruhe wieder hergestellt zu sein. Aber es schien nur so. Statt daß die Mitglieder der Broedschap ihrerseits die Bürgerschaft bearbeiteten und ihr deutlich machten, daß es den Anstiftern des Aufruhrs nicht um das Wohl der Bürger und der Stadt, sondern um ihr eigenes Interesse zu thun gewesen sei, d. h. um selbst zur Herrschaft zu gelangen, zog man es vor, eine ziemlich brutale Maßregel zu nehmen. Im September stellte nämlich die Broedschap einfach den Antrag bei dem Bürgermeister, die letzten Wahlen für ungültig zu erklären und neue anzuordnen; den Gilden wurde eröffnet, daß sie sich fortan nur mit Gildensachen, nicht mit Regierungsangelegenheiten zu befassen hätten. In der That wurde auch eine neue Broedschap gewählt und die Behörden der Stadt verbanden sich zur gemeinsamen und energischen Handhabung ihrer Rechte. Die Bouwmeesters und Bevollmächtigten der Gilden riefen darauf sofort die Gildenbrüder zusammen, um gegen die neue Ordnung der Dinge mit Wort und That zu protestiren; der Magistrat jedoch hatte beizeiten die Besatzung unter die Waffen gerufen und ließ zwei Bouwmeesters sofort festnehmen. Erst, als sie und alle Oldermans das Versprechen gegeben hatten, sich fortan nicht mehr in die Regierungsangelegenheiten zu mischen, wurden sie freigelassen, und der Magistrat, der indessen, um das Volk zu befriedigen, einige Steuern auf nothwendige Lebensmittel vermindert hatte, erließ eine Art Amnestie für Alles, was bis jetzt vorgefallen war. Die Ommelander jedoch protestirten gegen die genannte Verminderung der Steuern unter dem Vorwande, daß die Stadt es bis jetzt versäumt habe, ein Strafurtheil über van Schuilenburg auszusprechen, auf den sie ungeheuer erbittert waren und der bis dahin in seinem Hause von zwei Soldaten bewacht worden war. Der Magistrat hatte sich nämlich aus Furcht vor einer neuen Bewegung unter dem Volke noch nicht entschließen können, über van Schuilenburg ein Urtheil fällen und vollziehen zu lassen. Im November desselben Jahres kam aber Prinz Wilhelm von Nassau nach Gröningen, er ließ sofort die Besatzung verstärken, und ehe die Gröninger etwas merkten, rückten 14 Fähnlein Fußvolk und zwei Cornets Reiterei in die Stadt, die den Markt sofort besetzten. Alsbald wurden die Hauptanstifter des letzten Aufruhrs festgenommen, aber Schuilenburg entkam in Frauenkleidern, ging dann nach Bremen und von da nach Münster, wo er geraume Zeit im Dienste des Bischofs stand. Darauf wurde ein Gericht aus 18 Richtern niedergesetzt, dem der Prinz Wilhelm selbst präsidirte. Schon am 30. Dec. war das Urtheil bekannt: van Schuilenburg wurde in contumaciam zur Enthauptung verurtheilt und alle seine Güter confiscirt; Gerrit Harmens Warendorp, früher Bouwmeester der 18 Gilden, wurde wegen des Aufruhrs im J. 1663 enthauptet; Dr. Lucas Harkens, Advocat, und Gerard Uding, gewesener Olderman der Schneidersgilde, wurden aus Gröningen und Ostfriesland verbannt. Die von der Stadt kurz vorher erlassene Amnestie stimmte allerdings mit dieser Handlungsweise nicht überein; allein die Stadt, welche die höchste Macht rechtens gar nicht besaß, war zur Erlassung einer Amnestie nicht im mindesten befugt, weshalb sie Prinz Wilhelm auch gar nicht gelten ließ. Die Generalstaaten äußerten denn auch über diese Energie von stad en land Groningen laut ihre Zufriedenheit und boten im Falle der Noth noch mehr Soldaten zum vollständigen Niederschlagen der Unruhen an. Prinz Wilhelm ließ es sich aber nach Wiederherstellung der Ruhe angelegen sein, die Differenzen zwischen der Stadt und den Ommelanden auszugleichen. Es kam ein Reglement zu Stande, das am 22. Febr. von den Generalstaaten bestätigt wurde; zugleich wurde den Gilden in Gröningen die Abhaltung von Generalversammlungen untersagt und in Zukunft durfte nur je eine Gilde, jedoch nach erfolgter Kenntnißnahme des Bürgermeisters, zusammentreten; das Amt eines Bouwmeesters der Gilden wurde überdies für immer aufgehoben. Auf diese Weise wurde die Ruhe in Gröningen und der Friede dieser Stadt mit den Ommelanden für einige Jahre wieder hergestellt.

Als Ludwig XIV. von Frankreich mit seinen Bundesgenossen, dem König Karl II. von England, dem Erzbischof von Cöln und dem Bischof von Münster, die Vereinigten Niederlande im J. 1672 überfiel, rückten die beiden letztgenannten, nachdem sie Overyssel besetzt und Koevorden erobert hatten, mit einem Heere von 22,000 Mann vor Gröningen, das sie am 19. Juli von der Südseite aus zu belagern begannen. Der Gouverneur von Gröningen war Karl von Rabenhaupt, ein tapferer und erfahrener Befehlshaber; der Herzog von Holstein-Plenn befehligte unter ihm das Fußvolk, der Oberst Stolzenburg die Reiterei. Die Besatzung der Stadt bestand zuerst nur aus 24 Fahnen Fußvolk, 4 Standarten Reiterei und 3 Fahnen Dragoner, zusammen etwa aus 2000 Mann; sie wurde aber um mehr als das Doppelte durch 18 Fahnen bewaffneter Bürger verstärkt, wozu noch 4 Fahnen von Advocaten und andern Leuten kamen, die bisher vom Waffendienste frei gewesen waren; außerdem wurde noch eine Studentencompagnie von 150 Mann errichtet, und ehe der Feind die Belagerung eröffnet hatte, gelang es noch 200 vom Regiment Königsmark zur Besatzung der Stadt zu stoßen. Die Festungswerke und die Magazine waren im besten Zustande und die Regierung wie das Volk waren fest entschlossen, bis aufs Aeußerste Widerstand zu leisten. Von Rabenhaupt hatte in Vorsicht der kommenden Ereignisse alle Häuser, die auf der Südseite außerhalb der Stadt waren, abtragen oder verbrennen lassen. Sobald man die Annäherung des Feindes in Erfahrung gebracht hatte, wurden die Schleußen geöffnet und die Deiche durchstochen, wodurch

die ganze Umgegend Gröningens unter Wasser gesetzt wurde. Dies hinderte aber die Bischöfe von Cöln und Münster nicht, am 22. Juli mit ihrem Heere vor die Stadt zu rücken und noch an demselben Abend an den Laufgräben arbeiten zu lassen. Am 27. begann die Beschießung der Stadt mit fünf Geschützen, aber die trefflichen Artilleristen in der Stadt hatten schon am folgenden Tage die ganze Batterie demontirt und unbrauchbar gemacht. Am andern Tage ließen die Bischöfe mit Mörsern arbeiten und die Stadt mit Bomben und Granaten beschießen; diese aber richteten in Folge der trefflichen Vorsichtsmaßregeln Rabenhaupt's und den Eifer der Wiedertäufer, die zwar nicht mitkämpften, aber sich doch zum Löschen der durch die Beschießung verursachten Feuersbrünste gebrauchen ließen, nur sehr wenig Schaden an; aber in den folgenden Tagen wurde das Feuer heftiger, sodaß die Einwohner sich genöthigt sahen, sich in den nördlichen Theil der Stadt, wo sie vor den feindlichen Kugeln sicherer waren, zurückzuziehen. Rabenhaupt hatte seine Artillerie auf den Wällen so geschickt aufgestellt, daß am Ende des Monats fast alle Werke der Belagerer zerstört oder beschädigt waren. Zugleich wurden mehrere mit sehr glücklichem Erfolge gekrönte Ausfälle unternommen, wodurch die Werke der Belagerer vollends zerstört wurden. Die Bürger, welche den Befehlen und Anordnungen Rabenhaupt's den pünktlichsten und freudigsten Gehorsam leisteten, fochten ebenso tapfer, wie die kriegsgeübtesten Soldaten und die Studenten verrichteten Wunder der Tapferkeit, sodaß die Staaten der Provinz später zu ihrer Ehre Denkmünzen schlagen ließen. Die Belagerer sahen ihre Munitionsvorräthe von Tag zu Tag kleiner werden, ohne ein nennenswerthes Resultat zu erreichen, weshalb sie im August die Stadt mit glühenden Kugeln zu beschießen begannen. Aber auch damit war ihnen wenig geholfen, da auch hier die aufopfernde Thätigkeit der Wiedertäufer jeden Brand im Entstehen erstickte. Der Bischof von Münster, enttäuscht über das Fehlschlagen aller seiner Anstrengungen, sandte einen Trompeter nach Gröningen, um der Stadt eine ehrenvolle Capitulation anzubieten; man antwortete aber, daß man sich bis auf den letzten Mann vertheidigen werde. Die Situation der Stadt war in der letzten Zeit eine um so günstigere geworden, als sie frische Mannschaften und Geld erhalten hatte und noch mehrere Monate die Belagerung aushalten konnte. Am 25. Aug. wurde das Feuer der bischöflichen Armee schwächer, die durch eine enorme Anzahl von Todten, Verwundeten, Kranken und Ueberläufern bedeutend geschwächt war. Vom genannten Tage an hörte man vom Belagerungsheere nur noch schwaches Musketenfeuer, was die Belagerten zu der Annahme veranlaßte, daß entweder das feindliche Geschütz total unbrauchbar geworden sei oder daß es auf eine Kriegslist seitens des Bischofs abgesehen sei. Dreihundert der tapfersten Männer der Besatzung machten aber einen Ausfall in die Laufgräben der Feinde, richteten unter diesen ein großes Blutbad an und brachten eine große Anzahl Gefangener mit in die Stadt. Schon am folgenden Tage zog der Bischof mit der Hauptmacht seines Heeres ab, ließ zuvor alle von ihm angelegten Minen springen und verließ dann alle Werke. Rabenhaupt ließ sodann, sobald er sich über den Abzug des Feindes vergewissert hatte, die Batterieen in Brand stecken und die vom Feinde zurückgelassenen Belagerungswerkzeuge in die Stadt bringen. Am 28. Aug. war vom feindlichen Heere nichts mehr zu sehen und der 31. wurde von der Stadt mit Gebet und Fasten gefeiert. Der Verlust der Belagerten war sehr gering, wenn man die große Menge der vom Feinde in die Stadt geschleuderten Kugeln bedenkt: nicht einmal 100 Menschen waren durch das feindliche Feuer umgekommen. Dagegen waren die Verluste des Feindes enorm. Von den 22,000 Mann, welche die beiden Bischöfe vor die Stadt geführt hatten, kamen nur 12,000 zurück und darunter waren noch 1400 Kranke. Sechshundert waren zu den Belagerten übergelaufen, 5000 hatten sich nach andern Plätzen begeben, nachdem sie ihre Fahne verlassen, und 4400 waren getödtet worden, darunter 3 Obersten, 2 Oberstlieutenants und 63 Hauptleute. Sofort eroberten die Gröninger unter der Anführung des tapfern Schulmeisters Meindert Minnes van der Thynen die Stadt Koevorden wieder und vertrieben den Feind aus Winschoten, Winschoterschans und Winschoterzyl, ebenso aus Huis-te-Wedde, aus Brugschans und Oudeschans. Rabenhaupt wurde zur Belohnung seiner außerordentlichen Verdienste von den Staaten außer zum „lieutenant-general der provincie Stad en Lande en Gouverneur van de stad Groningen" auch zum „Drossaard" von Drenthe und zum Gouverneur von Koevorden ernannt. Die Festungswerke Gröningens, welche während der Belagerung vielfach beschädigt worden waren, wurden ausgebessert und aufs Neue verstärkt, auf allgemeine staatische Kosten wurden die Anhöhen zwischen dem Schuitendiep und dem Hoornschediep, von denen aus der Feind der Stadt den größten Schaden zugefügt, abgetragen. Der Tag des Abzugs des bischöflichen Heeres wird noch heute in Gröningen gefeiert.

Bei den Festlichkeiten, die bei Gelegenheit der Geburt von Wilhelm V., des Prinzen von Oranien, in Gröningen veranstaltet wurden, kam es wieder zu einem kleinen Aufruhr (14. März 1748), weil das Volk darüber unzufrieden war, daß Bergen-op-Zoom von den Franzosen erobert worden war; überdies murrte das sehr oranisch gesinnte niedere Volk darüber, daß man in Gröningen von der Erhebung Wilhelm's IV. zum Erbstatthalter so wenig Notiz genommen und keine Festlichkeiten veranstaltet hatte. Einige betrunkene Schiffer waren einige Tage vorher auf einem Boote, das auf einen Wagen gesetzt worden war, unter fortwährendem Schießen und dem Absingen des Wilhelmusliedes durch die Stadt gefahren, wobei sie an den Häusern verschiedener vornehmer Bürger still hielten und ein Trinkgeld verlangten. Der Bürgermeister Geertsema wies sie aber barsch ab. Dies gab das Signal zum Ausbruch der Unruhen. Der Pöbel stürmte das Haus des Bürgermeisters, plünderte dasselbe vollständig, warf seinen Wagen ins Wasser und riß seiner Frau unter den gröbsten Mishandlungen Klei-

der und Kostbarkeiten vom Leibe. Der Aufruhr wurde mit vieler Mühe, und nachdem man die Haupträdelsführer ins Gefängniß geworfen hatte, unterdrückt. Drei der letztern wurden nach einigen Tagen ausgepeitscht und aus der Stadt verbannt, bei welcher Gelegenheit das Volk wieder eine sehr drohende Haltung annahm, sodaß der Scharfrichter nur durch eine starke bewaffnete Macht vor den Mishandlungen des Pöbels geschützt werden konnte. Die Wuth des Pöbels hatte sich hauptsächlich deswegen gegen den Bürgermeister Geertsema gerichtet, um die erbliche Statthalterswürde in der Familie des Prinzen, sowol für die männlichen, als auch für die weiblichen Nachkommen desselben, durchzusetzen, wozu die Staaten von Stad en Lande Groningen bis jetzt ihre Zustimmung noch nicht gegeben hatten. Der Pöbel zerrte deshalb noch an demselben Abend verschiedene Magistratspersonen aus ihren Häusern, trieb und drängte sie nach dem Stadthaus, wo sie gezwungen wurden, zu verkündigen: „daß der versammelte Rath für die Erbstatthalterschaft wäre, daß man aber die Ommelanden noch darüber hören müsse, was innerhalb dreier Tage zu geschehen habe". Aber an diesem Tage wurde nur in allgemeinen Ausdrücken bekannt gemacht: „daß die Staaten von Stad en Lande seine Hoheit als Erbstatthalter, Capitän und Generaladmiral" erklärten, was für den Augenblick das Volk zufrieden stellte, obwol in den andern Provinzen ausdrücklich die Erbstatthalterschaft auf die männliche und weibliche Linie ausgedehnt und dieser Beschluß dem Volke in aller Form und Feierlichkeit mitgetheilt worden war. Indessen hatte sich die Bewegung auch in das Oldambt verpflanzt, wo sich die Einwohner in den Waffen übten, Versammlungen hielten und sogar Bevollmächtigte nach Gröningen sandten, welche verlangen sollten, daß die Staaten von Stad en Lande Groningen hinsichtlich der Erbstatthalterschaft denselben Beschluß, wie die Staaten der andern Provinzen, nehmen und verkündigen lassen sollten. Die Bewohner der Ommelanden waren in Appingedam zusammengekommen, wo die Versammlung dieselben Beschlüsse faßte. Kurz vorher hatten die Staaten der Provinz Gröningen die Urkunde, in welcher sie den Prinzen schlechtweg zum Statthalter, nicht zum Erbstatthalter ernannt hatten, einfach zurückgeschickt erhalten, ohne daß der Prinz die ihm angetragene Würde angenommen hätte; aber jetzt, da die Situation bedenklich zu werden begann, beschlossen sie endlich, die Statthalterschaft in seiner Familie, wie die andern Provinzen, ebenfalls erblich zu erklären, und zwar in der männlichen sowol, wie in der weiblichen Linie. Da aber der Prinz einer früheren Vereinbarung vom Jahre 1718 zufolge sowol in Gröningen, wie in Friesland, in seiner Macht sehr beschränkt war, so wirkte man unter den Bürgern Gröningens dahin, möglichst viele Unterschriften für eine Bittschrift an den Rath der Stadt zu erhalten, wobei unter Anderem verlangt wurde, „daß der Prinz angestellt werde, um in den provinzialen und städtischen Collegien den Vorsitz zu führen und für den Fall, daß die Stadt und die Ommelanden darüber nicht einig werden könnten, ihm das Recht zuzuerkennen, einseitig mit einer dieser beiden Parteien ein Abkommen zu treffen; daß ihm ebenso die unbeschränkte Verleihung aller Officiersstellen und die Oberaufsicht über die Schleußen und Kanäle übertragen würde". Die Antwort auf diese Adresse ließ lange auf sich warten. Als aber ein Brief des Prinzen an die Abgeordneten von Stad en Lande bekannt wurde, in welchem er unter Dankesbezeugung die Annahme der erblichen Statthalterswürde erklärte, wobei übrigens zu Tage trat, daß er noch den beschränkenden Bestimmungen von 1718 unterworfen war, da brach der Aufruhr aufs Neue aus, der diesmal um so gefährlicher zu werden schien, da die Besatzung, auf welche sich der Magistrat in derartigen Fällen sonst verlassen konnte, auf den ausdrücklichen Befehl des Prinzen Gröningen verlassen hatte und nach Breda gezogen war. Die Bewegung unter dem Volke dauerte zwei volle Tage; verschiedene Häuser, namentlich solche von einflußreichen Magistratspersonen, wurden angegriffen und beschädigt, und der Rath endlich gezwungen, den „alten und neuen Rath" zusammenzurufen. Die Bürgerschaft trat unter die Waffen und der Magistrat glaubte das Volk jetzt zufrieden stellen zu können, wenn er die Anstellung des Prinzen als Erbstatthalter für die männliche, wie für die weibliche Nachkommenschaft, ebenso wie in den andern Provinzen feierlich verkünden ließ. Indessen hatte man aber von der oranischen Partei aus dem Volke vorgestellt, daß diese Verkündigung ganz ungenügend sei, und letzteres, das im Grunde genommen selbst nicht wußte, um was es sich eigentlich handelte, schrie laut, daß man der Bekanntmachung die Worte beifügen müsse: „mit allen Privilegien und Vorrechten, in derselben Ausdehnung und mit derselben Macht, wie in Holland". Der Magistrat bewilligte die Forderung, sowie alle übrigen Punkte, welche in der oben genannten Adresse aufgezählt worden waren. Der Prinz hatte also jetzt, wenn die zwei Mitglieder der Staaten in ihren Ansichten differirten, die entscheidende Stimme, das Recht, alle Officiersstellen zu vergeben, ebenso den Vorsitz nebst Stimmberechtigung in den deputirten Staaten, im Provinzialhof, in der provinzialen Rechenkammer und in der Finanzcommission; zugleich war er Rector und „Curator magnificentissimus" der Universität. Die drei ausgepeitschten und verbannten Bürger durften in der Stadt bleiben und wurden in ihrer bürgerlichen Ehre restituirt.

Ehe jedoch innerhalb Gröningens selbst die Ruhe hergestellt war, waren auch in der Provinz selbst bedenkliche Unruhen, denen dieselbe Ursache, wie in Gröningen, zu Grunde lag, ausgebrochen. So kamen die Einwohner des Oldambts, mit Stöcken und Knitteln bewaffnet, in die Stadt, schleppten die Abgeordneten der Ommelanden nach dem Provinzialhaus, wobei verschiedene derselben auf die roheste Weise mishandelt wurden. Dieselben wurden nun ebenfalls gezwungen, denselben Beschluß zu fassen, wie er soeben in Gröningen verkündet worden war. Die Bauern drohten sogar, bewaffnet in die Stadt zu dringen, was von einigen auch wirklich ausgeführt wurde; bald aber gingen sie wieder ruhig nach

Hause. Auch die Studenten hatten sich der Bewegung angeschlossen und unter Anderem von den Staaten verlangt, daß der Prinz zum Rector magnificentissimus der Hochschule bestellt werde, ein Ansinnen, dem ebenfalls stattgegeben wurde.

Im J. 1787 wurde von den Prinzgesinnten wieder ein Aufruhr in Scene gesetzt, bei welchem die Bürger mishandelt und viele Häuser zerstört und geplündert wurden. Diesmal stand auch das Militär auf der Seite der Unruhestifter und machte sich großer Brutalitäten schuldig. Erst als öffentlich das Standrecht verkündet und Jeder, der sich noch ferner an der Person oder dem Eigenthum eines Bürgers thatsächlich vergreifen würde, mit dem Galgen bedroht worden war, wurde die Ruhe wieder hergestellt.

Dasselbe wiederholte sich im folgenden Jahre in der Nacht vom 20. auf den 21. Febr. Am 20. Febr. nämlich waren vier Bürgermeister beeidigt worden, weshalb sich das Volk in den Herbergen, besonders im „Gouden Hoofd“, bei Musik und Wein versammelte. Die staatische Partei hatte in der Stadt noch viele Anhänger, und so wurde das bekannte, auf Wilhelm III. gedichtete holländische Volkslied: „Al is ons Prinsje nog zoo klein, alevel zal hy Stadhouder zyn“ von der Gegenpartei mit dem Verse: „Al is de Prins ook nog zoo groot; alevel zal hy in de sloot (Wassergraben)“, gesungen. Die Erbitterung stieg derart, daß die oranische Partei die Herberge „zur Einheit“, wo die Patrioten oder die Staatischen beisammen saßen, zusammenreißen wollte. Unvorsichtigerweise fiel aus der genannten Herberge ein Schuß, der das Weinhaus zum „goldenen Römer“, den Sammelplatz der oranischen Partei, traf. Die Menge wurde wüthend. Man bewarf die „Einheit“ mit Steinen und der Pöbel schrie laut, daß kein Stein auf dem andern gelassen werden dürfe. Die Steinwürfe wurden von der Gegenpartei natürlich erwidert, welche sich eben dazu anschickte, einen Ausfall auf die Belagerer zu machen. Die indessen herbeigeeilten Stadtsergeanten machten den Thätlichkeiten ein schnelles Ende, und schon am folgenden Tage wurde die Herberge zur „Einheit“ als ein „Brutnest von Unruhestiftern“ auf Befehl des Magistrats geschlossen und die Bürger aufs Neue ermahnt, sich nicht mit den Angelegenheiten der Regierung, sondern mit ihren eigenen zu befassen.

Im J. 1795 wurden die Niederlande von den Heeren der französischen Republik erobert und schon im Monat Februar wurde Gröningen besetzt, wo, ebenso wie in vielen andern niederländischen Städten, eine zahlreiche französisch-gesinnte Partei bestand, die sich von der Losung: „Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft“ verblenden und bethören ließ. Das Volk pflanzte mit ungeheurem Enthusiasmus auf dem Markte einen Freiheitsbaum auf, dessen Gipfel mit einer Jacobinermütze geschmückt war. Aber bald begann unter der drückenden Last der fortwährenden Einquartierungen und der stetigen Abnahme der öffentlichen Einkünfte, sowie dem vollständigen Darniederliegen von Handel und Gewerbe die Begeisterung sich abzukühlen, und die Zahl derer, welche von Anfang an in der französischen Besetzung des Landes nur den Keim von unendlichen Drangsalen, von denen das Vaterland heimgesucht werden sollte, sahen, wuchs zusehends. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß eine Menge der zweckmäßigsten Reformen, wie Einführung der obligatorischen Civilehe, Abschaffung der Zünfte und Gilden u. s. w., die Folge der französischen Herrschaft waren.

Schon am 11. April 1814 gelangte die sichere Nachricht nach Gröningen, daß Aurich am 8. April von den Russen besetzt worden sei, und darauf durchdrang das Gerücht, daß die Kosaken schon in Overyssel erschienen seien, wie ein Lauffeuer die Stadt. An demselben Tage wurden schon alle französischen bureaux des douanes geschlossen und die Präfectur erhielt den Befehl, den französischen Beamten Reisepässe über Lemmer und Harlingen auszustellen. Am Sonntag, den 14., zeigte der Unterpräfect von Assen an, daß die Kosaken schon in Meppel gesehen worden seien, worauf alle Franzosen, die sich noch in Gröningen aufhielten, in aller Eile die Stadt verließen. Man hatte in der Stadt sehr energische Maßregeln getroffen, um die abziehenden Franzosen vor den Mishandlungen des Volkes, das sich natürlich in diesem Augenblicke mehr als je alles ausgestandenen Ungemaches und des französischen Uebermuthes erinnerte, zu schützen: denn nicht nur trat die gesammte dienstpflichtige Bürgerschaft unter die Waffen, sondern auch die angesehensten Bürger formirten ein berittenes Corps, durchstreiften die Stadt und wußten die Ruhe und Ordnung in der ganzen Stadt, bis der letzte Franzose Gröningen verlassen, trefflich zu handhaben. Am Abend desselben Tages verabschiedete sich der Präfect mit dem Divisionsgeneral und den Gensd'armen zu Fuß und zu Pferde auf Nimmerwiedersehen aus der Stadt; die Nationalgarde, die ausschließlich aus gröninger Bürgern bestand, erhielt den Befehl, die französische Cocarde abzulegen, nachdem schon vorher die französischen Wappenschilder von allen öffentlichen Gebäuden abgenommen worden waren. Zur Vorsorge hatte man auch an dem Aathore, welches die Franzosen bei ihrem Abzuge passiren mußten, außerhalb der Stadt einen starken Posten der Bürgergarde aufgestellt, sodaß keinem derselben ein Leid geschah. Schon in der folgenden Nacht erschien vor der Heerenpoort eine Kosakenpatrouille, die mit den französischen Gensd'armen, welche sich hier noch aufhielten, aber bald nach Delfzyl flohen, ein kleines Scharmützel bestand, wobei einer der letztern tödtlich verwundet wurde. Am andern Tage erschien vor demselben Thore noch ein Piquet Kosaken, das sofort in die Stadt eingelassen wurde, worauf noch weitere Zuzüge von russischem Militär aus Winschoten und aus Assen folgten. An demselben Tage erließ Baron von Rosen, der die in die Provinz Gröningen eingedrungenen Russen befehligte, eine Proclamation, in der die Präfecturräthe aufgefordert wurden, die Regierung des Departements zu übernehmen, wie auch die andern Beamten den Befehl erhielten, auf ihren Posten zu bleiben und ihre Aemter in der bisherigen Weise zu verwalten. Da die Franzosen alles in den öffentlichen Kassen vorräthige Geld mitgenommen hatten,

so wurde ihnen ein starkes russisches Detachement nachgeschickt, um den Flüchtlingen die Beute wieder abzujagen. Man erreichte aber nichts weiter, als daß hier und da einige des Wegs unkundige Franzosen, die sich verirrt hatten, zu Kriegsgefangenen gemacht wurden. Dagegen gelang es neun Schiffern, unter der Anführung eines gewissen Roelof Schenkel, ein mit Geld beladenes Schiff, das mit 32, größtentheils bewaffneten Douaniers bemannt war, zu erobern und nach Gröningen zu bringen.

II. Statistik und Topographie.

Die Bevölkerung der Stadt Gröningen betrug am 31. Dec. 1870 ca. 38,000 Einwohner, darunter 18,000 männlichen und 20,000 weiblichen Geschlechts; dem Glaubensbekenntniß nach zählt man etwa 30,000 Protestanten, 6000 Katholiken und 2000 Juden.

Was die industriellen und commerciellen Verhältnisse betrifft, so nimmt die Stadt Gröningen in der Provinz selbstverständlich den ersten und unter den andern holländischen Städten ebenfalls einen hohen Rang ein. Namentlich ist es die Fabrikindustrie, welche sich in blühendem Zustande befindet und mit jedem Jahre sich weiter ausdehnt. Die mit Dampfmaschinen arbeitenden Fabriken repräsentirten Ende 1870 etwa 200 Pferdekräfte; darunter namentlich eine großartige Flachsspinnerei, verschiedene Getreide- und Sägemühlen, sowie einige Tabaksfabriken. Die gröninger Industrie zeichnet sich besonders durch einen sehr rührigen Unternehmungsgeist aus, der von der sonstigen holländischen Gewohnheit, sein Kapital lieber den Staatspapieren aus aller Herren Länder, als industriellen und commerciellen Unternehmungen anzuvertrauan, sehr merklich absticht. Als Getreidemarkt nimmt Gröningen unter den holländischen Plätzen eine sehr bedeutende Stelle ein, besonders ist Gröningen für Holland eine Hauptbezugsquelle für russische Frucht und Leinsaat, und nur dem Umstande, daß die Kanäle, welche Gröningen mit dem Meere verbinden, größern Schiffen nicht zugänglich sind, ist es zuzuschreiben, daß die bedeutendern Sendungen von Roggen, Leinsaat u. s. w. via Amsterdam, Harlingen oder Delfzyl angeführt werden müssen. Während des deutsch-französischen Krieges nahm der Handel in Getreide, namentlich in Hafer, einen ungeheuren Aufschwung; von letzterem wurden für französische und preußische Rechnung enorme Quantitäten versandt, wie überhaupt sich alle Handelskammern einstimmig darüber aussprechen, daß das Jahr 1870 für den Getreidehandel der Provinz ein höchst lucratives gewesen sei. Noch ist die Holzeinfuhr aus Schweden, Norwegen und Finland zu bemerken, die von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annimmt.

Wenige Städte im Königreich der Niederlande können sich so vieler und großer öffentlichen Plätze rühmen, als Gröningen. Außer einem großen freien Platze nördlich von der früheren St. Martinskirche, wo früher die Walpurgiskirche stand und der deshalb heute noch die St. Walburgisplein genannt wird, ist namentlich der breede markt (breiter Markt) hervorzuheben, der größte freie öffentliche Platz in den Niederlanden überhaupt. Außer dem ist noch der Vischmarkt zu erwähnen, ebenso lang, aber nicht so breit, als der vorige, und endlich der Radermarkt am Ostthore, der jetzt mit Bäumen bepflanzt ist.

Unter den merkwürdigen Gebäuden Gröningens verdient in erster Linie das Stadthaus am breiten Markte genannt zu werden, ein Gebäude, das sich ebenso sehr durch seine äußere Schönheit, wie durch seine innere zweckmäßige und elegante Einrichtung auszeichnet. Der erste Stein zu dem Gebäude wurde am 29. April 1793 vom damaligen Bürgermeister van Syssen gelegt, und, nachdem während der französischen Kriege der Bau manche Unterbrechungen gelitten hatte, wurde am 16. Oct. 1806 in dem vollendeten Gebäude die erste Rathssitzung gehalten.

Ferner sind zu nennen: das ehemalige Provinzhaus, das aus den Steinen des Convents von Selwert erbaut wurde, der Provinzialgerichtshof, vollendet im J. 1755, mit der Inschrift auf der Eingangsthür:

> Quisquis hancce Curiam ingrederis Senator
> Privatus affectus omnes, iram, odium, amicitiam abjicito:
> Nam ut aliis aequus aut iniquus fueris
> Ita quoque Dei judicium sustinebis.

In einem der Säle dieses Gebäudes befindet sich ein sehr schönes Porträt des Statthalters Wilhelm V.

Hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse ist Folgendes zu bemerken:

Schon im J. 1550 bestand in Gröningen eine durch die Schüler von Wessel Gansfort gegründete evangelische Gemeinde, in welchem Jahre ihr auch der öffentliche Gottesdienst gestattet wurde. Im J. 1567 wurden die Bilder aus allen Kirchen, jedoch ohne alle Gewaltthätigkeit und ohne sie zu vernichten, entfernt. Nichtsdestoweniger wurden durch den Blutrath in Brüssel Alle, welche direct oder indirect sich dabei betheiligt hatten, mit dem Tode bestraft. Im J. 1579, nachdem die Stadt der utrechter Union beigetreten war, wurden den Reformirten sofort zwei Kirchen eingeräumt; die Absicht, den berühmten Kaspar Olevianus als Prediger zu berufen, wurde durch v. Renneberg's treulosen Abfall (1580) vereitelt. Als im J. 1594 Gröningen aufs Neue der Union beitrat, wurden alle Kirchen den Reformirten eingeräumt, die dann auch sofort die letzten Spuren des katholischen Gottesdienstes in denselben vertilgten. Heute sind die Protestanten Gröningens im Besitze von fünf Kirchen: die große oder St. Martinskirche, die Akirche, die Nieuwe oder Noorderkirche, die Pepergasthuiskerk und die Pelstergasthuiskerk.

Die St. Martinskirche war früher eine Kathedrale; im J. 1465 brannte der Thurm derselben, vom Blitze getroffen, ab und der wiedererbaute Thurm stürzte drei Jahre später ein und vernichtete die Kirche beinahe ganz. Erst im J. 1482 war der Wiederaufbau von Thurm und Kirche vollendet. Die aus dem Jahre 1479 stammende Orgel ist ihres Wohllauts wegen berühmt. Im J. 1577 wurde der Thurm, aus Freude über den Abzug der wallonischen Regimenter, illuminirt und brannte durch Unvorsichtigkeit beinahe bis auf die Mauern nieder und

wurde erst im J. 1627 wieder erbaut, ohne jedoch seine frühere Höhe zu erreichen. Nach holländischer Sitte ist auch hier der Thurm mit einem prächtigen Glockenspiel versehen, dessen Glocken zusammen ein Gewicht von 36,000 Pfund repräsentiren. Bei der Errichtung der Bisthümer in den Niederlanden wurde die Martinskirche durch die Päbste Paul IV. und Pius IV. zu einer Kathedrale erhoben, mit einem Kapitel von zehn Kanonikern versehen, die alle Doctoren oder Licentiaten der Theologie sein mußten; als Einkünfte waren dem Kapitel die Revenüen des Nonnenklosters der Bernhardiner in Essen (bei Gröningen) und des Prämonstratenserklosters in Wittewierum zugewiesen. Aber schon vor dem Beitritt Gröningens zur utrechter Union wurde das Kapitel auf Anordnung der Regierung aufgelöst. Der erste Bischof Gröningens, Johan Knyf, wurde durch den Cardinal Granvella, Erzbischof von Utrecht, im J. 1568 geweiht; derselbe wurde in der Martinskirche begraben. Dem bischöflichen Stuhle von Gröningen waren nicht nur alle Kirchen in der Provinz selbst, sondern auch die in Drenthe unterworfen. Weiter als bis zum dritten Nachfolger ging jedoch die bischöfliche Reihe nicht; denn dieser, Arnold Nylen aus Nymegen, konnte, da die Reformation in Gröningen schon festen Fuß gefaßt hatte, nicht geweiht werden; ja er wurde sogar vor den Rath citirt und später einiger gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen wegen verhaftet, bald aber wieder in Freiheit gesetzt, worauf er nach Brüssel ging, wo er im Jahre 1603 starb.

Im Interesse der Seelsorge für die vielen Fremden, namentlich Deutsche, die sich in der Stadt aufhielten, wurde durch die Staten van Stad en Lande im J. 1672 ein deutscher Prediger angestellt. Von 1748 an jedoch ging diese Stelle ein.

Außerdem besteht eine wallonische Gemeinde, gegründet durch die in Folge der Bartholomäusnacht und der Aufhebung des Edictes von Nantes aus Frankreich entflohenen Protestanten.

Ebenso haben die sog. „Afgescheidenen", d. h. die christlich reformirte Gemeinde, die Mennisten (Doopsgesinden) und die Lutherischen besondere Kirchen. Bei den letztern wurde der Gottesdienst bis 1680 in deutscher Sprache gehalten, in welchem Jahre dem deutschen Prediger die Kanzel vom Rathe verboten wurde, ein Verbot, das aber bald wieder aufgehoben wurde. Bis zum Jahre 1795 konnte kein Lutherischer Prediger berufen werden, der sich nicht vorher einem von reformirten Geistlichen abzunehmenden Examen unterworfen hatte.

Die Katholiken waren nach der Einführung der Reformation nur geduldet. Nach dem Beitritt Gröningens zur Union waren sie 14 Jahre lang ohne Geistliche und erst im J. 1608 kam wieder ein Priester in die Stadt; aber das Leben wurde ihm und seinen Nachfolgern sauer genug gemacht, da sie den größten Theil ihres Lebens im Gefängnisse zubrachten. Eigentlich verfolgt wurden die Katholiken um ihres Glaubens willen jedoch nicht; wenn sie gestraft wurden, so geschah dies nur, weil sie Versammlungen hielten, welche durch das Gesetz verboten waren; und daß diese Gesetze erlassen wurden, hatte seine guten Gründe, da man in jedem Katholiken einen geheimen Anhänger Spaniens sah, weshalb auch die Generalstaaten bis zum Friedensschluß von Münster sich weigerten, die strengen Plakate gegen die Katholiken zu mildern; „sie sollten zufrieden sein", hieß jedesmal die Antwort auf ihre Bitten und Klagen, „daß man ihr Gewissen in Ruhe lasse". Mit der Zeit erhielten sie aber größere Freiheiten, und man verlangte schließlich nichts mehr von ihnen, als daß sie sich als gute Bürger betragen sollten. Selbstverständlich nahm deshalb die Zahl der Katholiken zu und im J. 1663 hatten sie in der Stadt Gröningen schon fünf und auf dem Lande drei Priester; zu derselben Zeit wurde über das frühere Bisthum Gröningen ein Erzpriester bestellt, der seinen Wohnsitz in der Stadt Gröningen hatte. Am Anfange des 18. Jahrh. waren in Gröningen schon fünf kleine Kirchen, die aber nur gewöhnliche Häuser sein durften. Nachdem im J. 1795 die Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen war, petitionirten die Katholiken, anstatt ihrer Betsäle eine große Kirche zu erhalten. König Ludwig schlug dieses Begehren im J. 1809 aber ab und ebenso Napoleon I. im J. 1812. Erst im J. 1818, als sich der Erzpriester Meddens persönlich an den König Wilhelm I. selbst gewendet hatte, wurde ihnen nach sehr langen Verhandlungen die Bruder- oder Akademiekirche, welche damals nicht benutzt wurde, im J. 1821 eingeräumt; dagegen durften die Katholiken nicht mehr als eine Parochie bilden und mußten auch die bisher von ihnen benutzten Betsäle geschlossen werden. Am 13. Dec. 1836 wurde die Kirche durch den Bischof von Curium feierlich eingeweiht.

Vor der Reformation bestanden in Gröningen fünf Männerklöster: das Dominikaner- oder Jacobinerkloster (jetzt ein Kinderdiakonissenhaus), das Ten-Broerenkloster (jetzt die lateinische Schule und oben die Bibliothek der Universität), das Haus der „Klerken van 't gemeene leven" (zuerst das bischöfliche und später bis 1795 das statthalterliche Palais, jetzt ein Militärspital), das Fraterhaus und das Jesuitenhaus, jetzt ein Bürgerspital. Daneben waren sechs Frauenklöster: das Clarissinenkloster oder Alter Convent, das Hieronymusschwesterhaus, das Schwesterhaus von Willekesorde, das Frau-Menoldakloster, der Frau-Sywentconvent und Kloster der adeligen Fräulein oder der Augustinerjungfrauen.

Unter den wohlthätigen Einrichtungen verdient besonders das im J. 1790 durch den französischen Prediger Henri Daniel Guyot gegründete Taubstummeninstitut erwähnt zu werden. Taubstumme von 9—15 Jahren werden in demselben in verschiedenen Handwerken, auch im Lesen und Schreiben, sowie im Rechnen, Geschichte und Geographie, unterrichtet. Aus allen Provinzen des Landes werden, so weit Raum und Mittel zureichen, Zöglinge aufgenommen und ausgebildet.

Außerdem besitzt Gröningen verschiedene Krankenhäuser, jede Religionsgenossenschaft hat ihr Waisenhaus und außerdem noch eine Versorgungsanstalt für alte und

so w[illegible]
geld[illegible]
Man[illegible]
ein[illegible]
hatt[illegible]
gel[illegible]
gew[illegible]
das[illegible]
ma[illegible]

[illegible] sinnen: [illegible]
[illegible] weil von de[r] [illegible]
[illegible]

Staatsmänner: Coppen Jarges, das Oberhaupt der Schieringer, der am 26. Sept. 1420 bei der Einnahme von Stavoren durch die Vetkoopers fiel; Gelmer Canter, Secretär der Stadt Gröningen; Wilhelmus Frederici, eifriger Anhänger der Vetkoopers und glühender Feind der sächsischen Herrschaft, gest. 1525; Peter Sickinge, Bürgermeister von Gröningen, lebte noch im J. 1527; Ludolf Coenders, der 1536 im Namen des Herzogs von Geldern Statthalter von Gröningen und Ommelanden war; dessen Bruder Coert Coenders, Bürgermeister von Gröningen, und ebenso, wie sein Bruder, ein heftiger Gegner der sächsischen Herrschaft; Johan Wyfering, 1566 Bürgermeister, der sogar bei den Spaniern wegen seiner Gelehrsamkeit und seines staatsmännischen Scharfblickes in großem Ansehen stand; Jacob Hildebrand, Bürgermeister von Gröningen, der am 3. März 1580, bei Renneberg's Verrath, ums Leben kam; Reynt Alberta, gest. 1589, Bürgermeister und Gelehrter; dessen Sohn Egbert Alberta, Deputirter bei den Generalstaaten, der Prinz Moriz ins Feld begleitete, gest. 1604; Friederich Coenders van Helpen, Bürgermeister und einer der Stifter der Hochschule, gest. 1616; dessen Halbbruder, Abel Coenders van Helpen, gest. 1629, ausgezeichneter Diplomat; Johann Rengers van ten Post, mußte nach Renneberg's Verrath aus den Niederlanden fliehen und war 1593 erster Staatsrath der Provinz, zugleich einer der ersten Curatoren der Universität, hinterließ eine „Chronik der Ommelanden" und ein Werk: „van den Standt, Policie (Polizei) ofte Regiment der Ommelanden"; Rudolf Battink, 1615 Bürgermeister von Gröningen, der als Staatsrath und als Felddeputirter Proben großen Muthes gab, gest. 1622; Hieronymus Verutius, geb. 1546, gest. 3. Dec. 1601, Syndicus der Ommelanden; Johannes Ysbrands, Bürgermeister, geb. 1621, gest. April 1679, ausgezeichneter Diplomat der Generalstaaten; Bernhard Coenders van Helpen, geb. 1601, gest. 1677, Gesandter der Republik am dänischen Hofe; Anton Adrian van Iddekinge, Bürgermeister von Gröningen, gest. 28. Mai 1789; Herman Warners Muntinghe, Mitglied des Raths von Indien, gest. zu Pekalongang auf Java 1827; Heinrich Ludolf Wichers, geb. 10. Febr. 1747, gest 13. Mai 1840, der verschiedene hohe Staatsämter bekleidete.

Aerzte: Volckert Koyter, geb. 1534, gest. 1600; Hendricus Welman, 1640 Professor der Medicin an der Universität; Heinrich Münting, gest. 1658 als Professor der Medicin und Chemie; sein Sohn Abraham Münting, geb. 1626, gest. 1683 als Professor der Botanik und Chemie; Albertus Münting, gest. 1688; Matthias van Geuns, geb. 2. Oct. 1735, gest. 7. Dec. 1817, war zuerst in Harderwyk und dann in Utrecht Professor der Medicin; sein Sohn Steffen Jan van Geuns, geb. 18. Nov. 1767, gest. 16. Mai 1795 als Professor der Medicin, Botanik und Chemie an der Universität von Utrecht; Marcus Jan Busch, geb. 25. Nov. 1747, gest. 31. Oct. 1841; Petrus Driessen, geb. 30. Aug. 1753, gest. 11. Jan. 1828 als Professor der Materia medica, Naturgeschichte und Botanik an der Universität seiner Vaterstadt; Conrad van Hasselt, geb. 1797, gest. 7. Sept. 1823.

Philosophen: Jacobus Ravenspecher, geb. 7. Dec. 1615, gest. 22. April 1650, war von 1641—1650 Professor der Philosophie in Utrecht; Arnoldus van Nyeveen, von dem 1646 erschien: Cursus philosophicus Academiae Groningensis et Ommelandicus; Allard Hulshoff, geb. Februar 1734, gest. 30. Juli 1795; Samuel Johannes van de Wynpersse, geb. 11. Juni 1759, gest. 22. Nov. 1842, war zuerst Professor der Philosophie in Gröningen, dann Professor der Logik, Metaphysik und Ethik in Leyden; Ludwig Adolf Schroeder Steinmetz, geb. 18. Juni 1808, gest. 12. Nov. 1837, in den Niederlanden bekannt als Verfasser einer gekrönten Preisschrift über das Dasein Gottes.

Mathematiker und Astronomen: Jacobus Daniel Bernouille, geb. 2. Febr. 1700, gest. 1782, und Jan Friederich van Beeck Calkoen, geb. 5. Mai 1772, gest. 25. März 1811, war zuerst in Utrecht und dann in Leyden Professor der Mathematik.

Historiker und Alterthumsforscher: Tjalling Aykema, der im 16. Jahrh. eine Chronik der Ommelanden schrieb; Johann van Nyenborgh, zugleich Dichter, geb. 1621; Albert Johann de Sitter, geb. 1. Sept. 1718, gest. 17. Juli 1814, Verfasser von „tegenwoordige staat van Stad en Lande" und einiger Abhandlungen in den durch die Gesellschaft: Pro excolendo patrio jure herausgegebenen Jahrbüchern, machte sich namentlich durch sein diplomatisches Talent bei den Unterhandlungen in Paris um sein Vaterland sehr verdient; und Robertus Keuchenius Driessen, geb. 7. Mai 1759, gest. 25. Oct. 1831.

Orientalisten: Wilhelm Surenhuis, gest. 1729, Herausgeber von: „Mischna, sive totius Hebraeorum juris, Rituum, Antiquitatum ac legum Orientalium systema cum Comment. Rabbinorum, vers. Latina et notis"; Albert Schultens, geb. 20. Aug. 1686, gest. 26. Jan. 1750 als Professor der orientalischen Sprachen in Leyden; Wolter Rudolf Nanninga, geb. 2. März 1740, gest. 13. Jan. 1768; und Adrian David Cornets de Groot, einer der ersten Kenner der javanischen Sprache, geb. 1. April 1804, gest. 10. Juli 1840.

Philologen: Andreas Canter, gest. 1472, und Tiberius Hemsterhuis, geb. 1685, gest. 7. April 1766, zuerst Professor der griechischen Sprache in Franecker und später Professor der griechischen Sprache und der holländischen Geschichte in Leyden.

Dichter: Melchior Fockens, der in der Mitte des 17. Jahrh. blühte; Robertus Alberthoma, geb. 1690, gest. 12. Jan. 1772; Lucas Trip, geb. 20. Aug. 1713, gest. 19. Aug. 1783; Tonco Modderman, geb. 11. Jan. 1745, gest. 22. April 1802, und Matthäus van Heyningen Bosch, geb. 13. Nov. 1775, gest. 27. Dec. 1821.

Maler: Jan Swart, der im Anfang des 16. Jahrh. lebte; Herder, der am Ende desselben blühte; Jacob de Wolff, gest. 1685; Johan Stahrenberg und Pieter Coops, die beide in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. lebten; Jan Abel Wassenberg, geb. 18. Jan. 1689, gest. 17. Juli

1750; dessen Sohn Jan Wassenberg; Johannes Antiquus, geb. 11. Oct. 1702, gest. 1750; dessen Bruder Lambertus Antiquus, gest. 1772; Pieter Lofvers, geb. 1710, gest. 1788; sein Sohn Heinrich Lofvers, geb. 1739, gest. 1805; Egbert van Drielst, geb. 10. März 1745, gest. 4. Juli 1818; Jan Bulthuis, geb. 1750, gest. 1800; Franciscus Gerhardus Wierinsa, geb. 1758, gest. 1817; Egbert van Marum, gest. 1818, und Herman Numan, gest. 1820.

Als Verfertiger getriebener Werke ist berühmt: Johannes Lutma de Oude, geb. 1584, gest. 1669.

Außerdem hat Gröningen noch einige berühmte Frauen hervorgebracht: Hylcke Gockinga, eine berühmte Theologin, gest. 10. Dec. 1793, nachdem sie ein Werk über die Genesis geschrieben hatte, das früher in großem Ansehen stand; ferner die holländische Dichterin Titia Brongersma, die am Ende des 17. Jahrh. lebte, und endlich die Malerin Gertruida Abelia Wassenberg, mit dem Rathsherrn Jan Tiddo Fokkens verheirathet, gest. October 1782; ihre Gemälde werden jetzt noch gesucht und sehr theuer bezahlt.

Gröningens Wappen besteht aus einem goldenen Schild, auf dem ein schwarzer Doppeladler mit ausgebreiteten Flügeln und Füßen steht. Derselbe hat auf der Brust ein kleines silbernes Schild, durch welches ein grüner Strich quer gezogen ist. Das größere Schild ist oben mit einer goldenen Krone bedeckt und wird auf der einen Seite von einem zweiten schwarzen Adler festgehalten, der auf dem einen Fuße steht, während er sich mit den Krallen des andern Fußes an dem größern Wappenschilde festhält. Durch königliche Verordnung vom 10. Nov. 1819 durfte die Stadt dieses Wappen auch fernerhin beibehalten.

Die besonders in der letzten Zeit von den Bürgern ausgegangenen Versuche, um die Festungswerke zu schleifen und Gröningen zu einer offenen Stadt zu machen, sind bis jetzt erfolglos geblieben.

(*Theodor Wenzelburger.*)

GRÖNINGEN, urkundlich auch Grüningen, Groningen, Gronyngen, Groningh, Groninge genannt, Stadt im oscherslebener Kreise des königl. preußischen Regierungsbezirks Magdeburg, ehedem zum Fürstenthume Halberstadt gehörig, liegt in breiter schöner Aue am rechten Ufer der Bode und besteht aus der Stadt, der Vorstadt Südgröningen und Prälatenberg. Ganz in der Nähe liegt das Dorf Wester- oder Kloster-Gröningen. Die Stadt liegt $1\frac{1}{4}$ Meile südlich von Oschersleben, $1\frac{1}{2}$ Meile nordöstlich von Halberstadt, $2\frac{1}{4}$ Meilen nördlich von Quedlinburg, ist Sitz einer Gerichtscommission, eines Steueramts und einer Superintendentur, hat zwei evangelische Parochien und Kirchen, die eine in der Stadt, die andere in Südgröningen; außerdem eine Synagoge. Die Bewohner, um das Jahr 1830: 2109 in 401 Häusern, 1861: 2520, 1867: 2568 (2653), beschäftigen sich außer dem Ackerbau und den gewöhnlichen bürgerlichen Gewerben mit einiger Weberei; zwei große Zuckerfabriken in Südgröningen und bei Kloster-Gröningen beschäftigen gar viele Leute und haben den Ertrag des Ackerbaues wesentlich gesteigert. Es wird viel Flachs gebaut und gesponnen; an der Bode liegt eine Mahl-, Oel- und Papiermühle. Die Stadt hat eine Postexpedition und eine Telegraphenstation; der nächste Bahnhof ist bei Nienhagen, an der Oschersleben-Halberstädter Bahn, eine Stunde westlich von der Stadt. Von ihren ehemaligen sieben Rittergütern bestehen nur noch drei: die königliche Domäne oder Haus Gröningen, der Edelhof und das ehemals Göckingk'sche Gut. Eine Oberförsterei befindet sich in dem benachbarten Dorfe Heteborn.

Gröningen wurde vor Zeiten zum Hartingau gerechnet (*Meibom*, Script. Rer. Germ. T. III. p. 101; *Heineccius*, De Crodon. p. 15). Einige Schriftsteller, wie Fabricius (Orig. Sax. II.) und Peckenstein (Theatr. Sax. I. cap. 2. p. 14) suchen hier die alte Burg Grona, wo Herzog Heinrich von Sachsen von Kaiser Konrad I. belagert wurde — doch mit Unrecht, da diese Burg Grona viel weiter westlich gelegen haben muß. Zu Heinrich's I. Zeit wurde das Benedictinerkloster Gröningen von Siegfried gestiftet und dem Abte zu Corvey übergeben, der noch im 18. Jahrh. die Lehnsherrlichkeit ausübte, obwol die Besitzungen des Klosters im westfälischen Frieden an das Haus Braunschweig übergegangen waren und von diesem an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg verkauft wurden. Die Stadt Gröningen, welche zum Kloster nicht in näherer Beziehung stand, wurde wie es scheint von Kaiser Otto I. an den Bischof Hissiward von Halberstadt abgetreten. Dessen Nachfolger verpfändeten den Ort, Bischof Albert II. suchte ihn 1335 in vergeblicher Belagerung wiederzunehmen, Albert III. löste ihn im J. 1371 wieder ein und verlegte seine Residenz dorthin. Die folgenden Bischöfe bauten das Schloß aus, wie auch später Herzog („Bischof") Heinrich Julius von Braunschweig 1580—94 durch seinen Baumeister Christian Tendeler aus Torgau es zu einem Prachtbau erweiterte und ausschmückte. Herzog Christian von Braunschweig, der Held des dreißigjährigen Krieges, wurde am 10. Sept. 1599 hier geboren, Sohn jenes Heinrich Julius und seiner Gemahlin Elisabeth von Dänemark.

Nachdem durch den Homagialreceß zu Gröningen vom 1. April 1650 die Gerechtsame des Fürstenthums Halberstadt sichergestellt waren, ging das Fürstenthum, und damit auch die Stadt Gröningen, in den Besitz des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm über, welcher hier am 14. Juni 1668 seine Vermählung mit der Herzogin Dorothea von Holstein feierte. Im Juli 1697 logirte der Kaiser Peter der Große von Rußland hier. Der König Friedrich I. gab das Schloß seiner Gemahlin zum Leibgedinge. Vorzüglich bekannt war das Schloß durch die sogenannte Güldene Kapelle, in welcher die berühmte Orgel sich befand, welche 3000 Pfeifen und 60 Register hatte. Dieses Orgelwerk kostete ohne dabei gegebene Speise und Trank 10,000 Thlr., ist durch David Beck aus Halberstadt erbaut und von den 53 berühmtesten Organisten Deutschlands probirt und abgenommen. Ein Theil der Orgel findet sich zur Zeit in der Martini-

kirche in Halberstadt, wohin der König Friedrich der Große das Werk geschenkt hatte.

Im Schloßkeller lag ehedem das große Weinfaß, wie das heidelberger von Michael Werner aus Landau gebaut. Es faßte 161 Fuder 16 Viertel Wein, wog leer 636 Centner und kostete 6000 Thlr. Gegenwärtig findet es sich in Halberstadt auf Spiegelsbergen, wo es in einem besondern Keller aufbewahrt wird.

Das weltberühmte Schloß war in westfälischer Zeit Privateigenthum geworden. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrh. wurde es abgebrochen und die Baumaterialien verkauft. Außer den Kellern finden sich nur wenig Reste davon.

In Gröningen wurde am 13. Juli 1748 Leopold Friedrich Günther (von) Göckingk geboren, einer von den Dichtern des Göttinger Musenalmanachs (gestorben am 18. Febr. 1828 als Oberfinanzrath in Berlin).

(*Otto Delitsch.*)

GRÖNLAND wird begrenzt von der Baffinsbai, der Davisstraße, dem nordatlantischen Ocean, dem Nordpolarmeere, dem Smithssunde und Kennedykanal und ist ein Theil des in seiner ganzen Ausdehnung noch unbekannten Polarlandes zwischen Amerika, Asien und Europa. Sein südlichster Punkt, Cap Farvel, liegt in 59° 48′ nördl. Br., ungefähr der Breite von Christiania, der Hauptstadt von Norwegen. Sein Flächeninhalt beträgt an 36,000 □Meilen, fast das Doppelte der gegenüber liegenden skandinavischen Halbinsel.

I. Entdeckung und europäische Ansiedelung, geschichtliche Uebersicht.

1) Die Normannen. Grönland wurde vor einem Jahrtausend von den Normannen entdeckt. Es konnte wol nicht fehlen, daß dieser so seetüchtige und so thatkräftige nordteutonische Stamm, welcher damals in den fernsten Theilen des nördlichen Oceans, in Irland, England, Westfrankreich, in den Hebriden, Orkaden, Faröern, gleichmäßig, wie in Skandinavien selbst, zu Hause war, nachdem er sich in Island festgesetzt, nun auch bald von dem großen Polarlande Kunde erlangte. Im J. 876 entdeckte der Isländer Gunnbjörn, des Ulf Kraka Sohn, eine Reihe von Inseln, die nach ihm benannten Gunnbjörnscheeren (Gunnbjarnarsker) der alten Normannen, die jetzigen Danellsinseln, in 65° 20′ nördl. Br., südlich vom Cap Danell an der südlichen Ostküste Grönlands. Von den Gunnbjörnscheeren aus war diese hohe und steile Küste des Festlandes in Sicht. Die Gunnbjörnscheeren galten nach den Cursanweisungen der alten skandinavischen Ansiedler in Grönland als die Halbwegsstation zwischen Island, wo Snäfellsnes an der Westküste der geeignete Abfahrtsplatz war, und der südlichen Ansiedelung in Grönland. Doch dürfte hiermit nur die Richtung des üblichen Curses, erst westlich von Snäfellsnes, dann südwestlich längs der südlichen Ostküste bezeichnet worden sein; eine thatsächliche Landung auf den Gunnbjörnscheeren konnte nur in äußerst seltenen Fällen möglich sein, denn das große Treibeis lag damals an jener Ostküste schon ebenso dicht gepackt, wie gegenwärtig.

Der Gründer dieser skandinavischen Niederlassungen war Eirekr hinn Raudi (Erik der Rothe) Thorvaldson, Abkömmling eines reichen zu Jadar (Jädar) im Bezirk Christiania in Norwegen ansässigen Geschlechts. Thorvald, Erik's Vater, flüchtete sich wegen blutiger Händel mit seinem Sohne nach Island, wo sie sich am Hornstrandir im Nordwesten des Landes ansiedelten. Thorvald starb in Island. Erik, mit seinen Nachbarn in Fehde gerathen, wurde vom Thing zu Thorsnes geächtet und flüchtig. Er erklärte seinen Freunden in dem von Gunnbjörn gesehenen großen Lande eine Zufluchtstätte suchen zu wollen; habe seine Reise einen günstigen Erfolg, so werde er zurückkommen und ihnen Kunde bringen. Er fuhr im J. 982 von Snäfellsnes ab. Er fand die Gunnbjörnscheeren, konnte jedoch wegen des Treibeises nicht landen und fuhr, die Küste des Festlandes verfolgend, weiter nach Südwesten, kam am Midjokull, dem später Blaserk (Blauhemd), jetzt Puisortok genannten, hohen, hart an der Meerkante stehenden Gletscher vorbei und fuhr immer weiter, „um bewohnbares Land zu suchen". So gelangte er an die Westküste des Landes zum Vorgebirge, welches er Hvarf (Wendeplatz) nannte, weil die Küste hier eine andere, nach Nordwesten schweifende Richtung nimmt, das jetzige Cap Kangek oder Cap Egede, die hohe und steile Südspitze der Insel Sermesok, gegenüber Rennortalik. Er schiffte nun nach Norden längs der zahlreichen, der Westküste vorliegenden Außeninseln und überwinterte auf einem Eilande, das wahrscheinlich an der Küste des jetzigen Districts Godthaab liegt. Er ließ sich nicht abschrecken durch das starre, unwirthliche Aeußere dieser Außenküste, die selbst in der besten Sommerzeit von Eis umschlossen und sogar weniger einladend als die Küste Nordgrönlands ist. Im Sommer des Jahres 983 untersuchte er das Innere der südlichen Fjorde und fuhr in einen Fjord hinein, der ihm so wohl gefiel, daß er sich hier seinen Wohnsitz erkor. Hier fand er gute Weide, ein freundliches grünes Land. Er überwinterte wieder auf einer Außeninsel, weil hier das Eis am Frühesten aufgeht und explorirte im folgenden Sommer die Fjorde des weiter nördlich oder, wie Erik es mit Bezug auf das mehr östlich liegende Land im Süden ansah, westlich gelegene Land, die spätere Vestri Bygd (zwischen 62 nnd 66° nördl. Br.), nördlich bis zum Lysufjord, dem Isertok in Sukkertop. Den folgenden Winter brachte er auf einem Eilande in der Nähe des Vorgebirges Hvarf zu und explorirte im Sommer des Jahres 984 weiter Fjorde im Norden, im Süden besonders den Rafnsfjord, den Ounartok- oder Lichtenaufjord. Nachdem er dann noch auf einem Holme in der Mündung des Erikfjordes überwintert hatte, kehrte Erik endlich im Sommer 985 nach dem Breidefjord in Island zurück. Hier berichtete er über das „grüne Land", das er entdeckt und erkundet hatte. Unter dem grünen Lande, Grönland, verstand er aber nicht etwa, wie wir, das gesammte Land, dessen Gestade er von den Gunnbjörnscheeren aus umschifft hatte,

sondern im geraden Gegensatz zu diesem unbewohnbaren Jökullande das grüne Land, das er im Innern der Fjorde entdeckt hatte. Daß das Wort Grönland diese Bedeutung hatte, ersieht man unter andern aus der oben erwähnten Cursdirection, wo es heißt, daß die Gunnbjörnscheeren halbwegs zwischen Island und Grönland liegen: das thun sie nämlich zwischen Island und dem grünen Lande am Eriksfjord, keineswegs aber zwischen Island und Grönland im gegenwärtigen Sinne, indem sie dicht an der Küste des Festlandes liegen. Für Erik, der nicht rein geographische Entdeckungen machen wollte, sondern ein zur Wohnung dienliches Land suchte, kam das unbewohnbare Land gar nicht weiter in Betracht. Seine Entdeckung erregte bei Vielen Lust, sich in dem neuen Lande niederzulassen, und im J. 986 ging Erik Raudi in Begleitung von mehreren Familien aus dem Breidefjord und dem Borgarfjord mit einer Flotte von 25 Schiffen wieder nach Grönland. Jedoch nur 14 Schiffe erreichten ihre Bestimmung, indem die übrigen theils Schiffbruch litten, theils nach Island zurücktrieben. Die Schiffahrt in jenen Gewässern, noch gegenwärtig so schwierig, mußte es damals so viel mehr sein.

Die Colonie theilte sich in eine nördliche und südliche, denen die Einwanderer aber mit Bezug auf ihre gegenseitige Lage die Namen östliche und westliche Niederlassung, Eistri Bygd und Vestri Bygd (vom isländ. byggia, bewohnen) beilegten, was später zu der irrthümlichen Annahme, die Eistri Bygd habe an der Ostküste von Grönland gelegen, Veranlassung gab. Die Eistri Bygd befaßte den gegenwärtigen District Julianehaab, die Vestri Bygd, die Districte Fiskernäs, Godthaab und Sukkertop. Zwischen der östlichen und westlichen Bygd lag die 12 Seemeilen breite Ubygd, das unbewohnte Land. Von den 15 einwandernden Bonden (Gutsherren) nahm jeder einen der entdeckten Fjorde in Besitz, Erik und 9 andere in der Ostbygd und 5 in der Westbygd. Die angesehensten Bonden waren Erik Raudi, Herjulf, Ketill, Hrafn, Solve, Helge Thorbrandson, Thorbjörn Glorg, Einar, Hafgrim, Arnlaug, Thorkell, Farserk, Thorstein. Nach ihnen wurden die meisten Fjorde und sonstigen, besonders bemerklichen Oertlichkeiten benannt, wie Herjulfsnes jetzt Ostpröven, Ketilsfjord jetzt Tassermiut, Hrafnsfjord jetzt Ounartok, Einarsfjord jetzt Igalliko, Eriksfjord jetzt Tunnudluorbik. Im J. 1004 kamen auch Thorleif Kimbi und Snorre, die Söhne Thorbrand's, des Feindes Erik's, um dessentwillen dieser hatte Island verlassen müssen, und es kam sonst viel Zuzug angesehener Bonden.

Es ist bewunderungswürdig, wie sorgfältig Erik seine Exploration der über 100 Meilen langen Küstenstrecke der Colonie vorgenommen hatte. Sofort konnten die ersten Ansiedler die für Viehzucht und Fischerei geeignetsten Stellen in Besitz nehmen; keine entging ihrer Aufmerksamkeit. Erik aber hatte sich die vor allen anziehendste und vortheilhafteste Stelle ausgewählt. Er schlug seinen Wohnsitz auf zu Brattahlid in der Landenge zwischen den Spitzen des Eriksfjordes (Tunnudluarbik) und des Einarsfjordes (Igalliko) in einer der an Gras und Gebüsch reichsten Ebenen im Lande. Noch stehen die Grundmauern des Hauses. Brattahlid heißt steiler Fels (brattr und hlid), und das Haus wurde so benannt, weil es an einen Felsen mit glatter Seitenwand angebaut wurde, der die eine Längenmauer des Fundaments bildete. In der Ruine, die ein längliches Viereck bildet, besteht die eine Längenmauer aus einem 6 Ellen hohen Felsen mit einer solchen steilen und glatten Seite. Die andern drei Mauern sind 2 Ellen dick und von großen unbehauenen, aber sorgfältig abgepaßten Blöcken von rothem Sandstein. Im Anfang dieses Jahrhunderts stand auch noch der Thüreingang, 2¾ Ellen hoch, bedeckt nach Art aller dieser Ruinen von einem 3 Ellen langen Steine. Das Innere des Hauses ist 20 Ellen lang und 10 Ellen breit. Brattahlid stand dicht am Einarsfjord, der, weil er den größten Theil des Winters über offen bleibt, für die Communication vortheilhaft war, während der Eriksfjord, dessen Eisdecke lange steht, größere Vortheile für den Seehundsfang bot. Brattahlid hatte die centralste Lage in der Ostbygd. Es blieb auch nach Erik's Tode stets der Sitz des Lögmann, des obersten Amtmanns des Freistaates. In der Umgegend von Brattahlid findet man gegenwärtig sonst noch Reste von Häusern und von Einhägungen der alten Nordboeren in großer Anzahl.

Kurze Zeit nach der Gründung der Colonie, gegen 999, wurde das Christenthum dort eingeführt durch Leif, einen Sohn Erik's, der in Norwegen sich längere Zeit beim König Olaf Trygveson aufgehalten hatte und von diesem, der in ihm ein geeignetes Werkzeug zur Bekehrung Grönlands erkannt hatte, nachdem er selbst unterrichtet und bekehrt worden war, in Begleitung eines Priesters nach Grönland entsandt wurde. Leif erbaute eine Kirche zu Brattahlid und scheint das Werk der Bekehrung in sehr kurzer Zeit unter den Colonisten vollendet zu haben. Nur Erik wollte dem Glauben seiner Väter nicht untreu werden.

Wir finden Leif Erikson alsbald noch mit einem andern Werke beschäftigt, das den Aufenthalt der Normannen in Grönland zu welthistorischer Bedeutung erhoben hat, der Entdeckung Amerika's.

Biarne, der Sohn des Herjulf, welcher im J. 986 mit Erik Raudi nach Grönland gekommen war und zu Herjulfsnes (jetzt Ikigeit bei Ostpröven) saß, wollte sich von Norwegen zu seinem Vater begeben, wurde aber vom Sturme verschlagen und nach der Küste von Amerika getrieben, wo er der Beschreibung nach die Küsten von Labrador und Neufundland sichtete, jedoch nicht landete. Als Leif Erikson dies vernommen, faßte er den Entschluß, dieses neue große Land zu erkunden. So strebsam waren die alten Normannen, daß, nachdem sie kaum sich in einem neuen Lande angesiedelt hatten, sie nicht anstanden, ihre Unternehmungen sofort nach neuen fernen Landen auszudehnen. Er schiffte glücklich hinüber und gelangte zuerst an ein ödes Felsengestade, das von Labrador, das er Helluland nannte, von Helle, eine Steinfläche. Er fuhr weiter südlich und entdeckte Land mit schöner Waldung, weshalb er es Markland nannte, von Mörk, Wald. Dies war wol Neuschottland. Er fuhr eine be-

trächtliche Strecke weiter nach Süden und kam zu einer Insel in einer Bucht. Hier gefiel es ihm, er landete, baute sich Hütten, später Häuser. Es war Rhode Island, wo man Reste normannischer Häuser gefunden hat. Tyrker, ein Deutscher vom Rheine, ein alter Hausfreund Leif's, der ihm hierher gefolgt war, fand Weintrauben, weshalb Leif das Land Vinland nannte. Er fuhr bald darauf heim nach Brattahlid, wo er nach seines Vaters Tode Lögmann wurde. Die Entdeckungsreisen nach Vinland wurden fortgesetzt von Erik's zweitem Sohne Thorvald, welcher zuerst mit den Eingeborenen zusammenstieß. In einem hitzigen Gefecht, in welchem die Eingeborenen in Masse angriffen, wurde Thorvald erschossen. Das Schiffsvolk blieb jedoch den Winter über und kehrte erst im Frühjahre zurück. Der dritte Bruder, Thorstein, ging jetzt nach Vinland, wurde jedoch vom Wetter nach Grönland zurückgetrieben und starb hier an einer Seuche. Um diese Zeit kam Thorfinn Karlsefne, ein angesehener Bonde, aus Island nach Grönland, welcher Gudred, Thorstein Erikson's Witwe, heirathete. Derselbe setzte das Entdeckungswerk fort, ging mit zwei stark bemannten Schiffen nach Vinland (1007—1010). Es kam wieder zu blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen. Die Nordboeren erkannten, daß sie nimmer würden eine ruhige Aufenthaltsstätte in Vinland erlangen können. Thorfinn Karlsefne kehrte zurück, und es folgte noch die Expedition des Thorvard und dessen Frau Freydis, Erik's Tochter, begleitet von Helge und Finboga. Dieselbe hatte ebenfalls keinen Erfolg, und es kam dabei zu Streitigkeiten zwischen Freydis und Helge und Finboga, welche das verrätherische und blutdürstige Weib veranlaßten, die Partei der letztern zu überfallen und sie, Mann, Weib und Kind, theilweise mit der eigenen, mit der Axt bewaffneten Hand zu erschlagen. Wenn die grönländer Nordboeren sich aber auch nicht in Vinland festzusetzen vermochten, so setzten sie doch ihre Handelsunternehmungen nach Vinland und namentlich nach dem holzreichen Marklande bis ins 14. Jahrh. fort. Holz war nebst Eisen ihr wichtigster, unentbehrlichster Einfuhrsartikel. Im J. 1347 kam ein Schiff mit 18 Mann Besatzung von Markland über Grönland in Bergen (Norwegen) an, die letzte Nachricht von der Beschiffung Amerika's seitens der Normannen, die wir besitzen. Allein, wenn es sich gleich nicht ausdrücklich nachweisen läßt, daß die Schiffahrt, wenigstens zwischen Grönland und Markland, länger bestand, so ist deswegen doch nicht anzunehmen, daß sie damals gänzlich aufgehört habe. Jedenfalls aber läßt sich nicht streitig machen, daß den Normannen die Ehre der ersten Entdeckung Amerika's gebührt. Dies geschieht jedoch fortwährend, namentlich — wahrscheinlich im Interesse der lateinischen Nationalität — von französischen Geographen, wie z. B. St. Martin. Haben die Normannen die Entdeckung Amerika's nicht in dem Sinne gemacht, daß ihnen die volle geographische Bedeutung derselben klar war, so war dies ebenso wenig bei Colombo der Fall. Der hatte auch, nicht Amerika, nicht die neue westliche Welt, sondern die alte östliche Welt, Indien, und die Westfahrt nach demselben gesucht und, soweit ihm bekannt war, gefunden. Wir sind aber geneigt, weiter zu gehen und vermuthen einen unmittelbaren causalen Zusammenhang zwischen beiden Entdeckungen. Colombo war im J. 1477 in Island und es ist gar nicht anders möglich, als daß der sorgfältige Forscher hier wenigstens eine allgemeine Kenntniß von den Landen im Westen erlangte, die den Isländern so wohl bekannt waren, und über die sie in ihren Schriften so viel berichten.

Wir haben gleich aus der ersten Zeit der Niederlassung in Grönland Bericht von einer Reise, die rücksichtlich der Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, eine erstaunliche Leistung ist, eine viel erstaunlichere, als eine Fahrt von Grönland nach Vinland, die Bootfahrt des Thorgils Orrabeinsfostre längs der furchtbaren südlichen Ostküste von Grönland, welche drei Sommer und zwei Winter in Anspruch nahm, eine Fahrt, welche zu der vielbewunderten Bootfahrt des Capitäns Graah an derselben Ostküste ein genaues Seitenstück bildet. Die Fahrt zeigt zugleich, daß in der Beschaffenheit des Treibeises an jener Küste seit der damaligen Zeit keine Veränderung eingetreten ist. Thorgil's Orrabeinsfostre, früher Genosse des Viking Hakon Jarl in Norwegen, zog im J. 998 auf Erik's Einladung mit Frau und zahlreichem Gefolge nach Grönland. Sein Schiff scheiterte an der Ostküste zwischen Eisbergen, doch wurden die Boote gerettet. Sie bauten sich am Ufer Winterhütten aus Bretern vom gestrandeten Schiffe. Das Vieh, dessen sie nach Gebrauch der Normannen eine große Menge mitgenommen hatten, war größtentheils umgekommen, doch hatten sie ihr Mehl geborgen, fingen Seehunde und Fische. Der Frühling kam, allein das dicht zusammengepackte Treibeis machte es unmöglich, von der Stelle zu kommen. Sie sammelten im Sommer Lebensmittel, hinreichend einen andern Winter zu fristen. Das Frühjahr kam wieder und das Eis lag noch immer fest. Da ermordete Thorsrin, der Verwalter des Thorgils, in dessen Abwesenheit Thorey, die Frau seines Herrn, und entfloh mit den Sklaven, den Booten und sämmtlichem Proviant. Nur drei Mann waren zurückgeblieben. Thorgils fertigte sich ein Boot von Seehundsfellen mit einem Gerippe von Weidenzweigen nach Art des bei den grönländischen Eskimo üblichen Umiak. Er traf auch zwei Eskimoweiber, welche bei einem großen erlegten Seethiere saßen, vertrieb die Weiber und bemächtigte sich des Fleisches. Man ersieht also, daß auch das südliche Grönland damals schon von den Eskimo bewohnt wurde, was oft in Abrede gestellt worden ist. Das Eis brach jetzt endlich auf und Thorgils fuhr mit seinen drei Mann fort im Umiak. Sie fuhren südwestlich längs der Küste und gelangten bis zu einer Stelle, Saelore genannt, wo sie den folgenden Winter blieben. Im Sommer arbeiteten sie sich weiter längs der steilen Küste, an vielen Gletschern vorbei, den äußersten Mangel erduldend, bis sie endlich einen Bär erlegten. Sie holten hierauf den flüchtigen Verwalter ein, den sie in einem Zelte am Gestade trafen und den Thorgils erschlug. Sie gelangten endlich zu einer Stelle, wo Rolf, der aus der Ostbygd verwiesen worden war, sich angesiedelt hatte, blieben hier noch einen

Winter und erreichten im nächsten Sommer mit Rolf's Beistand Brattahlid.

Im J. 1021 starb Leif Erikson und es folgte dessen Sohn Thorkel als Lögmann, der letzte von Erik's Geschlecht. Es herrschte damals viel Streit und Hader unter den Ansiedlern. Die bei den Normannen übliche unersättliche Blutrache rieb ganze Geschlechter auf. Der Fortschritt der Colonie wurde gehemmt, ihr Verfall vorbereitet.

Vom Jahre 1028—1070 war Skalde Helge aus Norwegen Lögmann, ein begabter und umsichtiger Mann, welcher ein neues Gesetz für den kleinen Freistaat ausarbeitete und Friede und Ordnung herstellte. Wohlstand und Volksmenge nahmen zu. Das Christenthum wurde befestigt. Im J. 1034 wurde Grönland vom Papste dem Erzbisthum Bremen unterstellt, 1112 wurde es von Erik, Bischof von Island, besucht, im J. 1123 aber beschlossen die Grönländer im allgemeinen Thing, Grönland zu einem eigenen Bisthum aufzurichten; hatte es gleich nicht die zu einem Bisthum erforderliche Volksmenge, so schien dies doch wegen der Entfernung des Landes erforderlich. Arnold, der erste Bischof, vom Erzbischof von Lund geweiht, bezog im J. 1126 seinen Sitz zu Gardar, ein Platz, welcher bald der wichtigste Mittelpunkt des Landes wurde. Gardar, wo der Dom, ein großes Mönchskloster und der Bischofssitz sich befanden, lag am innern Ende des Einarsfjordes (Igalliko), 2 Meilen von Brattahlid in einem grasreichen kleinen Thale. Der Dom stand auf einem Hügel und gewährte eine weite Aussicht über den Fjord. Noch stehen, gut erhalten, die Grundmauern des Doms und des Klosters. Im Kirchhofe hat man die Gräber, auch ein Stück der Glocke gefunden. Grönland hatte zusammen 18 Bischöfe.

Die Ostbygd hatte im 13. und 14. Jahrh., einschließlich des Doms, 12 Kirchen und 190 Gehöfte, die Westbygd hatte 4 Kirchen und 90 Gehöfte, wonach man die Bevölkerung der Ostbygd auf etwa 7000, die der Westbygd auf etwa 3000 Personen anschlägt. Die Einrichtungen waren wesentlich die sonst bei Normannen üblichen. Zur Berathung der öffentlichen Angelegenheiten und zur Rechtspflege versammelte man sich im Thing, jeder Fjord (Gau) zu seinem besonderen Thing unter dem Vorsitze des Häuptlings, das ganze Land zum allgemeinen Thing unter dem Vorsitze des Lögmanns oder Bischofs. Da das Thing mehrere Tage dauerte, so schlug man Buden auf, in denen man unterdeß wohnte; die Buden der Häuptlinge waren oft mit leinenen und wollenen Behängen, mit aus farbigen Zeugen ausgeschnittenen bunten Inschriften reich verziert. In der früheren Zeit waren die angeseheneren Häuptlinge meistens Vikinger, für die Grönland eine sehr geeignete Stelle war, von der aus sie ihre Expeditionen ins Werk setzen oder wohin sie sich davon zurückziehen konnten. Sie machten oft bedeutenden Aufwand im Lande. Mit dem Erlöschen des Vikingerthums war auch die eigentliche Blüthe Grönlands vorüber. Sonst trieben die Nordboeren Viehzucht, hielten Kühe, Schafe, Pferde, fingen Lachsforellen und machten Jagd auf Seehunde und Walrosse. Sie führten Käse und Butter, Rennthierfelle und Rennthierhörner, Walroßzähne, Seehundsfelle, Seehundsthran, einen aus Thran eingesiedeten Theer zum Beschmieren der Schiffskiele aus. Die Einfuhr bestand hauptsächlich in Bauholz und Eisen; Getreide bildete keinen so beträchtlichen Theil derselben, wie man vermuthen sollte, da kein Getreide im Lande selbst gezogen wurde. Die große Mehrzahl der Einwohner, namentlich in der späteren Zeit, lebte ziemlich kärglich. Die Nahrung war eine fast ausschließlich animalische, wie es freilich auch das Klima erfordert, und bestand aus Milch, Käse, Butter, Rind-, Rennthier-, Bären- und, zu einem großen Theile, aus Seehundsfleisch. Die Kleidung bestand aus Wollzeug und Fellen. Die Häuser waren von rohen, unbehauenen, jedoch sorgfältig abgepaßten Feldsteinen und hatten sehr schmale Eingänge. Das Geschirr war ziemlich roh und von einheimischem Topfstein.

Die wohlhabenderen Boeren hatten Großschiffe und Jachtschiffe oder Schuten, die sie im Sommer nach den Nordr setur, den Nordsitzen oder nördlichen Sommerstationen, wo Buden zur Wohnung erbaut waren, sandten, weil in den nördlichen Gegenden der Seehund- und Walroßfang ergiebiger ist. Diese Nordr setur waren: 1) Greipar, so genannt von Greip, Griff, das gegenwärtige Egedesmünde, wo vier Fjorde in das Land einschneiden und dasselbe in vier schmale Landzungen, gleichsam Finger, theilen; 2) Bjarneyjar, die Bäreninseln, lagen 9 Tage nördlich vom Lysufjord, gegenwärtig der Diskoarchipel; 3) Kroksfjardarheidi, die Kroksfjorderhaide, das öde Land am Lancastersund, wohin zu gelangen man ein weites und schwieriges Meer zu durchschiffen hatte, wo aber ergiebige Jagd auf Bären, Wale und Seehunde war. Im J. 1824 wurde auf der Insel Kingiktorsoak, in 72° 48′ nördl. Br., 4 Meilen nordwestlich von Upernivik, gegenwärtig die nördlichste dänische Colonie in Grönland, ein Runenstein gefunden, welcher am Siegestage (21. April) 1135 gelegt war und eine Grenzbestimmung enthielt. Im J. 1266 wurde eine von den Priestern zu Gardar ausgerüstete Entdeckungsfahrt über die Nordr setur und die Kroksfjardrheidi hinaus ausgeführt. Sie erblickten nordwärts viele Inseln und Fang aller Art, Seehunde, Walrosse, Bären, und gelangten bis in den innern Rückzug des Oceans (dem Smithssund), von wo das Land im Süden, soweit der Blick reichte, nur als eine einzige Eismasse erschien.

Um die Mitte des 13. Jahrh. trat eine wesentliche Veränderung ein; Grönland verlor, wie Island, seine Selbständigkeit und wurde dem norsischen Königreiche eingeschlossen. Es geschah unter Mitwirkung des Papstes und der Geistlichkeit ohne sonderlichen Widerstand der Einwohner. Der im J. 1260 eintretende neue Bischof Olaf kam aus Norwegen mit dem Auftrage, die Grönländer zu bereden, sich Kong Hakon Hakonsen zu unterwerfen, und im folgenden Jahre erfolgte die Huldigung der Grönländer. Ein vollständiger Wechsel trat nun ein in dem bisher so freien Leben in Grönland. Die grönländischen Gesetze und Freiheiten wurden abgeschafft, auch der Freihandel, ohne den die Colonie gar nicht bestehen konnte,

Grönland wurde zum königlichen Schatzlande, sein Handel zum königlichen Monopol erklärt, aller Handel den eigenen Unterthanen und den Fremden streng untersagt. Dabei konnte aber die Regierung selbst in den großen und langwierigen Kriegen, die damals in Skandinavien geführt wurden, keine Handelsschiffe nach einer so entfernten Colonie senden. Der Verkehr Grönlands mit Europa war oft eine ganze Reihe von Jahren lang vollständig unterbrochen. Unter solchen Umständen müssen die meisten wohlhabenden Leute nach und nach aus dem Lande weggezogen sein.

Von jetzt ab berichtet die Geschichte Grönlands nur noch von Unglücksfällen, die auf einander folgen bis zum Ende. Der schwarze Tod, eine verheerende Pest, die, von Palästina nach Apulien gebracht, sich während der Jahre 1347—51 über ganz Europa verbreitete und besonders in den Nordländern wüthete, kam im J. 1349 mit einem londoner Schiffe nach Bergen und tödtete zwei Drittel der Bewohner Norwegens. Wir wissen nicht, ob die Pest auch nach Grönland kam, allein es gerieth dadurch immer mehr außer Verbindung mit Norwegen und Europa. Die Skrälinger (Eskimo) nahmen bald wahr, wie sehr die Bygden in Verfall gerathen. Im J. 1379 wurde die Westbygd von ihnen überfallen, 18 Mann erschlagen, 2 Knaben in die Sklaverei weggeführt. Der Kampf wurde dann fortgesetzt und die Westbygd gänzlich zerstört. Noch heute erzählen die Eskimo von der blutigen Schlacht am Pissiksarkibsfjord bei Godthaab, die damals zwischen ihren Vätern und den Bärtigen, wie sie die alten Nordboeren nennen, stattfand. Als die Verstärkung von der Ostbygd eintraf, fand diese keinen Landsmann mehr am Leben. Nur das Vieh lief wild im Felde umher. Die Ostbygd war jetzt ganz auf sich selbst angewiesen, ohne allen Beistand vom Mutterlande oder von der Schwester-Niederlassung. Da kam der Schwachen Verderben von einer Seite, von der man es wol am wenigsten erwarten durfte. Im J. 1418 erschien eine englische Menschenräuberflotte an der Ostbygd, zerstörte eine Anzahl Häuser und 9 Kirchen und führte eine Menge Einwohner in die Sklaverei. Man nimmt an, daß es eine englische Bande war, weil die Engländer, namentlich zu Bristol, zu damaliger Zeit Menschenraub trieben und, infolge der Verheerungen, die der schwarze Tod angerichtet hatte, ihre Raubzüge in weitere Entfernungen ausdehnen mußten. Im J. 1432 schloß König Erik von Dänemark und Norwegen mit König Heinrich VI. von England einen Vertrag ab behufs Schadenersatzes für die während der letzten 20 Jahre von den Engländern in den königlichen Schatzländern — mithin in Grönland — verübten Menschenräubereien. Das Letzte, was man über die Eistribygd vernimmt, sind die Klagen derselben, welche dem Papste, wie dieser in einem Briefe an den Erzbischof von Norwegen und den Bischof von Island vom Jahre 1448 meldet, über Island, Norwegen und England zukamen, über den Mangel an Kirchen und Geistlichen in Grönland; denn es seien viele von ihnen wieder aus der (englischen?) Gefangenschaft zurückgekommen und hätten ihre früheren Erwerbsgeschäfte wieder aufgenommen, aber wegen der Entfernung der wenigen Kirchen, die der feindlichen Zerstörung entgangen, könnten sie Gottes Haus nicht besuchen, ohne lange und beschwerliche Wanderungen über Land vorzunehmen. Hier bricht die Geschichte von der Eistribygd ab. Aus den Traditionen der gegenwärtigen grönländischen Eskimo scheint jedoch hervorzugehen, daß die Ostbygd nicht, wie die Westbygd, auf einmal im Kampfe mit den Eskimo unterging, sondern daß sich noch lange hie und da kleine Gemeinden erhielten. Die Mehrzahl der Einwohner dürfte, als ihre früheren Erwerbsquellen versiegten, allmälig weggezogen sein.

2) Spätere Exploration und Colonisation. Was auch immer das Ende der östlichen Niederlassung gewesen sein mag, es bleibt ein sehr bemerkenswerther Umstand, daß man sich über 100 Jahre lang dermaßen wenig um die verlassene Colonie im Mutterlande bekümmerte, daß sogar ihre Lage vollständig in Vergessenheit gerieth. Als man dann später in Dänemark Expeditionen entsandte, um die Colonie wiederzufinden, machte die aus dem Namen Ostbygd entstandene irrthümliche Annahme, dieselbe habe an der südlichen Ostküste Grönlands gelegen, eine Küste, die wegen der furchtbaren Beschaffenheit des dortigen Treibeises für Segelschiffe unnahbar ist, alle dahin zielenden Versuche erfolglos. Im J. 1579 entsandte König Frederik II. von Dänemark die erste Expedition unter Jacob Alldag nach der Ostküste, welche unverrichteter Dinge zurückkehrte. Dann ging (1581) Magnus Henningsen dahin, ein tüchtiger Seemann, welcher zwei Jahre lang vergebliche Landungsversuche machte. Hierauf wurde der Engländer John Davis, welchen londoner Kaufleute mit mehreren Schiffen zur Entdeckung der Nordwestdurchfahrt abgesandt hatten, auf seinen drei Reisen, 1585, 1586 und 1587, der Wiederentdecker der Westküste. Er landete glücklich, wahrscheinlich im jetzigen District Godthaab, fuhr in einen Fjord und trieb Tauschhandel mit den Eingeborenen und setzte seine Explorationen an beiden Seiten der nach ihm benannten Straße fort bis Sanderson's Hope in 72° nördl. Br. am Eingange der Baffinsbai.

Die Dänen sandten dann (1605) Lindenow abermals nach der Ostküste, der wieder nicht landen konnte. Im folgenden Jahre ging Lindenow mit dem englischen Capitän James Hall in drei Schiffen nach Davis' Vorgang nach der Westküste. Lindenow landete in Fiskernäs, trieb Tauschhandel mit den Eingeborenen und raubte in schmählicher Weise zwei von denselben. Hall, welcher in Holsteensborg landete und Tauschhandel trieb, glaubte Silberadern gefunden zu haben. Da die Dänen nun fanden, daß an der Westküste weder die Einwohner noch das Land den sehr großartigen Vorstellungen entsprachen, die man sich von der Ostbygd machte, so wurden sie dadurch in ihrer Ansicht bestärkt, dieselbe sei an der Ostküste zu suchen. Es ging daher (1607) wieder eine Expedition dahin ab, die wieder nichts ausrichten konnte. Im J. 1612 fand eine englische Expedition unter James Hall nach den Silbergruben an der Westküste statt. Hall wurde

von den Eskimo ermordet, das vermeintliche Silbererz erwies sich als ein völlig werthloser Stoff.

Die dänische Regierung ließ nunmehr die Sache fallen; allein so sehr hatte sich die Vorstellung von dem Reichthum des Landes, wo einst die isländische Colonie geblüht hatte, festgesetzt, daß im J. 1636 eine Privatgesellschaft, die Grönlandsk Compagnie, zwei Schiffe ausrüstete, welche das Land untersuchen, sowie Walfischfang und Handel mit den Eingeborenen treiben sollten. An der Westküste eröffneten die Schiffe bald einen lebhaften Tauschhandel mit den Eingeborenen. Da entdeckte ein Matrose einen glänzenden gelblichen Sand an der Küste. Derselbe wurde für Goldsand erklärt, der Tauschhandel wurde eingestellt, der Walfischfang unterlassen und volle Ladungen des Goldsandes eingenommen, welcher sich als ebenso werthlos herausstellte, wie jenes Silbererz.

In den Jahren 1652—1654 machte der Däne David Danell seine drei Reisen. Dieselben fanden auf Rechnung eines wohlhabenden Privatmannes, Henrik Moller, statt und sind von wissenschaftlicher Wichtigkeit. Er befuhr jedesmal die südliche Ostküste, aber nur einmal konnte er derselben bis auf ein paar Meilen nahe kommen. Er sichtete hier Cap Danell, 65° 40′ nördl. Br., gleich Cap Farvel, einer der vier Hauptecksteine der Landmasse von Grönland. Er untersuchte auch einen großen Theil der Westküste, entdeckte die großen Fischbänke von Holsteensborg, befuhr viele Fjorde und trieb Handel. Die Ausbeute deckte jedoch die Unkosten nicht. Im J. 1670 machte Otto Axelsen noch eine Fahrt nach der Ostküste, kam jedoch nicht zurück, indem er wahrscheinlich im Eise unterging.

Die Dänen gaben jetzt weitere Versuche auf. Dagegen begannen die Fischereiunternehmungen, namentlich die Walfischerei der Engländer und Holländer in der Davisstraße. Die Holländer trieben Handel mit den Grönländern, indem sie bei den Dorfschaften anliefen und Speck (d. i. Seehundsfett) aufkauften, ein Tauschhandel, der sich überaus vortheilhaft erwies, indem Artikel, wie Stücke alten Eisens, Nähnadeln, für die Holländer von sehr geringem, für die Grönländer von sehr hohem Werthe waren. Doch gab der Handel auch oft Anlaß zu blutigen Händeln mit den Grönländern. Die Holländer beschifften mit erstaunlicher Kühnheit und Ausdauer die gesammte Küste von Upernivik bis Rennortalik. Man findet überall Benennungen, wie Hollanderhafen, Hollanderbucht, Hollanderwarte. Die Holländer machten jedoch keinen Versuch, sich an der Küste festzusetzen.

Da gelang es den Anstrengungen Hans Egede's, die Blicke der dänischen Regierung wieder auf Grönland zu lenken (s. Egede und unten die Abschnitte Mission und Handel).

Hans Egede gründete im J. 1723 die erste dänische Ansiedelung auf dem äußersten Ö vor Baals Revier, dem jetzigen Godthaabsfjord, von wo sich die dänische Colonie über die ganze Westküste, soweit sie commerciell benutzbar ist, ausgebreitet hat. Egede bereiste einen großen Theil der Westküste, südlich fast bis Rennortalik, sah zuerst die Kirchenruinen in der Nähe der jetzigen Koloni Julianehaab und reiste nördlich mit Walfängern bis zum jetzigen Holsteensborg, wo auf seinen Rath bereits im J. 1724 eine Walfangloge errichtet wurde.

Im J. 1726 löste die Bergener Gesellschaft sich auf und die dänische Regierung übernahm die Colonie selbst. Man hegte großartige Erwartungen. Noch vollständig mit den grönländischen Verhältnissen unbekannt, glaubte man, eine Colonie im großen Style begründen zu können. Zuvörderst wurde ein Kongelig Kommissarius hingesandt, welcher untersuchen sollte, wie der Handel mit den Eingeborenen sich am besten einrichten lasse. Im J. 1728 wurden dann zwei Kriegsschiffe hingesandt; ein Fort mit zwölf Kanonen sollte angelegt werden, ein Gouverneur, ein Fortcommandant, Besatzung, Armirung wurden mitgenommen, auch zwölf Pferde, auf welchen der Gouverneur von der Westküste nach der Ostküste reiten sollte, um die Ostbygd zu finden. Die Pferde kamen sämmtlich um, die Ansiedler geriethen in große Noth. Eine Anzahl männlicher und weiblicher Sträflinge wurden aus dem kopenhagener Zuchthause genommen, nach dem Loose verheirathet und nach Godthaab gesandt, um Arbeitskräfte zu liefern. Das aufrührerische, wilde Leben dieser Leute setzte die Grönländer in Schrecken. Der Gouverneur mußte sich gegen das meuterische Volk im Fort einschließen und seine Kanonen aufpflanzen. Von diesen Ansiedlern starben 40 zu Godthaab im ersten Winter.

Die dänische Regierung erkannte nun die Verhältnisse einigermaßen und rief (1731) den Gouverneur, die Besatzung und sämmtliche dänische Colonisten wieder ab. Durch Egede's Standhaftigkeit, der mit wenigen Genossen in Grönland blieb, wurde die Colonie erhalten, trotz der Verheerungen, welche die von Kopenhagen in Grönland eingeschleppten Blattern damals unter der einheimischen Bevölkerung anrichteten. Im J. 1734 erhielt der Kaufmann Jacob Severin das Monopol des grönländischen Handels nebst einer jährlichen Subvention von 5000 Rdlr. unter der Bedingung, daraus die dänische Mission zu unterhalten. Der umsichtige Mann behielt das Geschäft bis zum Jahre 1750 und wurde der Gründer des dänisch-grönländischen Handelswesens. Mehrere neue Colonien, wie Christianshaab, Jacobshavn, Frederikshaab, wurden angelegt. Den Holländern wurde der Handel mit Grönland verboten.

Im J. 1750 wurde das Handelsmonopol einer dänischen Privatgesellschaft, der „Almindelige Handelskompagni" zu Kopenhagen, übertragen. Dieselbe breitete den Handel über den größten Theil der Küste aus und legte die übrigen gegenwärtig bestehenden Colonien bis Upernivik an. Nur der südlichste Theil des Landes, der jetzige District Julianehaab, war wegen der Schwierigkeiten, welche das Treibeis an seiner Küste verursachte, noch unbekannt geblieben, obgleich Hans Egede bereits dahin vorgedrungen war. Die Kompagni entsandte deshalb ihren Beamten Peter Olsen Wallöe, um bis an die Südspitze des Landes vorzudringen, wo möglich, auch nach der Ostküste, um die Ueberreste der Eistribygd zu entdecken.

Wallöe führte seine höchst verdienstliche Reise in den

Jahren 1751—1753 aus und drang wirklich auch an der Ostküste vor bis 61° nördl. Br. Er explorirte den District Julianehaab, gab die ersten Mittheilungen über den entwickelten Pflanzenwuchs im Innern der dortigen Fjorde und beschrieb die zahlreichen Reste einer frühern europäischen Bevölkerung. Der Kanzleisecretär Eggers in Kopenhagen wies bald darauf gründlich nach, die Ostbygd sei der District Julianehaab.

Um 1774 gingen die Geschäfte der Handelskompagni zurück und die dänische Regierung übernahm den grönländischen Handel auf eigene Rechnung. Im J. 1775 wurde die Koloni Julianehaab angelegt.

Im J. 1782 wurde der königliche „Instrux" für die Europäer in Grönland erlassen, welcher als das gegenwärtige Grundgesetz des Landes gilt. Die beiden Inspecteure wurden eingesetzt, um über die Aufrechthaltung des Gesetzes zu wachen. Während der ersten 30 Jahre war der Walfischfang der wichtigste Betrieb und lieferte in einer Anzahl von Handelsetablissementen, namentlich an der Diskobucht, in Holsteensborg und Sukkertop ansehnliche Ausbeute. Später nahm der Walfischfang immer mehr ab und es hob sich dagegen der Seehundsfang als eigener Erwerb der Grönländer. Es wurden jetzt Udsteder oder Filialhandelsplätze an allen bewohnteren Ortschaften angelegt. Das Geschäft hatte mit vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen und erlitt eine fast gänzliche Unterbrechung während der langen französischen Kriegszeit, wo die Schiffe mit Retourladungen von den Engländern aufgebracht wurden. Erst seit 1829 hat sich das königlich dänische Handelsetablissement von den schweren Stößen, die es betrafen, wieder erholt.

Man hatte inzwischen in Dänemark dem glänzenden Bilde von der Eistribygd, die man trotz Wallöe's und Eggers' Nachweise noch immer an der Ostküste suchte, nicht gänzlich entsagen können. Lövenörn versuchte in den Jahren 1786 und 1787 im Auftrage des Königs Christian VII. die Exploration der Ostküste, allein er war so wenig, wie seine Vorgänger, im Stande, an jene Küste heranzukommen. Später veranlaßten die Erfolge Skoresby's an der nördlichen Ostküste die Dänen, die südliche Ostküste noch einmal ins Auge zu fassen. Dies veranlaßte die heroische Fahrt des Capitän Graah im grönländischen Fellboot (Umiak) in den Jahren 1829 und 1830. Graah war seit Thorgils Orrabeinsfostre der erste Europäer, dem es gelang, sich durch das Treibeis hindurchzuwinden und dem Gestade des Festlandes hinreichend nahezukommen, um dessen Beschaffenheit zu erkennen. Er gelangte bis 65° 15′ nördl. Br. Diese Reise entschied definitiv die Frage über die Lage der östlichen Bygd.

Die Westküste im Norden der dänischen Besitzungen war bereits im J. 1616 durch Baffin im Allgemeinen erkundet worden, welcher die nach ihm benannte Bai umfuhr und den Smithssund, Jonessund und Lancastersund entdeckte, ohne sie zu untersuchen und in sie einzudringen, weil er sie für landumschlossene Buchten hielt. Im J. 1818 entdeckte John Roß die Melvillebai und stellte Untersuchungen bis an den Smithssund an. Im J. 1852 drang Inglefield in den Smithssund ein, welcher bisher aller Erkundung widerstanden hatte und gelangte bis 78° 30′ nördl. Br., Cap Hatherton. Im folgenden Jahre (1853) drang Kane in den Smithssund ein und brachte die „Advance" vor Anker in Rensselaer Bai, in 78° 38′ nördl. Br., wo er unter der Breite von Nordspitzbergen, aber einem viel strengeren Klima, zwei Winter zubrachte, das nördlichste Winterquartier, das bis jetzt bestanden worden ist. Von hier aus erkundete er und sein Schiffsgefährte Morton das ganze Nordgestade Grönlands bis Cap Constitution, an dessen steilen Felsen, als Morton es erreichte (24. Juni 1854), das offene circumpolare Meer brandete. Hayes, ein anderer Gefährte, ging über den Smithssund und erkundete das jenseitige Gestade von Grinnell-Land nördlich bis Cap Frazer in 79° 45′ nördl. Br. Im J. 1860 unternahm Hayes eine zweite Reise nach dem Smithssund und setzte seine Erkundung der Küste von Grinnell-Land weiter fort bis zum Mount Parry und zum Cap Union.

Die nördliche Ostküste ist zwischen Cap Danell und Cap Barclay in 69° 12′ nördl. Br. durchaus unbekannt. Den alten Nordboeren war die nördliche Ostküste im Allgemeinen unter dem Namen Svale arde bekannt. Unter den neuern Reisenden erreichte Henry Hudson auf seiner Nordpolfahrt im J. 1607 diese Küste zuerst, nämlich an der Strecke Hold with Hope, nach Clavering ein Theil der hohen und steilen Küste des Festlandes, welcher zwischen Gael Hamkes' Bai, 74°, und Forster's Bai, 73° 26′, einen weit vortretenden Bogen beschreibt. Der holländische Schiffer Gael Hamkes sichtete die nach ihm benannte Bai (Fjord) im Norden von „Hudson's" Hold with Hope im J. 1754. Der dänische Schiffer Volgvard Boon entdeckte im J. 1761 den nach seinem Wiederentdecker benannten Scoresbysund, nördlich von Cap Brewster, 70° 24′ nördl. Br. Scoresby war jedoch der erste, dem es gelang, die Küste zu erreichen und zugleich geographische Kunde davon zu geben. Bereits Capitän Scoresby, der Aeltere, fuhr im J. 1817 durch das Treibeis an der Ostküste und erreichte die Ostküste jenseits 70° nördl. Br. Sein Sohn kreuzte im Sommer 1822 über zwei Monate an jener Küste und erforschte dieselbe, große Irrthümer in den bisherigen Karten berichtigend, von Cap Barclay bis zum 72° nördl. Br. Er landete am Cap Lister (70° 30′ nördl. Br.) und mehreren andern Stellen. Capitän Clavering und der Physiker Sabine erreichten diese Küste 1823 und verweilten dort über einen Monat behufs Pendelbeobachtungen. Sie lieferten eine höchst verdienstliche Aufnahme der Küste von der Haystack Insel, 75° 45′, bis Cap Parry, 72° nördl. Br. Schließlich ist durch Capitän Koldewey auf der deutschen Nordpolfahrt von 1869 und 1870 die Kunde der nördlichen Ostküste bis zum 77° nördl. Br. fortgeführt worden.

II. Die Oberfläche des Landes. 1) Configuration. Grönland stimmt in der äußern Bodengestaltung sehr mit Skandinavien überein, sowol in der Fjordbildung der Küsten, wie in der Längenstreckung, nur daß Skandinavien in seiner Längenstreckung einen

Bogen aus Nordosten nach Süden, Grönland aber einen Bogen aus Nordwesten nach Süden bildet. Grönland ist in seiner orographischen Bildung eine unmittelbare Fortsetzung des unter den Namen Ellesmere-Land und Grinnell-Land befaßten Landes im Westen des Smithssundes und Kennedykanals und bildet von hier aus das Segment einer bogenförmigen Stufe, deren westliche Längenküste sich von Cap York bis Cap Farvel erstreckt, während die Strecke von Cap York bis Cap Constitution die nördliche, die von Cap Farvel bis Cap Danell die südliche Querküste ausmacht. Die östliche Längenküste ist, so weit sie bekannt ist, der westlichen parallel.

Der einzige, näher bekannte Theil Grönlands ist dessen Westküste. Dieselbe zeichnet sich durch ihre Fjordbildung aus, indem sie von zahlreichen Meeresarmen tief eingekerbt und durchzogen ist und eigentlich nur aus Halbinseln und Inseln besteht. Diese Halbinseln haben abwechselnd eine vorwiegend nordwestliche oder südwestliche Richtung; was daraus entsteht, daß der westliche Theil Grönlands wieder in vier durch Meeresarme von einander getrennten Bogen gebildet ist. Die erste Bogenstufe läuft um die Küste der Melville-Bai, von Cap York nach Cap Wilson, die Strecke von Cap York nach Cap Alexander am Eingange des Smithssundes ist die Breite der Stufe im Anhub, während sie in den vorwiegend nach Südost gestreckten Halbinseln und Inseln von Cap Wilson bis Svarte Huks Naes ausläuft. Diese halbbogenförmige Stufe ist durch den breiten Omenakfjord von der folgenden Stufe getrennt und ihre Länge ist der der beiden folgenden Stufen gleich. Die zweite bogenförmige Stufe ist die Küste der Disko-Bucht; sie beginnt im Süden des Omenakfjordes, nach Südosten streichend, mit der großen Halbinsel Noursoak und der Insel Disko, umzieht die Bucht und läuft, südwestlich streichend, in den ungezählten Inseln von Egedesmünde aus. Die dritte Stufe beginnt am Nordre Stromfjord, erscheint bereits unterseeisch in den großen Fischbänken von Holsteenborg und läuft am Eisfjord Jisblink im Süden von Fiskernaes aus. Die vierte Stufe bildet den scharf nach Südosten gezogenen Bogen, mit welchem Grönland abschließt. In diesen vier bogenförmigen Stufen gliedert sich die westliche Hälfte Grönlands; die östliche Hälfte wird aus einer der westlichen wahrscheinlich parallelen Reihe von Stufen bestehen, mit der wir jedoch noch nicht bekannt sind; sie beginnt im Norden mit Washington-Land im Osten des Kennedy-Kanals und scheint hier durch einen an 60 englische Meilen breiten Zwischenraum vom westgrönländischen Lande am Smithssunde getrennt.

2) Das Außenland und das Binneneis. Die Meerarme, welche den äußern Gürtel von Halbinseln und Inseln an der Westküste durchziehen, schneiden an 10—20 dänische Meilen in das Land ein, worauf das feste Binnenland beginnt. Verfolgt man die tieferen Fjorde soweit, wie möglich, landeinwärts, so findet man sie sämmtlich von einer steilen Eiswand abgesperrt. Besteigt man eine Anhöhe, so sieht man, daß jene Eiswand, die vom Fjordwasser aufsteigt, sich im Hintergrunde in eine Eisfläche verliert, die sich einförmig und ohne Unterbrechung über das Land ausbreitet, soweit das Auge reicht. Man erkennt bald, daß in dieser Eisfläche alle Eiswände, die sich in die Fjorde hinunterziehen, ihren Ursprung haben. Geht man vom Ende der minder tiefen Fjorde, welche nicht mit einem solchen Eisabhange endigen, eine Strecke in östlicher Richtung landeinwärts, so stößt man überall bald auf die Außenwand einer mächtigen Eismasse, und überzeugt sich von einer in der Nähe liegenden Anhöhe bald, daß diese Eismasse eins ist mit der Eisfläche, von der sich die Eisgehänge in die Fjorde hinuntersenken. Die Linie, welche das Ende der tieferen Fjorde berührt und den 10—20 Meilen breiten Gürtel des Außenlandes nach Osten begrenzt, beschreibt mithin die Grenze einer Eismasse, welche das gesammte Binnenland bedeckt.

A. Das Binneneis. Von wo auch gesehen, überall durch die ganze Länge des Landes erscheint im Hintergrunde eine ebene, ununterbrochene Fläche, aus welcher gleich Inseln aus der See, hie und da Bergspitzen emporragen, das große grönländische **mer de glace**, von den Grönländern **Sermersoak**, das große Eis, von den Dänen das **Jisblink**, der Eisglanz, genannt. Dieses Plateau von purpurschimmerndem Eis bedeckt gleichmäßig alle Höhen und füllt alle Einsenkungen aus bis zur Höhe von 2 oder 3000 Fuß; dasselbe unterscheidet sich also wesentlich von den Eismassen, welche in allen Zonen der Erde die hohen Berge bedecken; denn diese, die Gletscher, bilden sich stets nach der Form der Oberfläche, die sie bedecken, sie beginnen in einer gewissen Höhe über dem Meere und legen sich gleich einer Schale über die Oberfläche des Berges, ziehen sich in engern Thälern zusammen, verlängern sich vor denselben, bis sie die wärmeren Regionen des Tieflandes erreichen. Das **mer de glace** des grönländischen Binnenlandes hat im Gegentheil das Aussehen, als sei es im flüssigen Zustande vom Tieflande aus in die Höhe gestiegen, habe hier Alles bis zur Höhe von 2000 Fuß gleichmäßig überschwemmt und sei dann in Eis verwandelt worden. Es erreicht auf der andern Seite gar nicht die Höhe von 4000 Fuß, auf der im mittlern und südlichen Grönland auf den von demselben unabhängigen Bergen des Außenlandes ständige Gletscher entstehen, sondern läßt die Gipfel, welche über seine Flächenhöhe hinausragen, unbedeckt. Solche inselartige Spitzen finden sich jedoch größtentheils am Westrande des **mer de glace**, der östliche Horizont verliert sich, soweit man vom Westrande aus hat wahrnehmen können, fast überall als eine flache Ebene ohne Unterbrechungen. Die Oberfläche, die in der Ferne ganz eben erscheint, ist es natürlich in Wirklichkeit nicht; sie ist vielmehr, wie alle Gletscher, tief gefurcht gleich den Wogen eines stürmischen Meeres. Die Tiefe der Furchen nimmt nach dem Innern zu. Die Oberfläche ist dabei unterbrochen von weiten Crevassen, deren Grund die Reisenden bisher nicht mit ihrem Senkblei erreichten. Die Kälte ist auch in den südlichen Theilen und im Sommer sehr beträchtlich. Des Nachmittags weht regelmäßig ein Wind, welcher so bitter kalt

ist, daß sogar die Eskimohunde unter dem Lei des Schlittens Schutz suchen. Nirgends erblickt der Reisende die Spur eines lebendigen Wesens.

Im Winter ist das mer de glace von tiefem Schnee bedeckt und hat dann eine glatte Oberfläche. Des Sommers schmilzt die Schneedecke größtentheils; das Wasser rinnt dann von der äußern Kante des Eises und fällt in die Crevassen hinunter und sucht in Strömen unter dem Eise seinen Weg zur Ausmündung.

Die Mächtigkeit des Eises ist nicht bekannt. Nach den Eisbergen, die es ins Meer hinausschickt, zu urtheilen, beträgt diese Mächtigkeit über 2000 Fuß. Wenn man erwägt, daß eine □Meile 10,250 Morgen enthält, daß das Gewicht eines Kubikzolles Regenwasser an 100 Tonnen per Morgen beträgt, und daß das Eis das specifische Gewicht von 8,9 des Wassers hat, so erhellt, daß das ununterbrochene Eisfeld von Grönland ungefähr einen Flächenraum von 300 Mill. Morgen und ein Gewicht von über 27,000 Mill. Tonnen für jeden Zoll seiner Dicke hat.

Der Gletscher birgt bekanntlich überall unter scheinbarer Ruhe stete Regung und Bewegung, und so ersieht man denn auch an den Ausmündungsstellen dieses großen Eisreservoires deutlich genug, daß es in steter Bewegung und folglich auch in stetem Wachsthume ist. Nach Beobachtungen, die Hayes vom October 1860 bis Juli 1861 an „My Brother John's" Gletscher, einer Ausmündung des großen mer de glace bei Hartensteen-Bai am Smithssunde, anstellte, betrug dessen jährlicher Fortschritt 100 Fuß, eine Geschwindigkeit, die jedoch eine ausnahmsweise große sein dürfte.

Das mer de glace enthält keine eigentlichen Moränen und führt überhaupt, im Ganzen genommen, nur unbeträchtliches Felsgetrümmer. Doch werden allerdings ausnahmsweise beträchtliche Steinmassen fortgeführt. Dr. Brown sah im J. 1870 in der Mündung des Waigat einen Eisberg, welcher einen Felsblock von der Größe eines geräumigen Hauses trug.

Alles Gletschereis entsteht bekanntlich, wie Rendu namentlich auch von den Alpengletschern gezeigt hat, durch Schneefall, durch wiederholtes Thauen und Frieren des Schnees, ein Vorgang, welcher ein sehr langsames, von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgesetztes Wachsthum voraussetzt. Das Eis des grönländischen mer de glace hat eine weißliche, von regelmäßig vertheilten, parallelen, langgezogenen, feinen Blasehöhlchen durchsetzte Hauptmasse: dies ist das durch langsames und wiederholtes Auflockern und Frieren aus Schnee entstandene Eis. Diese Hauptmasse ist durchzogen von großen, spaltenförmigen Gängen von saphirblauem, durchsichtigem Eis, in welchem sich immer die fremden Einmischungen von Gries und Steinen befinden, dies sind Spalten, die im Eise selbst durch Aufthauen entstanden, mit Wasser angefüllt und abermals gefroren sind. Man findet in den nördlichen Gegenden auch im Sommer oft ausgedehnte Strecken, wo die Oberfläche des Sermersoak nur aus dichtem Schnee besteht; nur in der Tiefe von 3 Fuß wird der Schnee mehr eisartig.

Wie das Gletschereis überhaupt eine plastische halbflüssige Masse ist, die sich im Allgemeinen nach denselben Gesetzen, wie Wasser, bewegt, der Gletscher sich im Allgemeinen, wie ein Fluß, verhält, so ist es denn hier das Gesammtflußsystem des grönländischen Festlandes, das sich in dem Eiszuge des Sermersoak darstellt. Der Abzug oder Abfluß dieses Eises geht hauptsächlich nach Westen oder Norden (Smithssund und Kennedykanal). Das wahrscheinlich an der Ostküste ziehende Hochgebirge hält die Massen des Sermersoak von derselben ab. An seinem Westabhange sind wol auch die ersten Geburtsstätten jener Massen zu suchen. Uebrigens scheinen die Eisflüsse ganz dieselben Abzugswege zu nehmen, welche sie als rinnendes Wasser nehmen würden. Die Eisströme, in denen das Binnenlandeis gegenwärtig in das Meer tritt, repräsentiren die verschwundenen Flußmündugen des Continents.

Wie von dem strengeren Klima, so hängt die Entwickelung der Eisschichten in Mächtigkeit wesentlich von der Ausdehnung des Binnenlandes ab, das es durchwandert, weshalb man weder im südlichen Grönland noch auch in Spitzbergen irgend etwas findet, das den Dimensionen der Eisproducte in Nord- und Mittelgrönland entspricht. Die Bildung großer Eisberge beginnt zuerst mit Jacobshavn's Iisfiord oder mit 69°, wo die größere Breitenerstreckung Grönlands von Westen nach Ost beginnt.

In gleicher Weise hängt die Ausdehnung des mer de glace in großem Maße eben von seiner Ausdehnung ab. Bei der Kürze des Sommers und der Länge des Wegs, welchen die Binnengewässer bis zum Meere zurückzulegen hatten, hatten dieselben von Vorn herein eine vermehrte Anlage zur Eisbildung; denn bei dem baldigen Eintritt des Winters mußte die Einwirkung des Thauens durch vermehrten Eisnachschub überwältigt werden, und indem sich dies im Laufe langer Zeiten fortsetzte, mußte das Eis endlich jene unbedingte Herrschaft erlangen, welche die gegenwärtige hohe Eisüberschwemmung des gesammten Binnenlandes ergab.

Breitet sich das Binneneis gegenwärtig weiter aus, sodaß das eisfreie Außenland davon überschwemmt werden kann? War Grönland zu Erik Rauda's Zeit fruchtbarer und wärmer? Wir glauben im Allgemeinen nicht. Das Eis erstreckte sich zur Zeit der alten Skandinavier jedenfalls schon über das gesammte innere Festland, sodaß sie keinen Durchgang durch dasselbe finden konnten. Die Naturverhältnisse scheinen damals dieselben gewesen zu sein, wie heutzutage. Seit Egede's Zeit hat jedenfalls kein bemerklicher Zuwachs stattgefunden.

Das Binneneis stammt jedenfalls aus sehr alten Zeiten, es ist eine Bildung vieler Jahrtausende. Nach Rink's Berechnung beträgt der jährliche Niederschlag an Schnee und Regen in Grönland 10 Zoll, wogegen er die jährliche Ablieferung von Eisbergen und sonstigen Gletschertheilen an das Meer auf 2 Zoll veranschlagt. Ein kleiner Bruchtheil geht in der Verdunstung auf, aber der größte Abzug findet offenbar in den Strömen statt, welche sich, und zwar sowol im Winter, wie im Sommer, unter dem Gletschereis ins Meer ergießen. An vielen

Stellen, wo der Gletscherrand an das eisfreie Land ansteht, treten unter demselben kleine Flüsse hervor, welche den ganzen Winter hindurch mit unveränderter Heftigkeit rinnen, woraus sich zeigt, daß sich im Innern des Gletschers Wasserbehälter befinden, auf die der Winterfrost ebenso wenig einwirkt, wie auf die Behälter im Innern der Erde, von welchen die Quellen kommen. Es müssen sich daher an den Stellen, an welchen die Hauptmassen des Eises ausmünden, auch große Massen Frischwasser unter dem Eise ergießen. Wir besitzen nun nicht die Daten, um annähernd abzuschätzen, wie sich gegenwärtig der jährliche Abzug an Wasser und Verdunstung zum jährlichen Niederschlag verhält. Nur die Beantwortung dieser Frage würde erweisen, ob in der Gegenwart das Eis in der Zunahme oder Abnahme ist.

Immer aber ist der Gletscher nur die Summe des jährlichen Eisüberschusses, der nach der vereinten Einwirkung der Verdunstung, der subglacialen Ausströmung und des Eisabzuges nicht fortgeführte Rest des jährlichen Niederschlags. Da nun dieser Niederschlag nur 10 Zoll beträgt, so läßt sich jedenfalls so viel ersehen, daß zur Herstellung einer Eismächtigkeit von über 2000 Fuß durch fast die ganze Länge und Breite des grönländischen Continents unter allen Umständen viele Jahrtausende erforderlich gewesen sein müssen.

Die Eisfjorde und die Eisberge. Eine Ueberschwemmung des gegenwärtigen Außenlandes durch das Binneneis scheint schon deshalb unmöglich, weil dieses, wenn es die Spitze der Fjorde erreicht, in dieselben niedergleitet und ins Meer ausmündet. Das Eis zieht aus einem weiten Umkreise und radienartig von allen Seiten her diesen wenigen und verhältnißmäßig engen Abzugskanälen zu. Was treibt das anscheinend in ebener Fläche gelagerte Eis zu solchen gegen einander gerichteten Strömungen und zwängt es durch die schmale Ausgangspforte? Es ist, wie schon erwähnt, daß das Eis ganz in derselben Weise abzieht, wie ein Flußsystem von flüssigem Wasser. Es folgt gerade so der natürlichen Abdachung und Thalsenkung. Die Fjorde sind eben nur die unmittelbare Fortsetzung dieser Thalsenkungen, die sich natürlicherweise größtentheils in den Zwischenräumen der oben erwähnten halbbogenförmigen Hebungsstufen oder in der Mitte derselben befinden. Die unter dem Eise befindlichen Wasserströme tragen gewiß viel zur Fortschiebung des Eises bei.

Wenn nun die Eisplatte an der Fjordspitze das Meerwasser erreicht hat, gleitet sie in derselben Weise, wie vorher, auf dem Fjordgrunde immer weiter fort, mitunter wol eine deutsche Meile weit, bis sie so weit gelangt, daß das Wasser die Kraft erlangt, sie in die Höhe zu heben. Dadurch wird der Zusammenhang der Platte unterbrochen, ein Stück wird abgelöst, und der Eisberg ist entstanden, der jetzt an die Oberfläche des Fjordes emporsteigt. Eine solche Begebenheit, von den Dänen das Kalben (Kalvening) des Eises genannt, setzt die See viele Meilen weit in Bewegung. Das Eis stöhnt und dröhnt, dann folgt ein Krachen und Donnern, wie von schwerem Geschütz, und ein entsetzliches Wogengewirbel, wie der Eisberg geboren wird.

Die Eisberge erster Größe aus den Eisfjorden des mittlern und nördlichen Grönlands ragen an 150—200 Fuß aus dem Wasser, was, da nur 1/7 ihrer Masse sich über dem Wasser befindet, eine Höhe von über 1000 Fuß gibt. Oft haben sie noch beträchtlichere Dimensionen, Eisberge von 100 Mill. Kubikellen Inhalt gehören gar nicht zu den Seltenheiten an der Küste von Grönland. Es leuchtet ein, von welcher außerordentlicher Mächtigkeit die Platte sein muß, von welcher solche Berge nur Bruchstücke sind.

Ob die äußere Mündungsplatte des Binneneises ebenmäßig und stetig fortrückt oder zeitweilig stillsteht, immer ist sie in sofern unabhängig von den Jahreszeiten. Obgleich der Fjord des Winters von einer dicken Eisdecke belegt ist, so tauchen doch während aller Wintermonate die Eisberge vom Fjordgrunde auf. Das an 4 Fuß dicke Fjordeis wird nach allen Seiten hin durchgehauen, in Mauern von 40—60 Fuß Höhe aufgestapelt, und es werden lange offene Kanäle gezogen. Doch hält das Fjordeis die Eisberge gewöhnlich vom November bis Juni im Innern der Fjorde zurück, sodaß sie sich während dieser Zeit dort in großer Anzahl ansammeln. Vom Juni an segeln die Eisberge in Masse den Fjord hinab und ins offene Meer, und dieses Ausleeren dauert bis spät in den Herbst fort, wenn anhaltende Oststürme endlich die Gewässer vollständig ausleeren.

Hiervon sind jedoch gewisse Bänke ausgenommen, wo größere Eisberge mitunter lange Zeit sitzen bleiben. Die subglacialen Ströme führen dichte Schlammmassen, welche die Abschabung der Gesteine durch die Gletscher liefert, und welche sich im Fjord ablagern und jene die größten Eisberge zurückhaltenden Bänke bilden. Der feine Schlamm dieser Bänke wird in großer Menge von der marinen Fauna bewohnt, welche der Phoca hispida vornehmlich zur Nahrung dient. Dabei wird der Schlamm für den Seehund fortwährend durch die Eisberge, die in steter Bewegung sind, aufgerührt und die Bewegungen der Eisberge gewähren ihm die nöthigen Luftlöcher im Eise. Die Phoca hispida, oder der Fjordseehund, hält sich deshalb vorzugsweise im Innern der Fjorde auf, und zwar sowol im Winter, wie im Sommer, sie ist in der That der einzige, in Grönland wirklich einheimische Seehund, während die übrigen Seehundsarten Grönlands Zugthiere sind, die dessen Küsten nur zeitweilig besuchen. Hier findet der Seehundsjäger im grönländischen Nordinspectorate zu jeder Jahreszeit seine wichtigste Beute, doch gar oft findet er hier auch, in zu große Nähe der Eisberge verlockt, durch fallende Eisblöcke seinen Tod.

Es ist gewöhnlich bei Hochfluth, daß eine große Anzahl von Eisbergen aus dem Fjord herausgeführt wird. Oft sieht man sie, ohne daß ein Wind weht, mit großer Schnelligkeit aus dem innern Fjord hervorschießen; es ist der Wogenschlag bei der Geburt eines neuen Eisbergs, welcher die ältern Brüder von der Heimath in die Weite hinaustreibt. Die Eisberge gehen gemeiniglich mit der Strömung; da nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil

ihres Volumens aus dem Wasser hervorragt, hat der Wind nicht viel Gewalt über sie; man sieht sie oft gegen den Wind schwimmen. Aus der Baffinsbai und der Davisstraße gehen sie mit der großen Südströmung bis Neufundland, wo sie einschmelzen. Mitunter, wie im Mai 1841, im Juni 1842, hat man sie auch so weit südlich, wie 39° nördl. Br. angetroffen.

Eisberge erster Größe werden fast ausschließlich an der grönländischen Westküste zwischen der Diskobucht und dem Kennedykanal erzeugt; die Eisberge Südgrönlands haben viel geringere Dimensionen und sind auch viel weniger zahlreich. Es gibt im Ganzen 28 Eisfjorde an der dänischen Westküste; die große Hauptmasse der Eisberge entspringt in folgenden fünf Eisfjorden des Nordinspectorats: Jacobshavns Jisfjord, 69° 10′ nördl. Br., Tossukateks Jisfjord, 69° 50′ nördl. Br., welcher sich in die Diskobucht nördlich von Arvsprindsens Eiland ergießt, der storre Kariaks, 70° 25′ nördl. Br., welcher sich in das Südostende von Omenaksfjord ergießt, der storre Kangerdlursoaks, 71° 25′ nördl. Br., welcher sich das Nordostende von Omenaksfjord ergießt, Upernivikś Jisfjord, 73° nördl. Br., welcher sich bei der Insel Aukpadlartok im District Upernivik ergießt. Die größten Eisfjorde in Südgrönland sind hinsichtlich der Eisberge nicht mit den kleinsten in Nordgrönland zu vergleichen. Im Norden der dänischen Inspectorate ist die Melville-Bai stets voll von Eisbergen, weshalb die englischen Seefahrer sie die „Bergy Hole“ nennen. Die dortigen Eisberge sind von der ersten Größe, 200 Fuß über dem Wasser und an eine engl. Meile lang. Sie liegen so dicht neben einander, daß sie in einiger Entfernung wie eine einzige umgebrochene Masse aussehen. Wenn ein Schiff zwischen sie hindurchfährt, wird demselben der Horizont gänzlich verdeckt. Mitunter aber machen die Eisberge nur die Beschiffung der Bai möglich, indem sie gegen das Meereis gehen und Kanäle in demselben offen halten. Die Eisfjorde von Melville-Bai sind, wie die dortige Küste überhaupt, nicht näher bekannt. Nördlich von Cap York bis Cap Alexander, dem Eingange des Smithssundes, mündet das mer de glace in zahlreichen an das Meer tretenden breiten Gletschern, wie in dem Tyndall-Gletscher mit 2 Meilen langer Küstenlinie. Doch sind auch hier die einzelnen Gletscher nicht näher bekannt; man weiß namentlich nur von wenigen, ob sie wirklich Ausmündungen des großen Binneneises oder blos Gletscher des äußern Küstengebirges sind. Bei Van Rensselaer Harbour und weiter nördlich steht das mer de glace 60 engl. Meilen von der Küste und hat hier weiter keine Ausmündungsgletscher bis zum Humboldt-Gletscher, mit dem das ganze Gletschersystem in großartigster Weise abschließt. Der Humboldt-Gletscher ist ein Abfluß des großen mer de glace, welcher im Grunde der Peabody-Bai zwischen Cap Agassiz und Cap Forbes wie eine glitzernde Glaswand, eine plötzlich erstarrte Wasserfluth steht. Die Küstenlinie beträgt 60 engl. Meilen, die Höhe über dem Seespiegel 300 Fuß. Die Fronte bildet eine leichte Kurve von Süden nach Nordnordost, und hat in senkrechter Linie eine Steigung von 9°. Dieselbe hat im Ganzen genommen eine ebene Oberfläche und hat in der Entfernung auch das Aussehen einer compacten Masse, sie ist jedoch von Spalten und Rissen durchkreuzt, sodaß sie in größerer Nähe fast wie eine Folge von riesigen Stufen erscheint. Die Tiefe, welche der Gletscher unterhalb des Seespiegels erreicht, ist nicht ermessen, der Abzug nach unten scheint mit beträchtlicher Schnelligkeit vor sich zu gehen. Unter stetem Krach und Knall schießen die großen Eisberge durch die Eisflur der Bai empor und sammeln sich hier in dicht gedrängten Scharen an.

B. Das Außenland (dänisch Yderland). Der gesammten Westküste Grönlands liegt ein Landgürtel vor, welcher sich durch seine Fjordbildung auszeichnet, seine zwischen einer fast zahllosen Menge von Scheeren, Eilanden, kleineren und größeren Inseln und Halbinseln hindurchgezogenen, theilweise tief in das Land einschneidenden Meeresarme. Indem das das gesammte Binnenland überschwemmende Eis die Spitze der Fjorde erreichte, wurde es in die See abgezogen und mußte somit den übrigen Halbinseln- und Inselnsaum frei lassen. Die außen vorliegenden hohen Klippen und Scheeren bildeten dabei einen festen Damm gegen das rauhe Meer, das außerhalb desselben in fesselloser Freiheit tobt, während das Fjordwasser glatt und ruhig ist, wie ein Landsee. Die Fjorde gewährten also eine große Erleichterung für den Verkehr an der Küste und zugleich bildete das große Inselgewirr und seine langen Wasserzüge das vorzüglichste Netzwerk für den Fang der Seethiere, welcher der Haupterwerb des Landes ist.

Die Ausdehnung des Küstenlandes im Norden jenseits der dänischen Besitzungen ist nicht genau bekannt. Das dänische Nordinspectorat enthält 600 □Meilen, nämlich 2 Halbinseln zu 120 Meilen, die Insel Disko 120 Meilen, 2 Halbinseln zu 20 Meilen, 12 Halbinseln zu 6—8 Meilen, kleinere Halbinseln zusammen 40 Meilen, 2 Inseln zu 10 Meilen, 10 Inseln zu 4 Meilen, 60 Inseln zu ¼ Meile, mehrere hundert Kleininseln und Scheeren, zusammen 10 Meilen.

In Südgrönland ist die Breite des Yderland, des eisfreien Gürtels von Inseln und Halbinseln, bei weitem nicht so beträchtlich, wie in Nordgrönland. Es enthält keine so geschützte große Fjorde, wie Omenak-Fjord und das Waigat. Bei Cap Farvel beträgt die Breite 8—10 Meilen, im nördlichen Theil des Districts Julianehaab 4—5 Meilen und an der Grenze des Frederikshaab-Districts tritt zwischen den Inseln Nunnarsoit und Sennerut, Davis' Cap Desolation, schließlich das mer de glace unmittelbar an das offene Meer. In den nächsten 30 Meilen ist das Yderland 6—8 Meilen breit; die Fjorde haben nur eine unbedeutende Tiefe und erreichen bald das Binneneis; zwei Jisfjorde führen eine Menge von Eisbergen aus, welche vor dem einen so dicht gedrängt stehen, daß die grönländer Boote einen weiten Umweg machen, um die gefährliche Stelle zu vermeiden. An der Grenze von Fiskernaes-District geht das mer de glace abermals unmittelbar an das Meer vor

als das Frederikshaab Jisblink. Das Binneneis steht hier am offenen Meere als eine hohe, 18 Meilen lange Eistafel, deren weithin über den Himmel verbreiteter heller Wiederschein dem Seemann eine wohlbekannte Landmarke ist. In den Districten Fiskernaes und Godthaab tritt das Binneneis etwas mehr zurück; es gibt hier nur einen Jisfjord, welcher auch nur kleinere Eisberge ausbringt. In den Districten Sukkertop und Holsteenborg steht das Binneneis noch weiter zurück, und es gibt hier gar keinen Jisfjord. Der Söndre Strömfjord und der Nordre Isertokfjord laufen über 20 Meilen landeinwärts und berühren sich fast mit ihren innern Armen, obwol ihre Mündungen an 20 Meilen von einander abstehen. Es ist also in Mittelgrönland allein, wo man eisfreie Strecken des Festlandes von einiger Ausdehnung antrifft und Reisen von einiger Länge vornehmen kann. Man hat einen belehrenden Bericht über eine Reise, die der Factoreiassistent Kielsen von Holsteensborg in gerader Linie nach dem Binneneise machte. Er fand die Halbinsel zwischen den Fjorden eben, durchzogen von Seen und Bächen und (im März) fast schneefrei. Weidengebüsch gewährte reichlichen Brennstoff, Rennthiere waren in Menge vorhanden. Jenseits der Fjordköpfe folgte ein gewelltes Plateau mit Seen, dann das Binneneis, 20 Meilen von Holsteensborg.

Das dänische Yderland ist also ein Landstreifen, welcher aus lauter Halbinseln und Inseln besteht. Der District Julianehaab hat eine Küste von 35 Meilen Länge und ein Areal von 100 □Meilen. Das Areal von Mittelgrönland ist nicht genau bestimmt, es beträgt aber schwerlich ganz 1000 □Meilen. Mit den 600 □Meilen des Nordinspectorats enthält also das ganze dänische Yderland ungefähr 1700 □Meilen.

Die Oberfläche des Landes ist größtentheils rauh. In Nordgrönland bestehen drei Viertel des Landes aus Gebirg und Hochebenen. Zwischen 70 und $71\frac{1}{2}°$ nördl. Br. befindet sich ein merkwürdiges großes Areal von hohen Trap-Plateaux, welche, unmittelbar am Omenakfjord und an der Diskobucht liegend, in welche sie theilweise mit ihren mächtigen dunklen Felswänden lothrecht abfallen, die Umgebung dieser an sich großartigen Gewässer in hohem Grade imponirend machen. In Südgrönland sind die äußern Küsten überall steile, öde Felsen und das Land ist im Allgemeinen nach dem Meere zu höher und senkt sich nach dem Innern der Fjorde und dem geschlossenen Festlande zu. Die bedeutendsten Berghöhen befinden sich zwischen Cap Farvel und Koloni Julianehaab im südlichen Theile von Frederikshaab, um Godthaab, im Norden von Sukkertop. Die Höhen erreichen 4—6000 Fuß. Flache Strecken sind so selten, daß sie, wo sie vorkommen, nach der Fläche benannt werden, wie Narsak, die Fläche, Narsarsoak, die große Fläche.

Quellen. Quellen, die das ganze Jahr fließen und durch unterirdische Reservoirs gespeist werden müssen, sind sehr selten. Die bedeutendsten Quellen sind die folgenden: auf Sakkardlekinsel, eine Meile südlich von Egedesmünde, wo vier neben einander entspringen, von denen die stärkste, welche aus einer festen Granitwand sprudelt, $+ 4\frac{1}{2}°$ R. Wärme hat; bei Leerbugt im District Christianshaab, eine auf einer Sand- und Thonschicht des dortigen Plateau mit $+ 1\frac{1}{2}°$ R. Wärme; bei Godhavn auf Disko mehrere aus Trap und Granit, von denen die stärkste die bei Engelskmandens-Havn ist, welche $+ 2°$ R. Wärme hat und den Winter durch in einer Höhlung unter dem Schnee rinnt; bei Onnartok am Diskofjord mehrere auf einer mit Vegetation bestandenen Niederung am Fuße des Trapberges, 100 Schritt vom Seestrande, von denen eine $+ 10°$ R. hat, mehrere kleinere in der Nähe $+ 4° — 5°$ R. haben; bei Sermingoak am Omenaksfjord, am Inneritfjord, einem Arm des Omenaksfjord.

Flüsse sind zahlreich, aber natürlich nur klein in dem aus Halbinseln und Inseln bestehenden Lande, wo die See überall in der Nähe ist. Sie entspringen nicht aus Quellen, deren es überhaupt nur so wenige gibt, sondern entstehen blos aus dem Abzug des schmelzenden Schnees und Gletschereises; sie fließen daher nicht gleichmäßig und nur im Sommer. Der Schnee, welcher den Winter über fällt, beginnt zu thauen Ende April und speist die Flußläufe, welche zu rinnen anfangen, jedoch anfänglich nur schwach und vom Nachtfrost gehemmt, bis Mitte Mai, wo sie oft plötzlich und gewaltsam austreten. Im Juni führen sie die größte Wassermenge. Im September hören sie nach und nach zu fließen auf. Wo Flüsse sich in Landseen sammeln können, erhalten sie mitunter einige Beträchtlichkeit, solche Stellen sind wichtige Aufenthaltsplätze der Lachsforellen, die je nach der Jahreszeit von den Landseen durch die Flüsse nach dem Meere oder vom Meere nach den Landseen ziehen. Selten sind die Flüsse tief genug, um von den flachgehenden grönländischen Booten befahren werden zu können. Die großen Flüsse des Binnenlandes ergießen sich unter den Gletschern des Binneneises in den Jisfjord. Landseen sind sehr zahlreich, jedoch nicht sehr groß, höchstens an 2 Meilen. Das Eis der Landseen bleibt selbst in den kältesten Sommern nicht liegen. Die Seen thauen im Juni oder Juli und frieren im September oder October. Größere Landseen finden sich auf den Halbinseln Noursoak und Svartenhuk, kleinere fast überall. Das Eis ist selten über 3 Ellen dick, man kann sich also in allen Colonien den ganzen Winter durch mit Wasser versehen. Die Colonien sind deswegen gewöhnlich in der Nähe von Binnenseen angelegt. Auf den kleineren Inseln hat man manchmal Mangel an Trinkwasser. Die Grönländer benutzen zum Trinkwasser gewöhnlich Eisstücke, welche sie schmelzen.

Gletscher im Gebirge des Außenlandes. In der Höhe von 4000 Fuß über der See kann in Grönland der Schnee liegen bleiben. Derselbe sammelt sich auf Flächen, in Klüften und Schluchten des Hochlandes an, wird durch abwechselnden Frost und Thau in Eis verwandelt, sinkt in den Klüften nieder und bildet Gletscher (Jökel), die aber selten weit zuthal gehen. Stellenweise werden zwar breite Thäler mit Eis, mehrere hundert Fuß dick, angefüllt. Selten aber ist die Eiszufuhr von der Höhe so stark, daß die Thauung im Thale nicht

damit Schritt halten könnte und das Eis bis ans Meer gelangt, wie z. B. bei Sermiarsut und bei Umiartorfik an der Südseite des Omenaksfjordes der Fall ist, wo mächtige Gletscher von den breiten Hochflächen von Noursoaks Halbinsel Abzug haben. Wie die Alpengletscher treten die grönländischen Jökel zeitweilig mehr vor oder zurück. Sie sind darin von den Alpengletschern verschieden, daß diese gleiten auf einem Grunde, der über 0° Wärme hat, deshalb von Unten abschmelzen und nicht dicht auf dem Boden anliegen, während die grönländischen Jökel immer dicht auf dem gefrorenen Boden rutschen und nur von Oben schmelzen. Im Allgemeinen ist aber in den westgrönländischen Gletschern die Eiszufuhr von der Höhe so schwach, daß die geringe Wärme im Unterlande im Stande ist, ihr eine Grenze zu setzen, weshalb denn das Yderland keineswegs, wie das Binnenland, unter Schnee und Eis begraben liegt. Mögen die Gletscher des Yderland aber auch noch so mächtig sein und auch bis ins Meer gelangen, so erzeugen sie doch nie Eisberge, sondern nur schmale Eisbruchstücke, die im Gewässer gar nicht zu bemerken sind; was uns einigermaßen den unermeßlichen Unterschied veranschaulicht, der zwischen diesen immerhin mächtigen Gletschern und jenen Massen besteht, welche Scharen der kolossalsten Eisberge unaufhörlich im Meere emportreiben.

III. Das grönländische Meer. 1) Die Strömungen. Grönland oder vielmehr das Polarland, dessen südöstlicher Flügel Grönland ist, hat als tellurisches Organ die Bestimmung den oceanischen Strömungen zum Mittel- und Wendepunkt ihrer Umlaufsbahn zu dienen. Von den Tropen ziehen die Wässer stets wärmend nach dem Pole, vom Pole kühlend nach den Tropen. Zwischen den Portalen Nowaja Semlja und Spitzbergen befindet sich das weite Einströmungsthor für den noch immer warmen Golfstrom; die Baffinsbai und die Davisstraße bilden den langen und schmalen Ausströmungsgang der kalten Südpolarströmung. Das Polarland mit seinen beiden nach Osten, Norden und Westen ausgebogenen mächtigen Flügeln Grönland und Grinnellland bildet den Damm, welcher den Umzug und die Umwandlung der Gewässer vermittelt.

Der Vorgang ist also im Wesentlichen ein einfacher Kreislauf; die Wässer ziehen auf der einen Seite ein und auf der andern aus. Doch treten mehrere Oberflächenströmungen auf, die die Sache complicirter erscheinen lassen. Genau an der Schwelle jenes Eingangs zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja, wo der Golfstrom das Polarmeer betritt, tritt ihm der gewaltigste Polareisstrom entgegen, ein ununterbrochener Zug von weiten Eisgefilden, durch den noch kein menschliches Fahrzeug hat hindurchzudringen vermögen. Quer vorüber, von Nowaja Semlja nach Spitzbergen, von Spitzbergen nach der Ostküste von Grönland zieht das Eis, dann längs der Ostküste von Grönland nach Süden, dem Golfstrom gerade entgegen. Es ist augenscheinlich, daß der Golfstrom unter der Oberfläche dieser Eisströmung untertaucht, um so, seine noch 4—5° R. betragende Wärme unter der schützenden Eisdecke wahrend, jenseits derselben wieder aufzutauchen und unter dem Pole ein offenes Meer zu bilden.

2) Das Meereis. Obwol uns im arktischen Meere auf allen Seiten Eis entgegen tritt, so können wir doch wol behaupten, daß in demselben kein Eis entsteht, daß das offene Meer selbst nicht gefriert. Dies ist jedenfalls überall der Fall, soweit man noch vorgedrungen ist. Die dort liegenden Eisströme haben so wenig ihren Ursprung darin, wie der Gletscher in der Thalniederung. Die Mitte der Baffinsbai und der Davisstraße friert auch in den strengsten Wintern nicht; diese Gewässer sind, wie der nordatlantische Ocean überhaupt, viel zu stürmisch und unruhig, und ihre Strömung ist zu heftig, um eine andauernde Eisbildung ihrer eigenen Oberfläche zuzulassen. Die Davisstraße ist gerade im Winter, nachdem die Herbststürme sie vom fremden Eise gereinigt haben, am meisten eisfrei. Oft geschieht es, daß die Diskobucht, die gewöhnlich eine starke Eisflur hat, bei unruhigem Wetter plötzlich aufbricht, ja sogar, daß das Eis plötzlich verschwindet, indem dasselbe, weil in der Straße selbst kein Eis ist, vom Winde vollständig fortgeführt werden kann. Ueberhaupt hängt es mehr von der Beständigkeit des Wetters, als von der Kälte ab, ob das Eis in den größeren und offneren Buchten liegen bleibt. Das Meer unterhalb Spitzbergen gefriert niemals.

3) Das Fjordeis. In den uns bekannten Theilen gefriert das Meer nur in den Fjorden, Buchten, Sunden und sonst an Stellen, wo das Land der Eislage Schutz gewährt. Der Omenaksfjord belegt sich mit Eis im November oder December, wird nicht sicher vor Mitte Januar, steht dann aber fest bis Juni. Die Diskobucht friert erst im Januar oder Februar. Die lange und sichere Eislage dieser großen Gewässer gewährt dem Seehundsfang und der Fischerei wesentlichen Vorschub. In Südgrönland steht das Eis nur im Innern der Fjorde fest. Weiter nach Außen zwischen den Inseln liegt das Eis so unstät und hat so viele Lücken, daß es nicht mit den Schlitten befahren werden kann, vielmehr die Communication nur beschwerlich oder selbst unmöglich macht. Bei Julianehaab hat man weniger festes Eis als im Sund bei Kopenhagen. Das Fjordwasser hat an sich eine vermehrte Anlage zum Gefrieren, und ist immer beträchtlich kälter als das äußere Seewasser. Mitunter überzieht sich der Fjord selbst im Juli plötzlich mit dünnem Eise. Das Wasser, das im Frühjahre in großer Masse von den Bergen herabströmt, trägt wesentlich dazu bei, das Eis vom Lande abzulösen. Schnee, Reif, durch strenge Kälte entstandene Risse machen das Eis überall sehr rauh. Es gibt überall auch viele offene Kanäle, entstanden durch Strömungen, Ebbe und Fluth, Eisberge. Bei einer Kälte von 30° R. und heftigem Ostwinde entstehen weite Spalten im Eise, worauf das Wasser, plötzlich der eiskalten Luft ausgesetzt, dampft, wie ein Theekessel und einen dunklen Dunst ausstößt. Man erkennt, wie das Eis für das Wasser ganz das ist, was die Haut für den thierischen Leib, und die darin enthaltene Wärme bewahrt.

4) Das Osteis oder Großeis (Storiis) der Dänen in Westgrönland, das Westeis der Spitzbergenfahrer, die

Banquise der französischen Fischer. An der äußern Küste von Julianehaab sieht man gewöhnlich bis Februar kein Eis. Die See ist dann beinahe immer in unruhiger Bewegung und setzt, selbst bei stillem Wetter, mit gewaltiger Brandung gegen die Landspitzen und Scheeren. Im Februar, zuweilen erst im März, bemerkt man dann, daß der Seegang sich plötzlich gelegt hat. Man hört, daß Treibeis im Süden gesehen worden ist, und ein paar Tage darauf sieht man, zumal bei Südwind, bei Cap Farvel das Meer weiß, soweit das Auge reicht, einzelne Stücke Treibeis kommen in die Fjordarme zwischen den Inseln hinein. Man sieht nun, daß, was in der Entfernung sich wie eine zusammenhängende Eisfläche ausnahm, aus lauter losen Bruchstücken besteht, selten 100 Fuß, meistens 20—40 Fuß im Durchmesser. Die Stücke haben eine Dicke von 12 Fuß und darüber und sind unterhalb rundum vom Wogenschlag ausgehöhlt, sodaß sie einen runden breiten Fuß und oberhalb, wo nämlich das Wasser Theile nicht hat wegzehren können, eine Platte, also ungefähr die Form eines runden einbeinigen Tisches, haben. Fällt ein Stück der obern Platte ab, sodaß die Tafel das Gleichgewicht verliert, so dreht sie sich um, steht aufrecht auf der Seite und ragt dann oft mehrere Fuß hoch über die andern hervor.

Wir vermuthen, daß die Hauptquellregion der Großeisströmung nicht die circumpolare See, sondern die Karasee hinter Nowaja Semlja sei. Dieses große Binnengewässer, eine der kältesten Stellen der Erde, verhält sich wie ein Iisfjord erster Classe; die unermeßliche Menge von Frischwasser und Frischwassereis, welche die hier mündenden Riesenflüsse ergießen, gibt die erste Grundlage der gewaltigen Eisbildung, sowie der Strömung Anstoß und Richtung. Die großen sibirischen Flüsse liefern auch das Treibholz, welches diese Eisströmung führt und bei Island und Westgrönland abliefert. Circumpolare Eisströmungen werden sich mit ihr vereinigen. Bei Spitzbergen erscheint das Eis in flachen Feldern von meilenlanger Erstreckung. Während der Strömung südwärts längs der Ostküste von Grönland werden die Eisfelder vom Winde und der oft entgegengesetzten Bewegung der Winde und der Strömung gegen einander gestoßen und allmälig zu Treibeis von der oben erwähnten Dimension zerbrochen. Stücke von 1000 Schritt Länge kommen wol vor, sind aber sehr selten. Wenn der Sturm über diese Flächen dahinfährt, werden sie dermaßen gegen einander gedrückt, daß die Luft vom Gekrache widerhallt. Wenn das Treibeis bei Cap Farvel angelangt ist, biegt es um und geht an der Westküste hinauf nach Norden. Dem ersten Eise, das gewöhnlich im Februar ankommt, gesellt sich neues Treibeis in den Monaten April, Mai, Juni. Gewöhnlich ist dann die Küste von Julianehaab und Frederikshaab, mitunter auch die von Fiskernaes dicht belegt; dünner geht das Eis bis Godthaab, selbst bis Sukkertop, aber nie bis Holsteensborg. Das Eis legt sich als ein 5—6 Meilen breiter Streifen ans Land, hier näher, dort weiter ab, unterdessen in steter Trift nach Norden. Es legt der Schiffahrt große Hindernisse in den Weg; kaum einmal in 20 Jahren gelingt es einem Schiffe während der Treibeiszeit direct nach der Koloni Julianehaab zu gelangen; das Treibeis bringt jedoch dem Südgrönländer die werthvollsten Seehunde, sowie Eisbären und Treibholz.

Die Erfahrungen bei Parry's Schlittenfahrt zur Entdeckung des Nordpols erwiesen, wie hoch hinauf nach Norden sich die Südtrift des Osteises erstreckt. Koldewey fand die Südtrift bei seiner Fahrt im J. 1868 und endlich wurde sie durch die Trift des Eisfeldes der Hansamänner wieder vollständig dargethan. Auch für die Fortsetzung der Strömung um Cap Farvel herum nach Norden lieferte die deutsche Expedition einen schlagenden Beweis, indem der Rest der Scholle, welche die Hansaleute aus dem Polarmeere herabgetragen hatte, und die von ihnen im Mai 1870 verlassen worden war, einige Zeit später bei Friedrichsthal vorbeitrieb, und verschiedene zurückgelassene Lebensmittel von den dortigen Grönländern geborgen wurden.

Wenn das Treibeis die Nordspitze seines Zugs an der Westküste erreicht hat, schweift es nach Westen über das Meer, indem es sich ausbreitet und vereinzelt und sich allmälig mit dem Westeis verbindet. Die Schiffe erreichen die Westküste gewöhnlich, indem sie durch den Zwischenraum zwischen dem Westeise und dem Osteise und nördlich um das letztere gehen. Mitunter gelingt dieses aber auch nicht, wenn die Strömung aus der Baffinsbai ihr Eis westwärts in die Davisstraße treibt, indem man dann in den Bereich des Westeises geräth.

5) Das Westeis oder Mitteleis. Vom Polarkreis bis hinauf zur Melvillebai liegt in der Mitte der Baffinsbai ein Treibeis, das in seinem Grundbestandtheile der Abzug eines circumpolaren Eisbeckens ist. Vom unbekannten Nordwesten her tritt dieses Eis in den arktischen Archipel im Norden Amerika's, wo es einer sehr complicirten, den Zuzug dieses durch seine Mächtigkeit und Dichtigkeit ausgezeichneten Eises retardirenden Leitung, wiederholter Zerstückelung und Vermischung mit dem viel schwächeren Eise der dortigen Seearme unterworfen wird und dann durch die Bellotstraße, dem Lancastersund und die Pond's Bai in die Baffinsbai zieht. Es besteht hier infolge jener Vermischung aus Eisschollen und Eisfeldern von sehr verschiedener Größe, von Füßen bis zu Meilen in Länge, von Zollen bis zu Faden in Dicke. Wegen seiner Lage, die es gewöhnlich in der Mitte der Baffinsbai, jedoch deren Westseite näher, einnimmt, nennen die Walfänger es das Mitteleis. Weil es dabei in Gruppen liegt, in denen die einzelnen Schollen und Felder dicht zusammengedrängt oder „gepackt" sind, heißt es auch wol schlechtweg das Pack. Diese Gruppen sind fortwährend in Bewegung und niemals vollständig geschlossen, selbst nicht im Mittwinter. Die Strömung treibt das Eis nach Süden, die Winde treiben es aber oft lange nach verschiedenen andern Richtungen. Durch das Zusammentreffen der Südströmung der Baffinsbai mit der das Osteis (Storiis) führenden Nordströmung der Davisstraße entsteht im Süden der Baffinsbai eine Art von langsamen Wirbels, welcher das Osteis in einzelnen Stücken nach Westen hinüberzieht, mit dem West-

eis vereinigt und den Abzug des sämmtlichen Eises nach Süden noch eine Zeit lang aufhält; es macht sich abermals das bei allen das arktische Eis betreffenden Vorgängen obwaltende Retardirungsprincip geltend. So langsam im Kreise herumgeführt, von gegnerischen Winden hin und her getrieben, schmilzt im Sommer unter der vereinigten Einwirkung der nicht untergehenden Sonne und des erwärmten Wassers ein beträchtlicher Theil des Eises zusammen.

Die Durchfahrt des Mitteleises ist immer ein schwieriges Unternehmen, das gewöhnlich mehrere Wochen erfordert, das aber jährlich von vielen Walfängern gemacht werden muß, um Lancastersund und Pond's Bai und die dortigen beliebten Jagdplätze zu erreichen. Die Durchfahrt ist am leichtesten im August; dann steht aber der Winter bevor, man kann leicht einfrieren. Die Walfänger gehen gewöhnlich im Mai und Juni durch das Mitteleis, wenn es freilich gerade sehr voll ist. An der Westseite der Baffinsbai halten die Schiffe sich so dicht, wie möglich, am Lande, „the in-shore lead", weil die dort an der Küste befindliche Eisstufe, der Jisfod der Dänen, the fast oder land-ice der Engländer, viel Sicherheit gewährt, denn, wenn der Wind das Eis auf das Schiff herantreibt, kann dasselbe sich leicht in eine der vielen Buchten, die der Jisfod hat, flüchten oder sich auch einen „Dock" darin aushauen, und wenn kein Wind ist, kann man das Schiff vom Eisfuß aus ins Schlepptau nehmen.

Das vereinigte Ost- und Westeis geht endlich mit der Südpolarströmung aus der Baffinsbai nach Süden. Diese Strömung zieht, von der Nordströmung des Osteises von der Ostseite der Davisstraße abgehalten, an der Westseite der Davisstraße, dann, durch einen Zufluß aus der Hudsonsstraße verstärkt, längs der Küste von Labrador und Newfoundland, bis wohin das Eis gewöhnlich sämmtlich zusammengeschmolzen ist; die Strömung keilt sich hierauf zwischen dem Golfstrom und der amerikanischen Küste ein, gewährt den Badenden von Newport und Long Branch kühlende, erfrischende Wasser und verliert sich schließlich am Südcap von Florida.

6) Der Jisfod, the land-ice, dessen eben Erwähnung geschah, ist eine merkwürdige Eisbildung. Es ist ein hoher Eisdamm, ein Eisquai, an der Seite senkrecht, oben platt, der sich, fest an der Küste, alle Vorsprünge und Einbuchtungen derselben verfolgend, vom Polarkreise an an beiden Küsten der Baffinsbai, des Nordwassers, des Smithsundes, des Kennedykanals entlang zieht. An der westgrönländischen Küste, nicht nur bei Upernivik, sondern sogar im Süden von Cap Alexander am Eingange des Smithsundes, bricht der Jisfod im Sommer größtentheils zusammen. Im Norden von Cap Alexander ist er aber permanent und erlangt großartige Dimensionen. Er nimmt zwar im Sommer durch Dunstung und Thauung ab; allein lange bevor der Winter einsetzt, stehen seine steilen Vorsetzen fest gegen alle zermalmenden Angriffe der großen Eisfelder. Seine glatte Oberfläche gewährt eine sichere, obwol gar weiten Umrang machende Bahn für Schlittenfahrten, hoch über dem rauhen, zusammengeschrobenen Eise des Seespiegels. Am Smithsund war während Kane's Anwesenheit der Eisquai 30 Fuß hoch und 120 Fuß breit.

7) Das Treibholz. Wie die See den Grönländer mit fast allen seinen sonstigen Lebensbedürfnissen versieht, so ersetzt es ihm auch zum Theil den Mangel an Waldung, indem es ihm das unentbehrliche Holz mit dem Treibeis zuführt, das aus der Ferne, von Spitzbergen und Cap Farvel, herkommt. Es ist jedenfalls dasselbe Treibholz, das auch in Island, und zwar in noch größerer Menge, mit dem Treibeise von Norden herkommt. Es ist bisher noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen, wo es eigentlich herkommt; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß es größtentheils aus den großen Wäldern Sibiriens kommt und von den großen Flüssen heruntergebracht wird, von denen auch der erste Keim des östlichen Treibeises selbst herstammt. Einzelnes mag auch vom Golfstrom herstammen, da Alles, was derselbe an Holz heranbringt, an den Osteisstrom abgeliefert werden muß, wenn der Golfstrom unter diesen untertaucht. Der größte Theil ist Nadelholz, und zwar in ganzen Stämmen, nicht selten 30 Fuß, mitunter sogar 60 Fuß, gewöhnlich 10—12 Fuß lang. Die größten Stammstücke werden im District Julianehaab gefunden, das meiste Treibholz geht jedoch nach dem District Godthaab, wo die großen Gruppen von Scheeren und Eilanden dasselbe wie [illegible] auffangen. Das im District Godthaab jährlich angetriebene Holz würde, gleichmäßig in Blöcke gesägt, an 50—60 Faden betragen. Das Treibholz geht weiter nach Norden als das Treibeis, nämlich über Holsteenborg hinaus bis nach Egedesmünde, dem südlichsten District von Nordgrönland, wo in dem dortigen Labyrinth von Kleininseln und Scheeren jährlich Treibholz zum Belauf von 20 Faden eintrifft, der größte Theil bei den äußersten Inseln Simiutalik und Simiutarsoak. Die Grönländer benutzen das Treibholz größtentheils zum Hausbau und für Geräthschaften und nur wenig als Brennstoff. Der dänische Handel führt zwar Breter und Balken ein, allein solches Holz ist für den Grönländer noch zu theuer. Das einheimische Holz eignet sich gar nicht für Bauzwecke, nicht einmal für Dachlatten.

IV. Das Klima. 1) Temperatur. Obwol Grönland sich durch so viele Breitengrade, vom höchsten noch unerkundeten Norden bis zur Breite von Christiania, erstreckt, zwischen seinem Norden und Süden in klimatischer Hinsicht folglich ein sehr großer Unterschied, zwischen Upernivik und Julianehaab ein so großer, wie zwischen Julianehaab und Kopenhagen, besteht, so ist sein bewohnbarer Küstenstrich, landfest mit dem äußersten Norden, zwischen dem großen Jisblink und dem großen Treibeis gelegen, doch überall ein Polarland, dessen Boden 9 Monate im Jahre unter dem Siegel des Frostes liegt. Die jährliche Mitteltemperatur ist fast durchgehends unter dem Gefrierpunkt.

Im Julianehaab hat man im August in 4 Jahren kaum 1 Tag mit + 15° R. Wärme oder 4 Tage mit + 12° R. Die mittlere Temperatur der Monate Juni,

Juli und August ist nach mehrjähriger Beobachtung aber nur + 7° R. Man hat im August viel Regen, mitunter jeden andern Tag. Im September hat man bereits Nachtfrost, das Laub fängt an zu fallen. Bei den Nachtgleichen wehen heftige Stürme und es fällt schon viel Schnee. Der October ist gewöhnlich heiter und erreicht mitunter + 10° R. Der November ist stürmisch und rauh, heftige Nord- und Südwinde wechseln mit einander ab. Im December kann man schon Kälte bis — 16° haben. Mit Südostwind hat man aber plötzlich eine Wärme von + 8° R. mit starkem Regenfall, welcher das Land vom Schnee entblößt. Im Januar steigt die Kälte bis — 17° R., im Februar bis — 20° R., eine Kälte, die zwar nicht höher ist, als sie auch im nördlichen Deutschland vorkommt, die aber durch den heftigen Wind, der sie begleitet, weit empfindlicher wird. Doch ist solche Kälte auch in Südgrönland selten; die mittlere Wintertemperatur nach mehrjähriger Beobachtung beträgt nur — 5½° R. Der März hat heftige Stürme, der April ruhiges Wetter, jedoch noch beträchtliche Kälte. Während dieser Monate fällt der Schnee in größter Menge und bedeckt oft den Boden in solcher Höhe, daß alle grönländischen Wohnungen verschüttet sind. Hier und dort erblickt man ein Loch, welches zum Eingang einer Hütte hinabführt. Hohlwege zwischen Schneewänden von 6—7 Ellen Höhe werden von einem europäischen Hause nach dem andern offen gehalten. Im Mai tritt Thauwetter ein, die Flüsse rinnen und, da der geschmolzene Schnee sie füllt, so stürzen sie bald mit reißender Schnelligkeit und ansehnlicher Wassermenge brausend durch die Thäler. Die zahlreichen kleinen Landseen dagegen thauen oft erst tief im Sommer auf, weshalb der Grönländer darauf bedacht ist, ein Loch in das Eis zu hauen und offen zu halten, damit er frisches Wasser schöpfen kann. Trotz der zunehmenden Wärme dauert es noch ziemlich lange, bis die Nachtfröste aufhören, und es kommt vor, daß, wie das Eis der Landseen, so auch der Schnee in den Thälern im Juni und Juli noch liegt. Das heiterste Wetter mit dem wärmsten Sonnenschein schlägt oft plötzlich um zu Seewind mit eiskaltem Nebel. Weiter landeinwärts, am Innern der Fjorde, wo Berge Schutz gewähren, ist man gegen den feuchten Seenebel mehr gesichert, und hier ist die Wärme im Sommer nicht unbeträchtlich, aber auch hier stellt sich gegen Abend häufig der kalte Seewind ein. Der arktische Charakter des Klima's äußert sich in Südgrönland überhaupt nicht sowol in der Strenge der Winterkälte, als vielmehr im Mangel an Sommerwärme. Der Winter ist nicht sonderlich kälter als in Norwegen und Schweden unter gleicher Breite, und bei weitem nicht so kalt, wie in weit südlicheren Gegenden in Rußland, allein die Sommerwärme reicht nicht hin für ersprießlichen Pflanzenwuchs. Besonders unangenehm ist die große Veränderlichkeit, das häufige plötzliche Umspringen des Wetters. Der wärmste Sommermonat in Südgrönland ist ungefähr wie der deutsche Mai.

In Nordgrönland, d. i. dem dänischen Nordinspectorate, steht die Sommerwärme nicht erheblich hinter der Südgrönlands zurück, dagegen tritt die Winterkälte viel entschiedener auf. Nach mehrjähriger Beobachtung stellt sich die mittlere Temperatur in Omenak (70° 40′ nördl. Br.) folgendermaßen: Januar — 17°, Februar — 18° (Upernivik — 22°), März — 14°, April — 8°, Mai 0°, Juni + 3°, Juli + 4°, August + 8°, September 0°, October — 4°, November — 8°, December — 14°. Man sieht also, daß die Winterkälte, die in Südgrönland nur eine extreme und seltene, hier bereits eine normale ist. Dabei sind jedoch die Schwankungen von diesem mittleren Stande sehr bedeutend, zwischen — 5° und — 30° im Januar und Februar. Nordgrönland hat, wie Südgrönland, ein Küstenklima, wesentlich abhängig von den Winden in der Baffinsbai und der Davisstraße. Das Wetter ist überhaupt äußerst unbeständig. Es ist vorgekommen, daß man an einem Tage eine Temperaturverschiedenheit von 40° R. gehabt hat. Die Vorstellung, daß strenge Kälte mit stillem Wetter verbunden sei, ist dabei hier nicht richtig. Selbst bei — 30° bringt der Wind noch eine frische Kühlung hinzu. Mitunter hat man bei einer solchen Kälte heftigen Sturm mit Schneegestöber. Trotz alledem ist die Strenge der Winterkälte hier im Allgemeinen noch lange nicht die der Gegenden am gegenüberliegenden Lancastersund.

Auch im Sommer ist in Nordgrönland fast jeder Wind, mit Ausnahme des Südost, empfindlich kalt und die Unbeständigkeit des Wetters äußerst unbehaglich. Im März macht sich ein beträchtlicher Temperaturunterschied zwischen der Nacht und dem Tage bemerklich; man kann des Nachts 22° Kälte haben und Mittags — 12°. Mitunter fallen aber gerade die kältesten Tage des Jahres in diesen Monat. Der April hat selten 13° Kälte. Der Unterschied zwischen Nacht und Mittag ist noch bemerklicher als vorher. Oft ist es schon recht warm in der Sonne. Man zieht sich in Folge der plötzlichen Temperaturwechsel leicht Erkältungen zu. Es gibt besonders starken Schneefall. Stürmisches Wetter tritt ein, welches das Seeeis an den äußern Küsten und den Fjordmündungen aufbricht. Der Mai ist noch sehr kalt, doch sinkt der Schnee zusammen und das Wasser rinnt darunter. Der Sturm treibt das Eis aus Fjord und Bucht. Im Juni blüht **Saxifraga oppositifolia**, dann die Cochlearen, die Potentillen. Bei Südwind gibt es viel Schnee, welcher liegen bleiben kann. Bei klarem Wetter wärmt die Sonne Land und Fjord auf, doch tritt der bittere Seewind gar oft störend dazwischen. Nachtfrost ist noch gewöhnlich. Bei Upernivik hat man noch im Juli zuweilen kalte Nebel, welche sogar am Mittag Gegenstände mit einer Eisglasur belegen. Im August kommen die warmen Tage, doch gleich beginnt wieder Reiffrost und starker Nachtfrost. Sobald die Kälte sich wieder eingestellt hat und der vorher lose Schnee zusammenfriert und fest wird, daß man sicher darauf fahren kann, beginnt ein reger Verkehr. Die Grönländer fahren dahin auf ihren Hundeschlitten, der Winterfang beginnt, die Europäer machen Handelsreisen, Besuche werden abgestattet.

Kommt man endlich nach dem Smithsund, so findet man den arktischen Winter in unbedingter Herrschaft.

Das Eis zieht sich zusammen und platzt in großen Rissen, während das Wasser dampft, als kochte es. Berührt man einen Gegenstand von Metall, so bringt diese Berührung ein Gefühl hervor, als sei das Metall glühend. Das geschlachtete Fleisch ist mit dem Beil kaum zu zerhauen. Verbindet sich mit dieser Kälte ein scharfer Wind, so ist es, selbst in der besten Pelzkleidung, eine Unmöglichkeit, im Freien auszuhalten. Nase und Ohren werden weiß, und beeilt man sich nicht, sie mit Schnee zu reiben, so frieren sie ab. Viele Grönländer tragen tiefe Narben von den Wunden, die ihnen die Kälte geschlagen hat. Auch erliegen die Eingeborenen mitunter der Kälte. Man berichtet hier über einige der höchsten Kältegrade, welche der Mensch bis jetzt kennen gelernt hat. Kane's Spiritusthermometer zeigte am 5. Febr. 1854 am Smithssund in 78° 37′ nördl. Br. — 68° F. = 100° unter Wassergefrierpunkt. Chloräther wurde dicht und Chloroform setzte ein körniges Häufchen an der Oberfläche an. Naphthaspiritus wurde dicht bei — 54°, Sassafrasöl bei — 49°, Wintergrünöl flockig bei — 54°, fest bei — 63° F. Um dieselbe Zeit, am 9. und 10. Febr. 1854, erfuhr Sir E. Belcher eine Kälte von 55° F. am Wellingtonkanal im 57° 31′ nördl. Br. Ebenso hatte denn auch Hayes im März zwischen Cap Hatherton und Van Renselaer Harbour eine Kälte von — 68½° F. Es sind dies außer der von — 72° F. zu Riveroff bei Jakutsk in Sibirien die höchsten, jemals notirten Kältegrade. Während solcher Kälte ist der Schnee hart und spröde wie Sand. Dagegen bietet der Sommer, selbst im höchsten erreichten Punkte in Grinnell-Land keinen merklichen Unterschied von dem des Nordinspectorats, die Flora und Fauna scheinen im Allgemeinen dieselben. An der Ostküste von Grönland fand Koldewey nicht, wie an der Westküste gewöhnlich der Fall ist, den Februar, sondern den Januar den kältesten Monat mit einer Durchschnittstemperatur von 19° 6′ R. Den niedrigsten Stand hatte das Thermometer jedoch an einem der letzten Tage des Februar, nämlich — 32° R.

2) Schnee- und Regenfall. Das Klima in Nordgrönland ist im Ganzen ein mehr trockenes als feuchtes. Nach zehnjährigen Beobachtungen hatte Jakobshavn folgende Regen- und Schneetage:

Januar	0.1	Regentage,	4.9	Schneetage;
Februar	0.1	„ „	4.2	„ „
März	0.2	„ „	5.5	„ „
April	0.1	„ „	8.2	„ „
Mai	0.9	„ „	6.5	„ „
Juni	3.2	„ „	4.9	„ „
Juli	6.2	„ „	0.2	„ „
August	9.4	„ „	1.1	„ „
September	3.1	„ „	5.—	„ „
October	1.5	„ „	5.8	„ „
November	0.3	„ „	6.2	„ „
December	0.4	„ „	5.9	„ „
Das Jahr	25.5	„ „	58.4	„ „
Zusammen	83.9	„ „	und	„ „

Je weiter nach Süden, desto stärker wird der Schneefall. Es schneit im Julianehaab öfter im Juli, als in Upernivik oder Omenak. Die Nähe des milden Atlantik und der dadurch bewirkte Zusammenstoß der wärmern und kältern Luft befördert den Niederschlag der Nässe. In Julianehaab hat man jährlich im Durchschnitt 57 Tage Regenfall und 75 Tage Schneefall. Der Schneefall in Südgrönland ist hinreichend, um eine ebene Decke von 7—8 Ellen Dicke über das ganze Land zu breiten.

Die Schneelinie oder die Linie beständiger Eisbildung liegt in Westgrönland in einer Höhe von 4000 oder 4500 Fuß. Doch liegt in solcher Höhe keineswegs überall Schnee und Eis; es gehört meistens dazu eine horizontale oder nach Norden geneigte Oberfläche. Selbst in der nördlichsten Breite ist bisher noch kein Land gefunden, das bis an die Wasserkante mit ewigem Schnee bedeckt wäre. Wie in Spitzbergen in 80°, findet das Rennthier auch noch am Kennedykanal Pflanzenwuchs zur Weide.

3) Winde. In den Sommermonaten ist der Nord der vorherrschende Wind und trägt wesentlich bei zur Erniedrigung der Temperatur. Der Südost trägt viel zur Veränderung des Wetters bei. Er kann in jeder Jahreszeit eintreten und führt immer eine Erhöhung der Temperatur herbei; er kann im Winter die Temperatur plötzlich an 20 Grad hinauftreiben. Er ist dabei mit großem Fall des Barometers verbunden und verkündigt oft orkanartige Stürme. Er weht des Winters wol an 18—20 Tagen. Die plötzliche Milderung der Luft, die er bewirkt, ist jedoch keineswegs immer mit besondern Annehmlichkeiten verknüpft. Die plötzliche Vermehrung der Wärme wirkt, selbst wenn damit 0° nicht erreicht wird, erschlaffend, wie große Sommerwärme. Das gewaltsame Stürmen unterbricht ernstlich Geschäft und Gewerbe und führt zu fortgesetzten Stürmen aus andern Himmelsgegenden, namentlich schlägt er in Südsturm um. Der Südost ist selten in Mittelgrönland und kommt gewöhnlich in Südgrönland und an der Diskobucht und am Omenakfjord vor. Auch am Smithssund kommt er vor und veranlaßt dort in ähnlicher Weise, wie im Süden, Erhöhung der Temperatur. Der Südost rührt augenscheinlich vom atlantischen Ocean her und scheint eine Ausgleichung zwischen der milden Temperatur desselben und der kalten Temperatur der Gegenden im Westen Grönlands zuwege zu bringen. Räthselhaft sieht es jedoch aus, daß dieser wenigstens anscheinend gerade aus der großen innern Eiswüste kommende Luftzug in so besonders hohem Grade mit Wärme ausgestattet ist.

Der Südwind bringt gewöhnlich Sturm, Schnee und Regen, der Nord entweder klares Wetter oder Nebel. Nord, Süd und Südost sind die häufigsten Winde; die westlichen Winde bringen, wenn sie vorkommen, Kälte und naßkalte Nebel. In den Fjorden herrscht im Sommer Seewind, im Winter Landwind vor, wie ein gewisser localer heftiger Windzug, der aus den Fjordmündungen oder in dieselben hinein weht, genannt wird.

4) Tag- und Nachtlänge. In Südgrönland hat der längste Tag 18½ Stunden. Innerhalb des Polarkreises besteht vollständige Trennung zwischen der hellen und finstern Zeit. Im südlichen Theile von Nordgrön-

[illegible] eine regel- [illegible] welche die [illegible] Die Ter- [illegible] Trap auf Disko [illegible] Kalkstein an bei- [illegible] so auch nach den [illegible] Dr. Brown im [illegible] Gletscherschlamm ent- [illegible] Muscheln enthal- [illegible] Küste. Kane [1]) be- [illegible] Hafen in 41 alten [illegible] gegenwärtigen Mee- [illegible] Fuß aufsteigt. Es [illegible] Böschungen oder Ab- [illegible] Oberfläche der Stufen hatte

---

[1]) [illegible] Bd. II. S. 81.

eine fast gleichmäßige Steigung von 5° und eine Breite von 12, 24, 36 oder 48 Schritt. „Wie diese seltsamen Bildungen in langen Spiralen um die Vorgebirge der Fjorde liefen", sagt Kane, „erinnerten sie mich lebhaft an die Parallelstufen von Glen Roy."

Im Gegensatz zu diesen Anzeichen der Hebung erweist sich jedoch aus einer Reihe von Umständen, daß die Westküste gegenwärtig in der Senkung ist. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts wurde beobachtet, daß ein kleines Felseiland an der äußersten Küste bei Hochwasser überfluthet werde, die 6 Fuß hohen Ruinen eines Hauses jedoch aus dem Wasser ragten; gegenwärtig ist dieses Eiland beständig unter Wasser und nur die Haustrümmer ragen noch daraus empor. Die Grundflur eines im J. 1776 gebauten Speichers auf einer kleinen Insel ist gegenwärtig nur bei Ebbe über Wasser. An einer Stelle sind die Trümmer einer grönländischen Hütte unter der See zu sehen. Die Pfähle zum Anbinden der Boote, welche bei der Erbauung des herrnhuter Missionats bei Fiskernaes im J. 1758 eingesetzt wurden, mußten nach 30 Jahren eine beträchtliche Strecke weiter landeinwärts gesetzt werden; diejenigen von den ersten Pfählen, die stehen geblieben sind, sind jetzt gänzlich unter Wasser. Grönländer Hütten beim Wilden Punkte, welche von 1721—1736 bewohnt wurden, stehen jetzt bei Fluthzeit unter Wasser. Ein Speckspeicher auf einem Eilande in der Diskobucht mußte im J. 1867 verlassen werden, weil der Fußboden bei jeder Fluth überschwemmt wurde. Ein in der Nähe liegendes Eiland, wo die Grönländer früher ihre Sommerzelte in Menge aufzuschlagen pflegten, ist so weit versunken, daß nur noch für 3 oder 4 Zelte Platz ist. Dr. Brown veranschlagt den Betrag der Versinkung auf 5 Fuß im Jahrhundert.

Kane hielt die von ihm beschriebenen Hebungsterrassen für Anzeichen, daß der Norden Grönlands gegenwärtig in der Hebe sei, gleichzeitig mit dem Sinken in Südgrönland, wornach also Grönland die Bewegung eines Hebels hätte, dessen Ruhepunkt in der Mitte zwischen beiden Regionen liegen würde. Es war Kane nicht bekannt, daß es in Südgrönland eben solche Anzeichen gibt, während dasselbe doch im Sinken ist. Es kann wol kaum einem Zweifel unterliegen, daß jene Hebungsterrassen im Norden denselben Epochen angehören, wie die im Süden, daß das ganze Land gleichzeitig an den Hebungen theilnahm. Die von Dr. Brown längs der dänischen Küste nachgewiesenen Thonterrassen und gestreiften Thonschichten, die bis zu einer Höhe von 500 Fuß reichen, enthalten Muscheln von denselben Arten, welche noch gegenwärtig das benachbarte Meer bewohnen. Daraus ergibt sich also, daß der Landstrich, welcher gegenwärtig im sinkenden Zustande ist, seit dem Erscheinen der jetzt die Davisstraße bewohnenden Conchylien in einem beträchtlich niedrigeren Niveau, als jetzt, war, und ergibt sich gleichfalls, daß schon damals das Land der Schauplatz von Eisvorgängen war, welche durch die Ablagerung von Gletscherschlamm, das Material, aus welchem die Thonschichten bestehen, den Mollusken eine Wohnstätte gewährte, deren Schalen jetzt darin gefunden werden. Nach dieser Ablagerung stieg das Land langsam empor und erreichte eine Höhe von mehreren hundert Fuß über der See; wobei, wie die Terrassenform zeigt, die Hebung mit lang anhaltenden Perioden des Stillstandes abwechselte. Endlich begann wieder eine Bewegung in entgegengesetzter Richtung, das Sinken, welches noch gegenwärtig anhält.

So weit in die Vergangenheit diese Vorgänge aber auch zurückreichen, so erreichen sie doch nicht den Anfang der Gletscherperiode in Grönland. Die Thonschichten, welche ungeachtet des gegenwärtigen Sinkens noch 500 Fuß über dem Seespiegel liegen, sind die Erzeugnisse von Gletscherthätigkeit und müssen abgelagert worden sein, wenn die Schichten, in denen sie vorkommen, tief unter der See lagen. Da die darin enthaltenen Mollusken zu denselben Species gehören, welche jetzt die grönländischen Gewässer beleben, so zeigt sich, daß während dieses ganzen langen Verlaufs das Klima sich nicht verändert hat.

Hiermit stehen nun in geradem Gegensatz die Beweise sehr gründlicher Klimaveränderung, welche die in neuerer Zeit beigebrachten Sammlungen fossiler Pflanzenreste liefern, und welche gleichfalls einer geologisch nur neuern Zeit, der miokänen Periode, angehören. Eine reiche Sammlung solcher Fossilien wurde von Whymper und Brown von ihrer Reise im J. 1867 heimgebracht, größtentheils von Atanekerdluk auf der Halbinsel Noursoak (in 70° nördl. Br.), der Insel Disko gegenüber, wo eine große Waldung in einem Berge, 1030 Fuß über der See, vergraben liegt. Diese Sammlung wurde wesentlich ergänzt durch die Ausbeute von Fossilien, welche die deutschen Nordpolfahrer von der Kohleninsel an der Ostküste von Grönland mitbrachten. Aehnliche Pflanzenreste sind früher schon von M'Clure's Schlittenpartien auf Banksland im westarktischen Archipel, auf Island und von der schwedischen Expedition am Bellsund (76°) und an der Konigsbai (79°) in Spitzbergen gefunden. Nach Oswald Heer's umfassenden Untersuchungen kennt man jetzt 137 Species der arktischen Flora miokäner Periode. Jene Flora war gar sehr von der gegenwärtigen verschieden. Während jetzt in keinem Theile Grönlands Bäume wachsen, wenngleich Cap Farvel volle 700 Meilen weiter südlich liegt als Atanekerdluk, so rührt doch über die Hälfte der dort gewonnenen Fossilien von Bäumen her. Darunter waren an 30 zapfentragende Arten, von denen einige der gigantischen Sequoia (Washingtonia oder Wellingtonia gigantea), welche jetzt nur in Californien wächst, nahe verwandt waren. Außerdem wuchsen damals hier Buche, Eiche, Platane, Pappel, Ahorn, Wallnuß, Linde, Magnolie, Haselstaude, Schwarzdorn, Stechpalme, Kampescheholzbaum, Weißdorn. Diese Bäume sind in den Sammlungen nicht nur durch Blätter vertreten, die freilich in großer Menge vorhanden sind, sondern auch durch fossile Blumen und Früchte, einschließlich zwei Zapfen der Magnolia. Epheu und Weinstock umrankten die Stämme der Bäume, zwischen ihnen standen Farne mit breiten Wedeln und immergrüne Stauden.

Jene Gewächse waren jedoch damals nicht auf die

arktischen Breiten beschränkt; man hat 46 Arten derselben auch in Mitteleuropa gefunden. Die miokänen Pflanzen hatten eine viel weitere Verbreitung als ihre heut gen Repräsentanten, woraus Heer folgerte, daß die T mperatur der nördlichen Hemisphäre, wenigstens von Griechenland bis nahe an d n Pol, in damaliger Zeit weit gleichmäßiger war, als gegenwärtig. Die Beantwortung der Räthsel, welche das so widerspruchsvolle Verhalten Grönlands stellt, wird sich die Geologie wahrscheinlich von der Astronomie erholen müssen. Namentlich dürfte der in Perioden von mehreren Millionen Jahren wiederkehrende Wechsel in der Excentricität der Erdlaufbahn dazu beitragen.

VI. Mineralische Producte. Seinem Gebirgsbau nach scheint Grönland reich an Mineralien zu sein, allein die wiederholten Untersuchungen von Fachmännern, wie die von Pfaff in 1783 und 1784, von Gieseke von 1806—1813, von J. Lundt in 1850, haben noch zu keiner Entdeckung von besonders bauwürdigen Producten geführt. Eisen und Blei sind in ziemlicher Menge vorhanden, doch würde sich ihr Abbau hier nicht lohnen. Kupfer und Zinn sind dagegen zu vereinzelt. Das gediegene Silber, welches im J. 1849 in sehr kleinen Quantitäten auf einer Insel bei Julianehaab gefunden wurde, rührte wahrscheinlich von einer Schmelzstätte der alten Normannen her.

Steinkohlen haben eine beträchtliche Erstreckung in Nordgrönland von Ritenbenk bis Upernivik unter dem Trap. Sie treten besonders an beiden Seiten des Waigat und im Süden des Omenakfjord zu Tage auf der niedrigen Vorstufe von Granit und Sandstein, zwischen dem Meere und den Trapstufen, wo die Kohlenflötze an mehreren Stellen an der Wasserkante, leicht zugänglich und für den Transport bequem liegen. Die Kohlen gehören zwar nicht zur eigentlichen älteren oder echten Kohlenformation, die Flötze sind zwar nicht so mächtig und die Heizkraft ist nicht so groß, wie bei der englischen Kohle; ihre leichte Zugänglichkeit und weite Verbreitung macht sie jedoch zu einem wichtigen Brennstoff für das Nordinspectorat, oder vielmehr könnte sie dazu machen; denn sie wird noch wenig von den Grönländern benutzt, meistens nur von den Dänen, für welche sie in offenem Tagebau gebrochen wird. Die wichtigsten Grubenstellen, von welchen wol eine einzige, wenn bergmännisch abgebaut, ganz Grönland reichlich versorgen könnte, sind: 1) Atanekerdluk auf Noursoaks Halvö, am Ostende des Waigat, wo gleich an der Mündung des Baches Atanekerdluk mehrere Flötze und weiter landeinwärts bis 800 Fuß über der See noch mehrere andere liegen, und wo sich die merkwürdigen fossilen Baumstämme und sonstigen Fossilien finden; 2) Patoot, auf Noursoaks Halvö, nordwestlich von Atanekerdluk, am Waigat, wo in den zahlreichen Rinnsälen überall Flötze zu Tage liegen; 3) Atane an der Mündung des Flusses dieses Namens; 4) Kordlutok am Nordwestende des Waigat, 3 Meilen von der Außenstelle Noursoak, unfern einer Reihe von Wasserfällen, die sich von einer Höhe von ein paar tausend Fuß an der ans Meer vortretenden Felswand herabstürzen; 5) Vorgebirge Nulluk, nordwestlich von der Udsted Noursoak; 6) Ekkorgva an der Nordküste der Halbinsel am Eingange von Omenaksfjord; 7) Slibesteensfjeld, östlich von vorigem; 8) Patorfik an der Mündung des Flusses dieses Namens, südwestlich von der Insel Omenak; 9) Sarfarfik, östlich vom vorigen; 10) Kome am Flusse Kook, östlich vom vorigen, in einer tiefen Thalschlucht; 11) Uperniviks Naes, Insel an der Nordseite von Omenaksfjord, in Sandstein an der steilen Südküste der Insel; 12) Innerit Fjord, District Upernivik, an der Nordseite des Omenaksfjordes; 13) Hareö, Insel am Eingange des Waigat, von vorzüglicher Güte, reich an fossilem Harz; 14) Rittenbenks Kulbrud (Kohlenbruch), dem kohlenreichen Patoot auf Noursoak Halvö gegenüber, ausgezeichnet durch die Anzahl und die Mächtigkeit seiner Flötze, versah früher die Colonien Rittenbenk, Egedesminde und Jakobshavn; 15) Skands an der Südostküste von Disko, 10 Meilen von der Koloni Godhavn. Die Flötze übersteigen zwar nicht ¾ Ellen Mächtigkeit, aber sie liegen in großer Anzahl über einander; wurde bereits im vorigen Jahrhundert abgebaut; 16) Makkak an der Südostküste von Disko; 17) Iglytsiak, 4 Meilen von Godhavn.

Kryolith ist das einzige Mineral, das in einiger Menge wirklich abgebaut und nach Dänemark ausgeführt wird. Es ist ein weiches, weißes oder dunkelgraues Gestein, dem Aeußern nach Kalkspath ähnlich, das in frühern Zeiten als große Seltenheit angesehen und von den Mineralsammlern mit hohen Preisen bezahlt wurde. Es bricht nur zu Ivika an der Südseite des Arsutfjord, einer Stelle, die durch die große Anzahl von Mineralien, die dort vorkommen, merkwürdig ist; denn man findet hier Eisenspath in prächtigen Krystallen, silberhaltigen Bleiglanz, Zinkblende, Zinnstein, Kupferkies, doch sämmtlich nur in geringer Menge. Der Kryolithbruch liegt dicht am Strande in einer flachen Gneißplatte, innerhalb welcher er gerade in die Teufe setzt, ist an der Oberfläche 150 Ellen lang und 30 Ellen breit. Im J. 1856 entdeckte Thomsen in Kopenhagen ein Verfahren zur Herstellung von Soda und Färbethon aus dem Kryolith und errichtete in Verbindung mit Tietgen und Weber daselbst eine Fabrik zu solchem Behufe, welche seitdem in Betrieb ist und unter dem Verwalter Schmidt den Kryolithbruch durch dänische und grönländische Arbeiter hat abbauen lassen. Man erhält aus 1 Pfund Kryolith 1¾ Pfund Soda und ⅕ Pfund Färbestoff. Durch den Chemiker H. Rose in Berlin wurde dann die Benutzung des Kryoliths für Aluminium eingeführt, wozu es sich allerdings vortrefflich eignet, wenn nicht die Herstellung dieses Metalls wegen des dazu erforderlichen Natriums zu kostspielig wäre. Aus 10 Pfund Kryolith gewinnt man 1 Pfund Aluminium, wozu 3 Pfund Natrium erforderlich sind, weshalb das Pfund Aluminium 500 Thaler kostet. Da sich herausgestellt hat, daß das Kryolith zu Ivika keine sehr beträchtliche Mächtigkeit besitzt, so dürfte, auch abgesehen von den äußerst großen

Schwierigkeiten eines bergmännischen Unternehmens in Grönland, dieser ganzen Industrie keine lange Lebensdauer beschieden sein.

Der Topfstein, dänisch Vägsteen, grönländisch Okesiksak, ist für die Grönländer besonders wichtig. Es ist ein glatter, fettiger Talk, dessen gröbere Arten von grauer Farbe und dessen feinere Arten grün oder weiß oder marmorirt und halb durchsichtig sind. Es ist eigentlich eine Zusammensetzung aus mehreren Mineralien, wornach denn je nach den Bestandtheilen die verschiedenen Varietäten entstehen. Der Topfstein ist weicher als Holz, leicht mit dem Messer zu behandeln, härtet sich im Feuer und dient den Grönländern zur Verfertigung ihrer Lampen und Kochgeschirre. Auch die alten Nordboeren bedienten sich des Topfsteins fast ausschließlich zu Kochgeschirr und machten daraus Töpfe von außerordentlicher Größe. Weil durch den dänischen Handel das Metallgeschirr bei den Grönländern eingeführt ist, sind die Topfsteintöpfe bei ihnen mehr aus dem Gebrauch gekommen; dieselben sind jedoch als Kochgeschirr vorzüglich, weil die Erwärmung so allmälig vorgeht, daß die Speisen nicht anbrennen, und weil sie eine sehr hohe Gluth ertragen, ohne zu springen. Die grönländischen Lampen werden ausschließlich aus Topfstein gemacht. Jede grönländische Familie hat wenigstens eine solche Lampe, welche wol an 30 Jahre hält. Die Hauptfundorte sind die Insel Sermesok am Arsutfjord und mehrere Stellen, theilweise ziemlich ausgedehnte Strecken, im Godthaabdistricte, von wo auch meistens die feineren Sorten kommen. In Nordgrönland kommt er nicht viel vor; hauptsächlich an zwei Stellen, am Pakitsokfjord und am Kleinen Kariaksfjord im Omenaksdistricte.

Graphit wird an mehreren Stellen gefunden, im Julianehaabdistricte, am Arsutfjord, bei Riskol in Egedesminde, auf Noursoaks Halbinsel, in Upernivik.

Granaten kommen an vielen Stellen vor, jedoch nicht von hinlänglicher Größe, um zum Schmuck verwandt zu werden.

VII. Flora. Da der lange, strenge Winter, der andauernde Nachtfrost, der kurze Sommer und die Veränderlichkeit des Klima's äußerst hemmend auf das Gewächs einwirken, so ist die Pflanzenwelt nur schwach vertreten, obgleich im Ganzen an 400 Arten vorkommen. Dabei ist der Unterschied zwischen dem Norden und Süden von Grönland bei weitem geringer, als man nach der so großen Verschiedenheit der Breite erwarten sollte. Wenn in Südgrönland die Sommerwärme auch etwas größer ist als in Nordgrönland, so gleicht sich dies dadurch aus, daß in Nordgrönland eine Zeit lang die Sonne nicht untergeht und deshalb die Pflanze schneller entwickelt.

Dagegen nimmt die Vegetation in bemerklicher Weise von den äußern Küsten nach dem Binnenlande hin zu. Auf den Außeninseln und dem offenen Meere ausgesetzten Vorgebirgen machen der schneidende Wind und der kalte Nebel jeden Pflanzenwuchs unmöglich, der sich ein paar Zoll von der Erde erhebt. Auf einzelnen, besonders geschützten Stellen wachsen hier Moos, Halbgräser, hier und da eine Beeren tragende Staude, deren Früchte aber selten zur Reife gelangen, ein Weidenbusch, der bis zur Unkenntlichkeit verzwergt ist. Die Oberfläche der Felsen ist fast überall mit Flechten besetzt, welche der Küste Grönlands ihr eigenthümliches graues Colorit geben. Gänzlich nackt sind nur die äußersten Landspitzen, wo starke Brandung ist. Erst einige Meilen innerhalb der Inseln werden die Gewächse so groß, daß sie den Feldern eine grüne Farbe geben, und erst bei weiterem Vordringen ins Innere der Fjorde bemerkt man einen beträchtlichen Unterschied zwischen Nordgrönland und Südgrönland, indem hier viele, dort unbekannte Gebüsche, Wachholder, Erle, Speierling, endlich Weißbirke, auftreten, die Vegetation überhaupt dichter, höher und kräftiger wird. Je weiter man ins Binnenland eindringt, desto freundlicher wird das von prächtigen Blumen durchwirkte Grün der Sommerlandschaft, wenn plötzlich jede weitere Fortsetzung des Weges gehemmt wird durch den gewaltigen, an 2000 Fuß hohen Eisdamm. Auch die alten Nordboeren konnten nach ihren Berichten nicht weiter ins Innere gelangen, als der Fjord sie führte.

Jenseits des Polarkreises ruft im Sommer der beständige Sonnenschein in kurzer Zeit die Vegetation wach. Gebüsch, Blumen, Gras, Moos bedecken rings alles Land, ein nackter Fels ist eine seltene Ausnahme. Wenn der Fremde des Sommers in einer der nördlichen Niederlassungen ans Land tritt, wird er überrascht von dem freundlichen Grün, den zahlreichen Blumen, unter denen die schönen Glocken der Andromeda vorherrschen, den Rauschbeeren und Blaubeeren, dem Haidekraut, den Weiden und Zwergbirken. Freilich trägt die Pflanzenwelt überall deutlich die Spuren des Einflusses der Kälte. Das Gebüsch streckt sich, wie am Spalier, die Erde und die Bergabhänge entlang; es trägt die Zweige nur so hoch, wie sie eben Schutz finden, strecken sie sich höher, so welken die Spitzen im dürrenden Winde. Doch in dieser Beziehung besteht kein Unterschied zwischen dem Norden und Süden in Grönland. An den steilen Stufen des hohen Tafelgebirges im Süden des Omenakfjordes ist bis 2000 Fuß Höhe kein Unterschied in der Vegetation bemerklich. Ueber 2000 Fuß wird Gras und Kraut dünner, das Moos breitet sich mehr aus und nimmt mit 3000 Fuß weite Strecken ein, in welchen sich Ranunculus nivalis aber häufig zeigt. Mit 3900 Fuß verschwindet Salix glauca, die Vegetation wird sehr dünn. Man trifft Stellen von altem Schnee, unterhalb zu Eis gefroren. Bei 4500 Fuß erreicht man den Rand der zusammenhängenden Eis- und Schneeschale, welche die Hochfläche bedeckt; aber am Rande der Gletscher und inmitten zahlreicher Haufen von altem Schnee trifft man noch Papaver nudicaulis, Potentilla Vahliana, Saxifraga tricuspidata, Saxifraga oppositifolia, Saxifraga caespitosa, Alsine rubella, Silene acaulis, Draba arctica, Draba alpina, Festuca brevifolia, Carex nardina, Flechten vom Geschlechte der Petigera, Parmelia, Capitularia.

Unter den einheimischen Pflanzen sind die folgenden eßbar:

Angelica archangelica, grönländisch Irksuglit, dänisch Quane, Engelwurz, ist in Nordgrönland selten, in Südgrönland aber überall häufig in der Nähe von Flüssen und Seen, erreicht mitunter fast Mannshöhe, hat große, saftige, breite Blätter. Die Grönländer essen besonders die Wurzeln und die jungen Stengel vor der Blüthezeit.

Sedum Rhodiola, Rosenwurz, kommt nur bei Egedesminde und auf der Insel Tosak an der Südostbucht vor; das Kraut wird als Gemüse genossen.

Pedicularis hirsuta, Läusekraut, ist sehr ausgebreitet in Nordgrönland; seine Blumenblätter werden als Kohl gekocht.

Epilobium, Weiderich, die Blüthen werden genossen.

Rumex, dänisch Syre, Sauerampfer, ist in Nordgrönland sehr ausgebreitet und wächst besonders üppig bei alten Hausplätzen, auf Vogelbergen und auf kohlenführenden Sandstein, bildet mitunter dichtes, bis 2 Fuß hohes Gebüsch, wird aber von den Grönländern nicht genossen.

Cochlearia, Löffelkraut, gedeiht überall bei den grönländischen Hausplätzen und sonst auf gedüngtem Boden, ist ein bekanntes antiscorbutisches Mittel, wird jedoch von den Grönländern nicht benutzt.

Citraria Islandica, isländisches Moos, ist überall in großer Menge auf den Außeninseln vorhanden, wo es feuchte Vertiefungen zwischen den Steinen oft gänzlich ausfüllt. Es hat hier feines, dunkelbräunliches Laub, während es im Innern, wo es an feuchten Stellen vorkommt, breiteres, gröberes Laub und eine helle, fast weiße Farbe mit einzelnen rothen Punkten hat. Es wird von den Grönländern nicht benutzt, steht jedoch dem echten isländischen Moos als Diät für Brustkranke, Auszehrungskranke 2c. wenig nach.

Cladonia rangiferina, Rennthiermoos, ist ebenfalls weit verbreitet.

Zostera marina, grönländisch Sutluitsok, ist ein weit verbreiteter Seetang, dessen dicker, weicher, dem Spargel ähnlicher Stengel bei den Grönländern ein beliebtes Gemüse ist.

Potamogeton rufescens, der rothe Tang, ist nicht so allgemein verbreitet und kommt gewöhnlich nur an Strömungsstellen vor, wird ebenfalls allgemein als Gemüse genossen.

Den wichtigsten Theil der Pflanzenkost liefern dem Grönländer aber die Beeren tragenden Pflanzen, welche in außerordentlicher Menge vorhanden sind.

Empetrum nigrum, dänisch Kraekkebaer, die schwarze Rauschbeere, gehört zu den ausgebreitetsten Pflanzen in Grönland. Mit Ausnahme der Außeninseln reifen die Beeren gewöhnlich jährlich in sehr großer Menge, oft sind ganze Felder schwarz davon. Die Beere hat einen angenehmen, süßsäuerlichen Geschmack und man kann aus ihrem Safte mit einem geringen Zusatz von Zucker nach 14tägiger Gährung einen vortrefflichen, stark moussirenden Fruchtwein herstellen. Die Grönländer speisen sie nur roh. Ein Theil wird in Fettsäcken, jedoch ohne weitere Zubereitung, aufbewahrt. Beim Speisen werden sie mit dem Seehundsspeck gemischt. Sie werden meistens nicht in großer Menge eingelesen, indem das Klima auf eine eigenthümliche Weise bei der Aufbewahrung zur Hilfe kommt. Wenn die Beeren im August gereift sind, verhindert der Nachtfrost ihr Verfaulen, und im September werden sie vom Schnee bedeckt, unter welchen sie ohne einzutrocknen sitzen bleiben, sodaß die Grönländer mitten im Winter frische Beeren einsammeln können.

Vaccinium uliginosum, dänisch Blaabaer, die Moorbeere, ist, wenn auch nicht ganz so allgemein verbreitet, wie das **Empetrum**, doch in Menge vorhanden und von würzigem, süßem Geschmack, wird jedoch von den Grönländern für schädlich gehalten und nur wenig benutzt.

Vaccinium vitis idea, dänisch Tyltebaer, Preißelbeere, kommt am Godthaabfjord in Menge vor, ist aber sonst nicht sehr häufig. Sie eignet sich bekanntlich vortrefflich zum Einmachen, wird aber von den Grönländern wenig benutzt.

Juniperus communis, dänisch Enebaer, Wachholder, wächst in den südlichen Bezirken in Menge, wird aber gleichfalls von den Grönländern nicht benutzt.

Das Gras ist auch im Districte Julianehaab so dünn und kurz, daß das Heumachen kaum thunlich ist, und liefert selbst für den geringen dortigen Viehstand kein irgend hinlängliches Futter. Die alten Nordboeren trieben bedeutende Viehzucht; sie müssen Gebüsch, vielleicht auch Fische, zum Futter benutzt haben. Island, obgleich nördlicher gelegen als Julianehaab, hat vortrefflichen Graswuchs, weil es der Einwirkung des Golfstroms genießt.

Einen eigentlichen Baumwuchs gibt es in Grönland nicht. Der Grönländer benennt zwar einige Stellen Orpik, Wald, eine Stelle an der Südostbucht heißt sogar Orpiksoik, der große Wald; allein alle diese Wälder sind kaum 1 Elle hoch, und schwerlich bemerkt man sie, wenn der Schlitten im Winterschnee über sie hinfährt. Es ist ein Gestrüppe, welches namentlich die Weide, die Zwergbirke und in Südgrönland auch der Wachholder bilden, indem sie ihre krummen, knorrigen Stämme längs der Erde strecken und von dieser Zweige in eine Höhe aussenden, die auch im Süden selten über 2 Ellen beträgt. Doch versieht dieses Gebüsch die Grönländer überall reichlich mit Reisig für den Hausbedarf. Nur in den südlichsten Bezirken an gewissen besonders geschützten Stellen im Innern der Fiorde gibt es einige Haine, die einen einigermaßen baumartigen Wuchs haben. Hier erscheint **Betula fruticosa**, eine Weißbirke, zwar verschieden von der eigentlichen Weißbirke, doch von viel größerer Höhe und Stammdicke als die gemeine grönländische Zwergbirke. **Betula fruticosa** geht nur bis 62° nördl. Br., Frederikshaab. Die schönsten Birkenhaine befinden sich am obern Lichtenaufiord, wo die Bäume rings um einen See stehen, in den sich ein

großer Wasserfall stürzt, bei Rennortalik, im Thale Kingoa am Tessermiutfjord. Hier erreichen die dickeren Baumstämme, die freilich noch immer platt an der Erde, halb in Moos vergraben, liegen, an 8 Zoll Durchmesser, und von dem dermaßen liegenden Stamme schießen 2—3 Zoll dicke Zweige 10—12 Fuß hoch auf. Ferner bilden Baumholz: **Alnus repens**, eine Erle, die jedoch gerade in den südlichsten Bezirken fehlt und nur an den innern Fjorden der beiden mittlern Districte Südgrönlands vorkommt, und **Juniperus alpina**, ein Wachholder, dessen kurzer, krummer und verdrehter Stamm manchmal 6 Zoll, gewöhnlich aber nur 3 Zoll stark wird.

Weidenbüsche und Zwergbirken und außerdem allerlei Gebüsch, **Empetrum, Vaccinium, Sedum groenlandicum, Andromeda tetragona**, versehen die Grönländer mit, wenn auch nicht besonders gutem, doch reichlichem Brennstoff.

Zum Ersatz für die Steinkohlen, mit denen nur Nordgrönland versehen ist, hat Südgrönland Torf. Es ist ein leichter Haidetorf, welcher aus einem Gewebe von Moos, Leberkraut, Empetrum, Laub, Zweigen, Wurzeln entsteht und Betten von 6 Zoll Dicke, in welcher aber die oberste noch unveränderte Pflanzendecke mitzurechnen ist, bildet. Er ist fast überall in unmittelbarer Nähe der Ansiedelungen vorhanden; der beste findet sich jedoch, umgekehrt zum Holzwuchse, an der äußern Küste und flachen Außeninseln, wo die Luft am meisten rauh und nebelig ist. Der Torf eignet sich wegen seiner gleichmäßigen Hitze sehr gut zum Kochen; seine Heizungskraft ist zwar eine verhältnißmäßig geringe, doch muß man eben nur den Ofen hinlänglich geräumig machen, um auch ohne Steinkohlen ein Zimmer damit vollständig zu erwärmen. Der Torf wird fast nur von den Dänen benutzt; die Grönländer graben ihn, wie auch die Steinkohlen, selten für ihren eigenen Gebrauch. Wenn sie einmal Torf benutzen, so brennen sie ihn in nassem Zustande, indem sie ihn mit Thran mischen. Um Bezahlung stechen sie jedoch bereitwillig Torf für die Dänen. Außer diesem gewöhnlichen Haidetorf hat man auch eine Art Moortorf, welcher sich an sumpfigen oder morastigen Stellen findet. Er liegt in Schichten, die fast noch einmal so dick wie die des Haidetorfs sind, ist aber noch leichter als dieser, indem er beinahe nur aus Moos und Gras entsteht. Endlich geben noch die sogenannten Mövenhügel, Anhäufungen, die auf den Inseln entstehen, wo die Möven zu nisten pflegen, einen losen und schlammigen Torf.

VIII. Fauna. Hier ist vor Allem der große Reichthum an Meerthieren, neben der großen Armuth an Landthieren bezeichnend. Das Land bietet nur wenige Nahrungsmittel dar, namentlich wenn der Winter Alles mit Eis und Schnee bedeckt. Beeren, Moose und andere niedrige Pflanzen erhalten sich zwar frisch unter dem Schnee, allein nur die wenigsten Landthiere können sich den langen Winter hindurch hiemit begnügen. Dagegen übertrifft die Meerfauna wol alle andern Theile der Welt an Reichthum des Thierlebens. Die riesigen Walen leben ausschließlich von kleinen, kaum einen halben Zoll langen Weichthieren, von welchen sie bei jedem Mundvoll unglaubliche Massen verzehren. Bei ruhiger Witterung kann man oft den Meeresboden weit und breit mit ausgedehnten Waldungen von Seegräsern bedeckt sehen; jeder thierische Körper, der dort hinabgesenkt wird, ist in unglaublich kurzer Zeit vollständig in ein Skelet verwandelt.

1) Mollusken, Crustaceen, Insekten. Die Meeresoberfläche erscheint auf Strecken von vielen tausend □Meilen dicht von Thierleben erfüllt. Scoresby bemerkte an der ostgrönländischen Küste zwischen 74 und 80° nördl. Br., daß die Farbe des Meeres von reinem Ultramarin zum Olivengrün und von krystallinischer Durchsichtigkeit zu einer auffallenden Trübung übergehe, und daß diese Erscheinungen nicht zeitweilig, sondern anhaltend seien. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß dieses grüne, trübe Wasser, dessen Stellung mit den Strömungen wechselt, indem es manchmal isolirte Streifen bildet, manchmal sich über 2 oder 3 Breitengrade ausdehnt, hauptsächlich entsteht von feinen, glitzernden, nadelförmigen Organismen, von Medusen und nudibranchiaten Mollusken. Jedes Stückchen Thon oder Schlamm, das man vom Meeresgrunde auffischt, wimmelt von Organismen. Die unterseeischen Tangwälder beherbergen unter ihren an 16 Fuß langen und ½ Fuß breiten Blättern dichte Schwärme von Nulliporen, Alkyonien, Sertularien, Ascidien und andern sessilen Thieren. Es ist die große Menge der Muscheln, Seesterne, Schnecken und namentlich der ½ Zoll langen Flügelschnecken (oder Seeschmetterlinge), sowie ihre Fett- und Oelhaltigkeit, welche sie vorzugsweise zur Nahrung für Thiere dienlich macht, die, wie die Walen, eine bedeutende Fettmasse, die das Wollhaar im Pelz der Landmammalien ersetzt, zu unterhalten haben.

Mytilus edulis, die gemeine Muschel, sammelt man bei Ebbe überall in Menge am Strande, wo sie auch viel von den Hunden gesucht wird.

Crustaceen gibt es stellenweise in ungeheurer Menge an der Küste.

Auf dem Lande wird man zuweilen von Mücken belästigt. Die deutsche Nordpolexpedition brachte von der Ostküste eine Sammlung von Schmetterlingen.

2) Fische. Die Küsten, die Inselriffe, die Flüsse werden von großen Scharen von Fischen besucht, deren Fang einen wichtigen Theil der Erwerbsthätigkeit der Einwohner ausmacht.

Squalus carcharias (Scymnus microcephalus), grönländisch Ekallurksoak, der Hai. Die Haifischerei ist gegenwärtig von beträchtlicher Wichtigkeit wegen der Leber, welche an 53 Procent Thran ergibt. Auch wird gegenwärtig aus dem früher als werthlos weggeworfenen Körper vermittels Schraubenpresse Spermaceti hergestellt. Der Hai ist namentlich im Spätjahre in den Fjorden und bei gewissen Bänken in ungeheurer Menge vorhanden. Sein Fang ist besonders vortheilhaft im Nordinspectorat, wo er auf dem Fjordeise betrieben wird, was viel leichter ist, als im offenen Wasser, wie in Island oder Südgrönland. Es wird Eingeweide von Robben und sonstiger Abfall in die Löcher im Eise gethan

und bei Fackelschein gefischt, um den Fisch zur Oberfläche zu locken. Man fängt sie an starken, an Ketten befestigten Angelhaken, welche nach erfolgtem Anbiß von zwei Mann heraufgezogen werden. Auch kommen sie, von dem Fackelschein angelockt, von selbst an die Oberfläche, worauf man sie ohne Weiteres, am besten durch einen Stich in die Augen, erlegt. Die beträchtlichste Haifischerei im Nordinspectorat ist bei Christianshaab und bei Niakornak am Omenaksfjord. In Südgrönland, wo das Eis nicht fest genug für diese Fangart liegt, wird die Haifischerei in mit großen Tiefsceenetzen ausgestatteten Booten, welche den Handelsfactoreien gehören, betrieben, und zwar von den Factoreien selbst mit geheuerten Mannschaften oder von Privatgesellschaften, welche die Boote von der Factorei miethen. Da aber solche Boote und ihre Fanggeräthschaften kostspielig sind und bei Unwetter mitunter verloren gehen, so bezahlt sich die Fischerei hier nicht so gut, wie in Nordgrönland, wo sie nicht mit so vielen Umständlichkeiten verknüpft ist. Die Boote erlangen mitunter an 70—80 Haie in einem Netzzug, mitunter können sie aber lange fischen und fangen nichts. In Südgrönland werden durchschnittlich an 3000 Haie gefangen, welche 400 Faß Thran ergeben, in Nordgrönland an 2000 Haie, welche an 300 Faß Thran ergeben. Die westgrönländischen Haie sind nicht ganz so groß, wie die bei Island, sie sind an 6—14, durchschnittlich an 8 Fuß lang. Ein Hai von 8 Fuß Länge wiegt an 220 Pfund und, nachdem Leber und Eingeweide ausgenommen, an 170 Pfund, was 80 Pfund reines Fleisch gibt. Das Fleisch wird in Island gegessen; die Grönländer essen das Fleisch nur selten; es gibt aber ein vortreffliches Hundefutter. Das frische Fleisch hat, wenn gekocht, ein hübsches weißes Aussehen, ist aber grob und kleberig.

Gadus callarius, grönländisch Saraudlik, dänisch storre Torsk (oft, aber unrichtig, von den Dänen Kabliau genannt, welcher in Grönland nicht vorkommt), der Dorsch, erscheint nur zu gewissen Zeiten an der Küste, weshalb die Fischerei unzuverlässig ist. Wenn er kommt, hält er sich an gewissen Bänken auf, von welchen die wichtigste die Holsteensborgbank ist, in 66° 20′ bis 68° nördl. Br., 25 Meilen lang, bis 6 Meilen breit, 3 Meilen von der Küste, 14—20 Faden tief, während das Meer rund umher über 120 Faden tief ist. Kleinere Bänke sind die bei Napparsok im Sukkertopdistricte, ebenfalls 3 Meilen von der Küste, 30 Faden tief, und die bei Skinderhvalen im Godthaabdistricte, 4 Meilen von der Küste, 20—30 Faden tief. Im Nordinspectorate erscheint der Dorsch an den Inseln vor Egedesminde, in der Diskobucht bis Jakobshavn. Die Hauptfischerei ist im Juli und August. Mitunter kommt er in ungeheuern Schulen und mitunter ist er gänzlich verschwunden. Er laicht nie an der grönländischen Küste. Er variirt an Größe von 2—20 Pfund und wiegt gedörrt durchschnittlich an ¾ Pfund das Stück. Die Leber, welche ein wichtiger Handelsartikel, gibt an 35 Proc. Oel, 1200—1600 Stück 1 Faß. Durchschnittlich werden jährlich 200,000 Stück Dorsch im Südinspectorate und an 40,000 im Nordinspectorate gefangen.

Mallotus arcticus, grönländisch Angmasa, dänisch Löd (gemeiniglich, aber unrichtig, von den Dänen Sild, Häring, genannt), ist die einzige Speise, welche die Grönländer in größerer Menge zum Wintervorrath aufbewahren. Die Angmasa gehen im Juni und Juli in fast unglaublicher Menge in die Fjorde, nördlich bis zum Waigat, um zu laichen. Man kann sie oft vom Lande aus mit den Händen ergreifen. Sie werden in kleinen Netzen gefangen, an der Luft gedörrt und von den Grönländern, wie das Brod bei Europäern, als Zukost zu ihren fetten Speisen benutzt. Der Angmasa ist nicht ganz 6 Zoll lang und sehr schmal; gedörrt gehen an 60—80 Stück auf das Pfund. Im frischen Zustande gekocht hat er einen angenehmen Geschmack, und er hat so feine Gräthen, daß er ohne Weiteres verzehrt werden kann. Er läßt sich gut räuchern, pökeln und wie Anchovi einlegen, denen er dann sehr ähnlich ist.

Salmo carpio, grönländisch Ekalluk, dänisch Larörred, Lachsforelle, geht zu gewissen Jahreszeiten zwischen den Landseen und der See und wird in den Flüssen oder vor deren Mündung gefangen. Er geht nördlich bis Upernivik, doch je weiter nördlich, desto dünner wird er. Der Ertrag ist in der Fischereizeit, im Juli und August, zuweilen groß, gewöhnlich jedoch nicht erheblich.

Cyclopterus lumpus, grönländisch Nepisa, dänisch Steenbider, der Seehase, ein dicker, fetter, obwol nicht sehr schmackhafter Fisch, welcher ein paar Pfund wiegt, laicht im Frühjahre in sehr großer Menge an der Küste, nördlich bis zum Waigat; wird zur Aufbewahrung gedörrt. Auch wird der große grünliche Laich gesammelt und als Delicatesse genossen.

Pleuronectus hippoglossus (Hippoglossus maximus), grönländisch Natarnak, dänisch storre Helleflynder, Helbutte, wird bis 3 Ellen lang und bis 100 Pfund schwer, zuweilen noch mehr, wird im Juli, nördlich bis Egedesminde und bis zur Diskobucht zwischen den Inseln der Außenküste in 30—40 Klafter Tiefe gefischt, geht des Winters in die Tiefe und ist dann selten zu sehen.

Pleuronectus cynoglossus (Hippoglossus pinguis), grönländisch Kalerag, dänisch mindre Helleflynder, Hundszunge, wird in Südgrönland, wo er 1—4 Pfund wiegt, fast nur im Julianehaabdistricte, und zwar des Winters in der beträchtlichen Tiefe von 120—180 Klafter, gefischt. In Nordgrönland wird er 10—12 Pfund schwer und sehr fett, der Fang ist hier aber schwierig und gefährlich, weil er, und zwar nur in den kältesten Monaten, hauptsächlich im Omenaksfjord und im Jakobshavnsfjord, unmittelbar bei den großen Eisbergen, und nur in der Tiefe von 350—380 Klafter erlangt wird. Er ist eine sowol bei den Dänen, wie bei den Grönländern, sehr geschätzte Speise, gibt auch ein feines Oel.

Perca norvegica (Sebastes norvegicus), grönländisch Sullupangak, dänisch Rödfisk, wird in Julianehaab und Holsteenborg, auch nur in großer Tiefe, aber auch den Winter über, gefischt, wird sehr fett.

Gadus aeglefinus (**G. agilis**), dänisch Graafisk, Kuller, Schellfisch, hat eine große Verbreitung in der Baffinsbai und kommt des Winters in großen Schwärmen unter das Eis von Egedesminde bis Upernivik, vom Weißfisch verfolgt, der ihm nicht unter das Eis folgen kann. Er wird dann in den Spalten, die im Eise entstehen, mit Leichtigkeit in Menge geangelt.

Gadus barbatus, grönländisch Ovak, dänisch mindre Torsk, Steinbolk (breiter Schellfisch), hat das ganze Jahr hindurch eine große Verbreitung an der Küste, besonders in Julianehaab. Er wiegt an 1½ Pfund, ein Kajak fängt an 10—20 Stück im Tage.

Cottus scorpius (**Cottus groenlandicus**), grönländisch Kaniok, dänisch Ulk, die Sture (Seeskorpion), ist an der ganzen Küste und das ganze Jahr hindurch, im Winter wie im Sommer, der am meisten verbreitete Fisch. Er hat festes Fleisch, wiegt an ¾ Pfund, ein Kajak fängt 50—100 Stück den Tag.

Diese Menge von Fischen liefert einen sehr großen Mundvorrath und könnte bei besserer Entwickelung der Fischerei einen noch viel größeren liefern. Dorsch und Angmasa allein liefern jährlich über 2 Mill. Pfund Speise. Europäische Fischereiunternehmungen in Grönland, zu welchen sich namentlich Hai, Dorsch, Lachs sehr wohl eignen, sind wegen der ungünstigen Naturverhältnisse bisher nicht geglückt.

3) Vögel. Die Ornis zählt über 100 Arten. Von Vögeln, die von Pflanzentheilen, Samen und Beeren oder von Landinsekten leben, gibt es eigentlich nur eine Art, das Schneehuhn, welches sehr zahlreich ist. Es brütet noch in den nördlichsten Inseln, wie bei Spitzbergen und Novaja Zemlya. Eine Lerche mit einer häßlichen schreienden Stimme, einige Finken kommen mitunter im Sommer. Der Rabe ist im Sommer ein Raubvogel, indem er Eier und junge Vögel raubt und das Schneehuhn jagt, im Winter wird er sehr zahm, hält sich in der Nähe der Hütten auf und lebt von Abfall. Er läuft dann hinter denen her, die Robbenfleisch tragen, und verschluckt den Schnee, auf welchen Fett- oder Bluttropfen fallen. Von sonstigen Raubvögeln gibt es Eulen, Falken, darunter der schneeweiße und der gefleckte Falke, den Seeadler (**Haliaetus albicilla**), der sich von Vögeln und Fischen nährt, aber auch mit Aas vorlieb nimmt, ein besonders gefährlicher Feind der Eidergans.

Weit größer, als die der Landvögel, ist die Zahl der Wasservögel, am größesten aber die der Schwimmvögel. Diese suchen in unzähliger Menge ihre Nahrung in dem von Weichthieren und Fischen erfüllten Meere. Die Möven fliegen umher unter fortwährendem Schreien, steigen und fallen, bis sie endlich mit Pfeilesschnelle ins Meer stürzen und ihre Beute erhaschen. Die großen Raubmöven jagen hinter diesen Möven und andern Sturztauchern her, bis sie ihre Beute fallen lassen, welche dann aufgegriffen wird, bevor sie das Wasser erreicht. Hier schwimmen die Vögel ruhig auf der Wasserfläche umher, tauchen dann plötzlich unter und kommen vielleicht erst nach längerer Zeit wieder zum Vorschein. Dort steht ein ganzer Schwarm im Wasser auf dem Kopfe und hascht die unten vorbeischwimmenden Geschöpfe.

Die Seevögel nisten meistens auf den unzähligen kleinen Inseln an der Küste, welche oft vom Gipfel bis zum Fuße ganz und gar mit Nestern bedeckt sind, die Fuglefjelde der dänischen Colonisten. Das größte Fuglefjeld ist wahrscheinlich das von Kasorsoak bei Upernivik, besonders das Westende der Insel, das Alkefjeld. Die Vögel bauen in einer gewissen Ordnung auf vorragenden Stellen der Felsenwände von Unten nach Oben, sodaß die Alken die untersten, die Möven die obersten sind, weshalb die Alken, besonders wegen der Eier, am meisten heimgesucht werden. Das Besteigen eines Vogelberges ist jedoch schwierig und gefährlich.

Durch das äußerst rohe Verfahren der Grönländer sind zwei Vogelarten fast gänzlich ausgerottet worden. Der Schwan war ehedem sehr zahlreich in Grönland, aber während der Zeit des Mauserns, wenn er nicht fliegen kann, wurde diesem Vogel so eifrig nachgestellt, daß er sich jetzt selten zeigt und nicht mehr in Grönland brütet. Der Geiervogel, ein Schwimmvogel von der Größe einer Gans mit kleinen kurzen Flügeln, mit denen er nicht fliegen konnte, ist gänzlich ausgerottet.

Am zahlreichsten von allen Vögelarten ist der Alk oder die Seetaube, welche in manchen Theilen Grönlands ein wichtiges Nahrungsmittel ist. In Südgrönland allein werden jährlich an 70,000 Stück erlegt. Sie geben je an 1 Pfund Fleisch. Aus ihren Bälgen werden, nachdem die Federn abgenommen, Weiberröcke gemacht; 20 oder 30 Bälge geben einen Rock.

Die Eidergans, dänisch Edderfugl, ist fast ebenso zahlreich und brütet auf allen geeigneten Kleininseln längs der Küste bis zum Kennedykanal hinauf. Sie ist ein vortrefflicher Taucher, holt Schalthiere aus einer Tiefe von 400 Fuß aus dem Wasser heraus und kann 8—9 Minuten unter dem Wasser bleiben. Sie liefert je an 2½ Pfund Fleisch, wird aber nicht viel zur Speise benutzt, doch werden in Südgrönland jährlich an 30,000 Stück verzehrt. Sie liefert bekanntlich die weichsten Daunen. Es werden jährlich an 9000 Pfund Daunen aus Grönland ausgeführt, zu welchem Behufe an 100,000 Nester der Zerstörung preisgegeben werden; denn es sind die Federn, mit denen der Vogel sein Nest ausfüttert, deren sich der plündernde Mensch bemächtigt, wobei denn natürlich die Eier zerstört werden. Die Bälge der Eidergans werden verarbeitet zu Oberröcken, auf die je 20 gehen, zu Bettdecken, auf die je 50—80 gehen, u. dgl. m. Das Ei der Eidergans wiegt an ¼ Pfund und unterscheidet sich im Geschmack wenig von einem Hühnerei. In Südgrönland werden jährlich an 200,000 Stück Seevögeleier consumirt.

4) Landsäugethiere besitzt Grönland sechs außer dem Hunde, nämlich den Eishasen, das Rennthier, den Moschusochsen, den Vielfraß, den Polarfuchs, den Eisbär. Die Schiffe haben Ratten und Mäuse mit herübergebracht, welche sich in den südlichen Bezirken so vermehrt haben, daß man Katzen aus Dänemark hat kommen lassen müssen.

Der Polar- oder Eishase, von schneeweißer Farbe mit schwarzer Ohrenspitze, kommt in Nordgrönland in Menge vor, wird aber gewöhnlich nur von den Europäern als Nahrungsmittel gebraucht. Sein feiner, langhaariger Pelz wird nicht geschätzt. Während des Sommers findet er genügendes Futter von Gras und Kraut, im Winter gräbt er sich in Schnee ein, um Moos zur Nahrung zu suchen und sich gegen die Kälte zu schützen. Er ist so wenig furchtsam, daß man sich ihm bis auf zwei Schritte nähern kann, ohne daß er Miene zur Flucht machte.

Das Rennthier nährt sich im Sommer von Gras und Moos, im Winter von Moos allein, von dem es den Schnee mit seinem Geweih wegschaufelt. Es ist dies vornehmlich das Lichen rangiferinus. Wenn man nach dem Aussehen dieses Mooses im Sommer, wenn es trocken und spröde ist, urtheilt, so scheint befremdlich, daß ein so großes Thier es zu seinem Lieblingsfutter machen und davon feist werden sollte: aber im September, wenn schneebedeckt, wird es sanft und weich und schmeckt wie Weizenkleie; seine üppigen Verzweigungen haben Aehnlichkeit mit den Blättern der Endivie und sind meist weiß wie der Schnee. Das Rennthier lebt in Grönland nur wild, und im Sommer werden große Rennthierjagden abgehalten, zu welchen die Grönländer sich aus weiter Ferne versammeln. Das Fleisch, das die Grönländer am liebsten angegangen essen, ist äußerst mager; nur die Brust hat etwas Fett, der Talggehalt ist sehr gering. Das Fell ist wärmer und leichter als Robbenfell, ist aber nicht so stark und mehr abhaarend; es wird von den Grönländern für die meisten Kleidungsstücke vorgezogen. Die Sehnen werden zu Zwirn, das Geweih zu Fanggeräthschaften verarbeitet; die Klauen geben einen vorzüglichen Leim. Das Rennthier hatte früher in Südgrönland eine viel größere Ausbreitung. Die alten Bewohner der Ostbygd jagten das Rennthier in ihrer Nähe, die Grönländer jener Gegend auch noch vor 100 Jahren. Jetzt ist es in Julianehaab und überhaupt im Süden verschwunden. Es findet sich zuerst auf den ausgedehnten eisfreien Halbinseln von Holsteenborg und Sukkertop. Da das Rennthier in Heerden lebt, so bedarf es ausgedehnter Strecken, um weiden und sich den Verfolgungen der Jäger entziehen zu können. Im Nordinspectorate ist das Rennthier auch nicht gleichmäßig über das ganze Land verbreitet; es hält sich nur in den Halbinseln auf, die auf zwei Seiten von Fjorden, auf der dritten vom Binnenlandseise umgeben sind. Diese Rennthierbezirke sind hauptsächlich die Halbinseln zwischen den Fjorden Nessotouk und Anleitsivik im Egedesminde-districte, das Ostende von Noursoaks Halbinsel, Svartenhuks Halbinsel. Weiter nördlich an der Baffinsbai wird das Rennthier noch zahlreicher. Es ist sehr zahlreich in den schönen grünen Thälern an der Küste des Smithsundes, wird dort sehr groß und erreicht oft 5 Fuß Umfang und 6½ Fuß Länge.

Der Moschusochs (Ovibos muschatus) ist an der Westküste nicht bekannt. Er hat seine eigentliche Heimath an der amerikanischen Nordküste und im westlichen Theile des amerikanisch-arktischen Archipels, und ist bisher nicht mit Bestimmtheit bekannt gewesen, ob er sich im Osten der Melvilleinsel aufhält. Kane und Hayes haben wiederholt Gerippthteile des Moschusochsen am Smithsunde angetroffen, auch wurde im J. 1852 am Wolstenholmsund im Süden des Smithsundes einer geschossen; allein dies mochten doch nur Einzelne gewesen sein, die ausnahmsweise dorthin gestreift waren. Es ist daher ein bedeutender geographischer Erfolg, daß die deutsche Nordpolexpedition an der Ostküste Grönlands Rudel von Moschusochsen angetroffen hat, was, zusammengehalten mit der Abwesenheit dieser Ochsen an der Westküste, auf das Vorhandensein einer eisfreien Verbindung, die im hohen Norden zwischen dem Westen und Osten Grönlands besteht, hinzudeuten scheint.

Der Vielfraß, Gulo borealis, ein gefährlicher Feind des Rennthiers, welcher zum blutdürstigen Geschlechte der Wiesel gehört und die Größe des Dachses hat, zuweilen in einer Nacht 6—8 Rennthiere tödtet, deren Blut er säuft, kommt mitunter, aber selten, vor.

Der Eisfuchs, Canis lagopus, ist überall zahlreich. Er kommt in zwei Arten vor; die eine ist ganz weiß mit schwarzer Schnauze, die andere blaugrau, welche ungeachtet der im Uebrigen bestehenden großen Aehnlichkeit wirklich von einander verschieden zu sein scheinen; denn sie mischen sich nicht, und der Pelz jeder Art hat seine eigenthümliche Farbe, die des Blauen variirt nur in Nüancen, die des Weißen ist ein reines oder ein etwas ins Gelbliche spielendes Weiß. Die Farbe des Blauen ist wirklich bläulich, wenn man das Thier im Schnee sieht, in Wirklichkeit ist es ein volles Grau, nicht blos Schwarz und Weiß gemischt, wie beim grauen Fuchs Nordamerika's. Die Füchse halten sich am meisten im Gebirge auf, wo sie Jagd auf Hasen und Schneehühner machen. Doch kommen sie auch oft nach der Meeresküste und schwimmen zuweilen nach den Inseln hinüber, wo sie sich von den Eiern, jungen Vögeln, Muscheln oder Fischen ernähren. Die Fische erhaschen sie auf seichten Stellen beim Laichen, doch nehmen sie auch wol mit todten Fischen vorlieb. Am Smithsund, wo sie in Menge sind, folgen sie wol der Spur des Bären und erhaschen einen Theil seiner Beute. Das Fell des blauen Fuchses gibt einen sehr prächtigen Pelz, der theuer bezahlt wird, weshalb das Thier auch sehr viel gejagt wird und in Südgrönland beträchtlich an Anzahl vermindert worden ist. Im blauen Pelz besteht viel Unterschied in der Güte, weshalb diese Pelze in den Factoreien je nach der Dunkelheit der Farbe und der Länge des Haares in drei Qualitäten sortirt werden. Die beste Sorte hat einen Werth von 16—26 Rdlr. Der Pelz ist nur gut, wenn der Fuchs im Winter erlegt wird, zwischen November und Mai. Im Südinspectorate werden jährlich an 1200 blaue und 600 weiße Fuchspelze exportirt.

Der Eisbär ist selten im dänischen Westgrönland und kommt dahin meistens auf dem Treibeise aus Spitzbergen längs der Ostküste, doch ist er jedenfalls im hohen Norden Grönlands ebenso gut zu Hause. Seine Haupt-

nahrung ist der Seehund, und er ist, wie dieser, eigentlich ein Treibeisthier, wohnt auf dem Treibeise und den Eisbergen. Er schwimmt und taucht vortrefflich; er wird oft 100 engl. Meilen vom Lande auf Eisstücken angetroffen. Er schreitet und läuft mit überraschender Schnelligkeit. Das 9 Fuß lange Thier besitzt eine furchtbare Stärke. Seine Klauen sind 2 Zoll lang, seine Hauzähne $1\frac{1}{2}$ Zoll. Kane erzählt über die Zerstörung seiner Caches (der Proviantdepots, welche die arktischen Reisenden im Voraus zum Behuf ihrer weitern Reisen niederzulegen pflegen): „Die letzte Cache, auf die ich so sehr gerechnet hatte, war gänzlich zerstört. Sie war äußerst sorgfältig erbaut worden aus schweren Steinblöcken, die wir mit großer Mühe herbeigeholt und mittels Hebebäume eingesetzt hatten. Das Ganze war so stark und dauerhaft construirt, wie es unsere Mittel nur gestattet hatten. Diese Tiger der Eiswüste schienen jedoch kaum irgendwo eine Schwierigkeit gefunden zu haben. Auch nicht ein Stückchen Preßfleich (pemmican) war übrig geblieben, ausgenommen in den eisernen Büchsen, welche, weil sie rund mit spitzigen Enden waren, den Klauen und Zähnen Trotz geboten hatten. Die Bären hatten sie aber, obgleich jede Büchse 80 Pfund wog, wie Bälle umhergerollt. Eine Alkoholkanne mit starkem Eisenbande war kurz und klein gebrochen, eine blecherne Spirituosenkanne zu einer Kugel gequetscht. Die Klauen des Bären hatten das Metall wie ein Meißel aufgerissen. Sie waren zu lecker für Pökelfleisch, gemahlener Kaffee schien ihnen aber sehr zu schmecken und altes Segeltuch ihnen aus irgend einem Grunde besonders zu gefallen; sogar unsere Flagge, welche aufgesteckt worden war, um von der Wüstenei Besitz zu nehmen, war bis auf die Stange abgenagt. Sie hatten unsere Brodfässer auf dem Eise herumgewälzt und überhaupt mit der ganzen Sache ein wahres Spiel getrieben." In Nordgrönland werden die Eisbären mit Hunden gejagt, von welchen dann gewöhnlich mehrere getödtet oder verstümmelt werden. Das Fleisch wird in einem großen Gelage verzehrt, das der glückliche Jäger entbietet, das Fell wird zum Bezug der Sitze in den Schlitten und Booten, die Sehnen zum Zwirn verwandt. Im Ganzen werden in Westgrönland jedoch kaum 40 oder 50 Eisbären jährlich erlegt.

5) Die Seesäugethiere sind, was mit Bezug auf die Existenz des Menschen dem Lande seine eigentliche Bedeutung verleiht, ohne die es nicht bewohnbar sein würde.

Die Walen sind in ihren meisten Arten vertreten, doch sind mehrere derselben bereits der zu eifrigen Verfolgung erlegen und sehr selten geworden.

Balaena mysticetus, grönländisch Arbek, Arbarik, Sokalik, dänisch Rethval, Bardehval, den egentlige Hval, der eigentliche Walfisch, ohne Rückenflosse, ernährt sich hauptsächlich von den kleinen Medusen und Nudibranchiaten, welche der Meeresoberfläche die olivengrüne Farbe geben, oder von den kleinen Pteropoden, welche im arktischen Meere verbreitet sind. Er gibt den eigentlichen Fischbein. Er gibt, wenn auch nur von mittler Größe, an 180 Faß Speck, das aber nicht so gut, wie Seehundsspeck ist, indem es nur 70 Proc. Thran, letzteres 80 Proc. Thran, enthält. Die 1 Zoll dicke Haut, das Mattak, ist den Grönländern eine Delicatesse, die meistens roh gegessen wird. Ein Walfisch ist an Gewicht gleich 300 fetten Ochsen und gibt den Grönländern, Knochen und allen Abfall abgerechnet, an 30,000 Pfund eßbares Fleisch. Der Walfisch wird gegenwärtig fast nur noch im Nordwesten der Baffinsbai und bei der Beringstraße angetroffen. Früher ging er an der westgrönländischen Küste südlich bis Holsteenborg, und war von großer Bedeutung für die dänischen Colonien, namentlich von 1790—1810. Damals wurden in Holsteenborg allein jährlich an 10 Walfische eingebracht, im J. 1826 auch noch 12 Walfische. Allein seitdem hat sich die Anzahl der Walfische an der dänischen Küste fortwährend vermindert, und schließlich ist er dort gänzlich verschwunden, sodaß man ihn fast vergessen hat. Im J. 1851 wurde der letzte Walfisch bei Godhavn gefangen.

Balaenoptera boops, grönländisch Keporkak, dänisch Finhvale, der Finnfisch, war nicht so leicht aus seinen alten Wohnsitzen zu verdrängen, indem sein schlankerer Bau ihm größere Beweglichkeit verleiht und seinen Fang schwieriger und gefährlicher macht. Er ist zwar nicht minder groß, als der eigentliche Walfisch, sein Fang ist aber viel weniger lohnend, weil sein Fischbein zu kurz ist und er nicht halb so viel Speck hat, das dabei von viel geringerer Güte ist und nur 60 Proc. Thran enthält, welcher nur $\frac{3}{4}$ Werth des Seehundsthranes hat. Das Fleisch und Mattak (die Haut) wird aber von den Grönländern sehr geschätzt und beträgt an 20,000 Pfund. Die Zahl der Finnfische hat auch sehr abgenommen. Wird mitunter der todte Körper eines Finnfisches auf den Strand geworfen, so gilt dies für eine reiche Ernte für die Gegend.

Delphinopterus leucas (Delphinus albicans), grönländisch Kelelluak, dänisch Hvidfisk, der Weißfisch, ein Delphin von 12—16 Fuß Länge, ist gegenwärtig der wichtigste von allen Cätaceen. Er erscheint in Nordgrönland, namentlich in der Diskobucht und im Omenaksfjord, regelmäßig zweimal des Jahres, bald nachdem das Eis aufbricht und kurz bevor es wieder zulegt. Er wird dann mitunter vom Eise in der Nähe des Landes überrascht und vom offenen Meere abgeschnitten; macht man dann Löcher in das Eis, so steigen die Weißfische in Menge herbei, um Luft zu schöpfen, und es werden dann leicht an einem Tage mehrere hundert erlegt. Im Sommer halten sie sich im offenen Meere auf, im Winter erscheinen sie in zahlreichen Schwärmen an der Küste von Holsteenborg und Sukkertop. Die Weißfische werden von den Dänen in großen Netzen gefangen, die an den Fjordufern senkrecht ausgehängt werden. Indem die Weißfische auf ihrer Herbstwanderschaft nach Süden sich dicht am Gestade halten, um ihren Feind, den Nordkaper, zu vermeiden, so verfangen sie sich in den Netzen und werden dann leicht vom nachfolgenden Boote erlegt oder versaufen bald, da sie, wie alle Walen, zum Athemholen an die Oberfläche kommen müssen. Der Weißfisch gibt $1\frac{1}{2}$—2 Faß Speck, welches dem See-

hundsspeck fast gleichkommt, und an 500 Pfund Fleisch und Mattak.

Delphinus globiceps, schwarzer Delphin, wird an 24 Fuß lang, hält sich zwischen Ostgrönland und Spitzbergen auf, wird von den Grönländern nicht gejagt.

Delphinus orca, der Nordkaper (englisch Grampus), der Tiger der arktischen Meere, 25 Fuß lang, ist ebenfalls zu selten, um ein Gegenstand der Jagd zu sein.

Monodon monoceros, dänisch Narhval, der Narwal, ist neben dem Weißfisch jetzt der einzige Wale, dessen Jagd von Wichtigkeit ist. Er gibt das werthvolle Einhornshorn. Er wird meistens nur im Omenakfjord gefangen, wo er, dem Weißfisch folgend, regelmäßig im November eintrifft. Seine Jagd ist schwierig und gefährlich, weshalb die Grönländer dieselbe gewöhnlich in Gesellschaft anstellen. Es werden im Nordinspectorate jährlich an 1000 Stück Weißfische und Narwale gefangen. Die Wale liefern den Grönländern außer der den dänischen Factoreien verkauften Handelswaare einen wesentlichen Theil der Speise, der Kleidung, des Brennstoffes, Hundefutters, Materials für Fahrzeuge, Fanggeräthe, Sommerzelten.

Der Seehund ist im Vergleich mit dem Wal mehr ein Landthier, man könnte ihn füglich ein Küstenthier nennen. Er entfernt sich selten weit von der Küste, woselbst die Hündin sich die ersten zehn Tage, nachdem sie Junge geworfen hat, aufhalten muß, weil dieselben erst später schwimmen können. Der Seehund ist für die Existenz des Grönländers durchaus unentbehrlich. Das Fleisch ist sein tägliches Brod. Das Fell braucht er zu Kleidung, zu Booten, Zelten, Riemen, der Speckthran gibt ihm Licht und Wärme, die Sehnen Zwirn, die Gedärme Fensterscheiben. Die weite Verbreitung des Seehundes in allen Jahreszeiten sichert ihm seinen täglichen Unterhalt. Der Seehund hat hier keine einzelnen Sammelplätze, wie in andern Gegenden, wo er deshalb leicht ausgerottet wird, indem man gewissermaßen Parforcejagden auf ihn macht; er ist in Grönland überall gleichmäßig verbreitet und wird nur einzeln, doch so ziemlich das ganze Jahr hindurch gefangen. Ungeachtet der regelmäßigen Ausbeutung durch den Grönländer ist eine Abnahme des Seehundes in irgend einem Theile des Landes nicht bekannt.

Phoca hispida, grönländisch Neitsek, von Jungen Neitsiak, dänisch Netside, die Fjordrobbe, ist die wichtigste von allen Seehundsarten, weil sie, namentlich in den nordgrönländischen Fjorden, das ganze Jahr, auch den Winter hindurch, erlegt wird. Sie ist, wie schon oben erwähnt, der einzige wahrhaft grönländische Seehund, während die andern nur zeitweilig kommende Zugthiere sind. Sie bleibt den Winter über in den innern Fjorden, indem sie sich Oeffnungen im Eise sucht oder auch selbst macht, wo sie Athem holen kann, was dem Grönländer die Mittel an die Hand gibt, ihr nachzuspüren. Die große Anzahl und Ausdehnung der Fjordarme bewirkt ihre große Anzahl. Im Innersten der großen Jisfjorde, dicht am Rande des großen Binneneises, dicht neben der Geburtsstätte der großen Eisberge, ist ihre Brutstelle. Dort schlagen auch die großen Seehunde dieser Art ihre Wohnung auf. Wir haben oben bereits gesehen, daß das große Binneneis es ist, welches in den Fjordenden die weichen, feinen Schlammbetten ablagert, die der Hispida die ihr zusagende Nahrung gewährt. Die anscheinend ganz unfruchtbare Eiswüste ist es also, die mit ihrer süßen Gletschermilch hier die Nahrungsstoffe bereitet, welche dieses ganze Thierleben, ja man kann sagen, denn diese Wichtigkeit hat die Hispida, welche das ganze menschliche Leben in Nordgrönland hervorruft. Dabei sind die Eisberge, diese so plump und starr aussehenden Kinder jener großen Mutter, fortwährend beschäftigt, den nährenden Schlammbrei aufzurühren und weite Spalten in die Eisfläche für die Seehunde zu hauen. Die Jagd in jenen innern Fjorden ist freilich eine höchst gefährliche, da der Jäger dort umringt ist von jenen Bergmassen, die, selbst wenn sie auf dem Grunde festsitzen, fortwährend in Bewegung sind, unaufhörlich wackeln und sich wiegen und gewaltige Eisblöcke umherschleudern. Es werden jährlich im Nordinspectorate an 50,000 Netsider erlegt, von welchen an 34,400 Felle an die dänischen Factoreien eingeliefert werden, während alle übrigen Seehundsfelle sich hier auf kaum mehr als 1100 belaufen. Ebenso sind $^4/_5$ der dortigen gesammten Robbenspeckausfuhr Netsiderspeck. In Südgrönland ist der Ertrag an Netsidern viel geringer, da diese Seehunde sich gewöhnlich in Jisfjorden aufhalten, deren Ausdehnung hier viel geringer ist.

Phoca groenlandica, grönländisch Attak, Attarsoak, dänisch Svartside, isländisch Vadeselur, der Sattler, ist in Südgrönland am meisten ausgebreitet und dort der wichtigste Seehund. Er ist jedoch nicht, wie Ph. hispida, in Grönland heimisch, sondern ein Zugthier, das zu gewissen Jahreszeiten, namentlich von März bis Mai und von Juli bis September, ganz von der Küste verschwindet. Er ist im Winter am fettesten und sein Fang dann am ergiebigsten. Wenn er im Mai nach der Küste zurückkommt, ist er sehr mager. Im Frühjahr werden die Jungen geworfen, was auf dem großen Treibeise in der Straße, in beträchtlichem Abstand von der Küste, geschieht. Der Svartside ist beträchtlich größer, als der Netside. Wenn 3 Jahre alt, ist er halbgewachsen und heißt dann grönländisch Aglektok, dänisch Blaaside. Ein ausgewachsener Svartside wiegt an 14 Liespfund, davon beträgt Fell und Speck 6 Liespfund 10 Pfund, Fleisch und Knochen 5—6 Liespfund, den Rest Kopf, Blut, Eingeweide. Ein Svartside gibt im Herbst oder Winter $^1/_3$ Faß Speck. Sein Fell benutzt der Grönländer für Kajak, Umiak und Zelt. In Nordgrönland wird er gewöhnlich nur des Sommers und in geringer Anzahl gefangen.

Phoca vitulina, grönländisch Kassigiak, dänisch spraglede Sael, wird nur in Nordgrönland und in geringer Anzahl gefangen. Sein Fell wird von den Grönländern für ihre Kleidung vorgezogen und kommt nicht in den Handel.

Phoca barbata, grönländisch Ukfuk, ist der größte von allen Seehunden und erreicht eine Länge von 12 Fuß. Sein Fell wird wegen seiner Stärke besonders ge-

schätzt, für Boote, Fanggeräthe, Schlittenriemen vorgezogen und ist zu Harpunfangriemen das einzig Brauchbare. Er wird aber nur im Julianehaabdistrict gefangen, wo er sich zeitig im Frühjahre einstellt, weshalb man in ganz Grönland die Fangriemen von Julianehaab bezieht.

Phoca cristata (Cystophora cristata), grönländisch Neitsersoak, dänisch Klapmydse, die Mützenrobbe, so genannt nach dem kugelförmigen Beutel auf dem Kopfe des Männchens, welchen das Thier nach Belieben aufblasen kann, kommt in den Monaten April, Mai, Juni und dann wieder im August mit dem Großeis nach den südlichen Theilen von Julianehaab und gewährt in dieser kurzen Zeit eine so ergiebige Jagd, daß er ein Drittel der Producte der Koloni Julianehaab liefert. Ein Klapmydse gibt ½ Faß Speck und 200 Pfund Fleisch. Er ist nebst der **Phoca barbata** der größte und streitbarste Seehund, was seine Jagd gefährlich macht. Er greift oft den Kajak an, setzt seine Zähne ein, sodaß das Fahrzeug sich mit Wasser füllt und mit seinem Inhalt sinkt. Er erfordert tüchtige geübte Jäger, nicht jeder kann mit ihm anbinden. Man zieht jetzt vor, ihn mit der Büchse auf dem Eise zu erlegen, allein bei Anwendung der Büchse werden viele Seehunde nur angeschossen und gehen verloren.

Trichechus rosmarus, grönländisch Auvek, dänisch Hvalros, das Walroß, wird an 20 Fuß lang und an 2000 Pfund schwer. Seine, oft eine ganze Elle aus dem Maule hervorstehenden Hauzähne geben ein geschätztes Elfenbein. Die alten Nordboeren trieben den Walroßfang in solcher Ausdehnung, daß die Walroßzähne einen ihrer Hauptausfuhrartikel ausmachten; auch bezahlten sie den Peterspfennig mit Walroßzähnen. Jetzt ist das Walroß selten an der dänischen Küste, auch fürchten sich die dänischen Grönländer vor ihm und lassen sich nicht gern mit ihm ein. Im Norden, an der Baffinsbai, ist jedoch die Walroßjagd die Hauptbeschäftigung der dortigen Eskimo.

IX. Die Grönländer. 1) Abstammung. Die Grönländer gehören zum Stamme der Eskimo (s. d.), welche von der amerikanischen Nordküste und dem westarktischen Archipel hier eingewandert, ursprünglich aber vom östlichen Asien gekommen sind. Die Eskimo sind ein Theil der mongolischen Rasse, und ist es ein bemerkenswerther Umstand, daß Völkerschaften dieser Rasse, wie die Südchinesen und die Nordgrönländer, die eine so lange Periode von einander getrennt und so gänzlich verschiedenen Einflüssen des Klima's und der Lebensweise unterworfen gewesen sind, doch in keinem wesentlichen Stücke ihrer körperlichen Beschaffenheit von einander abweichen.

2) Gestalt. Der Wuchs ist untersetzt. Im dänischen Gebiete sind sie gewöhnlich klein, dabei sehr fett und wohlbeleibt, aber breitschulterig, kräftig und wohlgebaut und zu erstaunlichen Anstrengungen fähig. Der Kopf ist groß mit flachem, besonders unter den Augen breitem Gesicht, schweren Kinnbacken, vorragenden Backenknochen, schief liegenden, kleinen, dunkel schwarzen, lebhaften Augen, schmaler, nach Oben zugespitzter Stirne. Die Zähne sind ausgezeichnet weiß und gesund. Der Bart ist schwach, höchstens kommt es zum Schnurrbart und Knebelbart, häufig aber fehlt der Bart gänzlich. Das Haar ist rabenschwarz und struppig, aber nicht dicht. Die Männer lassen das Haar frei herabhängen, die Frauen binden es auf dem Wirbel in einen großen Knaul. Bei den älteren Frauen ist es größtentheils ausgegangen. Die älteren Frauen sehen überhaupt wenig anziehend aus; die zusammengekauerte Haltung, in welcher sie gewöhnlich sitzen, macht ihren Gang watschelnd, die frühere Fettigkeit hat unzählige Runzeln im Gesicht hinterlassen. Mit Lampenruß und Schmutz bedeckt, sehen sie wie die leibhaften alten Hexen aus. Die Hautfarbe ist gelblich oder bräunlich. Ein eigenthümliches Kennzeichen der Eskimo ist die besondere Kleinheit der Hände und Füße. Aus der Kleinheit der Griffe an den Waffen und Geräthen in der europäischen Steinzeit hat man wol nicht mit Unrecht geschlossen, daß die damaligen Bewohner Europa's den Eskimo nahe stammverwandt waren. Die mongolische Rasse hatte in der Urzeit unzweifelhaft eine noch viel beträchtlichere Ausdehnung als gegenwärtig. Die Eskimo im Norden der Baffinsbai zeichnen sich vor denen im dänischen Grönland durch größeren Wuchs aus. Man trifft dort oft Männer von 6 Fuß, eine Größe, die bei der gewaltigen Breite wirklich eine riesige ist.

3) Stammname. Die Grönländer nennen sich selbst Inuit, Menschen, oder Kifak, Eingeborene. Die skandinavischen Nordboeren belegten sie mit dem verächtlichen Namen Skraelinger, Schreier. Die Europäer heißen bei den Grönländern Kavlunak oder Kablunak, Weißhaut.

4) Die Blandinger (Halbblut). Viele Dänen, namentlich Handwerker und Matrosen, verheirathen sich mit Grönländerinnen und richten dann ihre Lebensweise halb auf europäisch, halb auf grönländisch ein, erziehen ihre Kinder als Grönländer und treiben Seehundsfang mit Netzen. Die so entstandene Mischrasse hat von ihrem europäischen Stammvater eine schlankere Gestalt geerbt, artet aber in ihrem Verhalten und ihren Gebräuchen nach der Mutter. Die Blandinger leben theils ganz als Grönländer, theils treten sie in den Dienst der Handelsetablissemente als Handwerker, Matrosen u. dgl. Sie haben in der Regel eine europäische Physiognomie, jedoch dunkles Haar und dunkle Gesichtsfarbe und große Aehnlichkeit mit Südeuropäern; doch findet man mitunter auch blondes Haar und lichte Gesichtsfarbe unter ihnen. Die Frauenzimmer sind gewöhnlich recht hübsch. Von den Dänen haben sie den ovalen Kopf, die gerade Nase, die hellere Farbe, blaue Augen, von den Eskimo schwarzes Haar und Augenbrauen, volle Lippen, Elfenbeinzähne, die zierlichen kleinen Hände und Füße. Die Mädchen sind reinlich und munter. Die größte Zahl der dänischen Blandinger befindet sich im District Godthaab. Im District Julianehaab ist eine starke Mischung mit den skandinavischen Nordboeren unverkennbar. Hier hat fast ein Drittel der Bevölkerung, namentlich der männlichen, europäische Physiognomie, und doch ist Ju-

lianehaab mit den Dänen am wenigsten in Berührung gekommen. Nach Graab haben auch die Einwohner östlich von Cap Farvel, deren es jedoch nur an 800 gibt, eine stark europäische Physiognomie. Man hegt die Vermuthung, daß sie von den Letztüberlebenden des Ostbygd abstammen, die sich nach dem Ueberfall der Eskimo über das Eis hierherflüchteten.

5) Nahrungsmittel. Bei der großen Fülle von Nahrungsmitteln, welche das Land darbietet, und der Geschicklichkeit der Grönländer sich in deren Besitz zu setzen, ist wol nicht zu erwarten, daß hier Mangel herrsche, und dies ist in der Regel auch nicht der Fall. Man findet wol sonst nirgends eine solche Menge wohlgenährter Gesichter. Die Gesichter der kleinen Kinder strotzen zuweilen dermaßen von Fett, daß die Augen fast geschlossen und die platte Nase anstatt einer Erhöhung eine Vertiefung zu sein scheint. Doch trägt zu solcher Fettentwickelung neben der reichlichen animalischen Nahrung auch die stete Bewegung unter freiem Himmel viel bei.

Die bei weitem wichtigste Speise ist das Seehundsfleisch, welches täglich, jedoch auf verschiedene Weise, frisch, roh, gedörrt, gekocht, angegangen, genossen wird. Ein Lieblingsgericht ist das Mikkiak, ein Seehund, den man in ein altes Fell legt, in die Erde vergräbt und dort liegen läßt, bis er ganz in Fäulniß übergegangen ist. Ihre größte Delicatesse ist der Rennthiermagen, d. h. der Magen mit seinem Inhalt von halb verdauter Pflanzenkost; er soll einen süßlich aromatischen Geschmack haben und zugleich sehr kräftig, wie nach Pfeffer, schmecken. Auch bei den Europäern beliebt ist das Mattak, die Haut der Walen, namentlich des Walfisches, des Weißfisches, des Narwal. Die Narwalhaut ist über ½ Zoll dick und besteht aus zwei Lagen. Wenn gekocht, wird sie ganz mürbe und gibt ein vorzügliches Gelee.

Die Hauptmahlzeit ist des Abends, wenn der Mann von der Jagd zurückkommt. Männer und Frauen speisen nicht beisammen, sondern halten sich an verschiedenen Enden der Hütte auf. Mitunter werden große Gastmähler gegeben. Hauptgerichte sind dann gedörrte Angmaksa, Seehundsfleisch, Fische, Schwanzfleisch von Walfisch, gedörrter Lachs, gedörrtes Rennthierfleisch, Beeren. Während des Sommers, in der guten Zeit, wird geschwelgt. Die Consumtionsfähigkeit des Grönländers grenzt an das Unglaubliche. Man hat berechnet, daß jeder Grönländer, der die Mittel hat, durchschnittlich täglich 8—10 Pfund Fleisch verzehrt.

Lieblingsgetränk ist der Kaffee, welcher zu einem unentbehrlichen Bedürfniß geworden ist. Man hungert und friert lieber, als daß man seinen Kaffee entbehrt. „Gäbe es keinen Kaffee", sagte eine Grönländerin zu Bluhme, „so verlohnte es sich nicht der Mühe zu leben." Auch der Thee findet mehr Eingang.

Es gereicht den Dänen sehr zu Ehre, daß sie die Grönländer bisher vor dem Branntwein zu bewahren verstanden haben. Spirituosen dürfen nur an die obern Beamten in Grönland versandt und Grönländern nur ausnahmsweise unter gewissen Regeln für verrichtete Arbeit ausgeschänkt werden. Die freie Einfuhr von Spirituosen würde ohne Frage die größte Demoralisation, das äußerste Elend herbeiführen, würde den Europäern den Aufenthalt im Lande unmöglich machen und die Grönländer würden schleunig aussterben. Der Tabak ist den Grönländern auch bereits unentbehrlich geworden, sie kauen, rauchen und schnupfen; auch Frauenzimmer, sogar kleine Kinder rauchen.

Die ausschließlich animalische Kost erweist sich bei den Grönländern augenscheinlich nicht schädlich. Diejenigen Grönländer, welche in dänischen Diensten stehen und europäische Kost, Rind- und Schweinefleisch, Gemüse, Brod, genießen, befinden sich körperlich um nichts besser, als die andern. Die Grönländer kaufen außer den schon erwähnten Kaffee, Thee, Tabak von den dänischen Factoreien in großer Menge Brod, d. i. in Kopenhagen gebackenen Schiffszwieback und Kuchen, jährlich im Durchschnitt an 100 Pfund die Familie, Butter, deren Preis für sie das 40fache ihres Specks ist, und die sie wie Fleisch stückweise und ohne Brod essen, Erbsen, Grütze, Feigen, Rosinen ꝛc. Alle diese Waaren sind für die Grönländer blos Luxussachen, deren zur Gewohnheit gewordener Ankauf, weil er sie nur zu oft der ihnen unentbehrlichen Dinge beraubt, ihnen zum großen Schaden, ja oft zum Verderben gereicht.

In Südgrönland berechnet sich der Consum von Speisen in normalen Jahren folgendermaßen: Rennthierfleisch 500,000 Pfund, Vögel 100,000 Pfund, Seehundsfleisch und Seehundsspeck 3,550,000 Pfund, Walfischfleisch 100,000 Pfund, zusammen Fleisch 4,450,000 Pfund, Angmaksa 2,500,000 Pfund, Dorsch 800,000 Pfund, Forellen, Nepisa, Helbutte, Hai 500,000 Pfund, sonstige Fische 1,200,000 Pfund, zusammen Fische 4,000,000 Pfund, Eier 200,000 Stück, Beeren 1000 Faß, außerdem Muscheln, Seegras und die oben (unter Flora) erwähnten Gemüsepflanzen. Dazu an 100,000 Pfund Zwieback, 100 Faß Erbsen, Grütze ꝛc. Dieser Verbrauch an Fleisch und Speck macht 748 Pfund, der an Fischen 650 Pfund für das Individuum, mithin 2 Pfund fettes Fleisch und 2 Pfund Fisch täglich das Jahr hindurch, ungerechnet Beeren, Gemüse, Muscheln, Eier. In Nordgrönland ist der Verbrauch noch größer. Allein dieser Verbrauch ist äußerst ungleich vertheilt. Erst wird geschwelgt und dann gefastet. Besonders hat in letzteren Jahren der zu große Verbrauch von europäischen Waaren die Wirkung gehabt, daß inmitten aller dieser Fülle einheimischer Producte oft Mangel und Noth herrscht.

6) Tracht. Diese ist glücklicherweise dem Klima und der Lebensweise so sehr angemessen, ist so warm und doch so leicht, schützt so vortrefflich gegen die Kälte und ist dabei der Bewegung so wenig hinderlich, daß sie in ihren wesentlichen Bestandtheilen nie durch europäische verdrängt werden kann. Die Grönländer besitzen in den Fellen der Hunde, Vögel, Rennthiere und Seehunde alle zu ihrer Kleidung erforderliche Stoffe, und die Grönländerinnen besitzen eine ausgezeichnete Geschicklichkeit im Nähen und in der Zubereitung der Pelze und Felle. Sie gerben die Felle durch längeres Einweichen, bleichen sie, indem sie sie abwechselnd frieren und thauen lassen

und an die Luft legen, so vortrefflich, daß sie schneeweiß, und die Rennthierfelle so weich, wie Handschuhleder werden, und färben sie auf verschiedene Weise. Roth und Weiß oder Weiß mit Roth sind die beliebtesten Farben für das Leder, doch werden auch Blau, Gelb und Purpur angewandt. Dadurch, daß das Gerben in einem lange fortgesetzten Einweichen in der Urinkufe besteht, wird freilich in allen grönländischen Hütten eine schreckliche Ausdünstung hervorgebracht.

Die Tracht besteht bei beiden Geschlechtern in einer doppelten Pelzkleidung, einer äußern mit den Haaren nach Außen, einer innern mit den Haaren nach Innen, also aus einem obern und innern Pelzrock, obern und innern Beinkleidern, Pelzstrümpfen mit den Haaren nach Innen und Pelzstiefeln, an deren obern Rand die Beinkleider festgeschnürt werden. Hinten am Oberrocke hängt eine Kapuze, die aber nur bei sehr strengem Wetter über den Kopf gezogen wird. Die Tracht der Frauen ist im Wesentlichen dieselbe, wie die der Männer, hat jedoch einige europäische Zusätze bekommen. Ein kurzer Pelzrock, der Timiak, von Seehundsfell, der dicht an Hals und Handgelenk schließt und mit schwarzem Hundefell eingefaßt ist, reicht bis an die Hüften. Darüber wird der Anorak, ein Ueberzug von buntem Baumwollzeug, gezogen, bei den jungen Mädchen mit rothen oder goldverbrämten seidenen Bändern geschmückt. Von der Hüfte bis ein wenig übers Knie reicht ein eng anschließendes Beinkleid von buntem Seehundsfell (der Phoca vitulina, spraglede Sael, welche wegen dieses Gebrauchs nicht in den Handel kommt), vorn mit weißem Rennthierfell und Streifen von blau- oder rothgefärbten Seehundsfell besetzt. An Füßen und Beinen befinden sich ein Paar hohe weiße oder rothe (auch blaue, purpurne) Kamiken, Stiefel von gefärbtem Seehundsleder, die gleichfalls an der ganzen Vorderseite schön benäht und besetzt sind. Dieselben sind gekrimpt, dem Fuße genau angepaßt, mit Sehnen genäht und vollkommen wasserdicht. Der Kamik reicht fast bis ans Knie, zwischen demselben und dem Beinkleid ist das Bein nackt, nur daß am Ende des Beinkleides rothe oder blaue seidene Bänder herabflattern. Unter dem Timiak wird jetzt ein weißes Hemd getragen, das über das Beinkleid hinaushängt. Das in die Höhe gestrichene Haar wird mit Bandschleifen geschmückt und mit Seidenband zusammengebunden, das bei den Jungfrauen roth, bei den verheiratheten Frauen blau, bei den Witwen schwarz oder weiß, bei den unverheiratheten Mädchen, welche Kinder gehabt haben, grün ist. In den Ohren, und wo es sich sonst anbringen läßt, tragen die Frauenzimmer Geschmeide von Perlen, Korallen und dergl. In dieser Tracht, dem weißen Anorak, den hübsch gestickten spraglede Beinkleidern, den rothen Kamiken sehen die unge Piger wirklich recht schmuck aus.

Allein auch in Bezug auf die Kleidung haben sich in neuerer Zeit recht betrübende Abweichungen von dem oben erwähnten normalen Zustande bemerklich gemacht. Man hat im strengen Winter Kinder halbnackt umherlaufen sehen, Wohnungen gefunden, wo es Menschen gibt, die fast nie ans Tageslicht kommen, weil sie nichts haben, den Leib zu bedecken.

Die Tracht der Eskimo im Norden der Baffinsbai, die mit Ausnahme der seltenen Besuche der Reisenden mit den Europäern in keine Berührung gekommen sind, ist nicht wesentlich verschieden von der im dänischen Grönland. Der Mann trägt Stiefel und Hosen von Bärenfell; die Stiefel reichen bis an die Waden, wo sie mit den Hosen zusammengebunden werden. Die Weiber tragen Hosen von Bärenfell und Stiefel von gegerbtem Seehundsfell, welche bis an die Mitte der Hüften reichen. Die Strümpfe sind von Hundefell, die Klapphandschuhe von Seehundsfell. Die Unterjacke ist von Vogelfell mit Federn nach Innen, der Rock nebst Kapuze von blauem Fuchspelz. Die Kapuze macht den bemerklichsten Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Tracht; sie ist beim Manne rund, dem Kopfe anliegend, beim Weibe oben spitzig, um den Haarknaul oben auf dem Wirbel aufzunehmen.

7) Wohnung. Der Grönländer hat zweierlei Häuser, das Winterhaus und das Sommerzelt. Das Winterhaus hat eine dicke Mauer aus Erde und Steinen von 6 Fuß Höhe in länglichem Viereck. Auf den beiden kurzen Wänden liegen starke Balken, welche lose mit Latten und dann mit Haidekraut und Reisig, darüber mit Rasen und schließlich mit alten Fellen belegt werden. Die Breite des Hauses beträgt gewöhnlich 6 Ellen, die Länge 12 Ellen. Häufig hat das Haus jedoch eine größere Länge je nach der Anzahl der Familien, die es bewohnen sollen; denn Vater, Söhne und Töchter nebst deren Männern, Frauen und Kindern bewohnen in der Regel eine Hütte. Fast immer sind die Hütten voll von Menschen, namentlich Frauenzimmern. Den Eingang zur Hütte bildet ein langer Gang mit dicken Wänden (Tossut), welcher so niedrig ist, daß man gewöhnlich auf Händen und Füßen durchzukriechen hat; auf diese Weise wird die kalte äußere Luft besser abgehalten, als wenn die Hütte eine Thür hätte. Im dänischen Grönland ist der Fußboden der Hütten jetzt gewöhnlich mit Bretern belegt, auch die Wände mit einem hölzernen Getäfel in der Höhe von $1\frac{1}{2}$ Ellen bekleidet. Die Fenster sind von ausgespannten Därmen und befinden sich auf der Seite, welche nach der See hinaus sieht. Auf dieser Seite stehen Bänke, wo die Männer zu sitzen pflegen. Die entgegengesetzte Seite ist durch Pfeiler, welche die Dachbalken tragen, in so viele offene Räume eingetheilt, wie es Familien in der Wohnung gibt, manchmal in sieben oder acht. Hier stehen die Bettstellen, flache, $\frac{1}{2}$ Elle hohe Breterpritschen, welche mit Fellen belegt, gewöhnlich auch mit Kopfkissen von Eiderdaunen versehen sind. Vor jedem Bette steht auf einem hölzernen Dreifuß die Lampe, über deren Flamme der Kessel hängt. Die Lampe, zuweilen auch noch der Kessel, ist von in Feuer gehärtetem Topfstein; doch ist gegenwärtig das von den Dänen eingeführte metallene Kochgeschirr in allgemeinem Gebrauch. Der Lampendocht ist von trocknem Moos. Die Lampe brennt, oder vielmehr lodert, Fuß hoch Tag und Nacht und verbreitet eine entsetzliche Hitze in der Hütte, welche die Be-

wohner, die fast nackt auf den Betten umher liegen, mit Behagen füllt, für einen Europäer aber fast unerträglich ist. Noch unerträglicher ist der Gestank, welchen namentlich die Urinkufe verbreitet, in welcher die Felle anstatt des Gerbens eingeweicht werden. Von Reinlichkeit haben die Grönländer überhaupt kaum einen Begriff. Verdorbenes Fleisch und Speck und Unrath aller Art sammelt sich fortwährend im Hause an oder wird dicht vor dem Eingange ausgeschüttet, ohne jemals fortgeschafft zu werden. Doch hat dies bei der Strenge des Klima's keine sehr nachtheiligen Folgen, die Luft in den Hütten ist überhaupt lange nicht so schlecht und so verpestet, wie man oft behauptet. Dabei hält der Frost, indem er die Zwischenräume der Außenwand mit Eis überzieht, die leicht gebaute Erdhütte dicht und warm. Dagegen sind Ziegel- oder Stein- und Mörtelhäuser durchaus unzweckmäßig; sie verwandeln sich in Eiskeller, indem das Eis in das Innere der Mauer eindringt. Die wesentliche Verbesserung, welche die Dänen haben in der Wohnung einführen können, ist neben der Breterflur wol der Ofen, welcher eine beträchtliche Quantität Speck, welcher als Brennstoff in der Lampe verbraucht worden wäre, erspart. Wenn der Frühling kommt und der Grönländer aus der Jordhyt auszieht, reißt er das Dach ab, um die Hütte auszulüften.

Die Sommerwohnung hat eine Erdwand zur Grundlage, auf welche das Zelt oben aufgesetzt wird. Vorn wird in die Erdwand ein hölzerner Thürrahmen eingesetzt. Ueber die Zeltstangen werden Felle ausgebreitet und mittels schwerer Steine auf der Erdwand befestigt. Zur Thür dient ein aus Därmen gemachter schön benähter Vorhang, welcher das Licht durchläßt.

Den Hausrath machen aus: die Betten, die Lampe, die zugleich als Feuerheerd dient (in einigen Hütten der Ofen), die Kochtöpfe und Kessel, einige Krüge, ein Wassereimer, einige Messer, Sägen, die fortwährend dampfenden Kaffeekessel.

Die Wohnungen liegen immer dicht am Strande, kaum 50—100 Schritt davon, um ohne Zeitverlust die Boote in die See schieben und die Beute landen zu können. Das innere Land hat für den Grönländer wenig Bedeutung, das Meer und die Fjorde sind ihm der einzige Boden, den er zu bestellen hat. Das innere Land ist ganz unbewohnt und mit Ausnahme der Rennthierbezirke und der Schlittenbahnen auch unbesucht. Die ausschließliche Beschäftigung mit der Jagd und dem Fischfang bewirkt zugleich die Ausbreitung der Bevölkerung über einen sehr weiten Raum. Erreicht man nach tagelanger Reise einen Ort, so findet man 2 oder 3 Erdhütten oder Zelte und an die 20—50 Einwohner, nur die Coloniplätze (Kolonierne) haben über 100 Einwohner. Da der Jäger seiner Beute je nach der Jahreszeit in oft von einander sehr entlegenen Plätzen nachzustellen hat, so muß er nothwendig ein umschweifendes Leben führen, und wenn die Begründung fester Wohnplätze eine der ersten Bedingungen zur Begründung der Civilisation ist, so hält es für den Grönländer schwer, dieser Bedingung zu entsprechen. Dennoch nimmt der Grönländer seinen Winterwohnplatz gewöhnlich an derselben Stelle, die ihm beim Fang gewisse Vortheile bietet.

8) Lebensdauer, Krankheiten. Viele Grönländer finden ihren Tod durch Unglücksfälle auf dem Meere, und auch sonst erreichen nur wenige Männer ein hohes Lebensalter, eine Folge ihrer unregelmäßigen Lebensweise, die zwischen Schwelgen und Darben abwechselt, sowie ihrer unausgesetzten Anstrengungen. Ein Mann von 70 oder 80 Jahren ist eine seltene Erscheinung. Die Weiber werden dagegen sehr oft alt.

Obwol Epidemien mitunter gewüthet, namentlich die Blattern viele Menschen hingerafft haben, sind die Grönländer doch nicht oft Krankheiten unterworfen. Am häufigsten kommen vor ein weißer Hautausschlag, der durch häufigen Genuß von Fischen entstehen soll, und Beulen, oft von erstaunlicher Größe, mit denen namentlich die Männer behaftet sind. Seltener ist der sogenannte Brandgürtel, der aus einer ganzen Menge von Beulen besteht, die in der Breite etwa einer Hand theils um den Leib oberhalb der Hüfte, theils um den Hals sitzen. Augenkrankheiten sind häufig und entstehen durch den vielen Schnee, der die Augen blendet. Die Schneeblindheit bringt den Mann oft ganz und gar um das Augenlicht. Sie brauchen deshalb, wenn sie mit dem Hundeschlitten fahren, eine Brille, die aus einem kleinen länglich geformten Holzstückchen besteht, in welchem sich für jedes Auge eine feine Ritze befindet. Gegenwärtig gebrauchen sie auch häufig gefärbte Brillen, die von den Dänen importirt werden. Gefährliche Krankheiten sind Stiche und Brustentzündungen, die namentlich im Frühjahr und Herbst viele Menschen tödten, und die sie sich durch die Unvorsichtigkeit, mit der sie sich Erkältungen aussetzen, zuziehen. Der Grönländer erträgt seine Krankheiten mit großem Gleichmuth und überläßt es gewöhnlich der Natur, sie zu heilen, gebraucht höchstens einige einfache Hausmittel. In früherer Zeit wurden die Angekok (Zauberer) zu Rathe gezogen, wie auch noch jetzt bei den Grönländern im Norden der Baffinsbai geschieht. In den dänischen Colonien sind Aerzte angestellt, allein der Grönländer zieht sie selten zu Rathe, er ist ein abgesagter Feind von Arzt und Arznei, obgleich er beides unentgeldlich bekommt.

9) Sitten. Phlegmatischen Temperaments, trägt der Grönländer Schmerz und Leid mit Gleichmuth, wird aber auf der andern Seite äußerst leicht in eine frohe Stimmung versetzt. Die geringste Kleinigkeit kann ihn lachen machen. Er ist im höchsten Grade abgehärtet und ausdauernd, zu den äußersten Anstrengungen und Entbehrungen fähig. Er hungert ohne viel Beschwerde zwei bis drei Tage. Er geht in seinem gebrechlichen Kahn in die wilde See zwischen Verderben drohenden Eisfeldern, greift den Eisbär, wie das Walroß, an. Er beweist in seinem Berufe bewunderungswürdige Beharrlichkeit und Geschicklichkeit, wie auch alle seine Jagdvorrichtungen ein mechanisches Geschick zeigen, sodaß man fortwährend an die kunstfertigen Zwerge erinnert wird, von denen die altgermanische Sage so Vieles erzählt. Dabei aber zeigt er den erstaunlichsten Leichtsinn und Mangel an Vorsorge.

Wie ein Jäger, gewöhnt, den Erwerb auf Glück und Zufall beruhen zu lassen, kümmert er sich nur um das Heute und denkt ungern an die Zukunft. Er versieht sich für den Winter nur schlecht. Wird der Winter lang und streng, so reichen seine Vorräthe selten aus, und die Hungersnoth rafft dann viele Menschen fort. Er ist im höchsten Grade gastfrei; jeder, Eingeborener oder Kablunak, kann sich der freundlichsten Aufnahme und der besten Bewirthung versichern, die das Haus, wo er einkehrt, nur zu gewähren vermag. Dabei zeigt sich der Grönländer aber oft äußerst gefühllos, sowol gegen Menschen, wie auch gegen Thiere, namentlich auch gegen den Hund, der ihm doch zu seinem Erwerb unentbehrlich ist. Er ist, wenigstens gegen Grönländer, ehrlich und offen, wenn er sich gleichwol nicht besinnt, den Kablunak zu bestehlen. Die Grönländer sind unter einander höchst friedfertig. Schwere Verbrechen ereignen sich unter ihnen äußerst selten. Findet jedoch ein Mord statt, so tritt nach der Weise der Naturvölker eine nimmer ruhende, weder Weiber noch Kinder schonende Blutfehde zwischen den Familien des Ermordeten und des Mörders ein.

Der Grönländer der obern Baffinsbai steht gegen den der dänischen Inspectorate entschieden in der Gesittung zurück; und was man auch den Missionaten und den Handelsfactoreien hinsichtlich ihrer Einwirkung auf die Grönländer sonst vorzuwerfen haben mag, so läßt sich doch nicht verkennen, daß wenigstens zur Milderung der Sitten, zur Minderung der ärgsten Verbrechen dieser Einfluß ein sehr heilsamer gewesen ist. An der Baffinsbai sind Mord, Blutschande, Begräbniß der Lebendigen, namentlich Kindermord, häufig, ja scheinen kaum für Verbrechen angesehen zu werden. Man hat hinreichende Beweise, daß die Südgrönländer in früherer Zeit nicht eben besser als die Nordgrönländer waren. Namentlich gab sich Tücke, Raubsinn zu erkennen. Wiederholt wurden im vorigen Jahrhundert europäische Schiffe in Mittel- und Südgrönland in tückischer Weise überfallen und die Mannschaften in grausamer Weise gemordet.

Bei den Baffinsbai-Grönländern besteht Häuptlingsschaft. Anspruch auf dieselbe gibt lediglich körperliche Stärke und wird entschieden durch eine Reihe von Wettkämpfen im Ringen, Springen, Schießen, Schleudern, Ertragen von Schlägen und Tragen schwerer Lasten. Der Sieger ist dann Nalegak soak, großer Häuptling; seine Autorität ist jedoch eine höchst geringfügige.

Bei allen grönländischen Stämmen scheint früher hinsichtlich der Jagdbeute Gütergemeinschaft bestanden zu haben, ein Princip, das, wenn gegenwärtig auch verdunkelt, sich doch noch vielfach geltend macht. Bei jedem Fang wird erwartet, daß eine Vertheilung an die Nachbarn stattfinde. Es ist in der That mitunter ein ernstlicher Uebelstand, daß der thätige, Fanggeräth besitzende Jäger fast die ganze Bevölkerung eines Ortes ernähren muß, und zwar nicht nur die Weiber und Kinder, sondern auch manche Männer, die, wie nur zu oft der Fall ist, aus Gleichgültigkeit oder Trägheit die Jagd versäumen. Von demselben Princip schreibt sich auch wol ursprünglich das ewige Borgen her, das bei den Grönländern stattfindet. Es dürften sich hier, wie auch vielfach bei andern Naturvölkern Ueberreste einer früher viel weiter verbreiteten Form der Gütergemeinschaft zeigen. Solche Gemeinschaft bekundet sich dann auch in einem viel lebhafteren Gefühl der Genossenschaft, als bei scharfer Trennung des Mein und Dein. Diesem Gefühl entspricht unverkennbar die dem Fremden allerdings gar wunderlich vorkommende Sitte der Klagegesellschaften und des gemeinschaftlichen Weinens. Wenn in Gesellschaft einer anfängt zu weinen, so wird erwartet, daß jeder Anwesende mitweine. Es ist Ehrensache der angesehensten Person in der Gesellschaft, dem Haupttrauernden die Augen zu trocknen. Sie versammeln sich oft auf Verabredung zu solchem Gesellschaftsweinen. Oft bricht einer in Thränen aus und die andern fallen ein aus Höflichkeit, ohne daß sie wissen, was der Gegenstand der Trauer sei. Ganz ähnliche Sitten finden sich bei den Iren und verschiedenen asiatischen Völkerschaften.

10) Religiöse Ansichten. Im dänischen Grönland ist seit den Jahren 1760—1770 das Christenthum allgemein verbreitet. Doch hat dessenungeachtet der alte heimische Glaube noch viel Einfluß behalten und besteht auch noch, wie früher, an der Nordküste und an der Ostküste. Hier besitzen auch noch die Angekok (Zauberer, Priester) ihre Autorität, wie früher in den Inspectoraten. Der Angekok ist der allgemeine Rathgeber des Stammes. Er schreibt in Krankheitsfällen die Arznei vor, er leitet die allgemeinen Angelegenheiten des Stammes, ist in Wirklichkeit der Häuptling. Er übt priesterliche Function aus, indem er in Sterbefällen die zur Versöhnung des Abgeschiedenen erforderlichen Opfer und Büßungen vorschreibt, Büßungen, die oft sehr schwer sind. Es wird z. B. dem Manne, dessen Frau gestorben ist, vorgeschrieben, sich ein ganzes Jahr lang von der Walroß- und der Seehundsjagd fern zu halten. Gewöhnliche Büßungen sind Enthaltung von einem Lieblingsgerichte, Verbot, den Nessak (Kapuze) aufzuschlagen, Barfußgehen. Der letzte Angekok im dänischen Gebiete war Kenguit, welcher im J. 1844 in Pröven getauft wurde und den Namen Jonathan Jeremias erhielt. Die alten Angekok müssen jedenfalls besondere Kenntnisse und mancherlei Künste besessen haben; sie würden sonst schwerlich für inspirirte und wundermächtige Menschen angesehen worden sein.

Der Glaube an Hexerei ist allgemein. Gar manches alte Weib wird ermordet, weil ein Mann sie für eine Hexe hält und glaubt, daß sie es ihm angethan habe. Die Issiutok oder Hexenmeister wurden in früherer Zeit mit der raffinirtesten Grausamkeit öffentlich hingerichtet. Die letzte Hinrichtung fand im J. 1828 in Upernivik statt.

11) Jagdausrüstung. a) Schießwaffen. Der Bogen, welchen die Grönländer früher zur Jagd auf Landthiere brauchten, ist jetzt ganz durch Feuerwaffen verdrängt worden.

b) Die Harpune, das wichtigste Geräth, das bei der Jagd auf Seethiere (Walen und Seehunde) angewandt wird, besteht aus einem 3 Ellen langen hölzernen Schaft, an dessen Ende eine eiserne Spitze angebracht wird, die mit Gegenhaken versehen ist. Durch einen 15—20 Ellen

langen Riemen, der im Vordertheile des Bootes zusammengerollt liegt, ist die Harpunspitze mit einer Blase verbunden, die ihren Platz im Hintertheile des Bootes hat. Um größere Sicherheit im Werfen mit der Harpune zu erlangen, wird dieselbe mittels eines Wurfholzes geschleudert, welches der Jäger nach geschehenem Wurfe in der Hand zurück behält. In demselben Augenblicke, wo die Harpunspitze in den Körper des Thieres dringt, geht der Schaft los und fällt ins Wasser, wo er liegen bleibt, bis der Jäger Zeit findet, ihn aufzuheben. Wäre die Harpune nicht so eingerichtet, so würden die gewaltsamen Bewegungen des verwundeten Walfisches oder Seehundes den Schaft sofort zerbrechen und somit nur einmalige Benutzung desselben gestatten. Außer der Harpune besitzt der Jäger noch zwei Lanzen und den Wurfpfeil, der bei der Vogeljagd auf dem Meere verwendet wird.

c) Der **Kajak**, das nur von Männern benutzte Boot, wird bei der Jagd auf offenem Wasser angewendet. Dasselbe ist 18 Fuß lang, 18 Zoll breit, 9 Zoll tief und spitz an beiden Enden. Der Rumpf ist von Holz und Holzsparren und ganz mit gegerbtem Seehundsfell überzogen, sodaß oben sich nur eine Oeffnung befindet, gerade groß genug, daß der Mann hineinsteigen und Kopf, Brust und Arme über dem Verdeck behalten kann. Damit das Wasser nicht in das Boot eindringe, hat diese Oeffnung ringsum einen Rand von Holz, an welchem der Mann seine wasserdichte Jacke befestigt, die er auf der Jagd stets über seinem Pelze trägt. Das Boot wiegt nur an 50 Pfund, sodaß der Mann es ohne große Beschwerde auf dem Kopfe tragen kann, was erforderlich ist, da es oft vorkommt, daß bei der Jagd Strecken über Land und Eis zurückgelegt werden müssen. Dennoch kann das Boot außer dem Mann eine Last von 200 Pfund tragen. Nur eine Ruderstange wird angewandt, welche aus hartem rothen Treibholz gemacht, an 6 Fuß lang und an beiden Enden breit ist; sie wird in der Mitte angefaßt und wechselsweise mit dem einen und dem andern Ende eingetaucht. Zugleich dient die Ruderstange dem Kajaker dazu, sich im Falle des Kenterns damit wieder emporzurichten, worauf er besonders eingeübt ist. Da das Kajakboot flach und ohne Kiel ist, so kentert es augenblicklich mit einem Ungeübten; kein Seiltänzer hat mehr Geschick im Balanciren und mehr Geistesgegenwart nöthig, als der Kajaker. Anmuthig, wie eine Ente, leicht, wie eine Feder, reitet das Boot auf der Oberfläche des Wassers und wird vom grönländischen Jäger durch den höchsten Wellengang, im Kampfe mit Seehunden, Walfischen und Eisbären gelenkt. Geschieht es auch zuweilen, daß das Boot kentert, so ist der Jäger wenige Secunden darauf wiederum in der rechten Lage, wenn er nur seine Ruderstange nicht verliert. Verliert er diese, so ist er in der Regel selbst verloren.

d) Das **Umiak**, das Frauenboot, dänisch **Koncbaad**, ist, wie der Kajak, anstatt der Planken mit Seehundsfell überzogen und ebenfalls flach und ohne Kiel, ist aber größer, meistens 12—14 Ellen lang und 2—3 Ellen breit. Es ist im Stande, schwere Lasten zu tragen, und die Grönländer benutzen es auf ihren Jagdzügen, um sich nebst Zelt, Geräthschaften und sonstigem Gepäck von einem Ort zum andern zu befördern. Dagegen verträgt es nicht, wie der Kajak, hohen Wellenschlag und wird deshalb von Kajaken bekleidet, die voraus gehen, um die See zu brechen. Die Besatzung besteht aus sieben Frauenzimmern, von welchen sechs rudern und eine steuert. Die Fellseiten sind gewöhnlich so dünn, daß man das Wasser hindurchschimmern sehen kann, man sollte befürchten, entstände ein Riß, so müßte das Boot versinken. Springt jedoch ein Leck, so wird ein Stück Seehundsspeck in das Loch gesteckt, das Wasser ausgeschöpft, das Umiak ans Land gezogen und der Riß zugenäht.

Der Rahmen des Kajak und des Umiak ist von Holz, wird mit Riemen oder Fischbein zusammen gebunden und mit nassen Fellen bezogen, die, wenn sie getrocknet sind, stramm und fest anliegen. Es gibt kaum zweckmäßigere Fahrzeuge, als diese Boote. Obgleich sie so leicht sind, daß sie getragen werden können, so vertragen sie doch weit mehr, als hölzerne Boote, die Stöße von dem Treibeis, indem ihre lose Zusammenfügung beim Stoße nachgibt.

e) **Hund und Schlitten**. Der Hund ist als Zugthier bei der Jagd unentbehrlich, namentlich für die Bewohner Nordgrönlands, wo der Hundeschlitten oft das einzige Mittel ist, um von Ort zu Ort zu gelangen. Der Hund ist der Eskimohund, wie er allen Eskimostämmen gemein ist. Er ist dem Wolfe sehr nahe verwandt und demselben auch sehr ähnlich, groß, mit spitzem Kopf und spitzen Ohren, von Farbe schwarz oder weiß gefleckt. Schwarz wird am meisten geschätzt wegen der Verwendung zu Kleidungsstücken und zum Pelzbesatz. Das Hundefell ist überhaupt vortrefflich zur Kleidung, es ist stärker und wärmer als Rennthierfell. Ungeachtet seiner Unentbehrlichkeit wird der Hund mit der äußersten Rücksichtslosigkeit behandelt. Er muß sich mit dem Abfall an Knochen, Haut, Eingeweide begnügen, sich dazu Muscheln und sonst einen Theil seines Futters selbst aufsuchen. Im Winter leidet er in der Regel den fürchterlichsten Hunger. Da er sich theilweise selbst ernähren muß, so ist in ihm die Natur des Raubthiers sehr entwickelt; er ist wild und bissig und fällt wüthend jedes Thier an, das ihm in den Weg kommt. Die Hunde zerreißen mitunter Kinder, sogar Erwachsene. Sie müssen sich Sommer und Winter im Freien aufhalten und sind in erstaunlichem Grade abgehärtet.

Der Schlitten ist sehr einfach. Er besteht aus zwei Breterkufen, 1 Fuß hoch, 4—6 Fuß lang, über welche 6—8 Querhölzer gelegt und nur mit Riemen festgebunden werden, damit das Fuhrwerk biegsam und gelenkig bleibe und auf den ungebahnten Wegen nicht so leicht dem Zerbrechen ausgesetzt sei. Ueber die Querhölzer werden Felle ausgebreitet. Hinten am Schlitten sind zwei, an 4 Fuß hohe Ständer, mittels welcher der Schlitten, wo erforderlich, gelenkt wird. Die Hunde werden ihrer vier bis zehn in der Entfernung von 4—5 Ellen vor den Schlitten gespannt. Auf ebenem Schnee oder Eis laufen acht Hunde mit einem ziemlich schweren Schlitten 4 dänische Meilen in der Stunde. Doch sind solche

ebenen Stellen selten, auf den gewöhnlichen ungebahnten Wegen wird nur 1 oder 1¼ Meile in der Stunde zurückgelegt. Die Hunde werden ohne Zügel nur durch Hilfe einer Peitsche mit kurzem Schaft und langer Schnur gelenkt. Der Grönländer besitzt auch in der Schlittenfahrt außerordentliche Fertigkeit. Wird die Fahrt durch eine Spalte im Eise behindert, so springt der Fuhrmann vom Schlitten, ergreift die hinten befindlichen Aufständer, läßt die Hunde hinüberspringen, stößt den Schlitten hinüber und springt selbst hinterdrein. Ist die Spalte so breit, daß er nicht hinüberspringen kann, so haut er mit seinem Tock (Eisspaten) eine Eisscholle los und benutzt diese als Fähre, auf welcher er sich selbst, Schlitten und Hunde übersetzt. Geht es eine jähe Anhöhe hinab, so werden die Hunde hinter den Schlitten gebracht, und diese stemmen sich so an, daß die Fahrt sicher bergab geht.

12) Jagd auf Landthiere ist nur von untergeordneter Wichtigkeit, selbst das Rennthier wird mehr des Vergnügens wegen gejagt, so großen Nutzen es auch bringt. Die Füchse werden gejagt, weil in den Factoreien das Fell gut bezahlt wird. Um Hasen kümmern sich die Grönländer wenig. Vögel werden gleichfalls nur zum Vergnügen oder aus Muthwillen geschossen. Bären werden geschossen, wo man sie antrifft, Jagden ihretwegen werden nicht angestellt.

Wenn die Grönländer im Mai oder Juni die Winterwohnung verlassen, beziehen sie das Zelt und begeben sich auf die Wanderschaft, deren Hauptzweck bei einer großen Anzahl die Rennthierjagd ist, des Grönländers liebste Beschäftigung im Laufe des Jahres, in der er sich nach dem langwierigen Aufenthalte in der dumpfen Erdhütte, nach den vielen Tagen des Hungers und der Noth in der kalten Zeit wieder erholt und erquickt. Zelte und Umiak sind Haupterfordernisse zum Jagdzuge, bei dem oft weite Strecken zurückgelegt werden müssen. Das Rennthierfleisch, welches dem Rehfleisch sehr ähnlich ist, gibt Speise an zwei Monate lang. Die Dänen kaufen es um 3 Schill. das Pfund. Der Verbrauch an Rennthierfellen bei den Grönländern ist beträchtlich, sie werden von ihnen für Kleidung, Bettdecken, Schlittendecken, Zeltdecken benutzt. An die Factoreien werden eingeliefert an 9000 Felle und es werden jährlich an 20,000 Rennthiere erlegt.

13) Jagd auf Seethiere. a) Kajakfang findet hauptsächlech in Südgrönland statt, wo das Eis nicht lange liegen bleibt. Hat der Jäger einen Seehund entdeckt, so nähert er sich ihm gegen den Wind und kauert sich dabei im Kajak nieder. Befindet er sich endlich in einer Entfernung von 15—20 Ellen von dem Seehund, so legt er die Ruderstange in die linke Hand, ergreift mit der rechten die Harpune und schleudert dieselbe mittels des Wurfholzes gegen das Thier. Trifft er, so rollt der Fangriemen sich auf, indem der Seehund, die Harpunspitze im Körper, untertaucht. Die Blase wird dann an der Seite, an welcher der Seehund untergetaucht ist, hinausgeworfen und man sieht sie auf der Wasserfläche dahinhüpfen, indem das Thier vergeblich versucht, sie mit unters Wasser zu ziehen. Die Blase gibt also dem Jäger die Richtung an, in welcher er das Thier zu verfolgen hat, und wenn es wieder heraufkommt, empfängt er es mit Lanzenstichen und bringt ihm endlich mit seinem langen Messer den Todesstoß bei. Der Kajakfang ist immer mit großen Gefahren und Schwierigkeiten verbunden, allein er kann in Südgrönland das ganze Jahr hindurch betrieben werden; zwei Drittel aller Seehunde werden dort auf diese Weise gefangen.

b) Maupokfang (vom grönl. maupok, er wartet) wird des Winters im Innern der Fjorde angewandt. Mit Harpune und Brechstange bewaffnet, die Sohlen der Kamiken mit rauhem Fell umwunden, schleicht sich eine Anzahl Jäger aufs Eis und stellt sich um die Blaslöcher der Seehunde auf, deren es stets eine Menge gibt. Das Blaseloch ist ein kleines Loch, welches der Seehund sich während des Winters im Eise offen hält, und zu welchem er sich begibt um zu athmen, was sehr langsam geschieht und mit einem lauten Prusten verbunden ist. Da das Thier die leiseste Regung auf dem Eise hört, so muß jeder ganz ruhig bei seinem Blaseloch stehen. Steckt dann ein Seehund den Kopf aus einem Blasloch hervor, so stößt der Jäger ihm die Harpune in den Kopf, hält seine Beute am Fangriemen fest, erweitert das Loch mit dem Brecheisen und zieht endlich den Seehund aufs Eis herauf. Ist der Seehund nicht getroffen worden, und gelingt es ihm zu entfliehen, so begibt er sich an das nächste Blasloch, wo ihm jedoch derselbe Empfang zu Theil wird, und da er Athem schöpfen muß, so wird er schließlich einem Jäger zur Beute fallen, wenn Mannschaft da ist, um eine genügende Anzahl Blaslöcher zu umstellen.

c) Utokfang, in Südgrönland auch Kakfimasut genannt. Im Frühjahr, gewöhnlich im April, arbeitet der Seehund sich schräge Gänge durch das Eis und kriecht auf dieses hinauf, um sich zu sonnen. Der Grönländer, besonders im Norden, unternimmt nun längere Schlittenfahrten, um die Seehunde auf dem Eise aufzusuchen. Jetzt werden die Hunde, ohne die man beim Utok überhaupt nichts ausrichten kann, besonders in Anspruch genommen. Ist man mit dem einen Seehund fertig, so wird ein anderer in der Entfernung, wie ein schwarzer Punkt, gesichtet und die Hunde müssen mit dem Schlitten schleunigst dahin eilen, und so geht es fort, jetzt in der einen, jetzt in der andern Richtung, den Tag lang, oder es wird kein Seehund gesichtet, und man muß weite Strecken durchjagen, um andere zu erspähen; immer aber sind täglich an die 20 Meilen zurückzulegen auf dem durch abwechselnden Sonnenschein und Nachtfrost rauh und scharfkantig gewordenen Eise. Ebenso anstrengend ist die Jagd aber für den Mann. Im April ist die Kälte noch groß und um so fühlbarer, als, wunderlich genug, die Sonnenstrahlen bereits empfindlich heiß sind. Während man auf der Schlittenfahrt in ein paar Tagen sonnengebräunt werden kann, bleibt doch die Luft, besonders der Wind, bitter eisig. Besonders beschwerlich ist aber der blendende, durch die starke Rückstrahlung erhöhte Schneeschimmer, welcher so leicht Schneeblindheit verursacht, weshalb die Grönländer, wie erwähnt, Brillen von farbigem Glas, welche die Dänen einführen, oder ihre

eigenen Schneebrillen, eine Holzscheibe mit schmaler Ritze, tragen.

Wenn der Jäger dem Seehund so nahe gekommen ist, wie es ohne ihn argwöhnisch zu machen geschehen kann, so läßt er die Hunde, die vor dem Schlitten gespannt sind, sich in einer zusammengedrängten Gruppe niederlegen und gebietet denselben, sich ruhig zu verhalten. Darauf holt er den kleinen Jagdschlitten hervor, der höchstens eine halbe Elle lang ist, und dessen Kufen mit Pelzwerk umwunden sind. An diesem Schlitten befindet sich vorn ein Ständer, dazu eingerichtet, ein Gewehr anzulegen, und vor diesem hängt ein Stückchen weißes Zeug herab, welches in der Mitte eine kleine Oeffnung hat. Diesen Schlitten stellt der Jäger auf das schneebedeckte Eis, legt sich hinter denselben, steckt die Mündung des Gewehres durch jene Oeffnung in dem weißen Vorhang und behält durch dieselbe Oeffnung den Seehund im Auge. Auf dem Bauche liegend, schiebt er sich und den Schlitten langsam dem Seehund entgegen, der durch den weißen Vorhang, welcher sich vom Schnee nicht abhebt, daran verhindert wird, die drohende Gefahr zu bemerken. Befindet der Jäger sich endlich in passender Entfernung von dem Thiere, so hält er an, zielt und gibt Feuer, indem er es darauf anlegt, den Kopf des Seehundes zu treffen; denn gelingt ihm dies nicht, dann gebraucht das Thier seine letzten Kräfte, um sich durch sein Loch im Eise ins Meer zu wälzen und ist nun dem Jäger verloren gegangen. Diese Fangart ist, obwol allerdings mühsam, die einträglichste von allen. Der Jäger erlangt bei gutem Fange 4—6 Seehunde im Tage, in glücklichem Falle 10—12, ja sogar 20 sind vorgekommen.

Der Fang mit Schießgewehr und Kajak wird bei den Mützenrobben in Julianehaab angewandt. Der Jäger hält hinter einem Eisstücke auf dem Treibeise Wacht, erzielt hier seine Beute und rudert sich im Kajak, den er zu dem Behufe bei sich auf dem Eise stehen hat, nach den angeschossenen Thieren.

Bei Weißfisch, Narwal und Walroß ist das Verfahren wesentlich dasselbe wie bei den Seehunden, nur daß sich dabei die Jäger in größerer Anzahl versammeln.

Der von den Dänen eingeführte Netzfang (s. u.) wird von den Grönländern außer im Dienste der Dänen nicht betrieben, da die dazu erforderlichen Vorrichtungen für sie zu kostspielig sind.

d) Keporkak- und sonstiger Walfischfang, der jetzt selten vorkommt, wird im Umiak betrieben, einer der wenigen Fälle, in denen Männer das Weiberboot gebrauchen. Zwei Männer mit Harpunen und Spießen nehmen Platz im Vordertheile des Bootes, andere Männer rudern. In der Nähe des Walfisches stellt man das Rudern ein und läßt das Boot lautlos vorwärts treiben. Plötzlich werden die Harpunen und Spieße mit solcher Gewalt in das Thier gestoßen, daß das Boot zurückprallt, und zu gleicher Zeit wird es auch von den Ruderern zurück gelenkt, damit es nicht von den Schwanzschlägen des Walfisches getroffen werde. Die Jagd wird nun durch fortgesetztes Angreifen des Thieres in derselben Weise betrieben, wie beim europäischen Walfischfang, bis das Thier todt ist. Ein Walfisch ist stets gemeinschaftliche Beute, nur einige bestimmte Stücke gehören den Jägern, sonst kann sich jeder nach Belieben Theile aneignen.

e) Ertrag. Im Inspectorat Nordgrönland werden jährlich an 50,000 Seehunde und mehrere hundert Weißfische und Narwale erlegt, ein Ertrag, welcher nach Abzug der an die dänischen Factoreien verkauften Handelswaare 5 Mill. Pfund Fleisch zum einheimischen Verbrauch liefert. In Südgrönland werden jährlich an 42,000 Seehunde erlegt, welche 3½ Mill. Pfund Fleisch zum einheimischen Verbrauch ergeben. Dieser Fleischertrag gibt, wenn man den anderweitigen Fleischvorrath zu einem dreimonatlichen Verbrauch in Anschlag bringt, 3 Pfund Seehunds- (Weißfisch- und Narwal-) Fleisch täglich für jedes Individuum im Lande. Es gibt in jedem Inspectorate an 900 Seehundsjäger, unter ihnen je an 300 erster Classe, welche in mittleren Jahren an 40—80, in guten Jahren an 50—100 Seehunde erbeuten.

14) Fischerei. Ungeachtet der großen Menge von Fischen, die es in den grönländischen Gewässern gibt, ist der Fischfang sehr vernachlässigt. Dies ist jedoch sehr natürlich, da bei dem strengen Klima das stark nährende Seehund- oder Walfleisch ganz unentbehrlich und durch Fische gar nicht zu ersetzen ist, Seehunde und Wale auch neben dem Fleisch eine ganze Reihe der werthvollsten Producte, bei den Fischen aber nur einige Arten, wie Hai oder Dorsch, auch Leberthran ergeben. Deshalb pflegte der Grönländer sich nur in Zeiten, wo Mangel an andern Nahrungsmitteln herrschte, mit dem Fischfang abzugeben und diese Beschäftigung sonst den Weibern und Kindern zu überlassen, und es ist ein trauriges Zeichen des Verfalls, daß in letzteren Jahren auch viele Männer, weil sie nämlich nicht die Mittel zur Ausrüstung für den Seehundsfang oder nicht die körperlichen Kräfte besitzen, sich ausschließlich mit dem Fischfang beschäftigen.

15) Dienst in den Factoreien und anderweitig bei den Dänen beschäftigt einzelne Grönländer, namentlich als Handwerker (Böttcher, Zimmerleute), Arbeitsleute, Matrosen, Bootsleute. Einzelne bringen es auch zu höheren Anstellungen, wie zu Commis oder Assistenten in den Factoreien oder zu Katecheten im Dienste der Missionen und haben sich als sehr brauchbare Leute bewährt.

16) Zustand. Früher pflegte der Kajakruderer des Morgens um 4 oder 5 Uhr auszugehen, er frühstückte von einem Stück Seehundsfleisch und einem Schluck kalten Wassers und kam heim Mittags mit mehreren Seehunden. Jetzt muß er erst seinen Kaffee mit Brod nehmen. In dieser Veränderung, die für den Europäer so unschuldig klingt, liegt für die Grönländer arges Verderben.

Man sollte vermuthen, daß die Verbindung mit den dänischen Handelsfactoreien für den Grönländer nur vortheilhaft sein könnte. Der Grönländer geht eben nur seinem nothwendigen Geschäfte nach, sich sein tägliches Brod, das Seehundsfleisch, zu verschaffen, indem er zu gleicher Zeit und ohne weitere Mühe das Seehundsfell, den Seehundsspeck und die sonstigen Producte gewinnt,

die der Handel braucht. Man sollte also den Erlös fast für reinen Gewinn erachten.

Die Handelsfactoreien kaufen und verkaufen zu einmal festgesetzten Preisen. Als Ertrag der Ausfuhr entfällt auf jede Familie beträchtlich unter 50 Rdlr. im jährlichen Durchschnitt. Dafür hat sie sich anzuschaffen Jagdgewehr, Pulver, Blei, Fischereirequisiten, Werkzeug, Messer, Kochofen (einmal in zehn Jahren), Kochtöpfe, Thonwaare, Tabakspfeife, Tabak, Erbsen, Grütze, Kaffee, Zucker, Brod ꝛc. Jener durchschnittliche Ertrag ist aber in Wirklichkeit sehr ungleich vertheilt, während der Verbrauch jener gegenwärtig größtentheils unentbehrlich gewordenen Gegenstände sich fortwährend steigert. Daraus haben sich denn Nothstände ergeben, die chronisch geworden und, wie in der Natur solcher Uebel, immer tiefer eingegriffen sind. Besonders ist es der eingerissene unmäßige Verbrauch von Kaffee, Zucker, Tabak, Brod, welcher höchst verderblich, ja zerstörend gewirkt hat. Diese Artikel sind kostspielig bei den Preisen der Factoreien und müssen es theilweise sein; das in Kopenhagen gebackene Brod z. B. nimmt beim Versandt vielen Schiffsraum ein und vertheuert sich durch die hohe Fracht. Sie sind für ein Volk, das so abgehärtet ist, wie die Grönländer, rein nur Leckerbissen, so gut, wie die Feigen und Rosinen, die ihnen in den Factoreien ebenfalls verkauft werden. Bei dem Leichtsinn und der Sorglosigkeit der Grönländer geben diese für derlei unnütze Leckerei die Felle und den Speck hin, die ihnen für ihre nothwendigsten Bedürfnisse unentbehrlich sind. Die Grönländer sind in Folge solcher Umstände an vielen Stellen sehr verkommen. So groß ist mitunter das Elend, daß die Leute trotz des strengen Klima's kaum noch Kleider auf dem Leibe haben, daß sie im Sommer die dumpfe Erdhütte nicht verlassen können, weil sie keine Felle zum Zelte haben, daß kaum einer im Orte ein Umiak hat, daß mancher sogar keinen Kajak hat, daß die Zahl der guten Kajakruderer abnimmt, weil der Vater nicht zur rechten Zeit die Mittel hatte, seinen Sohn mit einem Kajak zu versehen und Niemand, der das Kajakrudern nicht in der Jugend lernt, es jemals lernt. Es kommt vor, daß in schlechten Wintern die ganze Bevölkerung einer Ortschaft dem Handelsetablissement zur Last fällt. Die Handelsetablissemente haben in ihren Büchern eine stehende Rubrik für Grönländern gemachte Vorschüsse oder Anleihen. Dabei hat jedoch die Erfahrung gelehrt, daß solches Leihen die Grönländer nur noch leichtsinniger und bedürftiger, als vorher, macht, sodaß es, wenn es nicht auf die äußersten Nothfälle eingeschränkt würde, leicht das gesammte königl. Handelsetablissement in Grönland zu einer Leih- und Armenanstalt machen könnte. Man hat seit 1865 diesen Uebeln einigermaßen entgegen gewirkt und die Grönländer zu größerer Thätigkeit angeregt durch die Stiftung von grönländischen Gemeinderäthen, eine Einrichtung, die sich vielfach nützlich erwiesen hat. Diese grönländischen Corporationen haben auf ihre Kosten an mehreren Plätzen Kajakschulen und Schießschulen angelegt, wo die Jugend in den dem Grönländer unentbehrlichen Künsten des Kajakruderns und Schießens unterrichtet wird. Von Zeit zu Zeit werden große Schützenfeste gehalten, zu welchen man sich aus allen Theilen des Landes versammelt.

Hat der Handel sich dem Grönländer keineswegs unbedingt heilsam erwiesen, so hat die Wirksamkeit der Missionen ihm ebenso wenig zum vollständigen Segen gereicht. Früher, als der Mann uneingeschränkter Herr in seinem Hause war, wurde der Hausstand in Ordnung gehalten. Durch die Einführung des Christenthums hat das Weib zu viel Unabhängigkeit erhalten, wodurch das Familienleben gar oft ruinirt, unsägliches Elend veranlaßt wird. Das grönländische Weib ist nur zu oft nachlässig, widersetzlich und zänkisch.

Die Grönländer im Norden der Baffinsbai leben zwar auch abwechselnd in Völlerei und Mangel, zeichnen sich jedoch vor den südlichen Grönländern durch robusteren und größeren Körperbau und größere Rüstigkeit aus. Sie greifen einzeln das Walroß, das ihre gewöhnliche Nahrung liefert, und den Eisbär an, während die Südgrönländer sich selten mit diesen riesigen und sehr streitbaren Thieren einlassen. Nach ihren eigenen Angaben sterben diese nördlichen Eskimo aus; auch trifft man an vielen Stellen unbewohnte Hütten.

17) Anzahl. Die Gesammtzahl der grönländischen Bevölkerung beträgt an 11,000. Im Südinspectorate wohnen an 6200, im Nordinspectorate an 3300, in Ostgrönland an 800, an der Baffinsbai und dem Smithsund an 700. Nach dänischen Angaben soll die Bevölkerung im Jahre 1730 an 30,000 betragen haben, dann bis zum Jahre 1746 auf 20,000 und bis zum Jahre 1760 auf 10,000 gesunken sein. Danach wäre also seit 100 Jahren die Bevölkerungszahl im Stillstand geblieben.

X. Die Missionen. 1) Die dänische Mission. Der Norweger Hans Egede, Pastor zu Vaage in den Lofoten, welcher in den alten norwegischen Büchern über die christlichen Colonien in Grönland gelesen hatte und nicht zu glauben vermochte, daß sie gänzlich vernichtet seien, fühlte tiefen Kummer um ihre Nachkommen, die nach so langer Trennung vom Mutterlande nothwendig in Barbarei und Heidenthum versunken sein müßten, und entschloß sich, der Apostel der wieder zu entdeckenden Grönländer zu werden. Weder die Gleichgültigkeit, mit der die Autoritäten, an die er sich um Unterstützung wandte, seine Anträge aufnahmen, noch die Abrathungen seiner Freunde konnten seinen Eifer niederschlagen. Nach Jahren vergeblicher Anstrengungen, nachdem er zur Verfolgung seines Plans seine Pfarrstelle aufgegeben und sein kleines Vermögen dabei zugesetzt hatte, gelang es ihm endlich in Bergen eine grönländische Compagnie zu bilden, welche ein Kapital von 9000 Thalern hatte zur Anlegung einer Colonie und Walfangstation in Grönland. Die dänische Regierung und Staatskirche setzten Egede einen Jahrgehalt von 300 Thalern und eine besondere Verwilligung von 200 Thalern für die Ausrüstung aus, und Egede reiste am 12. Mai 1721 mit drei Schiffen, von denen das größte, „die Hoffnung" 40 Colonisten, sowie seine Frau und seine vier Kinder an Bord hatte, vom Hafen

Bergen ab und erreichte Grönland am 3. Juli dieses Jahres nach einer langen und beschwerlichen Fahrt. Wegen des Treibeises, welches die Küsten belegte, mußte man an der Westküste bis zur Breite von 64° hinauf fahren und landete hier auf Haabets Ö, einer kleinen Insel vor Baals Revier, dem jetzigen Godthaabfjord. Eine hölzerne Kapelle wurde errichtet und wurde der Anfangspunkt der gegenwärtigen Koloni Godthaab. Hier standen Egede noch ferner schwere Kämpfe bevor. Gegen das strenge Klima, gegen Mangel und Hungersnoth, gegen die von ihren Angekok (Zauberern) angeführten Eskimo, gegen seine eigenen Landsleute mußte er kämpfen. Seine Landsleute, in der Erwartung eines gewinnreichen Handels mit den Eingeborenen getäuscht, entschlossen sich, das Land gänzlich zu verlassen, und nach zehn mühevollen Jahren zog die Regierung nicht nur alle weitere Unterstützung von der Mission zurück, sondern ertheilte auch den Befehl, dieselbe aufzuheben. Die Gesellschaft in Bergen wurde insolvent, die Gefährten Egede's kehrten nach Dänemark zurück, ausgenommen einige, welche sich erboten, sein Geschick in Grönland zu theilen. Christian VI. wollte das Geschäft aufgeben, da er sah, daß es sich nicht lohne; Egede's und seiner Frau Ausdauer vermochte den König jedoch, dessen Gesuch um weitere Unterstützung zu bewilligen. Es wurde festgesetzt, daß der mit der Mission verbundene Handel zu erweitern sei. Von Anfang an wurde aufgestellt, daß der Handel nur zum Behufe der Mission bestehe. Der Zweck war die Ausbreitung des Reiches Christi in Grönland, zur Bestreitung der daraus entstehenden Kosten sollte der Handel dienen, das hieß freilich im Grunde, der Grönländer sollte seine Mission selbst bezahlen.

Egede hatte einen Kaufmann bei sich, der den Einkauf und Verkauf für ihn betreiben sollte; er mußte jedoch schließlich sich dem Handelsbetrieb selbst unterziehen, im Lande umherwandern, um zu handeln und zu predigen. Eine Hauptschwierigkeit war die von der skandinavischen so grundverschiedene grönländische Sprache. Egede lernte sie, obwol langsam, hauptsächlich von seinem Sohne Paul, einem aufgeweckten zehnjährigen Knaben, welcher im Umgange mit den eingebornen Knaben sich schnell und auf natürlichem Wege die Sprache aneignete. Auch trug derselbe gleich anfänglich sehr viel bei zur Verkündigung des Christenthums unter den Grönländern; denn diese hörten mit Vergnügen auf seine kindlichen Worte. Als der Sohn das Alter erreichte, daß er nach Dänemark zurückkehren sollte, um dort zu studiren, war Egede im Stande, grönländisch zu predigen. Den höchsten und treusten Beistand hatte Egede von seiner heldenmüthigen Hausfrau Gertrud Rask. Eine Blatternepidemie brach aus und raffte die Grönländer in großer Anzahl dahin. Kein Grönländer leistete Beistand: Egede und sein Weib allein halfen, pflegten, begruben. Besonders aber gewann sich Egede durch sein zutrauliches Leben unter den Grönländern deren Freundschaft und Anhänglichkeit. Die Unterstützung vom Mutterlande wurde wiederholt aufgekündigt und erfolgte eigentlich erst, als das Werk bereits gesichert war.

Im Ganzen sind die dänischen Geistlichen im Lande aber immer fremd geblieben, nie recht heimisch geworden, selbst die Egede nicht. Paul, Egede's begabter Sohn, hatte keine besondere Lust zur Mission, er entschloß sich zu deren Fortsetzung nur aus Pflichtgefühl, um das Werk des Vaters nicht fallen zu lassen, so meldet er selbst. Paunia, wie er in Grönland hieß, war, überall bekannt von Kindheit auf, überall willkommen. Der Sprache vollständig mächtig, hatte er entscheidenden Erfolg im Bekehrungswerke. Sofort zeigte sich aber auch die störende Einwirkung im Familienleben. „Als ich sagte", berichtet Paul Egede, „daß die Frauen in unserm Lande es nicht dulden, daß ihr Mann andere habe, so sagten die Grönländer, sie würden eine solche Frau aus der Thür werfen; es sei nimmer Ruhm für jene Frauen, daß sie ihren Mann allein haben und Herrin über ihn sein wollten." Die Frauen stimmten Egede bei, allein die Männer sagten: unsere Frauen sind bisher wohlgesinnt und wohl zufrieden gewesen, wie viele wir auch haben wollten, du aber verdirbst sie und machst sie dreist und übelgesinnt mit deiner Rede. Der Erfolg hat leider jenen Männern zu Paul Egede's Zeit vollkommen recht gegeben, was das Benehmen des grönländischen Weibes jetziger Zeit betrifft. Paul Egede aber bemerkt über die damaligen Grönländer: obgleich sie Gott und seinen Willen nicht kannten, so leben sie doch minder lasterhaft, als die meisten von unsern Christen bei uns zu Hause. Die damaligen Grönländer scheinen überhaupt keine hohe Vorstellung von der europäischen Bildung gehabt zu haben. Man hörte sie wol behaupten, es gebe dort (in Europa) keine wohlgesitteten Menschen, sie müßten erst nach Grönland kommen und sich daselbst etwas aufhalten, um gute Sitten zu lernen. Die Grönländer waren auch damals zu derlei Behauptungen gar nicht unberechtigt. Hatte doch im J. 1728 die dänische Regierung den von tiefer Unkenntniß der grönländischen Verhältnisse zeugenden Versuch gemacht, in Grönland eine Strafcolonie zu gründen! Eine Anzahl aus den Zuchthäusern genommene Sträflinge, Männer und Weiber, die nach dem Loos copulirt worden waren, wurden nach Grönland geschickt. Sie brachen in Aufruhr gegen ihren Commandanten aus, der Kanonen in die Fenster seiner Wohnung pflanzen mußte. Bis auf vier starben alle binnen Jahresfrist am Skorbut. Nimmt man nun noch die europäischen Wal- und Robbenjäger hinzu, so ist es wol kein Wunder, daß die Grönländer die Europäer für ein rohes, uncultivirtes Volk hielten. Auch das Benehmen der Geistlichen war wol nicht immer sehr zu rühmen. Es waren eben Leute, die zu Hause keine Anstellung finden konnten, und die sich bald zu verheirathen wünschten. Im Allgemeinen war jedoch der schlimmste Uebelstand bezüglich der dänischen Prediger, daß sie im Lande zu fremd waren, weil sie nicht lange genug blieben. Schon Paul Egede ging nach sechsjähriger Wirksamkeit nach Dänemark zurück. Später blieben die Missionare gewöhnlich acht Jahre.

Gegenwärtig sind die Grönländer in den beiden Inspectoraten sämmtlich getauft. Das Land ist in 8 Missionsdistricte eingetheilt. Jeder District hat wenigstens eine

Kirche, wo Sonntags Gottesdienst, oft auch des Abends in der Woche Gebetversammlung gehalten wird. Da wegen der Größe der Districte die entfernt wohnenden Grönländer die Kirche selten besuchen können, so machen die Missionare ihre regelmäßigen Rundreisen, um an den einzelnen Plätzen Predigt zu halten, Ehen zu schließen, Kinder zu taufen, das Abendmahl zu reichen. Zusammen sind in beiden Inspectoraten 11 dänische Geistliche angestellt. Unter ihnen wirken an 30 grönländische Katecheten.

Die Heranbildung von Grönländern zu Predigern ist erst in neuerer Zeit aufgenommen worden, obgleich nur durch solche eine wirklich nachhaltige religiöse Wirkung hervorgebracht werden kann, nicht durch Ausländer, die die Schwierigkeiten einer von den europäischen so grundverschiedenen Sprache, wie die grönländische ist, immer nur sehr unvollständig zu überwinden vermögen. In den im J. 1848 gegründeten Seminarien zu Jakobshavn für das Nordinspectorat und zu Godthaab für das Südinspectorat werden Lehrer gebildet, die nicht blos zum Schulunterricht, sondern auch zum Predigen und zur religiösen Unterweisung für Erwachsene in den zahlreichen abgelegenen Plätzen bestimmt werden. Die Unterrichtsgegenstände sind daselbst: Religionslehre, — Aufzählung der gottesdienstlichen Anordnungen, — biblische Geschichte, — Ausarbeitung von Predigten und andern schriftlichen Arbeiten, — Geographie, Rechnen, Schreiben, dänische Sprache, — Orgelspiel und Gesang. Leider ist in diesen Seminarien große Sterblichkeit unter den Schülern. Sie sitzen täglich an 8 Stunden auf den Schulbänken, was wol zu lang ist für die Söhne eines Jagdvolkes; besonders nachtheilig wirkt aber die Beköstigung, die zum großen Theil aus Erbsen, Grütze, Mehlspeisen und dergleichen für Grönland ungeeigneten Nahrungsmitteln besteht, weshalb hier viele junge Grönländer am Skorbut leiden. Die Einsetzung von Grönländern zu Missionaren oder Predigern findet jedoch noch immer nicht statt. Ausnahmsweise wurde früher der Blandling Frederik Bartelsen zum Missionar ernannt, weil er dem Fanatiker Habakuk die aufrührerische Gemeinde, die er sich gesammelt, wieder abwendig gemacht hatte; derselbe wirkte von 1814—1826 und man war allerseits mit ihm vollkommen zufrieden.

Die in den mit den Missionaten verbundenen Schulen angestellten Lehrer sind sämmtlich Eingeborene, die in den Seminarien gebildet worden sind. Der Schulunterricht begreift Religionskenntnisse, Lesen, Schreiben und Rechnen. Die grönländischen Kinder besuchen die Schule sehr fleißig und zeigen viel Lernbegierde. Bei den großen Schwierigkeiten, die das nomadische Sommerleben, die Verkehrsunterbrechungen im Winter, die Zerstreutheit der Wohnungen dem Schulbesuch entgegen setzen, ist das Resultat ein wirklich erstaunliches. Die ganze Bevölkerung im dänischen Grönland kann lesen und der größte Theil auch schreiben, was doch mehr ist, als man von den meisten der höchst stehenden europäischen Länder sagen kann. Auch lesen die Grönländer sehr viel, obgleich ihre Literatur ausschließlich aus Religionsbüchern besteht. Die Bibel ist in jedem Hause. Der briefliche Verkehr zwischen den Grönländern, welcher durch die regelmäßige Kajakpost längs der Küste vermittelt wird, ist weit lebhafter, als man wol erwarten sollte.

Die Kosten der dänischen Mission in Grönland betragen: für die Gehalte der Missionare 6960 Rdlr., Zulage für die Seminarvorstände 500 Rdlr., Gehalte der Seminarlehrer 500 Rdlr., Gehalte der Seminarlehrerinnen 600 Rdlr., Gehalte der Katecheten 2000 Rdlr., Gehalte der Katecheten aus dem ostindischen, hierher überwiesenen Missionsfond 2000 Rdlr., Pensionen von Missionaren 300 Rdlr., Secretariat 500 Rdlr., Bücher und sonstige Requisiten 700 Rdlr., Reisen 1500 Rdlr., Gebäude 1300 Rdlr., außerordentliche Ausgaben 1500 Rdlr., zusammen 18,360 Rdlr.

2) Die Herrnhutische Mission besitzt in Südgrönland vier Missionate, in jedem von welchen sich ein geräumiges Gebäude befindet, das gewöhnlich zugleich die Kirche enthält, und wo je an 4 oder 5 Missionare der Brüdergemeinde mit ihren Familien nebst einer Anzahl grönländischer Katecheten wohnen. Diese Mission beschränkt ihre eigentliche Lehrthätigkeit größtentheils auf den Winter, indem sie des Sommers hauptsächlich mit Feldarbeit, Heumachen u. dgl. beschäftigt ist, welche sie von den auf dem Missionate ansässigen Grönländern betreiben läßt. Zu Nyherrnhut, der ältesten Anstalt, befindet sich das vom Missionar Kleinschmidt gegründete Seminar für die Bildung von grönländischen Katecheten, auch eine grönländische Druckerei. Diese Mission verursacht dem dänischen Staate keine Auslagen, indem ihre Unterhaltungskosten von der Direction des Brüder-Missionswesens bestritten werden. Dieselben belaufen sich auf circa 4—5000 Thaler jährlich, welcher Betrag der Mission größtentheils in Waaren mit den dänischen Handelsschiffen übersandt wird. Was die Mission in Grönland mit ihrer Landwirthschaft erwirbt, ist natürlich von keiner Bedeutung.

Die tydske Menighed ist bei den Dänen in Grönland äußerst unbeliebt. Dies mag wol zum Theil daraus entstehen, daß die herrnhutische Mission im Lande eine selbständige Macht ist, die nicht unter dänischer Controle steht, sich sowol in religiöser wie in weltlicher Hinsicht nur der Muttergemeinde unterwirft. Allein man wird den Dänen wol einräumen müssen, daß die Mission ihnen zum Tadel Veranlassung gegeben habe. Es war rein der Zufall, daß Graf Zinzendorf in Kopenhagen einen getauften Neger und einen getauften Grönländer sah, was ihn bewog, die mährischen Brüder zur Gründung von Missionen zu veranlassen, weshalb denn auch ihre drei ersten Missionen in dänischen Colonien angelegt wurden, St. Thomas 1732, St. Croix 1734, Grönland 1733. Der äußere Zufall, nicht wahrer innerer Beruf, konnte auch nur den Gedanken, Heidenmissionen in der weiten Ferne zu begründen, bei einer Gemeinde anregen, die damals für sich selbst keinen Fußpunkt auf der Erde hatte; nur der Wunsch, Aufmerksamkeit zu erregen, ihn zur Ausführung bringen. Weshalb auch gerade in Grönland der dänischen Kirche Concurrenz machen? In der

Absicht, sagte man, Egede in seinem rühmlichen Werke zu unterstützen. Es erwies sich alsbald, welchen Beruf man hatte, solche Unterstützung zu bieten. Die Brüder Mathäus Stack, Christian David und Christian Stack, die Sendboten der Gemeinde, kamen nach Kopenhagen, wo man ihnen freie Beförderung und anderweitige Unterstützung gewährte. Von Herrnhut erhielten sie keine Unterstützung. Sie bauten sich ein Haus in kurzer Entfernung von Egede's Godthaab, an einer Stelle, wo keine Grönländer wohnten, lebten von dem mitgebrachten Proviant und erwarteten nun, daß die Eingeborenen sich in Scharen um sie versammeln würden, ihrer Gaben theilhaft zu werden. Im folgenden Jahre (1734) erhielten sie einige Unterstützung „von einem vornehmen Gönner" beim königlich dänischen Hofe. Sonst aber erhielten sie außer einem paar erbaulichen Briefen von dem Herrn Professor Steenbuch, Mitglied des dänischen Missionscollegii, und von dem königlichen Mundschenk Herrn Martens nicht einmal ein Schreiben, weder von der Gemeinde, noch von andern Freunden. Im J. 1735 wurden sie auch von dem vornehmen Gönner vergessen. Im J. 1736 kamen weitere Mithelfer, auch Briefe von der Gemeinde, aber keine Mittel. Sie schickten nun einen von ihnen, den Christian Stack, heim, der dann endlich 1737 die nöthigen Lebensmittel brachte. Anstatt Egede zu unterstützen, wie beabsichtigt sein sollte, waren sie nur durch die Unterstützung Egede's, der doch selbst nicht das Auskommen hatte, am Leben erhalten worden. Egede und Frau halfen nach Vermögen, pflegten in der Krankheit. Die Brüder mußten sich aber zuletzt doch bequemen, Seehundsfleisch und Muscheln zu speisen. Weil somit die Brüdergemeinde sich nicht um ihre Sendboten bekümmerte, war das ganze Missionsunternehmen von vornherein als ein unberufenes bezeichnet.

Die herrnhutischen Missionare, welche in damaliger Zeit auf die Heidenbekehrung auszogen, waren Leute ohne alle Bildung, Bauern, Tagelöhner, Handwerker, Soldaten. Die Herrnhuter waren bekanntlich der Ansicht, daß zum Predigen des Evangeliums einfache Leute, wie auch die Apostel selbst gewesen, sich am besten eigneten, daß dazu die Kenntniß des Evangeliums selbst ausreiche. Während nun jene armen Leute Jahre lang die bitterste Noth litten, erwarben sie sich keine Kenntniß der grönländischen Sprache, viel weniger grönländische Zuhörer. Auch in dieser Hinsicht half Egede nach Vermögen. Er theilte ihnen seine Studien der grönländischen Sprache mit, besonders aber unterrichtete sie Paul, der die Sprache gründlich verstand. „Man kann sich leicht denken", sagt Cranz [2]), „daß die unstudirten Leute, die niemals eine Grammatik gesehen, unsägliche Mühe angewendet haben müssen durch den Unterricht ihrer dänischen Lehrmeister, deren Sprache sie zugleich mit lernen mußten, um zuerst den Sinn der grammatikalischen Kunstwörter, als Nomen, Verbum, Casus rc. zu begreifen." Im J. 1739, sechs Jahre nach ihrer Ankunft, tauften die Herrnhuter den ersten Grönländer. Als darauf Paul Egede nach der Diskobucht übersiedelte, um zunächst den Norden in Angriff zu nehmen, behielten die Herrnhuter im Süden freies Feld und vermochten nun, da sie jetzt der Sprache mächtig waren, nach der Vorarbeit der Dänen hier weiter vorzudringen.

Ein wesentlicher Misstand bei den Herrnhutern ist, daß sie auf ihren Missionaten beisammen wohnen, während die grönländischen Wohnungen nothwendiger Weise so zerstreut liegen und die Beschäftigung der Grönländer, namentlich im Sommer, ein Wanderleben nothwendig bedingt. Die Herrnhuter ließen es sich deshalb besonders angelegen sein, diesem Wanderleben entgegen zu wirken, ein Verfahren, das nicht verkehrter sein konnte. Sie wollten, daß die Grönländer sich bei ihnen festsetzten, und wandten alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel an, sie zum Sitzenbleiben in den Winterhütten zu bewegen, eine möglichst große Anzahl auf den Missionaten zusammen zu zwängen. Waren sie hier auch einigermaßen behindert, der Jagd zu Lande und zu Wasser in üblicher Weise nachzugehen, so mochten sie dafür — im Dienste der Mission — Vieh hüten — auf den öden Felsengründen — den Acker bauen! Es gelang den Brüdern eine Anzahl von Menschen auf ihren Missionaten ansässig zu machen, die aber natürlich nur zum verkommensten Theile der Bevölkerung gehörten. Diese Leute verheiratheten sich unter einander, und so entstand ein ganzer verkommener Menschenschlag. Die Einwohner der Brüder-Missionate büßten größtentheils alle Fertigkeit, alle Tüchtigkeit im Jagdgewerb ein, es herrschte dort fortwährend eine Dürftigkeit, ein Elend, wie sonst nirgends im Lande. Dabei mischten sich die Missionare in alle häuslichen Angelegenheiten, schrieben Ehen vor, schrieben die tägliche Arbeit vor. An Sonn- und Feiertagen war Jagd, Fischfang und jedes sonstige Geschäft streng untersagt; dagegen mußten drei Predigten gehört und eine Menge Kirchenlieder gesungen werden. Belustigungen, Spiele waren verpönt; es wurde sogar der Versuch gemacht, bei den Unverheiratheten die Geschlechter gänzlich von einander zu trennen. Die Jagdzüge, die im Sommer unternommen werden mußten, durften nur in großen Partien stattfinden unter der steten Aufsicht von einem oder zweien der geistlichen Hirten. Die Mittel, den freigeborenen Jäger zum Gehorsam zu zwingen, waren theils Verhöhnung vor der Gemeinde, theils geistlicher Art. Jeder Unglücksfall wurde als Strafe des Himmels für Ungehorsam dargestellt, bei jeder Widersetzlichkeit mit dem Zorn des Himmels gedroht. Furcht vor Geistern und vor übernatürlichen Einflüssen war den Grönländern schon von seiner früheren Religion angeerbt, die Angekok wandten gerade dieselben Mittel an.

Die dänischen Handelsbehörden suchten bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gegen solches Verfahren der Brüder einzuschreiten, und seitdem besteht fortwährende Fehde zwischen beiden Parteien. Der Handel verbot den Herrnhutern, die Grönländer in der erwähnten Weise zusammen zu häufen, wodurch die Grönländer verarmen, der Handel selbst Schaden leide. Die Herrnhuter sagten zu, ihr Verfahren in der gewünschten Weise ändern zu

2) D. Cranz, Historie von Grönland. Leipzig 1765.

wollen, haben jedoch vermöge ihres Einflusses bei den Grönländern diesen Punkt stets zu umgehen gewußt. Unter den erwähnten Umständen ist es aber wol erklärlich, daß die Dänen von den deutschen Gemeinden in Grönland nur mit Unwillen reden. Um so tröstlicher ist es, daß sie bei allen Vorwürfen, die sie gegen die deutsche Mission auch erheben, sich ausdrücklich dagegen verwahren, damit persönliche Anschuldigungen gegen die Missionare beabsichtigt zu haben. Bluhme [3]) sagt: „Es hat Leute unter den Missionaren gegeben, deren Auftreten eine Schmach für die Kirche gewesen ist. Dies kann man der herrnhutischen Kirche nicht nachsagen. Redlich und rechtschaffen, besonnen und würdig in ihrem ganzen Benehmen, können die Missionare der herrnhutischen Gemeinde jedem nur persönliche Achtung einflößen, und sie sind in sofern stets nachahmungswürdige Muster für die Grönländer gewesen."

XI. Der Handel, die Dänen. 1) Der königliche Monopolhandel. Grönland ist als dänische Colonie schlechterdings eine Handelsanstalt, welche im Lande etablirt ist und grönländische Producte wie Robbenspeck, Felle u. dgl. einkauft und europäische Waaren verkauft. Dieser dänische Handel wurde von Egede gleichzeitig mit der dänischen Mission begründet, ausdrücklich zu dem Behufe, mit dem daraus gewonnenen Ertrag die Kirchenlehrer zu unterhalten, die nach Grönland ziehen und dort das Evangelium predigen würden. Vor Egede hatten bereits seit längerer Zeit die Holländer in Grönland Handel getrieben, jedoch nur von ihren Schiffen, die an der Küste anzulaufen pflegten.

Die von Egede begründete Bergen'sche Actiengesellschaft hatte nur in den beiden ersten Jahren ihres Bestehens einigen Gewinn und wurde im J. 1726 insolvent. Die dänische Regierung glaubte jedoch, eine völlige Unkenntniß der Verhältnisse Grönlands bekundend, hier eine Colonie im gewöhnlichen Sinne anlegen zu können. Sie sandte (1728) einen Gouverneur mit Soldaten und Colonisten in einem Kriegsschiffe hinüber, die zu Godthaab ein Fort anlegten. Im folgenden Jahre folgte dann die Sendung von neu verheiratheten Sträflingen, deren wir bereits (oben unter X) gedacht haben. Als die Regierung nun erkannte, daß in Grönland in der begonnenen Weise nichts auszurichten sei, die Colonisten auch zurückkehrten, gab sie das ganze Unternehmen auf, rief den Gouverneur und im J. 1731 auch Egede zurück. Dieser aber wollte sein Werk nicht fallen lassen, blieb und erhielt schließlich weitere Unterstützung. Im J. 1734 übernahm dann der Kaufmann Jacob Severin den grönländischen Handel, hauptsächlich zum Behuf des Walfischfangs, welcher, theils mit europäischen, theils auch mit grönländischen Mannschaften betrieben, damals reiche Ausbeute gewährte. Severin, obgleich ein sehr umsichtiger Mann, wurde von seinen Angestellten hintergangen und hatte schließlich das Geschäft gleichfalls aufgegeben, worauf im J. 1750 die „Kongelige, almindelige, grønlandske Handelskompagni" folgte. Im J. 1774 wurde dann schließlich der unter der ausschließlichen Controle der Regierung stehende Monopolhandel gegründet.

Der Monopolhandel hat seitdem trotz mannichfaltiger Schwierigkeiten sehr gute Geschäfte gemacht. Im Jahre 1790 hatte der Handel einen Ueberschuß von 59,400 Rixdoller und einen festliegenden Fond von 190,000 Rdlr., eine Grundlage, auf welcher der Staat das Grundkapital des Handels auf 250,000 Rdlr. ansetzte und von diesem Betrage hinfort 4 Proc. p. a. Zinsen verlangte. Um 1807 war dieses Kapital nebst Zinsen vom Handel abermals abgezahlt worden. Dann aber brach der Krieg aus, das grönländische Geschäft wurde fast gänzlich unterbrochen, der Staat hatte dem Handel Zuschüsse zu machen, welche jedoch nach dem Frieden zurückbezahlt wurden. Laut Commissionsbericht des dänischen Reichsraths vom Jahre 1863 beliefen sich die von der Staatskasse dem Handel von Zeit zu Zeit eingeschossenen Beträge insgesammt auf 1,193,194 Rdlr., dagegen die vom Handel der Staatskasse eingelieferten Ueberschußbeträge in den Jahren 1790 — 1806 auf 283,685 Rdlr. und in den Jahren 1829—1859 auf 1,092,981 Rdlr., die für denselben Zeitraum eingezahlten Grundkapitalzinsen auf 504,456 Rdlr.; ferner im J. 1850 der Staatskasse übergebene, dem Pensions- und Assecuranzfond des Handels gehörende Obligationen auf 208,396 Rdlr., also die vom Handel der Staatskasse ausgekehrten Beträge auf die Gesammtsumme von 2,089,518 Rdlr., wonach sich die Rechnung zu Gunsten des Handels stellte auf 896,325 Rdlr. Bei dieser Rechnung ist aber der eigenthümliche Umstand zu bemerken, daß, obgleich der Handel bereits im J. 1806 außer den jährlichen vierprocentigen Zinsen nicht nur das gesammte Grundkapital von 250,000 Rdlr. zurückgezahlt, sondern sogar noch die Summe von 33,685 Rdlr. darüber hinaus ausgekehrt hatte, die Staatskasse dessenungeachtet bis zum Jahre 1859 die Zinsen von diesem Grundkapital zum Belauf von 504,456 Rdlr. empfing. Es erhellt aus diesen Rechnungen, daß sich jenes Grundkapital vom Jahre 1790—1860 thatsächlich vervierfacht und daß der Handel dabei das Dreifache des Grundkapitals verzinst hatte.

Der Handel besitzt seine eigenen Schiffe, seine eigenen Etablissemente in Dänemark und Grönland, bezahlt seine zahlreichen dänischen Beamten und Angestellten, unterhält die ganze zu seinem Betrieb erforderliche Schiffahrt, bezahlt die Gehalte der dänischen Missionare in Grönland bis auf einen kleinen Zuschuß vom Missionscollegium, versieht das Mutterland mit werthvollen Waaren gegen eine unbeträchtliche Auslage für europäische und Colonialwaaren und bezahlt einen jährlichen Ueberschuß von 10,000—30,000 Rdlr. in die Staatskasse und obendrein die Zinsen auf dem Kapitale, welchen der Staat im Handel zu stehen hat. Dabei ist noch gar nicht der sehr beträchtliche Schleichhandel, welchen viele Dänen in grönländischen Waaren treiben, in Anschlag gebracht.

Das dänische Grönland hat an 1800 Jäger, welche eine Bevölkerung von 10,000 Personen zu ernähren haben.

3) E. Bluhme, Fra et Ophold in Grønland. Kiøbenhavn 1865.

Diese 1800 Jäger sind es, welche jenen ganzen dänisch-grönländischen Handel und dessen sämmtliche Beamten in Dänemark und Grönland, das gesammte dänisch-grönländische Missionswesen, die gesammte dänisch-grönländische Schiffahrt unterhalten und dabei eine Baarsumme von mehreren Tausend Thalern jährlich in die dänische Staatskasse zahlen. Es entrichtet also jeder von jenen armseligen Seehundsfängern dem dänischen Staate eine jährliche Abgabe von mehreren hundert Rdlr.

Die Ausfuhr des grönländischen Handels liefert jährlich: Robben- und Walspeck aus Nordgrönland 4000—5600, aus Südgrönland 4000—5500 Faß; Hai- und Dorschleber aus Nordgrönland 4000, aus Südgrönland 400—700 Faß; Seehundsfelle aus Nordgrönland 30,000—40,000, aus Südgrönland 10,000—12,000 Stück; Rensfelle aus Nordgrönland 1000—3000, aus Südgrönland 2000—7000 Stück; Fuchspelze aus Nordgrönland 100—500, aus Südgrönland 800—3000 Stück; Bärenfelle aus Nordgrönland 50, aus Südgrönland 20 Stück; Hundefelle aus Nordgrönland 500 Stück; Wasserröcke (von zubereitetem Seehundsfell) aus Nordgrönland 700, aus Südgrönland 1300 Stück; Eiderdunen aus Nordgrönland 2000—3000, aus Südgrönland 1300—5000 Pfund; Federn aus Nordgrönland 800, aus Südgrönland 5000 Pfund; Narwalhorn und Walroßzahn aus Nordgrönland 500—700 Pfund; Walbarden aus Südgrönland 3000 Pfund; Kabliau (Dorsch) aus Südgrönland 40,000 Stück; Graphit aus Nordgrönland 4000 Pfund; Kryolith aus Südgrönland 500 Kubik-Brassen (1 Brasse = $1\frac{3}{4}$ Kubik-Mètre).

Die Jagdausbeute im dänischen Grönland beträgt jährlich 3000 Mützenrobben, 600 Ukfuk, 20,000 Sortsider, 16,000 Blaasider, 70,000 Fjordseehunde, zusammen 110,000 Seehunde, 500 Weißfische und Narwale, 2—3 Kepokak, 20,000 Rennthiere, 3000 Füchse, 60 Bären, 30,000 Haie.

Die Einfuhr besteht vornehmlich aus Schießgewehren, Pulver, Blei, Hausrath, Bauholz, Baumwollzeug, Seidenband, Glasperlen und Zierrath, Nähnadeln, Stecknadeln, Nägeln, Fischangeln, Aexten, Messern, Thon- und Glaswaaren, Grütze, Erbsen, Feigen, Rosinen, Tabak, Kaffee, Thee, Zucker, Roggen- und Weizenmehl, Schiffsbrod. Diese Waaren werden den Grönländern zu festgesetzten Preisen verkauft; es kostet z. B. Butter 42 ß das Pfund, Erbsen 11 Rdlr. das Faß, Grütze 13 Rdlr. das Faß, Roggenmehl 6 ß das Pfund, Weizenmehl $8\frac{1}{2}$ ß das Pfund, Schiffsbrod $7\frac{1}{2}$ ß das Pfund, Kaffee 28 ß das Pfund, Meliszucker 20 ß das Pfund, Schießgewehre 13—22 Rdlr., Pulver 34 ß das Pfund, Blei 11 ß das Pfund, Schirting 15 ß die Elle, ungebleichter Kalikot 12 ß die Elle, Breter 27—48 ß das Stück, Balken 54—90 ß das Stück. Der Umsatz wird vermittelt durch Creditsedler von je 1 Rdlr., 24 ß, 12 ß, 6 ß.

Der Verkauf der Ausfuhr erträgt jährlich an 400,000 Rdlr. Der Versandt von Waaren nach Grönland zum Verkauf an die Grönländer und zur Versorgung der in den Handelsetablissementen und den Missionaten Angestellten beträgt an 165,000 Rdlr., die Kosten der Schiffe und der Schiffahrt, die Besoldung der Beamten und Angestellten, die Unterhaltung der Etablissemente in Grönland und Kopenhagen und die sonstigen Betriebskosten betragen 100,000 Rdlr., bleibt ein Reinertrag von jährlich 50,000 Rdlr.

Man erkennt, daß der Handel über den ihm von Egede gestellten Zweck, die Erhaltung der Mission, ziemlich weit hinaus gegangen ist. Es erhellt dies auch schon daraus, daß die dänische Mission dem Handel oft nachdrücklich entgegen getreten ist, wie nicht minder die Inspectoren der Regierung. Bei der gegenwärtigen Einrichtung ist der Vorstand des Bezirks der unumschränkte Herr des Landes, der Grönländer ist einer thatsächlich unbeschränkten Bureaukratie unterworfen. Grönländer werden zu den höheren Aemtern nicht zugelassen, so wenig, wie zu den Missionarstellen. Was aber am schlimmsten den Grönländer gefährdet hat, das ist, wie schon erwähnt, Tabak, Kaffee, Zucker und Schiffsbrod. Durch die Einführung dieser Producte ist der Grönländer dermaßen ausgebeutet worden, daß eine das ganze Leben des Volkes lahm legende Verarmung eingetreten ist. Sie wirkt langsam, aber sicher, ebenso verderblich, wie anderswo die Einführung des Branntweins. Wie sehr der Grönländer aber auch durch den gegenwärtigen Handel benachtheiligt worden ist, so liegt es doch auf der Hand, daß die Aufhebung des Handelsmonopols und Freigebung des Handels für ihn noch viel verderblicher werden würde. Die höheren Preise, die er dann für seine Producte erhalten würde, würden ihm nur dazu dienen, sich noch mehr ihm unnütze Dinge anzuschaffen, besonders aber würde der dann unvermeidliche Branntwein unfehlbar seinen Ruin, ja völligen Untergang herbeiführen.

2) Die dänische Ansiedelung. a) Die Koloni. Unter Koloni verstehen die Dänen in Grönland ein Handelsetablissement oder eine Factorei, welche in einem bestimmten ihr angewiesenen Districte mit den Grönländern Handel treibt. Der von der Direction angestellte Kaufmann ist der Koloni-Bestyrer, welcher der Koloni vorsteht. Vor seinem Hause steht die Flaggenstange, an einigen Orten auch ein paar kleine Kanonen, die bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert werden. Die Wohnungen des Kaufmanns, des Predigers, des Arztes, die Kirche, die sich übrigens von den andern Häusern nicht wesentlich unterscheidet, die meistens gemeinschaftliche Wohnung des Zimmermanns, des Schmiedes, des Böttchers, des Bootführers, der Matrosen und Arbeitsleute, die Waarenniederlage sind die europäischen Gebäude des Ortes, mehrere im grönländischen Styl errichtete Erdhütten dienen zum Speckspeicher, zur Thranbrennerei, Bäckerei und Brauerei und Werkstellen. Eine Anzahl Grönländerhütten steht neben der Factorei. Die Koloni ist immer ein Hafenplatz. Im Hafen liegen neben den auswärtigen Seeschiffen mehrere der Koloni gehörende Transportschiffe, welche Producte von der Umgegend einsammeln.

b) Das Udsted, der Außenort, ist eine Filiale der Koloni unter einem Udligger. Solche Udsteder sind an

den meisten von der Koloni entfernteren Wohnorten der Grönländer, die es im Districte gibt, angelegt und dienen wesentlich zur Förderung des Handels, da namentlich das Einsammeln der stets in kleinen Quantitäten eingebrachten grönländischen Producte viel Umständlichkeit macht.

c) Das Haus. Die dänischen Häuser sind Stokvaerkshuse oder Blockhäuser, zwar nur klein, aber gut und warm eingerichtet. Die äußeren Wände bestehen aus auf einander gelegten Balken, deren Fugen mit Moos ausgefüttert werden. Das breterne Dach, das über die Wände hinausragt, ist gewöhnlich roth angestrichen, die Wände sind schwarz oder braun, die Fensterrahmen weiß. Die saubern Häuschen, umgeben von ihren Gärten, nehmen sich, wenigstens in der Ferne, recht freundlich aus. Diese Stokvaerkshuse sind sehr dauerhaft. Die meisten Kjobmandsboliger (Kaufmannswohnungen) stehen seit Begründung der Colonie über hundert Jahre und sind noch in gutem Zustande. Im Innern sind die Wohnungen ganz nach dänischem Geschmack eingerichtet, bequem und behaglich. Wendet man doppelte Fenster an, so halten sich die Fensterscheiben so ziemlich eisfrei: Die Heizung einer Stube erfordert an 16 Tonnen Steinkohlen und 1 Faden Holz das Jahr. Auch den Sommer durch muß eingeheizt werden. Grönländische Steinkohlen sind den englischen vorzuziehen; wenn sie auch nicht so große Hitze geben, so brennen sie doch viel gleichmäßiger. Man kann mit grönländischen Kohlen einen großen Ofen voll füllen, und er brennt ruhig fort vom Abend bis zum Morgen.

d) Die Kleidung. Hat der Däne sich in der Wohnung ganz nach der dänischen Weise einrichten können, so ist er dagegen genöthigt gewesen, sich in der Kleidung genau der grönländischen anzuschließen. Die Dänen tragen ganz dieselbe Pelzkleidung, wie die Grönländer, und haben daran nur unwesentliche Verbesserungen anbringen können. Eine zweckmäßige dänische Erfindung ist der Schlafsack (Sovepose), ein unentbehrliches Requisit für den in Grönland reisenden Europäer, indem der Schlafsack ihm oft sowol zum Haus wie zum Bett dienen muß. Es ist ein großer Sack aus Bärenfell, die rauhe Seite nach Innen gekehrt, auswendig mit wasserdichtem Seehundsfell bezogen. In ein Eiderdunenbett eingewickelt, kriecht man ganz in den Schlafsack hinein, der an einem Ende eine Klappe hat, schließt diese Klappe über dem Kopfe, sodaß nur ein ganz schmales Luftloch verbleibt, und liegt nun, mitten im Freien, die ganze Nacht warm. Bei Bewegung im Freien in der Winterkälte ist die Beschützung des Gesichts aber eine sehr schwierige Aufgabe. Die vorstehenden Theile werden leicht weiß und hart und frieren ab. Beschützung durch eine Art Maske, welche Nase und Mund bedeckt, ist unthunlich: der Athem wird bald Alles, was in der Nähe des Mundes ist, mit dickem Reiffrost belegen, welcher sich bald zu einem harten Eiskuchen gestaltet, sodaß man das Entgegengesetzte bewirkt von dem, was man beabsichtigt.

e) Speisen. Die Colonien werden aus Dänemark mit den nöthigsten Nahrungsmitteln versehen. Von gepökeltem Fleisch, Schiffsbrod, Butter, Grütze, Graupen, Erbsen, Bohnen ist immer auf zwei Jahre Vorrath in der Koloni. Ebenso sind Colonialwaaren, wie Kaffee, Thee, Zucker, Tabak, zur Versorgung der Koloni, wie zum Verkauf an die Grönländer, stets reichlich vorräthig. Jede Koloni hat ihre Bäckerei und Brauerei; man hat in der Regel so gutes Bier und so gutes Roggenbrod wie in Dänemark. Frisches Fleisch ist nicht überall zu haben, ausgenommen Seehundsfleisch, welches nur wenige Europäer genießen können. Robbensuppe ist ohne Beigeschmack und wird von den Europäern meistens der Rindfleischsuppe gleichgeschätzt; das Fleisch ist jedoch zu blutreich, wird beim Kochen schwarz und ist meistens thranicht. An den meisten Stellen kann man, namentlich durch Kauf von den Grönländern, frisches Rennthierfleisch, Hasen, Schneehühner, Seevögel und Eier bekommen. Als Gemüse benutzen die Dänen Sauerampfer (Syren), Cochlearien, Engelwurz (Qvan), wozu dann die Beeren, Beerenwein u. s. w. kommen. Es werden auch europäische Gemüsepflanzen in Gärten gezogen. Zur Präservirung von Speisen, namentlich von Fleisch, ist das Klima besonders günstig. Das im August erlegte und im September heim gebrachte Rennthierfleisch hält sich bis zum Juni nächsten Jahres. In Eiskellern kann man Fleischspeisen Jahre lang frisch erhalten. Wegen der Trockenheit der Luft läßt sich das Fleisch besonders leicht dörren, die von den Grönländern angewandte Methode. Das gedörrte Fleisch ist besonders bequem für den Transport. Die Aufbewahrung von Nahrungsmitteln, die leicht vom Froste angegriffen werden, ist freilich schwierig. Der Winterfrost dringt auch in der warmgeheizten Stube in die Wandschränke. Bier, Wein u. dgl. läßt sich nur in Gefäßen halten, die man fortwährend bis zu einem gewissen Grad erwärmt.

f) Der Küchengarten. In allen Colonien, mit Ausnahme der nördlichsten, haben die Dänen kleine Gärten neben den Häusern, wo sie mit Erfolg einige Küchenpflanzen ziehen. Doch macht besonders der Dünger Mühe, weil er mehrere Jahre erfordert, ehe er in die erforderliche Gährung übergeht. Die Kartoffel gibt in den südlicheren Districten etwa das Dreifache der Aussaat. Die Pflanze hat gewöhnlich 2, manchmal auch 3 Knollen, welche an 4—5 Loth wiegen, die übrigen sind ganz klein. Im Nordinspectorate bekommt man aber gar keine Knollen von einiger Größe. Die Pflanze kommt in Grönland nie zur Blüthe. Die Kartoffel ist immer sehr wässerig; dennoch gelten frische Kartoffeln für den köstlichsten Luxusartikel. Nördlich bis Godhavn und Jacobshavn gedeihen überall vortrefflich Weißrüben, Steckrüben und Radieschen, Kohl, Kopfsalat, Spinat, Sauerampfer, Kerbel. In Südgrönland wachsen außerdem Möhren, die jedoch nur so groß werden, wie bei uns die sogenannten jungen Möhren, auch gedeiht dort Rhabarber. Petersilie ist schwierig, Erbsen bringen es auch in Südgrönland kaum zur Blüthe. In Südgrönland gedeihen viele Gartenblumen. Geranien und Fuchsien zieren dort die Fenster der meisten dänischen Häuser.

g) Das Vieh. Die einzige Viehzucht, die es in Grönland gibt, besteht in Julianehaab, wo etwa 50 Rin-

der, 20 Schafe und 100 Ziegen gehalten werden. Im Sommer hat das Vieh dort Futter genug, dagegen hält es schwer hinreichend Heu für die lange Stallfütterung im Winter zu gewinnen. Das Vieh findet im Sommer Gras und Kraut, aber nur stellenweise steht das Gras dicht genug, daß man Heu machen kann. Es wächst größtentheils bei den Sommerzeltplätzen der Grönländer; es ist dort fein, meistens poa. Die Grönländer machen dort Heu und bringen es den Dänen ein. Eine Last Heu von 80 Liespfund kostet an 3 Rdlr. Bei Heumangel werden Kühe und Ziegen des Winters auch mit Fischen, namentlich gedörrten Angmakſa gefüttert. Ziegen werden wegen der Milch sehr geschätzt. Das Schaf ist wild, beschwerlich zu hüten und seine Wolle grob.

h) Der Netzfang. Der Fang von Seehunden, Weißfischen und Narwalen mit großen Netzen, zuerst von Kjöbmand Ravn in Fiskernaes im J. 1784 eingeführt, wird von den Dänen, die zu dem Behufe Gesellschaften bilden, jedoch mit grönländischen Arbeitern, betrieben. Die Netze sind von starken Seehundsfellriemen mit weiten Maschen und von 15—50 Klafter Länge. In Südgrönland sperrt man einen schmalen Fjord oder Sund vollständig ab, indem an zwei Seiten, einer obern und einer untern, die Netze quer über das Gewässer gehängt werden. An der einen Seite hängt die Netzwand, mit großen Steinen beschwert, senkrecht nieder, an der andern Seite, wo die Seehunde herkommen, hängt sie los, bis diese sie passirt haben, worauf sie in gleicher Weise, wie die andere, ausgespannt wird. Die dermaßen zwischen den beiden Netzseiten eingesperrten Seehunde laufen sich in den Maschen fest und ersaufen oder werden vom Ufer aus erschossen. Dieser Netzfang ist besonders anwendbar in den schmalen Kanälen, welche in so großer Menge die Archipel von Kleininseln und Scheeren durchziehen, wo zugleich die Seehundszüge regelmäßig sind, das Treibeis aber, welches unübersteigliche Hindernisse macht, nicht eindringt. Man fing an 20 solchen Netzstellen an 4000 Seehunde p. a., welche außer den Fellen an 1400 Faß Speck lieferten. Die Seehunde werden aber von solchen Netzstellen fortgetrieben. Die Netze und das sonstige Inventar für eine Netzstelle kosten an 400 Rdlr. und halten nur an 4 oder 5 Jahre. Die Netzwacht besteht aus 6 Grönländern, 4 Männern und 2 Frauenzimmern, welche je an 2 Rdlr. Löhnung monatlich und sämmtliches Seehundsfleisch erhalten. In Nordgrönland wird der Netzfang besonders angewandt, wenn die Fjorde zugefroren sind, indem man drei Löcher quer über das Eis schlägt und die Netze hindurchzieht. Man setzt hier gewöhnlich nur eine einfache Netzreihe. Die Seehunde laufen mit dem Kopfe in die Netzmaschen, verwickeln sich durch die Bewegung sich zu befreien in das Netz und ersaufen. Dasselbe Verfahren wird bei den Weißfischen und Narwalen angewandt, nur daß man dazu besonders starke und große Netze nimmt. Der Ertrag ist immer sehr unsicher, oft plötzlich erstaunlich groß, oft fängt man längere Zeit gar nichts. Die Weißfische gehen nicht selten mit den Netzen durch. Für den Seehundsfang unter dem Eise wendet man in Nordgrönland auch das kleinere Netz an, 12 Ellen lang und 8 Ellen breit. Hält man keine Wacht, so muß man die Netze täglich nachsehen, da die gefangenen Seehunde sonst von Krebsen oder von Haien schnell verzehrt werden. Manche Dänen haben an 150—200 Netze ausstehen und fangen damit jährlich an 1000 Seehunde.

i) Die Schiffe. Die letzten Seeschiffe segeln Anfang October ab, worauf bis zum nächsten Frühling alle Communication mit Europa unterbrochen ist. Die englischen Waler sind gewöhnlich die ersten Schiffe, die ankommen. Wenn Anfang Mai das erste dänische Schiff ankommt, so ist dies der wichtigste Tag im Jahre für Jedermann, Grönländer und Dänen. Hoher Jubelruf der am Strande versammelten Menge begrüßt das Schiff, das, wie die Schwalbe, den Frühling, Nachrichten aus der Heimath, Briefe und sonst eine Menge guter Dinge bringt.

k) Die Kajakpost. Es findet regelmäßige Briefbeförderung längs der Küste statt. Die Briefe werden einem Grönländer übergeben, der sie in seinem Kajak eine Strecke befördert, sie dann einem andern Kajakmann übergibt und so fort, bis sie ihren Bestimmungsort erreichen. Diese Post ist sicher und prompt.

l) Die Annehmlichkeit des Aufenthaltes. Den Dänen und andern Europäern wird nach längerem Aufenthalte das Land meistens sehr lieb. Mancher, der nach solchem Aufenthalte nach der Heimath zurückgekehrt war, kam abermals nach Grönland, um hier seine Tage zu beschließen. Die Freundlichkeit und Friedfertigkeit der Grönländer im Umgang mit Europäern, die Jagd, die Schlittenfahrten, die großartigen Naturschauspiele, die tiefe Stille der Landschaft, die nur das wundersam klingende, seufzende Lied des Eises unterbricht, alles dies hat seine Reize, an die sich manches Gemüth gar sehr gewöhnt.

m) Einwanderung. Nur Missionaren und königl. dänischen Handelsbeamten wird feste Ansiedelung im Lande gestattet, sonst ist sie sowol Dänen wie andern Europäern untersagt.

n) Medicinalwesen. Dasselbe kostet jährlich 5000 Rdlr. außer Medicamenten und ist bestimmt, den Grönländern unentgeldlichen ärztlichen Beistand zu gewähren, kommt aber fast ausschließlich den Dänen zu gute, da die Grönländer die Aerzte äußerst selten zu Rathe ziehen. Uebrigens könnten nur sehr wenige Grönländer die Aerzte benutzen, wenn sie es auch wollten, da in dem ganzen, so großen Lande, in dem außerdem die Communication oft so schwierig ist, nur drei Aerzte stehen, einer in Nordgrönland, einer in Godthaab und einer in Julianehaab.

o) Die Handelsbeamten. Der Kjøbmand oder Kolonibestyrer hat die obere Leitung in der Koloni und dem derselben zugewiesenen Districte. Er empfängt die aus Dänemark versandten Waaren, leitet deren Verkauf und den Einkauf der Landesproducte. Er hat freie Wohnung, Bauholz, einen festen Proviantheil und einen festen Gehalt von 200 Rdlr.; seine Haupteinnahme entspringt aber aus der Provision auf der eingekauften

Waare, welche theils in dem Overmaal von 64 ß für das eingekaufte Faß Speck, theils in 2—8 Proc. von der Summe, welche der Verkauf der eingekauften Waare in der Heimath erbringt, besteht, wonach denn die ganze Einnahme des Kjøbmand sich je nach Beschaffenheit seiner Koloni sehr verschieden stellt. Sie beträgt z. B. an 600 Rdlr. in Godhavn, an 1900 Rdlr. in Omenak, an 2800 Rdlr. in Julianehaab. Unter dem Kjøbmand stehen der Assistent, welcher freie Wohnung und Brennstoff in der Koloni und einen Gehalt von 225—800 Rdlr. hat, der Udligger oder Vorstand des Udsted oder Außenortes, welcher freie Wohnung, eine Quantität Proviant, einen Gehalt von 40—70 Rdlr. nebst einer Provision von 4 Proc. vom Verkaufsertrage der angekauften Producte hat, und die verschiedenen Underbetjente oder Unterbeamten, nämlich die Bötticher, Zimmerleute, Schmiede, Bootführer, Arbeitsleute, welche Gehalte von ungefähr 200 Rdlr. haben. Der Kjøbmand erstattet der Handelsdirection in Kopenhagen jährlich Bericht über Inventar und Betrieb in der Koloni. In der Koloni aber verfügt er über eine Gewalt, die ihn thatsächlich zum Herrn seines Districts macht.

p) Die Inspectoren. Das dänische Grönland wird in die zwei Inspectorate Nordgrönland und Südgrönland getheilt, welchen je ein Inspector vorsteht, der die richterliche Gewalt im Inspectorate besitzt, bei welcher den Grönländern gegenüber freilich große Mäßigung beobachtet werden muß. Die königl. Instruction vom Jahre 1782 gilt als Landesgrundgesetz.

XII. Topographische Uebersicht.

A. Das dänische Grönland.

AA. Nordgrönland oder das Nordinspectorat erstreckt sich vom Aukpadlartoks-Iisfjord im 73° nördl. Br. bis zum Nordre-Stromfjord oder Reksotoukfjord im 67° nördl. Br. und begreift die Districte Godhavn, Upernivik, Omenak, Ritenbenk, Jacobshavn, Christianshaab und Egedesminde.

1) District Godhavn besteht aus den Inseln Disko und Kronprindsens Eiland im nordwestlichen Theile der weiten Diskobucht, welche 120 Meilen im Umfange hat. Die Insel Disko enthält an 120 □Meilen; davon sind drei Viertel oder 90 □Meilen Hochebenen der Trapformation, welche in schmalen, aber steilen Terrassen bis 2000, theilweise bis über 3000 Fuß ansteigen und größtentheils beständig mit Eis und Schnee bedeckt sind, ein Viertel besteht aus Thälern und niedrigem Strand, in welchem der dem Ganzen zu Grunde liegende Granit und Gneis nebst kohlenführendem Sandstein zu Tage treten. In der Entfernung erscheint die Insel wie ein Plateau mit ununterbrochener ebener Oberfläche, sie ist jedoch von mehreren tiefen Thälern durchzogen, welche das Plateau in mehrere Tafelberge theilen. Im Süden der Insel erhebt sich, der Koloni Godhavn gegenüber, welche auf dem südlichsten Punkte von Disko, einer kleinen vom hohen Lande auslaufenden Halbinsel, liegt, der steile Tafelberg Lyngmarkens-Fjeld, 2500 Fuß hoch. Vorn und an der Westseite umzieht den Fuß desselben das Lyngmark, dicht mit Weidengebüsch bestanden, von mehreren Bächen durchschnitten, die im Schneefelde auf der Höhe entspringen und in Wasserfällen am steilen Abhange herunterkommen. Im Osten trennt eine merkwürdige Hohlschlucht, das Blaesedal, so nach dem dort im Winter herausblasenden, bitter kalten Landwind genannt, Lyngmarkens-Fjeld von Skarvefjeld oder Imnersoak, 3000 Fuß hoch, mit jähem Absall am Meere. Die Felsmauern dieser tiefen Hohlschlucht stehen so dicht an einander, daß von oben niedergestürzte Felsblöcke stecken geblieben sind und in der Schwebe gehalten werden. An der Sohle der Schlucht strömt ein Fluß, welcher nur einige Schritt breit, aber mehrere hundert Fuß tief ist. Des Sommers hört man oben am Rande des Abgrundes das Wasser in der Tiefe brausen, ohne es jedoch zu sehen. Des Winters, wenn der Fluß gefroren ist, kann man das Blaesedal hinauf gehen. Am obern Ende setzt es sich unter dem Eise fort, das eine mächtige Wölbung darüber spannt. An den Seitenwänden der Schlucht hängen Eiszapfen von 50 Ellen Länge. Der Boden der Schlucht ist Basalt, welcher vor der Mündung derselben in seltsamen Formen, wie Ruinen, Gewölbe u. dgl., auftritt. Am westlichen Ende des Lyngmark, dem obern westlichen Theile desselben gegenüber, liegt die Larenbugt, zwischen dieser und Godhavn Fortune-Bay, geschützt von den vorliegenden Fortunebai-Inseln, in früheren Zeiten eine beliebte englische Walfangstation. Im Westen von Laren-Bugt und Lyngmark folgt der Tafelberg Blaafjeld, 2000 Fuß hoch, 2½ Meilen lang. Darauf öffnet sich Diskofjord und bahnt einen weiten Weg in das Innere von Disko. Bei Malligiak, unfern der Mündung des Fjordes, am flachen Strande am Fuße des Blaafjeld entspringt eine warme Quelle, welche das ganze Jahr hindurch eine Temperatur von + 10° R., 15 Grad über der mittlern Jahrestemperatur der Stelle hat. Bei Kivitut, 1½ Meilen weiter, theilt sich der Fjord in zwei Arme, welche die merkwürdige, über 3000 Fuß hohe Berginsel Akuliaroserfoak umfließen. Der östliche Arm geht gerade nach Osten und ist 2 Meilen lang, der andere Arm geht 4 Meilen nach Nordosten in der Mitte der Insel. Hier liegt Ovanersoit, eine der anmuthigsten Stellen in Grönland. Umzogen von hohen Felswänden, auf deren Höhe die Jökel glitzen, an deren Seiten die Wasserfälle tosen, erstreckt sich ein freundliches Gefilde mit der prächtigsten Vegetation, welche Nordgrönland hervorzubringen vermag. Angelica und Sagittaria stehen in Menge am Wasserrande, die Weidenbüsche werden an 8 Fuß hoch, wenn man sie in die Höhe hebt, dazwischen Rhododendron Lapponicum, die große rothe Podicularis, Ledum groenlandicum und sonst Blumen in Fülle. Der die Ebene durchziehende Bach mit vielen einmündenden Bächlein ist reich an Lachsen. Der ganze Fjord ist im Sommer belebt von Fischen, Vögeln, Seehunden. Mellemfjord und Nordfjord, die beiden andern Fjorde an der Westseite von Disko werden wenig besucht. An der am Waigat gelegenen Ostseite der Insel befinden sich keine Fjorde und mit Ausnahme von Koogengoak

an der nördlichen Mündung der Straße auch keine Thäler. Das Hochland ist hier zusammenhängender und erreicht hier im Norden von Kudlisa auch die bedeutendste Höhe, wo Schnee und Eis beständig liegt. Längs der Ostseite zieht sich aber am Fuße der Traphöhen eine breite niedrige Küstenstufe, gebildet von Sandstein und Thon mit Kohlenlagern und andern vorzeitlichen Pflanzenresten, wo der dem Ganzen zu Grunde liegende Granit und Gneis stellenweise zu Tage tritt.

Koloni Godhavn steht an der Seite des ruhigen und vortrefflichen Hafens, welchen die kleine Halbinsel, auf der sie erbaut ist, hier bildet, und der wegen seiner bequemen Lage an der offenen See viel besucht wird. Die Kolonigebäude sind das Wohnhaus des Inspecteurs, das für das geräumigste Haus in Grönland gilt, das ebenfalls stattliche Kaufmannshaus, die Waarenniederlage, das Speckhaus, mehrere Speicher und Werkstellen, die Bäckerei, das Mannschaftenhaus, das Schulhaus, das auch als Kirche benutzt wird. Eine Viertel-Meile von der Koloni liegt am offenen Meere die Walfängeranlage, die jetzt verlassen ist, früher aber berühmt war. Koloni Godhavn wurde im J. 1782 hauptsächlich zum Behuf der Walfischerei angelegt, und die hiesige Walfanganlage war lange Zeit die bedeutendste in Grönland. Im J. 1789 sandte Godhavn nach Kopenhagen 1316 Faß Speck und 14,624 Barden. Noch im J. 1798 wurden 20, im J. 1799 13 Walfische bei Godhavn allein gefangen, werth 3000 Rdlr. das Stück. Als später der Walfischfang allmälig in Verfall gerieth, ergab die Koloni dagegen Jahre lang einen Verlust von 5000 Rdlr. p. a., weshalb dann schließlich im J. 1837 die hiesige Walfanganstalt aufgegeben wurde. Während sich aber seitdem in den andern Colonien der für die Grönländer und auch für den Handel viel einträglichere Seehundsfang bedeutend gehoben hat, ist dies in Godhavn nicht in gleichem Maße der Fall gewesen und dasselbe hat deshalb sehr an Bedeutung verloren. Bei Godhavn werden jährlich ungefähr 1000 Seehunde gefangen. Die Einwohner der Koloni sind an 125 Grönländer und 12 Dänen. Fortunebay und Kivitut am Diskofjord haben je an 20 Einwohner. Kronprindsens Eiland wird wenig besucht; es hat an 100 Einwohner und einen dänischen Udligger.

2) District Upernivik (Upernavik) begreift den Archipel, welcher zwischen dem Aukpadlartok-Isfjord und der Svarten-Huks-Halvö an der Küste des Festlandes liegt und eine große Anzahl größerer und kleinerer Inseln enthält. Die größeren Inseln Akuliarosek, Nutarmiuts und Kasorsoak erheben sich beträchtlich, die ersten beiden zu 3000, die letztere zu 3300 Fuß Höhe und sind auf den Gipfeln mit ständigem Eis bedeckt. Kasorsoak ist bekannt als der größte Vogelberg in Grönland. Die Menge der Seevögel, die hier nistet, ist eine wahrhaft wundersame und man sammelt hier denn auch Eier in großer Menge. Auf den zahlreichen Kleininseln bauen besonders Eidergänse in Menge. Die nördlichen Inseln sind sämmtlich klein und sämmtlich von ödem und kahlem Aussehen. Die Küste des Festlandes, des Kaëtsersoak, ist hier äußerst öde und unwirthlich; das stark verwitterte, rostbraune Gestein äußerst kahl. Der Aukpadlartok-Isfjord senkt sich vom Binneneise in 5 Armen nieder und entsendet Eisberge in großer Menge. Inmitten des Isfjordes liegen mehrere Kleininseln, auf denen Eidergänse nisten. Weiter ins Land am Isfjord erscheint der Pflanzenwuchs viel besser, als im Außenlande, und Rennthiere sind hier zahlreich.

Koloni Upernivik liegt auf einer von den nördlichen Kleininseln, der offenen See nahe und deshalb den Seewinden, die auch in den Sommermonaten eiskalt sind, ausgesetzt. Das Klima ist überhaupt sehr rauh und streng, im Januar, Februar und März ist — 30° R. nicht selten. Im Juli, wenn die dänischen Schiffe ankommen, liegt der Schnee noch hoch. Die Häuser der Koloni liegen in der Nähe der offenen Küste. Die Kirche, die nördlichste, die es gibt (72° 48′ nördl. Br.), ist wol auch die kleinste; sie ist 12 Ellen lang und 8 Ellen breit. Die Predigerwohnung und die andern Wohnhäuser sind ebenfalls sehr klein. Die Koloni, gegründet 1771, gehört jedoch nach Verhältniß der Einwohnerzahl mit zu den einträglichsten in Grönland. Der jährliche Ankauf beträgt an 900 Faß Speck, 5000 Seehundsfelle, 1000 Rennthierfelle, 30 Eisbärenfelle, 200 Pfund Eiderdunen, zum Werthe von 25,000 Rdlr., an 220 Rdlr. pro Producent. Die Eisberge scheinen auch hier, wie sonst in Grönland, viel Anziehungskraft für Seehunde, Weißfische, Narwale und Seevögel zu besitzen. Dagegen ist die Anzahl der Fische nur gering. Die Lage hat den Vortheil, daß der Zugang zum Hafen gewöhnlich von Eisbergen frei ist. Der Hafen wird von den englischen Walfangschiffen viel besucht. Die unbewohnten Inseln Langö und Griseö in der Nähe der Koloni besitzen Graphit, Granaten und sonst mancherlei interessante Mineralien. Die Einwohner der Koloni Upernivik sind 200 Grönländer und 20 Dänen.

Kingitok mit 100 Einwohnern und einem dänischen Udligger, auf einer Kleininsel nördlich von der Koloni an der Mündung des Aukpadlartok-Isfjordes, ist der nördlichste Handelsplatz in Grönland. Weiter nördlich gibt es keine Niederlassung, die mit den dänischen Handelsetablissementen in Verbindung steht.

Aukpadlartok auf einer Kleininsel gleiches Namens. Südsüdwest von Kingitok, vor der Mündung des Isfjord, hat 50 Einwohner und einen Udligger.

Pröven, 8 Meilen südlich von der Koloni, hat mit umliegenden Hausplätzen 200 Einwohner und einen Assistenten. Pröven, d. h. die Probe, ist recht wohl gelungen, die Ausbeute ist hier so groß, wie in Koloni, und die Einwohner stehen sich gut. Doch darf man freilich in allen solchen speck- und thranreichen Plätzen keine besonders zarte Rücksicht auf die menschliche Nase erwarten. Die Insel hat einen merkwürdig reichen Pflanzenwuchs, während die Inseln des Archipels sonst so kahl sind. In den Niederungen stehen in Menge Poa Arctica, Glyceris Arctica, Alopecurus Alpinus, Papaver nudicaulis, Leontodon palustre, Ranunculus nivalis, Potentilla pedicularis, an von Felsen geschütz-

ten Stellen Zwergbirkenbusch, Rauschbeere, Andromeda, an feuchten Stellen Zwergweiden.

Svarten-Huks-Halvö ist wenig bekannt, wird jedoch von den Grönländern zur Rennthierjagd besucht. An den zwei langen Laxefjorden, welche die Halbinsel bis auf eine schmale Landenge vom Festlande trennen, findet man zwischen den mit Jökeln bedeckten Bergen grüne Niederungen mit hohem Wuchs von Gras, Sauerampfer, Löffelkraut, vielerlei Blumen und mit vielen lachsreichen Flüssen.

3) District Omenak. Im Besitz beider Ufer des Omenakfjordes, dieses großartigen Gewässers, welches für das Geschäft des Grönländers wie eigens gemacht ist, ist dieser District nach Verhältniß der Producentenzahl der ergiebigste in Grönland.

Der District begreift die nördliche Hälfte von Noursoak-Halvö (Noursoak, die große Nase, das große Vorgebirge), das südliche Gestade des Fjordes. Diese große Halbinsel entwickelt die beträchtlichsten Höhenmassen im dänischen Nordgrönland. Sie stimmt in geognostischer Hinsicht wesentlich mit der Insel Disko überein. Auf der ¼ oder ½ Meile breiten niedrigen Küstenstufe von kohlenführendem Sandstein und Thon, in welcher stellenweise der Gneis und Granit hervortritt, erheben sich drei durch breite Thäler von einander geschiedene Plateaux von mächtigen Trapschichten. Das erste von diesen Plateaux steigt am nordwestlichen Ende der Halbinsel in Terrassen auf bis zur Höhe von 2000 Fuß und fällt dann steil ab in das Thal Itiblik, welches von der Hollanderbugt am Omenakfjord südlich quer durch die Halbinsel nach dem Waigat läuft. Von Itiblik erheben sich die zwei andern Plateaux, die sich an beiden Seiten der Halbinsel entlang ziehen. Zwischen diesen Plateaux liegt ein weites Längenthal, dessen Mitte zwei Binnenseen, die größten in Grönland, einnehmen. Ein beträchtlicher Fluß läuft von denselben nordwestwärts ins Waigat. Die Seen sollen eine besondere Art großer Fische enthalten. Das Thal wird von den Grönländern zur Rennthierjagd viel besucht. Das Plateau am Waigat hat eine Höhe von 5000 Fuß. Diese Seite der Halbinsel gehört zum District Ritenbenk. Das Plateau am Omenaksfjord steigt vom Itiblik und der Hollanderbugt in Terrassen auf zu einer 5 Meilen langen Hochebene, die dann zu dem scharfen Horn Kelertingoak, 6000 Fuß hoch, emporspringt, worauf sie längs des Fjordes weiter zieht. Von den Stufen der Terrasse ist die oberste die steilste. Die braungrüne Farbe der Küstenstufe verliert sich sehr allmälig nach Oben, bis sie endlich in das Nackte der Felswand und das schimmernde Weiß des Hochgletschers übergeht. Dieser steigt in schmalen Schluchten und Klüften nieder, erreicht jedoch nicht oft die See. Im östlichsten Theile der Halbinsel fehlen die Trapstufen und der Grund besteht aus Hügeln von Granit und Gneis, die sich nach Osten zu, in der Nähe des Binneneises, immer mehr senken. Hier führt ein Weg quer über die Halbinsel, der besonders zur Wintercommunication im Schlitten zwischen Omenak und Ritenbenk benutzt wird. Der höchste Punkt dieses Weges ist Majorsoeitsiak, von wo sich ein großer Binnensee, der Tessersoak südöstlich nach dem Tossukateks-Iisfjord zieht. Im Sommer ist auch hier Rennthierjagd.

Im Norden wird der Omenaksfjord von den vom Festlande in südöstlicher Richtung weit vorgestreckten Halbinseln Okesiksak und Kangerdluarsuk, den Inseln Upernivîks Naes und Ubekjendte Eiland eingefaßt, welche sämmtlich an 5000 Fuß hoch sind und äußerst wilde und zerklüftete Gesteinsformen haben, die überall, wo sie nur eine Fläche darbieten, von Schnee und Eis bedeckt sind. Nach Osten senkt sich aber auch hier die Oberfläche und verschwindet unter dem großen Plateau des Binneneises.

Omenaksfjord, von den englischen und holländischen Walfängern gewöhnlich die Nordostbucht genannt, verläuft in einen südöstlichen und nordöstlichen Hauptarm und diese in mehrere, zusammen sieben Fjorde, welche sämmtlich Iisfjorde, Ausmündungen des großen Binneneises, sind. Die Größe des Fjordes, die lange anhaltende und sichere Eislage, die ihn vom November bis zum Juni bedeckt, die Anzahl der Iisfjorde, die eine so große Anziehung für die Seethiere haben, die der Grönländer jagt, diese Umstände sind es, was den Fjord so ergiebig macht. Es ist ein großer Vortheil, daß die See sich hier das volle halbe Jahr lang in eine glatte Ebene verwandelt, über die der Hundeschlitten leicht und schnell dahingleitet, und daß der Einwohner die Schätze der See heben kann, ohne ein Schiff zu besitzen und ohne viel von Wind und Wetter abhängig zu sein. Der Narwal, welcher im November in großer Zahl kommt, wird fast nur hier, und zwar oft an 70 im Jahre, gefangen. Sein 6—8 Fuß langes spiralförmiges Horn (eigentlich Zahn, oft auch hat das Thier zwei solche Zähne) ist besonders werthvoll. Im December ist besonders ergiebiger Hellebuttenfang. Der Glatteisfang des Seehundes ist fast jeden Winter sehr gut. Die Dänen treiben fast an jeder Landspitze Netzfang. Die Grönländer haben das ganze Jahr hindurch Seehundsfang bei den Iisfjorden. Im December schießen sie auch viele Seehunde am Rande des Eises in der Fjordmündung. Im Februar ist Netz- und Maupokfang noch gut. Im April sonnen die Seehunde sich auf dem Eise und der einträgliche Utokfang findet statt. Neben den Vortheilen, die das Eis gewährt, besteht freilich der Nachtheil, daß die Schiffahrt hier große Schwierigkeiten hat. Auch nachdem im Juni der Fjord aufgeht, machen die vielen Eisberge denselben gefährlich und manchmal wird im Juli und August der Hafen vom Omenak von den Eisbergen blockirt. Im September und October reinigt der Ostwind den Fjord gewöhnlich vom Eise, allein dann tritt auch der Winter wieder ein. Im September frieren die Binnenseen, im October friert der Fjord und im November steht er fest zur Schlittenfahrt.

Koloni Omenak liegt auf einer kleinen Insel nahe am Südufer des Fjordes, 12 Meilen von der Fjordmündung, 25 Meilen vom Südostende des Fjordes, wo der große Kariak-Iisfjord mündet, 30 Meilen von der Spitze des Nordostarmes, von wo der Ueberlandweg nach Upernivik geht. Die Insel Omenak ist eine Meile lang und eigentlich nur ein Berg, welcher sich in Terrassen 3800 Fuß hoch erhebt. Im Norden, Westen und Süden lau-

fen drei niedrige Landspitzen vom Bergfuße aus, auf der südlichen liegt die Koloni an dem durch die Landspitze und zwei Riffe gebildeten kleinen Hafen. Nördlich von der Koloni erheben sich zwei Stufen 300 und 600 Fuß hoch, wo sich ein See befindet, der die Koloni mit Trinkwasser versorgt. In der Nähe des Sees liegt eine Menge verschiedenartiger Steinblöcke, die ihrer Beschaffenheit nach nicht von der Berghöhe heruntergefallen, sondern durch Eisfelder aus der Entfernung, also während diese Stufe noch meerbedeckt war, hierher geführt zu sein scheinen. Von hier kann man bis zur sogenannten Holländerwarte, 1200 Fuß hoch, gelangen, höher, als bis zu diesem, nur ein Drittel der Berghöhe betragenden Punkte jedoch nicht. Der Gipfel ist ein steiler, spitzer, völlig unzugänglicher Kegel.

Die Koloni Omenak wurde ursprünglich im J. 1755 zu Noursoak an der Nordspitze von Noursoaks-Halvö gegründet, jedoch frühzeitig hierher verlegt. Die dänischen Gebäude sind Kirche, Predigerhaus, Schule, Kaufmannshaus und einige andere Wohnhäuser und Speicher. In den Gärten wachsen noch Weißrüben, doch weder Kohl noch Radieschen. Der Schullehrer ist ein eingeborener Grönländer. Der Platz hat außer den Dänen an 150 grönländische Einwohner. Der jährliche Ankauf beträgt an 1300 Faß Speck und Leber, 11,000 Seehundsfelle, 100 Rennthierfelle, 200 Pfund Narwalhorn, werth 30,000 Rdlr. oder 240 Rdlr. pro Producent, das Dreifache des Ertrags in der Koloni Julianehaab für den einzelnen Producenten. Jährlich werden an 16,000 Seehunde erlegt.

Storö, im Westen der Insel Omenak, ist eine 3 Meilen lange Insel. Sie endet im Westen mit einer steilen Felswand, 4000 Fuß hoch, während sie an der Ostseite allmälig abfällt. Die Anhöhen haben eine flache Oberfläche. Paurna, d. i. die Beeren, so genannt wegen der Menge der dortigen Beeren, ist die Landungsstelle an der Ostseite. An der Südostküste kommen kleine Granaten vor, auch Graphit.

Sermiarsut, an der Küste von Noursoak-Halvö, 2 Meilen von Koloni, ist ein Weiler an der Mündung von zwei Jökeln (Gletschern), die hier in Klüften herunterkommen. Die Wohnungen stehen neben alten, 200 Fuß hohen Moränen, unter denen sich Steinblöcke von 30 Ellen in Umfange befinden. An der Koloni Omenak gegenüber liegenden Küste kommen zusammen acht große Jökel hernieder, von denen einige bis ans Meer gelangen und hier Bruchstücke abgeben. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß solche Bruchstücke jemals Eisberge bilden. Der Jökel Umiarterfik hat hier an seiner Ausmündung eine Breite von 2000 Ellen und eine 100—160 Fuß hohe Kante; die davon ins Meer geworfenen Bruchstücke ragen jedoch kaum ein paar Ellen aus dem Wasser. Die Bewegung dieser Gletscher ist sehr langsam und sie treten abwechselnd mehr vor und mehr zurück. Sermiarsut hat 100 Einwohner und ergiebigen Fang von Seehunden, Hellebutten und Haien.

Ikaresak ist ein Udsted am Ostende der Insel Omeneitsiak, so genannt von der Aehnlichkeit mit der Insel Omenak, indem sie gleichfalls aus einem Berge mit Kegelgipfel, 2500 Fuß hoch, besteht, 6 Meilen östlich von Omenak. Der Platz ist bereits den Einwirkungen des großen Kariak-Iisfjordes ausgesetzt, wo viele □Meilen mit thurmhohen Eisbergen dicht besetzt sind. Man kann von hier aus nur eine kurze Strecke und immer nur mit Gefahr und Beschwerde in den Iisfjord vordringen. Die Grönländer haben aber ergiebigen Fang von Seehunden, wie auch die Dänen, die hier Netzfang treiben, da das Eis einen so großen Theil des Jahres fest liegt und keine Gefahr vorhanden ist, daß die Netze von Stürmen weggeführt werden. Der Ertrag ist an 1300 Seehunde das Jahr. Außerdem hat man ergiebigen Fang von Hellebutten und Haien und auch von Rennthieren in den benachbarten Thälern von Noursoak-Halvö. Das Udsted steht unter einem Assistenten und hat über 100 Einwohner.

Okesiksak, Udsted an der Mündung des Ingneritfjord im Nordosten des Omenakfjord, 7 Meilen von Koloni Omenak, umgeben von überaus hohen und steilen Felswänden. Von Okesiksak hat man 7 Meilen bis ins Innere des Ingneritfjord, wo zwei Mündungsgletscher des Binneneises sich niedersenken, die zwar nur kleine Eisberge geben, die aber doch hinreichen, das Fjordeis zu brechen und Luftlöcher für die Seehunde offen zu halten. Der Platz hat ebenfalls ergiebigen Fang von Seehunden, Hellebutten und Haien und steht ebenfalls unter einem Assistenten.

Upernivik-Naes, 5 Meilen westlich von Okesiksak, an der Nordseite des Omenakfjordes, Udsted mit 100 Einwohnern. Die Insel Upernivik-Naes besteht, wie die benachbarten Inseln und Halbinseln, aus Bergen, die 5000 Fuß hoch äußerst steil aufsteigen und äußerst wilde Formen haben. Scharfe Zacken, 100 Fuß hoch, schlagen überall aus den Bergen empor. Die Berge sind überall, wo sich eine Oberfläche darbietet, mit Schnee und Eis bedeckt und in tiefen Klüften steigen zahlreiche Jökel zum Meere hinab. An der Nordseite der Insel mündet der Kangerdlursoak-Iisfjord, der Nordostarm des Omenakfjordes, welcher zahlreiche Eisberge entsendet. Der Seehundsfang ist deshalb auch hier ergiebig, außerdem ist gute Rennthierjagd auf Svarten-Huks-Halvö.

Niakornak und Sermesek auf Noursoak-Halvö, 3 Meilen von der Mündung des Omenakfjordes bilden ein Udsted unter einem Assistenten mit 150 Einwohnern. Zwischen beiden Weilern fließt der Bach Koksinnek in einem freundlichen Thale und ergießt sich in den Itiblik, welcher das nach ihm benannte große Thal durchzieht und sich in die Hollanderbugt ergießt. Man hat hier ergiebigen Seehund- und Weißfischfang in Netzen, auch gute Haifischerei vom Eise, es gibt Krebse in Menge.

4) District Ritenbenk. Die Koloni Ritenbenk liegt auf einer kleinen Insel neben Arveprindsens Eiland; von dort erstreckt sich der District durch Arveprindsens Eiland, die Kleininsel Kikertuk und die ganze Küste von Noursoak-Halvö bis zur Mündung des Omenakfjordes.

Das 5000 Fuß hohe Plateau an der Waigatseite von Noursoak-Halvö ist am steilsten und dem Meere am

nächsten in seiner westlichen Hälfte. Die Ströme kommen von der obern Hochfläche in zierlichen Wasserfällen an den steilen, dunklen Trapstufen zur schmalen Küstenstufe herunter, bei Kordlutok stürzen sie gerade in die See. Der Mitte des Waigat gegenüber durchschneidet das Plateau ein enges Thal, welchem der Atane-Elv entfließt. Am Ostende der Halbinsel hört das Trapplateau auf, und der Grund besteht hier aus niedrigen Granithügeln und Thälern mit gutem Pflanzenwuchs. Am Südostende der Halbinsel, der Nordostspitze der Diskobucht, mündet der Tossukateks-Jisfjord, welcher zum District Jacobshavn gehört. Die Haupthebungslinie des Landes setzt sich, ihrer Bogenform gemäß, von Noursoaks-Halvö in den Gebirgen fort, welche Arveprindsens Eiland, wo der Kangeks, der Koloni Ritenbenk gegenüber, 2200 Fuß Höhe hat, sowie die benachbarte Küste des Festlandes durchzieht.

Koloni Ritenbenk, gegründet im J. 1755 von dem verdienstlichen Kaufmann Karl Dalager, hat 100 Einwohner und eine jährliche Ausfuhr von 600 Faß Speck und 6000 Seehundsfellen, werth 15,000 Rdlr., an 170 Rdlr. pro Producent.

Klokkerhuk, Udsted an der Südküste von Arveprindsens Eiland, 3 Meilen von Koloni, trieb früher einen ergiebigen Walfischfang, hat jetzt nur an 60 Einwohner.

Kikertuk, 4½ Meilen von Koloni, Udsted mit 100 Einwohnern auf einer kleinen Insel, welche in einer rings von Anhöhen umschlossenen Bucht am Ostende von Noursoak-Halvö liegt. Ein an der Spitze der Bucht auslaufendes Thal öffnet einen Weg quer über die Halbinsel nach dem Omenaksfjord, welcher besonders des Winters zur Schlittenbahn viel benutzt wird. Ein anderes Thal im Osten der Bucht führt nach dem 4 Meilen langen See Tessersoak; aus demselben zieht ein den ganzen Winter hindurch rinnender Fluß durch das Thal. Diese Gegend ist reich an Rennthieren. Am Jisfjord ist der Seehundsfang ergiebig. Auch ist die Fischerei von Dorsch und Ulk (Cottus scorpius) hier ergiebig.

Sakkak oder Alt-Ritenbenk, Udsted, 6 Meilen von Koloni, westlich von Kikertak, am flachen Strande von Noursoaks-Halvö.

Atanekerdluk, Udsted, 2 Meilen westlich von Sakkak, hat guten Seehundfang das ganze Jahr hindurch, weil die dortige starke Strömung und die Eisberge vom Tossukatek das Waigat hier offen halten. In der Nähe sind Steinkohlenflötze, welche in Gruben abgebaut werden. Sie sind der Fundort der Pflanzenreste miokäner Periode, welche, wie oben erwähnt, von den englischen Reisenden Brown und Whymper nach Europa gebracht und von Prof. Heer untersucht worden sind. Man findet hier ganze Baumstämme, die in ihrer ursprünglichen Stellung von Thon und Sand begraben und in Kohle verwandelt wurden, mitunter sind daran die Jahrringe und die Fibern noch deutlich zu erkennen.

Mannik, 2½ Meilen weiter westlich, ein beliebter Zeltplatz der Grönländer, eine der freundlichsten Stellen in Nordgrönland, besonders freundlich in dieser sonst so öden Halbinsel. Das Thal des Atane erweitert sich hier in der Küstenstufe zu einer Niederung, umzogen von sanft gerundeten Sandsteinhügeln und bekleidet von einem erstaunlich reichen Pflanzenwuchs. Das Gras steht hoch und saftig, durch dasselbe ziehen sich Weidenbüsche, Rauschbeeren, die hochrothe Pedicularis, Löwenzahn, hohe Stauden von Sauerampfer und Löffelkraut; hie und da erblickt man auch die sonst in Grönland seltene Primula und die Artemisia. Im Hintergrunde erheben sich die hohen Trapstufen des Hochlandes. Die Grönländer treiben hier ergiebige Rennthierjagd, außerdem ist am Ufer beträchtlicher Fang von Angmakfa, ein Fisch, welcher nicht weiter nördlich geht.

Noursak an der Mündung des Waigat, Udsted, 100 Einwohner, liegt in einem kleinen freundlichen Thale in einer wilden und öden Umgegend. Im Westen des Udsted ergießt sich der aus den großen Binnenseen des mittlern Längenthales der Halbinsel kommende Fluß, der größte, den es in Grönland gibt. Derselbe führt trübes Wasser und setzt an der Mündung ein ausgedehntes Schlamm- und Sandbett ab. Die Grönländer ziehen von hier auf die Rennthierjagd im innern Thale. Das Udsted treibt Weißfischnetzfang im Spätjahre, wenn die Weißfische längs der Küste ziehen. Es wird viel von englischen Walfängern besucht.

Noursoak, 4 Meilen von Noursak, 23 Meilen von Ritenbenk, an dem äußersten Nordende der Halbinsel, Udsted mit 100 Einwohnern. Der Ort liegt eine Meile von der äußersten Landspitze, die hier als eine flache, spitz auslaufende Bank von der Küstenstufe vortritt. Da das Land in Terrassen aus dem Meere aufsteigt, erscheint unterhalb der Küstenstufe noch eine unterseeische Stufe in Gestalt von Bänken mit umliegenden Scheeren, wonach die Engländer die Stelle Four Islands point nennen. Es ist auffallend, daß, obgleich die Stelle der Seeluft so sehr ausgesetzt ist, die niedrige Landspitze und die benachbarte Küste einen Wuchs von saftigem Gras und Kraut hat. Es fällt hier jedoch mehr Schnee und bleibt länger liegen, als weiter ins Land.

5) District Jacobshavn begreift die Küste des Festlandes zwischen dem Jacobshavn Jisfjord im Süden und dem Tossukateks-Jisfjord im Norden, eine östlich von Arveprindsens Eiland nordöstlich verlaufende 9 Meilen lange und bis ans Binneneis 3½ Meilen breite Strecke. Der Boden der Küste besteht aus einer ½ Meile breiten Fläche von Thon und Sand, in welchen Muschelreste von gegenwärtig im benachbarten Meere lebenden Arten zahlreich eingeschlossen sind. Aus der Fläche heben sich einzelne Granithügel, deren Seiten von früheren Gletschern glatt polirt sind. Einige kleine Seen geben Trinkwasser; aus denselben rinnt ein Fluß, dessen sumpfige Ufer größtentheils mit Moos und Gräsern bewachsen sind, durch die Küstenfläche in die kleine Bucht, ¼ Meile vom Jacobshavn Jisfjord, welche den Hafen der Koloni Jacobshavn bildet. In der Entfernung von ½ Meile vom Gestade zieht eine Bergkette, in der sich der Kakkarsoeitsiak 1236 Fuß erhebt.

Die Menge des vom Jacobshavn Jisfjord ausgeführten Eises ist höchst erstaunlich. Oft ist die Mündung

des Fjordes ganz offen und am folgenden Tage steht sie gedrängt voll von Eisbergen und Eisblöcken. Diese Eismassen gerathen plötzlich in Bewegung, ziehen in See und verschwinden, neue Massen treten an ihre Stelle und so geht es immer fort. Im Sommer am meisten. Im Winter ist die Fjordmündung zuweilen eine Zeit lang gesperrt. Allein die großen Eisberge hauen sich bald durch das Meereis durch, umgeben von dichtem Dampf, der rings aus den Eisspalten aufsteigt. Da die großen Eisberge oft an 1000 Fuß unter Wasser gehen, so müssen die Iisfjorde eine entsprechende Tiefe haben, und dies ist denn auch hier der Fall, in seinem obern Theile, wo der Fjord sich gabelt, befindet sich jedoch eine 1 Meile lange Bank, über welche die Eisberge nur bei hohem Wasser fahren können. Ganz im Gegensatz zu dem, was man wol von den Ufern eines solchen Eisbergstromes erwarten sollte, ist auch hier am Jacobshavn Iisfjord die Vegetation eine besonders kräftige, weshalb denn auch die dortige Gegend reich an Rennthieren, Hasen und Schneehühnern ist, wie der Fjord an Seehunden.

Tossukateks Iisfjord an der Nordgrenze des Districts ist eine breite Bucht, in deren nördliches inneres Ende das Binneneis vier Arme entsendet, von denen namentlich zwei große Eisberge in Menge liefern.

Zwischen Tossukateks und Jacobshavn Iisfjord schneiden in die Küste zwei kleinere Fjorde, der Pakitsok und der Kangerdluarsursoak, ein, welche das Binneneis nicht unmittelbar erreichen und deshalb auch keine Eisberge geben. Pakitsokfjord hat eine so starke Strömung, daß er auch im Winter nicht zufriert.

Koloni Jacobshavn wurde im J. 1741 angelegt, als Kaufmann Jacob Severin das Monopol des grönländischen Handels hatte, weshalb sie ihm zu Ehren benannt wurde. Die Bucht, an der sie liegt, ¼ Meile vom Iisfjord, bildet einen kleinen sichern Hafen. Die wichtigsten Kolonigebäude sind: das Kaufmannshaus, die Kirche, die größte in Nordgrönland, das Gerichtshaus, das Dispensarium, das 1847 errichtete Seminar für die Bildung von grönländischen Katecheten und Lehrern. Die Koloni hat 200 Einwohner und einen ergiebigen Fang von Weißfischen, Seehunden, Fischen und Vögeln. Die jährliche Ausfuhr begreift an 600 Faß Speck und an 1800 Seehundsfelle, werth an 11,000 Rdlr.

Kingitok an der Mündung von Jacobshavn Iisfjord, ein Weiler. An einer hier durch die See losgerissenen, theilweise versunkenen Stelle findet man in tiefem Torf zahlreiche grönländische Geräthschaften und Steinwerkzeuge aus der voreuropäischen Zeit, wie scharfe Pfeilspitzen und Messer aus Quarz, daneben eine Menge von Knochen, Reste von Walfischbarden, Häuten, sogar von Speck.

Pakitsok am Fjorde gleiches Namens, 5¾ Meilen von der Koloni, hat außer von Seehunden Fang von Lachs in einem in den Fjord sich ergießenden Flusse, an dessen Ufern Topfstein gegraben wird.

Niakonak an der Mündung des Pakitsokfjordes.

Tossukateks, Udsted am Iisfjord gleiches Namens. In der untern Bucht liegt eine Gruppe von drei größern und zahlreichen kleinen Inseln, zwischen denen die Strömung so stark ist, daß das Wasser den Winter hindurch offen bleibt, weshalb hier Reichthum von Seehunden ist, namentlich auch von alten und großen; alle vom Festlande auslaufende Eisberge halten sich nördlich von diesen Inseln.

6) **District Christianshaab** begreift die Küste des Festlandes nebst den an derselben liegenden kleinen Inseln zwischen dem Jacobshavn Iisfjord und der Südostbucht der Diskobucht eine Länge von 10 Meilen und eine Breite bis zum Binneneise von 6—8 Meilen. Diese Küstenstrecke ist im Ganzen von derselben Beschaffenheit, wie die im District Jacobshavn. Am Gestade ist eine an eine Meile breite Strecke eben oder hügelig mit vielen kleinen Seen und bestanden von Weiden, Gras und sonstigem Pflanzenwuchs. Dann folgen Berge von 1200—1400 Fuß Höhe, welche die Aussicht nach dem Binneneise verdecken, zwischen welchen sich jedoch ziemlich weite Thäler befinden. Auf keinem von diesen Bergen liegt beständiger Schnee oder Eis; Rauschbeeren wachsen und reifen bis an den Gipfel. Der Boden der Ebenen und Thäler ist Sand und Thon mit vielen darin eingeschlossenen Muschelresten. Im Süden an der Südostbucht ist der Boden besonders flach; hier finden sich außer den Muschelresten in hartem Lehm eingeschlossene Fische und Walfischknochen.

Koloni Christianshaab wurde im J. 1734 von Jacob Severin angelegt und liegt 5 Meilen südlich von Jacobshavn Iisfjord an der Viirebucht, welche einen durch eine Reihe von Riffen beschützten Hafen bildet, und hat an 100 Einwohner. Oestlich vom Platze liegt der Berg Kakkarsoït, 1222 Fuß hoch. In der Umgegend ist gute Jagd von Schneehühnern, Hasen, Rennthieren, sowie guter Fang von Lachsforellen und Seehasen (Cyclopterus lumpus). Die Beeren sind sehr ergiebig, namentlich auch die sonst in Grönland seltene Preißelbeere, auf den Scheeren an der Küste findet man guten Torf. Die Ausfuhr begreift jährlich an 900 Faß Speck und Haileber, 4000 Seehundsfelle, 300 Rennthierfelle, werth an 18,000 Rdlr.

Ikamiut auf einer Insel im Westen der Südostbucht hat mit umliegenden kleinen Weilern an 100 Einwohner. In der Südostbucht ist guter Netzfang von Seehunden, Fang von Angmaksa, in der Umgegend Rennthierjagd, Preißelbeeren und andere Beeren in Fülle, auf den Kleininseln guter Torf. Bei Rook verschiedene interessante Mineralien.

Claushavn, Udsted, unter einem Assistenten, angelegt 1752, ½ Meile südlich von Jacobshavn Iisfjord, hat an 150, mit den umliegenden Weilern an 300 Einwohner. Der Platz ist bekannt durch den Aufenthalt der Missionare Paul Egede und Saaby. Hat der Platz auch nicht mehr den ergiebigen Walfischfang, den es im vorigen Jahrhundert hatte, so liefert der Iisfjord doch reichen Ertrag von großen Seehunden, Weißfischen, Haien, von Zungen, von Dorsch. Letzterer Fisch geht nicht weiter nach Norden. Oestlich vom Platze liegt der Berg Illulia Minarsoak, 1000 Fuß hoch, und die Bucht Tessiursak, welche in den inneren Iisfjord führt. Halbwegs zwischen Claushavn und Christianshaab liegt an

der Küste die Larebugt, in dieselbe mündet der Larelv, welcher durch ein großes freundliches Thal führt.

7) District Egedesminde begreift den gedrängten Haufen von Inseln und aus dem Festlande vorgestreckten Halbinseln im Süden der Diskobucht, in welchem der mit Noursoaks Halvö nach Südosten aussetzende, die Diskobucht umziehende Hebungsbogen nach Südwesten ausläuft. Diese Inseln und Halbinseln sind überall hoch, erreichen jedoch nirgends die Höhe von 1000 Fuß. Sie bestehen aus rauhen Hügeln, welchen das sie bekleidende Moos eine grauliche Färbung ertheilt; die Thäler sind schmal, erfüllt von kleinen Seen und Sümpfen. Die grauen, rauhen Hügel haben ein so einförmiges Aussehen, daß es dem Reisenden schwer wird, sich in diesem Labyrinth von Land und Wasser zurecht zu finden. Der Grund besteht aus Schichten von Hornblende, durchsetzt von Granitgängen. Das Klima ist viel rauher, als in Christianshaab auf dem Festlande; es gibt viel mehr Schnee, Nebel und sonstige Feuchtigkeit. Die Vegetation ist niedrig und dürftig, weil es an hohen Bergen fehlt, die Schutz gewähren. Beeren reifen selten. Die Oberfläche ist größtentheils mit Moos, selten mit niedrigem Kraut bedeckt. Doch trifft man auf den äußeren Inseln, wo die Vegetation am spärlichsten ist, das eßbare Sedum rodiole, das weiter nördlich nicht vorkommt, auch Taraxacum officinale.

Die unzähligen Sunde zwischen den Inseln und die tief in das Festland eindringenden Fjorde bieten vielfältige Vortheile. Der ganze Bezirk ist sehr bequem zu bereisen. Des Sommers im Boot hat man vom unruhigen Seegang nichts zu befürchten, man fährt wie auf dem Flusse im Binnenlande. Bequeme Landungsstellen sind überall vorhanden. Des Winters hat man nach allen Richtungen glatte Schlittenbahn bis April. Für den Netzfang der Seehunde sind diese schmalen, leicht abzusperrenden Kanäle wie gemacht; ebenso für den Fang der Dorsche und der andern in großer Menge vorhandenen Fische. Eidergänse und andere Seevögel nisten gleichfalls auf den Scheeren und Kleininseln in sehr großer Menge, während im Innern der Fjorde die Rennthierjagd sehr ergiebig ist. Endlich ist noch das Treibholz ein eigenthümliches Product dieser Inselgruppe, indem es darin, gleichsam in einem großen Netze, aufgefangen wird; weiter nördlich kommt das Treibholz nicht mehr vor.

Der Anleitsivikfjord läuft 20 Meilen landeinwärts bis ans Binneneis. Am äußern und breitern Theile desselben sind viele grönländische Wohnplätze, der innere Theil ist durch Massen von Treibeis gesperrt.

Der Atanermefjord weiter südlich ist gleichfalls ein großer tief eindringender Fjord.

Der Neksotoukfjord, der Nordre-Stromfjord der Dänen, die Südostbucht, auch der Rummelpot, der Waljäger im Süden des Districts, die Südgrenze von Nordgrönland, im untern Theile 3 Meilen weit und sehr tief, bildet einen trefflichen Hafen. Er erreicht nicht ganz das Binneneis; ein daraus entspringender, gewöhnlich schiffbarer Fluß ergießt sich in das Fjordende. Dort ist vortreffliche Rennthierjagd. Der Fjord war der gewöhnliche Sammelplatz der holländischen Walfänger. Im Gegensatz zur Südostbucht, wie sie den Fjord nannten, hießen sie den Omenakfjord die Nordostbucht.

Koloni Egedesminde wurde im J. 1759 vom Capitän Egede gegründet und zum Angedenken seines Vaters so, Egede's Minde, genannt. Sie liegt auf einer der äußern Inseln, 3 Meilen nördlich von der Südostbucht, 2 Meilen von den äußersten Scheeren, welche gegen die offene See einen solchen Schutz gewähren, daß das Wasser bei der Koloni ganz ruhig ist. Die Kolonigebäude sind: Kirche, Wohnhaus des Kaufmanns und Assistenten, Wohnhaus des Missionars, Wohnhaus der dänischen Handwerker und Arbeitsleute. Waarenniederlage, Provianthaus, Speckspeicher, Brauerei, Schmiede, Böttcherei. Die Ausfuhr beträgt jährlich an 800 Faß Speck, 8000 Seehundsfelle, 3400 Rennthierfelle, 1300 Pfund Eiderdunen, außer Fuchsbälgen, Hundefellen, Walroßzähnen.

Hunde-Eiland, Udsted, liefert jährlich an 100 Faß Speck, 500 Seehundsfelle.

Kangeitsiuk, Udsted, liefert 160 Faß Speck, 700 Seehundsfelle, 300 Rennthierfelle.

Eginiarsik, Udsted, hat 200 Einwohner, liefert jährlich an 250 Faß Speck, 2000 Seehundsfelle, 1500 Rennthierfelle, Fuchsbälge, Dunen.

Aito, Udsted, hat 200 Einwohner, liefert jährlich 160 Faß Speck, 2000 Seehundsfelle, 1000 Rennthierfelle.

Rivak am Rivaksund, 2 Meilen von der Koloni, Udsted, liefert jährlich an 50 Faß Speck, 400 Seehundsfelle. Der Rivaksund ist sehr enge und friert wegen der heftigen Fluthströmung nicht, weshalb der Fischfang hier sehr vorzüglich ist. Sakkardlek, eine kleine Insel an der Nordseite des Rivaksundes, ist merkwürdig wegen ihrer warmen Quellen. Die eine Quelle springt mit starkem Strahl aus der festen Granitwand, drei andere springen in derselben Stärke aus flachem Moosgrunde empor. Ihre Temperatur ist $+ 4\frac{1}{2}° = + 9°$ über der mittlern Temperatur des Platzes. Spuren sonstiger vulkanischen Thätigkeit sind auf der Insel nicht vorhanden, dieselbe ist von derselben Gesteinsbildung wie alles übrige Land in der Gegend. Das Wasser der Quellen sammelt sich in einem Becken von 100 Ellen Länge, das niemals gefriert. Aehnliche Quellen gibt es auf der Insel Ounartok gegenüber Lichtenau in Südgrönland.

Narsarsuk am Südostarme des Anleitsivikfjord, ein Weiler, dessen Einwohner vorzugsweise von der Rennthierjagd leben. Sie verkaufen eine beträchtliche Anzahl von Rennthierfellen und Fuchsbälgen im nächsten Udsted.

Der Neksotukfjord hat wichtige Rennthierjagd.

Akudlek oder Vester-Eiland, früher eine bekannte Waljagdstation, hat jetzt einen kleinen Weiler.

Manectsok, eine kleine, der Koloni vorliegende Insel, hat einen an 1000 Fuß hohen Berg, ein freundliches, von steilen Felsen umgebenes Thal mit einem See und verschiedene interessante Mineralien.

Riskol, Außeninsel, im Süden des Archipels, ist eine bekannte Seemarke (67° 58′ nördl. Br.) wegen ihres

weithin sichtbaren Berges, 829 Fuß hoch. Die Insel hat Graphitbetten.

BB. Südgrönland oder das Südinspectorat (det Søndre Inspektorat) erstreckt sich vom Nordre-Stromfjord (Nekfotokukfjord) in 67° nördl. Br. erst südlich, dann südöstlich, bis zum Cap Farvel, der Südspitze von Grönland, in 59° 48′ nördl. Br., und begreift die sechs Districte: Holsteenborg, Sukkertop, Godthaab, Fiskernaes, Fredrikshaab und Julianehaab.

1) District Holsteenborg erstreckt sich vom Nordre-Stromfjord bis zum Omenak-Archipel oder den Grundinseln (Grundene, die Gründe) 23 Meilen weit und ungefähr ebenso weit in der Breite. Derselbe enthält die ausgedehntesten Halbinseln oder eisfreien Landstriche in Südgrönland, welche von den großen Fjorden Nordre-Stromfjord, Nordre-Isertok und Søndre-Stromfjord und den dazwischen liegenden kleineren Fjorden Amertlok, Ikertok und Itiblik eingeschlossen sind. Diese Halbinseln sind größtentheils flaches Land mit kräftiger Vegetation, weshalb hier bedeutende Rennthierjagd ist. Im Norden des Districts gibt es beträchtliche Höhen und im Süden des Itiblikfjordes erhebt sich die Küste zu hohen und steilen Gipfeln. Am Fuße der Berge liegt dort ein schmaler Streifen Flachland und vor dem flachen Gestade liegt ein Labyrinth von Scheeren, deren Sunde theilweise bei Ebbe trocken liegen, die Omenakinseln oder Grundene

Koloni Holsteenborg, benannt nach dem Herzoge von Holstein, der damals Präsident des dänischen Missionscollegiums war, hat 250 Einwohner und liegt an der Nordseite der Amertlokfjordmündung auf dem flachen Strande, hinter welchem sich Berge 2000 Fuß erheben. Der von mehreren Scheeren geschützte Hafen ist geräumig und sicher und wird viel von ausländischen Waljägern und andern Schiffen besucht. Die Koloni wurde ursprünglich zum Behufe der Waljagd angelegt und war im Anfange dieses Jahrhunderts die wichtigste Waljagdstation im Inspectorate. Als die Waljagd abnahm, gewährte hier die Rennthierjagd einigen Ersatz, doch hat auch diese abgenommen. Der Seehundsfang war hier nie sehr bedeutend. Die jährliche Ausfuhr ist: 350 Faß Seehund- und Weißfischspeck, 100 Faß Walfischspeck, 100 Faß Hai- und Dorschleber, 170 blaue und 130 weiße Fuchsbälge, 1100 Seehundsfelle, 1000 Pfund Eiderdunen, 5000 Rennthierfelle, 260 Wasserröcke, zum Werthe von 25,000 Rdlr., 150 Rdlr. pro Person.

Omenarsuk, der Koloni gegenüber auf einer kleinen Insel an der Südseite der Mündung des Amertlokfjordes, Udsted mit 100 Einwohnern, treibt Walfischfang im Winter.

Kaerrortosak, 1½ Meilen östlich von der Koloni an der Nordseite des Amertlokfjordes, Udsted mit 100 Einwohnern, treibt Walfisch- und Haifang.

Sarfangoak an einem kleinen die Fjorde Amertlok und Ikertok verbindenden Fjordarme, Udsted, angelegt 1845, hat 300 Einwohner und treibt ergiebigen Fischfang.

Itiblik auf einer von den zahlreichen Kleininseln an der Mündung des Fjordes gleiches Namens, Udsted, angelegt 1847, hat 100 Einwohner, treibt ergiebigen Fischfang, sammelt Eiderdunen (an 800 Pfund jährlich).

2) District Sukkertop erstreckt sich von Grundene bis über die Napparsokscheeren, 20 Meilen in der Länge, die Breite ist ungefähr dieselbe wie in Holsteenborg. Die Küste, sowol auf dem Festlande, wie auf den vorliegenden großen Inseln, ist besetzt von 4000 Fuß hohen, steilen, wild zerrissenen, von Jökeln umwundenen Bergen, mit spitzen, zuckerhutartigen Gipfeln, nach einem derselben der District benannt ist. Die reißend strömenden Fjorde Søndre-Stromfjord und Søndre-Isertok schneiden tief ins Festland ein und öffnen den Booten der Rennthierjäger bequeme Fahrwege. Die reißende Strömung der Fjorde rührt wahrscheinlich von großen Flüssen her, die sich in das Fjordende ergießen.

Koloni Sukkertop hat 300 Einwohner und liegt auf einer kleinen, einen Hafen umschließenden Halbinsel, welche von einer ziemlich großen Insel mit sehr rauher Oberfläche und mehreren Kegelgipfeln ausläuft. Die Häuser liegen zwischen den dunklen Felswänden zerstreut umher. Die Koloni wurde ursprünglich im J. 1755 weiter nördlich auf der Insel Kangamiut angelegt und 1782 hierher verlegt. Der Ertrag ist ziemlich bedeutend. Die jährliche Ausfuhr beträgt 700 Faß Seehund- und Weißfischspeck, 200 Faß Kepokakspeck, 200 Faß Leber, 100 blaue, 160 weiße Fuchsbälge, 2000 Hundsfelle, 4000 Rennthierfelle, 650 Pfund Eiderdunen, 100 Wasserröcke, werth 25,000 Rdlr., an 190 Rdlr. pro Producent. Seehunde und Weißfische haben hier sehr regelmäßigen Zug, Dorsch, Helbutte, Hai sind sehr reichlich.

Saitoaitsiait, eine niedrige Insel, nördlich von der letzten, treibt Weißfischfang.

Omenak (Kin of Sal der Engländer), nördlich von der letztern, mit einem spitzen Kegelberg.

Sermesok oder Hamborgerland, eine große Insel, nördlich von der letztern, welche gleichfalls von hohen, steilen, jökelbedeckten Bergen eingenommen ist, jedoch einige recht freundliche, von Lachsflüssen durchzogene, mit Vegetation bestandene Thäler und einen guten kleinen Hafen enthält.

Kangamiut oder Gamle Sukkertoppen, nördlich von der letztern, die ursprüngliche Koloni, welche nach den drei spitzen Gipfeln dieser Insel benannt wurde, die eine bekannte Landmarke sind. Die Insel ist von einer großen Anzahl von Kleininseln umgeben, die sich von Hamborgerland bis zum Südstromfjord hinziehen; in den zahlreichen Sunden dieser Inselgruppe sind Fische, namentlich Haie und Helbutten in Menge und die Sortside halten sich hier am längsten auf, während sie in ihrem Zuge von Süden nach Norden über den Südstromfjord nicht hinaus gehen, sondern sich von dort nach Westen wenden. Alt-Sukkertop ist jetzt ein Udsted, das noch gegenwärtig ein Drittel der ganzen Ausfuhr der Koloni liefert.

Ikamiut, Udsted mit 100 Einwohnern, östlich von Hamborgerland, dicht am Festlande.



Rapporsak, Udsted mit 200 Einwohnern, auf einer kleinen Insel, umgeben von vielen andern Kleininseln, im Süden des Bezirks, südlich vom Isertokfjord.

3) District Godthaab hat eine Länge von 22 Meilen und eine Breite von den Außeninseln bis zum Binneneise von 20 Meilen. Das Festland ist durchschnitten von vier Fjorden, von welchen der Godthaabfjord am größten ist; derselbe enthält drei große Inseln und geht mit mehreren Armen ans Binneneis, das jedoch nur kleinere Eisberge abgibt. Das Land im Norden des Fjordes ist sehr eben, wogegen es sich im Süden desselben zu Bergen von 4000 Fuß Höhe erhebt. Am Innern der Fjorde ist die Vegetation sehr kräftig, die Wachholderbüsche sind von derselben Stammstärke, wie in Julianehaab. Die innern Fjorde sind bis Mai zugefroren und die Grönländer treiben hier regelmäßigen Fjordseehundsfang; die äußern Fjorde bleiben lange offen und hier ist vortrefflicher Zug von Sortfider und Weißfisch, sowie ergiebige Fischerei von Rödfisk (Perca norvegica), Nepisa (Cyclopterus lumpus), Angmaksa und Krebsen; die Bäche sind reich an Lachsforellen.

Am innern Godthaabfjord liegt ein Thal mit drei Seen, dort liegen die Ruinen des Westbaues, des Vestri-Bygd der alten skandinavischen Nordboeren. Am Ujaroksoit, dem nördlichen Fjordarme, 14 Meilen von Koloni Godthaab, stehen mit noch 4 Ellen hohen Mauern die Ruinen einer kleinen Kirche, 10 Ellen ins Gevierte, der Eingang ist 2½ Fuß breit. In der Nähe findet man zahlreiche Reste von Häusern, Einhägungen und Gräben. Diese Ueberreste nehmen eine Strecke von 16 Meilen ein bis an den innern Amaraglikfjord, welcher im Süden des Godthaabfjord das Land durchzieht. Am Amaraglik ist eine andere kleine Kirche. Der Sommer ist hier wärmer und der Winter kälter als an den äußern Fjorden, die Vegetation ist reich an Gras und Kraut, es gibt mehrere Lachsforellenbäche; Kohl und Rüben gedeihen.

Koloni Godthaab liegt auf der Landspitze Nook am Godthaabfjord, dem Balls Revier der holländischen Waljäger, 2 Meilen von der Fjordmündung. Sie ist die älteste Koloni in Grönland. Sie wurde ursprünglich von Hans Egede im J. 1721 gegründet auf der Insel Kangek oder Haabets Ö an der Fjordmündung, wo Egede nach seinen vieljährigen Kämpfen sich glücklich pries, endlich Fuß zu fassen in seinem „vergessenen Lande", das ihm das gelobte Land war. Die Koloni wurde im J. 1728 nach dem gegenwärtigen Platze verlegt. Godthaab hat 100 Einwohner. Der durch die Landspitze oder kleine Halbinsel, auf welcher der Ort liegt, gebildete Hafen hat gewöhnlich freien Zugang, indem der äußere Fjord fast niemals gefriert. Im Spätjahre erscheinen Eisberge, die vom Fjordinnern kommen, doch machen sie selten Schwierigkeit. Wenn das Storiis ankommt, blockirt es den Hafen manchmal ein paar Tage lang; dann aber wird das Fahrwasser von der reißenden Fjordströmung wieder gereinigt. Wegen dieser Zugänglichkeit des Hafens ist Godthaab wichtig als der südlichste Hafen, zu dem man, dem Rande des Storiises folgend, gelangt, während man gewöhnlich längere Zeit warten muß, bis die Fahrstraße zu den weiter südlich gelegenen Häfen sich öffnet. Godthaab, bei den Grönländern Nuk genannt, ist die Capitale von Südgrönland und hat auch ein ausnehmend sauberes, wohlhäbiges Ansehen. Die Kirche, die größte in Grönland, ist von Mauersteinen erbaut und mit Cement belegt. Das Haus des hier wohnhaften Inspecteurs von Südgrönland und das Seminar, wo der Seminarvorstand wohnt, sind geräumige Gebäude. Die grönländischen Einwohner sind ausschließlich im Dienste des Handelsetablissements beschäftigt, als Arbeitsleute, Handwerker, Bootsleute, und sind größtentheils Blandinger. Wie in der persönlichen Erscheinung, so sind sie auch in ihrer Lebensweise halb europäisch, halten sich und das Haus viel sauberer als die anderen Grönländer, leben auch nur von europäischen Speisen, wie Grütze, Erbsen, Schweinefleisch ꝛc. Es gibt hier nur wenige Kajakfahrer. Alles dies und die beträchtliche Anzahl der hier wohnhaften Europäer gibt dem Orte einen stark europäischen Anstrich. Doch trägt die Koloni selbst nur wenig zur Ausfuhr derselben bei. Diese beträgt 900 Faß Seehunds- und Weißfischspeck, 20 Faß Leber, 160 blaue und 130 weiße Fuchsbälge, 1600 Seehundsfelle, 1000 Rennthierfelle, 100 Wasserröcke, 300 Pfund Eiderdunen, werth 25,000 Rdlr., an 130 Rdlr. pro Producent.

Nyherrnhut, das herrnhuter Missionat, liegt dicht neben der Koloni. Die Brüdergemeinde hat hier ein geräumiges zweistöckiges Haus, welches Kirche, Schule und Wohnung für vier Missionare enthält. Das Missionat hat 200 grönländische Einwohner, welche in scharfem Gegensatz zur Koloni größtentheils in Schmuz und Elend versunken sind. Nur wenige besitzen Geräthschaften und Kajak, um auf die Seehundsjagd zu gehen und ernähren sich nur höchst kümmerlich von Fischfang.

Sardlok, an der Nordseite des Godthaabfjordes, Udsted mit 100 Einwohnern, treibt besonders Rennthierjagd.

Karosuk auf einer großen Insel im Godthaabfjord, treibt Fischerei von Rödfisk, Haien ꝛc.

Kornuk am innern Godthaabfjord, 7 Meilen von der Koloni, hat gute Fänge und gute Ausbeute.

Omenak am innern Godthaabfjord, 9 Meilen von der Koloni.

Kangek auf einer Insel in der Mündung des Godthaabfjordes, wo Egede die Koloni zuerst anlegte, Udsted mit 100 Einwohnern. Von hier aus erstreckt sich ein Labyrinth von flachen Scheeren, welche vorzügliche Netzfangströme abgeben; auch wird hier viel Treibholz gesammelt.

Ataemik, 10 Meilen nördlich von der Koloni, an der Mündung eines großen Fjordes, das von ausgedehntem, niedrigem Lande umgeben ist, Udsted mit 100 Einwohnern.

Narsak, an der Südseite der Amaraglikfjordmündung, Udsted mit 100 Einwohnern.

4) District Fiskernaes reicht von den Inseln Tre Bodre bis zur kleinen Insel Tulluartelik an der Mündung des Isfjordes Isblink, eine Länge von 17 Meilen, die Breite ist viel geringer, als in den vor-

erwähnten Districten, und im Jisblink tritt das Binneneis unmittelbar ans Meer. Drei Fjorde, Graedefjord, Fiskefjord, Agdlomersa, schneiden in das Festland ein. Das Festland hat eine überaus rauhe Oberfläche; die Berge sind zwar nur 2000 Fuß hoch, aber der eine runde Gipfel steht an der Seite des andern. Vor der Küste zieht sich ein Gürtel von Inseln, welche von derselben Form sind, wie die Berge mit einer sehr großen Menge von gewundenen Stromläufen, welche sehr günstig für die Fischerei sind. Die Fjorde haben eine reißende Strömung. An den innern Fjorden gibt es recht grüne Thäler und Schluchten, bestanden mit Weidenbüschen, die 6 Fuß hoch werden, starkstämmigen Erlen, Beeren, Wachholder, Ledum groenlandicum, Engelwurz und durchzogen von guten Lachsforellenbächen. Die Inseln sind reich an Seevögeln. Der District ist für den Handel unter allen andern am wenigsten einträglich und die Einwohner sind in ihren Umständen am meisten zurückgekommen. Indem das Handelsetablissement seinen Netzfang und seine Fischerei durch dazu gemiethete Grönländer betreibt, sind die Leute dadurch von ihrer selbständigen Seehundsjagd abgekommen und verarmt.

Koloni Fiskernaes liegt auf einer der drei Inseln in der Mündung des Fiskefjord. Die Ausfuhr beträgt 500 Faß Speck, 25 Faß Leber, 50 blaue, 50 weiße Fuchspelze, 1800 Seehundsfelle, 50 Pfund Eiderdunen, 20 Rennthierfelle, 20 Wasserröcke, 7500 Stück Dorsch, werth 12,000 Rdlr.

Lichtenfels, das herrnhuter Missionat liegt neben der Koloni auf derselben Insel. Hier wohnen 3 Missionare der Brüdergemeinde und 150 Grönländer, welche, gerade wie es in Nyherrnhut der Fall ist, so ärmlich auch die Einwohner der Koloni sind, doch damit einen starken Contrast bilden, indem sie in das äußerste Elend versunken sind. Sie leben fast ausschließlich von Fischen, eine in diesem Klima höchst unangemessene Speise.

Bjoernemund an der Mündung des Agdlomersafjordes, 5 Meilen südlich von der Koloni. Im Innern des Fjordes sind altnordische Ruinen.

Graedefjord an der Mündung des Fjordes gleiches Namens, 6 Meilen nördlich von der Koloni, mit 150 Einwohnern.

5) District Fredrikshaab erstreckt sich bis über die Insel Sennerut hinaus, 30 Meilen in der Länge. Die Breite ist eine sehr unbeträchtliche. Am Fredrikshaab Jisblink an der Nordgrenze des Districts steht das Binneneis eine Strecke von mehreren Meilen hart am Meere, weshalb die Stelle eine vorzügliche Seemarke ist, indem die glänzende Eiswand nicht nur weithin ins Auge fällt, sondern auch einen weither bemerklichen weißen Widerschein über den Himmel wirft. Vor der Eiswand steht ein einige Schritt breiter, flacher, lehmiger und sandiger, bei Fluth von der See bedeckter Strand, über den bei Ebbe ein Frischwasserstrom vom Eisfuße aus fließt. Das Eis steht mit steiler Wand an der See, eine eigentliche Ausmündungsstelle desselben scheint dies nicht zu sein, Eisberge werden nur sehr selten abgegeben. Zwischen dem Jisblink und der Koloni Fredrikshaab befinden sich die drei Fjorde Tiningnertok, Kagsa und Nerntussok. Südlich von der Koloni gehen die vier Fjorde Ovane, Narksaliks, Sermeliarsuk und Arsuk durch das schmale Außenland bis ans Binneneis, und der Narksaliks steht oft gedrängt voll von Eisbergen. Doch stehen die Eisberge dieser Fjorde selten über 60 Fuß aus der See und sind also von viel geringeren Dimensionen als die in Nordgrönland. Die Küste steigt hier wieder von Norden nach Süden und erreicht schließlich 4000 Fuß. Der Bezirk ist einer der vortheilhaftesten für den Handel und die Einwohner haben ein wohlgenährtes und sauberes Aussehen. Es gibt hier noch gute Fänger. Kepokak erscheinen regelmäßig an der Außenküste.

Koloni Fredrikshaab liegt auf dem in die See vorragenden Vorgebirge Pamiut (Schwanz), welches von einer Anzahl von Scheeren umgeben ist. Sie wurde im J. 1742 von Jacob Severin gegründet und hat 150 Einwohner. Die Ausfuhr beträgt 600 Faß Seehunds- und Weißfischspeck, 100 Faß Kepokakspeck, 20 Faß Leber, 60 blaue und 50 weiße Fuchsbälge, 1800 Seehundsfelle, 70 Wasserröcke, an Werth 15,000 Rdlr.

Storö, Insel neben der Koloni, hat 100 Einwohner.

Ovaneö, Insel an der Mündung des Ovanefjord.

Igausak, hohe Insel im Süden von Ovaneö mit kesselförmig ausgehöhltem Gipfel. Auf einer kleinen Fläche Ruinen ziemlich großer altnordischer Gebäude, überwachsen von hohem Grase.

Avigeit, Udsted mit 100 Einwohnern auf einer Insel an der Mündung des Tiningnertokfjordes, dem Jisblink gegenüber, mit ergiebigem Seehundsfang am Jisblink.

Narksalik an der Mündung des Jisfjordes gleiches Namens, 8 Meilen südlich von der Koloni, Udsted mit 200 Einwohnern. Es gibt hier im Sommer viele Eisberge.

Kangarsuk am Festlande an einer kleinen Bucht vor der Mündung des Sermeliarsukfjordes und am Südfuße eines hohen Berges, der hier ans Meer vortritt, 6 Meilen südlich von Narksalik, Udsted.

Arsuk, 6 Meilen weiter südlich, am Festlande an der Nordseite der Arsukfjordmündung, Udsted mit 150 Einwohnern. Der Platz liegt an einer kleinen sandigen Bucht, welche ringsum von den 4400 Fuß hohen Felsenwänden der Kunnakberge umschlossen ist. Von den Bergen windet sich ein Bach durch die Niederung, die sich zwischen der Bai und den Bergen hinzieht, und die, erwärmt von der Rückstrahlung der Sonne an den steilen Felsenwänden, von einem Teppich von frischen Moosen und Gräsern, durchwirkt von rothen und blauen Blumen, bekleidet ist. Doch hat man hier im Sommer eine gewaltige Plage von Mücken. Die Einwohner von Arsuk sind verarmt, weil sie durch die Arbeit in den benachbarten Grubenwerken vom Seehundsfang abgekommen sind. Bei Arsuk und am innern Arsukfjord gibt es verschiedene Ueberreste der altnordischen Ansiedelung.

Omenak, Storö, Arsuk O, Tatlotit, Sennerut sind hohe, große, kahle, nur mit Eis- und Schneemassen bedeckte Inseln im Süden von Arsuk. Das Fest-

land, wie bei Arsuk selbst, so auch am innern Arsukfjord, bildet mit seinen freundlichen grünen Niederungen einen scharfen Contrast gegen die starren Felsenmassen dieser Inseln und der Küstenberge.

Jvika (oder Jvigtoot) am Südufer des Arsukfjord, 2½ Meilen von Arsuk, Udsted, bekannt durch den Kryolithbruch und seine sonstigen Mineralien. Der Kryolith, entdeckt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wurde zuerst im J. 1857 von den Herren Thomsen, Tietgen und Weber in Betrieb genommen. Die Einwohner von Arsuk wurden zur Arbeit im Bruche geheuert und mit Zwieback, Kaffee, Zucker, Tabak, Branntwein und einigen Stilling bezahlt. Da von ihnen keine regelmäßige Arbeit zu erlangen, es ihnen nur um den Kaffee und Tabak zu thun war, so wurden dänische Arbeiter eingeführt und von Hause mit Proviant versorgt; dieselben starben aber gleich den ersten Winter fast alle am Skorbut. Die Arbeit stand dann still bis zum Jahre 1863, wo das Werk mit neuen Arbeitern wieder in Angriff genommen, auch eine Dampfmaschine errichtet wurde. Jvika liegt in einer recht freundlichen Niederung, dicht bestanden mit Weidengebüsch, Gräsern, Engelwurz, Rauschbeeren, durchrieselt von einem Bache, der von den schneebedeckten Bergen im Hintergrunde herunterkommt. Neben dem Bruche stehen die Hütten der Arbeiter je in einem kleinen Garten, wo dem dünnen Boden Kohl und Rüben entlockt werden. Links in einem großen Blockhause wohnt Regeringens Kontrollör, vorn dicht am Strande steht das Häuschen des Verwalters. Eine Heerde Ziegen weidet im Felde. Der Betrieb, der Hammerschlag, die Sprengungen, das emsige Athmen der Dampfmaschine, die schweren Lori, die Verschiffung, alles dies gibt dem abgelegenen Platze oft ein recht geschäftiges Ansehen.

Sennerut, 6 Meilen von Arsuk, an der Südseite der großen Insel gleiches Namens, Udsted. Die Insel wird nur durch den schmalen Sund Kepisakko vom Festlande getrennt, wo das Binneneis wieder an die Seekante tritt. Ein Strom ergießt sich vom Eise, dessen schwarzes Wasser den Boden der Bucht mit Lehm belegt. Sennerut oder Badskesballieland ist das Cape Desolation des Davis, ist äußerst öde und kahl.

6) District Julianehaab erstreckt sich bis Cap Farvel, eine Länge von 38 Meilen. Die im Osten von Cap Farvel wohnenden Grönländer kommen zwar mitunter nach Pamiedluk, dem südlichsten Udsted, stehen jedoch in keiner regelmäßigen Verbindung mit den Dänen. Das eisfreie Land ist nur schmal. Im südlichen und mittlern Theile ist von den äußern Inseln bis zum Binnenlande 8—10 Meilen, im nördlichen 4—5 Meilen, bei Kepisakko fehlt das Außenland gänzlich. Der District enthält 6 größere, 8 kleinere Halbinseln, 3 größere, über 100 kleinere Inseln und eine große Menge von Scheeren, zusammen 118 □Meilen. Die äußere Küste besteht größtentheils aus kahlen, mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Bergen, die dort im Sommer vorherrschenden feuchten Nebel hemmen das Aufthauen des Schnees und den Pflanzenwuchs. Diese südlichste Außenküste Grönlands sieht deshalb dessen nördlichen Außenküsten sehr ähnlich. Dagegen ist die Vegetation im Innern der Fjorde die stärkste, welche Grönland besitzt.

Infolge der größern Volkszahl ist der District zwar der wichtigste, jedoch für den einzelnen Producenten keineswegs der einträglichste. Die Production ist hier im Ganzen mehr unzuverlässig. Der Klapmydsenfang beschränkt sich auf den südlichen Theil des Bezirks.

Koloni Julianehaab liegt am Igallikofjord, dem Einarsfjord der alten Nordboeren, auf einer Halbinsel, welche diesen Fjord vom Tunnudliorbikfjord, dem Eriksfjord der Nordboeren, trennt. In der Mitte der Halbinsel liegt der Berg Redekamm, 5000 Fuß hoch. Die Kolonigebäude stehen zu beiden Seiten eines Baches in einem tiefen Thale, das man erst ganz in der Nähe erblickt. Auf der einen Seite stehen die Hütten der Grönländer, die Thranbrennerei, Speckspeicher, das Missionat und die Kirche; von dort führt eine Brücke nach der andern Seite, wo die Häuser des Bestyrers, des Assistenten, des Predigers, des Arztes, der im Handelsetablissement Angestellten, des Bootfahrers, die Schule stehen. Die Gebäude stehen ziemlich zusammengedrängt zwischen den steilen Felsen, dieselben sind meistens von Gärten umgeben, sodaß, da auch Kühe und Ziegen hinzukommen, der Platz sich ziemlich europäisch ausnimmt. Die Koloni wurde im J. 1775 gegründet und hat mit umliegenden Weilern 400 Einwohner.

Die jährliche Ausfuhr der Koloni beträgt an 2200 Faß Seehundsspeck, 110 Faß Leber, 500 blaue, 200 weiße Fuchsbälge, 5 Bärenfelle, 150 Wasserröcke. Werth 45,000 Rdlr.

Der Aufenthalt in der Koloni hat für Europäer die Unannehmlichkeit, daß sie, obwol unter allen Europa am nächsten, doch die isolirteste unter allen ist. Die hierher bestimmten Schiffe gelangen fast niemals direct her und ohne den Umweg über Godthaab und Fredrikshaab gemacht und dort Wochen, oft Monate lang gewartet zu haben, bis das Treibeis die Blockade der Küste aufhebt. Im September ist jedoch die See gewöhnlich offen, sodaß die Abfahrt der Schiffe keinen Aufenthalt erleidet. Sogar die durch einen Schooner unterhaltene Communication mit den nur 15 Meilen entfernten Außenplätzen wird mitunter dermaßen unterbrochen, daß der Schooner ein halbes Jahr lang ausgeblieben ist.

Narsak oder Nordproeven, 6 Meilen nördlich von der Koloni am Tunnudliorbikfjord, Udsted mit 200 Einwohnern. Die von diesem Fjord und dem Sermilikfjord eingeschlossene Halbinsel besteht an der See aus hohen eisbedeckten Bergen, im Innern aber aus niedrigen runden Hügeln, welche eine der anziehendsten Landschaften in Grönland bilden. Es ist hier gute Weide im Sommer und werden im Udsted Kühe und Schafe gehalten. Im Sermilik-Jisfjord, der Eisberge in Menge führt, ist ergiebige Fischerei von Rödfisk, Kaleraglik und Hai. Das obere Ende des Tunnudliorbikfjordes ist nur ¼ Meile entfernt vom Igallikofjord.

Kaksimiut auf einer Insel westlich an der Mündung des Ikersoakfjordes, das untere breitere Ende des Sermilik-Jisfjordes, 11 Meilen nordwestlich von der

Koloni, Udsted mit 250 Einwohnern. Guter Rödfiskfang. Die Insel Kakkimiut macht den Anfang eines beträchtlichen Archipels, der überall äußerst öde ist.

Kakkaligeitsiak auf einer Insel, westlich von der vorigen, 15 Meilen nordwestlich von der Koloni, Udsted mit 100 Einwohnern. In den benachbarten Sunden ist die Strömung reißend und dieselben enthalten oft große Seehundheerden.

Sartlok auf einer kleinen Außeninsel, 5 Meilen südlich von der Koloni, Udsted mit 200 Einwohnern. Hier ist der nördliche Anfang des Klapmydsenfangs.

Sydpröven, östlich von der vorigen Insel, 8 Meilen südöstlich von der Koloni, an der Mündung des Lichtenaufjordes, Udsted mit 100 Einwohnern. Die Halbinsel im Norden des Lichtenaufjordes ist gleichfalls an der Seeseite gebirgig und hat im Innern warme und freundliche, von den Bergen geschützte Thäler. Der obere Lichtenaufjord wird von der gebirgigen Halbinsel Akuliaroserſoak in zwei Arme getheilt; der nördliche Arm, der Amiloarsuk, führt in ein schönes Thal mit einem kleinen, von dichtem Birkengebüsch umstandenen See. Im Hintergrunde fällt ein Wasserfall von einer Höhe von 300 Fuß; auf der Höhe ist ein größerer See.

Ounartok, eine kleine Insel, 1½ Meilen östlich von Sydpröven, enthält warme Quellen. Dieselben befinden sich auf einer kleinen Niederung an der Ostseite der Insel, wo zwei Bassins, 12—20 Fuß im Durchmesser, 2 Fuß tief, Wasser von 32 und 33½° Wärme enthalten. Das Wasser bildet einen Bach, welcher ins Meer rinnt und viele kleine Krebse enthält.

Missionat Lichtenau, dicht neben Sydpröven am Lichtenaufjord unter dem Schutze eines hohen, aber grün bewachsenen Berges, hat ein geräumiges zweistöckiges Haus. Der obere Stock dient zur Wohnung für drei Missionare und Familien, die Grundflur zur Schule. Die Kirche ist hier ein besonderes Gebäude. Um das Haus zieht sich ein guter Gemüsegarten, die Umgegend liefert reichliches Birkenholz, es wird eine Anzahl Kühe gehalten. Das Missionat hat 600 grönländische Einwohner.

Sedle, Udsted, auf einer kleinen Insel am offenen Meere, südwestlich von Sydpröven, westlich von der größern Insel Sermesok, hat 150 Einwohner. Es ist eine wilde Gegend; die See hat stets eine starke Brandung und spült im Spätjahre oft ganz über die niedrige Insel hin. Sermesok besteht aus großen, kahlen, schneebedeckten Felsbergen. Im Sommer sind die Inseln ringsum dicht besetzt von Treibeis. Allein der Seehundsfang ist sehr gut, namentlich der Klapmydsenfang. Die Stelle liefert jährlich an 200 Faß Speck und 200 Seehundsfelle.

Nennortalik, 15 Meilen südöstlich von der Koloni, auf einer Insel an der Mündung des Tessermiutfjordes, Udsted, unter einem Assistenten und mit 400 Einwohnern, welches jährlich an 300 Faß Speck, 200 Seehundsfelle, 80 Fuchspelze liefert. Die Gegend an der Nordseite des Fjordes ist hoch und rauh. An der Südseite liegt die südlichste Halbinsel des Festlandes von Grönland, begrenzt im Osten vom Illoafjord, welche mehrere wohlgeschützte Thäler enthält, wo die südliche Lage sich einigermaßen geltend macht. Solche Thäler sind Tessiursak, unfern der Fjordmündung, Kooksoak, weiter ins Inland, Tessermiutsiak am innern Fjordende, dicht am Binneneise. Aus letzterem holt man sich von fern her Birkenholz. Kooksoak, 5 Meilen von Nennortalik, ist eine reizvolle Landschaft. Ein reißender Bach rieselt durch die Niederung, welche von schönen Weiden und Wachholder bestanden ist. Im Hintergrunde ein See, halbversteckt in steilen Felsmauern, deren dunkle Klüfte Jökel durchziehen, während ein Werder im See im üppigen Wuchs von Gras und Sauerampfer glänzt. Am See gabelt sich das Thal und zieht sich einerseits durch die Halbinsel hindurch nach dem Illoafjord, andererseits in das Thal Kingoa, welches 2000 Schritt weit, ½ Meile lang ist, einen schönen Lachsforellenbach und einen ausgezeichnet kräftigen Birkenwuchs hat. Vom Jökelrand springt an der hohen steilen Felswand ein Wasserfall herunter. Am obern Ende des Thales ist das Gebüsch so dicht, daß es schwer hält, darin vorzudringen, bis es plötzlich durch eine steil herunterhängende Gletscherwand abgesperrt wird.

Ostpröven an der Mündung eines kleinen von Scheeren geschützten Fjordes, westlich vom Illoafjord, 20 Meilen südöstlich von der Koloni, Udsted mit 100 Einwohnern. In der in geringer Entfernung vom Lande gelegenen langgestreckten Gruppe der Kitisutinseln findet der wichtigste Klapmydsenfang statt.

Frederiksdal, herrnhutisches Missionat, Ostpröven gegenüber an der Ostseite der Fjordmündung. Die Brüder haben auch hier ein geräumiges Haus, das zugleich Kirche und Schule enthält. Das Missionat hat 400 grönländische Einwohner. Beim Missionat ergießt sich ein heftig strömender Fluß, der aus einem See kommt. ¾ Meile davon ist die südlichste Landspitze des Festlandes.

Pamiaedluk oder Illoa auf einer Insel an der Mündung des Illoafjordes, Udsted, errichtet für den Verkehr mit den Einwohnern der Ostküste, der südlichste Handelsplatz in Grönland (59° 57′ nördl. Br.). Der Assistent bleibt immer nur eine kurze Zeit hier aus Furcht vom Eise eingesperrt zu werden. Das Festland und die großen Inseln bis Cap Farvel sind sämmtlich beträchtlich hoch.

B. Das Land an der Baffinsbai, dem Smithsund und dem Kennedykanal. Grönland im Norden der dänischen Inspectorate ist im Ganzen viel weniger von diesen verschieden, als man nach der so viel nördlicheren Lage vermuthen sollte.

Bis an die Spitze des Nordwassers am Eingange des Smithsundes ist das Meer offen, wenn das Mitteleis nicht vom Winde hineingetrieben ist. Die Melville-Bai steht jedoch immer gedrängt voll von Eisbergen von der ersten Größe. Die Melville-Bai geht bis Cap York, von wo und auf der andern Seite vom Jonessund an das Nordwasser beginnt.

Der Smithsund (Sir Thomas Smith's Sound

des Baffin). Cap Alexander auf Prudhoe-Land (wie man die Nordküste bis zum Humboldtgletscher auch nennt) und Cap Isabella auf Grinnell-Land, zwei finstere, steile, an 1000 Fuß hohe Felsmauern bilden die Portale des Smithssundes, welcher hier nur 25 engl. Meilen breit ist. Man hat denselben noch immer eisgesperrt gefunden, sodaß die Durchfahrt nach dem circumpolaren Meere hier unterbrochen ist. Inglefield gelangte im J. 1852 bis 78° 30′, und Kane brachte im Jahre darauf die Advance bis Rensselaer-Bai in 78° 38′, doch vermochte er nicht, das Schiff von dort wieder heraus zu bringen. Hayes dagegen ging 20 Meilen weiter südlich vor Anker, in Port Foulke, und brachte seinen Schoner glücklich wieder aus dem Sund heraus. Die Strömung ist von Norden nach Süden, aus dem Polarmeere nach der Baffinsbai, wie ja auch nothwendig der Fall sein muß, da die Baffinsbai Südströmung hat und daher nicht an ihrem obern Ende auch nach Norden fließen kann. Ebenso kommt die Fluth aus Norden. Die Strömungen üben einen furchtbaren Druck auf das Eis in der schmalen Straße aus. An jeder gegen Nord ausgesetzten Stelle ist das Eis zu Hügeln von 30—60 Fuß Höhe emporgeschroben, ja Eisblöcke von gewaltiger Größe sind oft in wildem Gewirr gegen und auf einander geschoben und bilden Barricaden, die mit dem Schlitten kaum zu übersteigen sind. Auch sind solche Blöcke an vielen Stellen weit auf das Land hinaufgeschoben. Dabei liegt der Schnee entsetzlich tief und die Zwischenräume zwischen den Eishügeln (Hummocks) sind mit Treibschnee angefüllt, in welchen Hund, Schlitten und Mann versinkt. Auch verursachte der Uebergang über den Sund Hayes solche Anstrengungen, daß, ehe noch der halbe Weg zurückgelegt war, der größte Theil seiner Mannschaft denselben erlag und zurückgesandt werden mußte, und daß der Uebergang des dort 80 engl. Meilen breiten Sundes 39 Tage erforderte. Wie groß und lange anhaltend der Druck sein muß, um solche Hummocks und in solcher Menge hervorzubringen, ersieht man daraus, daß das Eis an sich, wo es in ebener Fläche liegt, nur eine Dicke von 7½ Fuß hat.

Die Peabody-Bai, der Theil der Meerstraße, welcher vor dem Humboldt-Gletscher liegt, steht gedrängt voll von großen Eisbergen, Eisberge, welche meistentheils ¼ engl. Meile ins Gevierte messen, manchmal aber eine engl. Meile lang sind. Ein Eisberg liegt dicht neben dem andern. Morton auf seiner denkwürdigen Wanderung längs der Nordküste von Rensselaer Bai nach Cap Constitution fand die Stelle wie ein gar wundersames Labyrinth. Mitunter war der Gang zwischen den Eisbergen nur an 4 Fuß weit, mitunter war er vollständig gesperrt, sodaß die Reisenden zurück mußten; dann eröffnete sich eine ziemlich weite Gasse, welcher sie folgten, dann verengerte sich die Gasse, dann war keine Oeffnung vorhanden, doch war eine an der Seite, welcher sie nun folgten, um auch sie schließlich vollständig gesperrt zu finden. Der Schnee war auch hier außerordentlich tief.

Der Kennedykanal zwischen Grinnell-Land und Washington-Land (dem im Norden des Humboldt-Gletschers liegenden Theile Grönlands), der nördlichste Theil der Meerstraße. Hier verändert die Scene sich vollständig. Hier findet man im Sommer in der Mitte des Kanals blos loses Treibeis, mit viele Meilen weiten Stellen von offenem Wasser. Während eines heftigen und anhaltenden Sturmes aus Norden kam dabei kein Eis in den Kanal, zum Beweis, daß auch weiter im Norden das Meer eisfrei ist. Unzählige Vögel belebten die Küste. Als Morton und der Grönländer Hans (am 24. Juni 1854) endlich Cap Constitution erreichten, schlug die Brandung wüthend gegen die überhängenden Felsvorsetzen dieses Vorgebirges. Von einer Höhe von 300 Fuß schauten die Reisenden auf eine weite Wasserfläche hinab, welche sich nach dem unbekannten Norden erstreckte. Es ist also die Durchfahrt von dem offenen Wasser in der Baffinsbai und dem Nordwasser nach dem offenen Wasser im Kennedykanal und dem circumpolaren Meere nur durch das gewöhnlich im Smithssund und der Peabodybai stehende Eis, eine Strecke von ungefähr 100 engl. Meilen, abgesperrt.

Das Land an der Melvillebai ist nur in seinem äußern Küstenumrisse, welcher eine schöne regelmäßige Bogenlinie beschreibt, bekannt. Wir wissen nur, daß es von vielen großen Eisfjorden durchschnitten ist, welche die großen Eisberge, von denen die Bai besetzt ist, erzeugen.

Prudhoeland, das Land nördlich und westlich von Cap York bis zum Humboldtgletscher, erhebt sich über das Meer und die Eisfläche des Smithssundes mit hoher, steiler, finstrer Felsenküste. Die Küste zwischen Cap York und Wolstenholmesund ist überaus steil und hoch. Cap Dudley Diggs (77° 40′ nördl. Br.) gleicht einer Mauer, aufgeführt von gewaltigen, auf einander gelegten Felsblöcken. Es ist dicht besetzt von Vogelnestern, Möven aller Art beleben die Scene durch ihr unaufhörliches Geschrei. Daneben stehen die Crimson-Cliffs, hohe Felsenwände, welche senkrecht aus der See aufsteigen. Sie haben ihren Namen, Karmesinklippen, von dem rothen Schnee, welcher in den Klüften liegt, eine Erscheinung, die in der Gegend häufig ist. Das Land im Norden von Wolstenholmesund ist Grünstein, welcher in steilen Terrassen, aus denen hie und da spitze oder abgestumpfte pyramidale Gipfel emporsteigen, sich vom Meere erhebt. Vom Walfischsund (Whale Sound, Murchison Sound) bis Cap Saumarez erscheint der Grünstein weiter im Binnenland in hohen Stufen und die Küste nimmt rother Sandstein ein in auffallend eben gestreiften horizontalen Schichten, stellenweise von porphyritischem Gestein durchbrochen. Cap Alexander, von den Eskimo Utaksoak, der große Kessel genannt, ist das westlichste Vorgebirge Grönlands; von hier an läuft die Küste im Ganzen nordöstlich bis zum Humboldtgletscher. Man könnte also die Küste von Cap Alexander an als die Nordküste unterscheiden, was sich auch dadurch bestätigt, daß von Cap Alexander an alle Felsen des Gestades, weil gegen Norden ausgesetzt, vollkommen nackt sind, während die Felsen des Gestades am Nordwasser überall wenigstens mit Moos und Flechten und, wo sich ein Haltpunkt findet, auch mit hohen Pflanzen bewachsen sind. Streng orographisch genommen,

gehört freilich die ganze Küste bis Cap York zur Nordküste; denn bei Cap York beginnt die Hebungslinie des Landes ihre Südrichtung, die Küste von Cap Alexander, bis wo sie vom Humboldtgletscher bedeckt wird, läuft als äußerer Theil des Bogens damit parallel, und die Küste von Cap Alexander bis Cap York ist die Breite der Stufe, das Land im Norden des Humboldtgletschers (Washingtonland) ist eine andere mit dieser parallel laufende Stufe des Landes.

Im Einzelnen läuft die Küste von Cap Alexander bis Refuge Inlet fast nördlich, von dort bis Rensselaer Bai ostnordöstlich, dann nördlich und dann nordöstlich. Die Küste hat viele Einbuchtungen, in welche Gletscher von hohen Felsenbergen niedergleiten. Diese Felsenberge treten oft als steile Vorgebirge an die Seekante vor. Von Cap Hatherton, eine kühn sich erhebende Porphyrmasse (78° 30′ nördl. Br.), an nehmen die Berge an Höhe ab und die Küste ist besetzt mit zahlreichen Eilanden, die vielbewohnten Brutstellen der Eidergans, der Möven und Meerschwalben. Nördlich von Rensselaer Bai bis zum Humboldtgletscher schneiden vier Buchten in die Küste ein, in welchen Thäler ausmünden, die von vom Binneneise kommenden, mit reichem Pflanzenwuchs bestandenen Flüssen durchzogen sind. Zwischen Cap Georg Russell und Dallas-Bai (79° nördl. Br.) gibt der rothe Sandstein der Küste gegenüber dem einförmigen Weiß des Smithssundes eine warme Färbung. Das Gestein erscheint hier oft in allerlei seltsamen Formen, wie Schlösser, Säulen und dergleichen. So die „Drei Brüder-Thürme", ein traumartiges Bild eines großen alten Schlosses, flankirt von drei, vollständig isolirt stehenden, regelmäßigen Rundthürmen. So nicht weit davon Tennyson's Monument, eine schlanke, runde Säule, die sich 480 Fuß hoch auf einem Piedestal von 280 Fuß erhebt. Nördlich von der Dallasbai liegt der Advance-Archipel, ein Schwarm von kleinen Eilanden. An der Küste des Festlandes ist hier bis zur Peabodybai der Sandstein stellenweise mit Kalkstein gemischt. Das Land erhebt sich, wie weiter oben angeführt, im Ganzen terrassenförmig. In der Nähe der Küste erreichen die Stufen durchschnittlich 900 Fuß, einzelne Gipfel 1000—1300 Fuß; weiter im Inlande erreichen die Stufen die durchschnittliche Höhe von 1800 Fuß.

Von Rensselaerbai ist das Binneneis 60 engl. Meilen entfernt. Zwischen der Bai und dem Binneneise ist das Thal des Mary-Minturnflusses, des bedeutendsten unter den vier Flüssen an der dortigen Küste. Dieser Fluß ist an der Mündung ¾ engl. Meile breit und die Fluteinwirkung reicht hier 3 Meilen weit. Er entspringt am Binneneise und strömt reißend und brausend durch sein vielfach gebrochenes felsichtes Thal. Die Musik des plätschernden Flußwassers überrascht und entzückt den Reisenden in diesem Lande des starren Eises, nicht minder die reiche Pracht der Blumen, Kräuter und Gräser, die der Sommer an seinen Ufern entfaltet. Weiter südlich bei Hartsteenbai, Cap Alexander, Walfischsund steht das Binneneis dicht hinter dem Vorgebirge und entsendet zahlreiche mehrere Meilen breite Ausmündungsgletscher ins Meer.

Washingtonland ist die im Norden des 60 engl. Meilen breiten Humboldtgletschers ansetzende Landstufe, welche sich wahrscheinlich der im Süden jenes großen Gletschers mit Cap Alexander und Cap York ansetzenden Landstufe im Ganzen parallel verhält. Washingtonland beginnt am Auslaufe der Peabodybai mit dem breiten Vorgebirge Andrew Jackson, welches dem Cap York entspricht. Die Küste an der Peabodybai ist die Südküste der Stufe, welche bei Cap Agassiz vom großen Gletscher verdeckt wird. Vom Cap Andrew Jackson zieht die Küste längs des Kennedykanals nordnordwestlich bis Cap Jefferson, welches dem Cap Alexander entspricht, sodaß diese Strecke zwischen Cap Andrew Jackson und Cap Jefferson die Breite der Landstufe darstellt. Von Cap Jefferson zieht die Küste scharf nordöstlich bis Cap Constitution, jenem steilen und hohen Felsen, welcher bis jetzt Grönlands nördlichster bekannter Punkt ist. Von Cap Constitution an scheint die Küste nach Osten zu ziehen, da man von dort aus dieselbe nicht sichten kann. Die durch den nordöstlichen Verlauf der Küste entstehende Verbreiterung des Kennedykanals heißt die Lafayettebai. Vor derselben kennt man noch die Inseln Crozier und Sir John Franklin. Washingtonland scheint viel niedriger als Prudhoeland zu sein. Es ist, so weit bekannt, eine Ebene von etwa 400 Fuß Seehöhe, besetzt mit runden Hügeln. In der Flora und der Fauna, namentlich in der Ornis, steht es Prudhoeland durchaus nicht nach.

Die Flora in Prudhoe- und Washingtonland unterscheidet sich wenig von der im Süden der Melville-, ja der Diskobucht und erreicht fast dieselbe Entwickelung. Die Felsengestade am Nordwasser haben sogar einen weit reicheren Pflanzenwuchs als die der Seeluft ausgesetzten Außeninseln in Südgrönland. Kane und seine skorbutkranken Gefährten wurden sehr erquickt durch den reichen Wuchs von Gras, Ranunkeln, Saxifrag, Hühnerdarm, Mohn, dem heilkräftigen Löffelkraut, welcher sie auf den Providencefelsen beim Cap Dudley-Diggs begrüßte. Am Smithssund sind zwar die äußern Felsen nackt; allein in den innern Thälern, wo, wie am Mary-Minturnfluß, Felsen gegen Norden schützen und zugleich durch ihre Rückstrahlung das besonnte Thal wärmen, hat man einen prächtig gewirkten Pflanzenteppich. Zwischen den wassertraufenden Moosen, der **Festuca** und andern Gräsern blinkt hier die purpurne **Lychnis** und der weiße Stern des **Alsine**, auch vereinzelt eine **Hesperis**, die arktische Vertreterin des Wallkrautes; hier stehen verschiedene **Crucifera, Draba, Cochlearia fenestrata, Hesperis Pallasii, Vesicaria arctica.** Entfernt vom Wasser hält sich der Mohn, noch entfernter, dicht unter dem schützenden Felsen steht in großer Menge **Oxyria digyna**, welche einen guten Salat macht. Dicht am Wasserrande steht frisch **Lychnis** und **Ranunculus** nebst **Dryas octopetala** und **Potentilla pulchella.** Doch sind alle diese Pflanzen etwas verzwergt; Stengel und Blatt sind sehr kurz; allein die Blume erleidet keine Beschränkung. Im Ganzen kennt man 22 Arten von am Smithssund blühenden Pflanzen. In Washingtonland scheint keine Abnahme stattzufinden. Nach Morton's An-

gaben, der jedoch das Land zu früh im Jahre bereiste, stehen an geschützten Stellen bei Lafayettebai: **Ranunculus nivalis** (beschützt von Moos), **Papaver nudicaule, Hesperis Pallasii, Draba, Saxifraga oppositifolia** und **Saxifraga flagellaris, Oxyria digynus, Salix uva ursi, Salix arctica, Poa, Alopecurus, Festuca.** Noch am Cap Constitution wurde eine **Hesperis pygmaea** gepflückt, deren trockene, noch Samen enthaltende Hülsen den Winter überstanden hatten zum Beweis der vollständig erreichten Reise.

Fische. In den Flüssen sind Lachsforellen in Menge, werden jedoch von den Eingeborenen nicht gegessen.

Vögel nisten in größter Menge auf den Felsen der Küste und den zahlreichen Felseneilanden. Ein wesentlicher Theil der Weibertracht besteht aus Vogelfellkleidern. Am zahlreichsten aber sind die Seevögel im nördlichsten Theile an der Lafayettebai von Cap Jefferson an. Am Kennedykanal brütet **Sterna arctica**, die Seeschwalbe, in Schwärmen, und **Anas mollissima**, die Eidergans, ist sehr zahlreich; ebenso sind zahlreich: **Anas spectabilis**, englisch **King-duck**, **Uria grylla**, englisch **Dovekie**, **Tringa circlus**, die Seelerche. Weiter nach Norden, nach Cap Constitution zu, sind am zahlreichsten: **Procellaria glacialis**, der Sturmvogel, englisch **Arctic petrel**, die Möve in vier Arten: **Larus eburneus**, der Rathsherr, englisch **Ivory gull**, **Larus argentatus**, die aschgraue Möve, **Larus glaucus**, der Bürgermeister, **Larus tridactylus**, die weiße Möve, englisch **Kittiwake**; ferner **Anas bernicla**, die Rothgans, englisch **Brent goose**. Die Rothgans ist hier besonders zu bemerken, weil sie weiter südlich, namentlich auch am Smithssund, selten ist. Sie ist ein bekannter amerikanischer Zugvogel, welcher nur von Seepflanzen und den daran befestigten Mollusken lebt, und spricht ihr häufiges Vorkommen im Norden der Lafayettebai stark für ein offenes Meer im Norden.

Landsäugethiere. Fuchs, der blaue und der weiße, Hase und Rennthier sind hier so zahlreich wie in dem übrigen Grönland. Merkwürdig ist die Menge der Eisbären, die sonst im westlichen Grönland selten und eigentlich gar nicht Eingeborene desselben sind. Kane führt mehrere Beispiele von der furchtbaren Stärke dieses Thieres an.

Seesäugethiere. **Phoca hispida**, grönländisch Neitsek, der eigentliche in Grönland einheimische Seehund, ist auch hier in Menge vorhanden. Auch die große **Phoca barbata**, grönländisch Urksuk, dessen Fell von so vorzüglicher Stärke ist, kommt hier oft vor. Am wichtigsten ist eben das Walroß, das hier besonders in Menge verbreitet ist und den Hauptbestandtheil der Nahrung der Eingeborenen liefert. Baffin bemerkte die besondere Größe der Walfische im Nordwasser, dieselben sind jedoch jetzt dort selten. Große Walfischknochen werden im Lande gefunden.

Die Einwohner. Mit den Grönländern an der Melvillebai und am Nordwasser sind wir nicht bekannt, der am Smithssunde ist bereits oben in dem allgemeinen Abschnitte über die Grönländer gedacht, sodaß wir hier nur noch Einzelnes über dieselben zu bemerken haben. Washingtonland scheint unbewohnt zu sein. Das Wohnhaus (Igloë) am Smithssund hat die Form eines elliptischen Doms oder eines großen Ameisenhügels und ist geschickt aus flachen, sehr großen und schweren Steinen und Walroßknochen erbaut und auswendig dicht mit Rasen bedeckt. Vorn befindet sich der niedrige bogenförmige Eingang (Tossut), welcher im Sommer an 2 Fuß, im Winter an 10—30 Fuß lang und so enge ist, daß man nur mit großer Mühe hindurchkriechen kann. Die Länge des Hauses beträgt nur 8 Fuß, die Breite 7 Fuß, und die Höhe reicht nur hin, um zu sitzen. Sie haben keinen Hausrath außer einer großen Schüssel von Seehundsfell, einem Rahmen von Walroßknochen zum Trocknen der Kleider und den zwei Lampen, welche in keinem Hause fehlen. Der Brennstoff ist Thran und die Flammen der beiden Lampen brennen an 1½ Fuß hoch. In der engen Behausung wohnen meistens mehrere Familien beisammen. Wenn die Familien zu Hause sind, die Lampen lodern, der enge Eingang durch einen großen flachen Stein geschlossen ist, wird die Hitze so groß, daß sie für einen Europäer unerträglich sein würde. Draußen steht das Thermometer auf — 30°, darinnen auf + 90° R., ein Unterschied von 120°. Alle ziehen, wenn sie nach Hause kommen, ihre gewöhnlich nassen Kleidungsstücke aus und hängen sie an den Rahmen zum Trocknen. Sie haben kein Bettzeug außer einigen Hundefellen zu Decken. So vollkommen nackt, die Weiber etwa mit einem 3 Zoll breiten Fellstreifen um die Hüften, dicht an einander gepreßt, schläft Mann, Weib und Kind auf dem Erdboden.

Sie schlagen Feuer vermittels eines Quarzstückes, eines Stückes Eisenerz, getrockneter Weidenkätzchen oder getrockneten Mooses. Zum Kochen brauchen sie eine Art von lockerem Torf, stark mit Speck getränkt. Doch haben sie selten Kochgeschirr und braten gewöhnlich, was sie nicht roh essen, auf heißen Steinen. Sie essen das Fleisch größtentheils roh. Ihre Hauptnahrung ist Walroßfleisch. Sie verzehren enorme Quantitäten, je an 8—10 Pfund Fleisch den Tag. Auch die kleinen Kinder essen verhältnißmäßig ganz enorme Quantitäten rohes Fleisch. Sie haben keine regelmäßigen Mahlzeiten, noch speisen mehrere gleichzeitig zusammen, sondern jeder speist so oft er Lust und was zu essen hat. Sie schneiden das Fleisch in lange Streifen von abwechselnd Fettem und Magerm, schieben so viel in den Mund, wie hinein gehen will, schneiden die Fleischstreifen dann dicht am Munde ab, sodaß ein neues Ende entsteht, und fahren dann weiter fort. Jeder schläft nach dem Essen, und wenn er erwacht, so ist der erste Impuls wieder zu essen und der zweite wieder zu schlafen.

Der Kajak ist unbekannt, sie brauchen Hundeschlitten zur Jagd. Die Hunde sind vortrefflich. Auch die Schlitten sind zweckmäßig. Das Gestell ist von Seehundsknochen, die mit Riemen zusammengebunden werden. Die Schlittenkufen sind sogar von Elfenbein, d. h. von Walroßzähnen. Ihre Waffen sind ein Fangriemen mit beweglicher Harpunspitze, Lanzen von Knochen, ein Messer, das gewöhnlich in den großen Stiefeln steckt.

Ihr Benehmen, als Kane eine Anzahl von ihnen am Bord des Advance aufgenommen und gastfreundlich bewirthet hatte, war ein äußerst kindisches. Sie liefen überall umher, guckten in alle Ecken, bettelten um Alles, nahmen Alles auf und, wo möglich, auch weg, und machten sich überhaupt auch so unangenehm, daß sie zuletzt mit Gewalt vom Schiffe vertrieben werden mußten, was sie jedoch, wie wohl zu merken, sehr gutmüthig hinnahmen. So schlimm sie auch Kane's Gastfreundschaft vergolten hatten, so zeigten sie doch später wahrhafte Gastfreundschaft, so muthwillig sie gewesen waren, so wohlwollend waren sie wieder. Ihre Sitten sind freilich äußerst barbarisch, furchtbare Verbrechen kommen vor. Doch sind solche Verbrechen immer nur Ausnahmsfälle; ihr schlimmster Fehler ist wol, wie bei ihren übrigen Stammgenossen, ihr grenzenloser Leichtsinn. Sie leben abwechselnd in Schwelgerei und Hungersnoth. Sie essen manchmal ihren Wintervorrath an Speck und sitzen dann in Finsterniß, Kälte und Hunger. Sie essen sogar mitunter ihre Hunde, ohne die sie kaum bestehen können.

Kane war bei seiner Anwesenheit mit acht bewohnten Plätzen am Smithssund bekannt, unter welchen Anoatok, unsern von rensselaer Hafen, Etah bei Hartstenebai und Peteravik beim Cap Alexander namhaft angeführt werden. Die Ansiedelungen am Smithssund enthalten zusammen unter 200 Einwohner. Die Zahl der Einwohner am Nordwasser und der Melvillebai dürfte sich auf 500 belaufen. Nach den eigenen Angaben dieser nördlichen Eskimo sterben sie aus und zwar schnell. Auch trifft man oft unbewohnte Wohnstätten. Es findet oft Auswanderung nach dem dänischen Gebiete statt. Nach einer Blatternepidemie, die im J. 1820 wüthete, wanderte der größte Theil der Ueberlebenden dorthin aus.

Grinnell-Land und Ellesmere-Land, das der grönländischen Küste am Nordwasser, Smithssund und Kennedykanal gegenüber liegende Land, sind offenbar die Küste eines dem grönländischen ähnlichen Continentes, das den entsprechenden westlichen Flügel des Polarlandes ausmacht, dessen östlichen Grönland darstellt. Der südliche Theil dieses westlichen Landes vom Jonessund bis zum 79° nördl. Br. ist Ellesmere-Land, welches hier von Grinnell-Land, der nördlichen Hälfte, durch einen 50 Meilen breiten Sund getrennt wird, eine Bildung, die genau der des gegenüber liegenden Theiles von Grönland entspricht, wo auf dieselbe Weise Prudhoe-Land von Washington-Land durch einen 60 Meilen breiten Sund getrennt wird, die Peabodybai, deren Inneres jetzt vom Humboldtgletscher eingenommen wird. Vor dem Sund zwischen Ellesmere und Grinnell-Land liegen die Inseln Bache und Henry. Die Eingangspfeiler des Sundes bilden Cap Hawks auf Ellesmere-Land und Cap Louis Napoleon auf Grinnell-Land, letzterer ein steiler gibraltarartiger Fels von 1500 Fuß Höhe. Von Ellesmere-Land ist Näheres nicht bekannt. Grinnell-Land hat an seinem Gestade einen Eisfuß von 50—150 Fuß Breite. Das Land erhebt sich an der Küste in Terrassen, deren oberste eine Höhe von 120—150 Fuß über dem Smithssund hat, wie dies in ähnlicher Weise an der Küste von Grönland der Fall ist. Diese Küstenstufen bestehen aus Sandstein und Kalkstein der obern silurischen Periode, gleichfalls in Uebereinstimmung mit der jenseitigen Küste. Hinter diesen Küstenstufen zieht in derselben Richtung die ununterbrochene Kette des Victoria- und Albertgebirges, dessen Gipfel im südlichen Theile zuckerhutförmige Spitzen von 1200 Fuß Höhe, weiter nördlich oben abgerundete Pyramiden von 2000 Fuß Höhe sind, während der Sir Edward Parry, das nordöstlichste bekannte Glied der Kette, eine mächtige, abgestumpfte Pyramide von 3000 Fuß Höhe ist. Die Temperatur fand Hayes sehr mild am Gestade von Grinnell-Land, sodaß er (im Frühjahre) ohne Beschwerde im Freien schlief. Die Vegetation fand derselbe kärglich; da er jedoch nicht über das äußere Gestade hinaus kam, so ist das von keiner Bedeutung. Er fand den Stamm einer Weide, eine welke Saxifraga oppositifolia, ein Bündel dürrer Festuca. Eskimo wurden nicht angetroffen, jedoch Spuren von Wohnstätten. Der letzte Punkt, welchen Hayes persönlich erreichte, war Cap Lieber an der Lady Franklin-Bai, 80° 35′ nördl. Br. Von hier aus sichtete der Reisende Cap Union, 82° 30′ nördl. Br., ein mächtiges, gegen den dunklen Horizont der offenen See vorragendes Vorgebirge, das nördlichste Land, das bekannt ist.

C. Die Ostküste ist wegen des Großeises, das sie, so weit man bisher vorgedrungen ist, belegt, fast unnahbar und deshalb nur an einzelnen Theilen bekannt, nämlich von Cap Farvel bis zur Dannebroginsel in 65° 15′ und von Cap Barclay in 69° 10′ bis zur Haystackinsel in 75° 45′ nördl. Br. Zwischen der Dannebroginsel und Cap Barclay und nördlich von der Haystackinsel ist die Küste noch unerkundet.

Man stellt sich die Gestalt Grönlands gemeiniglich so vor, daß es im Süden keilförmig auslaufe, nach Norden zu immer mehr anschwelle. Diese Vorstellung ist mit Rücksicht auf die wirkliche Structur des Landes unrichtig; Grönland ist vielmehr — im Ganzen genommen — eine längliche vierseitige Landstufe, die nach Westen um sich selbst gebogen, gewissermaßen herum geschoben ist, wonach natürlich, da die Südwestspitze bei Cap Farvel zu liegen kam, die südliche Breitenseite sich nach Nordwesten zurückziehen, folglich nach Nordosten verlaufen mußte. Von dieser Breite geben die Landkarten ferner leicht eine irrthümliche Vorstellung, indem dieselben gemeiniglich von Cap Tycho Brahe in 65° 30′ oder von Cap Danell in 65° 40′, den beiden äußersten Punkten, von denen man dort einige Kunde hat, durch die unbekannte Strecke bis Cap Barclay eine gerade Linie ziehen, wonach, da die Küste von Cap Farvel bis Cap Danell im Ganzen auch eine solche gerade Linie beschreibt, man jene ganze Strecke von Cap Farvel bis Cap Barclay für die südliche Breite und das Cap Barclay für die Südostecke des Landes halten sollte. Nach vielen Karten sollte man gar das scharf vortretende Cap Brewster (im Süden des Scoresbysundes (in 70° 24′ nördl. Br.) für diese Südostecke halten. Die Breite am südlichen Auslaufe des Landes erstreckt sich aber jedenfalls nur bis

Cap Danell (65° 40′); bis dahin verläuft die Küste in gerader oder etwas eingebogener Linie nach Nordosten; dort beginnt offenbar die ostwärts ausgebogene Linie der östlichen Längenküste. Die Breite an der südlichen Querküste von Cap Farvel bis Cap Danell ist dieselbe, wie die der nördlichen Querküste von Cap York nach Cap Jefferson. Man erkennt den Bau Grönlands näher durch eine Vergleichung mit dem gegenüberliegenden Skandinavien, dessen Bau mit dem Grönlands eine merkwürdige Uebereinstimmung hat, nur daß Skandinavien, wie Grönland nach Westen, nach Osten um sich selbst gebogen ist. Wie Grönland besteht Skandinavien aus zwei Hauptlandzügen, die hier auch die politische Eintheilung in Norwegen und Schweden veranlaßt haben; wie Grönland seinen Haupthöhenzug an der auswärts vorgebogenen Ostküste, hat Skandinavien den seinigen an der auswärts vorgebogenen Westküste; die Länge beider Länder ist dieselbe und auch die Breite am Nord- und Südende ist in beiden Ländern fast gleich, wenn auch Grönland durch die weite Ausbuchtung seiner einzelnen Glieder nach Osten in seinen mittleren Theilen eine weit größere Breite erlangt. Man könnte Skandinavien auch ein umgekehrtes Grönland nennen; das Südende Skandinaviens hat dieselbe Contour wie das Nordende Grönlands zwischen Cap York und Cap Constitution.

Nach Vorstehendem unterscheiden wir die südliche Ostküste oder südliche Querküste und die nördliche Ostküste oder östliche Längenküste.

Die südliche Ostküste verläuft von Cap Farvel bis zum Puisortok, 62° 15′ nördl. Br., dem nächsten großen Eisblink oder am Meere stehenden Mündungsgletscher, in gerader nordöstlicher Richtung, von dort an bis Cap Danell in etwas eingebogener Linie. Das Gestade ist meistens steile Klippenküste, die in das Festland einschneidenden Fjorde haben südlich vom Puisortok nur unbeträchtliche Tiefe und das Festland scheint hier fast überall unter dem Binneneise vergraben; nördlich vom Puisortok haben einzelne Fjorde eine etwas größere Erstreckung und gewähren etwas ausgedehnteres eisfreies Land. Eine Reihe Eilande, meistens von beträchtlicher Höhe, zieht sich längs der Küste. Außer von der Großeisströmung ist die Festlandsküste so von einem feststehenden Eiswalle eingeschlossen, daß es unmöglich ist, derselben mehr als 300—400 Faden weit nahe zu kommen; nur einzelne tiefere Fjorde machen eine Ausnahme, sodaß man landen kann. Eisberge sind an dieser Küste selten weit aus in See; in der Nähe des Landes stehen sie oft zu Hunderten, ja zu Tausenden. Trotz der mildernden Einflüsse des atlantischen Oceans ist das Klima im Ganzen strenger, als in der entsprechenden Breite an der Westküste, namentlich hat der Sommer wenige warme Tage. Bereits im August bedeckt sich die See zwischen dem Großeise mit einer dünnen Eishaut. Im September stehen alle Fjorde und im October beginnt die Jagd mit Hundeschlitten auf dem Eise. Der Winter ist jedoch mild; im Februar, dem kältesten Monat, hat man zwar bis — 17° R., in der entsprechenden Breite an der Westküste aber — 27° R. Bei Westwind ist klare Luft und scharfe Kälte, bei Seewind Milderung der Kälte und Schnee. Der Schneefall ist überall außerordentlich stark. Wegen der geringen Ausdehnung eisfreier mit Vegetation bestandener Strecken kommt das Rennthier hier überall nicht vor und ist bei den Einwohnern fast unbekannt. Dagegen sind Eisbären häufig, deren Fleisch zu den wichtigsten Nahrungsmitteln der Einwohner gehört. Seehunde sind nicht in großer Anzahl vorhanden.

Infolge dieser Umstände ist der Einwohner dieser unwirthbaren Küste nur eine geringe Anzahl. Dieselbe betrug zu Graah's Zeit an 800—1000, hat sich aber seitdem, besonders durch Auswanderung nach Fredericksdal und den andern herrnhutischen Missionaten, bedeutend vermindert. Die hiesigen Grönländer, die Ostländer, sind von den Eskimo der Westküste in mancher Hinsicht verschieden und offenbar Blandinger, Nachkommen der alten Nordboeren, die sich nach dem Untergange der Ostbygd hierher flüchteten. Sie haben weder die Corpulenz noch den vorragenden Bauch der Eskimo; sie sind schlank, oft 6 Fuß groß, oft hager, haben ein ovales Antlitz, regelmäßige, ausdrucksvolle Züge, lichte Hautfarbe. Weiber und Kinder haben oft braunes Haar. Von den Eskimo haben die meisten das anliegende, schlichte, schwarze Haar, das schwarze, chinesische Auge, die starken, gewölbten, schwarzen Augenbraunen, den schwachen Bart. Doch haben einige Männer einen recht starken Schnurrbart. Ebenso haben sie von den Eskimo Sprache, Temperament und Disposition, Sitten und Gebräuche. Sie haben noch ihre alte heidnische Religion und ihre Angekok und haben sonst noch manche alte grönländische Gebräuche bewahrt. Die Weiber tättowiren sich Arm, Kinn und Busen. Man begräbt die Männer mit Kajak, Spieß und Pfeil, die Weiber mit Lampe und Kessel, die Kinder mit Spielzeug und Hundekopf; der Hund soll nämlich den hilflosen Kleinen den Weg im Lande der Geister zeigen. Bei Todtenklagen werfen sich alle Anwesenden auf den Erdboden nieder. Jagdgut ist Gemeingut. Wenn ein Seehund gefangen wird, erhält jeder Nachbar seinen Antheil. Die Ostländer leiden oft sehr großen Mangel. Sie stehen bei ihren Stammgenossen an der Westküste im Rufe des Kannibalismus und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß derselbe bei Hungersnoth wiederholt vorgekommen ist. Graah schreibt es demselben sogar zu, daß an der Ostküste nur wenige Alte und Schwache zu sehen sind. Die Hauptpunkte längs der Küste von Süden nach Nordosten sind:

Cap Farvel, englisch Cape Farewell, das Statenhook der alten holländischen Seefahrer, grönländisch **Kangekkjerdlek**, 59° 48′ nördl. Br., 43° 53′ westl. L. Greenw., ist, wie alle umliegenden großen Inseln, an 800—900 Fuß hoch.

Alluk, eine hohe Insel, welche eine gute Vegetation, namentlich von Beeren, hat. Hier wird ein Jahrmarkt gehalten, zu welchem die Leute von der Westküste, namentlich von Fredericksdal, welche zum Klapmydsenfang hierherkommen und europäische Waaren mitbringen, mit

den Ostländern zusammenkommen und einen lebhaften Tauschhandel treiben.

Cap Hvidtfeld, ein hohes, steiles Vorgebirge von lebhafter Färbung, schwarz mit gelben Schichten.

Lindenowsfjord hat an der Südseite etwas niedriges Land mit guter Vegetation, an der Nordseite die Halbinsel Nennectsuk und hohes und steiles Land.

Cap Valloë mit einem Mündungsglerscher des Binneneises.

Cap Kangerdluluarak mit einem Mündungsgletscher des Binneneises. Dahinter steht Gebirge, 3000 Fuß hoch und so steil, daß es frei von Schnee ist. Dasselbe hat gleichfalls eine sehr lebhafte Färbung, indem es aus purpurnen und blauen Schichten besteht.

Auerketfjord hat freundliche, ebene Ufer mit Gras und sonstigem Pflanzenwuchs. Hier pflegen einige grönländische Familien zu wohnen.

Insel Taterat mit einer merkwürdigen Höhle von höchst regelmäßigem Bau, 150 Fuß tief, 100 Fuß weit, 100 Fuß hoch und einem lieblichen, sehr harmonischen Echo, das jeden, auch den leisesten, Laut unzählige Male wiederholt. Hier nisten Seevögel zu Tausenden.

Cap Kunnuranak (Cap Tordenskiold) ist eine treffliche Seemarke, bestehend aus zwei hohen, durch eine tiefe Schlucht getrennten Bergen.

Aneretokfjord hat einen Mündungsgletscher des Binneneises, das hier das innere Land weit und breit bedeckt.

Cap Ranzau, ein hohes und steiles Vorgebirge.

Cap Cort Adelaer.

Puisortok ist ein großes Iisblink oder Mündungsgletscher des Binneneises nach Art des Fredrikshaabs Iisblink an der Westküste. Der Eiswall steht hier in der Breite von einer Meile unmittelbar am Meere, erhebt sich perpendiculär 100 Faden hoch, dann in einem Winkel von 30—40° zu der beträchtlichen Höhe, in der hier die Fläche des Binneneises liegt. Der Puisortok unterscheidet sich dadurch vom Fredrikshaab Iisblink, welcher keine Eisberge abgibt, daß hier Eisberge in großer Menge emporsteigen, sodaß es äußerst gefährlich ist, sich der Stelle zu nähern. Die Benennung Puisortok bedeutet die Stelle, wo die Eisberge aufschießen. Die Grönländer behaupten, daß hier früher ein Sund gewesen, welcher vom Eise ausgefüllt worden sei. Aeltere Autoren sagen, dies sei die Grenze, über die Niemand sich hinauswage wegen eines Wirbels, der so gewaltig sei, daß er ganze Eisberge verschlinge. Die See am Puisortok ist stellenweise gelblich, grünlich oder bläulich gefärbt und sehr schlammig.

Dieses merkwürdige Puisortok bezeichnet in scharfer Weise die scheidende Grenze eines Hauptgliedes in der Hebung (dem Aufbau) des Landes, nämlich des südlichsten Gliedes des Landzuges, welcher im Norden zwischen Cap York und Cap Alexander beginnt. Dieses südlichste Glied, wie oben angegeben, das vierte in der Reihe, bildet eine sehr regelmäßig geschnittene halbbogenförmige Scheibe. Das Innere des Bogens beschreibt die Küste von Julianehaab im Südwesten Grönlands von der großen Insel Runarsoit bis zur Insel Cap Farvel, welche gewissermaßen die beiden mächtigen Ecksteine der Hebung (des Aufbaues) ausmachen. Von der Insel Runarsoit bis zum Fredrikshaab Iisblink, der Nordgrenze der Scheibe, läuft die Küste in gerader Linie, weil die Scheibe hier anhebt (weil hier die Breite der Scheibe liegt), und ebenso verläuft die Küste in gerader Linie vom Cap Farvel bis zum Puisortok Iisblink, weil die Breite der Scheibe hier ausläuft. Die Entfernung von der Insel Runarsoit bis zum Fredrikshaab Iisblink ist genau dieselbe, wie vom Cap Farvel bis zum Puisortok Iisblink. Nördlich vom Puisortok haben wir den Auslauf des zweiten Landzuges, welcher im Norden zwischen Cap Jackson und Cap Constitution anhebt. Die Küste tritt hier beträchtlich zurück und das Land zeigt sich in verschiedener Hinsicht verschieden von der bisherigen Strecke.

Cap Bille, nördlich vom Puisortok, das Land steigt hier nur bis 300 Fuß hoch an. Eine Kette von Eilanden liegt an der Küste.

Fjord Kangerdlurksoeitseak (Mogens Heinsen's Fjord). Hier erscheinen am Festlande hohe, schneefreie Berge.

Cap Nektoralik, ein hohes, steiles, schwarzes Vorgebirge, ein Nestplatz für zahllose Vögel.

Cap Runarsoak, steile Küste. Das Binneneis ist hier nicht sichtbar, und es besteht Vegetation von Zwergweiden und Zwergbirken. Das Auge des Reisenden freut sich, nach längerer Zeit wieder begrüntes Land statt des ewigen Schnees und Eises zu sehen. Die Eilande vor der Küste erheben sich sehr hoch, haben jedoch bis 300 Fuß Wuchs von Beeren und Büschen, auch kleine Niederungen mit Graswuchs.

Kangerdlurksoakfjard (Sehested's Fjord) schneidet, wie alle folgenden Fjorde, nordwestlich in die Küste ein. Das Festland liegt unter Eis, welches Gletscher in den Fjord sendet.

Kasiartokfjord hat am Festlande viele hohe Berge, von denen Flüsse in Cascaden herunterkommen, und Pflanzenwuchs am Fuße derselben.

Ekallumiutfjord, das beträchtlichste eisfreie Fjord an der südlichen Ostküste. In der Mündung liegt die Insel Skioldunge mit beträchtlicher Längenstreckung nach Nordwesten und scharf vortretender Südostspitze, dem Cap Niels Juel. Der Kangersinuksund ist der nördliche Arm des Fjordes, welcher die Insel vom Festlande im Norden derselben trennt. Der Fjord hat eine bedeutende Tiefe und hohe steile Ufer. Die Anhöhen haben jedoch einen guten Wuchs von Zwergweiden, Wachholderbeeren, Angelica, und einzelne Niederungen haben auch Stellen mit Graswuchs. Beim Zeltplatze Ekallumiut, dem Nordende von Skioldunge gegenüber, läuft das anmuthige Dronning Marias Dal aus, welches von einem wasserreichen Flusse durchströmt wird, eine reiche Blumenflora und schöne Grasstellen hat. Die Einwohner fischen im Flusse Lachsforellen, von welchen (Ekalluk) der Ort seinen Namen hat, und sammeln in Menge Beeren, Engelwurz, Sauerampfer. Das freundliche Thal ist von Gletschern umzogen, welche den Fluß speisen, und von den

steilen Gipfeln stürzen häufig Eislawinen donnernd in die Schluchten. Nach den frühern lückenhaften Nachrichten verlegten Cranz und andere ältere Autoren die Ostbygd hierher. Allein wenn auch die Form des Fjordes mit dem Kangersinuksund einigermaßen der Beschreibung der Fjorde der Ostbygd entspricht, so ist doch das Ganze viel zu klein, und so reizend der Contrast mit der umgebenden Oede die Grasflur erscheinen läßt, so dürfte es doch schwer halten, dort Winterheu für eine einzige starke Viehheerde zu schlagen. Die Sache verdient gegenwärtig keine ernstliche Erwägung.

Cap Moltke. Nördlich davon ist das ganze Land eisbedeckt und die Gletscher stehen stellenweise in das Meer hinein.

Bernstorffjord hat Pflanzenwuchs.

Cap Mosting. Die Küste ist steil und erstreckt sich gerade nach Norden. Das Binneneis bedeckt das ganze Land.

Colberger Heide. Hier tritt endlich das Binneneis mehrere Meilen weit bis zum Kangerdlurksoak- oder Gyldenlöve's Fjord unmittelbar ans Meer. Es werden viele Eisberge abgegeben.

Gyldenlöve's Fjord ist ein bedeutender Eisfjord. Die Eisberge stehen hier in gedrängten Reihen dicht hinter einander. Infolge dessen ist Phoca groenlandica hier ziemlich zahlreich. Von hier an schweift die Küste nach Ostnordost.

Cap Lövenörn, das Land ist sämmtlich unter Eis.

Peter Ore's Fjord. Das Land ist niedrig, hohe Berge erscheinen in der Ferne.

Kiöge-Bai schneidet tief in das Land ein und ist von hohen, von Schnee freien Bergen umgeben. Nach Norden zu erscheint im Innern hohes Land, frei von Schnee. Auf den Eilanden vor der Küste ist beträchtlicher Pflanzenwuchs.

Vendom-Insel, der letzte Punkt, welchen Graah im Boote erreichte.

Dannebrog-Insel, 65° 15′ 36″ nördl. Br., der äußerste Punkt Graah's.

Die Danells-Inseln, drei große Inseln, von Danell (1652) gesichtet und auch von Graah in der Entfernung von 40—50 Meilen gesehen, sind wahrscheinlich die Gunnbjörn-Scheeren der alten Nordboeren, welche nach ihren Fahrtweisungen halbwegs zwischen Island und Grönland, d. i. der Ostbygd, lagen.

Cap Tycho Brahe, 65° 30′, und Cap Danell, 65° 40′ nördl. Br., sind von Egede und Rothe (August 1786) in der Entfernung von 30 dän. Meilen gesichtete Punkte.

2) Die nördliche Ostküste ist von Cap Barclay in 69° 12′ nördl. Br. bis 76° nördl. Br. bekannt. Sie ist der Westküste im Ganzen sehr ähnlich, übertrifft dieselbe, wie die südliche Ostküste, jedoch bei weitem in der Großartigkeit der Verhältnisse, namentlich der Fjorde und Gebirge. Die äußere Küstenlinie besteht aus einer Reihenfolge stark nach Osten vortretender Bogen, die durch tief einschneidende, breite und tiefe Fjorde von einander getrennt werden. Die Fjorde schneiden sämmtlich nach Nordwesten in das Land ein. Von Clavering's nördlichstem, nach Scoresby's südlichstem Punkte erscheinen an der Küste die folgenden Bogen: 1) Von dem nördlichsten von Clavering gesichteten Punkte, einem breiten Vorgebirge in 75° 48′, nördlich von der Haystack-Insel, zieht sich das Land südwestlich bis Roseneath Inlet, in 75° 40′; 2) von Roseneath Inlet zieht das Land sich in weit vorragendem Bogen nach Ardencaple Inlet, 75°; 3) von dort zieht sich ein ähnlicher Bogen nach Gael Hamkes Bai in 74°, entdeckt vom holländischen Schiffer Gael Hamkes (1654). An der Spitze des Bogens, in 74° 30′, liegen die Pendulum Islands; Cap Desbrowe an der Südostspitze der äußern Pendelinsel, ein 3000 Fuß hoher, steiler Tafelberg, ist eine weithin gesichtete Seemarke. Nordwestlich davon liegt die größere, aber niedrige Shannon-Insel, an ihrer Westküste die Bogenform in paralleler Richtung wiederholend. 4) Von Gael Hamkes' Bai bildet Hendrik Hudson's Land Hold with Hope abermals einen solchen Bogen bis Foster's Bai, 73°. Cap James, die Nordostspitze von Hold with Hope, liegt in 73° 40′, Cap Broer Ruys, die Südspitze des Landes, in 73° 26′. Vor Foster's Bai liegt Bontekoe-Insel in 73° 2′. 5) Von Foster's Bai bildet noch einen solchen Bogen die Insel, deren Südspitze Cap Parry ist in 72° 15′ am Mountnorris Inlet, dem Nordarme des weiten, einen Archipel großer Inseln enthaltenden Davysundes. Die Haupteinfahrt dieses Sundes ist zwischen den Inseln Traill und Canning 16 engl. Meilen weit. 6) Vom Davysund bilden die Canninginsel und die lange Liverpoolinsel einen zwar nicht so weit, wie die vorigen, vortretenden, dafür etwas länger gestreckten Bogen bis zum Scoresbysund in 70° 30′. Canninginsel liegt zwischen 71° 36′ und 71° 47′, Cap Gladstone (so von Scoresby nach John Gladstone benannt, welcher damals [1822] Parlamentsmitglied für Liverpool war), die Nordspitze der Liverpoolinsel, liegt in 71° 33′, Cap Lister, die Südspitze dieser Insel, in 70° 30′. Der Scoresbysund oder Volqvard Boonsund (derselbe wurde bereits im J. 1761 vom dänischen Schiffer dieses Namens entdeckt) ist über 310 Faden tief, in der Einfahrt an 14 engl. Meilen breit und geht wenigstens 90 engl. Meilen weit landeinwärts. 7) Von Cap Brewster, südlich von der Mündung des Scoresbysundes, 70° 24′, zieht sich die Küste weiter in langgestrecktem Bogen bis Cap Barclay, 69° 12′, dem letzten bekannten Punkte im Süden. Nach Capitän Voß, der die Küste in 79° nördl. Br. sichtete, verläuft sie auch dort in starkem Bogen nach auswärts. Capitän Koldewey von der Germania, der die Küste zu Lande verfolgte (bis 76° 58′), mußte wegen ihres eingebuchteten Verlaufs erst nach Westen, dann nach Osten ziehen. Weiter nach Norden verlief die Küste in einem Plateau mit steilem Abfall zur See.

Es ist nicht so schwierig, an diesen Theil der Ostküste heranzukommen, als an die südliche Ostküste oder Südküste, wo schon durch Island das gesammte Großeis an die grönländische Küste hinangeschoben wird. Die großen Fjorde, die an dieser Küste ausmünden, haben

eine starke Strömung auswärts (nach Scoresby auch einwärts), durch welche in der vorbeiziehenden Großeisströmung Gassen geöffnet werden, durch die ein Schiff, namentlich ein Dampfschiff, sich mit einiger Mühe hindurchwinden kann. Nördlich von 74° 30′ hat man aber kein eigentliches Landwasser mehr, und nördlich von 75° 30′ dürfte es in der Regel überhaupt unmöglich sein, an der grönländischen Küste zu Schiffe nach Norden vorzudringen, indem, nach dem übereinstimmenden Zeugniß von Koldewey, von Clavering und auch von Scoresby, das Landeis mit dem Großeise ein zusammenhängendes, compactes Feld bildet. Eisberge sind an dieser Küste verhältnißmäßig in geringer Anzahl vorhanden.

Die Küste ist überaus öde und rauh, aber hoch und von großartiger Form. Man kann die Hauptlinie der Küste im Allgemeinen als ein Plateau bezeichnen, als einen riesigen Wall, der in steilen Terrassen an 3000 Fuß vom Meere aus ansteigt, worauf das Land wieder nach dem Innern zu abfällt, ein Verhältniß, das auch an der Westküste statthat. Ebenso scheint das Gestein mit den Bildungen der Westküste, namentlich im Norden der Diskobucht, genau übereinzustimmen. Auf einem Untergrunde von Granit, Gneis, Hornblende, Sandstein, Thonschiefer mit Braunkohle erhebt sich eine Folge von Trapflötzen. Die Trapwand stellt sich in einem reichen Wechsel kühner Gestaltungen dar, als langgezogene Bastionen, Schanzen, Pyramiden, Säulen, Riesenhäuser mit Giebeldächern und Schornsteinen und dergleichen mehr, während die dunklen Trapmassen hie und da von Schichten von buntem Farbenschimmer unterbrochen werden, wie die Vandyke-Klippen, 1300 Fuß hoch an der Südostseite von Traill-Insel im Davysund, wo das Dunkelblau des Thonschiefers im Zickzack von hellgelben und rothen Streifen durchwirkt ist, welche von stark mit Eisenstein versetzten krystallischen Porphyrschichten entstehen. Einzelne Punkte dieses Küstenwalls sind an 4000 Fuß hoch, wie Cap Brewster, das Südportal des Scoresbysundes und der Berg am Eingange des von Koldewey explorirten Franklinfjordes.

Hinter der steil vom Meere aufsteigenden, nach dem Binnenlande zu sich senkenden Küstenstufe zieht Hochgebirge, das wahrscheinlich die Haupthebungslinie Grönlands ist. Scoresby sah dieses Gebirge in dem Wernergebirge, welches er im Innern des Davysundes in der Entfernung von 30 engl. Meilen sichtete und welches er auf über 6000 Fuß hoch anschlug. Koldewey traf das Gebirge 18 deutsche Meilen weit innerhalb des Franklinfjordes, wo sich eine großartige Alpenlandschaft eröffnete. Gewaltige Gletscher, riesige Wasserfälle stiegen vom Gebirge nach den grünen Ufern des Fjordes hinunter. Koldewey und seine Gefährten bestiegen einen Gipfel, der aus Glimmerschiefer bestand und eine Höhe von 8000 Fuß erreichte. Von dort aus erblickten die Reisenden in 10 deutschen Meilen Entfernung, wo der Fjord sich gabelt und ein eine deutsche Meile breiter Gletscher niedergleitet, einen Gipfel, dessen Höhe auf mindestens 11,000 Fuß geschätzt wurde.

Das Wetter an der Küste ist im Sommer, besonders im Juni und Juli, sehr angenehm. Der im arktischen Meere sonst häufige Nebel ist hier selten, es gibt sogar nur wenig Wolken. Die Sonne zieht viele Tage lang um den Horizont, ohne je von einer Wolke verdunkelt zu werden. Um diese Zeit ist zwischen Land und See ein Temperaturunterschied von 40° F. Die Hitze auf dem Lande ist eine intense. Scoresby fand am Gestade zwischen den Felsen im Liverpoolsund eine Hitze von 70° F., sodaß seine Gefährten davon fast überwältigt wurden. Die Pflanzen waren (im Juli) bereits größtentheils verwelkt. Als Scoresby am 28. April 1822 die Breite von 80° 34′ (in 8° östl. L. Greenw.) erreichte, erfuhr er bei eintretendem Nordwinde einen plötzlichen Temperaturfall von 32° F. auf 14° und bis Mitternacht auf — 2°, ein Fall von 34 Grad in 16 Stunden. Im Ganzen ist der Winter in den bisher hier erkundeten Breiten keineswegs streng. Die Germania hatte um Weihnachten nur — 3° R. und die Hansa hatte Regen. In den Monaten Januar, Februar und März betrug die Kälte durchschnittlich 20 Grad.

Die Vegetation ist wesentlich dieselbe wie an der Westküste und an geeigneten geschützten Stellen, namentlich wo von Schneewasser getränkt, eine sehr entwickelte. Die am häufigsten vorkommenden Pflanzen sind außer Weidenbüschen **Ranunculus nivalis, Saxifraga oppositifolia, Eriophorum capitatum, Epilobium latifolium, Dryas octopetata, Papaver nudicaule, Rhodiola rosea.** Scoresby sammelte 46 Species bei seinen verschiedenen Landungen an der Küste. Die von keiner Nacht unterbrochene Einwirkung der Sonne verursacht eine erstaunlich rasche Entwickelung des Pflanzenlebens. Der gesammte Vegetationsproceß, vom ersten Keimen im Boden bis zur Blüthe und Sommerreife vollendet sich in wenig Wochen. Wie an der Westküste, entfaltet sich der reichste und kräftigste Pflanzenwuchs im Innern der Fjorde, wo in weiten Niederungen zwischen dem Küstenplateau und den Werneralpen des Innern ein so frisches Grün prangt, daß das dortige Land mit Recht den Namen des grünen Landes verdient.

In der Fauna ist die Menge der geflügelten Insekten, namentlich der Schmetterlinge, Bienen und Moskiten, wie auch der Crustaceen, zu bemerken. Auf dem Lande sind nicht viel Vögel vorhanden, desto belebter ist die Küste durch die unzählige Menge der Seevögel. Die Ausdehnung der mit Pflanzen bestandenen Gefilde bezeugen die großen Heerden der Rennthiere und der Ostgrönland so besonders auszeichnenden Moschusochsen. Ob jedoch die eigentlichen Jagdthiere des Grönländers, Wale und Robben, hier in Menge vorhanden sind, scheint zweifelhaft.

Das nördliche Ostgrönland scheint gegenwärtig unbewohnt zu sein. Clavering traf im J. 1823 einige Eskimo an der Küste, die sich nicht wesentlich von den Bewohnern der Westküste unterschieden. Allein schon Scoresby fand, obwol zahlreiche Wohnstellen, namentlich auf allen nach Süden hin liegenden Stränden, doch die Bewohner selbst nicht mehr. Ebenso fand Koldewey zwar eine reiche Ausbeute von Geräthschaften aus Narwal-

und Walroßzahn, aus Rennthiergeweih und Knochen, aus Holz und Stein und von sonstigen interessanten Ueberresten, aber weder in der von Clavering besuchten Dorfschaft, noch sonst wo Einwohner.

Quellen. Beres, Beschreibung von Grönland. Kopenhagen 1733. — Egede-Sabye, Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland. Berlin 1763. — D. Cranz, Historie von Grönland. Leipzig 1765. — Egede, Nachrichten aus Grönland. Kopenhagen 1790. — Egede, Bruchstücke eines Tagebuchs. Hamburg 1807. — Zorgdrager, Grönl. Fischerei. Leipzig 1723. — Andersen, Nachrichten von Island und Grönland. Hamburg 1745. — Saabye, Tagebuch in Grönland. Hamburg 1817. — F. Martens, Spitzbergensche und grönländische Reisebeschreibung. Hamburg 1675. 4. — J. R. Forster, Gesch. der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. Frankfurt a. d. Oder 1784. — Manby, Reise nach Grönland. Leipzig 1823. — J. Matthiesen, Om Grönland, dets Indbyggere, Produkter og Handel. Kopenhagen 1852. — H. J. Rink, Grönland. 2 Bände. Kopenhagen 1857. — C. Bluhme, Fra et Ophold in Grönland. Kopenhagen 1865. — B. Ballö, G. skildret. Hadersleo 1861. — C. Ch. Rafn, Antiquitates Americanae, sive scriptores septentrionales rerum antecolumbianarum in America. Samling af de i Nordens Oldskrifter indeholdte Efterretninger om de gamle Nordboers Opdagelsesreiser til America fra det 10de til de 14de aarhundrede. Edidit Societas Regia Antiquariorum septentrionalium. Kopenhagen 1837. — P. C. Müller, Sagabibliothek, 3 Bände. Kopenhagen 1820. — H. Leo, Einiges über das Leben und die Lebensbedingungen in Island in der Zeit des Heidenthums. Raumer's Historisches Taschenbuch, Jahrg. VI. Leipzig. — Petersen, Handbog i den gammel-nordiske Geografie. Kopenhagen 1834. — H. P. Eggers, Priisskrift om G.'s Österbygdes sande Beliggenhed. Kopenhagen 1793. — C. Wilhelmi, Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland. Heidelberg 1842. — *De Costa*, The precolumbian discovery of America by the Northmen. New-York 1868. — *John Ross*, A voyage of discovery for the purpose of exploring Baffins-Bay and enquiring into the probability of a Northwest passage. London 1819. — *Elisha Kent Kane*, Arctic Explorations. The second Grinnell expedition in search of Sir John Franklin 1853, 1854, 1855. London 1861. — *J. J. Hayes*, The Open Polar Sea. A narrative of a voyage of discovery towards the North-Pole in the schooner United States. New-York 1867. — W. A. Graah, Undersögelses Reise til Östkysten af Grönland. Kopenhagen 1832. 4. — *W. Scoresby*, Journal of a voyage to the Northern Whale Jishery. Edinburgh 1823. — *W. Scoresby*, An account of the Arctic regions, 2 Bände. Edinburgh 1820. — *E. Sabine*, Experiments to determine the figure of the earth. London 1825. (Enthält den Bericht von Sabine und Clavering über ihre Bereisung der Ostküste von Grönland.) — A. Petermann, Mittheilungen. Gotha. — *Heer*, Contributions to the Fossil Flora of North Greenland. Edinburgh Philosophical transactions for 1869, part II. Edinburgh 1869. — *Brown*, Physics of Arctic Ice. Quarterly Journal of the Geological Society vol. XXVI. London 1871.

(*W. Bentheim.*)

GRÖNLANDIT wurde früher der derbe Pyrop genannt, der an einigen Orten Grönlands als ein schön roth gefärbter, schaliger Granat vorkommt. Es ist, wie der Almandin, ein Eisenthongranat, der neben Kiesel und Thon viel Eisenoxydul enthält. Es ist ein edler Granat, der derb und schalig zusammengesetzt ist (s. d. Art. Granat). (*C. Reinwarth.*)

GRONOVIA, eine von Linné nach seinem Freunde, dem Bürgermeister von Leyden Joh. Friedr. Gronovius, Verfasser zweier Floren, benannte Pflanzengattung mit folgenden Merkmalen: Die Blüthen sind zweigeschlechtig. Der Kelch hat eine fast kugelige, fünfnervige, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und einen oberständigen, trichterförmig-glockigen, fünfspaltigen Saum. Die fünf Blumenkronblätter sind linealisch-lanzettlich, dem Kelchgrunde eingefügt und kürzer als die mit ihnen abwechselnden Kelchzipfel. Die fünf eingeschlossenen Staubgefäße sind den Kronblättern eingefügt und wechseln mit ihnen ab, ihre Fäden sind pfriemlich, frei, die Staubbeutel endständig, zweifächerig, fast kugelig-gedoppelt und springen der Länge nach auf. Der Fruchtknoten ist unterständig, einfächerig. Das einzige, gegenläufige Eichen hängt aus der Spitze des Fachs herab. Der Griffel ist endständig, einfach, die Narbe fast kopfförmig, ungetheilt. Die krugförmige Frucht ist oberständig, fleischig, abgestutzt und umgibt den Griffelgrund; das Nüßchen fast kugelig, gerippt oder schwach geflügelt, einsamig. Der Samen ist umgekehrt, die Samenschale häutig, der Länge nach furchig-gestreift, der Samenkeim eiweißlos, die Keimblätter sind fleischig, an den Rändern ungleichmäßig gelappt und eingefaltet, das Würzelchen ist sehr kurz, nach oben gerichtet.

Die Gattung wird gewöhnlich den Cucurbitaceen zugezählt, da sie aber in der Tracht viel Aehnlichkeit mit den Loaseen zeigt und auch in ihren Merkmalen von jener Familie etwas abweicht, so hat man aus ihr eine besondere Gruppe unter dem Namen der Gronovieen gebildet. Es ist übrigens aus dieser Gattung nur eine in Westindien und Mexico einheimische Art, Gronovia scandens *Linné*, bekannt, eine krautartige, kletternde, mit Ranken versehene, behaarte Pflanze mit wechselständigen, gestielten, herzförmig-fünflappigen Blättern, fast ebensträußigen, den Blättern gegenüberstehenden Blüthenstielen und kleinen, gelblich-grünen, von Deckblättern begleiteten Blüthen. (*Garcke.*)

Gronovieen, s. Gronovia.

GRONOVIUS, 1) Johann Friedrich, ist am 5. Sept. 1611 in Hamburg geboren. Sein Vater David Gronovius, aus Wismar gebürtig, war Rath des Bischofs von Lübeck, eines holsteinischen Herzogs; die Mutter eine Tochter des Rath Lorenz Langermann, in dessen Hause der Knabe geboren wurde. Seine Vornamen erhielt er nach seinem fürstlichen Taufpathen. So lange der Vater

in Verden war, ließ er den Knaben durch Hauslehrer unterrichten. Als er 1626 das Syndicat in Bremen erhielt, schickte er denselben in das dortige Gymnasium und bald nachher nach Hamburg. Im J. 1631 sollte er die Universität beziehen, um die Rechte zu studiren. Er reiste über Leipzig und Jena nach Altdorf. Neben den juristischen Studien, die er nun nach dem Willen seiner Familie begonnen hatte, trieb er schon hier eifrigst philologische Studien und fand dazu an Mich. Virdung einen geeigneten Förderer. Das benachbarte Nürnberg lockte ihn zu wiederholtem Aufenthalte durch seine Bücherschätze. Im April 1633 kehrte er wegen des Todes seines Vaters nach Bremen zurück. Von dort unternahm er eine Reise nach Lübeck, wo der Rector Joh. Kirchmann [1]) ihn freundlich aufnahm und die Benutzung der Bibliothek vermittelte. Auf der Rückreise hatte er in Hamburg das Glück Hugo Grotius kennen zu lernen, welcher ihm seitdem in allen Verhältnissen mit seinem freundschaftlichen Rathe helfend zur Seite gestanden hat. Ihm verdankte er auch zunächst eine Hinweisung auf zweckmäßigere Fortsetzung der juristischen Studien, für die er den Besuch einer holländischen Universität empfohlen hatte. Im J. 1634 reiste er nach Gröningen, aber auch hier war sein Aufenthalt nicht von Dauer. Denn Dr. Alting hatte ihn bei Moritz von Nassau als Erzieher des jungen Pfalzgrafen von Landsberg empfohlen, und er war zu diesem Behufe nach dem Haag gereist. Inde evocatus sum Hagam Comitis, ut iuniori principi Landsbergensi Palatino magni Arausionensium principis ex sorore nepoti a studiis essem. Sed quia ea res a theologis et ipsorum discipulis agebatur, non satis feliciter successere omnia. Obschon man bald nachher ihm neue Anerbietungen machte, so konnte er doch nicht darauf eingehen, weil er sich bereits als Hauslehrer in der angesehenen Pauw'schen Familie engagirt hatte. Im October 1634 nahm er diese Stellung ein; sie war auch äußerlich (er erhielt außer freier Station 100 Reichsthaler) sehr lockend, zumal sie ihm eine ruhigere und angenehmere Existenz gewährte, als die am Hofe gewesen sein würde. Selbst ein Landaufenthalt war zu Zeiten damit verbunden. Bis zum Jahre 1637 blieb er in dieser Stellung, gab sie aber dann auf, um sich ganz frei und unabhängig seinen gelehrten Arbeiten widmen zu können. Denn schon im Februar dieses Jahres hatte er den Druck der diatribe beginnen lassen, die größte Sorgfalt darauf verwendet und im Juni bereits das wider sein Erwarten umfangreicher gewordene Werk beendigt, das er seinem Gönner, dem Advocaten Theod. Graswinckel, widmete. Es war ein glänzender Anfang seiner kritischen Thätigkeit, die nicht blos die näher stehenden Freunde bewunderten. Noch war dieses Werk nicht vollendet, als er auf Dringen des Verlegers die Besorgung einer neuen Ausgabe von Casauboni epistolae übernahm. Da es ihm darum zu thun war die Sammlung zu vermehren und durch Einsicht der Autographa zu berichtigen, so ging der Druck nur langsam vorwärts und ward erst im October 1638 vollendet. Der Aufenthalt im Haag erleichterte ihm den Verkehr mit den Nachbarorten; nach Amsterdam, Leyden, Utrecht, Delft wurden häufig Ausflüge gemacht, um die Freunde und Gönner zu sprechen, sogar das Lager von Breda 1637 besucht. Im J. 1638 dachte er an die Erwerbung der juristischen Doctorwürde mehr mit Rücksicht auf die hamburgischen Verwandten: Hamburgenses mei hoc postulant, flagitant; me revocant et me videre dedignantur nisi cum isto candidato nomine [2]), aber die Ausführung wurde aufgeschoben, weil er ganz in Anspruch genommen war mit der Ausarbeitung der Observationes, die Anfang 1639 vollendet waren.

Im April des Jahres 1639 ging er mit Verwandten nach England. Den Gelehrten war er keine fremde Erscheinung mehr. Méric Casaubon, Selden, François du Jon (Junius) nahmen ihn freundlich auf und unterstützten seine Pläne. Aber die Hoffnung, die reichen handschriftlichen Schätze für seine Arbeiten und für Freunde, wie Nicl. Heinsius, ausbeuten zu können, ward nur wenig erfüllt. Die Handschriften der Bodlejana in Oxford waren nur unter großen Schwierigkeiten zu erlangen [3]) und ebenso war es mit den Bibliotheken der collegs in Oxford und Cambridge. Das machte ihn sehr verstimmt. Dazu kam, daß ihm schon bei seiner Abreise in Rotterdam die Streitschrift zugegangen war, welche Eméry de la Croix (Emericus Cruceus) unter dem Titel: Statii silvarum frondatio s. antidiatribe 1639 in Paris gegen ihn verfaßt hatte, um sich gegen Gronovius wegen des gegen seine Statius-Ausgabe ausgesprochenen Tadels nicht blos zu vertheidigen, sondern Rache zu nehmen. Auf der Reise in England verfaßte er die Gegenschrift. Frondatori (er nennt den Angreifer niemals mit Namen) respondi saevis cum iocis, ut merebatur. Recte tu mones, schreibt er weiter an N. Heinsius [4]), calumniis abstinendum, sed intempestive sane, pace tua, charissimum pectus. Non enim sumus nos ii, qui calumniando quamcunque caussam nostram agere velimus, et profecto moroni similes essemus, si putaremus malis artibus defensionem nostram indigere. Quis umquam fuit mortalium, qui adeo fotue inscitiam suam, stuporem, barbariem, impudentiam, malignitatem prodidit? Indicis vice tantum ut fungeremur opus fuit, et tunicis quibusdam, quibus nuditatem identidem involverat, nebulonem evolveremus. Singulis capitibus tot capita opposuimus, locum nullum reliquimus intactum. Saepe misereri vespertilionis volui, sed cum malitiam et maledicendi intemperantiam, qua adversus me grassatur, cogito, nullus relinquitur misericordiae locus. An dem Wohnorte des Gegners, in Paris, ließ er den Elenchus Antidiatribes Mer-

1) *Gudii* epist. p. 288. Gronovius fuit certe mihi acceptissimus nec dubito quin aliquando in doctorum lustro inter primos censeri possit.

2) Vergl. auch *Burmanni* syllog. ep. III. p. 54. 3) *Burmanni* syll. ep. II, 594; III, 81. Clarorum virorum ad Voss. epist. p. 187. 4) Syllog. epist. III. p. 81.



curii Frondatoris bei Guil. Pele 1640 drucken, was freilich nicht zu seiner Zufriedenheit ausgeführt wurde; er hatte aber die Freude, daß Saumaise einen kritischen Brief hinzufügte. Die Replik seines Gegners [5]) ließ er unbeachtet. Er schrieb an Heinsius: missus ad me est Lutetia libellus, in quo frondator meus falce abiecta tenebat flabellum muscarium asinus tantus. Itaque etsi malus est, tamen miseret me peponis, nec posthac cerebrum ei amplius turbabo [6]).

Im October 1639 war er nach Paris gekommen. Er fand es dort ganz anders als in England. Die reichen Schätze an Handschriften, welche die öffentlichen Bibliotheken oder die einzelnen Gelehrten besaßen, standen zu freiester Benutzung. Ueberall freundliches Entgegenkommen, besonders von Seiten des mit Saumaise befreundeten Parlamentsrathes Sarrau, und neben den ernsten wissenschaftlichen Arbeiten heitere Lust. Mit großer Begeisterung schreibt er an die Freunde, z. B. an Richter in Nürnberg [7]): nihil est, non dico in toto regno, sed in omni terrarum orbe, quod Parisiis queat comparari. Ibi eruditio, ibi humanitas, ibi mores habitant: ibi perpetuae elegantium hominum nundinae, nec uspiam magis ingenium et virtus minore cum invidia aestimatur. Itaque omnia mihi prae illa urbe sordent. Deshalb war es ihm sehr schmerzlich, als seine Reisegefährten auch die Städte in der Provinz aufsuchten. Brevis fuit felicitas mea, schreibt er an N. Heinsius [8]), in ipso principio fruendae eius Nemesis mihi finem fecit. Quid Nemesis tamen? imperitia istorum hominum, qui Galliam extra Galliam, hoc est Parisios, quaerunt — nec credas ullibi terrarum locum esse, qui cum una civitate illa queat comparari: si uspiam omnia illa, quae sapientem hominem seculum ibi sine ullo fastidio detinere possunt, reperies. Wie aus dem Elysium vertrieben kam er sich vor, als er mehrere Wintermonate in Angers verweilte, wo der Umgang mit höchstens vier Gelehrten ihn für die iactura immensarum illarum opum ac deliciarum nicht entschädigen konnte. Inzwischen benutzte er diesen Aufenthalt, um dem Wunsche seiner Verwandten folgend endlich die juristische Doctorwürde zu erwerben. Er hatte die juristischen Studien längst bei Seite gelegt und nicht einmal gelehrten Apparat zur Hand, als er an die Bearbeitung der ihm gestellten Aufgabe ging. In drei Tagen mußte dieselbe vollendet sein. Am 28. Febr. 1640 erfolgte die Promotion, die auf Betrieb seines Landsmanns Senger mit großer Feierlichkeit veranstaltet wurde. Der Erfolg war so groß, daß man ihm eine Aussicht auf eine juristische Professur eröffnete, natürlich unter der Bedingung des Uebertritts zur katholischen Kirche. Ego ipsis gratias egi, schreibt er [9]), et Prometheis vinculis in patria alligatum me teneri nec qui hactenus de fide non dubitassem, minime omnium venisse in mentem mihi eam alicuius emolumenti aut honoris respectu mutare. Der Aufenthalt in Angers, der nur für wenige Monate bestimmt war, dauerte acht. Auch die andern bedeutenden Städte Frankreichs wurden besucht und überall Bekanntschaften angeknüpft. Incredibilem ubique hominum doctorum et honoratorum civium in Gallia inveni comitatem, nec ulla terrarum est, quae studio in peregrinos ei debeat comparari [10]). Dieselbe Erfahrung machte er auch in Italien zu Florenz, Pisa, Rom, wo er seinen Landsmann Holsten traf, Bologna, Padua, Venedig, obschon die Benutzung der Bibliotheken, namentlich in Florenz, sehr erschwert wurde [11]). In Rom erhielt er einen Ruf nach Deventer; auch Sarrau wollte ihm eine Stellung cum honorario mille librarum verschaffen, aber er wollte die Reise nicht unterbrechen, die ihn durch das südliche Deutschland, die Schweiz, nach Frankreich führte. In Paris erhielt er einen zweiten Antrag nach Deventer als professor historiarum et oratoriae, aber auch nach der Rückkehr im Januar 1642 schwankte er, weil seine Angehörigen in Hamburg wünschten, daß er sein dortiges Canonicat antrete, und er auch selbst wünschte die Mutter und die Vaterstadt nach langjähriger Abwesenheit wieder zu sehen. Der Rath seiner holländischen Freunde und die Sehnsucht nach literarischer Muße bestimmten ihn, dem Rufe zu folgen [12]), zumal in Deutschland noch immer der Krieg wüthete.

Ostern 1642 trat er sein Doppelamt als Nachfolger Martin Schoock's an als historiae et eloquentiae in schola Daventriensi professor. Sein Gehalt betrug 800 Gulden. So klein auch die Anstalt war, so bot die Stelle doch Arbeit genug, weil er der Lehrthätigkeit ganz ungewohnt war. Er hatte fünf Stunden zu geben, zu denen auch Privatunterricht kam. Aber die ruhige Abgeschiedenheit des Ortes behagte ihm (mihi cano et musis), die Arbeit wurde mit jedem Tage leichter und er konnte schon an seine wissenschaftlichen Arbeiten denken. Im Herbst besuchte er die Heimath. Ego meos reperi salvos sospitesque, et si induci potuissem, ut Belgarum oblivíscerer, crede mihi satis lautae paratae erant conditiones [13]). Es zog ihn ein starker Magnet, die Liebe zu Adelheid Tennuyl (Adelheida Tennulia), die er dem Freunde [14]) als non deformis, bene nata, optimae indolis, optimis moribus schildert und die auch eine ansehnliche Mitgift brachte. Am 25. Jan. 1643 verheirathete er sich mit der 22jährigen Braut und hatte die Freude, auch von den leydener Freunden Borhorn und N. Heinsius mit den üblichen Epithalamien begrüßt zu werden, an denen es auch die andern nicht hatten fehlen lassen. Waren auch die ersten Wochen bis zur Einrichtung des neuen Hausstandes unruhig (er wanderte

5) Ad *P. Papinii Statii* Silvas Muscarium sive Helelenchus. Paris 1640. 6) *Burm.* syll. III. p. 96. 7) Epist. p. 289. 8) *Burm.* syll. III. p. 88, vergl. noch andere Lobsprüche p. 90. 9) Epist. Richter. p. 242. *Burmanni* syll. III. p. 94.

10) Ibid. p. 96. 11) Ibid. p. 163. 12) Secreto me impellebat, quod refugerem turbines negotiorum et quietem literariam captabam ad exasciandam illam materiam quam in peregrinatione ex variis, ut ita dicam, silvis cecidi. Epist. Richter. p. 241. 13) *Burmanni* syll. II. p. 102. 14) Ibid. p. 103.

zwischen seiner alten Wohnung, dem Hause des Schwiegervaters, bei dem er aß und schlief, und der neuen Wohnung umher), so lassen doch seine Briefe überall das dankbare Gefühl des neuen Glücks hervortreten. Itaque non sufficio, schreibt er an N. Heinsius [15]), agendis gratiis summo rerum arbitro, qui tam aequali et placito iugo me copulavit: nec ullae sunt iacturae vel temporis vel libertatis, quibus tantas delicias non iure emeris. Neben dem häuslichen Glück gestalteten sich auch seine amtlichen Verhältnisse sehr gut; er fand Anerkennung bei seinen Schülern, die von andern Orten häufig nur um seinetwillen nach Deventer kamen. Da ihre Zahl überhaupt klein war, konnte er um so ernster auf Gründlichkeit hinarbeiten und fand besonders in Privatvorlesungen Gelegenheit, die Lectüre zu fördern [16]). Man braucht nur zu lesen, wie er den jungen Graevius bei seinem ersten Besuche auf die Mängel seiner bisherigen Studien an einem scheinbar ganz leichten Schriftsteller, an Cicero's Briefen, aufmerksam gemacht und die Erfordernisse einer genauen Auffassung gezeigt hat [17]). Aber auch bei der Repräsentation des Gymnasiums trat er mit seiner Beredsamkeit hervor: so 1645 mit dem Propempticon ad legatos foederati Belgii, qui Daventriae convenerant itineris una capessendi ergo ad colloquium Monasteriense; 1647 mit einem Glückwunsche an Wilhelm von Oranien: Gratulatio ad Guilhelmum II. principem Arausionensem, cum in praefectura civili exercitusque et classium parenti succederet, zu der ihn der Rath einflußreicher Gönner veranlaßt hatte und der ihm ein Geschenk von 400 Fl. eintrug. Als 1648 sein College Christem dem Rufe nach Harderwyk gefolgt war, übernahm er das Rectorat und hielt dabei eine sofort gedruckte Rede, die er rasch und unter Fieberleiden aufgesetzt hatte. Auch an Gronovius hatten die geldernschen Stände gedacht, aber tenuit conspiratio senatus et civium et soceri uxorisque, und gern erhöhte man seinen Gehalt um 100 Fl., wozu 1656 abermals 100 Fl. und das Versprechen weiterer Zulage kam, sodaß er 1658 bereits 1100 Fl. und Wohnung in einem öffentlichen Gebäude hatte. Ja die Stadt hatte ihn, was bis dahin noch keinem Professor gewährt war, in die städtische Vertretung gewählt. Allegerunt in secundum ordinem et deliberationibus voluptatibusque publicis adhibere gaudent [18]). Die Liberalität der Behörde hatte er auch bei andern Gelegenheiten erfahren. Als er den Mitgliedern 1652 das neue Buch der observationes gewidmet hatte, machten sie ihm dafür ein ansehnliches Ehrengeschenk, und selbst die Exemplare seiner Schriften, welche er den zwanzig Mitgliedern des Raths zu überreichen pflegte, wurden in der Regel mit 100 Fl. entschädigt. Sie konnten auch stolz sein auf den Mann, der durch seine wissenschaftlichen Arbeiten in dieser Zeit seinen Ruf immer weiter verbreitete. Mit rastlosem Fleiße, in anhaltenden lucubrationes, bei denen er oft tenerae coniugis immemor war, wurden Livius, das Buch de sestertiis, Seneca, Gellius, observationum liber novus vollendet.

Eine traurige Störung brachte die im Juli 1656 in Deventer ausbrechende Pest. Während Viele die Stadt verließen, wagte er bei seiner zahlreichen Familie (er hatte bereits sieben Kinder) dies nicht zu thun und hatte das Unglück seine Gattin zu verlieren, die bei der Pflege einer erkrankten Schwester angesteckt war. Er ging zu seiner Zerstreuung nach Hamburg, wo Familienverhältnisse nach dem Tode seiner Mutter (sie muß 1656 gestorben sein) seine Anwesenheit verlangten. Gronovius war nämlich im Besitze eines hamburger Canonicates und einer Vicarie in Bremen [19]). Zu dem Genusse der Einkünfte aus jenem Lande konnte er nicht gelangen, weil er seit seinem 25. Lebensjahre niemals ein Jahr lang Residenz in Hamburg genommen hatte, dagegen konnte ihm der Miethsertrag einer Curie, der sich auf 500 Fl. belief, nicht geschmälert werden; er hatte ihn seiner Mutter überlassen. Als 1650 die Schweden dergleichen Höfe für sich zu erlangen suchten, wußte Gronovius den Einfluß seiner Freunde Heinsius und Vossius bei der Königin Christina zu benutzen, daß diese nicht nur ihn in dem Genusse der Einkünfte sicher stellte, sondern sie auch auf seinen ältesten Sohn übertrug. Die Dedication des Livius war sein Dank für diese fürstliche Liberalität. Wegen jener Einkünfte war er nach Hamburg gegangen und es war ihm gelungen Alles wohl zu ordnen. Das Phäakenleben seiner Landsleute reizte ihn wenig [20]) und er kehrte gern zurück in hanc aridam meam moestamque et tot luctuum admonitricem solitudinem, sed dearum plenam. Wohl gab man sich Mühe ihm wieder eine Frau zu verschaffen, aber mihi animus nondum nec cordi fixa voluntas de istis rebus cogitare. Aus der Zufriedenheit mit seiner Lage erklärt sich auch, daß er zu der Bewerbung um eine andere Stelle sich nicht entschließen konnte; man sollte ihn suchen und annehmliche Bedingungen stellen. Schon 1648 war davon die Rede gewesen, ihn nach Leyden zu berufen, aber die Intriguen von Saumaise, der ihm wegen der Schrift de sestertiis zürnte, hatten es vereitelt. Im J. 1656 wurde dieser Plan wieder aufgenommen, aber erst 1658 ernstlich verfolgt. Ihn lockte der Ruf der berühmten Hochschule und die Nähe der Freunde in Amsterdam und im Haag, aber er wollte auch in seinen Einkünften nicht geschmälert sein (in Deventer bot man ihm 1500 Fl.) und namentlich seine Privatvorlesungen fortsetzen, die sehr einträglich gewesen waren [21]). Die Verhandlungen führten zu einem glücklichen Abschlusse und mit der Rede de Graecae historiae linguaeque et omni literarum studio (gedr. L. B. bei Elzevir 1658. 4.) (*Burm.* II. p. 791) trat er

15) Ibid. p. 108. 16) Nihil agimus magni, dum studemus iuventuti servire et a nugis ineptiisque ad lectionem veterum ei viam praeire sagt er ibid. p. 173. 17) *Burmanni* orat. funebr. in obitum Graevii in der Sammlung von Frotscher I. p. 153. 18) *Burm.* syll. III, 391.

19) Ibid. III. p. 511; sie brachte an 100 Fl. 20) *Burm.* syll. III, 354. Genio quoque curando potius omnia superfuerunt quam defuerunt: ita sunt illic escae maximae, sed et electilis, vino veteri et sive Graiae, sive Iberiae, sive Rhenanae salivae non nisi optimae. 21) *Burmanni* syll. III. p. 389. 391. 392.

die Professur an, zu der ihm N. Heinsius, der eifrigste Förderer dieses Planes, mit einem hübschen Gedichte gratulirte. Jetzt erst schloß er eine zweite Ehe mit Katharina Glagow, der Witwe Konrad Riland's; in den letzten Monaten 1659 hatte er sich mit ihr in Deventer verlobt. Ipsa meae aetatis, forma sufficiente in uxore, moribus laudatis et commodis, orba et testamento libero, cui haec accedit laus toti civitati cognita et testata, tres mariti prioris filios ab infantia sic educasse, ut illi se novercam sensisse sancte negent [22]. Das mußte für ihn, dem die Sorge für die Kinder bei seiner amtlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit schwer wurde, von besonderer Wichtigkeit sein, und er beschleunigte die Hochzeit, die noch vor dem Schlusse des Jahres 1659 vollzogen wurde [23].

In Leyden gelangte er rasch zu großem Ansehen; denn schon 1661 übertrug man ihm die Verwaltung des Rectorats, in welchem er die Rechte der Hochschule der städtischen Behörde gegenüber kräftig schützte [24]. Auch 1668 war er wieder gewählt, als schwere Leiden Stadt und Universität heimsuchten. In dieser Stellung hielt er die Parentation bei der Bestattung des berühmten Orientalisten Golius und mußte sich auch bequemen, den Großherzog Cosimo feierlich zu begrüßen, als er die Universität mit seinem Besuche beehrte [25]. Als der Bibliothekar Thys 1665 gestorben war, wählte man ihn zu dieser Stelle. Indessen fehlte es nicht an Versuchen, ihn der Hochschule zu entziehen. Im J. 1661 wollte ihn Spanheim nach Heidelberg ziehen, wo Freinsheim's Stelle zu besetzen war, und 1669 gab man sich in Amsterdam viel Mühe, ihn für das Athenäum zu gewinnen. Retinuerunt mortui et vergens aetas et corpus labori pristino impar et crebrius solito languidum, denique contentus praesentibus animus. Itaque simpliciter nihil cauponatus gratiam feci [26]. Dagegen war es ihm sehr erfreulich, als auch er 1666 unter den wenigen auswärtigen Gelehrten war, denen Ludwig XIV. eine ansehnliche Pension anwies, zumal er bei der Vertheilung im J. 1663 durch die Mißgunst einiger Pariser übergangen war. Der ruhige Mann jubelt über die Auszeichnung [27] und fühlt sich zu neuen Anstrengungen begeistert. Nam qui constitueram posthac abstinere scribendo aut saltem interiungere aliquamdiu tamquam rude donatus, video novo auctoramento me retractum in hunc ludum nec quiescere posse, priusquam publice grates egerim. Ea cura nunc me coquit et versat sub pectore fixa. Bei der Pest hatte er nicht nur selbst mit den Kindern lange krank gelegen, sondern auch seine Frau verloren, die ihr Vermögen nicht den Stiefkindern hinterlassen und dadurch dem zurückbleibenden Gatten neue Sorgen aufgebürdet hatte [28]. Er verhehlte sich nicht, daß auch sein Gesundheitszustand bedenklich war; denn er litt so bei der immer mehr sich entwickelnden Wassersucht an geschwollenen Füßen, daß er zu fahren genöthigt war und heftige Fieberanfälle schwächten den sonst kräftigen Körper [29]. Im November erkrankte er schwerer und starb nach harten Kämpfen am 28. Dec. 1671. Nur Lorenz Theodor (Jacob war in Paris) und seine zwei Schwestern standen am Sterbelager; „Godt sal het maecken" war die letzte Ermahnung.

Die Zahl seiner Zuhörer war nicht groß, denn das Interesse an den classischen Studien war erkaltet. Von 25 Zuhörern in einer Privatvorlesung über Ovid's Metamorphosen schreibt er an Heinsius [30], und Ruhnken führte gar nur zehn an [31]. Die Art seiner Vorlesungen können wir aus den nach seinem Tode veröffentlichten Dictaten erkennen. Die damals beliebten notae politicae waren ihm ein Greuel. Bei der Erklärung achtete er ebenso auf den Inhalt als auf die Sprache, aber die Rücksicht auf diese überwiegt in grammatischen und phraseologischen Sammlungen.

Seine schriftstellerische Thätigkeit beschränkt sich auf die lateinische Literatur, denn das Wenige, was er zu dem Hesychius cum notis variorum (1668) beigesteuert hat, kommt kaum in Betracht. Wenn er bei den Lateinern zunächst mit den Dichtern begann, so hat er doch für die Prosaiker weit mehr geleistet [32]. In der kritischen Behandlung der Texte ging sein erstes Streben nach Beschaffung eines guten kritischen Apparats. Schon 1637 spricht er sich darüber an Heinsius aus: Interim non possum non laudare indefessum studium tuum in conferendis MSS. et V. C., quos ad institutum tuum profuturos putas, nec profecto in hoc genere sine istiusmodi adminiculis quicquam feliciter tentatur. Ita omnes maximi viri eam viam sunt ingressi, eum laborem idque taedium devoraverunt [33]. Darauf gingen auch seine Reisen, seine Correspondenz. Daß er bei der Sichtung noch nicht die Schärfe und Genauigkeit der jetzigen Methode anwendet, daß er nur hin und wieder die Ueberlieferung anführt und die Handschriften überhaupt nicht vollständig vergleicht, wird kein Verständiger tadeln; ebenso wenig, daß er es bei keinem Schriftsteller zu einer wahrhaften neuen recensio gebracht hat. Er war sehr glücklich im Emendiren, weil er sich in die Darstellungsweise jedes Schriftstellers sorgfältig einstudirt hatte und daraus mit sicherem Tacte und scharfem Urtheil richtig combinirte. Das war sein Grundsatz vom Anfange an, und es ist merkwürdig, wie er 1636 bereits dies hervorhob: Ego a prima aetate in lectione veterum id potissimum habui, ut mei mores emenda-

22) Ibid. p. 404. 23) Voorst schreibt am 6. Mai 1660: Uxor eius, quae uti nosti *νεόγαμος* est, eum Daventriae praestolatur, iam ab aliquot septimanis secubantem. Deus bone! quam acris futura est prima illa coitio. Noli dubitare quin acerrima erit (?). nam succi plenus noster est et antehac in castris Veneris militavit miles haud instrenuus. Einen venerium nepotulum hatte ihn einer seiner Schüler genannt. *Burmanni* syll. III. p. 492. 24) *Burm.* syll. III, 450. 471. 25) Die Allocutio ad Cosmum Magnum Etruriae principem ist 1669, die parentatio 1668 gedruckt. 26) *Burm.* syll. III. p. 536. 27) Ibid. p. 526.

28) Ibid. p. 538. 29) Ibid. IV. p. 86; V. p. 137. 30) Ibid. p. 485. 31) *Wyttenbach.* vita D. Ruhnkenii p. 111. 32) Herb ist das Urtheil von Markland (praef. Statii): ut hinc perspicias quam diversae res sint linguam Latinam et poetas Latinos optime et accurate intelligere. 33) *Burm.* syll. III. p. 34.

rentur, non ut apices et puncta librorum. Si interim frequenter legendo eo pervenimus, ut genium capere scriptoris ipsumque sua mente et stilo donare possem, in lucro deputavi [34]).

Ueber seine Bearbeitungen steht die des Livius obenan. Schon 1643 begann er für die Elzevir'sche Druckerei eine Durchsicht des Textes, der in drei Duodezbänden 1645 vollendet war; der Verleger bequemte sich auch 1645 einen besondern Band notae hinzuzufügen, bei deren Correctur Heinsius freundliche Dienste leistete. Im J. 1654 wurde diese Ausgabe abermals gedruckt (er hatte seit 1650 sich an die Arbeit gemacht), aber ohne die Anmerkungen. Seit 1662 ging er an eine dritte Bearbeitung, zu der ihm ein besonders reicher Apparat zur Hand war, aber die Arbeit wurde nur langsam gefördert, sodaß sie erst 1665 zum Abschluß kam. Dies ist die saubere Ausgabe in drei Octavbänden, in welchen die Anmerkungen unter dem Texte stehen, der bis in unser Jahrhundert der maßgebende geblieben ist [35]). J. Fr. Gr. vir ingenio, iudicio, eruditionis in Latinis litteris copia praestans, arte nondum aut quod ad rem grammaticam attinet aut in critica factitanda plane perpolitus, plurimisque egregie e codicibus et coniectura emendatis eam constituit Livii orationis formam, quae ad nostram aetatem fere servata est, ist das Urtheil eines bewährten Meisters [36]), das mehr wiegt, als die Lobsprüche seines schwachen Nachfolgers Drakenborch Praef. p. XXIX und L. (XV, 1. p. LXXXIV sqq. ed. Stutgard.).

Dem Livius zunächst stehen die Bearbeitungen der Schriften der beiden Seneca, des Rhetors und des Philosophen. Im J. 1647 begann er die Arbeit, anfangs solius ingenii remigio oder tumultuaria opera, wie er sagt. Da aber immer mehr kritische Hilfsmittel sich darboten, konnte er den drei Bänden, welche den Text enthalten, ebenso wie bei Livius ein Bändchen Notae 1649 hinzufügen, welche viele Emendationen des Textes enthalten. Im J. 1655 ging er an eine neue Recension, zu der der Apparat von Alb. Rubens (Rubenius) die Grundlage bot und 1659 war sie vollendet. Inzwischen hat daraus der Text weniger Vortheil gehabt (es ist der von Lipsius geblieben) als die Anmerkungen [37]). Auch Gellius besorgte er 1651 für L. Elzevir, ohne seinen Namen zu nennen; die notae zu diesem Schriftsteller waren beabsichtigt, sind aber nur bis l. IX. c. 15 ausgearbeitet und erst 1687 gedruckt und dann in die Ausgabe seines Sohnes Jacob (LB. 1705. 4) aufgenommen.

Gronovius hatte sich in früheren Jahren sehr energisch gegen die Ausgaben cum notis variorum erklärt, z. B. gegen Blankaert's [38]): Velim in eo, quod in manibus habes, opere spectare te solidam laudem, non adumbratam et parietariam illam, quam nuper exorti repentini auctorum editores, quod a Variis promittunt, domi non esse sibi sponte fassi, cumque omnia adepti sunt, nihil ulterius promeriti quam hunc titulum *Sarcinatores esse probos, suere centonem optime.* Officinis illi quidem gratificantur et oclifería mercemque imperitos pecunia emuncturam adornant: ipsi quod inde existimationis apud vere bonos doctosque auferant, non habent; nisi forte laboris miseri derisum, ne dicam ingrati et impii invidiam. Als er aber in Leyden den unternehmenden Buchhändlern nahe kam, ließ er sich von Franz Hacke 1664 zu dem Plautus bestimmen, von dem nachher zu sprechen ist, 1665 zu Quintilian de institutione oratoria und zu Sallust, für welchen A. Thys die Auswahl der Anmerkungen, Gronovius angeblich die Textesrecension besorgte, aber auch diese meist seinem Sohne überließ, sodaß er an Heinsius schreiben konnte: in eo me vix agnosces [39]). Die Ausgabe von Plinius' Briefen 1669 hat an seinen Beiträgen eine besondere Zierde. Auch für die Naturalis historia des Plinius, welche 1669 in drei Bänden erschien, lieferte er notarum librum singularem ad ill. virum Joh. Capelanum, welche sich auf die Bücher 20—36 beziehen und Bd. 3. S. 761—860 gedruckt sind [40]). Für den Tacitus gewann ihn Daniel Elzevir 1667, aber unter den vielerlei Sorgen seiner letzten Lebensjahre hatte er das Werk nicht vollenden können, welches sein Sohn Jacob erst 1672 zu Ende führte [41]). So viel von den Prosaikern.

Von den Dichtern hatte ihn Statius zuerst beschäftigt; den Silven galt seine Erstlingsschrift in Statii Sylvarum libros V. diatribe, Hagae Comitum 1637 und die Streitschrift gegen Cruceus, der elenchus antidiatribes Mercurii Frondatoris ad Statii Sylvas, Paris. 1640 [42]), aber erst 1653 erschien die Textausgabe des Dichters bei Elzevir, welche der Ausgabe cum notis variorum (1671) zu Grunde liegt. Die Tragödien des Seneca hatten ihn schon im Haag beschäftigt und er hatte nach und nach viele Handschriften verglichen, aber erst 1661 erschien die Ausgabe bei Elzevir [43]) und wurde 1682 von Jacob Gronovius hie und da vermehrt. In gleicher Weise hat er auch zu der Variorum-Ausgabe des Martial, welche Schrevel 1661 herzlich schlecht besorgte, Beiträge geliefert [44]). An Plautus ging er, durch den Buchhändler aufgefordert, im J. 1663, während er mit Livius beschäftigt war, und war 1664 mit demselben fertig, ehe der Livius beendigt war [45]). Er benutzte die Gruter'sche Recension, der er einen höheren Werth beilegt, als sie verdient, besaß seit 1648 durch

34) Ibid. p. 8. 35) In der Ausg. von 1679 ist Manches aus seinem Nachlasse hinzugefügt. In Drakenborch's Ausgabe (1738—46) sind Gronovius' Anmerkungen abgedruckt. 36) *Madvig.* emendat. Liv. p. 34. 37) Diese sind in die saubere Ausg. cum notis variorum. Amstelod. 1672 aufgenommen. 38) *Burm.* syll. II. p. 653, vergl. III. p. 529.

39) Ibid. III. p. 521. 40) Diese notae sind vollständiger und correcter wiederholt in der Ausgabe von Sillig vol. VI. auf 123 Seiten. 41) Es gibt auch Exemplare mit der Jahreszahl 1678. Seine Anmerkungen sind auch in den Ausgaben von Ernesti bis auf J. Bekker (Leipzig 1831) wiederholt. 42) Beide Schriften mit den zwei Streitschriften des Cruceus hat Ferd. Hand, Leipzig 1812, in zwei Bänden mit Anmerkungen vermehrt herausgegeben. 43) Die Ausg. Amstelod. 1662 hat nur einen neuen Titel. 44) *Burm.* syll. III, 384. 410. 45) *Burm.* syll. III, p. 493. 496. 536.

ein Vermächtniß von Joh. Ph. Pareus die kritischen Notizen desselben aus den codd. Palatini und verglich noch vier andere Handschriften, aber die Mittheilungen aus diesem Apparate sind dürftig und willkürlich. Dazu kam, daß er ganz unvorbereitet an die Arbeit ging und sie dem drängenden Buchhändler rasch liefern mußte. Sein Text war immerhin damals der beste und hat sich als solcher bis auf Ritschl's neue Bahnen brechende Arbeiten behauptet. Die Ausgabe ist 1669 und 1684 wiederholt, auch von Ernesti 1761 ein leipziger Abdruck veranstaltet[46].

Neben diesen Arbeiten, bei denen zuletzt mehr die Wünsche der Buchhändler bestimmten als eigene Neigung, treten glänzend hervor sein gefeiertstes Werk die observationes und sein gelehrtestes die Untersuchungen über das römische Münzwesen. Im J. 1639 waren observationum libri III (LB., Commelin. 12) vollendet[47]; auf Zureden seiner Freunde hatte er den Umfang erweitert, eine Fülle der eingehendsten Erörterungen, namentlich kritischer Art aus dem ganzen Gebiete der römischen Literatur. Was er bei der Lectüre fand, bemerkte er sich in dieser bequemen Form und der Stoff wuchs ihm so an, daß er schon 1646 ein neues Buch fertig hatte, das aber erst 1652 zu Deventer erschien. Im J. 1662 wurden die drei Bücher sehr vermehrt (LB. bei Gaasbeck in 12.) neu gedruckt. Im vorigen Jahrhundert hat (Leipzig 1757) Platner, in diesem (1831) Frotscher einen neuen Abdruck besorgt. Im J. 1651 hatte er observationes in scriptores ecclesiasticos vollendet, 1643 war in Deventer der commentarius de sestertiis erschienen und erregte besonders bei Saumaise und dessen Anhange großen Unwillen, weil er derartige Untersuchungen wegen seines weitschichtigen Werkes de modo usurarum als einen Eingriff in seine Domäne betrachtete und überdies Gronov zürnte, weil er dessen Freundschaft mit dem Sohne seines Feindes Dan. Heinsius nicht vertragen konnte. Gronovius erwiderte nichts auf seine Angriffe aus Pietät gegen den Mann, dessen Gelehrsamkeit er hoch stellte, nur den abscheulichen Vorwurf des gelehrten Diebstahls widerlegte er in einem Briefe an Ant. Clement, welcher der neuen Ausgabe vorgedruckt ist. Die neue Bearbeitung, welche 1654 begonnen war, erschien 1656 in Amsterdam als de sestertiis libri IV. sive Subsecivorum pecuniae veteris Graecae et Romanae[48]. Es war das erste Werk, in welchem Grammatik und Kritik für antiquarische Forschungen angewendet ward. Die leichtfertige Polemik seines Vorgängers in Deventer Martin Schoock widerlegte er siegreich in den beiden Schriften de centesimis usuris et foenore unciario antexegesis prior (LB. 1661. 8.) und de centesimis usuris antexegesis posterior (LB. 1664.). Schließlich ist der Ausgabe von Casauboni epistolae (Hagae Comitum 1638. 4.) zu gedenken, bei welcher er sich sehr bemühte, noch ungedruckte Briefe herbeizuschaffen und die größte Correctheit zu erreichen. Die Besorgung einer neuen Ausgabe (1655) überließ er seinem Schüler J. G. Graevius[49].

46) Ritschl Opusc. phil. II. S. 155. *Bentl.* in Meineke's Menander p. 484. 47) *Burm.* syll. II. p. 585. 48) Noch einmal gedruckt LB. 1691. 4. 49) *Graevii* praefat. et epist. p. 5.

Nach der Sitte jener Zeit verlangte man von dem Kritiker auch Fertigkeit in der lateinischen Versification, in der namentlich sein Freund N. Heinsius eine seltene Meisterschaft besaß. Er konnte sich der allgemeinen Uebung nicht entziehen, erklärte aber ehrlich: versiculos rarissime tento et in hac parte plane sum infans[50]. Nur wenige derselben sind erhalten und stehen in N. Heinsii Adoptivorum carm. lib. I. p. 35. Desto fleißiger benutzte er die Dedicationen seiner zahlreichen Schriften, um sich nicht blos einflußreichen Gönnern wie Marschall Colbert, Chapelain, Sarrau, Graf d'Avaux in Paris zu empfehlen, sondern auch die Gunst der Fürsten anzugehen, wie der Königin Christina von Schweden (Livius, Seneca, Statius), des Kurfürsten von der Pfalz (Seneca Tragicus), des Bischofs von Münster u. a. Dergleichen Aufmerksamkeiten waren einträglicher als die Honorare der Buchhändler, die ihn in der Regel mit einer Anzahl von Exemplaren abspeisten. Und auch dieser erhielt er so wenig, daß er meist dazu kaufen mußte, um alle Wünsche zu befriedigen[51]. Deshalb kehren auch die Klagen über die gemeine Gewinnsucht der Buchhändler in seinen Briefen häufig wieder und die Elzevire stehen als hominum sordidissimi et ingratissimi oben an.

Gronovius war auch ein sehr fleißiger Briefschreiber. Am umfangreichsten ist die Correspondenz mit N. Heinsius, den er als Jüngling schätzte und in seinem späteren Leben mit treuer Ergebenheit und Verehrung begleitete. Sie beginnt mit dem Jahre 1636 und endigt wenige Wochen vor Gronovius' Tode[52]. Mit Saumaise trat er schon 1633 in Verbindung und blieb es bis 1657, obschon der Briefe zuletzt immer weniger werden und die Entfremdung hervortritt[53]. Mit Georg Richter in Nürnberg war er schon bei seinem Aufenthalte in Nürnberg in Verbindung getreten und hatte die Verbindung erhalten. In der Sammlung der Richter'schen Briefe (Norimbergae 1662 oder 1686, denn dieses ist nur eine neue Titelausgabe) stehen zwölf Briefe Gronovius' an Georg Richter, einer an die Georg Richter, Vater und Sohn und ein kleines Gedicht an den Vater[54]. Briefe an den Sohn Jacob (37 an der Zahl) hat Harter 1835 zu Landshut herausgegeben; 16 Briefe an Verschiedene stehen in der hamburger Lebensbeschreibung S. 53—104.

Besonders reich muß auch sein Nachlaß gewesen sein, wenn man bedenkt, was die Söhne theils selbst davon benutzt, theils andern Gelehrten zur Benutzung mitgetheilt haben. Besonders begünstigt scheint in dieser Beziehung Graevius gewesen zu sein. Er erhielt von Jacob Gronovius Bemerkungen zu Cicero's Briefen, quas delibavimus ex eius scholis Lugduni Batavorum habitis[55]; zu Suetonius hatte schon der Lebende ihm Alles

50) *Burm.* syll. III. p. 40. 51) Ibid. II. p. 630; III. p. 27. 53. 159. 268. 336. 539. 52) Abgedruckt in *Burm.* syll. III. p. 3—549 und V. p. 807. 53) Abgedruckt ibid. II. p. 524—619. 54) Ueber die in der Universitätsbibliothek zu Basel befindliche Sammlung, die aus dem gedruckten Buche abgeschrieben ist, vergl. ein Rudolstädter Progr. von K. W. Müller. 1851. 55) *Graevii* praef. et epist. p. 33. 47. Verburg hat Einiges für Cicero's Reden benutzt.

mitgetheilt, was er in seinen Adversarien bemerkt hatte [56]). Sein reicher Bücherschatz war von den Söhnen und dem Enkel gewissenhaft bewahrt und erst nach Abraham's Tode wurde die Bibliothek 1785 versteigert [57]), weil man keinen Käufer für die ganze Bibliothek fand und die Kaiserin Katharina II. von Rußland mit ihrem Gebote zu spät kam. Ita Kuhnkenius occasione solerter usus maximam optimamque librorum Gronovianorum partem parvo pretio bibliothecae Lugdunobatavae vindicavit [58]). Dort sind die Autoren mit den Collationen und den Randbemerkungen Gronov's. Von dort sind die Conjecturen zum Asconius, welche Rinkes in der Mnemosyne 1862. S. 191 herausgegeben hat. — Wohl zu unterscheiden sind davon die Dictate, welche er bei der Erklärung der Schriftsteller für sich auszuarbeiten und in Privatvorträgen gereifteren Zuhörern mitzutheilen pflegte. Da dergleichen in die Feder dictirt wurden, so ist es nicht zu verwundern, daß dergleichen Hefte nicht gerade selten sind. Solche Dictate zu Phädrus bietet die Ausgabe Amsterdam 1703 in 12., zu Plautus die lectiones Plautinae (Amstelod. 1740), welche Westerhof herausgegeben zu haben scheint, zu Terentius (Oxon. 1701 und 1750, jüngst von Frotscher, Leipzig 1833); ein Theil der Dictate zu Cicero's Briefen als Ankündigung des ganzen Heftes in den Lectionum Tullianarum particula (Schulprogr. von Leyden 1866), endlich aus einer hamburger Handschrift notae in Senecae naturales quaestiones, herausgegeben von Fickert in zwei Programmen des Elisabetanums zu Breslau 1846 und 1848. Aus einer ähnlichen Quelle mögen auch die notae et dissertationes in Hugonem Grotium de iure belli et pacis geflossen sein, welche van der Muelen der großen Ausgabe (Traiecti ad Rh. 1704. fol.) bei den Prolegomena und dem ersten Buche hinzugefügt hat zum großen Aerger für Jac. Gronovius, der mit dieser Veröffentlichung wegen vieler von Groot abweichenden Ansichten unzufrieden war.

Damit ist die Uebersicht über seine reiche Thätigkeit erschöpft. Die Zeitgenossen haben mit Bewunderung zu ihm aufgeschaut und Graevius' Lobspruch ist wohlbegründet [59]). Summam eruditionem ornabat officii religio morumque incredibilis suavitas, qua omnium voluntates alliciebat: necnon alios erudiendi et a prava illa sordidaque studiorum ratione, quae solo quaestu vulgique existimatione terminatas habet scientias, avertendi et ad veram solidamque eruditionem inflammandi maximum et indefessum studium, ut uni fere debeatur Gronovio, quod litterarum nomen in foederata Belgica non ut in finitimis regionibus, quae hac laude praecipue floruerunt antehac, sit stirpitus exstinctum. Daß die dankbare Pietät hier die Farben nicht zu stark aufgetragen hat, beweist die glänzende Anerkennung seiner Nachfolger im 18. Jahrh., eines Ruhnken [60]), eines Wyttenbach [61]), eines Broekhuyzen [62]). Auch die Deutschen haben ihren großen Landsmann stets anerkannt; ich verweise nur auf die schöne Würdigung G. Bernhardy's Röm. Litt. Gesch. S. 143 und 147 der fünften Bearbeitung, der mit Recht beklagt, daß es an einer würdigen Biographie dieses Philologen fehle.

Autobiographisches findet sich in der Daventria illustrata p. 712; außerdem ist zu vergleichen Molleri Cimbria litterata III. p. 266—282; die ungeordnete Compilation: Leben des berühmten Joh. Frid. Gronovii, nebst einigen seiner Briefe, Hamburg 1723. 8. [63]); eine vita (von Westerhof) vor den Lectiones Plautinae p. IX—XXX. Die Familie wünschte eine Leichenrede von N. Heinsius, der aber durch Krankheit verhindert war und Graevius vorschlug. Dieser scheint auch einen solchen Plan gehabt zu haben: excellentissimi viri laudes non sunt ἐν παρόδῳ recensendae. Dabitur alias, spero, de eius virtutibus meritisque dicendi locus commodior [64]), aber er hat ihn nicht ausgeführt. Das Bild Gronovius', ein gewaltiger Kopf, ist oft gestochen, am schlechtesten vor der hamburger Biographie.

2) Jacob Gronovius, der älteste der Söhne Johann Friedrich's, wurde diesem in Deventer am 20. Oct. 1645 geboren. Dort und in Leyden erhielt er seine Bildung, beschränkte sich aber nicht auf die classischen Studien, sondern verband auch damit eine Zeit lang die Rechtswissenschaft. Im J. 1668 ging er nach England, um in Oxford und Cambridge Handschriften zu vergleichen. Die Freunde des Vaters, Pococke, Pearson und besonders Méric Casaubon, nahmen ihn freundlichst auf; der letztere soll in seinen Armen gestorben sein. Dieselbe Gunst erfuhr er in Paris bei Chapelain, Thevenot, Valois und andern, aber er mußte seinen Aufenthalt abbrechen, weil ihn der Tod des Vaters in die Heimath zurückrief. Wol hätte er jetzt seine Sorge zunächst der Vollendung der väterlichen Schriften, besonders der Tacitus-Ausgabe, zuwenden sollen, aber er hatte noch keine Ruhe und deshalb auch schon vorher die Stelle in Deventer ausgeschlagen, welche einst sein Vater bekleidet hatte. Im Frühjahr 1672 ging er in dem Gefolge des außerordentlichen Gesandten der Generalstaaten Paats nach Spanien, sah sich aber in der Hoffnung, reiche Ausbeute in den dortigen Bibliotheken zu finden, ziemlich getäuscht. Eher konnte er mit den archäologischen Ergebnissen zufrieden sein. Seine Hoffnung Italien zu sehen ward 1673 erfüllt. Magliabecchi empfahl ihn dem Großherzog zu einer Professur an Chimentelli's Stelle in Pisa für griechische Sprache und er erhielt dieselbe mit dem ansehnlichen Gehalte von 400 Ducati und freier Wohnung. Nur zwei Jahre hielt er in Toscana aus,

56) Ibid. p. 177. 178. 57) Bibliothecae Gronovianae pars reliqua et praestantissima. LB. 1785. 8. 58) *Wyttenbach*. vita Ruhnk. p. 191. 192. 59) Praef. et epist. p. 178.

60) In *Vellei. Paterc.* II. c. 75. p. 320 und elog. Hemsterh. p. 27. 61) Vita Ruhnk. p. 156. 253. 62) Die Stellen hat Saxius im Onom. IV. p. 601 aus den Anmerkungen zu Tibull und Properz. 63) Aus ihr sind die Nachrichten in der deutschen Bearbeitung von Niceron Bd. 19. S. 51—66. 64) Praef. et epist. p. 179.

1675 kehrte er über Venedig und Padua durch Deutschland, wo er in Nürnberg sich aufhielt, nach Leyden zurück und begab sich von da nach Deventer, um sein mütterliches Erbe, das nach dem Tode des Großvaters ihm zufiel, in Besitz zu nehmen. Er faßte jetzt den Entschluß, in stiller Zurückgezogenheit blos wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, denn er lehnte 1676 einen Ruf nach Padua an Ferrari's Stelle ab und auch die kieler Universität hatte vergeblich versucht ihn zu gewinnen. Wohl aber folgte er 1679 einem Rufe der Curatoren nach Leyden [65]), wo man ihn ansehnlich honorirte und 1702 auch zum Geographen der Universität ernannte. Hier blieb er auch in rastloser Thätigkeit bis zu seinem Tode, den der Schmerz über den Verlust seiner jüngsten Tochter am 21. Oct. 1716 herbeiführte.

Man hatte große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Cuius ingenium magna spondet nec dubito quin si maturuerit doctrina patrem sit relaturus, schreibt Graevius 1672 [66]) und 1677 derselbe: quem non magis imago paterna illustrat quam egregia fama, quam ipse sibi praeclaris interioris eruditionis speciminibus domi forisque editis peperit [67]). Er umfaßte auch ein weiteres Gebiet als der Vater, weil er die griechische Literatur und selbst archäologische Studien eifrig betrieb und bei seinen Reisen vorzügliche handschriftliche Hilfsmittel zusammengebracht hatte. Aber es fehlte ihm der Scharfsinn, das feine Sprachgefühl und vor Allem der edle Charakter des Vaters. Seine Rechthaberei konnte keinen Widerspruch ertragen, und deshalb hat er sich in eine Menge von gelehrten Streitigkeiten verwickelt, die seinem Rufe schadeten und solidere Arbeiten hinderten.

Von lateinischen Schriftstellern konnte er als Erbe des Vaters die Sorge betrachten, welche er für Tacitus, Livius, die Tragödien Seneca's, sowie Gellius übernahm, auch beim Phädrus stand ihm der väterliche Nachlaß zu Gebote. Tacitus erschien bereits 1673, aber die Ergebnisse seiner Vergleichung der florentiner Handschriften wurden erst in der Ausgabe von 1721 (Trai. ad Rhen. in 2 Quartanten) verwerthet, die sein Sohn Abraham besorgt hat. Des Livius nahm er sich mit Sorgfalt an, benutzte neue Hilfsmittel und gab neue Anmerkungen des Vaters und Anderer hinzu (Amstelod. 1679. in 3 Bden.). Die Tragödien des Seneca erschienen 1682 neu und enthalten einige Vermehrungen zu den Anmerkungen, welches alles in die Ausgabe von Schröder (1728) übergegangen ist. Von Gellius gab er 1687 eine neue Recension, die Lugd. Bat. 1706 in 4. noch mehr erweitert wurde [68]). In dem Phädrus (Amstelodami 1703 in 12.) theilte er des Vaters Dictate mit.

Selbständiger sind seine Bearbeitungen des Pomponius Mela, Macrobius und Ammian, weniger hat er für Cicero, Curtius und Sueton geleistet. Zu Mela hatte er einige Handschriften verglichen und den Text zuerst 1685, ohne seinen Namen zu nennen, dann aber unter seinem Namen 1696 herausgegeben. Da er hier Gelegenheit nahm, seiner Feindschaft gegen Isaak Vossius Luft zu machen, so veröffentlichte dieser Observationum ad Pomponium Melam appendix (Lond. 1686), Gronovius replicirte [69]) mit der epistola ad Jo. Georg. Graevium, qua respondetur argutiolis quibus in appendice observ. utitur Is. Vossius (LB. 1687) und überhäufte in der Ausgabe von 1696 selbst den Verstorbenen mit groben Schmähungen, die das Ansehen des Vossius nicht geschmälert haben. Für Macrobius, den er bereits 1670 herausgab, hatte er, wie er sagt, wegen Kränklichkeit weniger leisten können, zumal die zu Gebote stehenden Handschriften werthlos waren. Das Versprechen nos quidem auctorem hunc nec post hanc curam omnino e manibus deponemus, quantum per aliam occupationem fas erit: tantum ut haec minuta et iuvenilia possint placere, opto hat er nicht erfüllt, aber auch der Wunsch hat keine Erhörung gefunden. Wichtiger ist seine Bearbeitung des Ammianus Marcellinus geblieben (LB. 1693 in Fol.) [70]), obschon er keine handschriftlichen Hilfsmittel hatte; seine Anmerkungen sind noch in der Wagner'schen Ausgabe wiederholt. Für Curtius (LB. 1696 in 8.) hat er zu den Bemerkungen Anderer wenig hinzugefügt, dagegen in dem Sueton (LB. 1698 in 12.) Manches geändert. Auch an Cicero wagte er sich und gab 1692 dessen sämmtliche Schriften zu Amsterdam in zwei Quartanten heraus [71]), aber er hat nur wenig an dem Gruter'schen Texte geändert und in eigenen Conjecturen wenig Glück. Besser gelang ihm die Bearbeitung des Minucius Felix in Verbindung mit Cyprian de idolorum vanitate und Firmicus Maternus de errore profanarum religionum (LB. 1709. 8.), weil er sich viel mit christlichen Schriftstellern beschäftigt hatte [72]). Im fünften christlichen Jahrhundert hatte der Rhetor Severus Sanctus Endelechius ein anmuthiges Idyll über eine Rinderseuche gedichtet, ein Zwiegespräch zwischen zwei Hirten, welches Gronovius mit den Anmerkungen der früheren Herausgeber Lugd. Bat. 1715 in 8. veröffentlichte, aber seinen Namen nicht nannte.

Ersprießlicher war seine Thätigkeit auf dem Gebiete der griechischen Literatur, weil es ihm geglückt war, auf seinen Reisen in Paris, Florenz und vorher schon in England gute Hilfsmittel zu vergleichen, daher seine

65) Hierher wird sich beziehen die Schrift de ratione studiorum suorum (LB. 1679), die ich nicht gesehen habe. 66) *Burm.* syll. IV. p. 107. 67) Praef. et epist. p. 33, vergl. 47. 68) Conradi hat sie Leipzig 1762 in zwei Octavbänden abdrucken lassen und einige juristische Excurse hinzugefügt.

69) Gegen Vossius war auch die epistola de Pallacopa ad Graevium (1686. 8.) gerichtet, die in dem Arrian wiederholt ist. Auch mit Rutg. Hermanides gerieth er wegen des Mela in einen Streit, als dieser eine Schrift in novam edit. Pomp. Melae a Gronovio procuratam (o. J. 4.) herausgegeben hatte, dem er unter dem Namen Haverkamp mit einer epistola ad R. Herm. antwortete. 70) Es gibt einen gleichzeitigen Druck in 4. mit kleinerer Schrift. 71) Es wurde auch eine andere Ausgabe in eilf Duodezbänden gedruckt. Auch die Separatausgabe der officia und der kleineren philosophischen Schriften (1692 in 8.) ist aus der großen Ausgabe entnommen. Ernesti hat Gronovius' Text seinen ersten Ausgaben zu Grunde gelegt. 72) Die scharfe Beurtheilung von Clericus veranlaßte ihn zu der Gegenschrift Ludibria malevola Clerici vel proscriptio pravae mercis ac mentis pravissimae. LB. 1712. 8.

Leistungen für Arrian, Epictet, Kebes, selbst für Herodot noch zu beachten waren und der Manetho ihm die erste Herausgabe aus einer Mediceischen Handschrift verdankt. Mit dem Polybius begann er seine Schriftstellerei in der Ausgabe Amstel. 1670 in drei Octavbänden, allein es war dies nur ein Abdruck der Casaubonischen Ausgabe [73]). Darauf folgte 1675 zu Leyden supplementa lacunarum in Aenea Tactico, Dione Cassio et Arriano, Ergebnisse seiner Studien in Florenz; 1681 Stephani Byz. fragmentum de Dodone, welches er in dem Thesaurus antiquit. gr. T. VII. p. 269 noch einmal abdrucken ließ; Varianten zu diesem Geographen aus einer italienischen Handschrift hatte er Abr. Berkel zugleich mit kritischen Noten mitgetheilt, die 1688 in die große Ausgabe aufgenommen sind; 1683 erschien Epicteti enchiridion et Cebetis tabula (Delphis Bat.), ein Abdruck der Berkel'schen Ausgabe von 1670, u. 1689 die niedliche Ausgabe von Cebetis tabula in Amsterdam, aber hier stecken die Verbesserungen mehr in den Anmerkungen als in dem Texte; 1696 folgte Harpokration, zu dessen Lexikon er schon 1682 die Bemerkungen von H. Valois und Jacques Maussac besonders herausgegeben hatte; 1697 die Geographia antiqua, eine Sammlung der kleinen Geographen mit den Anmerkungen der früheren Herausgeber [74]); 1698 Manetho's Apotelesmata mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen; 1704 die große Ausgabe des Arrian, für den er fünf Handschriften benutzte, und 1715 gleichfalls in Folio der Herodot, bei dem er die florentiner Handschrift ganz willkürlich benutzte [75]). Außerdem finden sich Bemerkungen von ihm zu Lucian in der von Clericus besorgten Ausgabe Amstelod. 1687. Als Küster den Suidas 1705 herausgegeben hatte, trat er dagegen in zwei Schriften auf, von denen die eine als Anhang zu den Decreta Romana et Asiatica pro Judaeis in Leyden 1711 [76]), die andere unter dem Titel: recensio brevis mutilationum, quas patitur Suidas in editione nupera —, ubi varia eius auctoris loca perperam intellecta illustrantur, emendantur et supplentur im J. 1713. Auch mit Bentley hat er angebunden im Gellius und im Minucius Felix, und da dieser dafür unsern Gronovius als einen filium tam parenti dissimilem, als homunculum eruditione mediocri, ingenio nullo bezeichnet hatte, so ergriff er in dem Streite mit Clericus wegen des Menander die Gelegenheit zu der Streitschrift: Infamia emendationum in Menandri reliquias nuper editarum auctore Phileleuthero Lipsiensi [77]). accedit responsio M. Lucilii Profuturi ad epistolam C. Veratii Philellenis quae extat in bibliotheca selecta (Lugd. Bat. 1710 in Sedez). Bentley benutzte die Horazische Stelle in der Ars poet. 441, um in der berühmten Anmerkung seinen Groll auszuschütten und mit den Worten schließt: an perges, uti coepisti, quaecumque mea sunt rodere; limamque miser, ut in fabula est, sibilante quidem lingua, sed et dolente lambere? Pergat vero, si volet et quod ultimum invidiae et telum et perfugium est, plagiarium me insimulet — nondum enim eorum ictus tanti facio, ut iterum a me vapulent. „Multo maioris colaphi mecum veneunt." Praesertim cum eos corio esse videam supra omnes Comicos servos crasso et ad plagas exercitato: sic ut ab iis flagris animos ducere videantur et ferociores mox prodeant. Adeo aut nihil sentiunt, aut, quod haud minor est virtus, nihil sentire prae se ferunt [78]). Aber es mag auch dieses eine Beispiel genügen, um die Grobheiten, welche Gronovius für seine unverschämten Angriffe von allen Seiten erfuhr, zu belegen.

Auf rein kritischem Gebiete bewegte er sich in den dissertationes epistolicae, Amstelod. 1678. 8. [79]). Da er besonders Stellen des Livius besprochen hatte, deren Behandlung R. Fabretti in seinem Buche de aquis et de aquaeductibus tadelte, ließ er 1685 die responsio ad cavillationes R. Fabretti erscheinen, aber der Italiener diente ihm mit gleichen Waffen in der Replik: Jasithei ad Grunnovium [80]) apologema in eiusque Titilivitia sive somnia de T. Livio animadversiones, welche 1686 mit dem wahren Namen des Verfassers wiederholt ist.

Der Archäologie hatte er sich erst später zugewendet. In dieses Gebiet fallen die aus des Vaters Notizen vermehrten Ausgaben des Buches de sestertiis (LB. 1691 in 4.) und von Josse de Rycke's Schrift de capitolio Romano (LB. 1696 in 8.), auf deren Titel sein Name nicht steht und in Verbindung damit die Abhandlung de clivo Capitolino (LB. 1696 in 4.), die neue Ausgabe von Abrah. van Goorle's (Gorlaeus) dactyliotheca (LB. 1695. 4.) [81]) und die lateinische Uebersetzung von Leonardo Agostini's Gemme antiche figurate unter dem Titel: gemmae et sculpturae antiquae (Amstelod. 1685. 4.), und nach der zweiten römischen Ausgabe (1686) noch einmal zu Franeker 1694. Dahin ist auch die große Sammlung in dem thesaurus antiquitatum graecarum zu rechnen, welcher 1697—1713 in 13 Folianten erschienen ist. Seine selbständigen Arbeiten beziehen sich auf Inschriften und Kunstdenkmäler, sind aber ohne große Bedeutung. Zu der Epigraphik gehört namentlich die memoria Cossoniana (LB. 1695. 4.), die Lebensgeschichte des aus Leyden stammenden, aber längere Zeit in Smyrna lebenden und 1689 von Seeräubern getödteten Kaufmann Daniel Cosson, unter dessen Papieren sich auch eine Abschrift des monumentum Ancyranum und andere Inschriften fanden, die Gronovius in jener

73) Die Ernesti'sche (Leipzig 1763) ist wieder nur ein Abdruck der Gronov'schen. 74) In der Ausg. LB. 1700. 4. ist blos der erste Bogen umgedruckt. Appendix ad geographiam antiquam erschien LB. 1699 in 4. 75) Dieser hat besonders scharfen Tadel erfahren in den Acta erudit. 1716. Mai p. 193, von Küster in der biblioth. ancienne et moderne VI. p. 383. 76) Küster antwortete in der diatribe Anti-Gronoviana. Amstelod. 1712. 8. 77) Unter diesem Namen war Bentley's Schrift veröffentlicht.

78) Mähly, R. Bentley S. 128. 79) Sie sind wieder abgedruckt in Drakenborch's Livius T. VII. p. 118—149 oder XV, 1. p. 228—286. 80) So verhunzte er Gronovius' Namen von grunnire. 81) Sie war 1600 in Nürnberg erschienen; eine neue Ausgabe kam 1707.



vita mittheilte und erklärte. Ebenso die Abhandlung de duobus lapidibus in agro Duyvenvoordensi repertis (LB. 1696. 4.). Die Kunstarchäologie berühren die Abhandlung de icuncula Smetiana, qua Harpocratem indigitarunt (LB. 1693. 4.) und die dissertatio de imaginibus et statuis principum (LB. 1708 und 1735. 4.). Inzwischen zeigen schon die drei Bilderbände des Thesaurus und andere Misgriffe in dieser Sammlung, wie sehr er in solchen Dingen Dilettant war.

Mehr der Geschichtsforschung muß man zurechnen die exercitationes academicae de pernicie et casu Judae proditoris (LB. 1683. 4.). Er wollte die abweichenden Erzählungen der Evangelisten von dem Tode des Judas dahin vereinigen, daß er behauptete, Judas habe sich erst gehängt, und als er darauf auf einen Schindanger geworfen, sei er an der Spitze eines Felsen zerborsten. Gegen ihn schrieb Feller de intolerabili fastu quorundam criticorum, speciatim Jac. Gronovii, Lips. 1687. 4. Da er sich in der zweiten Auflage (1702) gegen diese Angriffe vertheidigte und bei dieser Gelegenheit die von Perizonius (ad Aelian. V. H. V, 8) gegebene Erklärung des Wortes ἀπάγχεσθαι in der heftigen Weise tadelte, entspann sich ein lebhafter Streit mit seinem Amtsgenossen. Dieser schrieb die dissertatio de morte Judae et verbo ἀπαγχεσθαι (LB. 1702. 8.), Gronovius antwortete mit der notitia et illustratio dissertationis nuperae de morte Judae etc. (LB. 1703 in 4.), Perizonius replicirte mit der responsio ad nuperam notitiam de variis Aeliani aliorumque auctorum locis und auf die Duplik Gronovius' mit der responsio secunda ad notitiam secundam de Lucae Actorum 1, 18 etc. (beide 1703)[82], und wahrscheinlich wäre der unerquickliche Streit noch weiter fortgeführt worden, wenn die Curatoren der Universität nicht Einhalt gethan hätten. Uebrigens war das Recht auf Perizonius' Seite. Die dissertatio de origine Romuli (LB. 1684 in 8.)[83]) zeigt das Fabelhafte in der Jugendgeschichte des Romulus und Remus. Da er diese Abhandlung am 30. Oct. 1684 öffentlich vorgetragen hatte nach der Beendigung des ersten Quinquenniums seiner Lehrthätigkeit, wie 1678 bei dem Antritt derselben die de lege regia, so haben wir uns den Weg gebahnt zu den öffentlichen Reden, mit denen er die Geschicke des Landes und seiner Fürsten, der Universität und der Stadt Leyden begleitet hat. Es sind in chronologischer Folge aus dem Jahre 1689 Regia auspicia academiae Lugdunobatavae und Memoria natalis noni et tricesimi, quem primum in regia purpura vidit Wilhelmus Auriacus, 1690 laetitia academiae Lugdunobatavae ob successum expeditionis Hibernicae Wilhelmi Auriaci, 1691 felix adventus in Bataviam Wilhelmi, regis Britanniae, 1696 de primis incunabulis urbis Lugduni et appellationis eiusdem, 1702 pietas ultima academiae Lugdunobatavae circa serenissimum Britanniae regem Wilhelmum III, Bataviae gubernatorem, 1703, wol bei seiner Ernennung zum Geographen de geographiae origine, progressu ac dulcedine, 1707 felicitas Ramelensis et in hoc exemplo monstrata dei praesentia in armis Bataviae et sociorum ubique illustrandis.

Es hätte nicht der Mühe gelohnt, genauer in die zahlreichen Streitigkeiten, die hier nur angedeutet sind, einzugehen; Ehre wäre daraus für Jac. Gronovius nicht erwachsen, sondern nur seine maßlose Eitelkeit und Grobheit mehr hervorgetreten. Aus Eitelkeit ist es auch zu erklären, daß sich sein Bild vor mehreren seiner Schriften findet, wie bei Ammian und bei der Daktyliothek Goorle's.

Ueber sein Leben und seine Schriften ist zu vergleichen Niceron's Nachrichten Th. 3. S. 39—54. Saxii onomasticon T. V. p. 178—184. Von seinen Briefen sind einzelne gedruckt in Clarorum Belgarum ad Magliabechium epistolae (Florenz 1745) und in Francii posthuma (Amsterdam 1706).

3) Lorenz Theodor Gronovius, der jüngere Bruder Jacob's, dessen Geburtsjahr unbekannt ist. Bei dem Tode seines Vaters muß er seine Vorbildung ziemlich vollendet gehabt haben, denn er schreibt ganz geschickte lateinische Briefe an Nic. Heinsius[84]). Er hat die Rechte studirt und im Monat März 1675 in Franeker die juristische Doctorwürde erworben. Venit nuper ad nos Theodoricus Gr., qui die crastini futurus iurium doctor, theses asseruit de testamentis. Illum et merito parentis et suo excepi humanissime. Visus enim est τὰ γράμματα οὐκ ἐν παρέργῳ ἀσκήσας, so schreibt Blankaerts an Muncker[85]). Er hat zweimal Italien besucht und dabei ebenso auf die Jurisprudenz wie auf die Archäologie seine Aufmerksamkeit gerichtet. Im J. 1685 gab er die historia pandectarum authentica sive J. Justiniani imperatoris de Pandectis epistolae tres (LB. in 8.) heraus, Verbesserungen zu diesem Theile auf Grund der florentiner Handschrift, die Conradi in Halle 1730 wieder hat abdrucken lassen. Das Werk Marmorea basis colossi Tiberio Caesari erecti ob civitates Asiae restitutas, cuius colossi fides a Meursio oppugnata defenditur, cum notis et observationibus erschien zu Leyden 1697 und 1720 und wurde auch in den siebenten Theil des thesaurus antiquitatum graec. aufgenommen. Anmerkungen zu Vibius Sequester hat sein Neffe Abraham herausgegeben. Er soll Rathsherr in Leyden gewesen und 1717 gestorben sein.

4) Abraham Gronovius, ein Sohn Jacob's, ist 1695 in Leyden geboren. Von seinem Leben wissen wir wenig. Er soll einige Zeit in England und Holland als Arzt practicirt haben und wurde dann als Bibliothekar in Leyden angestellt, wo er am 17. Aug. 1775 starb. In seiner Schriftstellerei wandelt er nur in den Fußstapfen seines Vaters, dessen Arbeiten er erneuerte und fortsetzte; auf eigene Hand ist nur der Justinus vom Jahre 1719, aber dies ist nur eine der üblichen Variorumausgaben ohne eigenes Verdienst des Besorgers. Erst in der zwei-

82) Acta eruditorum 1703. p. 366. 83) Abgedruckt in Kapp's orationes selectae, Lips. 1721.

84) *Burm.* syll. III. p. 517. 85) Ibid. II. p. 656.

ten Ausgabe (LB. apud Luchtmannos 1760. 8.) hat er Handschriften und alte Ausgaben verglichen und eigene Noten zu denen der früheren Herausgeber hinzugefügt. Dann lag ihm die Herausgabe des Tacitus ob, die bei dem Tode seines Vaters schon begonnen und von diesem längst vorbereitet war; der Sohn hat nur zur Germania Varianten aus einer englischen Handschrift und zu dem Dialogus Schulting's Noten hinzugegeben. Im J. 1721 erschien die Ausgabe Traiecti Batavorum in zwei stattlichen Quartanten. Bei Pomponius Mela hat er zuerst (LB. 1722) auch nur des Vaters Ausgabe cum notis variorum gegeben, aber doch die gegenseitigen Ausfälle seines Vaters und des Is. Vossius gestrichen; bei der neuen Ausgabe (LB. 1748) hatte er den kritischen Apparat vermehrt, aber seltsamer Weise alles Neue in besonderen notae zusammengestellt, die einen Anhang zu dem Texte bilden [86]). Auf der Elzevir'schen Duodezausgabe (1743) hat er sich als Herausgeber nicht genannt auf dem Titel, wohl aber unter der Dedication. Im J. 1739 ließ er einige geographische Abhandlungen, eine von seinem Großvater, eine zweite von Hagenbuch, zusammendrucken unter dem Titel: Varia geographica und theilte dabei Vibius Sequester mit den Anmerkungen seines Oheims mit. Außerdem wendete er sich unter den Griechen dem Aelian zu, von dem er zuerst die Varia Historia (LB. 1731. 2 Bde. in 4.) mit einer weitschichtigen Sammlung der früheren Anmerkungen, sodann de natura animalium (Londin. 1744 in 4.) folgen ließ. So prächtig auch das Buch gedruckt ist, so wenig genügt es den Ansprüchen, welche man bei der Kritik einer so verdorbenen Schrift an den Herausgeber machen muß [87]); der hohe Preis veranlaßte einen Nachdruck in Basel 1750.

5) **Johann Friedrich Gronovius**, ein Sohn Jacob's, geboren in Leyden, widmete sich der Jurisprudenz und trat in die städtische Verwaltung als Beamter. Seine Lieblingsbeschäftigung waren die Naturwissenschaften. Er hat geschrieben: dissert. camphorae historiam exhibens (LB. 1715 in 4.), Flora Virginica (LB. 1743 und 1762. 8.), Index supellectilis lapideae (LB. 1750. 8.) und Flora orientalis s. recensus plantarum quas L. Rauwolf annis 1573—1575 collegit (LB. 1755. 8.). Er ist 1760 gestorben.

6) **Lorenz Theodor Gronovius**, gleichfalls ein Sohn Jacob's, wurde Schöffe in seiner Vaterstadt Leyden und theilte seines Bruders Liebe zu den Naturwissenschaften. Wir haben von ihm folgende Schriften: Museum Ichthyologicum seu de naturali piscium historia (LB. 1754—1756. in zwei Folianten); Bibliotheca regni animalis atque lapidei (LB. 1740. 8.); Zoophylacium Gronovianum, wovon 3 Hefte in Folio 1763—1781 erschienen sind. Durch diese Studien war er besonders befähigt zu einer Bearbeitung des neunten Buches der naturalis historia von Plinius, weches 1778 in Leyden erschien unter dem Titel: rec. variis lectionibus, propriis castigationibus amplissimisque commentariis instruxit Laur. Th. Gron. Als sein Todesjahr wird 1777 angegeben.

7) **Jacob Gronovius**, ein Sohn Abraham's, war Jurist, soll aber frühzeitig gestorben sein. Wir haben von ihm dissert. ad quatuor fragmenta, quae ex Aeliani Marciani primo regularum libro in Pandectis supersunt (LB. 1759. 4.).

8) Den letzten Abkömmling dieser Familie traf F. A. Wolf 1797 auf seiner holländischen Reise. Es war ein junger Rechtsgelehrter aus Leyden, der mehrere Jahre in Heidelberg studirt hatte und mit der deutschen Sprache sehr vertraut war. Ochsner erzählt von ihm in einem Briefe vom 9. Dec. 1797 [88]).

Zum Schluß stelle ich den Stammbaum zusammen, soweit die Glieder der Familie zu den Gelehrten gehören:

Johann Friedrich Gronov † 1671. — Lorenz Theodor? (in Hamburg)

Jacob † 1716. — Lorenz Theodor † 1717?

Abraham † 1775. — Johann Friedrich † 1760. — Lorenz Theodor † 1777.

Jacob.

(*Fr. Aug. Eckstein.*)

GRONSFELD, Herrschaft, später Grafschaft, im Herzogthume Limburg, von der ein altes Rittergeschlecht den Namen führt. Die erste Spur desselben finden wir im J. 1241, in dem Wilhelm, „vir nobilis de Gronsele", als Zeuge erscheint; sein Siegel führt das alte Familienwappen, quadrirt, vier Lilien in jedem der beiden obern, drei in jedem der beiden untern Theile. Dann erscheint Ritter Johann I., der im December 1304 die Deutschordens-Commende Altenbiesen beschenkte und vielleicht Vater der Katharina, 1333 Witwe des Heinrich VI. von Bautersheim, und des Heinrich I. war, der von 1338—57 als Burggraf von Limburg genannt wird. Derselbe bezog 1338 eine Leibrente von 75 Mark von der Stadt Aachen und erhielt von derselben gleichfalls 1347 die Summe von 237 Mark 4 Schilling, damit er den bei Limburg gefangen genommenen und im Kerker gehaltenen aachener Bürgern Beistand leiste. Er hatte zur Frau Mathilde v. Heiden, die 1346 gleichfalls von Aachen 75 Mark empfing, und von ihr zwei Söhne, Heinrich II. und Johann II., der sich mit seinem Vater für ihre Verwandten, die Gebrüder von Reiswinkel, verwandte, und von dem später die Rede sein soll. Heinrich II., der Jüngere, hatte 1344 von Aachen eine Leibrente von 25 Mark, lag aber 1346 in Streit mit der Stadt, 1349 tauschte er verschiedene Aecker mit der Commende Sierstorf; auch pflog er nachher weitere Verhandlungen mit Aachen, z. B. wegen der dort gefangen gehaltenen beiden Knechte des Winand v. Astenet. Im J. 1358 erscheint er als Nachfolger des Vaters in der Würde eines Burggrafen von Limburg und fungirt mit

86) Diese Ausgabe ist 1782 noch einmal gedruckt. 87) Valcken. ad Callim. eleg. p. 206.

88) Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1863. S. 23.

Simon v. Julemont als Schiedsrichter in der Gütertheilungssache ihrer Verwandten Gerlach v. Montjardin und Winrich v. Müdersdorf, 1364—67 ist er Geschworner des Herzogs von Brabant bei dem Landfriedens-Verbunde, und noch 1373 sühnte er die Stadt Aachen mit dem Ritter Godart von der Capellen. Dagegen war er 1376 bereits todt, in welchem Jahre dem neuen Herrn von Gronsfeld und dessen Schwestern zu Aachen der Ehrenwein mit je 2 Quart credenzt wurde. Aus seiner Ehe mit Adelheid, Erbtochter des Ritters Adam v. Dupeye-Chaumont, stammten wenigstens vier Kinder: Engelbertine, verm. mit Adam v. Birgel, Johann III., Heinrich III. und Gottfried [1]), der von Katharina v. Raffeghem, Frau auf Crainhem, Basserode und Goick, nur eine in der Jugend verstorbene Tochter Maria hatte. Johann III. begegnet uns zuerst als Zeuge am 15. März 1363, dann 1365 bei dem Briefe, durch den Dietrich v. Eys sich dem Schiedsgerichte des Landfrieden-Verbundes unterwirft; er war ein äußerst unruhiger Herr, dessen ganzes Leben in ewiger Fehde aufging. So lag er 1365 und 1370 in Streit mit Cöln, dann in offenem Kriege mit Bruch von Husen und dem Knappen Johann Leffeleir v. Pattom, wobei Adam v. Husen und Davel v. Wolfrode durch ihn und seinen Genossen Wilhelm v. Goer erschlagen wurden; 1367 schlichteten Schiedsrichter den Streit. Dann befehdete er sich bis 1369 mit Dietrich von Wildenräth und dessen Sohne Wilhelm von der Stege; 1370 erscheint er im Solde der Stadt Aachen, die ihm jährlich 100 Mark aussetzt, 1371 betheiligt er sich an dem unglücklichen Kriege seines Lehnsherrn gegen den Grafen von Jülich. Bald darauf wendet sich die Stadt Nürnberg an ihn mit einer Beschwerde über den Burggrafen von Odenkirchen, der im jülichschen Lande nürnberger Kaufleuten die Pferde weggenommen; 1375 ist er Geschworener für den Landfrieden, am 21. Oct. 1375 Amtmann zu Wassenberg und am 24. März 1376 auf Lebenszeit mit Stadt und Gebiet von Wassenberg und dem Schlosse Elshem belehnt; 1379 besiegelt er für seinen Verwandten Walrav v. Merode dessen Klagebrief gegen Nicolf v. Merode wegen des Gutes Frenz; er besitzt Mahlburg, legt 20. Jan. 1384 als Drost des Herzogthums Limburg Rechnung, erhält 1385 von der Herzogin Johanna den Auftrag, die Leute der Bank Walhorn wegen der streitigen Grenzpfähle zwischen Limburg und Aachen zu vernehmen, und stirbt kinderlos 1386; seine Witwe Margaretha v. Merode wird noch 1389 genannt. Heinrich III. folgte dem Vater im Besitze von Gronsfeld und Heiden, er war den Aachenern 1380 freundlich zugethan, half ihnen 1385 bei der Belagerung von Reifferscheidt und stiftete einen Vergleich zwischen der Stadt und Heinrich von der Hürst, der jedoch 1388 gekündigt wurde. Im J. 1387 bestellte ihn der Herzog von Limburg zum Burggrafen von Limburg, Rolduc, Wassenberg und Sprimont, als welcher er am 22. Juni den Treueid leistete; von Aachen empfing er jährlich 200 Mark als Mannlehen, auch den Ehrenwein, so oft er oder seine Gemahlin nach der Stadt kam, 1391 noch besonders einen Ohm Honigwein oder Meth (Meden); sein Secretär Wilhelm v. Wevelheim besaß eine Vicarie in dem dortigen Münsterstifte und ward einer der Rectoren des in der schönforster Kapelle zur Sühne des von Johann II. begangenen Mordes (von dem hernach) errichteten Altars. Wer seine Gemahlin gewesen, ist unbekannt; zu seinen Kindern gehörten vielleicht Margaretha, die als Novize in Burtscheid gestorben ist, sicher die Wilhelmine, 1430, Witwe des Andreas II. v. Merode-Frankenberg, die 1454 von ihrer Schwägerin Johanna v. Merode Oberfrohnrath im Pfarrdorfe Horbach erbte, und die Söhne Heinrich IV., Werner I. und Johann IV., welcher die 1401 von ihm erhaltene Kanoniker-Präbende beim aachener Münster 1405 resignirte. Heinrich IV. heirathete Johanna, Erbtochter des Werner v. Merode, Herrn von Rimburg und Heiden, und die Katharina v. Argenteau; mit ihr übergab er 1399 den Sühne-Altar in Aachen dem dortigen Karmeliterkloster. Er selbst erscheint 1409, 1415 und 1432 als Herr von Rimburg und Gronsfeld, 1440 auch zu Dupeye und Herstall und als Drost zu Herzogenrath; 1442 einigt er sich mit Aachen wegen eines von Matthias Thoren begangenen Forstfrevels; am 9. April 1450 besiegelt er die Begnadigungsacte des Johann v. Bernsberg-Lewenstein; 1451 ist er Zeuge bei Vergleich des Johann v. Merode, seines Neffen, mit der Stadt Aachen wegen des Weinschankes und der Grenze zwischen Aachen und dem Stifte Burtscheid, geräth aber schließlich wegen eines Gutes des Johann v. Wylre mit der Stadt in Zwist, kündigt ihr 1462 sein Mannlehen und zahlt sogar die 100 Gulden Conventionalstrafe. Er führt damals den Beinamen der „Alte", im Gegensatze zu seinem Enkel Heinrich v. Bronkhorst, lebt noch 1465, ist aber 1466 schon todt, da sein genannter Enkel als alleiniger Besitzer von Gronsfeld und Schlenaken den Brockhof zu Schlenaken dem Nicolaus Nithken von Teuven in Erbpacht gab. Von seiner Gemahlin Johanna, die 1408 den Johann v. Kinsweiler beerbte und um 1454 starb, hatte er die einzige Erbtochter Katharina, gest. 1444, von deren Nachkommen aus ihrer Ehe mit Dietrich I. von Bronkhorst hernach die Rede sein wird. Hier haben wir zunächst von den andern uns bekannten Sprossen der alten Herren von Gronsfeld zu handeln [2]).

Johann II., Heinrich's I. Sohn, gleich Johann III. ein unruhiger Gesell, begann schon vor 1351 eine lange Fehde. Er hatte eine von Castelholz, Schwestertochter des Gumbrecht von Gerstorf, geheirathet, die ihm die Güter Ichendorf und Hahnrath, bestätigt von dem Cornelismünsterschen Lehenshofe zu Oberaußen, zubrachte.

1) Wol identisch mit Godart, der 1370 dem Landfrieden-Verbund beitrat.

2) Zu Grunde liegt hauptsächlich: Chr. Quix, Schloß und ehemalige Herrschaft Rimburg, die Besitzer derselben, vorzüglich die Grafen und Freiherren von Gronsfeld. Mit 49 Urkunden. Aachen 1835. 8. Viel urkundliches Material, doch so wenig verarbeitet, daß nicht einmal die Aufstellung einer Stammtafel dem Verfasser gelungen ist.

Vier Jahre blieb er ungestörter Besitzer derselben; da, als Gumbrecht kinderlos gestorben, erhoben Kunigunde v. Aldenrode, Tochter einer ältern Schwester des letztern, und ihr Gemahl Ritter Andreas Kölpütz Ansprüche auf Ischendorf und Hahnrath, setzten dieselben im Processe durch, nahmen Besitz von den Gütern und fällten ihm sogar sein Holz, wobei ein Knecht des Kölpütz erschlagen ward. Jetzt schrieb Johann II. einen Drohbrief dem Pfarrer von Ischendorf, in dem er ihm befahl, von der Kanzel zu verlesen, daß er, Johann, Jedem, der sein Gut zu pachten oder zu bebauen wage, Hände und Füße abhauen lassen werde, griff die Besitzungen seines Gegners an und brannte einen Hof des Kölpütz nieder; erst nach vielen Jahren kam es zum Vergleiche. Johann erscheint später als Drost von Herzogenrath (Rolduc), 1369 stellt er dem Gottfried von Heinsberg einen Schadloshaltungsbrief über 4624 Gulden aus; 1370 verpfändet ihm Herzog Wenzel von Brabant gegen eine geliehene Summe von 5500 Gulden die Dörfer Eisden und Eadier in der Grafschaft Daelhem. Als hernach deshalb Zwistigkeiten ausbrachen, einigte sich Johann, damals Commissär für den Landfriedens-Verbund, 1375 dahin, daß, falls er vor dem Herzoge und dessen Gemahlin sterbe, diese Güter ohne weitere Zahlung heimfallen sollten; überlebe er aber jene, so sollten sie ihm verbleiben, bis die ganze Schuldsumme abgezahlt sei. Dieser Vergleich läßt darauf schließen, daß Johann ohne Leibeserben war. Im Jahre 1376 ward er zum Befehlshaber von Gangelt, Millen und Waldfeucht ernannt; am 25. Aug. fiel er in Folge von Privatrache durch die Hand seiner Todfeinde, der Ritter v. Schönforst und Bongard, zu Aachen; erst 1389 ist diese Blutthat gesühnt worden.

Werner I., Heinrich's III. jüngerer Sohn, hatte 1412 von der Stadt Aachen ein Mannlehen von 100 Mark, überließ 1419 dem Johann von Loos zu Heinsberg eine Jahresrente von 100 Gulden aus Gefällen von Geilenkirchen, besaß 1429 und 1433 Güter im Jülichschen, stiftete 1431 mit seiner Gemahlin Katharina v. Bongard eine tägliche Messe im Karmeliterkloster zu Aachen und wird noch 1455, 1459 und 1465 urkundlich erwähnt. Wahrscheinlich war er Vater des Werner II., Ritter 1472, Statthalter von Herzogenrath 1480, in Urkunden 1482, 1487 und 1488 genannt, der 1489 6 Müdden Roggen Leibpacht auf dem Hofe Winzelen von Johann Bastart v. Rüth erwarb und 1491 die Versetzung des Sühnealtars aus der schönforster Kapelle in das Dominikanerkloster zu Aachen gut hieß; seine Gemahlin Elisabeth v. Hoemen ist als Witwe 1506 gestorben; die 100 Gulden Mannlehen, die sie vom Amte Geilenkirchen hatte, kamen an Gerhard v. Gronsfeld, der 1435, damals erst neun Jahre alt, seinem Verwandten Heinrich (1431—35) als Kanonicus von Aachen gefolgt und 1456 zum Cantor erwählt war; er starb 1507. Daneben erscheinen noch andere Mitglieder der Familie: Matteljon (1439, gest. nach 1441) mit seinem Bruder Johann, Besitzer des halben Hofs Welsch Houlsit, verm. mit Katharina v. Heiendal (gest. um 1466, wieder verm. 1445 mit Johann v. Blieck), beerbt von Heinrich dem Alten (gest. vor 1475), dessen Tochter an den jülichschen Marschall Rytt v. Birgelen verheirathet war, Junker Heinrich 1480 und andere. Von Johann, Herrn zu Rivelstein und Kellersberg, entsproßten verschiedene Zweige, daraus unter andern Johann Gottfried, Oberamtmann zu Reifferscheidt, erschossen daselbst bei einem Ueberfalle des Schlosses (zwischen 1724 und 1731), und Gottfried Bertram, der 1731 ein Majorat stiftete; der letzte Mann des alten Stammes war Karl, der 1797 verschollen ist.

Katharina, Erbin von Gronsfeld und Rimburg (gest. 1444), heirathete den Dietrich I. v. Bronkhorst, Sohn des Gisbert I. (1390—1429), Herr von Batenburg und der Margarethe v. Gehmen, aus einem 1127 zuerst urkundlich genannten Geschlechte, und zeugte mit ihr acht Kinder, von denen der älteste Sohn Gisbert II. (gest. 1473) die Linie zu Batenburg fortsetzte (erloschen 1525 mit seinem Enkel Gisbert III.), der zweite Heinrich aber nach dem Tode des Vaters (begraben 1451 neben seiner Gemahlin zu Nymwegen) als Mitbesitzer und nach Ableben des mütterlichen Großvaters als alleiniger Herr von Gronsfeld folgte. Derselbe verkaufte 1474 dem Stefan Gloysse zu Ryswеiler verschiedene Gefälle in der Herrschaft Rimburg, von denen letzterer 1476 fünf Wochenmessen in der Kirche zu Herzogenrath stiftete, bestätigte 1489 mit seiner Gemahlin Katharina von Alpen die Uebertragung des von seinem Großvater gestifteten Sühnealtars an die Dominikaner zu Aachen und hinterließ die Katharina, Gem. des Wilhelm v. Kettler auf Assen, Herburga, verm. mit Johann v. Mylendonk, und den Dietrich II., Freiherrn zu Rymberg und Gronsfeld, Herrn zu Hunepel, dem zu Gefallen Kaiser Maximilian I. Gronsfeld am 24. Juni 1498 zu einer freien Herrschaft erhob; derselbe starb 1508. In seiner Ehe mit Gertrud v. Wylich gewann er den Dietrich, Herrn zu Hunepel, verm. mit Gräfin Gertrud v. Limburg-Styrum, Vater des Jobst, der den Gerhard hinterließ, des Dietrich, der Katharina, Gem. des Balthasar v. Brederode, und der Gertrud, Gem. des Wilhelm Burkhard v. Heiden, und den Johann I., Freiherrn von Gronsfeld, Herrn zu Alpen. Derselbe war clevischer Landdrost, kaufte 1536 von dem Stifte St. Gereon in Cöln den Zehnten zu Merkstein und ließ sich am 19. März 1540 von der Abtei Klostenrath ihr bisheriges Recht und Eigenthum an der Steingrube im Katerthal unterhalb der Pfarre Merkstein resigniren. Johann, der Protestant geworden und 1553 die Schloßkirche zu Rimburg sperren ließ, heirathete zweimal, erst Gertrud v. Loë, dann Melchiora v. Wienhorst, hinterließ aber nur aus erster Ehe die Katharina, Gem. des Wennemar v. Bodelschwingh, die Theodora, erst mit Franz v. Heiden, dann mit Dietrich v. Mylendonck vermählt, und den Wilhelm, zu dessen Zeiten 1560 die Grenze zwischen der Herrschaft Rimburg und dem Lande Falkenburg notariell regulirt wurde. Von Agnes v. Bylandt hinterließ derselbe die Theodora, Gem. des Dietrich v. Kettler, den Jobst, den

Kaiser Rudolf II. in den Grafenstand erhob [3]), der aber 1588 bei der Belagerung von Wachtendonck fiel, ohne Kinder von Anna v. Falkenburg zu hinterlassen, und den Johann II., der des Bruders Nachfolger ward und sich Graf zu Bronkhorst und Gronsfeld schrieb. Johann, schwer verschuldet, entlieh 1598 ein Capital von Gerhard Betz, mit dem er seine Mühle in Eigelshofen belastete, und um dessen willen 1637 seine Söhne einen langwierigen Proceß mit den Erben des Betz anstrengten, trat 1603 zum Katholicismus zurück, ließ die Schloßkapelle zu Rimburg wieder öffnen, genehmigte 1616 die Versetzung des Sühnealtars in der Kirche zu Bocholtz in die der Kreuzbrüder zu Aachen und starb 1617. Er hatte Sibylla, Gräfin und Miterbin zu Eberstein, geheirathet und von ihr zwei Töchter, Gertrud und Felicitas, und die Söhne Jobst Max, Otto Wilhelm (heirathete eine Bürgertochter) und Philipp, verm. mit Margaretha v. Richorst, kinderlos, gleich dem zweiten Bruder. Jobst Max, „Graf von Bronkhorst, Gronsfeld, Rimburg und Eberstein, Freiherr zu Batenburg, Herr zu Alpen, Hunepel und Gochsheim", war der hervorragendste Mann seines Hauses. Früh trat er in die Dienste der Liga und avancirte allmälig zum Obersten; 1625 ging er in Tilly's Auftrage nach Braunschweig auf den Kreistag, um die Entlassung der vom niedersächsischen Kreise aufgestellten Truppen zu erwirken; 1626 belagerte er Cassel; 1629 half er den Lübecker Frieden mit Christian IV. von Dänemark abschließen. Ebenso betheiligte er sich an der Belagerung von Magdeburg und der Schlacht bei Leipzig, hielt nach deren Verlusten die Weser-Linie und nahm Verden, doch gelang es ihm nicht, Calenberg zu entsetzen, obgleich Pappenheim mit seinen Reitern zu ihm gestoßen war. Dagegen trieb er den schwedischen General Baudissin aus Westfalen, befreite Wolfenbüttel, ward jedoch vom Herzoge Georg von Braunschweig nach verschiedenen Scharmützeln am 28. Juli 1633 bei Oldendorff geschlagen. Bald darauf verließ er den Kriegsdienst und lebte seitdem meist zu Cöln; in Folge eines Processes mit den Gebrüdern von Streithagen in den Jahren 1635—37 verkaufte er eine Erbpacht von 20 Müdden Roggen zu Lasten seines Hofes Grimmelsbrück an Winand Hartmann, ebenso am 22. Juni 1640 die Herrschaft Rimburg mit ihrem Schlosse an Freiherrn Arnold von Bremer. Drei Jahre später ward sein Stammschloß Gronsfeld von den Hessen besetzt, jedoch bald von den lüttichschen Truppen wieder eingenommen; ja er selbst gerieth 1645, als er von Brüssel nach Bonn reiste, in hessische Gefangenschaft, aus der ihn jedoch die Landgräfin ohne Lösegeld entließ. Bald darauf ernannte ihn Kurfürst Maximilian I. von Baiern zum Commandanten von Ingolstadt und sandte ihn dann nach Paris, um mit der Krone Frankreich wegen Neutralität zu verhandeln; heimgekehrt, trat er als bairischer General-Feldmarschall wieder in activen Dienst und half dem kaiserlichen General Holtzapfel die Schweden aus Böhmen verjagen. Aus den Winterquartieren in Hessen rief ihn ein Befehl seines Herrn, zum Entsatze des von den Schweden und Franzosen bedrohten bairischen Landes herbeizueilen; plötzlich aber ward er arretirt und erst in München, dann in Ingolstadt gefangen gehalten, da er angeblich seine Stellung am Lech voreilig aufgegeben; er wußte sich aber zu rechtfertigen, indem er den kaiserlichen Befehl vorwies, und ward so 1649 freigesprochen. Dann begab er sich nach Wien, wo ihn Kaiser Ferdinand III. seiner Verdienste wegen in den Reichsgrafenstand erhob; 1653 nahm er auf dem Reichstage zu Regensburg seinen Sitz auf der westfälischen Grafenbank ein. Ferner ging er 1660 als kaiserlicher Commissär zur Entgegennahme der Huldigung nach den Reichsstädten Aachen, Cöln und Dortmund, 1661 stiftete er einen Vergleich zwischen der Stadt Münster und ihrem Bischof, 1662 schlichtete er einen Zwist zwischen Hamburg und dem General-Reichs-Postmeister Grafen von Thurn und Taxis. Er starb am 13. Juli 1662 und hatte von Anna Christina v. Hardenroth zwei Töchter: Anna Justina, gest. 12. Jan. 1709, verm. mit Ferdinand Ludwig v. Eynatten, Bürgermeister zu Lüttich, und Clara Sibylla, gest. unvermählt, und vier Söhne: a) Otto Wilhelm und b) Johann Franz, von denen hernach; c) Ernst, geblieben 1678 vor Freiburg im Breisgau, und d) Johann Philipp, gefallen 1678 bei der Belagerung von Philippsburg. Johann Franz, geb. 1639, zweiter Reichsgraf von Gronsfeld, kaiserlicher Geheimer Rath und Kämmerer, General der Cavalerie, inner-österreichischer Kriegspräsident, kämpfte bis 1699 tapfer gegen die Türken, befehligte 1703—4 in Baiern, gerieth jedoch mit dem Cardinal v. Lamberg in Streit wegen der Uebergabe von Passau, ward 1716 Gouverneur von Luxemburg und starb daselbst am 8. April 1719. Seine erste Gemahlin, Gräfin Eleonore v. Fürstenberg, blieb kinderlos; die zweite, Gräfin Maria Anna v. Törring-Jettenbach (verm. Februar 1706), gebar ihm zu Wien am 4. März 1713 eine einzige Tochter Anna Justina, die aber bereits am 25. Oct. 1715 verschied. In Gronsfeld folgte daher als dritter Graf sein älterer Bruder Otto Wilhelm, geb. 1636, der sich den geistlichen Stand erwählt hatte und damals Generalvicar des Bisthums Osnabrück war; doch starb derselbe gleichfalls schon am 26. Juli 1719 und beschloß so das Geschlecht der Herren von Bronkhorst und dieses zweite Haus der Herren von Gronsfeld. Graf Johann Franz hatte seine Gemahlin zur Universalerbin eingesetzt, und so folgte Maria Anna 1719 in Gronsfeld, das sie ihrem zweiten Gemahl, Grafen Claudius Nicolaus v. Arberg-Valengin (verm. 1720, gest. 1723), zubrachte; sie selbst starb 1731, mit Hinterlassung einer einzigen Erbtochter Josepha, geb. 14. März 1721, gest. 17. Febr. 1757. Dieselbe heirathete am 3. Jan. 1745 den Grafen Max Emmanuel v. Törring-Jettenbach (geb. 18. Nov. 1715), der in Folge dieser Ehe Graf von Gronsfeld mit Sitz im westfälischen Colleg für sich und seine Erben ward; da derselbe am 13. März 1773 kinderlos starb, folgte ihm sein jüngerer Bruder August Josef Lorenz (geb.

3) Mit Rücksicht auf das Erlöschen der Grafen von Bronkhorst, da Gräfin Maria v. Hoya, des Jobst Witwe, 1579 kinderlos starb.

10. Aug. 1728, gest. 21. Aug. 1802) und diesem sein Sohn Josef August (geb. 1. Dec. 1753, gest. 9. April 1826). Da durch den Frieden von Luneville Gronsfeld an Frankreich kam, ward letzterer 1803 mit der säcularisirten Abtei Guttenzell entschädigt, welche 1806 in Folge der Rheinbund-Acte als standesherrliche Grafschaft der Krone Würtemberg untergeordnet ward. Ueber ihre Nachkommen vergl. man den Artikel Törring.

In demselben Jahre 1719, in dem die Bronkhorst-Gronsfeld erloschen, ward der Reichsgrafenstand vom Kaiser Karl VI. auf die Familie der Freiherren von Diepenbroick[4]) übertragen, die seitdem sich Grafen von Gronsfeld schreiben. Aus diesem westfälischen Adelsgeschlechte wird zuerst Sweder 1350 genannt, dann Heinrich, belehnt 1379 mit Diepenbroick und Cortenhorn (gest. nach 1394), Gerd 1383—91, Hermann 1391 und Rötger, Rötger's Sohn, der 1402 Ueblinck und Westerwick zu Lehen empfing. Heinrich und Rötger wurden die Stifter zweier Linien; von den drei Söhnen des letztern stiftete Johann (1466) den Zweig zu Tenking, der im 17. Jahrh. erlosch, Rötger aber, Drost zu Vechte und Cloppenburg (1459—1466), mit Adelheid v. Lembeck den Zweig zu Buldern. Auf denselben folgten in directer Linie Rötger 1489—1505, verm. mit Sophia Hacke zu Ruschenberg, Heinrich 1537, verm. mit Anna v. Oer, Hermann 1572, gest. 1596, verm. mit Gertrud v. Holle; letzterer hatte zwei Söhne, mit denen sich das Geschlecht wieder in zwei Linien schied.

A. Georg Heinrich 1598—1631 folgte in Buldern, heirathete Anna v. Kettler und hatte gleichfalls zwei Söhne: Hermann Werner, von dem unter a), und Konrad Rötger, von dem unter b).

a) Hermann Werner, Herr zu Buldern, Berg und Dülmen, testirte 1656 und zeugte mit Christina Elisabeth v. Merode den Heinrich Werner (geb. 1648), Reichsfreiherr 1713, gest. 1729, verm. mit Engel Elisabeth v. Vittinghof, genannt Scheel; von seinen vielen Kindern starb Heinrich Karl Dietrich, Domherr zu Hildesheim und Halberstadt, 1777 als letzter Mann seines Hauses; Buldern fiel darauf an die Erbtochter seines Bruders Johann Hermann (gest. 1747), Louise Friederike Elisabeth Charlotte, Gem. des Kaspar Adolf v. Romberg; der letzte Sproß des Zweiges war Hermine, geb. 1748, Erbin von Schwansbell (gest. 1844), des hanoverischen Oberstlieutenants Friedrich Anton (gest. 1775) Tochter.

b) Konrad Rötger, Herr zu Willershausen und Gittelde 1640, gest. 1678, heirathete Sabina v. Gittelde und hatte mit ihr drei Söhne, von denen Wilhelm Heinrich um 1702 unvermählt starb; die beiden andern bildeten zwei Unterlinien.

α) Hermann Rötger, gest. 1724, folgte in Willershausen und Gittelde, vermählte sich erst mit Sidonie Hippolyta Wolff v. Gudensberg, dann mit Ursula Elisabeth v. Schorlemmer; von ihm stammen in directer Linie ab der Sohn Philipp Heinrich, geb. 1685, gest. 1757, verm. mit Henriette Casimire du Tour, der Enkel Friedrich Albrecht, geb. 5. Jan. 1729, gest. 14. Oct. 1772, verm. mit Maria Johanna Boerner, der Urenkel Daniel Pompejus, geb. 17. April 1764, gest. 1834, verm. mit einer de Neufrille, dann Ernst Ludwig Robert, geb. 6. Oct. 1809, großherzoglich hessischer Landgerichts-Assessor zu Großgerau, verkaufte 1836 Willershausen an die hanoverische Domäne und starb am 13. Juni 1851, von Charlotte Greiffenstein den Wilhelm Karl Christian Leopold, geb. 13. März 1848, Herr zu Gittelde und Eime, hinterlassend.

β) Julius Philipp, gest. 1714 als hanoverischer Oberst, hinterließ von einer Bunon den Generallieutenant Gustav Wilhelm, geb. 1693, gest. 1759, verm. mit Anna Lucia v. Donop, und dieser den August Ludwig Friedrich, geb. 16. Sept. 1738, gleichfalls hanoverischer Generallieutenant, gest. 29. Jan. 1805. Aus seiner Ehe mit Friederike Charlotte Sophie Elisabeth v. Grotthaus-Ledenburg (gest. 1835) entsproß die einzige Erbtochter Wilhelmine Eleonore Louise Charlotte, geb. 9. Juni 1778, gest. 23. Jan. 1809, verm. mit Johann Adolf Gustav Adam v. Grüter, Herrn auf Mark und Rahe (gest. 20. Febr. 1822); über ihre Descendenz, die Freiherren v. Diepenbroick-Grüter, vergl. man den Artikel Grüter.

B. Arnd, geb. 1582, Herr zu Mark, gest. 1645, heirathete Christine Kreyenberg und hinterließ den Hermann, geb. 1629, 1655—76, verm. mit Helene Gertrud v. Dincklage, dann mit Dorothea Beata v. Becker, Vater des Johann Adolf, der als schwarzburgischer Gardeoberst 1713 in den Reichsfreiherrenstand erhoben ward, jedoch starb, ohne Kinder von seiner Gemahlin, einer geb. v. Rauschendorff, zu hinterlassen.

Heinrich 1379—94 zeugte mit einer v. Doornick den Dirk zu Lochum 1414, dessen Zweig im 16. Jahrh. verblühte, und den Jordan (1424—33), verm. mit Alheid v. Baack, Vater des Heinrich, von dem hernach, und des Evert, auf Cortenhorn und Diepenbroick 1466, gest. 1473, dessen Descendenz mit seinem Urenkel Rötger (1514—22) erloschen ist. Heinrich, 1439 mit Cortenhorn belehnt, heirathete 1468 Sara, Tochter des Rötger v. Gronsfeld v. der Honnepel, genannt Impel, und der Elisabeth v. Hetterscheid, Erbin zu Impel, mit dem ihr Gemahl 1481 und 1486 belehnt wurde; derselbe war Drost des Fürstenthums Verden und starb 1498, in welchem Jahre seine Witwe und ihr Sohn Rötger sich mit der Familie von Wylich wegen Impel verglichen. Sara starb erst 1523 und ward zu Marienfrede begraben; ihr folgte Rötger zu Impel, verm. 1514 mit Hedwig (Helene) v. Lintlo, Vater des Heinrich, gest. 13. Oct. 1577, verm. 1543 mit Elisabeth v. Meverden, Witwe und Erbin des Johann v. Loet zu Gotterswick (gest. 1575), von der Johann, gest. 22. Nov. 1599, verm. 1578 mit Freiin Johanna v. Gent zu Oyen und Dieden (gest. 1597), Vater des Heinrich, geb. 4. April 1585, der

4) Ueber dieselbe vergl. v. Steinen, Westfälische Geschichte. Stück XVIII. S. 969 fg.; Fahne, Westfälische Geschlechter S. 119—122 und meinen Historisch-genealogischen Atlas. Bd. II. S. 44 fg. Taf. 712, der meist auf handschriftliche Familien-Papiere gestützt ist.

das Wappen der v. Honnepel annahm, 1617 die Gertrud v. Diepenbroick zu Buldern (gest. 1636) heirathete und am 30. Mai 1636 starb. Sein einziger Sohn Johann Hermann, geb. 1. Aug. 1622, kaufte das Schloß Groon, brach es ab und vereinte die zugehörigen Güter mit Impel; am 28. März 1642 empfing er die Belehnung mit Impel, ebenso am 28. Nov. 1689 mit der Civil- und Criminal-Gerichtsbarkeit über Rittersitz, Dorf und Kirchspiel Millingen, Groon und die Bauerschaft Hurl; er war Director der clevischen Ritterschaft, Regierungsrath und Kammerpräsident und starb, 1652 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, im J. 1695, verm. erst mit Sibylle Christine v. der Oye (gest. 1664), dann 1667 mit Anna Sibylle v. Quadt zu Zoppenbrock. Ihn überlebte ein einziger Sohn Johann Bertram Arnold, geb. 4. Dec. 1657, Herr zu Impel, Groon, Hurl und Millingen, preußischer Kammerherr und Major bei den Dragonern, immatriculirt 1676 bei der clevischen Ritterschaft, clevischer Landdrost, 1719 zum Reichsgrafen von Gronsfeld, Rees und Diepenbroick erhoben, gest. 8. Jan. 1720. Derselbe war viermal vermählt, zuerst 4. Juni 1690 mit Dorothea Johanna v. Quadt, Erbin von Lewer (geb. April 1671, gest. 10. Sept. 1692 bei Geburt von todten Drillingen), dann 1. März 1693 mit Franzeline Christine Helene v. Münster, Erbin zu Meinhövel und Hilbeck (geb. 14. Juni 1666, gest. 7. Jan. 1700), von der Hermine Sibylle Charlotte, geb. 15. Jan. 1696, gest. 3. Nov. 1715, verm. 1715 mit Karl Philipp Christian v. Wartensleben zu Erten (gest. 1760), hierauf den 24. Nov. 1702 mit der Baronesse Johanna Sibylla de Ryckers (gest. 24. Oct. 1703), von der Friedrich August, geb. 13. Mai 1703, gest. 1. Mai 1718; endlich 3. Nov. 1704 mit Reichsgräfin Maria Wilhelmine Charlotte v. Wartensleben (geb. 1683, gest. als Oberhofmeisterin am Hofe zu Ansbach 28. Nov. 1742). Aus letzter Ehe stammten eine Tochter Charlotte Wilhelmine, geb. 18. März 1718, gest. August 1799, verm. 25. März 1739 mit dem ansbachischen Staatsminister Freiherrn Christof Ludwig v. Seckendorf (gest. 1771), und vier Söhne: Friedrich, von dem hernach; Alexander Konrad Karl, geb. 25. Juli 1710, erst preußischer, dann bairischer Oberstlieutenant der Infanterie, geblieben 27. Juli 1747 vor Bergen op Zoom; Hermann Ludwig, geb. 28. Febr. 1713, erst in hessischen Diensten, gest. 1759 als dänischer Oberst a. D., ohne Kinder von Maria von der Veld, verwitweten v. Porz (geb. März 1708, verm. 22. Oct. 1754, gest. 19. Nov. 1759), zu hinterlassen, und Bertram Philipp Sigismund Albert, von dem nach dem Bruder. — Friedrich, geb. 5. Dec. 1705, Reichsgraf von Gronsfeld, Rees und Diepenbroick, Herr auf Woestwesel, Westdoorr, Werckendam, Wercken und Endegeest, 1735 bei der clevischen Ritterschaft immatriculirt, verkaufte Impel an seinen Schwager, den Freiherrn von Seckendorf, und starb am 6. Juni 1754 als preußischer wirklicher Geheimer Rath und Ritter des badischen Ordens de la fidélité. Seine erste Ehe mit Freiin Katharina Jacoba von der Ryth, des Freiherrn Arend Jacob v. Lier-Arschot Witwe (geb. 3. Dec. 1695, verm. 23. Sept. 1729, gest. 29. Jan. 1744) blieb kinderlos, aus der zweiten mit Gräfin Caroline Friederike Henriette Maria v. Bentheim-Steinfurt (geb. 2. Juni 1726, verm. 30. Jan. 1747, gest. 5. März 1783) kamen zwei Töchter: Caroline Sidonie Louise Friederike, geb. 29. Dec. 1749, kaufte 1790 den Rittersitz Meer-en-Duin und starb 1829, und Amalie Charlotte Philippine Sophia, geb. 19. Juli 1749, gest. 25. Jan. 1823, verm. 12. Nov. 1782 mit dem holländischen Oberst Wilhelm Bernhard Baron de Bruen zu Engberge (gest. 1788), und der am 20. Nov. 1750 geborene Sohn Wilhelm Annas Ludwig, des deutschen Ordens Comthur zu Thiel, Mitglied der Ritterschaft von Nord-Brabant, gest. 24. Mai 1827. Sein und der Baronesse Johanna Clara de Bruen zu Engbergen (geb. 12. Aug. 1753, verm. 27. Dec. 1786, gest. 29. März 1819) einziger Sohn Friedrich Karl, geb. 10. Juni 1785, starb als holländischer Leutenant im März 1813. — Bertram Philipp Sigismund Albert, geb. 19. Nov. 1715, war Herr zu Wyngaarden und Stelbroeck, holländischer Gesandter (1749—1761), erst in Berlin, dann in Madrid, am 23. Juli 1749 bei der niederländischen Ritterschaft immatriculirt, Castellan von Muiden und Drost von Goeland, nassau-oranischer Geheimer Rath und Präsident des Admiralitäts-Collegs und starb am 15. Nov. 1772. Am 6. Sept. 1751 hatte er Amoene Sophia Friederike, Gräfin von Löwenstein-Wertheim (geb. 23. Mai 1718, gest. 6. März 1779), geheirathet, die als Erbin ihrer gleichnamigen Mutter mitregierende Gräfin und Semperfreiin von Limpurg war; doch verkauften ihre Erben den ihnen an Limpurg zustehenden Antheil schon 1782 an den Herzog von Würtemberg. Der Kinder aus dieser Ehe waren sechs: a) Karl Annas Heinrich Friedrich, geb. 12. Oct. 1753, Ritter des deutschen Ordens; Erbherr, gest. im November 1796 auf Curaçao; b) Amoene Sophia Friederike, geb. 25. Oct. 1754, Hofdame der verwitweten Prinzessin von Oranien, dann verm. 13. Aug. 1780 mit dem holländischen Generalmajor der Cavalerie Freiherrn Robert Walrav v. Heckeren-Walien (gest. 1830) und gest. 12. Jan. 1832; c) Louise Maria Anna Christine Sophia, geb. 16. Dec. 1755, gest. 2. März 1802, verm. 4. Oct. 1775 mit Graf Georg v. Münster-Meinhövel (geschieden 24. Juli 1779, gest. 1801); d) Johann Bertram Arnold Sophus, von dem hernach; e) Friedrich August Jacob Sigismund, geb. 18. Febr. 1758, hessen-casselscher Oberst, gest. 7. Febr. 1801, verm. 19. Jan. 1796 mit Freiin Wilhelmine Charlotte Amalie von der Horst, früheren Stiftsdame zu Quernheim (geb. 21. Oct. 1764, gest. 16. Mai 1815), von der zwei Töchter: Sophia Charlotte Caroline Friederike, geb. 13. Nov. 1797, gest. 16. Oct. 1866 als Witwe des hanoverischen Oberhauptmanns Freiherrn Wilhelm v. Uslar-Gleichen (verm. 22. Juni 1821, gest. 1859), und Louise Amalie Alexandrine Eleonore, geb. 4. März 1800, verm. 12. April 1819 mit dem preußischen Geheimen Rath Karl Freiherrn von der Recke auf Stockhausen und gest. 28. Mai 1870, und f) Wilhelmine Charlotte Franziska Sophia,

geb. 16. Aug. 1759, gest. 1771. — Johann Bertram Arnold Sophus, geb. 10. Sept. 1756, Ritter des deutschen Ordens von der Ballei Utrecht, Erbe des Bruders 1796, war erst Hauptmann in österreichischen Diensten, dann bairischer Major à la suite, heirathete am 4. Juni 1791 Gräfin Maria Caroline Friederike v. Löwenstein-Wertheim (geb. 19. Dec. 1766, seit 1791 geschiedene Gemahlin des Grafen Johann Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und gest. 19. Jan. 1830) und starb den 3. Dec. 1805[5]). Vier Kinder aus dieser Ehe starben jung; heranwuchsen nur die Töchter Caroline Wilhelmine Henriette Friederike, geb. 10. Jan. 1799, gest. 2. Jan. 1858, zuerst 7. Febr. 1818 mit Freiherrn Ludwig v. Ellrichshausen (gest. 1832), dann 26. Nov. 1854 mit Reichsgraf Ludwig v. Erbach-Schönberg (gest. 1863) verheirathet, Louise Ernestine Johanna, geb. 23. Sept. 1800, seit 1858 Witwe des niederländischen Majors a. D. Freiherrn Wilhelm v. Heckeren-Walten, und Caroline Alexandrine Friederike, geb. 9. Nov. 1802, Stiftsdame zu Schacken, dann verm. 28. Febr. 1837 mit Reichsgraf Ludwig v. Erbach (der hernach ihre ältere Schwester heirathete), und gest. 29. Oct. 1852; ferner ein Sohn Friedrich Karl Anton Vollrath, geb. 24. Oct. 1801, Generalmajor a. D. und Adjutant des Königs von Würtemberg, verm. 14. Aug. 1832 mit Louise Friederike, Tochter des sächsischen Legationsraths und Geschäftsträgers in Stuttgart, Freiherrn v. Wirsing (geb. 19. Dec. 1811, gest. 6. Juli 1859) und gestorben am 22. Febr. 1868. Außer einer im 13. Jahre verstorbenen Tochter stammen aus dieser Ehe zwei Töchter: Sophia Auguste Philippine Dorothea Wilhelmine, geb. 5. Juni 1837, verm. 8. Juni 1865 mit Baron Richard Gideon Gottlieb v. Maydell auf Kawast in Ehstland, und Selma Emilie Sophia Bertha, geb. 21. Jan. 1844, seit 23. Juli 1864 Gem. des Grafen Joachim v. Reventlow-Jersbeck, und der einzige Sohn Karl Johann Bertram Friedrich Adolf, geb. 19. März 1835, jetziger Graf Gronsfeld-Diepenbroick, würtembergischer Oberlieutenant und Escadrons-Officier im 2. Reiterregiment, bis jetzt unvermählt.

Das alte Stammwappen der Herren v. Gronsfeld war bereits im 15. Jahrh. dahin abgeändert, daß an die Stelle des quadrirten Lilienschildes ein einfacher goldener Schild mit den rothen Kugeln (2, 1) trat; die Bronkhorst quadrirten denselben mit ihrem Stammwappen, ebenso die Diepenbroick-Gronsfeld, die jetzt im Felde 1 und 4 die Kugeln der Gronsfeld, in 2 und 3 auf schwarzem Grunde oben rechts ein silbernes Freiviertel führen; darauf liegt ein Herzschild, gleichfalls quadrirt, in 1 und 4 im rothen Felde zwei schräge, sich kreuzende Schwerter, mit den goldenen Griffen nach oben gekehrt (Stammwappen der v. Diepenbroick), in 2 und 3 im blauen Felde ein goldener Querbalken, auf dem drei natürliche Amseln neben einander sitzen. (*C. Hopf.*)

5) Das Datum wird in genealogischen Werken oft anders angegeben; ich habe dasselbe, sowie alle übrigen Daten seit 1719, aus meiner Correspondenz mit dem verstorbenen Reichsgrafen Friedrich entnommen.

GROOS (Friedrich), rühmlich bekannter Irrenarzt, hatte von 1793—1796 in Pavia studirt, wurde Physicus in Schwetzingen, weiterhin dirigirender Arzt des Irrenhauses in Pforzheim und zuletzt Director der Irrenanstalt in Heidelberg, welche Stellung er aber im J. 1836 aufgab. Er starb am 15. Juni 1852 zu Eberbach. Groos lieferte Beiträge in die „Badischen Annalen f. Heilk.", in die „Heidelberger Jahrbücher", in Nasse's „Zeitschr. für psychische Aerzte" und in Nasse's „Zeitschrift f. Anthropologie", in Friedrich's Magazin. Seine selbstständigen Schriften sind: Betrachtungen über moralische Freiheit, Unsterblichkeit der Seele und Gott. Tübingen 1818. Die Schelling'sche Gottes- und Freiheitslehre vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft. Tübingen 1819. Ueber das homöopathische Heilprincip. Heidelberg 1825. Untersuchungen über die moralischen und organischen Bedingungen des Irrseyns und der Lasterhaftigkeit. Heidelberg 1826. Ueber das Wesen der Seelenstörungen und ein daraus hergeleitetes Eintheilungsprincip derselben. Mit Berücksichtigung der Erfahrungen Esquirol's und der moralischen Theorie Heinroth's. Heidelberg 1827. Psychiatrische Fragmente. 1. Heft. Heidelberg 1828. Ideen zur Begründung eines obersten Princips für die psychische Legalmedicin. Heidelberg 1829. Die Lehre von der Mania sine delirio, nach ihrer Wichtigkeit für den Staat, für den Psychologen, den Richter und Vertheidiger, und für die praktische Heilkunde dargestellt. Heidelberg 1830. Der Skepticismus in der Freiheitslehre, in Beziehung zur strafrechtlichen Theorie der Zurechnung. Heidelberg 1830. Der Geist der psychischen Arzneiwissenschaft. Würzburg 1831. Schüchterne Blicke in die Tiefen der Philosophie. 1832. Kritisches Nachwort über das Wesen der Geistesstörungen. Heidelberg 1832. Beleuchtung des Endzwecks der Resultate der Philosophie. Karlsruhe 1833. Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie. Mannheim 1834. Ueber Criminal-Psychologie. Heidelberg 1835. Untersuchungen über Seelen- und organisches Leben. Ein Vermächtniß an Psychologen und philosophische Aerzte. Mannheim 1836. Der unverwesliche Leib, als Organ des Geistes und Sitz der Seelenstörungen. Heidelberg 1837. Das Dasein Gottes. Mannheim 1841. Meine Lehre von der persönlichen Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode. Neu bearbeitet und meinen Kindern gewidmet. 2. Aufl. Mannheim 1841. Der zweifache, der äußere und der innere Mensch. Als zweiter Theil der Schrift: Meine Lehre von der persönlichen Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode. Mannheim 1846.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GROOT (Gerhard), Begründer der Brüder vom gemeinsamen Leben, mit seinem Vornamen auch Geert und mit seinem Zunamen auch Groote oder Groete oder de Groot geschrieben.

Der Sprößling einer angesehenen niederländischen Familie, war Gerhard Groot, dessen Geburtstag in den October des Jahres 1340 n. Chr. fällt, ein Sohn von Werner Groot, welcher als ein wohlhabender Mann in der gewerbreichen Stadt Deventer vor und nach der Ge-

burt dieses Kindes das Amt eines Schöffen und Bürgermeisters bekleidete. Obgleich von schwächlicher körperlicher Constitution, zeigte der Knabe vorzügliche Geistesgaben, sodaß der Vater beschloß, ihn unter Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden äußeren Mittel für das gelehrte Studium zu bestimmen und ihm den ersten vorbereitenden Unterricht an seinem Wohnorte, wie dies höchst wahrscheinlich ist, ertheilen zu lassen, wobei er mit aller Sorgfalt verfuhr. Von hier begab sich der kaum zum Jüngling herangereifte Knabe zur Fortsetzung seiner Studien 1355 nach Paris, der damaligen europäischen Metropole der Wissenschaften, wo er hauptsächlich der Philosophie, Theologie und Kanonistik oblag, aber nach der damaligen Sitte zugleich die sogenannten geheimen Wissenschaften und Künste getrieben haben soll.

Im J. 1358 von Paris nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, ging er bald darauf nach Cöln, wo damals die Philosophie und Theologie ebenfalls in großer Blüthe standen. Hier begann er schon nach kurzer Zeit den Schatz seines Wissens durch eigene Vorträge für andere wißbegierige Studiosen, welche sich um ihn sammelten, mit Eifer nutzbar zu machen. Obgleich der Vater ihn mit Geld reichlich unterstützte, so wußte es dieser doch auch durch seinen Einfluß und seine Verbindungen dahin zu bringen, daß sein Sohn mehrere einträgliche Präbenden erhielt, namentlich Kanonikate in Utrecht und Aachen. So vereinigte sich für den jungen aufstrebenden Mann Alles, um ihn dereinst auch äußerlich, im Sinne der Zeit, innerhalb der Gesellschaft eine glänzende Stellung einnehmen zu lassen, sei es in der gefeierten Lehrthätigkeit einer Hochschule, sei es in den Ehren und Würden des Kirchendienstes. Zwar führte er in Cöln einen ordentlichen und ehrbaren Lebenswandel, war aber ganz an den weltlichen Sinn der Zeit dahingegeben; er lebte wie ein vornehmer Herr, im Genusse öffentlicher Vergnügungen, erfreute sich einer wohlbesetzten Tafel und kleidete sich in reiche Gewänder [1]).

Aber mitten in seinem Wohlleben zu Cöln traf ihn plötzlich eine Stimme, welche seinem ganzen Wesen eine andere Richtung geben sollte. Eines Tages nämlich, als er hier einem öffentlichen Spiele beiwohnte, rief ihm ein ernst gestimmter Mann zu: „Was stehest Du hier, auf eitle Dinge gerichtet? Du mußt ein anderer Mensch werden." Von dieser Mahnung im Innersten ergriffen, kam er bald darauf bei einem Aufenthalte in Utrecht mit einem ihm von Paris her befreundeten Manne, Heinrich Aeger, zusammen, welcher seine veränderte Stimmung wahrnahm und ihm die Nichtigkeit des Irdischen, den Ernst des Todes, die Bedeutung der Ewigkeit und das wahre, unvergängliche Gut eindringlich vor die Seele stellte [2]). Seine religiös-sittliche Bekehrung vom Weltsinne war jetzt vollständig; er verzichtete auf die Einkünfte aus den ihm überwiesenen Präbenden, sowie aus dem älterlichen Vermögen, zog sich von allen Belustigungen zurück, legte einfache, unscheinbare, graue Kleider an, verbrannte auf einem öffentlichen Platze in Deventer seine um hohen Preis gekauften magischen Bücher und ließ den Spott der Welt ruhig über sich ergehen. Gleichzeitig zog er sich in das unter Aeger als Prior stehende Karthäuserkloster Monichhusen bei Arnheim zurück, wo er in härenem Gewande und unter den strengsten Bußübungen der Selbstbetrachtung, dem Studium der heiligen Schrift und dem andächtigen Gebete lebte, bis er seinen immer noch zarten Körper gänzlich in den Dienst des Geistes und diesen in den Dienst des höchsten Herrn gestellt zu haben glaubte.

In dieser klösterlichen Lage waren drei Jahre vergangen, als er sich mit Entschiedenheit bewußt wurde, daß sein Wesen nicht auf quietistische Contemplationen in einsamen, düsteren Klostermauern, sondern auf ein freieres, ein lebendiges und praktisches Wirken im Reiche Gottes angelegt war. Gegen alle Versuchungen innerlich fest geworden, fühlte er sich wieder hinaus in die Welt gerufen und getrieben. Aber Priester wollte er nicht werden, weil er meinte, er vermöge die hohe Idee des Priesterthums, wie er sich dasselbe vorstellte, nicht zu erreichen und dürfe dessen unermeßliche Verantwortlichkeit, namentlich im Lösen und Binden der Seelen, nicht tragen. „Nicht für alles Gold Arabiens", sprach er, „möchte ich, auch nur eine Nacht, die Sorge der Seelen auf mich nehmen." Darum ließ er sich nur zum Diaconus weihen, um das Recht zu erwerben, als öffentlicher Lehrer vor dem Volke zu wirken. Indem ihn auch die Karthäuser, unter und mit welchen zusammen er bisher gelebt hatte, hierin bestärkten, und nachdem er durch den Bischof von Utrecht für dessen ganze Diöcese mit der nöthigen Vollmacht versehen worden war, trat er im kirchlichen Auftrage, aber ohne ein eigentliches kirchliches Amt zu bekleiden, als freier christlicher Religionslehrer, als Reiseprediger für das auf, was man jetzt die innere Mission nennt. In unscheinbarer Kleidung begann er Dörfer und Städte zu durchwandern und das echte Evangelium zu verkündigen, welches vielen Christen schon längst abhanden gekommen war. Nicht mit dem Nachdruck irgend einer Amtsgewalt, wie Ullmann [3]) sagt, sondern in der Kraft des eigenen Triebes, der erbarmenden Liebe für das arme Volk wollte er das Wort Christi wieder wahrmachen: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt ihr es auch wieder." Aber nicht in fremder, lateinischer Sprache redete er zu den Leuten, sondern in der Volks- und Muttersprache, nicht von hochgelahrten Sachen, spitzfindigen Glaubenssätzen und casuistischen Fragen, wie es damals im Schwange ging, sondern zumeist von der wahrhaften Buße und dem lebendigen Glauben als einer Kraft des Lebens und der Seligkeit, nicht in an- und auswendig gelernten Concepten, sondern in der Sprache der frischen Herzensempfindung und Erfahrung [4]).

Seine Ansprachen hatten einen gewaltigen Erfolg.

1) K. Ullmann: „Gerhard Groot" in Ferdinand Piper's „Evangelischem Kalender", 1854. S. 168. Derselbe: „Reformatoren vor der Reformation". Vergl. „Literatur". J. C. L. Gieseler: „Lehrbuch der Kirchengeschichte". Bd. II. Abth. 3. Bonn 1849. 2. Aufl. S. 224. 2) Ullmann bei Piper, ebenda.

3) Dessen Worten wir meist folgen. 4) Ullmann bei Piper, S. 169.

Alles strömte herbei, um ihn zu hören, Junge und Alte, Vornehme und Niedrige, Priester und Laien. Oft vermochte die Kirche die andächtige Menschenmenge nicht zu fassen, sodaß Groot unter den freien Himmel hinaustreten mußte, um seine Vorträge hörbar für alle zu machen [5]). Thomas a Kempis [6]) sagt hierüber: „Tantus affectus (? effectus) audiendi verbum Dei in populo fuit, ut turbam convenientem Ecclesia vix caperet. Nam multi sua prandia relinquebant, et negotia necessaria suspendentes, ad ejus sermonem pia prorsus aviditate tracti concurrebant. Saepe namque duos sermones uno die praedicavit, et quandoque spiritu fervoris concepto tribus horis aut amplius sermonem continuavit. Praedicavit autem in principalioribus civitatibus dioecesis Trajectensis ..... primum sermonem teuthonicum“ [7]). Von den Orten, in welchen er diese Vorträge hielt, nennen wir Deventer, Kampen, Zwoll, Utrecht, Leyden, Delft, Gouda, Amsterdam. Wenn auch die innere Frucht bei vielen Hörern nur als eine vorübergehende Rührung des Gemüthes sich zeigte, so war sie doch für andere eine nachhaltige Wirkung, eine Bekehrung von der äußeren mönchischen Werkheiligkeit oder der Hingabe an die Weltlust zu einer wahrhaft innerlich christlichen Gesinnung [8]).

Indessen würde der brennende Eifer, mit welchem Groot sein Missionswerk trieb, ihn sehr bald verzehrt haben, wenn er nicht selbst eine Wendung herbeigeführt hätte, welche ihn auf eine andere Bahn wies. Indem er nämlich mit rücksichtslosem Ernste und schonungslosem Zorne nicht blos die herrschenden Sünden der Laien, der vornehmen wie niederen, sondern auch, wie hoch er immer das kirchliche Amt an sich und als solches hielt und ehrte, der Priester, der Weltgeistlichen wie der Mönche, angriff, namentlich deren skandalösen unkeuschen Lebenswandel, zog er sich bei einem großen Theile des Klerus bald eine bittere Feindschaft zu, welche es dahin zu bringen wußte, daß der sonst wohlgesinnte und ihm wohlwollende Bischof von Utrecht die ihm ertheilte Erlaubniß zu seinen freien Predigten zurückzog. Zwar hätte Groot die gegen die Hierarchie sehr erregten Volksmassen zu seiner Hilfe aufrufen können, aber er zog es vor, widerstandslos Gehorsam zu leisten. „Es sind“, sagte er, „unsere Vorgesetzten; wir wollen, wie es sich geziemt, ihren Befehlen gehorsamen“ [9]).

Aber gerade hierdurch ward Groot in den rechten, für ihn geeignetsten Wirkungskreis gewiesen, welcher seiner Geistes- und Gemüthseigenthümlichkeit wie dem Maß seiner äußeren Kräfte am besten entsprach, und zwar eine stillere, aber um so fruchtreichere bleibende Wirksamkeit sicherte, eine Lebensaufgabe, welche ihm eigentlich erst seine hohe geschichtliche Bedeutung in dem Leben der Kirche geben sollte. Und dazu hatte sich für ihn bereits früher ein bedeutungsvoller Anknüpfungspunkt gefunden. Er hatte nämlich 1378 in Begleitung einiger Freunde eine Reise nach dem Kloster Grünthal bei Brüssel gemacht, um den damaligen hochgefeierten Meister des inneren Lebens, Johann Ruysbroek, welchen er längst aus seinen Schriften ehren und lieben gelernt hatte, auch in persönlichem Umgange kennen zu lernen. Bei diesem Besuche hatten nicht nur die milde Persönlichkeit und die erfahrungsreichen Worte des frommen Greises einen tief ergreifenden, versöhnenden Eindruck auf ihn gemacht, sondern auch die dortigen Kanoniker durch ihr stilles, in treuer Liebe und Arbeit zu edlen Zwecken verbundenes gemeinsames Zusammenleben, sodaß schon damals in Groot's Seele der Gedanke und der Herzenswunsch zu keimen begann, auch seinerseits eine solche fromme Gemeinschaft zu stiften. So verband er sich denn jetzt in seiner Vaterstadt Deventer, welche das biblische Wort von dem Propheten Lügen strafte, mit einigen gleichgesinnten jungen Männern, von welchen besonders Johann Binkering und Florentius Radewins (auch Radewin, Radewyn, Radewyns oder Radewyn-Zoon geschrieben) zu nennen sind, zu dem Werke der gegenseitigen Lebensförderung und des gemeinsamen Strebens in Erkenntniß, Gebet und Praxis. Zunächst und im Besondern stellten sie sich die Aufgabe, durch Unterricht, Anleitung, Nachhilfe, Ermahnung die Knaben und Jünglinge zu unterstützen, welche die Schule zu Deventer besuchten. Außerdem widmeten sie ihre Zeit und Kraft fleißig dem vor der Erfindung der Buchdruckerkunst so wichtigen Abschreiben der Bibel und anderer lehrreicher, guter Bücher, welche sie unter allen Gesellschaftsclassen verbreiteten und wodurch sie einen Theil ihres Lebensunterhaltes gewannen, wie sie auch in anderen engeren Kreisen durch Vorträge für christliche Belehrung, Erbauung, Ermahnung und Besserung wirkten [10]).

Von diesem Unternehmen gibt Buschius [11]) die nachstehende ausführlichere Darstellung. „Daventriae cum in diebus suis particulare studium plurimorum suppositorum in pleno esset vigore, ubi juvenes et adolescentes, majores et minores, de diversis mundi partibus accumulate confluentes, in suis fundamentalibus optime imbuebantur: venerabilis pater Magister Gerardus plures hujusmodi clericos scriptores meliores in unum recollectos, libros sanctorum Patrum in forma meliori, salvo pretio condigno, per eos exscribi fecit et excopiari.“ — „Considerantes (die Brüder) autem hujusmodi communem vitam esse perfectionis, in Ecclesia primitiva sub Sancti Spiritus gubernatione ab Apostolis Sanctis institutam, ... bene deliberata et bona sua voluntate, de Magistri Gerardi consilio, auxilio et favore, communi omnium decreto proposuerunt, concordaverunt et firmaverunt, deinceps in tali communi vita sub vera domini Florentii obedientia (quamvis solemniter non promissa) cunctis diebus vitae suae perpetuo remanere, victum et vestitum, cae-

5) Ullmann bei Piper, S. 170. 6) In seiner „Vita Gerardi Magni“ cap. 15. 7) Dasselbe bezeugt Buschius in seinem „Chronicon Windesemense“, lib. I. cap. 1. 8) Ullmann bei Piper, S. 170. 9) Ebenda.

10) Ebenda S. 170. 171. 11) „Chron. Windesemense“, lib. I. cap. 2.



ceteraque corporum suorum correquisita de labore manuum suarum in communi, praesertim scripturarum, indefesso procurando. Dei etenim caritate et proximi dilectione divinitus inspirati, affectuosius se mutuo diligere, et plures secum homines, non solum clericos, sed etiam laicos bonae voluntatis, conditionis cujuscunque, ad amorem Dei mundique contemptum verbis et exemplis suis sanctis sedulius attrahere, omnes in communi pariter statuerunt. Pater itaque devotus, dominus Florentius praefatus, cum suis Presbyteris et clericis, in vita communi pariter commorantibus, de consilio Magistri Gerardi formam et modum in communi vivendi, loca et tempora laborandi, vigilandi, dormiendi, orandi, legendi et corpora reficiendi, aliorumque saluti aliquando insistendi, statui suo optime convenientia salubriter et compendiose componentes, cunctis per orbem religiosis, virisque et feminis saecularibus apostolicae vitae formam, et evangelicae perfectionis exemplar formale et bene imitabile oculata fide se praebuerunt, ut omnium in se oculos, vitam eorum prae sanctitate collaudantium, redderent attonitos. Hujusmodi igitur occasione omnes ubique congregationes devotae Presbyterorum, clericorum et sororum primitivum suscepisse dignoscuntur exordium, per orbem jam Almanicum plurimum dilatare."

Nachdem der Bund eine Zeit lang mehr im Kleinen und Stillen sein Leben geführt hatte, mehrte sich die Zahl seiner jungen Freunde, seiner Genossen und Mitarbeiter sehr beträchtlich, ohne daß sie jedoch, wie bereits erwähnt, anfangs schon sich einer bestimmten statutarischen Regel zu dem geordneten und gegliederten Zusammenleben unterworfen hätten. Da sagte zu Gerhard eines Tages Florentius, welcher damals ordinirter Geistlicher in Deventer war: „Lieber Meister, was könnte es schaden, wenn ich und diese Kleriker (Aspiranten zum geistlichen Amte), welche sich mit dem Abschreiben beschäftigen, das, was wir wöchentlich verdienen, zusammenlegten und gemeinsam lebten?" — „Gemeinsam", erwiderte Groot, „das werden die Bettelmönche nicht leiden; die werden aus allen Kräften widerstreben." — „Was hätte es aber zu sagen", versetzte Florentius, „wenn wir es einmal versuchten? Vielleicht gäbe Gott seinen Segen dazu." — „Nun, in Gottes Namen", schloß Gerhard, „fanget an; ich will Euer Vertheidiger und treuer Beschützer sein gegen Alle, die sich wider Euch erheben" [12]). — So war also der Anfang [13]) der Brüder vom gemeinsamen Leben gemacht, welche sich nun nach einer frei und selbstgegebenen Regel, ohne mönchisch bindendes Gelübde, in sogenannten Brüderhäusern zusammenthaten, um einestheils sich selbst unter einander zu belehren, zu erbauen, zu ermahnen, zu warnen und in jeder Weise sittlich religiös und intellectuell zu fördern, anderentheils für die Unterrichtsanstalten und das Volk in Predigt, Unterweisung, Trost u. s. w. thätig zu sein. Sie verbreiteten sich sehr bald über die Niederlande und das angrenzende Deutschland in einem frei geeinten, nicht durch hierarchische Gebote zusammengehaltenen Bunde, welcher im 14. und 15. Jahrh. alles das übte, was jetzt die innere Mission genannt wird und sich später namentlich in den Brüdergemeinden, mutatis mutandis, fortsetzte. Ueber ihn ist in einer besonderen Darstellung zu handeln [14]).

Nach der Stiftung lebte Groot in dem Bruderhause zu Deventer, aber nur noch kurze Zeit; ein Werk christlicher Bruderliebe sollte sein Tod werden. Als er nämlich daselbst einen an der Pest darnieder liegenden Freund besucht hatte, ward er selbst sofort von der Seuche ergriffen und diese machte seinem Leben sehr schnell ein Ende. Schon nahete seine letzte Stunde, was er mit vollem Bewußtsein erkannte. Da sprach er mit rückhaltloser Ergebung in den Willen Gottes: „Siehe, ich werde vom Herrn gerufen; der Augenblick meiner Auflösung ist da; Augustin und Bernhard [15]) klopfen an die Thür; ich kann das von Gott gesteckte Ziel nicht überschreiten." Hierauf tröstete er die Brüder, welche sein Lager weinend umstanden, setzte den Florentius als denjenigen, auf welchem der Geist des Herrn ruhe, zu seinem Nachfolger in der Oberleitung der Communität ein und ermahnte Alle zu Gehorsam, Liebe und Geduld. „Habet Vertrauen zu Gott, meine Theuersten", das waren seine letzten Worte, „und fürchtet nicht die Reden der Weltmenschen. Stehet fest, denn die Menschen können nicht hindern, was Gott beschlossen hat." Zugleich ein Beweis, daß Groot mit seinem neuen Werke sich noch als im Stadium der ecclesia militans stehend fühlte und betrachtete. So starb er am 20. Aug. 1384, erst 44 Jahre alt [16]). Sein Todestag war derjenige des oben erwähnten Bernhard von Clairveaux.

Wenn nun noch ein zusammenfassender Blick rückwärts auf die Lebens-, Rede- und Sinnesweise Groot's, sowie auf seine Bedeutung und Wirksamkeit innerhalb der christlichen Kirche zu werfen ist, so sei hier zunächst erwähnt, daß er — nach seiner Bekehrung — ein mäßiges und streng diätetisches Leben führte, wozu freilich auch in seiner zarten Körperconstitution Grund genug lag. Ließ er sich daheim an einer einzigen Mahlzeit den ganzen Tag über genügen, so nahm er Einladungen zu Festessen und dergleichen nie an; dagegen bewirthete er bei sich zuweilen nahestehende Freunde und ehrbare Bürger. Dem Speisetische gegenüber befand sich eine kleine Bibliothek, aus welcher ein Buch herausgenommen wurde, um durch seine Lectüre der Unterhaltung Anlaß, Richtung und Inhalt zu geben und gleichsam eine geistige Speise zu gewähren. Vor der Mahlzeit ward ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen. In seinen Reden zeigte sich Groot von ernsten und gehaltreichen Worten, welche fließend, auf Ueberzeugungstreue beruhend und nicht ohne das Salz des Witzes waren. Besonders seine Ermah-

12) Ullmann bei Piper, S. 171. 13) Andere setzen diesen Anfang in das Jahr 1376.

14) Vergl. K. Ullmann: „Reformatoren vor der Reformation", Bd. II. S. 62—201. 15) Seine zwei Hauptauctoritäten und Lieblinge unter den Kirchenvätern. 16) Ullmann bei Piper, S. 171. 172.

nungen wirkten sehr eindringlich, zumal sie von dem ausdrucksvollen Aeußern seiner Person und einem ruhigen, heiter ernsten, Antlitz getragen und unterstützt waren [17]).

Die ganze Tendenz seines Lebens und Wirkens richtete sich seit der Zeit der Bekehrung auf den einen Punkt der sittlichen Besserung. „Was uns nicht besser macht", sagte er, „oder vom Bösen zurückbringt, ist schädlich." Ein echter Niederländer, verfolgte er mit Eifer, aber mit einer gewissen nüchternen Stimmung die praktischen Lebensaufgaben; er wollte immer nur das zum Heile Nothwendige, Brauchbare, dabei aber Einfache. Die Kehrseite hiervon war seine Abneigung und sein Ankämpfen gegen die abstracte, künstliche Schulweisheit und scholastische Gelehrsamkeit, wie sie damals namentlich auf den Hochschulen ihr unpraktisches Wesen trieb. Sofern nun diese theoretische Theologie mit der hierarchischen, mönchischen, casuistischen Werkheiligkeitspraxis der Kirche Hand in Hand ging, muß ihrem Gegner um so mehr der Charakter eines kirchlichen Reformators beigelegt werden, wobei hauptsächlich nicht übersehen werden darf, daß seine Thätigkeit in die traurige Zeit des babylonischen Exils und des beginnenden päpstlichen Schisma's fiel, wo einerseits die kirchlichen und sittlichen Zustände in einer schlimmen Verfassung sich befanden, andererseits aber auch für reformatorische Versuche um so mehr empfänglicher Boden und bei der Lockerung vieler äußeren hierarchischen Bande viel freier Raum vorhanden war. Im Sinne der hergebrachten kirchlichen Zustände nichts weniger als conservativ, empfand Groot mit ganzer Seele die Noth des armen, verwahrlosten Volkes, welches zum großen Theil durch die Speise verknöcherter, todter, seelenverderblicher Traditionen aus der Hand entarteter Priester genährt ward. Hiergegen machte er mit aller Entschiedenheit das Christenthum als eine innere Lebenskraft zur Besserung, zur Heiligung und zum Frieden geltend, und hieraus läßt sich erklären, daß er theologische und andere Gelehrsamkeit vielleicht zu niedrig veranschlagte.

Doch war es kein bloßes subjectiv-spiritualistisches oder mystisch-pietistisches Empfinden und Belieben, was er als das Wesen des christlichen Glaubens und Lebens aufrichten wollte; weit entfernt von der Tendenz, etwas Neues, Selbsterfundenes auf- und hinzustellen, ging er als auf die objectiv-positive Norm auf das Urchristenthum, auf das Fundament der heiligen Schrift zurück. Diese, als die Offenbarung des allein wahren Gottes in Christo, sollte allein Richtschnur und Leitstern innerhalb der Kirche sein, von welcher er sich keinesfalls häretisch oder auch nur schismatisch trennen, welche er vielmehr auf ihr eigenes, ursprüngliches, wahres Wesen zurückführen, im guten Sinne reformiren wollte. Es war daher vorzugsweise die Bibel, in welcher er unablässig forschte, welche er mit Eifer auslegte, zu welcher er stets hinführte, deren Text er fleißig abschreiben ließ und unter das Volk verbreitete. In ihr war es wiederum der lebendige Christus, welchen er als Wurzel und Spiegel des Lebens, als den alleinigen Heiland hinstellte. „Thuet Buße und glaubet an den Herrn Jesum"; diesen Spruch darf man als das geistliche Motto seiner Biographie hinstellen [18]).

Die sogenannten Weisheitssprüche seines Herzens und Mundes hat uns Thomas a Kempis überliefert. Sie tragen sämmtlich das Gepräge des schlichten Wesens, wie sich dieses auch äußerlich in seiner einfachen Kleidung und ganzen Lebensweise aussprach. Dabei sind sie ziemlich kernhaft, durchaus der innersten Lebenserfahrung entnommen, sodaß sie schon hierdurch ihre Wirkung nicht verfehlen können, voll christlichen Ernstes, aber nicht lamentabel-pietistischen, sondern oft heiteren Sinnes, wenn auch nicht so eminent markig und geistvoll wie etwa Luther's Dicta. Hier folgen einige derselben, wie sie Ullmann beispielsweise anführt [19]). „Wende dein Herz von den Geschöpfen, auch mit großer Gewalt; wende es ab, damit du dich selbst überwindest und richte dein Gemüth immer auf Gott." — „Um keines Dinges der Welt willen soll sich der Mensch beunruhigen lassen." — „Es ist etwas Großes, in den Dingen zu gehorchen, welche uns zuwider und schwer sind, und das ist der wahre Gehorsam." — „Vor Allem und jederzeit übe dich in der Demuth, am meisten innerlich im Herzen, aber auch äußerlich vor den Menschen." — „Je weiter der Mensch sich von der Vollkommenheit entfernt weiß, desto näher ist er derselben." — „So lange der Mensch etwas an sich zu bessern findet, steht es noch gut mit ihm." — „Die größte Versuchung ist, nicht versucht zu werden." — „Vor allen Dingen sei freudig im Geiste." — „Alle Uebung im Lesen, Wachen, Beten stehe unter dem Gesetze des Maßes." — „Wegen geringer Fehler werde nicht kleinmüthig" [20]).

Wie sehr auch Groot im Anfange seiner reformatorischen Thätigkeit sich in freien, ungebundenen Formen bewegte, so suchte er doch je mehr und mehr auch die formell geschlossene Einheit, sodaß er am Ende des Lebens bereits zu dem Wunsche und der Absicht eines wirklichen Klosters vor- oder zurückgeschritten war. Wie Buschius [21]) berichtet, sagte er auf seinem Sterbebette zu den um ihn stehenden Genossen und Schülern: „Aliqui vestrum Ordinem ab Ecclesia approbatum debent assumere, ad quos omnes devoti utriusque sexus in cunctis suis necessitatibus securum habere debent recursum, consilium et auxilium, defensionis praesidium petentes recepturi." Auch die Seinigen glaubten, als er mit seiner lebendigen Auctorität nicht mehr unter ihnen waltete, wie Wilhelm Vornken, Prior in Windesheim (gestorben 1455), meldet [22]), daß die von ihm getroffenen Einrichtungen nur dann Dauer haben würden, „si constitueretur monasterium alicujus probatae Religionis, et praecipue Canonicorum regularium, sub cujus umbra possent omnes devotae turtures ab insultationibus accipitrum tutissime habere refugium." Es sollte also eine klösterliche Form gefunden werden, aber eine solche, welche gegen die Klöster der Bettel-

17) Ullmann bei Piper, S. 172.

18) Ebenda S. 172. 173. 19) Ebenda. 20) Ebenda. 21) „Chron. Windesem.", lib. I. cap. 5. 22) „Archief voor kerkelijke Geschiedenis", VIII, 262, Anmerk.

mönche, der accipitres, einen Schutz für die Brüder gewährte, welche immer noch hauptsächlich durch die letzte Consequenz des Mönchswesens, der Bettelmönche, angefeindet wurden.

Diese Gestalt empfing der von Groot gegründete Bund durch den mehr genannten Florentius Radewin (auch Florentius Radewini genannt), indem er 1386 zu Windesheim bei Zwoll ein Kloster der regulirten Kanoniker stiftete [23]), welches bald der blühende Mittelpunkt der vortrefflichen windesheimer Congregation wurde und dann der Gesellschaft in Deventer ein Bruderhaus gab. Hier lebten unter der Aufsicht von Priestern junge Leute (clerici), welche sich für den geistlichen Stand vorbereiteten, und fromme Laien, welche ihr bürgerliches Gewerbe fortsetzten, als Brüder in Gemeinschaft zusammen, hielten Erbauungsstunden und förderten sich in christlichem Leben, ohne jedoch durch ein ewiges, unlösbares Gelübde gebunden zu sein [24]).

Zwar nicht die Laienbrüder, aber die eigentlichen Brüder des gemeinsamen Lebens oder die Brüder vom guten Willen oder der Hieronymianer oder der Gregorianer, wie sie auch genannt wurden, weil sie Hieronymus oder Gregorius den Großen als ihren Patron betrachteten, wirkten hauptsächlich, und zwar in der Mutter- oder Volkssprache auch bei kirchlichen Dingen, für den religiös-sittlichen Volksunterricht der unteren Classen, wobei sie gegen alle Wissenschaften, welche nicht dieses praktische Ziel verfolgten, eine große Abneigung an den Tag legten. Sie verbreiteten sich mit ihren Brüderhäusern nicht blos über die Niederlande und das angrenzende Deutschland, sondern auch über Italien, Sicilien, Portugal. Solcher Anstalten gab es um 1430 bereits 45, dreißig Jahre später über 130. Das letzte Brüderhaus entstand 1505 in Cambray. Die Inquisition, welche ja in den Händen der Bettelmönche lag, bereitete der Ausbreitung manches Hinderniß [25]). Von den berühmten Mitgliedern der Genossenschaft sind außer den bereits genannten (Florentius Radewin, Thomas a Kempis u. a.) besonders noch Zerbold von Zütphen und der auch in weltlicher Wissenschaft, besonders Mathematik und Astronomie, gelehrte Cardinal Nicolaus von Cusa anzuführen.

Literatur. Die allgemeinen kirchengeschichtlichen Hand- und Lehrbücher. — Die Encyklopädien der theologischen Wissenschaften von Herzog, Schenkel u. s. w. — Die besondere kirchengeschichtliche Literatur der Niederlande; vergl. hierüber namentlich G. B. Winer: „Handbuch der theologischen Literatur", Bd. I. Leipzig 1838. S. 823—825. — „Gerardi Magni (also Gerhard Groot's selbst) Epistolae XIV", edirt von J. G. Acquoy, Amsterdam 1857. — Johann Buschius (seit 1419 Kanonicus in Windesheim, dann Prior in Sulta bei Hildesheim, starb 1479): „Chronicon Canonicorum regularium Ordinis Sancti Augustini capituli Windesemensis" (in den Anmerkungen von uns abgekürzt als Chronicon Windesemense aufgeführt), 1464 niedergeschrieben, herausgegeben von Heribert Rosweydus, Antwerpen 1621. — Eine „Vita Gerardi Magni" findet sich in den von H. Somalius 1607, Antwerpen, herausgegebenen „Opera" des Thomas a Kempis [26]), S. 765 fg. — Th. A. Clarisse: „Over den Geest en de Denkwijze van Geert Groot", in N. Ch. Kist's und H. J. Royaard's „Archief voor kerkelijke Geschiedenis", 1829 fg., I, 355; II, 245; III, Bijlagen, S. 1, VIII, 3. — G. H. M. Delprat: „Verhandeling over de Broederschap van G. Groote", Utrecht 1830. Deutsch mit Zusätzen von D. G. Mohnike, Leipzig 1840. — Karl Ullmann: „Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden", Hamburg 1841 und 1842, 2 Bde., II. S. 62 fg. Desselben Verfassers Auszug daraus in Piper's „Evangelischem Kalender", 1854, ist in den Noten mehrfach citirt. (*J. Hasemann.*)

GROOT (Jan de), Kupferstecher in Schabkunst, geboren in Vlissingen 1650. Sein erster Lehrer in der Kunst war Adrian Verdael, dann kam er 1666 zu Ostade. Doch scheint er bald von der Malerei zum Stich übergegangen zu sein. Seine sonstigen Lebensverhältnisse sind unbekannt. Seine Blätter, die er in der damals noch neuen Manier in Schabkunst ausführte und deren Laborde vier anführt, sind sehr selten; es ist ein Porträt des G. Dow, ein Trinker, nach F. van Mieris 1670 vollendet, das Innere einer Bauernstube und ein indecentes Liebespaar, beide nach J. van Steen. Auf den Blättern zeigt er sich als ein Künstler, der mit den Schwierigkeiten der Technik noch zu kämpfen hat. Dieser Künstler darf nicht verwechselt werden mit einem amsterdamer Kunstsammler, der gleichen Namen führte, aber erst zu Ende des 18. Jahrh. lebte. Als Dilettant radirte letzterer einige Blätter nach Rembrandt. Dessen Kunstnachlaß wurde im December 1804 in Amsterdam versteigert *). (*Wessely.*)

GROOTE-PIER, auf deutsch: der große Peter, ein friesischer Seeräuber um 1505, einer von den Vielen, die im 15. und 16. Jahrh. die Nordsee beunruhigten. Er war durch einen Einfall der damals vereinigten Holländer und Sachsen in seinem Wohlstande als Bauer ruinirt worden und ergriff die Waffen, um sich dafür zu rächen. Es gelang ihm, eine Bande von 600 Mann unter seinen Befehlen und denen seines Neffen Wiarda zu sammeln. Um die Verbindung der Holländer mit den Sachsen zu hindern, suchte er den Zuyder-See durch eine kleine Flotte zu beherrschen, deren Admiral er war. Im J. 1510 verwüstete er die holländische Küste. Die Friesen sammelten eine Flotte von 36 Segeln gegen ihn. Obgleich er derselben nur 16 Schiffe entgegenzustellen hatte, griff er sie doch an und nahm sie bis auf 8 Schiffe. Sein Uebermuth kannte nun keine Grenzen; er nannte

23) Er starb 1400. 24) Gieseler: „Lehrb. der Kirchengeschichte" a. a. O. S. 226 fg. 25) Ebenda S. 230. 231.

26) Dieser gehörte von 1400—1471 den Stiftungen Groot's an, zuerst im Fraterhause zu Deventer, dann als Kanonicus zu St. Agnes bei Zwoll.

*) Literatur: *Immerzeel*, De Levens en Werken. *Laborde*, Histoire de la manière noire. Nagler, Monogr. Lex.

sich stolz der „Schrecken der Hamburger und Bremer, Vernichter der Dänen, die Geißel der Holländer". Es ist zu beachten, daß die Politik der Holländer damals darauf gerichtet war, die Hansen von der Sund- und Ostseefahrt abzuhalten, und daß Groote-Pier gewissermaßen im Sinne seines Landes handelte, wenn er die Schiffahrt der Bremer und Hamburger störte. Ob es seine Schiffe waren, welche 1514 vor der Wesermündung ihr Unwesen trieben (vergl. darüber Duntze, Geschichte Bremens. Bd. II. S. 603), ist zweifelhaft. Im J. 1519 gab Groote-Pier das blutige Handwerk auf und zog sich, schon betagt, nach Sneek zurück, in dessen Stadthaus noch jetzt zwei Schwerter aufbewahrt werden, welche von Groote-Pier und seinem Neffen geführt worden sein sollen. Vergl. besonders *Michaud*, Biographie univers. XVII. p. 590. (*R. Pallmann.*)

GROOTH, Malerfamilie, aus Stuttgart stammend.

1) **Johann Christoph Grooth**, der Vater, war Porträtmaler zu Stuttgart und arbeitete für den Hof; er stand auch als Inspector der großherzoglichen Galerie vor. Er starb in hohem Alter bald nach 1762. J. J. Haid hat einige seiner Bildnisse in Schabkunst ausgeführt. Seine drei Söhne waren auch Maler:

2) **Georg Christoph**, der älteste, geb. 1716, war seinem Vater nachgefolgt und übte gleichfalls die Porträtmalerei aus, in welcher er einen solchen Ruhm erlangte, daß er sogar (1741) nach Petersburg berufen wurde. Er siedelte mit seinem jüngeren Bruder nach Rußland über, wo er einen kaiserl. Gehalt von 6000 Gulden bezog. Hier malte er viele Porträts russischer Großen, die wegen ihrer Haltung und Farbe gefielen. Besonders wird das lebensgroße Reiterbild der Kaiserin Elisabeth in der Gardeuniform (für das Admiralitätsgebäude) gelobt. Er starb 1749. Socolof hat einige seiner Bilder gestochen.

3) **Johann Eriedrich**, der jüngere Sohn, geb. 1717, hat sich zu einem geachteten Thiermaler ausgebildet; er begleitete seinen Bruder nach Petersburg, wo er auch für das kaiserl. Lustschloß Sarskoje-Selo viel beschäftigt war. Ein Verzeichniß von 1762 führt 45 seiner Gemälde daselbst an, Thierstücke und Jagdscenen vorstellend, die er im Laufe von 10 Jahren 1750—1760 ausführte. Wol in Folge dieser geschätzten Arbeiten wurde er Mitglied der kaiserl. Akademie, die auch einige seiner Gemälde besitzt. In Deutschland sind seine Bilder äußerst selten anzutreffen. Der Künstler starb um 1786. C. M. Roth stach nach ihm den auf einem Ruhebette gelagerten Hund der Kaiserin Elisabeth.

4) **Johann Nicolaus**, der jüngste der drei Brüder, geb. 1723, war Porträtmaler und als solcher sehr geschätzt. Er verließ nicht sein Vaterland; einige Zeit war er in München beschäftigt (1757), wo er die kurfürstliche Familie in zwei großen Familienstücken malte. Er war früher auch fleißiger Miniaturist gewesen. Seit 1785 lebte er in Memmingen, doch waren seine letzten Lebensjahre mit vielem Kummer begleitet, da er auf eine Unterstützung von Seiten seiner Freunde angewiesen war. Er starb 1797. Ein von J. E. Gericke 1762 nach ihm gestochenes Porträt des Grafen Otto Leop. von Beeß läßt uns vermuthen, daß der Künstler die französischen Porträtkünstler Rigaud, Largillière ꝛc. wohl verstanden habe *). (*Wessely.*)

GROPIUS (Karl Wilhelm), geb. zu Braunschweig am 4. April 1793, Zeichner und Maler. Als er sich in seinem Vaterlande zum Landschaftsmaler ausgebildet hatte, machte er Reisen, besuchte Paris, wo er das eben erfundene Diorama kennen gelernt hatte und begab sich sodann ins südliche Europa, nach Italien und Griechenland. Hier zeichnete und sammelte er solche Veduten von Gegenden und Kunstdenkmälern, die er bei seiner Rückkehr für das Diorama benutzen konnte, denn schon in Paris faßte er den Plan, ein Gleiches in Berlin herzustellen. Dieser Plan glückte ihm auch vorzüglich und Gropius spielt seine Hauptrolle in der Dioramengeschichte. Da bei der Einrichtung der Anstalt, zu deren Bau ihm der König den Platz schenkte, wirklich künstlerische Motive mitwirkten, so erhob sich dieselbe weit über eine oberflächliche Befriedigung des Sinnenreizes. Die Bilder waren mit großer Liebe, mit Kenntniß der Perspective ausgeführt und die künstlerische Verwendung der Beleuchtung that das Ihrige dazu. Auch als Decorationsmaler für das königl. Theater erwarb er sich großen Beifall, weshalb er zum Hoftheatermaler und Theaterinspector ernannt wurde. Doch verließ Gropius über diesen Arbeiten nicht die Staffelei; für die Prinzessin Friedrich der Niederlande malte er zwei Ansichten der Hauptplätze von Berlin; dann gab er die Früchte seiner Reisen, Ansichten aus verschiedenen Gegenden, in 12 Heften 1823 heraus, sowie auch seine „Ornamente in verschiedenen Baustilen" (12 Hefte, 1846) zu erwähnen sind. Aus seinem Atelier sind viele anerkennungswerthe Talente hervorgegangen; der bedeutendste mag wol Karl Blechen sein. Gropius starb am 20. Febr. 1870 †). (*Wessely.*)

GROPP (Ignatius), Pater des Benedictinerordens und fleißiger Geschichtsforscher, zu Kissingen im J. 1695 geboren. Seine theologischen Studien machte er bei den Benedictinern zu S. Stephan in Würzburg, trat daselbst im J. 1716 in ihre Klostergemeinschaft und hatte neben gewissenhafter Pflege seiner geistlichen Obliegenheiten Muße genug, über die Geschichte des Bisthums Würzburg umfassende Forschungen anzustellen. Er hatte sich dabei der Aufmunterung seiner väterlichen Freunde, des P. Bernardus Pez im Kloster Melk und des Herrn v. Eckart in Würzburg besonders zu erfreuen. Die Erstlinge seiner Studien betrafen die heilige Bilhildis, die Gemahlin des Frankenherzogs Hettan und Stifterin des Benedictiner-Nonnenklosters Alt-Münster zu Mainz. Zuerst schrieb er ihr Leben und gab es im J. 1727 heraus, wie er selbst sagt, „mit sittlichen Lehren untermischt, zu Beförderung der Andacht gegen diese unsere Heilige Landsfürstin und

---

*) Literatur: Fiorillo, Kleine Schriften. Fueßli, Allgemeines Künstler-Lexikon.

†) Literatur: Faber, Conv.-Lexikon für bildende Kunst.

Patronin" [1]). Gleichzeitig erschien das zweite Werk: **Vita S. Bilihildis Ducissae Franciae Orientalis et Comitissae Hochemii natae, Fundatricis ac primae Abbatissae Veteris Monasterii Moguntiae. Ex MSS. Codicibus duobus edidit atque illustravit P. Ignatius Gropp, Ord. S. Bened. in Monasterio ad S. Steph. Wirceburgi Professus. Wirceburgi sumptibus Ph. W. Fuggart Bibl. aulici et acad. MDCCXXVII. Typis Engmannianis.** 6 Bog. in 4. Außer der Stiftungsurkunde, aus einer zwar alten, aber sicherlich gefälschten Abschrift mitgetheilt, ist noch beigefügt: **Commentariolus critico-historicus, in quo menda et obscuritates veterum MSS. vitarum S. Bilihildis expenduntur, et dilucidantur: afferuntur argumenta, quibus ejusdem Sanctae vita, novissime idiomate germanico edita stabilitur** [2]). Durch dieses Werk empfahl sich der Herausgeber in so vorzüglicher Weise, daß Joh. Georg v. Eckart ihm unterm 11. Juli 1727 schrieb: „**Primitias nobis historici studii praebes, at tales, ut meliora quaeque a Te sperare liceat, si pergas. Exempla jam Tibi Ordinis Tui egregia, Acherios, Mabillonios, Ruinartos, Montefalconios, Quirinos, Martenios, Durandos, Pezios et tot alios Viros summos ob oculos pone. Horum in veterum monumentorum lectione assiduitatem, in antiquitatibus eruendis solertiam, in dijudicandis perspicacitatem, stylum denique nullo fastu tumidum, nec anxie quaesitis locutionibus hispidum imitare. Sic fiet, ut tandem socius illis ire, et venerationem serae posteritatis Tuo tibi merito acquirere possis. Ego conatibus Tuis laetus applaudo, animum in Deo hilarem, valetudinem firmam et his studiis necessariam, vitamque in sancta quiete diuturnam ex animo apprecor**" [3]). Obwol Gropp das Maß seiner Kräfte kannte und deshalb auch ganz offen sagte: „**hos** (die genannten Vorbilder) **mihi admirari permittitur, nunquam imitari: aut si licet a longe sequi, consequi nunquam licebit**" [4]), so hatte er doch Ehrgeiz genug, den Weg des angetretenen Ruhms weiter zu verfolgen. Als neuernannter Bibliothekar seines Klosters fühlte er sich zu historischen Forschungen besonders berufen und Gelegenheit dazu fand sich bald. Dominico Passionei, der damals viel genannte apostolische Nuntius in der Schweiz, hatte in einem Briefe an den Herrn v. Eckart den Wunsch ausgedrückt, daß Jemand die Geschichte des berühmten Klosters Ebrach schreiben möchte. Ohne Absicht, diesen Wunsch erfüllen zu wollen, benutzte Gropp den Wink und gab einen beachtenswerthen Beitrag dazu in der Schrift: **Monumenta sepulchralia Ecclesiae Ebracensis: accedunt alia quaedam monumenta historica. Collegit et edidit P. Ign. Gropp. Wirceburgi, sumptibus Ph. W. Fuggart, 1730.** $15\frac{1}{2}$ Bog. in 4. mit 14 Kupfertafeln [5]). Es sind darin schätzbare Bemerkungen über Ursprung und Schicksale des Klosters, über die Wohlthäter desselben, über die Gewohnheit, die Herzen der Würzburger Bischöfe daselbst beizusetzen [6]), historische Erläuterungen zu den Grabmälern selbst [7]) und zuletzt Auszüge aus dem alten Nekrolog des Klosters Ebrach enthalten. Diese mit Beifall aufgenommenen Leistungen veranlaßten darauf aufmerksam zu machen, daß die neuere Geschichte Würzburgs seit Bischof Rudolph's v. Scherenberg Tode 1495 ganz vernachlässigt worden sei und keine zusammenhängende Bearbeitung gefunden habe, obschon diese Zeit kaum weniger merkwürdige Ereignisse als irgend eine andere darbiete. Gropp war der Ansicht, daß vor allen Dingen eine Sammlung des bereits Vorhandenen, gedruckt oder handschriftlich in Bibliotheken und Archiven Verborgenen, veranstaltet werden möchte, dann werde sich der Geschichtschreiber schon finden. Mit Ausdauer und in seinen Augen gewiß mit Erfolg legte Gropp Hand ans Werk und er brachte auch im Laufe der Jahre so viel Material zusammen, daß er vier starke Foliobände damit füllen konnte. Während der Zeit des Sammelns schrieb er Verschiedenes und darunter sein Hauptwerk, die Geschichte des Klosters Amorbach, welche er unter dem Titel: **Aetas mille annorum antiquissimi et Regalis Monasterii B. Virginis Mariae in Amorbach, Ordinis S. Benedicti, in Archidioecesi Moguntina, historica methodo adumbrata, et ejusdem Monasterii chartis ac documentis eruta, opera P. Ignatii Groppii. Francofurti, ex officina Weidmanniana 1736.** 5 Alphabete in Fol. mit 2 Kupfertafeln erscheinen ließ [8]). Diesem folgte noch in deutscher Sprache: Leben des H. Chilian und seiner Gesellen Colonat und Totuan. Würzburg 1738 in 4. Die Sammlung würzburgischer Geschichtschreiber brachte er in zwei Abtheilungen, wovon die eine die lateinischen, die andere die deutschen Schriften enthält, jede zwei Bände umfassend. Sie führt den Haupttitel: **Collectio novissima Scriptorum et Rerum Wirceburgensium a Saeculo XVI. XVII. et XVIII hactenus gestarum, pro coronanda decies-saeculari aetate Episcopatus Wirceburgensis adornata. Sive opuscula historica varia, sacra, profana, prosaica, metrica; Panegyres, Elogia; descriptiones, inscriptiones; chartae, epitaphia, nummismata, aliaque historiae monumenta; quibus inprimis vitae Episcoporum Wirceburgensium — — illustrantur — — — ac ipsa denique Episcopatus Wirceburgensis historia eius temporis sacra et profana per dissertationes praevias summatim deducitur, ex variis Codicibus MSS. et impressis in unum corpus col-**

1) Collect. nov. Scriptor. et Rer. Wirceburg. op. P. Ign. Gropp. T. III. (oder Wirzburgische Chronick d. letzt. Zeiten T. I.) p. 39. Auf den Wunsch der Aebtissin Maria Fides zu Altmünster wurde dasselbe abgekürzt 1735 und 1739 wieder gedruckt und ging in letzterer Form, noch etwas abgekürzt, in die genannte Collectio über, wo es sich T. III. p. 39—51 befindet. 2) Ebenfalls abgedruckt in Collect. nov. Script. et R. Wirceb. T. I. p. 763—787. Beigefügt sind hier p. 788—791 eine kürzere Vita und von p. 791—794 eine Vita metrica S. Bilhildis. — Vergl. Acta Erudit. 1729. p. 533. 534. Neue Zeit. v. gelehrt. Sach. 1729. p. 966. 3) Collect. nov. et R. Wirceb. T. I. p. 767. 4) Collectio l. c.

5) Vergl. Acta Erudit. 1731. p. 120—122. 6) Vergl. Collect. l. c. T. I. p. 95—112. 7) Collect. l. c. T. I. p. 128—146. 8) Acta Erudit. 1740. p. 673—677.

lecta figuris illustrata. Accedunt varia monumenta cum indicibus quatuor — — Opera et studio P. Ignatii Gropp. (Tom. I. ab ao. 1495—1617. et II. ab ao. 1617—1741. Francofurti, ex officina Weidmanniana 1741. 1744. Tom. III. et IV. Würtzburg, Gedruckt bei M. A. Engmann, Hoff-Buchdruckern 1748. 1750). Die zweite Abtheilung hat den besonderen Titel: Wirtzburgische Chronick deren letzteren Zeiten, oder ordentliche Erzehlung deren Geschichten, Begebenheit- und Denkwürdigkeiten, welche — — von dem Jahre 1500 bis anhero in dem Hoch-Stifft Wirtzburg und Franken-Landt bey Geistlich- und Weltlichen Weesen sich zugetragen: Mit einem grossen Zusatz von zahlreichen Diplomaten ꝛc. Nebst einigen Historischen Abhandlungen ꝛc. Alles aus verschiedenen theils Manu-Scripten, theils schon gedruckten Urkunden und Büchern gezogen und zusammen getragen von P. Ignatio Gropp. 1. Theil von dem J. 1500 biß 1642. 2. Theil von dem J. 1642—1750. Mit dieser Sammlung scheint aber der Herausgeber die gelehrte Welt nicht befriedigt zu haben. Die Acta Eruditorum erwähnen sie gar nicht und die Neuen Zeitungen von gelehrt. Sach. zeigen nur die lateinischen Theile an [9]). Der streng katholische Standpunkt hinderte den Herausgeber, bei der Auswahl die nöthige Kritik zu üben, ja wir sind geneigt anzunehmen, daß er diese Kritik gar nicht für nöthig hielt, wenn er seinen ganzen Vorrath zur Verherrlichung des Katholicismus geben zu müssen glaubte. Jedenfalls soll ihm sein Verdienst unbestritten bleiben, wenn er uns auch nöthigt, die Goldkörner im Geröll aufzusuchen. Von seinen übrigen Schriften erwähnt man noch: Antiquitates Wirceburgenses und Gottgeheiligter Wirzburgischer Bischofssitz um 1754. Eine angebliche Franconia sacra ward nicht vollendet. Von Gropp's persönlichen Beziehungen erwähnen wir noch, daß er die theologische Licentiatur erlangte, eine Zeit lang Prior im Schottenkloster zu S. Jacob in Würzburg war, dieselbe Würde nachher auch zu S. Stephan bekleidete und endlich als Pfarrer zu Gündersleben am 19. Nov. 1758 gestorben ist [10]). (*F. Th. Richter.*)

GROPPER (Johann) oder richtiger Gröpper [1]) — Dr. des päpstlichen und des kaiserlichen Rechtes wie der Theologie, Archidiakonus der Erzdiöcese Cöln, Kanonicus des Doms und Scholaster zu St. Gereon in Cöln, auch Propst zu Bonn und designirter Cardinal-Presbyter des Titels S. Luciae in Silice [2]) — behauptet eine hervorragende Stellung unter den Gegnern der Reformation. Denn nicht allein durch eine vielseitige Gelehrsamkeit und bedeutende schriftstellerische Thätigkeit hat er sich ausgezeichnet, sondern noch mehr durch den Antheil, welchen er in den vierziger Jahren des 16. Jahrh. an der Gegenreformation im Erzstifte Cöln genommen hat, als deren Seele er bezeichnet zu werden verdient. Es ist daher die Vernachlässigung, welche ihm die protestantische Geschichtschreibung bis auf den heutigen Tag hat angedeihen lassen, in keiner Weise gerechtfertigt.

Johann Gropper war geboren zu Soest in Westfalen im J. 1502 [3]) als erstes Kind aus der mit neun Sprößlingen gesegneten Ehe des Bürgermeisters von Soest Johann Gropper mit Anna Hugen [4]). Der alte Gropper erlangte eine gewisse Berühmtheit durch den zähen Widerstand, welchen er den ersten Bewegungen des Lutherthums in Soest (seit dem Jahre 1530) leistete [5]). Sein Eifer für die alte Kirche war so groß, daß er, nachdem weder Rath noch Bürgermeister die soester Reformation zu hintertreiben vermocht hatten, am 31. Juli 1533 mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen ein freiwilliges Exil dem ferneren Verbleiben in der ketzerischen und demokratischen Vaterstadt vorzog [6]); er siedelte mit seiner ganzen Familie nach Cöln über, wo er am 24. Jan. 1543 starb. Der eifrig katholische Mann durfte mit Genugthuung auf seine Nachkommenschaft blicken: nicht nur wußte er mehrere Töchter als „Fromme vnnd Erbare geystliche Jungfrewlin" in Klöstern [7]), er hinterließ der Kirche auch vier ebenso gelehrte wie umsichtige und geschäftskundige Söhne [8]); und auch noch in späterer

9) N. Zeit. v. gel. Sach. 1741. p. 764—766. 1744. p. 699. 700. Hier heißt es: „die Stücke, welche diesen Band ausmachen, nach der Ordnung zu erzehlen, würde viel zu weitläufftig fallen, und es sind auch unstreitig viel schlechte und geringe Sachen darunter, welche aber von der Zahl der brauchbaren weit übertroffen werden." Noch mehr dürfte dies Urtheil von den deutschen Theilen gelten. 10) Adelung: Jöcher's Gel.-Lexikon. II. Sp. 1623. Biogr. univ. T. XVII. p. 590. 591.

1) Denn so schrieb er sich selbst, z. B. auf dem Titel seiner deutschen Schriften. Die jetzt übliche Form Gropper ist aus der Latinisirung des Namens entstanden. 2) Noch verschiedene andere Pfründen hatte er inne. So war er noch Probst und Official zu Xanten, Kanonicus zu St. Patroclus in Soest und Pastor zu St. Peter daselbst. — Vergl. Gröpper, Warhafftige Antwort (Cöln 1545), Titel. — Ciaconius III, 851. 866. — Cornelius (Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster, Bd. II.) p. XLIX. — Hartzheim S. 175.

3) Vielleicht schon 1501; s. darüber unten zum Todesjahr. 4) Hartzheim a. a. O. 5) Hauptquelle: der von Cornelius (Geschichte des Münsterischen Aufruhrs) I, 252 fg. abgedruckte Bericht aus dem soester Stadtarchiv; s. dazu die Darstellung von Cornelius I, 107 fg. 118 fg.; II, 123. — Im J. 1531 war Gropper zweiter Bürgermeister (I, 253), 1532 hingegen erster (I, 262: „de eldeste borgemester als her Johan Gropper"); 1533 befand er sich nicht mehr unter den regierenden Bürgermeistern (II, 138), sondern war Altbürgermeister (II, 308: „alde borgemester"). 6) Cornelius II, 139 fg.; II, 308. 7) Warh. Antwort fol. 43[b]. 8) *Hamelmann* p. 1036. 1110 fg. — *Mallinckrot* p. 161. — Heppe S. 23. 48. — „Religionsgeschichte der Kölnischen Kirche" (Cöln 1764) I, 55 fg. Hier findet sich auch aus Mersäus (Catalogus Elect. Eccles.) das Epitaphium mitgetheilt, welches die Söhne dem alten Gropper in der Kirche zu St. Gereon zu Cöln setzten: „Johanni Gropper, Urbis Susatensis tertio Consuli, qui Zelo religionis, posito magistratu, Coloniam Agrippinam concedens, vita deinceps pie ac sancte transacta, tandem 9 Calend. Februarii anno salutis 1543, anno aetatis suae 63. spiritum, quem coelitus acceperat, Deo reddidit, hic conditus. Amantissimo parenti *Johannes*, *Godefridus*, *Patroclus* et *Casparus Groepperi*, *Doctores*, filii ac fratres germani, officii ac pietatis ergo monumentum hoc posuerunt." — In das Reich der Fabel dürfte zu verweisen sein, was Hamelmann (p. 1111) erzählt: der alte Gropper habe nach dem Tode seiner Gattin die Absicht gehabt, noch Priester in Cöln zu werden, sei aber davon zurückgehalten worden durch seine Söhne, „qui nolebant appellari Pfaffen-Kinder".

Zeit begegnen wir Enkeln des alten soester Bürgermeisters als Geistlichen und Räthen der Erzbischöfe von Cöln [9]).

Ueber die Jugend und den Bildungsgang unseres Johann Gropper ist wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er ein Zögling des Gymnasium Montanum in Cöln war, welchem er sich nachmals durch eine Stiftung dankbar bewiesen hat [10]). Später studirte er zu Cöln die Rechte und erwarb sich den juristischen Doctorgrad [11]). Doch muß er gleichzeitig auch theologischen Studien sich gewidmet haben, namentlich dem Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter [12]). Bereits mit 28 Jahren [13]) wurde er Scholaster zu St. Gereon. Vielleicht noch früher hatte er ein kirchliches Amt in seiner Vaterstadt empfangen. Wenigstens bezog er zu Anfang der dreißiger Jahre, in Cöln lebend, die Einkünfte eines ersten Predigers zu St. Petri in Soest. Im J. 1531 forderte ihn der soester Magistrat schleunigst zurück, um sich seiner als Stütze gegen das zu Soest immer mächtiger werdende Lutherthum zu bedienen. Doch sandte Gropper an seiner Statt einen gelehrten Mönch [14]). Der mit reichen Gaben des Verstandes und mit einer Staunen erregenden Arbeitskraft ausgestattete junge Mann glaubte wahrscheinlich, daß die cölnische Metropole ein geeigneteres Feld seiner Thätigkeit abgäbe als die westfälische Hansa-Stadt [15]). Und in der That hatte er schon damals die Aufmerksamkeit des Erzbischofs von Cöln Hermann, Grafen von Wied, auf sich gelenkt. Bereits 1530 hatte er sich als Verordneter des Kurfürsten an den augsburgischen Verhandlungen betheiligt [16]), und wenig später (etwa um das Jahr 1533) nahm ihn Hermann in seine speciellen Hofdienste [17]). Bald, in dem verhältnißmäßig jugendlichen Alter von 34 Jahren, durfte er als des Erzbischofs rechte Hand, sein einflußreichster Rathgeber auftreten. Es war das berühmte cölnische Provinzialconcil des Jahres 1536, auf welchem er zum ersten Mal eine nicht unbedeutende Rolle spielte; und von jetzt an bis zu seinem Tode sehen wir ihn betheiligt bei einer Reihe der wichtigsten Unternehmungen, bei Reformversuchen wie Religionsgesprächen, bei Reichstagsverhandlungen wie auf dem Concil von Trient, bei politischen Fragen wie bei den Restaurationsbestrebungen der vierziger und fünfziger Jahre, mochte es sich bei diesen handeln um die Rettung des Katholicismus in Cöln und um die Einbürgerung der Jesuiten daselbst oder um die Wiederaufrichtung des katholischen Gottesdienstes durch das Interim in seiner Vaterstadt Soest. Es ist ein reiches, mannichfach bewegtes, leider nur noch viel zu wenig durchforschtes Leben, welches die letzten 20 Jahre dieses Mannes ausfüllt.

Aber ein einheitliches, in fester Stetigkeit verlaufendes war dieses Leben nicht, so sehr auch katholische Schriftsteller von ehedem und heute sich bemüht haben, eine gewisse Einheit in dasselbe hineinzubringen. Ein Eck, ein Cochläus waren stets sich selber gleich, in jedem Momente ihres Lebens dieselben erbitterten Feinde Luther's und der neuen Kirche. Von Gropper läßt sich dieses nicht sagen. Obgleich er für den Fortbestand einer machtvollen katholischen Kirche in Deutschland vielleicht mehr geleistet hat als die Genannten, obgleich die Surius, Ciaconius, Maimbourg sich überbieten im Lobpreise seiner Orthodoxie, seiner Verdienste um die Kirche von Cöln und des Katholicismus überhaupt [18]), es bleibt eine unumstößliche Thatsache, daß der Gropper der Jahre 1536—1541, 1542 ein anderer gewesen ist als derjenige der Jahre 1543—1559. Und gerade dadurch erhält dieses Leben für uns ein erhöhtes Interesse, daß er sich in jenem ersten Stadium in bedenklicher Weise angefressen zeigt von den großen die Zeit bewegenden reformatorischen Ideen und so wider Willen ein Zeugniß ablegt für die überwältigende Macht, welche diese Ideen weit über den Kreis der eigentlichen Reformationskirchen hinaus geübt haben. Und gab er gleich mit dem Jahre 1543 jene unkatholische Haltung auf, um fortan im eminentesten Sinne eine Säule des Katholicismus in Deutschland zu sein, sodaß er den Cardinalshut, welchen Papst Paul IV. Caraffa, der Beförderer der „allerheiligsten Inquisition“, ihm anbot, sich redlich verdient hat, so bleibt doch selbst für diese Periode seines Lebens immer noch erlaubt zu

9) Johann Gropper der Jüngere, ein Enkel des Bürgermeisters und ein Neffe unseres Johann Gropper, wurde des letzteren Nachfolger als Scholaster zu St. Gereon (Hartzheim S. 176). Einen Archidiakonus Dr. Gottfried Gropper finden wir in Dortmund 1562, welcher mit den cölnischen Jesuiten in Verbindung steht (Heppe S. 81). Ein Goddert Gropper „der sieben presteren einer zu Coln in den domb und des fursten upperster rad“, begegnet uns (1590) in Röchell's Münsterischer Chronik (s. Janssen, Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster III, 113). — Andere Verwandte s. bei Meuser (in Dieringer's Kathol. Zeitschrift 1844, Band II.) S. 385 fg. 10) Hartzheim S. 175[b]: „cujus munificus Mecoenas fuit fundo dato, e quo salaria praeberentur duabus sacris lectionibus habendis in eo Gymnasio“ etc. 11) Hartzheim a. a. O. — *Du Pin* XVI, 19. 12) *Cornelius Loos Callidius* fol. H 8[a]. Wenn Gropper selbst bei Gelegenheit sich später für einen Nicht-Theologen ausgab (Warh. Antw. fol. 37[a]: „dz mir, als der keyn Theologus, vnd der sachen nit gnug verstendig“), so kann er damit (wie Meuser S. 191 richtig bemerkt) nur gemeint haben, daß er kein graduirter Theolog war. 13) So nach Deckers bei Meuser S. 184. 14) Heppe S. 22. Cornelius I, 103. Vergl. Jacobson, Geschichte der Quellen des evangelischen Kirchenrechtes der Provinzen Rheinland und Westfalen S. 55. 15) Doch behielt er seine soester Predigerstelle nach wie vor bei. In einem Schreiben des Rathes von Soest vom 25. Oct. 1532 wird er unter den Pfarrern der Stadt aufgeführt: „an her Johan Gropper doctorn veteris“ (Cornelius II, 126). Auch befindet sich im soester Archiv ein Schriftstück: „Gravamina hern dechanten und capitel zu Soest sowie auch des scholasters hern Gropper gegen die von Soest a. 1537 im Februar unserm gnedigen fursten vorgebracht“ (Cornel. II, 129). 16) Warh. Antw. fol. 43[a]. 17) Ebenda fol. 34[b] fg.

18) *Surius* ad an. 1559: „D. Joh. Gropperus, Ecclesiae Coloniensis *in tuenda Catholica religione singulare decus et ornamentum.*“ — Eine förmliche Blumenlese von Lobsprüchen aus verschiedenen Schriftstellern liefert *Ciaconius* III, 853; vergl. p. 841. — *Maimbourg* p. 269: „Car il est très-certain, que ce grand homme ... a toûjonrs esté l'un des plus forts et des plus ardens adversaires de Luther et l'un de ceux, qui ont soustenu le plus constamment et avec le plus de zele et de courage la verité Catholique contre son héresie.“ — Vergl. S. 270 fg. — S. 271: „si formidable aux novateurs.“ — S. 272: „ce grand Docteur, qui sauva de l'héresie tout l'Electorat de Cologne“ u. s. w.

zweifeln, ob er im Sinne dieses Papstes, im Sinne der ihn feiernden Jesuiten ein Gnesio-Orthodoxer jemals gewesen ist: etwas vom alten antirömischen Sauerteige ist, so will mich bedünken, auch während dieser Jahre noch in ihm zurückgeblieben.

Doch gehen wir nach dieser zu vorläufiger Orientirung bestimmten Ueberſicht auf eine Darstellung der einzelnen hervorstechenden Momente seines Lebens ein, welcher ich zum Schlusse ein Verzeichniß seiner Schriften und eine Ueberſicht der Quellen und der Literatur anhängen werde.

I. **Gropper und das cölnische Provinzialconcil von 1536. Sein Enchiridion**[19]. — Bekanntlich berief der Erzbischof Hermann von Cöln, tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß irgend eine Reform des Klerus unerläßlich sei — wie er denn bereits acht Jahre zuvor einen Reformversuch unternommen hatte[20]) — seine Suffraganbischöfe von Utrecht, Lüttich, Münster, Osnabrück und Minden im J. 1536 zu einem Provinzialconcile nach Cöln. Unter Betheiligung des Domcapitels, der Prälaten und des gemeinen Klerus der Stadt und des Stiftes Cöln kam es auf dieser Versammlung zu der Annahme einer stattlichen Anzahl von Kanones und zu dem Beschlusse, zum Besten der Pfarrer ein Handbüchlein der christlichen Lehre herauszugeben. Sowol dieses Enchiridion, dessen Entwurf der Provinzialsynode vorgelegt wurde, als auch jene Kanones waren von Gropper verfaßt, welchem der Erzbischof, bald nachdem er ihn (1533) an seinen Hof gezogen, den Auftrag ertheilt hatte, über die Kirchenverbesserung des Erzstiftes nachzudenken und einen schriftlichen Entwurf einzureichen. Ueber diese „Provinzialreformation“ Gropper's hatten, bevor sie auf der Synode und nachmals im Druck publicirt wurde, Berathungen des Verfassers mit andern Theologen stattgefunden, nämlich mit dem damaligen cölnischen Weihbischof und Generalvicar Quirinus, mit dem Rector der Universität Cöln und anderen Mitgliedern derselben. Da wegen dieser Berathungen der Druck der Reformationsschrift noch nicht auf der Stelle stattfinden konnte, so erschien zunächst (im October 1536) eine kurze Visitationsformel nebst vorläufiger Inhaltsangabe der Kanones des Provinzialconciles[21]). Diese selbst sollten binnen Kurzem mit dem, der Absicht nach, in drei Theile zerfallenden Enchiridion veröffentlicht werden[22]). Doch verzögerte sich der Druck der Kanones und des diesen angehängten Handbuches noch bis zum Jahre 1538. Da beide Schriften in lateinischer Sprache erschienen[23]), so gab Gropper in demselben Jahre noch ein deutsches Reformationsbüchlein heraus[24]).

Die Kanones wie das Enchiridion verdienen größere Beachtung, als sie bisher gefunden haben. Erstere[25]) (welche 47 Folioblätter einnehmen) suchten eine Reihe der schlimmsten kirchlichen Misbräuche abzuschaffen. Unleugbar war es dem Verfasser entschiedener Ernst mit der Kirchenreinigung, aber er faßt diese im Sinne des Erasmus, nicht Luther's. Die Tendenz ging augenscheinlich dahin, die gröbsten Auswüchse (wie z. B. die Cumulation der Pfründen auf einen Einzigen und Anderes) zu beseitigen, um sich im Uebrigen desto ungestörter im Besitze erhalten zu können, welchen das Umsichgreifen Lutherischer Meinungen und Bestrebungen im Erzstifte mehr und mehr gefährdete: es galt, diesen die Spitze abzubrechen. Trotzdem verdienen einzelne der Bestimmungen unser volles Lob: so die Vorschläge über die Ausbildung der Geistlichen, oder wenn die Kanones eifrig auf die Belehrung des Volkes durch die Predigt drangen; und zwar sollten sich in dieser die Pfarrer nicht lange bei Heiligenlegenden und Wundergeschichten von oft zweifelhaftem Werthe aufhalten, sondern das Evangelium auslegen. Bezeichnend für die Farbe dieser Reformvorschläge ist, was die Kanones über Abendmahl und Messe einschärfen: bei ersterem betonen sie unter Anführung von Schriftworten einfach die reale Präsenz des Leibes und Blutes Christi, halten aber, von einem streng katholischen Kirchenbegriff ausgehend, die Communion unter Einer Gestalt fest; auch die Messe wollen sie beibehalten wissen, doch soll das Volk über dieselbe dahin belehrt werden: allerdings sei sie ein Opfer, welches wir für Lebende und Todte darbringen, aber ein Opfer doch nur in sofern, als sie die **lebendigste Vergegenwärtigung** des ein für allemal dargebrachten Opfers Christi ist[26]). Gab sich schon hierin das Bestreben zu erkennen, die Kirchenlehre zu mildern und möglichst annehmbar zu machen, so nicht minder in der Lehre der Kanones von der Beichte, in welcher sich wenigstens ein Ansatz findet zu einer Verinnerlichung dieses Dogma's.

Mit diesem flüchtigen Eingehen auf den dogmatischen Inhalt der Kanones bewegen wir uns bereits auf demjenigen Gebiete, welches dem Enchiridion als eigenthümliches zugehört.

Dieses Buch war eine höchst bedeutende Leistung. Freilich, den Namen eines „Handbüchleins“ verdiente es nicht; denn es war zu einer ziemlich umfangreichen Dogmatik von mehr als 500 Folioseiten angewachsen. Deshalb erhielt es nunmehr auch den Specialtitel einer „Institutio compendiaria doctrinae christianae, in concilio provinciali pollicita“. Die officielle Vorrede

19) Hauptquelle außer den später zu nennenden cölner Reformationsschriften selbst ist Gropper's „Warhafftige Antwort“ fol. 34ᵇ fg.; dazu die Darstellung von Seiten des Erzbischofs in der „Warhafften erzelung“ (Bonn MDXLVI.) fol. A 2ᵇ fg. und Bucer's Relation bei Rabus II, 734. — Vergl. *Sleidan.* Lib. X. ad an. 1536 und *Seckendorf* III, 137. — Reck S. 156. — H. Kampschulte S. 173 fg. — Die neueste und eingehendste Darstellung hat Senden geliefert: „De Jo. Sleidano“ (Bonner Dissertation von 1870) p. 5. 10 fg. 20) S. Gieseler III, 2, 487. 21) S. den genaueren Titel hinten in dem Verzeichniß der Schriften sub N. I. 22) Formula fol. B 3ᵃ.

23) S. den genauen Titel im Verzeichniß sub N. II. 24) Ebenda N. III. Vergl. „Warhafftige Antwort“ fol. 35ᵇ. 25) Einige Fragmente aus denselben hat *Seckendorf* III, 138 mitgetheilt. 26) „Non, quod toties Christus occidatur, sed quod illud unicum sacrificium mysticis ritibus quotidie renovetur quotidianaque recordatione mortis Domini ... hoc ipsum *repraesentetur*, quod olim factum est.“ Daher ist die Messe ein sacrificium repraesentativum.

des Erzbischofs, welche an sämmtliche „Pfarrer und Prediger des göttlichen Wortes" der Diöcese gerichtet ist, spricht sich ausführlich über dieses Anschwellen des Handbüchleins zu einem stattlichen Bande aus: der Erzbischof hätte es freilich lieber gesehen, wenn es möglich gewesen wäre, sich innerhalb der Grenzen eines Enchiridion zu halten; indessen habe man sich während der Ausarbeitung von der Unmöglichkeit überzeugt, innerhalb dieser engen Schranken die hochwichtigen Lehren, welche — wie z. B. die Lehrsätze von der Autorität der Kirche, von der Rechtfertigung, vom Meßopfer — gegenwärtig zum größten Schaden der Kirche von gewissen Neuerern angegriffen würden, in der für die Pfarrherren nothwendigen Ausführlichkeit und Klarheit darzulegen [27]): denn es handelt sich darum, den Kirchen der Diöcese ein Gegengift zu reichen gegen die in dieser gefährlichen Zeit immer weiter um sich greifende Pest alter und neuer Ketzereien. Doch sei dieses (und diese Mäßigung müssen wir in der That rühmenswerth finden) in der Weise geschehen, daß Niemand, welcher Secte er auch angehöre, namentlich getadelt sei, sondern allein die nicht zu billigenden Lehren habe man in bescheidener Weise widerlegt und an deren Stelle die bisher geltenden zu vertheidigen gesucht [28]).

Das gesammte Werk zerfällt in vier Theile, deren 1. von dem apostolischen Symbolum spricht, während der 2. von den Sacramenten, der 3. vom Gebet, der 4. von dem Gesetz handelt [29]). Augenscheinlich ist diese Eintheilung des dogmatischen Stoffes nach dem Vorbilde des Luther'schen Katechismus getroffen.

Hätte Gropper nichts weiter als dieses Werk geschrieben, vielleicht die ausführlichste und wichtigste vortridentinische Dogmatik des Reformationszeitalters, sein Name würde allein schon deshalb in der Geschichte der katholischen Theologie des 16. Jahrh. (wenn wir erst einmal eine solche besitzen werden!) eine ehrenvolle Erwähnung verdienen. Leider müssen wir es uns versagen, näher auf den Inhalt des Buches einzugehen. Die Haltung, welche der cölnische Theolog einnimmt, gibt sich deutlich als eine vermittelnde zu erkennen: an vielen Stellen beseitigt er stillschweigend die Auswüchse der scholastischen Kirchenlehre, wie er z. B. die Lehre vom Fegfeuer mit beredtem Schweigen übergeht [30]); andererseits nimmt er Manches — ebenso stillschweigend — von den Protestanten herüber, namentlich in der Rechtfertigungslehre, welcher er im zweiten Hauptstück bei dem Sacrament der Buße eine eingehende Darstellung widmet [31]). Diese Lehre von der Justification hält sich fortwährend in der Schwebe zwischen der protestantischen und der katholischen Doctrin: bald wird von dieser, bald von jener ein Moment herübergenommen, sodaß echt protestantische Aeußerungen und urkatholische nicht selten gegenseitig sich paralysiren. Der Verfasser kennt eine Rechtfertigung aus den Werken, sowie eine fortgesetzte Rechtfertigung; er hält es für bedenklich, Rechtfertigung und Sündenvergebung zu identificiren und die Erneuerung von ersterer auszuschließen; er vertheidigt den Satz, daß wir durch die guten Werke das ewige Leben verdienen können [32]). Aber er kennt andererseits und anerkennt den Specialglauben; er vertheidigt die Rechtfertigung aus dem Glauben und kann in gewissem Sinne sagen, daß wir wirklich ohne die Werke gerecht werden; er kennt eine Art von Imputation und vermag sogar dem sola fide der Protestanten einen Sinn abzugewinnen [33]).

Wo war doch die alte Festigkeit der Confutatoren von Anno 30 geblieben? Das Unerhörte geschah: die katholischen Theologen, die Vertreter des unwandelbaren Dogma's, sie ließen sich auf Zugeständnisse ein, und überdies geschah das in dem vorliegenden Falle in einer unter erzbischöflichem Namen und Wappen erscheinenden und mit der vollen Autorität eines Provinzialconciles ausgestatteten Schrift, welche außerdem privatim die Billigung einer altgläubigen Universität erhalten hatte [34]).

Es läßt einen tiefen Blick werfen in die Unsicher-

27) fol. K 3ª. 28) fol. K 3ᵇ. Sehr charakteristisch ist es, wenn noch hinzugefügt wird: „adeo ut eam [sc. doctrinam hactenus receptam] *etiam apud adversarios repertam suis propemodum ipsorum verbis* efferre [sic] non abhorruerimus." — Bucer: Gropper habe das Buch zusammengetragen „nicht des geringern theils auß vnsern Büchern" (Rabus a. a. O.).

29) *I. Expositio Symboli Apostolici* (fol. 48ª bis 75ᵇ).
II. Assertio et doctrina de septem Ecclesiae Sacramentis (fol. 76ª bis 218ª).
III. De ratione ac modo precandi deum, cum expositione Orationis Dominicae (fol. 218ᵇ bis 250ᵇ).
IV. De natura, distinctione, vi ac usu Legis, cum subiuncta explicatione Dialogi (fol. 251ª bis 313ᵇ).

30) Wir können dieses Schweigen um so weniger für ein absichtsloses erachten, als wir anderweitig erfahren, daß das cölnische Provinzialconcil von 1536 ausdrücklich die Weisung gegeben hatte, über das Fegfeuer nicht zu disputiren (s. Ranke, Deutsche Geschichte IV, 189).

31) S. über die iustificatio fol. 163ª bis 177ª; über poenitentia und fides fol. 128ᵇ fg. Ueber die Rechtfertigungslehre Gropper's ist zu vergl. Döllinger III, 309 fg. 32) S. besonders fol. 163ª. 170ᵇ. 172ᵇ. 174ª. 176ª fg. 33) S. fol. 167ᵇ: „ob id tantum dicimus, fidem iustificare, non quia sit causa iustificationis, sed quia *nulla alia re* misericordiam et gratiam dei ... accipiamus." — fol. 168ᵇ: „Non habes ergo quod dicas nos evangelium cum lege confundere, vel evangelium in legem transformare, vel causam iustificationis in nostram dignitatem transferre, vel iubere ut perpetuo de iustificatione et acceptatione nostra dubitemus. Nam omnia contraria docemus, fatemur enim verum esse, ad iustificationem hominis omnino requiri, *ut homo certo credat non tantum generaliter*, quod propter Christum vere poenitentibus remittantur peccata, sed et quod ipsimet homini credenti remissa sint propter Christum per fidem." — fol. 171ᵇ: „constat enim in universum, operibus nostris causam iustificationis detrahi, et *recte ac vere dici nos sine operibus iustificari*." — Noch Dutzende anderer Stellen, welche zum Theil fast wörtlich an Melanthon's Apologie anklingen, ließen sich anführen; doch möge hier nur noch eine Platz finden, welche Sotomajor in seinem Index ausdrücklich als verwerfliche namhaft macht: fol. 129ᵇ: „Quod si meriti vocabulum proprie accipias, ne fides quidem (quam iustificare dicimus) iustificationem meretur, sed tantum impetrat et accipit: *accipit quidem, quod nemo aliter apprehendat, sibi remitti peccata, nisi credens deum sibi propter Christum non imputare peccata*." 34) Trotzdem erklärt noch Reuser (S. 387 fg.) mit Sotomajor das Enchiridion für Gropper's „Privatarbeit", damit die spätere Verdammung des Buches (s. unten) nicht einer Kirchenversammlung zur Beschimpfung gereiche.

heit, welche sich vor dem Tridentinum der katholischen Kreise bemächtigt hatte, wenn wir gewahren, daß diese Schrift, weit entfernt einen Schrei des Entsetzens aus der ganzen katholischen Welt hervorzurufen, überall Billigung fand und lauteste Anerkennung. Noch waren nicht zehn Jahre vergangen, und der Verfasser durfte sich für seine Rechtgläubigkeit, welche Bucer durch die Behauptung anzutasten gewagt hatte: Gropper habe längere Zeit auf sehr freundschaftlichem Fuße mit ihm gestanden, darauf berufen, daß sein Werk mehrmals zu Venedig und jetzt auch zu Lyon nachgedruckt sei; er durfte sich berufen auf eine Wolke scheinbar unverdächtiger Zeugen, welche einstimmig das Lob des Enchiridion gesungen hatten, auf Cardinäle wie Contarini, Poole und selbst Sadolet, auf den Bischof von Verona, Giovanni Matteo Giberti, auf Theologen von anerkanntem Rufe wie den Italiener Ambrosius Catharinus von Siena oder einen Albert Pighius, auf Arnold von Tongern, auf Jacob Omphalius, ja selbst auf Cochläus und den seligen Eck[35]). Catharinus versicherte, er habe in der Gegenwart nichts Orthodoxeres, nichts Gelehrteres, nichts Zuverlässigeres, nichts der Annahme Wertheres jemals gesehen; und nicht geringer sind die Lobeserhebungen des Cardinal Sadolet, der in einem Briefe an den Erzbischof Hermann kaum Worte zu finden vermag, um die Entzückung auszumalen, in welche ihn die Lectüre jenes Buches versetzt hat; nur Eins hat er an dem Enchiridion auszusetzen: daß es die Lehre vom Fegfeuer mit Stillschweigen übergehe[36]).

Später, nachdem Rom auf einem ökumenischen Concile gesprochen hatte, hat dann freilich das Urtheil über dieses Buch etwas anders gelautet: Bellarmin, welchem der Jesuit Possevin nachspricht, erklärt, das cölnische Enchiridion verdiene nicht nur im Lehrstücke von der Rechtfertigung, sondern auch in mehreren anderen eine kirchliche Rüge: es verrathe die Redeweise Melanthon's und Bucer's und sein Irrthum sei in der sechsten Sitzung des trientischen Concils verurtheilt[37]). Der Wunsch Bellarmin's ist bekanntlich erfüllt worden: das Enchiridion wurde (ohne Nennung des Namens seines Verfassers, wie es ja auch anonym erschienen war) auf den Index gesetzt, und Sotomajor fühlte sich gedrungen, zu constatiren, daß man nur fälschlich die ketzerische Schrift einem Provinzialconcile zuschreibe[38]).

Nüchterner hatten von Anfang an die Protestanten geurtheilt: Melanthon klagte in einem Briefe an den Erzbischof über die den Evangelischen feindliche Haltung dieses Buches, in welchem alte Irrthümer durch schlau erfundene Entschuldigungsgründe von Neuem befestigt würden[39]). Aehnlich lautet die spätere Klage Sleidan's und selbst noch Seckendorf's[40]). Es war natürlich, daß man in der Hitze des Streites die verhüllte, aber unleugbare Nachgiebigkeit des Gegners übersah, hinter der offenbaren Mäßigung einen hinterlistigen Schachzug witterte. Melanthon war außer Stande zu durchschauen, daß Gropper bei dem ernstesten Willen, festzuhalten an dem Dogma der Kirche, dennoch, gedrängt von dem unabweislichen Bedürfniß, sich mit den modernen Ideen auseinanderzusetzen, nicht selten zu entschiedener Schädigung jenes Dogma's diese auf sich wirken ließ. Vielleicht konnte Gropper mit der Zeit noch weiter vorschreiten auf seinem Wege zum Protestantismus, falls sich nämlich auf Seiten der Evangelischen ein Mann fand, der ihn nicht einem Melanthon gleich verkannte und zurückstieß, der es vielmehr verstand, mit psychologischem Blick und hingebender Liebe auf seine Bedürfnisse einzugehen. Gab es überhaupt unter den Führern der Evangelischen einen solchen, so war dies Bucer, jene milde, weitherzige Persönlichkeit, welche es — wie sonst Niemand unter den deutschen Reformatoren — verstand, zu unterscheiden zwischen den nothwendigen und den minder wichtigen Stücken der Religion, in jenen „gleichen Verstand und Rede" forderte, in diesen Gleichheit suchte und Ungleichheit dulden wollte[41]). Und gerade mit ihm sollte bald darauf Gropper in nähere Berührung treten.

II. Gropper auf den Gesprächstagen zu Hagenau, Worms und Regensburg (1540 und 1541). — Bisher hatte die Wirksamkeit Gropper's nicht über die Grenzen der cölner Erzdiöcese hinausgereicht, mochte gleich sein theologischer Ruf bereits über Deutschland hinaus bis Italien und Frankreich vorgedrungen sein. Jetzt zogen auch ihn wie so manchen anderen stillen und friedlichen Gelehrten die deutschen Ereignisse mitten hinein in das bunte und wechselvolle Spiel jener conciliatorischen Bestrebungen, durch welche die Jahre 1539—1541 für die Geschichte der Reformation eine gesteigerte Bedeutung erlangt haben. Waren sie doch der letzte ernstlich gemeinte Versuch, die beiden großen religiösen Parteien Deutschlands mit einander auszusöhnen, ein Versuch, auch dadurch höchst bemerkenswerth, daß es einen Augenblick hindurch ganz das Ansehen gewann, als werde er gelingen. Gropper war bestimmt, an diesen gütlichen Religionsverhandlungen, welche unter den Auspicien keines Geringeren als des Kaisers selber geführt wurden, hervorragenden Antheil zu nehmen. Zu Frankfurt hatte 1539 die Politik Karl's V. diese neue friedliche Bahn zuerst eingeschlagen; die weiteren Stadien

35) Warh. Antw. fol. 36[a] fg. und fol. 78 fg. Vergl. *Pallavicin.* IV, 14, 2 und Georg *Cassander* bei Gerhard, Confess. Cathol. p. 1509[b]. — Uebrigens wird an Eck's vorgeblichem Lobpreis des Enchiridions jeder zweifeln, der weiß, welches Urtheil derselbe über das nahe verwandte regensburger Buch abgegeben hat. 36) *Sadoleti* Epistolae (Colon. 1567) p. 659—68. 37) Anton. *Possevini* Apparatus Sacer I, 388 (der venetianischen Ausgabe von 1606). 38) S. Meuser S. 387 fg. 39) *Corp. Ref.* III, 652 (17. März 1539).

40) S. *Sleidan.* und *Seckendorf* a. a. O. — Ebenso urtheilte nachmals (1544), indem er den früheren Gropper aus dem späteren interpretirte, Bucer (bei Rabus II, 734): „da ist aber nichts besonders würckliches außgerichtet worden, ohn das der Gropper ein groß Buch zusamen getragen, vnd nicht des geringen theils auß vnsern Büchern, Aber in dem alles dahin gekrümmet, das er die alten mißbreüch wider malete vnd schmuckete." 41) S. Bucer: „Wie leicht vnnd füglich Christliche vergleichung" (Strasburg 1545) S. 139—145. Bucer gibt hier höchst interessante und für ihn charakteristische Auseinandersetzungen über seine Unions-Principien, welche sein Verfahren in helles Licht stellen.

auf diesem Wege sind bezeichnet durch die Gesprächstage zu Hagenau (Sommer 1540), Worms (1540/41) und Regensburg (1541). Auf allen dreien begegnen wir dem cölnischen Gelehrten, welcher kanonistische und theologische Kenntnisse in damals schon seltener Fülle in sich vereinigte. Wir sehen seinen Einfluß von einer Versammlung zur andern einen größeren Umfang gewinnen, bis er bei dem regensburger Colloquium, der schönsten Blüthe jener Friedenspolitik, sich bis zu dem Grade steigert, daß er in Rechnung gezogen werden muß als einer der Hauptfactoren des für den Augenblick glänzenden Resultates dieses Religionsgespräches, auf welchem sich die Wortführer beider Parteien so nahe traten, wie niemals zuvor oder in der Folge.

Als Kurfürst Hermann im Juni 1540 sich aufmachte, den Tag von Hagenau zu besuchen, veranlaßte er seinen Stiftsherrn Gropper, ihn dorthin zu begleiten, obgleich dieser kurz zuvor auf seine Bitte aus dem speciellen Hofdienste des Erzbischofs entlassen worden war. Letzterer beabsichtigte, sich vorkommenden Falles, wenn es nämlich zu Vergleichsverhandlungen über die Religion kommen sollte, des gewandten Mannes zu bedienen[42]. Hermann von Wied war, wenn wir seinen eigenen späteren Auslassungen und vielfachen Betheuerungen Glauben schenken dürfen, schon 1538 nicht mehr ganz mit den ungenügenden Erasmischen Reformvorschlägen seiner Theologen zufrieden gewesen. Jedenfalls war er zur Zeit des hagenauer Tages den Protestanten im Herzen geneigt, obschon er — in Anbetracht seiner hohen kirchlichen Stellung — es nicht wagte, offen in das evangelische Lager überzugehen. Es konnte daher kaum einen Fürsten in Deutschland geben, welchem augenblicklich mehr hätte daran gelegen sein müssen, daß die auch vom Kaiser ins Auge gefaßte Aussöhnung zwischen der alten und der neuen Kirche im Reiche wirklich zu Stande kam. Reformatorische und conciliatorische Bestrebungen gingen daher bei ihm Hand in Hand[43]. Schon im Frühjahr 1539 hatte er sich zu diesem Behufe mit Melanthon in Verbindung gesetzt[44]. Und so sehen wir ihn denn auch zu Hagenau mit regstem Eifer an diesem Werke arbeiten. Bald beschied er katholische, bald evangelische Theologen zu sich in seine Herberge, um ihnen sein Hauptanliegen ans Herz zu legen. Unter den evangelischen Theologen, mit welchen er auf diese Weise in Berührung kam, befand sich auch Bucer. Nachdem der Kurfürst in mehreren Gesprächen mit diesem die Wahrnehmung gemacht, daß Bucer „zu Christlicher und annehmlicher Vergleichung des hochnachtheiligen schwebenden Zwiespaltes nicht ungeneigt" sei, so suchte er ihn mit Gropper bekannt zu machen; denn: „sollt etwas Fruchtbares gehandelt werden, so müßten die Gelehrten beider Theile mit einander reden und einander hören". Er ertheilte demnach seinem Kanonicus die Weisung, dem Bucer, wenn er mit ihm über Religionssachen zu sprechen begehre, solches nicht abzuschlagen[45]. Zugleich ließ er Bucer auffordern, Gropper aufzusuchen; er bediente sich hierbei der Vermittelung seines vertrauten Rathes Peter Medmann[46], des Erziehers der dem Erzbischof nahe verwandten jungen ysenburgischen Grafen. Auf diese Weise machte Gropper die Bekanntschaft des strasburger Reformators, und schon in Hagenau kam es zwischen beiden zu freundschaftlichen Religionsgesprächen privater Natur, von welchen Bucer auch den Landgrafen von Hessen in Kenntniß setzte[47].

Als Bucer zum ersten Mal den Katholiken aufsuchte und viel von seiner Geneigheit redete, für seine Person zur Beseitigung des grausamen Zwiespaltes mitzuwirken, schenkte ihm Gropper ein Exemplar seines cölnischen Reformationsbuches (des Enchiridion): er möge es prüfen und ihm seine Meinung darüber sagen. Bucer umging, als sie sich wiedersahen, dieses Urtheil mit dem Worte: Wollte Gott, daß die Reformation bei den Gegnern so weit ins Werk gesetzt wäre! Bei dem späteren Besuche Bucer's ließen sich beide in ein „gesellig Gespräch" ein über fast alle streitigen Artikel der Lehre. Gropper hielt sich dabei an sein Enchiridion; Bucer scheint die Antithese möglichst schonend hervorgehoben zu haben; mit Vorliebe betonte er das Gemeinsame und äußerte wiederholt den Wunsch, es möge doch gelingen, durch ein solches Gespräch, wo man einander gütlich anhöre und unterrichte, zur Einigkeit zu gelangen. Er zeigte sich durchweg so entgegenkommend wie möglich. Gropper faßte Zutrauen zu ihm[48], und der Protestant glaubte des Gegners trefflichen Sinn und Eifer rühmen zu dürfen und schenkte ihm zum Zeichen der Freundschaft seinen Commentar zum Römerbriefe[49]. Bei derartigen Zusammenkünften waren mehrmals auch der kurcölnische Kanzler Bernhard von Hagen und der Rath des Erzbischofs von Trier Bartholomäus Latomus zugegen[50].

Aber diese privaten Gespräche waren nur das Vorspiel von wichtigeren, zu welchen es bald darauf in Worms kam. In der Gesandtschaft, welche der Kurfürst von Cöln zum wormser Tage entsendete, befand sich neben dem Grafen Dietrich von Manderscheid, dem Kanzler von Hagen und dem Karmeliter-Provinzial auch Gropper[51]. Es ist bekannt, wie das öffentliche Religionsgespräch zu Worms zuerst Monate lang verschoben ward, indem man die Zeit mit den kleinlichsten Verhandlungen ausfüllte. Und als es dann im Januar 1541 endlich zu einer Disputation zwischen Eck und Melanthon kam, machte ihr ein kaiserlicher Befehl schon nach wenigen Tagen ein Ende. Während dieses öffentliche, völlig resultatlos verlaufende Colloquium die Aufmerksam-

42) Warh. Antw. fol. 36 b. 43) Vergl. *Melanth.* Corp. Ref. III, 652. 44) Corp. Ref. III, 650 fg. 45) Warh. Antw. a. a. O.

46) *Bucer*, De Concilio fol. p 2 b. 47) Philipp an Bucer, 21. Juli 1540: „Uns gefelt auch, das Ir euch mit etlichen gutherzigen von dem gegenteil partim zu Zeithen In gesprech einlassen, mit denen von sachen zu caufiren, dan das mag allerley frucht pringen." S. Neudecker, Urkunden (Cassel 1836) S. 562. 48) Warh. Antw. fol. 37 a fg. Diese Gropper'sche Darstellung hat man mit Vorsicht zu benutzen, da Gropper bei derselben den Zweck verfolgt, sich möglichst von dem Verdachte zu reinigen, als habe er jemals eine freundschaftliche Haltung zu Bucer eingenommen. 49) *Hamelmann* p. 1131. 50) Warh. Antw. fol. 37 b. 51) Warh. Antw. fol. 38 a.

keit der Geschichtsforscher auf sich zog, ist ihrem Blicke lange Zeit hindurch entgangen, daß neben demselben ein geheimes, wenigstens einen officiösen Charakter tragendes Gespräch hergegangen ist, welches gewissermaßen die Vorlagen ausarbeitete für die demnächst in Regensburg zu eröffnende Vergleichshandlung.

Es ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden, von welcher Seite der Anstoß zu diesem geheimen Gespräche ausgegangen ist. Soweit unsere Nachrichten reichen, war es Philipp von Hessen, welcher den ersten Impuls gab. Wenigstens wissen wir, daß er am heil. Christtage 1540 von Marburg aus Bucer den Befehl zukommen ließ: „Da das Wormser Gespräch so wenig Hoffnung gebe und es christliche Pflicht sei, alle Wege zu suchen, der Obrigkeit die Wahrheit zu berichten, so solle er als der ihm zugeordnete Theolog sammt Capito (der bald nachher starb) sich mit dem Kölnischen Canonicus und Rath Johann Gropper und dem kaiserlichen Secretarius Magister Gerhard Veltwick in ein geheimes Religionsgespräch zur Förderung christlicher Reformation einlassen, das aber weder dem Wormser Colloquium hinderlich, noch ihren (den evangelischen) Bünden und dem Hagenauer Abschied nachtheilig sei. Doch solle ihnen Granvella hierüber vorher die nöthigen Zusagen geben"[52]. Bucer leistete diesem Befehl Folge. Nachdem er sich mit dem kaiserlichen Secretär Gerhard von Veltwick in Verbindung gesetzt, hielt er durch dessen Vermittelung, unter Vorwissen Granvella's, bei Gropper um die Gewährung eines vertraulichen Gespräches an[53]. Letzterer ging, nachdem er den Rath des Grafen von Manderscheid und des cölnischen Kanzlers eingeholt, auf diesen Vorschlag ein; und so kam es zwischen Bucer und Capito, Gropper und Veltwick zu dem beregten Gespräche[54], welchem nur diese vier beiwohnten[55]. Dieses Geheimgespräch wurde von großer Bedeutung für das noch im nämlichen Jahre gehaltene regensburger Colloquium. Gropper legte hier nämlich eine Reihe von Lehrartikeln vor, an welche die Disputation sich anschloß, indem Bucer und Capito bei jedem Artikel sich darüber aussprachen: was sie als recht anerkennen und annehmen könnten, was nicht[56]. Aus diesen Artikeln scheint dann späterhin — und zwar noch in demselben Monat Januar, in welchem das Gespräch stattgefunden haben muß[57]) — das regensburger Buch erwachsen zu sein[58]), sodaß wir hier also einen Blick gethan hätten

52) S. von Rommel, Anmerkungen zur Hessischen Geschichte III. 2. Abth. S. 227 (wörtlich ebenso in: Philipp der Großmüthige, Gießen 1830, II, 427). Die viel citirte Stelle bei Bucholtz (Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten) IV, 360 ist fast wörtlich aus der mitgetheilten Stelle Rommel's entlehnt. — Zur Sache vergl. noch Rommel, Gesch. von Hessen III, 2, 243: „Daher wagte es Philipp gegen Ende des Gespräches auf eigene Gefahr, den vermittelnden Bucer mit Gropper und anderen gemäßigten Katholiken zusammenzuschicken. Diese geistliche Conferenz (unabhängig von einer politischen Unterhandlung, welche Granvella zu gleicher Zeit mit den Botschaftern des Landgrafen anknüpfte) unterhielt die Hoffnung des Kaisers und bereitete das Regensburger Interim vor." (Wörtlich ebenso: Philipp von Hessen I, 449.) Zu beachten ist noch, daß auch Melanthon (Corp. Ref. IV, 579) den hessischen Kanzler in Verdacht hatte, den ersten Anstoß zur Abfassung des regensburger Buches gegeben zu haben. — Uebrigens ist mir — trotz dieser auf Hessen hinweisenden Notizen — noch ebenso wahrscheinlich, daß Granvella oder auch Kur-Cöln zuerst den Gedanken an ein Geheimgespräch angeregt haben; doch bin ich augenblicklich außer Stande, diese Vermuthung aus den Quellen zu stützen. 53) Warh. Antw. fol. 38ᵇ: „Vnd deweil dan die handlung sich in die lenge verzohe, ... So begerte er [Bucer] wol .. dz der herr Secretary vnd ich, jn sampt noch einem hochgeachten scheidbaren Man jenes theils [nämlich Capito] anhören, vnd vns mit jnen in ein verträwt gesprech einlassen wölten ... Darauß ist der herr Secretary, doch nitt on fürwissenn seiner herren bewegt worden, solchs mir zu kennen zu geben." — Ganz entgegengesetzt lautet die Erzählung Bucer's in seiner Erwiderung auf Gropper's „Warh. Antwort", *De Concilio* fol. p 2ᵇ: „Vuormaciae uero nunquam ab illo uel etiam a Gerhardo Secretario, quicquam de Colloquio secretiore inter nos instituendo uel monui, uel petij, *imo ipsi duo, me nihil tale cogitante*, Clarissimum et uere sanctum uirum *Capitonem et me ad hoc Colloquium priores inuitarunt*, affirmantes, uidere se, quod eo colloquio, quod tum ibi institutum, et per totas decem hebdomadas uix inchoatum fuit, nihil proficeretur." Er und Capito seien hierauf erst eingegangen nach Rücksprache mit den beiden vornehmsten Männern der protestantischen Confession. Auf das Feierlichste betheuert Bucer die Wahrheit seiner Erzählung: „Et haec quidem adeo sunt uera, ut nolim propitium habere Christum, si quid falso recitaui." So sehr ich auch geneigt bin, Bucer, welcher in seiner Widerlegung der „Warh. Antwort" (aus dem Jahre 1545) wiederholt die evidentesten Beweise für die Unwahrhaftigkeit Gropper's vorbringt, Recht zu geben: wie stimmt mit dem von Bucer erzählten Hergange die Weisung des Landgrafen an ihn?

54) Warh. Antw. a. a. O. 55) *Bucer*, De Concilio fol. p 4ᵃ fg. 56) *Bucer* fol. p 2ᵇ. Gropper hat im J. 1545 in seiner „Warh. Antwort" fol. 7ᵃ bis 19ᵃ eine Reihe (32) meist kurzer Artikel veröffentlicht, von denen er wiederholt (s. fol. 7ᵃ, 19ᵃ, 39ᵃ) versichert, Bucer habe dieselben zu Worms und nachmals zu Regensburg „vor Christlich vnnd der gesunder Catholischer lehr gemeß erkennet". Bucer gesteht in seiner Entgegnung, daß Gropper zu Worms ungefähr alles dies vorgebracht habe („In eo colloquio Gropperus illa fere omnia proposuit, quae nunc tanquam confessa a nobis commemorat"; fol. p 2ᵇ), stellt aber auf das Entschiedenste in Abrede (fol. p 2ᵃ), damals alles dieses dem Gegner zugestanden zu haben; und wer sich diese Artikel näher ansieht, wird anerkennen müssen, daß er dieselben nicht eingeräumt haben kann. Es würde nicht schwer halten, im Einzelnen den Nachweis zu führen, welche Punkte Bucer den Katholiken als von Seiten der Protestanten vorläufig zu tolerirende zugestanden hat. Andere der Gropper'schen Artikel enthalten Sätze, welche Bucer im Zusammenhang mit den protestantischen Lehren sehr wohl einräumen konnte, nicht aber in der Nacktheit, wie sie hier von Gropper hingestellt werden (s. unten Anmerkung 58). Gropper deutet eben Alles — in geradezu unredlicher Weise — zu seinen Gunsten. 57) Denn Anfang Februar 1541 befand sich das regensburger Buch schon in den Händen des Kurfürsten von Brandenburg; s. Neudecker, Merkw. Actenstücke S. 260. 58) Die von Gropper mitgetheilten 32 (meist kurzen) Artikel (s. Anmerk. 56) haben eine große Aehnlichkeit mit dem regensburger Buche: eine fast durchgehende, meistentheils wörtliche Uebereinstimmung ist auf den ersten Blick wahrnehmbar. Daher hat neuerdings F. W. Kampschulte (Johann Calvin, Leipzig 1869, I, 387) darauf hingewiesen, dieser von Gropper mitgetheilte Bericht über die zwischen ihm, Bucer und Veltwick in Worms und Regensburg getroffenen theologischen Vereinbarungen werfe ein bedeutsames Licht auf die Entstehung des regensburger Buches und scheine Melanthon's Ansicht, daß die drei Genannten die Verfasser seien, zu bestätigen. (Uebrigens hat meines Wissens zuerst Meuser — in Dieringer's Kathol. Zeitschrift

in die Werkstatt jenes so geheimnißvoll auftauchenden Vergleichs-Entwurfes, über dessen Verfasser man seit länger als 300 Jahren — bisher vergebens [59]) — immer erneuerte Untersuchungen angestellt hat [60]).

Im Uebrigen zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, daß ein „frommer Katholikus", für welchen Gropper in der Folgezeit so gern gelten wollte, sich nicht ungestraft in Verhandlungen mit Häretikern einläßt. Obgleich die Protestanten sich viel von ihm versprochen [61]), hatte er sich vor Beginn der geheimen Conferenz durchaus nicht sehr entgegenkommend gezeigt. Noch Mitte December mußte Melanthon klagen, daß die Cölner, von denen man erwartet habe, sie würden die protestantische Lehre von der Rechtfertigung billigen und eine von Eck aufgesetzte Formel verwerfen, diese Hoffnung getäuscht hätten, und hart war er mit Gropper zusammengerathen, als er dessen Ansicht, als handle es sich überhaupt nur um Wortkämpfe, derb zurückwies [62]). Wenn Gropper wirklich die bisherige Meinungsverschiedenheit auf bloße Logomachie glaubte zurückführen zu dürfen, so hat sich diese oberflächliche Auffassung schwer an ihm gerächt. Denn trotz seines späteren Leugnens ist es feststehende Thatsache, daß der Verfasser des cölnischen Enchiridion, welches, wie wir sahen, keineswegs ein reiner Ausdruck der Kirchenlehre war, bei diesem wormser Geheimgespräche den Protestanten weitgehende Zugeständnisse gemacht hat. Zwar zeigte er sich nicht wenig besorgt für die Aufrechterhaltung der alten kirchlichen Ordnungen und legte eine Lanze ein für Beibehaltung der meisten weder aus der

---

1845, I, 362 — auf die Gropper'schen Artikel als Quelle des regensburger Buches aufmerksam gemacht.) An jenen Wink Kampschulte's anknüpfend, hat dann Heinrich Schäfer, De Libri Ratisbonensis origine atque historia (bonner Dissertation von 1870) p. 27—38, gestützt auf das Verwandtschaftsverhältniß der Gropper'schen Artikel mit dem regensburger Buche, den Beweis zu führen gesucht, daß diese Artikel gewissermaßen die Urgestalt und der erste Entwurf des regensburger Buches seien. Es ist mir dieses im höchsten Grade unwahrscheinlich. Vielmehr geben sich die Gropper'schen Artikel fast durchweg als ein aus dem regensburger Buche gemachter Auszug, und zwar als ein mit einer ganz bestimmten Tendenz gemachter Auszug, indem sie gerade die mehr katholisch lautenden Punkte dieses Buches herausheben, um sie als von Bucer zu Worms und Regensburg zugestandene hinzustellen. Auf einen Auszug deutet auch schon, daß diese Artikel meistentheils aus kurzen Sätzen zusammengesetzt sind, welche (fast ausnahmslos) mit „Das" (Daß) anfangen und in indirecter Rede gehalten sind. Jedenfalls würden wir in ihnen den ersten Entwurf des Lib. Ratisb. nicht in seiner Urgestalt besitzen, sondern nur in einer 1545 von Gropper gemachten Ueberarbeitung. Daß dieser indessen aus dem fertig vorliegenden regensburger Buche, wie es dem Kaiser nach dem Gespräche übergeben worden ist, einen Auszug gemacht hat, das zeigt meines Erachtens in schlagendster Weise eine Vergleichung der beiden Gropper'schen Abschnitte „Von der rechtfertigung des menschen" und „Von den guten wercken" mit dem 5. Artikel des regensburger Buches. Erstere sind eben weiter nichts als ein Excerpt aus diesem Capitel, und zwar ein Excerpt, welches ausschließlich die den Katholiken günstigen Momente jener Vereinigungsformel heraushebt, sie aus ihrem Zusammenhange, in welchem sie ohne Zwang evangelisch gedeutet werden konnten, ja mußten, herausreißt. Dieser 5. Artikel ist aber bekanntlich das Resultat des Colloquiums selbst und an Stelle des ursprünglichen in das Buch aufgenommen worden (s. *Brieger*, De formulae Concordiae Ratisbonensis origine atque indole. Halis 1870. p. 4 fg.). — Doch scheint mir Schäfer das Richtige getroffen zu haben, wenn er (p. 27) aus dem wormser Geheimgespräch den Ursprung des regensburger Buches ableiten will. Ich vermag dies aber einzig zu begründen durch eine Berufung auf die Stelle Bucer's, wo dieser zugesteht: Gropper habe zu Worms allerdings *„illa fere omnia"* proponirt, was in den Gropper'schen Artikeln enthalten sei. Jedenfalls geht hieraus hervor, daß es Gropper war, welcher auf jenem Gespräche die Entwürfe lieferte, über welche dann der Meinungsaustausch stattfand.

59) Schon Planck (III, 2, 85) urtheilte bekanntlich, der wahre Name des Verfassers würde wol für immer ein literarisches Geheimniß bleiben. 60) Es würde zu weit führen, wollte ich hier näher auf die beinahe unzählige Male behandelte Frage nach den Verfassern des regensburger Buches eingehen. Die neueste, umsichtige und mit großer Kenntniß der Quellen geschriebene Untersuchung dieser Frage verdanken wir Schäfer, welcher in überzeugender Weise darthut, daß die Quellennotizen mit Entschiedenheit auf Gropper, Bucer und Veltwick hinweisen. Doch ist damit meines Erachtens die Frage noch immer nicht gelöst, und ich sehe mich außer Stande, dem Urtheile Maurenbrecher's (in Sybel's Hist. Zeitschrift 1871, III, 231) zuzustimmen, daß Schäfer den Ursprung des regensburger Buches wirklich festgestellt habe. Man hat — so viel ich sehe — bei dieser Frage nach dem Ursprunge des Lib. Ratisb. bisher stets das Versehen gemacht, einseitig (oder doch vorwiegend) nach den Verfassern desselben zu forschen, worüber die Quellen nun einmal, so geheim wie die Autoren des Vereinigungs-Entwurfes geflissentlich gehalten wurden, keinen allseitig befriedigenden Aufschluß geben. Denn wenn auch als gesichert gelten darf, daß nach den Quellen die drei Genannten die Verfasser sind, was ist mit diesem Resultat erreicht? Es bliebe doch immer noch die wichtigere Frage zu lösen: ob ein Bucer oder ein Gropper (denn Veltwick's Betheiligung wird sich wol auf Null reduciren) den größeren Antheil an der Ausarbeitung gehabt hat. Man hätte vielmehr, anstatt nach den Verfassern zu forschen, nach den Quellen des regensburger Buches sich umsehen und außerdem dieses selbst in Bezug auf seine dogmatische Farbe und seine Vorschläge für praktisch-kirchliche Fragen eingehend prüfen sollen. Irre ich nicht ganz, so sind dergleichen Quellen noch aufzufinden und eine kritisch genaue Vergleichung des Buches mit denselben dürfte zu überraschenden und interessanten Resultaten führen, durch welche mittelbar auch die Frage nach dem oder den Verfassern endgültig gelöst werden würde. Als vorläufige Vermuthung will ich nur aussprechen, daß höchstwahrscheinlich Gropper der eigentliche Verfasser gewesen ist, Bucer und Veltwick (zu denen übrigens auch noch Capito zu nehmen sein würde) aber um den Plan gewußt haben (s. Corp. Ref. IV, 579), und daß wenigstens Bucer auch in gewisser Weise, und zwar nicht blos durch mündlich ertheilte Rathschläge, sondern auch durch schriftlich an Gropper abgegebene Entwürfe (vergl. Corp. Ref. IV, 579 mit „Warh. Antw." fol. 39ᵃ), dabei betheiligt gewesen ist. — Uebrigens hat man nicht zu vergessen, daß das Buch in der uns vorliegenden Gestalt die bessernde Hand der verschiedensten Männer (eines Contarini wie Eck, Thomas Badia wie Morone) erfahren hat (s. Pallavicin. IV, 14, 4).

61) Cruciger an Jonas, 30. Nov. 1540: „Heri subito etiam discessit Groperus Coloniensis non sine magna causa, quem dicunt virum esse bonum *et multa etiam apud suos libere reprehendere quique intelligat pro iis non dubitare sustinere pugnas.* Fortasse a reliquis singulari consilio amotus est" etc. (Corp. Ref. III, 1184). 62) Melanthon an Luther, 17. Dec. 1540: „Sperabamus, Colonienses etiam probaturos esse veram sententiam de iustificatione et repudiaturos formulam Eccianam; sed hi non modo fefellerunt nos, sed" etc. „Reformationis Coloniensis autor voluit initio valde aequus videri, et vult ita conciliari repugnantes sententias, ut existimentur hactenus tantum *λογομαχίαι* fuisse. Has ineptias cum liberius refutassem, dixit mirari se meam vehementiam, me removendam esse a disputatione" etc. (III, 1229 fg.).

Schrift noch aus den Gewohnheiten der alten Kirche zu rechtfertigenden Riten [63]); zwar war er augenscheinlich über Gebühr eingenommen von dem glänzenden Pomp der äußeren Ceremonien wie von der einzigartigen Würde und Hoheit der Kirchenfürsten [64]); zwar suchte er noch manches Dogma durch künstliche Uebertünchung zu retten [65]) und fand Allerlei an den Protestanten zu tadeln [66]). Andererseits legte er aber doch einen lebhaften Reformeifer an den Tag. Nicht nur führte er ernstliche Klagen darüber, daß die Lehre Christi gewöhnlich vernachlässigt, die Gemeinden von ihren Hirten in verderblicher Weise preisgegeben würden, verlangte die Anstellung tauglicher Prediger und erkannte die heilige Schrift als Quelle und Norm für die Belehrung des Volkes an [67]), sondern er hatte auch nichts dagegen, daß den Predigern die Ehe zugestanden werde [68]). Besonders aber räumte er jetzt (Niemand wird die Wichtigkeit dieses Zugeständnisses unterschätzen) die evangelische Rechtfertigungslehre im Wesentlichen ein; nur hegte er bei der protestantischen Lehr- und Redeweise das Eine Bedenken, daß durch sie die Menschen zu Sicherheit und falschem Vertrauen auf einen todten Glauben verleitet werden möchten, worüber Bucer und Capito ihn vollständig glaubten beruhigen zu dürfen [69]). Nach alle dem zweifelten diese beiden protestantischen Theologen nicht, daß Gropper bedeutende Fortschritte gemacht habe in der Erkenntniß der evangelischen Wahrheit, und sie gaben sich der Hoffnung hin: wenn nur auch Andere in ähnlicher Weise guten Willen bekundeten, so könne es zu einer Wiedervereinigung der beiden Kirchen in Deutschland kommen [70]). Sie machten ihm Aussicht, daß es auf Grund seiner Zugeständnisse auf einem ehrlich gemeinten Colloquium zu einem so erfreulichen Resultate kommen könne, da die Evangelischen nicht um zeitliches Vermögen oder Reichthümer, nicht um Gerichtsbarkeiten, nicht um äußerliche Ceremonien hadern würden [71]). Wir erinnern uns dabei an die Absicht Philipp's von Hessen, in dessen Auftrag Bucer ja handelte, die hierarchische Ordnung im Reiche in der Weise anzuerkennen, daß die Bischöfe weltliche Obrigkeiten bleiben, die Kirchenregierung hingegen durch Unterbischöfe führen sollten, und unter gewissen Bedingungen selbst den päpstlichen Primat gelten zu lassen [72]).

Diesen mündlichen Abmachungen entsprach nun im Wesentlichen auch der Vergleichs-Entwurf, das sog. „Regensburger Buch“, welches — wie wir sahen, ziemlich sicher ein Product des wormser Geheimgespräches — ursprünglich von katholischer Seite entworfen [73]), jedoch nicht ohne die Mitwirkung eines protestantischen Rathgebers entstanden war. Es trug einen anderen Charakter in den vorderen Artikeln der Lehre, einen anderen in den späteren von den Ceremonien und Ordnungen der Kirche. Die vorderen Lehrabschnitte, wie die Lehre von der Erbsünde, der Rechtfertigung, ja selbst der Sacramente und Buße, waren ziemlich in evangelischem Sinne abgefaßt, wenngleich noch immer unter Accommodation an die „Schwachheit gutherziger Katholiken“, und man hoffte, die Protestanten würden sich diese Erklärungen gefallen lassen als einen Anfang christlicher Vergleichung [74]). Größere Concessionen waren in den folgenden, die praktischen Kirchenfragen betreffenden Abschnitten dem kirchlichen Bewußtsein der Altgläubigen gemacht, um die einer Reformation nicht abgeneigten Anhänger des alten Kirchenthums, wie Joachim von Brandenburg sich ausdrückte, „nit also plotzig vorn kopff“ zu stoßen, daß sie von einer Abstellung der Misbräuche gänzlich abgeschreckt würden [75]). Die Absicht ging dahin, die Einigung zu erzielen zunächst in den Hauptartikeln der Lehre, im Uebrigen vorläufig gegenseitige Toleranz walten zu lassen. So glaubte die eine Partei, dem völligen Umsturz der katholischen Kirchenverfassung Deutschlands vorbeugen zu können, während man auf der Gegenseite vermeinte, auf diese Weise die Reformation über ihr bisheriges Gebiet hinaus zu verbreiten und — mittels der Rechtfertigungslehre — so zu sagen ins Herz des feindlichen Landes hineinzutragen [76]). — Mochte im Hintergrunde Granvella und Philipp von Hessen, vielleicht auch Hermann von Cöln und der Hohenzoller stehen, jedenfalls waren die theologischen Vertreter dieses Uebereinkommens der gewandte straßburger Reformator und der nicht minder bewegliche Domherr aus Cöln.

Die Früchte des wormser Geheimgespräches dachte man in Regensburg zu ernten. Granvella sorgte dafür, daß der Vereinigungs-Entwurf beiden Parteien zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt wurde [77]). Zunächst und noch vor dem regensburger Reichstage erhielten ihn die Protestanten. Bucer übersandte ihn dem Landgrafen Philipp [78]), desgleichen dem Markgrafen von

63) *Bucer*, De Concilio fol. p 3^a und p 4^a. 64) Ebenda fol. p 3^a. 65) fol. p 4^a. 66) fol. p 3^b. 67) fol. p 3^a fg. S. z. B. fol. p 3^b: „Agnoscebat, quae in templis legi, decantari et doceri debeant, oportere desumi ex diuinis literis, atque ita esse ea omnia, sicut et ritus et signa in Ecclesiis, moderanda sicque administranda, ut populus ea cum fructu intelligat et ad omnia pietatis officia excitetur; eaque omnia esse rejicienda, quae cum diuinis scripturis non consentiant et fidem non promoveant.“ 68) fol. p 3^b. 69) S. die interessante Ausführung Bucer's fol. p 2^b fg. — Auch Döllinger (III, 315) urtheilt, daß Gropper zu Worms Bucer in der Rechtfertigungslehre die Hand geboten habe. 70) fol. p 3^b. 71) fol. p 4^a: „spem esse, quod si proceres Ecclesiastici per Germaniam admitterent eadem, quae tunc ipse nobis concedebat, eam posse dogmatum explicationem et rituum repurgationem pio aliquo et religioso colloquio constitui, ut Ecclesiae Germaniae inter se in Domino coirent: *Nostros enim non de opibus, non de ditionibus, nec etiam de externis caeremoniis laboraturos*“ u. s. w. — Ueber die Concessionen Gropper's zu Worms ist noch zu vergl. der hier gut unterrichtete Hamelmann (p. 1331), welcher augenscheinlich aus Bucer's Schrift De Concilio geschöpft hat.

72) S. Neudecker S. 187; Rommel, Phil. von Hessen II, 431; III, 86 fg. Vergl. Ranke IV, 150 fg. 73) Ausdrücklich bezeugt dieses Joachim von Brandenburg; s. Neudecker S. 257. Hiernach ist Ranke IV, 149 fg. zu berichtigen. 74) Joachim von Brandenburg a. a. O. 75) S. die treffliche Erörterung Joachim's S. 252. 76) Vergl. Rommel I, 452. 77) In Bezug auf die Häupter der Protestanten bezeugt dieses von Granvella ausdrücklich Melanthon IV, 579. 78) Corp. Ref. a. a. O.

Brandenburg [79]). Joachim, wie es scheint, von vornherein nicht minder eingeweiht als der Landgraf [80]), schickte die Schrift Anfang Februar nach Wittenberg zu Luther's und Melanthon's Begutachtung. Ersterer antwortete ausweichend und dunkel, letzterer erklärte das ganze Unternehmen für ein vergebliches [81]). Auf Granvella's Rath mußte Joachim das Buch an den Kaiser senden und ihm als einen „erheblichen Rathschlag" der Vereinigung warm empfehlen [82]). Der Kaiser seinerseits ließ zu Regensburg den Entwurf durch Granvella dem päpstlichen Legaten Contarini und dem Nuntius Morone vorlegen. Diesen beiden führte der kaiserliche Minister — so unablässig hielt er die Fäden des fein gesponnenen Gewebes in der Hand — als theologischen Rathgeber unsern Gropper zu. Contarini fand einige 20 Stellen, welche er einer Besserung für bedürftig hielt, und die Bereitwilligkeit Gropper's, auf die Correcturen des Legaten einzugehen, brachte diesen auf die Vermuthung, daß er den Verfasser vor sich habe; er schrieb nach Rom von dessen Bescheidenheit und Willfährigkeit, sich belehren zu lassen, in ehrenden Ausdrücken. Zu einer zweiten Prüfung der Schrift zog der Legat, mit Bewilligung Granvella's, den ihm aus Rom mitgegebenen Theologen Thomas Badia und die beiden zu Collocutoren bestimmten Pflug und Eck [83]). Es kam von Neuem zu verschiedenen Aenderungen; namentlich geißelte Eck — in Gegenwart des jüngeren Granvella — auf das Schärfste die Lutherischen Irrthümer des Buches und schloß aus dem Benehmen Gropper's ebenfalls, daß dieser der Verfasser sei [84]).

Jetzt erst war das Buch sorgfältig genug vorbereitet, um dem Gespräche, welches am 27. April eröffnet wurde, auf Befehl des Kaisers zu Grunde gelegt zu werden. Wie planmäßig Granvella zu Werke ging, zeigt auch die Liste der unter dem 21. April ernannten Collocutoren, welche die Namen Eck, Gropper und Pflug, Melanthon, Bucer, Pistorius aufwies [85]). Gern hatten die Protestanten, nur widerwillig die Katholiken die Ernennung derselben dem Kaiser überlassen [86]). An Eck freilich, welcher sich dem Kaiser ebenso von selbst darbot wie auf anderer Seite Melanthon, konnten auch die Eifrigsten nichts aussetzen; an Gropper's Stelle indessen wäre ihnen jedenfalls Eberhard Billich willkommener gewesen, welcher ja, ebenfalls als Glied der cölnischen Gesandtschaft, in Regensburg anwesend war. Mit weiser Absicht hatte Granvella es so eingerichtet, daß sich jetzt unter den zum Gespräch Verordneten die beiden Haupturheber der Vergleichsschrift befanden, nebst zwei andern Männern, welche als Gesinnungsgenossen gelten durften: wie Gropper's Freund Julius von Pflug keineswegs zur strengkirchlichen Partei gehörte, so war der hessische Prediger den Plänen des unionseifrigen Landgrafen sicherlich nicht unzugänglich [87]).

Es ist nicht dieses Ortes, zu erzählen, wie glücklich bei den ersten vier Artikeln des Buches das Einigungswerk vor sich ging, und wie man auch über den fünften, den von der Rechtfertigung, sich nach hitzigen Kämpfen durch die Annahme einer fast ganz protestantisch lautenden Formel verglich, wie dann aber bald Differenzen auftauchten, welche es zu dem gewünschten Resultate trotz aller Bemühungen nicht kommen ließen [88]). Noch weniger gehen uns die eigentlichen Reichstagsverhandlungen an [89]). Nur Gropper's Auftreten haben wir hier näher ins Auge zu fassen. Da erscheint zunächst beachtenswerth, daß Gropper es war, welcher die Einigung über die Lehre von der Rechtfertigung erst ermöglichte; er kam, um mit Döllinger zu reden [90]), Melanthon auf mehr als halbem Wege entgegen; mit ihm ging Hand in Hand Julius von Pflug und beide ergriffen bei diesem Punkte offen Partei gegen ihren Collegen Eck [91]), welchen auch hier seine alte Zähigkeit nicht verließ. Die Protestanten redeten damals in schmeichelhaften Ausdrücken von der Mäßigung Gropper's und erachteten eine Verhandlung mit ihm für keineswegs fruchtlos [92]). Freilich, als es sich bei dem Fortgange des Colloquiums um die mehr praktischen Bestimmungen des Buches handelte, da zeigte sich Gropper (ganz in Uebereinstimmung mit seiner Haltung in Worms), wie eine protestantische Klage lautete, gleichsam völlig berauscht von den Lehrmeinungen der alten Kirchenlehrer [93]). Immerhin aber war dieser sein Widerstand gegen die Protestanten nicht im Stande, die Eifrigen seiner Partei mit ihm auszusöhnen. Wie wenig Eck damals mit ihm zufrieden gewesen ist, ersehen wir am besten aus einer im Mai 1542 zu Cöln gedruckten Schrift des ingolstädter Theologen, in welcher er die volle Schale seines Spottes ausgegossen hat über die Unwissenheit des Juristen und „Kanonisten", welcher habe klüger sein wollen als die Theologen [94]). Und noch während des Reichstages hatte Eck öffentlich in so wegwerfendem Tone von dem Regensburger Buche gesprochen [95]), daß Pflug und Gropper sich

79) S. die Notiz bei Ranke IV, 150. A. 1. 80) Corp. Ref. IV, 580. 81) S. den gesammten Briefwechsel bei Neudecker S. 247—262; vergl. Corp. Ref. IV, 93—96. 82) Corp. Ref. IV, 579. 580. 83) *Pallavicin.* IV, 14, 4. 84) *Eck*, Apologia (Coloniae 1542) fol. I 2ª. Uebrigens kannte Eck die Betheiligung Bucer's sehr wohl; s. fol. c 1ᵇ. c 2ᵇ. 85) Corp. Ref. IV, 178 fg. 86) Ebenda IV, 162—166.

87) Die Stellung des Joh. Pistorius zu den Vermittelungsversuchen des Landgrafen ist zu ersehen aus dem (noch lange nicht genug gewürdigten) Bedenken der hessischen Theologen vom Februar 1540, welches auch Pistorius mit unterzeichnet hat; s. Neudecker S. 177—191. 88) S. über den Verlauf des Colloquiums: Planck III, 2, 95 fg. Hergang S. 12—17. Ranke IV, 151—155. Brieger, Gasparo Contarini (Gotha 1870) S. [illegible] (und sonst). 89) S. Ranke IV, 156 fg. 90) Döllinger III, 318. 91) S. Melanthon (Corp. Ref. IV, 581): „Denn Gropperus und Herr Julius waren wider den Ecken." Dies ist selbst Menser (in Dieringer's Kathol. Zeitschrift 1845, I, 357) nicht entgangen: „Wir erinnern hier an die merkwürdige Erscheinung, daß von Eck's Collegen beim Colloquium der eine [Gropper] über die Rechtfertigung eine irrige Ansicht hatte und der andere [Pflug] nicht wußte, worin die katholische Lehre sich in diesem Punkte von der lutherischen unterschied." 92) Vergl. Corp. Ref. IV, 185. 251. 421 und besonders Calvin bei Henry, Leben Calvin's I, 364. 93) Corp. Ref. IV, 306. 94) Die betreffenden Stellen aus der Apologia Eck's sind gut zusammengestellt von Menser (a. a. O. S. 360) und von Schäfer (S. 15). 95) Corp. Ref. IV, 459 fg.

[illegible] der [illegible] Lehrmittel zur [illegible]
[illegible]
[illegible] Differenzen [illegible]
[illegible] verlangte, so [illegible]
[illegible] zu erklären [illegible]
[illegible]
[illegible] ganz Deutschland zu
[illegible] er sich, worin er sich
[illegible] berichte [illegible]
[illegible] in Deutschland [illegible]
[illegible] Statistiken [illegible]
[illegible] mit welchen er [illegible]
[illegible]
[illegible] katholischer [illegible]
[illegible] für die [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] Noch
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] von allen
[illegible]
[illegible] zu [illegible], habe
[illegible] nicht
[illegible] etwas zu
[illegible] verlichen
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Bearbeitung,
[illegible]
[illegible] vermuthlich
[illegible]
[illegible]
[illegible] erkannt habe,
[illegible] gesendet
[illegible]

[illegible]
[illegible] Übertragung des

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] (Straßburg 1846) S. 136 ff.

späteren Gropper [11]) entscheidet nichts: nur allzu sichtlich ist sie eingegeben von dem Interesse, sein früheres Verhältniß zu Bucer in einem seine katholische Rechtgläubigkeit möglichst wenig gefährdenden Lichte darzustellen. Leider besitzen wir nicht mehr Gropper's in jener Zeit an Bucer gerichteten Briefe; sie würden unzweifelhaft die Wahrheit der Bucer'schen Darstellung glänzend documentiren. Nur Ein kurzes Fragment aus dieser Zeit ist uns aufbehalten, welches aber, wie mir scheint, schon für sich allein die gesammte Erzählung Gropper's von seinem Verhältnisse zu Bucer der Unwahrheit zeiht [12]). Noch im August 1542 schreibt Gropper hier an den späteren Gegner nicht nur in verbindlichem Tone, nicht nur so, daß seine sachliche Uebereinstimmung mit einer wichtigen, von dem strasburger Theologen echt protestantisch dargestellten Lehre an den Tag tritt — sondern es leuchtet aus den wenigen Zeilen zugleich die Hochachtung hervor, welche er damals vor dem Freunde hegte. Auch in Gropper's sonstigen Briefen an den Ketzer hat es nach des Schreibers eigenem Geständniß nicht an Bezeugungen seiner Hochachtung gefehlt: so wenn er Bucer's Gelehrsamkeit, Klugheit und Erfahrung pries, wenn er rühmte, daß derselbe „sich zu gottseliger Vergleichung des Zwiespaltes so ganz geneigt, gutwillig und beflissen zu sein vernehmen" ließe, wenn er Worte macht von Bucer's weitgehendem Einfluß bei den Seinen; auch leugnet er nicht, in seinen „familiaribus literis" ihn „seinen guten und lieben Freund", „einen vornehmen und hochgelehrten Herrn" genannt zu haben [13]) — lauter Zugeständnisse des späteren Gropper, welche ebenso viele Zeugnisse sind für den intimen brieflichen Verkehr des Scholasters von Cöln mit dem strasburger Häresiarchen.

III. Der Umschwung in Gropper's Haltung (December 1542 bis Juli 1543) und seine Motive. — Als das mit so großer Hoffnung unternommene regensburger Concordienwerk in der Hauptsache fehlgeschlagen war, mußte auch Erzbischof Hermann seine allgemeinen Friedensbestrebungen vorläufig fallen lassen. Mit desto regerem Eifer wandte er sich jetzt der Reform seines Erzstiftes zu. Bei seinem hohen Alter, welches ihn daran gemahnte, daß er vielleicht bald vor Gottes Richterstuhl werde treten müssen [14]), fühlte er sich in seinem Gewissen gebunden und verpflichtet, jetzt endlich einmal durchgreifend die kirchliche Lage seines Stiftes umzugestalten. Auch glaubte er zu einem solchen Vorgehen auf eigene Hand vollauf berechtigt zu sein, da der regensburger Reichstagsabschied allen geistlichen Prälaten die Verpflichtung auferlegte, „unter ihnen Ordnung und Reformation vorzunehmen" [15]). Aber wo fand er geeignete Werkzeuge für sein großes Unternehmen?

Als Gropper von Regensburg zurückgekehrt war, hatte er dem Erzbischof den ihm befreundeten Theologen der Gegenpartei warm empfohlen als einen „vortrefflichen, hochgelehrten, zum Frieden geneigten, gottseligen Lehrer und Prädicanten" [16]). Dies veranlaßte den Kurfürsten, welcher Bucer ja schon von Hagenau her persönlich kannte, denselben von Strasburg zu sich nach Buschhoven kommen zu lassen. Zu gleicher Zeit — es war dies im Januar 1542 [17]) — beschied er seinen Weihbischof Johann Nöpel und Gropper, welche beide von Bucer's Berufung noch nichts wußten, zu sich. Auf Wunsch des Fürsten kam es in Buschhoven zwischen den drei Männern zu Gesprächen über die füglichste Weise, dem regensburger Abschiede gemäß eine Reformation ins Werk zu setzen. Eine Differenz zwischen den Gelehrten des Kurfürsten und Bucer trat nicht hervor; es herrschte volle Eintracht. Gropper schrieb an den Erzbischof über Bucer mit Anerkennung. Auch lud er letzteren zu sich nach Cöln ein und bewirthete ihn daselbst auf das

---

11) Warh. Antw. fol. 34^{b}—55. 12) Bucer hatte ihm die ersten Quaternen seiner Schrift „de vera Ecclesiarum reconciliatione et compositione" zugeschickt. Gropper antwortete hierauf am 8. August 1542 Folgendes: „Accepi eam partem operis, quam de Originali peccato conscripsisti: Vtinam toti operi, ad eam quam coepisti rationem, ultimam colophonem imposuisses. Multis enim aperires oculos, qui gravi philautia obcaecati, quod se videre putant, non vident. Ago gratias partis ad me transmissae, acturus maiores, ac relaturus etiam, ubi potero, cum miseris opus totum" (*Bucer*, De Concilio fol. p 1^{b}). Mit diesem früheren Urtheil Gropper's vergl. man nun sein späteres: Warh. Antw. fol. 22^{a}, wo er eben diese Schrift Bucer's auf das Gehässigste angreift und ihm in der Lehre von der Erbsünde u. a. Manichäismus vorwirft. Jenes Brieffragment theilt Bucer daher in der Absicht mit zu zeigen: „quam sit sui factus dissimilis (Gropperus)" — und letzterer ist ihm die Antwort auf diese Entgegnung für immer schuldig geblieben. — Die Unglaubwürdigkeit Gropper's (in der „Warh. Antw.") ließe sich übrigens noch durch manche andere Einzelheiten belegen. Man vergl. z. B. seine Erzählung über die regensburger Verhandlungen und sein Verhältniß zu Eck fol. 39^{b} fg. mit dem oben von mir berichteten und durchweg durch unzweifelhafte Zeugen und Actenstücke begründeten Hergange. So heißt es fol. 39 von Eck, er habe sich im Colloquium über die ersten 14 Artikel des Buches mit Gropper und Pflug „vor vnd vor eyner meinung" verglichen. — Die Kritik, welcher Schäfer (S. 22 fg.) die „Warh. Antw." in Bezug auf ihren historischen Werth unterzieht, ist eine ebenso subjective wie oberflächliche. Schäfer hat gar keine andern, sicher begründeten Zeugnisse zur Hand gehabt, mit denen er die „Warh. Antw." hätte vergleichen können. So fällt denn Schäfer's Urtheil in sich selbst zusammen. 13) S. Warh. Antw. fol. 50^{a} und 50^{b}. Auch in diesem speciellen Punkte zeigt sich somit Sleidanus vorzüglich unterrichtet, wenn er (Lib. XV. ad an. 1543) von Gropper schreibt: „Nam is, etsi Bucero fuerat *admodum familiaris* ante biennium in comitio Ratisbonae ..., licet crebras ad eum dedisset et *amicissimas literas*" etc.

14) Vergl. „Warhaffte erzelung" (Bonn 1546) fol. A 4^{b}. 15) S. den Abschied Corp. Ref. IV, 588 fg. Vergl. die cölnische Reformation (Bonn und Buschhoven 1543), Vorrede des Erzbischofs fol. i j^{a}. — „Warh. erzelung" fol. A 3^{a} und oft. — Stets hat in der Folgezeit der Kurfürst von Cöln seine Reformation rechtlich durch den regensburger Abschied begründet. 16) S. „Warh. erzelung" fol. A 4^{b} und C 6^{a}. „Ein offene Schrift" (Hermann's von Cöln. 1547) fol. A 2^{a} fg. Dazu *Sleidan.* L. XIV. ad an. 1542: „A conventu Ratisbonensi Joannes Gropperus .. domum reversus *Bucerum mirifice commendabat et inter omnes idoneum esse dicebat*, cui religionis emendatio recte committi posset: nam esse cum primis doctum et pacis amantem et integrae vitae." Ebenso Rabus II, 735^{b} und *Hamelmann* p. 1331. — Mit den angeführten Stellen der „Warh. erzelung" ist zu vergl. Gropper's „Warh. Antwort" fol. 49^{a}. 17) Warh. Antw. fol. 44^{a}. *Sleidan.* a. a. O. gibt fälschlich den Februar an.

Freundlichste: er veranstaltete ihm zu Ehren mehrere Gastmähler, zu denen er auch Professoren der Universität einlud. Ebenso freundlich schieden sie von einander [18]). Bucer kehrte nach Strasburg zurück, und Gropper hoffte jedenfalls, daß der Kurfürst sich vorzüglich seiner Hilfe bedienen werde bei dem großen Werke, welches er vorhatte. Unzweifelhaft war dies auch damals noch die Absicht des Fürsten. Nachdem auf einem Landtage zu Bonn (11. März 1542) sämmtliche vier Stände das Vorhaben des Erzbischofs höchlichst gebilligt hatten [19]), ertheilte er seinen „geheimsten und vertrautesten Gelehrten" den Auftrag, eine Reformations-Ordnung zu entwerfen. Ein derartiger Entwurf aus der Feder etlicher der dem Erzbischof am nächsten stehenden cölner Stiftsherren (unter denen Gropper nicht gefehlt haben wird) lief ein und wurde am 1. Sept. vom Erzbischof nach Cöln zur Begutachtung des Domcapitels, des Klerus und der Universität eingesendet [20]). Ohne Erfolg. Denn die Cölner nahmen sich Zeit; so sehr der Erzbischof auch trieb, ihrer Meinung nach hatte die Sache keine Eile. Hermann von Wied mußte die Unmöglichkeit erkennen, mit seinen eigenen Theologen, welche immer wieder auf die Reformvorschläge von 1536 zurückkamen, eine Reformation durchzusetzen, wie sie ihm vorschwebte. Er sah sich darauf angewiesen, von außerhalb Lehrer und Prediger in sein Stift zu berufen [21]). Jetzt erst — im December 1542 — zog er Bucer von Neuem an seinen Hof und stellte ihn als Prädicanten in Bonn an. Er gedachte, sich seiner Hilfe für die Reformation zu bedienen, hoffte aber noch, daß seine Gelehrten sich gütlich mit Bucer über dieselbe vergleichen würden: hatten sie doch selber eine Reihe von Misbräuchen als solche anerkannt [22]). Nur zu bald sollte der alte Herr schmerzlich enttäuscht werden: gerade dort stieß er auf Widerstand, wo er ihn am wenigsten vermuthet hatte.

Es war Niemand anders als Gropper, welcher dem Erzbischof von jetzt an mit vollster Entschiedenheit entgegentrat. Hermann hatte ihn gegen Ende des Jahres 1542 mit verschiedenen wichtigen Sendungen betraut: im October finden wir ihn in Marburg, von wo er im Auftrage seines Herrn und des Landgrafen von Hessen in Angelegenheiten des geldrischen Krieges zu der Königin-Regentin nach Brabant ging. Eine zweite Mission führte ihn Anfang December nach Düsseldorf. In Marburg war ihm das erste Gerücht zu Ohren gekommen von der Absicht Hermann's, Bucer zu berufen; in Düsseldorf erfuhr er die Ankunft desselben in Bonn. Auf der Stelle suchte er des Kurfürsten Schwager, den Grafen Wilhelm von Neuenar, auf und verlangte, der Graf solle einen reitenden Boten an den Erzbischof senden und ihn bitten: er möge doch, um christlichen Frieden und Einigkeit zu erhalten, auf die Anstellung Bucer's verzichten; das Capitel und die Clerisey, ja auch die Stadt Cöln würden dadurch zum höchsten beschwert und sich dawider setzen; noch weniger sei ein solcher Schritt gegen päpstliche Heiligkeit und kaiserliche Majestät zu vertheidigen; wolle der Erzbischof je reformiren, so habe Seine Churfürstliche Gnaden noch gelehrter und frommer Leute genug und bedürfe keiner Fremden: „Dan ob gleich der Bucer bey den seinen vor andern leidlich, so wer er doch in dyesem Ertzstifft gar vnleydlich." — Kaum war Gropper nach Cöln zurückgekehrt, als er sich auf den Weg zur erzbischöflichen Residenz machte, um in Person seine Vorstellungen gegen Bucer's Berufung vorzutragen, Vorstellungen, welche er in der Folgezeit noch oftmals — schriftlich wie mündlich — wiederholt hat [23]).

Ob Gropper wirklich gleich zu Anfang dem Erzbischof alle die möglichen (und nachmals wirklichen) Folgen seines Schrittes vorgehalten hat, mag dahingestellt bleiben. Sicher suchte er von Anfang an den Eindringling aus dem Erzstifte zu entfernen. Zunächst auf dem Wege der Güte, indem er sich brieflich an Bucer selbst wandte, um ihn zum Rückzuge zu veranlassen. Leider ist uns dieser Brief nicht erhalten, wol aber die hochwichtige Antwort Bucer's vom 31. Januar 1543 [24]), mit deren Hilfe wir einen Theil des Gropper'schen Schreibens zu reproduciren vermögen. Wir ersehen aus dieser Antwort, daß Gropper in ziemlich gewundener, gedrechselter Weise geschrieben hat, ohne recht mit der Sprache herauszugehen; immerhin aber in so gereizter Stimmung, daß Bucer sich in seinem Amte angegriffen fühlen mußte und daß das bisherige freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden Männern leicht einen Stoß erleiden konnte, ob-

18) Zu vergl. ist die wieder nur halb wahre Darstellung in Gropper's „Warh. Antw." fol. 44ª — 46ª mit folgenden Stellen der „Warh. erzelung" fol. A 4ᵇ: „Demnach vnd diweil jre Churf. G. nit allein von vielen außwendigen trefflichen hohes vnnd niders standts, sonder auch von obgenanten jren vertrautsten gelerten Martinus Butzer als ein sonder fürtrefflicher hochgelerter, zum frieden geneigter, Gotseliger lehrer vnnd predicant vor andern gerühmbt, jre Churf. G. auch auff etlichen Reichstägen selbst mit jm conuersiret, in ungefer ein jar zuuor, ehe er zum predig ampt auffgestelt, zu sich inß Ertzstifft Cöllen beruffen, vnd mit jrer Churf. G. gelerten gesprech halten lassen, vnd nit anders von denselbigen jren gelerten vernommen, noch auch bei jm Bucero erfunden, dan wie er jren Churf. G. zuuor gerühmet, So haben sie gemelten Butzer erstlich im December anno ᴍclxij. zu sich kommen vnd onlangs darnach zu Bonn predigen lassen." — fol. C 6ª: „Dan souil den Martin Butzer belangt, solten die Gegentheil, sonderlich aber vnd beforab der dichter der voriger prouincial Reformation, nit so bald vergessen haben, wie hoch sie selber denselben bey iren Chur. Gnaden vnd andern an lehr, leben vnd friedlikeyt gelobt, vnd darmit jre Chur. G. jhn Butzern zubeschicken vnd auß eignen gesprech, was ihm der HERR verliehen, zuerkündigen verursacht, Vnnd was berürter dichter als der vorgenger vnd fürnembster auß den widersächern, als er Butzer erstmals zu Bonn gewesen, jren Chur. G. von jm geschrieben (wie die brieff noch vorhanden) mit was ernstem fleiß er auch jnen dessmals zu sich gen Cölln bewegt, vnd in seinem eigen hauße etlich tag gantz erlich vnnd wol gehalten, tractirt vnd letztlich auff das allerfreuentlichst on einigen vnwillen oder abgunst wiederumb vonn sich gelassen." 19) „Warh. erzelung" fol. A 3ᵇ; s. die Hauptstelle des Abschiedes bei Ranke IV, 239. 20) „Warh. erzelung" fol. A 3ᵇ fg. Vergl. Senden S. 18. 21) „Warh. erzelung" fol. A 4ª fg.

22) „Warh. erzelung" fol. A 5ª. 23) Warh. Antwort fol. 51ᵇ. 53ª. Vergl. fol. 4ᵇ fg. 24) S. Corp. Ref. V, 26—31.

gleich Gropper — wie wir anderweitig erfahren[25]) — es auch jetzt nicht an Versicherungen der Freundschaft und Hochachtung fehlen ließ. Zunächst macht Gropper ihm zum Vorwurf, daß er ihn nicht über seine Ankunft und sein Amt in Bonn im Voraus unterrichet habe; er wünsche — fährt er nicht undeutlich fort — daß Bucer's Lage eine derartige sein möchte, daß er dem Klerus und dem Volke von Cöln genehm sein und gefallen könne; jetzt, da es sich anders verhalte, möge Bucer dieses nicht ihm zurechnen; auch ihm liege übrigens der Ruhm Christi und die Fortpflanzung seines Reiches am Herzen; aber Bucer betreibe die Sache Christi so hitzig, daß er, in der Absicht sie zu fördern, sie vielmehr aufhalte: man müsse mit Verstand eifern: Bucer möge nicht von ihm argwöhnen, daß er so von der Welt geködert sei, daß er sich scheue das Kreuz des Herrn zu tragen, wenn die Sache es erheische und wenn er dadurch Nutzen schaffe. So Gropper. Und Bucer? Er bemüht sich um ihn mit dem redlichsten Eifer des Freundes. Lob und Anerkennung, Ermahnung und Warnung, Widerlegung des Aberglaubens, wie Rühmen des evangelischen Predigtamtes — Alles dient dem Einen Zwecke, den cölnischen Theologen auf der Seite der Evangelischen zu erhalten, ihn zum Genossen im Werke evangelischer Reformation des Stiftes zu gewinnen. Spät erst — so beginnt Bucer — antworte er, weil es diesmal schwer gehalten habe, den rechten Ton zu treffen; jetzt solle die Liebe zum Freunde ihm die Feder führen. Gott wisse, wie hoch er von ihm halte, wie nahe er außerdem seinem Herzen stehe. Er habe noch stets von ihm bezeugt: Gropper habe bisher immer weit mehr in der Sache Christi geleistet, als er versprochen oder groß mit Worten vor sich hergetragen; er halte ihn für ein Glied Christi, welches mit vorzüglichen Gaben ausgestattet sei; sonst würde er nicht seine vertraute Freundschaft gesucht haben, sie jetzt nicht so eifrig pflegen. Er fordert ihn auf, sich Christi und seiner Diener nicht zu schämen, sondern das Kreuz wirklich auf sich zu nehmen; er warnt ihn: er möge sich nicht bestricken lassen durch Reichthümer, Ehren und Sorgen der Welt. Ueberzeugend widerlegt er die Irrthümer des Aberglaubens, welcher in der Diöcese so weit verbreitet war; mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines evangelischen Predigers vertheidigt er sein Amt: das Amt zu zeugen, zu bekennen. Auch Gropper solle dieses Amt auf sich nehmen, ihn unterstützen in dem Geschäft einer christlichen Reformation. Schließlich bittet er um ein Gespräch mit ihm: auf daß sie sich endlich einmal wiedersehen möchten und sich gegenseitig erquicken.

Diese Bitte ist ihm nicht erfüllt worden. Die Wege des reichen cölnischen Domherrn und des armen strasburger Predigers, der sich unterfing als Reformator im Erzstifte aufzutreten, gingen fortan aus einander. Mochte Bucer noch einige Wochen hindurch hoffen ihn zu gewinnen, Gropper dachte nur daran, wie er sich in Cöln befestige, und schon am 12. März mußte Bucer Melanthon mittheilen, daß gerade diejenigen den Erzbischof am heftigsten angriffen und mit Absetzung bedrohten, welche Anfangs auf seiner Seite zu stehen schienen[26]). Auch Melanthon, welcher im April einem Rufe Hermann's nach Bonn Folge leistete, hatte sich bald zu überzeugen, daß Gropper, der „Sophist" und „Sykophant", die garstigsten Auswüchse des Aberglaubens schütze und pflege[27]); und je näher der auf den 22. Juli (1543) angesetzte Landtag zu Bonn rückt, desto klarer wird es ihm, daß es hier Kämpfe geben werde mit dem ehemaligen Genossen[28]). Die Erwartung täuschte ihn nicht. Gropper war auf diesem Tage der Führer des dem Erzbischof feindlichen Bruchtheiles des cölnischen Domcapitels[29]), dessen Deputirter er war. Melanthon klagte: so sehr auch die Reformation Hermann's sich auf das Nothwendigste beschränke, die ganze kirchliche Hierarchie unangetastet lasse, den Capiteln ihre Würden, Grade, Reichthümer sichere, Gropper, diese „zweite Sphynx", billige sie dennoch nicht und wolle ihn und Bucer lieber getödtet wissen[30]). In der That stellte Gropper auf diesem Landtage Bucer öffentlich als den Verführer des Erzbischofs hin[31]) und verlangte im Namen des Klerus die Entlassung der fremden Prediger, indem er sich weigerte, vorher über die von dem Kurfürsten vorgelegte Reformations-Ordnung in Berathung zu treten, obgleich die drei andern Stände, die Grafen, Ritter und Städte, einer solchen nicht abgeneigt waren[32]).

Die Sache hatte sich nun hinlänglich geklärt. Derselbe Gropper, welcher Jahre lang den Protestanten so nahe, mit Bucer in vertrauter Freundschaft gestanden, welcher ihn nach seiner Rückkehr von Regensburg seinem Fürsten empfohlen, ja ihn selbst noch 1542 zu Cöln zuvorkommend aufgenommen hatte, er war nun (im Juli 1543) der erklärte Feind Bucer's, der Widersacher der evangelischen Reformation des Stiftes, des Erzbischofs gefährlichster Gegner.

Welches waren die Motive dieses Umschwunges? was konnte ihn veranlassen, von einem Fürsten abzufallen, welcher ihn bisher in jeder wichtigen Sache zu Rathe gezogen, ihn mit Ehren und — in nicht ganz verantwortlicher Weise — auch mit Pfründen überhäuft hatte?

Von Alters her haben die Protestanten den Abfall

---

25) Bucer (De Concilio fol. q 2^a) versichert, Gropper habe ihn selbst noch nach Antritt seines Amtes in Bonn brieflich „amicissimum et dulcissimum Bucerum, doctissimum Theologum, colendum etiam praeceptorem" genannt.

26) Corp. Ref. V, 59. 27) Corp. Ref. V, 88. 100. 105. 106. 121. 123: „Sunt autem, a quibus egreditur hic omne malum, inter quos ii utinam non duces sint, *qui nostri esse toti videri paulo ante volebant*" (Anspielung auf Gropper und den Kanzler von Hagen). 28) C. R. V, 140. 150. 29) C. R. V, 149: „Brevissimae deliberationes fuissent, nisi rem extrahere *Gropperus* studeret." — „πρωταγωνιστης est *Gropperus*. Is hactenus variis artificiis pugnavit, ut impediatur Ecclesiarum emendatio." 30) „Gropperus non probat, sed prius nos interfici cupit, nec Ecclesiae nec patriae bene consulit" (ebenda). — Vergl. S. 150. 159 fg. 189: „Rixarum ibi et fuit et adhuc est cum homine Sophistico Groppero, quem Sphyngem alteram dicere possis." 31) Warh. Antw. fol. 5^b. 32) Warh. erzelung fol. A 6^a fg.

Gropper's von dem guten, alten Erzbischof Hermann nicht ohne Unwillen bemerkt. Selbst der ruhige Sleidanus spricht von seiner „Unbeständigkeit und Apostasie" mit einiger Erregung [33]). Der feurige Beza versteigt sich bis zu dem Worte, daß Hermann nicht anders von Gropper verrathen sei als Christus von Judas [34]). Und nicht viel milder urtheilt der Geschichtschreiber der westfälischen Reformation, der alte biedere, wenngleich beschränkte, lutherische Superintendent Hamelmann (gest. 1595) [35]). Auch die wahren Beweggründe Gropper's glaubten frühzeitig seine Gegner zu durchschauen. Bereits Melanthon schrieb ihm (in Privatbriefen an Freunde) Ehrgeiz und Geldgier zu; er fand es bemerkenswerth, daß dem Gerede nach Gropper eine jährliche Einnahme von 3000 Goldgulden habe [36]). Auf dasselbe liefen die späteren Vorwürfe Bucer's hinaus: nur in Gropper's Begierde zu glänzen und in seinem Mammonsdienste, von welchem der Besitz fast unzähliger Pfründen den besten Beweis gebe, vermag er den Grund zu seiner völligen Rückkehr ins Papstthum zu erkennen [37]). Auch Hamelmann, hier durch Männer wie Friedrich Westius und Peter Medmann auf das Trefflichste unterrichtet [38]), erzählt nicht ohne Behagen von allen den Beneficien, welche Gropper theils selber besessen, theils unter vortheilhaften Bedingungen an Andere abgetreten (gewissermaßen verpachtet) habe, um zu zeigen, in welcher Absicht er Papist geblieben oder vielmehr von Bucer und von seinem Bischof abgefallen sei [39]).

Wir sehen, Gropper's zeitgenössische Gegner schreiben ihm lediglich äußere und verwerfliche Beweggründe zu. Möglich, ja sogar in hohem Grade wahrscheinlich, daß derartige Motive mitgewirkt haben. Aber sind sie für sich allein ausreichend, das vorliegende Factum zu erklären?

Eine große Zeit erfordert ganze Männer; über charakterlose Halbheiten bricht sie den Stab, indem sie ihnen ein hartes Entweder — Oder aufnöthigt, sie hineindrängt in eine Entscheidung, welche, weil keine völlig freiwillige, nur mit theilweiser innerer Unwahrheit eingegangen werden kann. Dies ist solcher Zeit erbarmungsloses Gericht.

Wer immer unter den Zeitgenossen Luther's auf eine Höhe des Lebens gestellt war, sei es als ein Fürst des Staates oder der Kirche, sei es als ein Gewaltiger im Reiche des Wissens oder an Begabung, sie alle mit einander haben früher oder später eine Stunde innerer Krisis durchzumachen gehabt.

Wie Viele gab es doch in jener Zeit, welche sich dem Evangelium bis auf einen gewissen Grad annäherten, dann aber plötzlich wie festgebannt standen, keinen Schritt vorwärts zu bringen waren — weil für sie die alten Schläuche letztlich doch höheren Werth hatten als der neue Most, der nur in neue Schläuche gefaßt sein wollte. Sie dachten wohl zu vermitteln zwischen dem Evangelium und dem Papstthum: die unleugbaren Wahrheiten, welche die religiösen Heroen der Zeit gleichsam von Neuem entdeckt hatten, wollten sie nicht von sich weisen, die vielen Schäden der Kirche konnten sie nicht

---

33) *Sleidan.* L. XV. ad an. 1543. 34) S. Beza bei *Ciacon.* III, 852; Maimbourg I, 268; Stute S. 36. 35) S. Hamelmann S. 1330—1338. 36) Corp. Ref. V, 106 (Melanth. an Cruciger, aus Bonn, 9. Mai 1543) und S. 159 fg. (Melanth. an Veit Dietrich, 17. Aug. 1543). Bereits zu Worms oder Regensburg hatten verschiedene Protestanten diese Schwächen Gropper's übel vermerkt und sie als die Klippe bezeichnet, an der er scheitern werde; s. *Bucer*, De Concilio fol. p 4^b: „.. neque potui adduci ut crederem fore, ut nos falleret, quod tamen multi boni et prudentes uiri mihi tum de eo diuinabant. Mouebantur quidem illi argumento minime leui, *quod esset opum et honorum valde cupidus*, *quod tam multa sacerdotia occuparet:* hunc enim gibbum obstare ei non temere putabant, ne per angustum acus Evangelicae foramen ingredi ad regnum coelorum posset." 37) Man vergl. Bucer's hin und wieder durch psychologische Wahrheit überraschenden Ausführungen De Concil. fol. p 4^b — q 4^a. — fol. q 2^b: „praeter tot opimos Canonicatus, tot opulentas et honoratas praelaturas occupat etiam et spoliat tot insignes parochias." Den Besitz zu vieler Pfründen tadelt Bucer bereits in dem geheimen Bericht an den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, vom 6. Aug. 1544 (bei Rabus II, 734^a — 735^b; wieder abgedruckt, aber modernisirt, bei Baum S. 530 — 534), in welchem er sonst Gropper's Tugenden volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. — In der ersten Schrift gegen Gropper aus dem Jahre 1545 hatte sich Bucer über die Motive des Gegners noch mit voller Zurückhaltung geäußert: „Was nun jhn geendert, weiß Gott, vnnd er am besten" („Wie leicht vnnd füglich Christliche vergleichung" S. 137). — Beachtenswerth ist noch folgender Satz der „Warhafften erzelung" (fol. A 5^a), welcher hauptsächlich an Gropper's Adresse geht: „Aber es haben jre Churf. G. leider im werck befunden, das jhren gelerten mit auffrichtung warer Christlicher Reformation nie ernst gewesen, sonder das sie vnder solchem schein allein das jhre gesucht, vnd auff das zeitlich gesehen" u. s. w. 38) Westius, L. L. Lic., war zur Zeit Hermann's Sigillifer Coloniensis, später Kanzler der Grafen von Oldenburg; Medmann, Hermann's Rath wie Erzieher der jungen Prinzen, war später Bürgermeister von Emden (Hamelmann p. 1331. 1333 fg.). Ich bemerke beiläufig, daß Hamelmann, an dessen Münsterischer Geschichte Cornelius (Münsterische Geschichtsquellen II. S. XXVIII — XXXVI) nachgewiesen hat, daß er sehr kritiklos und im Allgemeinen wenig zuverlässig ist, für den seiner „Historia Eccles. renati Evangelii in urbe Paderborna" einverleibten Excurs über Hermann von Wied (p. 1330 — 41) eine größere Glaubwürdigkeit für sich beanspruchen darf. Da dieser Excurs im J. 1568 verfaßt ist (s. p. 1341), so steht Hamelmann den Ereignissen noch hinreichend nahe (er hat neun Jahre nach Gropper's Tode geschrieben), um nicht allein auf schriftliche Quellen (außer Sleidan und Rabus, welche er nennt, hat er auch Bucer's Schrift De Concilio benutzt; s. oben) angewiesen zu sein. Namentlich seine Nachrichten über Gropper hat er sorgsam von Männern eingesammelt, welche, wie Medmann und Westius, mit jenem noch in vielfache persönliche Berührung gekommen waren (s. p. 1334 und 1335). Ein Mal (p. 1334) gibt er sogar den Tag an, an welchem ihm sein Gewährsmann, der Bürgermeister von Emden, eine wichtige Mittheilung über Gropper gemacht hat.

39) *Hamelmann* p. 1335 fg. S. besonders p. 1336: „Interim adhuc retinuit Gropperus Canonicatum et Scholarchae Praefecturam in Gereonis collegio et in patria Decanatum, et deinde consequitur Praeposituram Bonnensem, ex qua singulis annis sesquimille aureorum habuit. Habuit tria paene millia aureorum ex beneficiis annuos reditus ... Jam videmus, quo fine manserit Papista, vel potius a Bucero et suo Episcopo defecerit." Vergl. hiermit p. 1331: „Cum autem venisset Bonnam Bucerus et ibi docuisset anno 1542, quia videbat Gropperus, Dumheros, Clerum et Theologos omnes a Buceri ministerio alienos, fit quoque is, ab illo alienior."

ableugnen; sie wollten Reformen, und gewiß, sie meinten es ernstlich mit ihren Besserungsplänen. Aber dieses alte Kirchenthum stand ihnen doch zu hoch, als daß sie es über sich vermocht hätten, gänzlich es aufzugeben, wenn die Zeit unerbittlich die Fragstellung brachte: diese Kirche ohne Reformen? oder Reformen mit Darangabe dieses Kirchenthums? Zu tief waren sie mit all ihren Gewohnheiten, Gefühlen und Interessen verwachsen mit den Ordnungen dieser Kirche, zu tief gewurzelt war in ihnen die Devotion gegen den hierarchischen Bau mit seiner Spitze in Rom. Rom hatte sie wieder gewonnen — die halb schon von ihm Abtrünnigen!

Wie diesen Vielen in jener Zeit, so erging es auch Gropper.

Er konnte mit Bucer freundschaftlich verkehren, so lange dieser nicht seine Reformationsweise in Gropper's nächster Nähe praktisch zu verwirklichen suchte; er konnte bereitwillig seinen Fürsten bei Reformplänen unterstützen, so lange diese sich in weiten Umrissen hielten. Jetzt aber, wo Bucer und der Erzbischof sich die Hand reichten, wo daher die Reformation des Erzstiftes im Großen und Ganzen, mochte man auch den Namen Luther's vermeiden, in Lutherische Bahnen einlenkte, mußten andere Erwägungen an ihn herantreten. Mit wie großer Schonung der erzbischöfliche Reformationsentwurf von den bisherigen Einrichtungen, Ordnungen, Bräuchen der Kirche beibehielt, was sich irgend mit der reinen Predigt des Evangeliums vereinen ließ: darüber konnte Gropper sich nicht täuschen, daß diese Reformation niemals auf die Zustimmung der allgemeinen Kirche rechnen dürfe. Er kannte Rom zu gut, als daß er sich hätte der eitlen Hoffnung hingeben können, der Papst würde sich eine Ordnung der Dinge gefallen lassen, welche wesentlich auf Unabhängigkeit von Rom hinauslief. Jetzt also sah er sich vor die Entscheidung gestellt: entweder mit seinem bisherigen geistlichen Fürsten wider Rom oder mit Rom wider den Abtrünnigen. Das Erstere, der Bruch mit dem Papstthum, konnte unter Umständen gleichbedeutend sein mit einer Verzichtleistung auf weltliche Ehren und Reichthümer, vielleicht auch auf die Gunst des Kaisers; jedenfalls war es ein Ausscheiden aus der allgemeinen Kirche. Der zweite Weg bot weniger Gefahren, wenngleich er die Erfüllung so manches frommen Wunsches abschnitt.

Es war die große Frage seines Lebens. Seine Antecedentien, doch nur Halbheiten, waren nicht geeignet, ihn jetzt den kühnen Schritt thun zu lassen, daß er alle Fesseln von sich geschüttelt hätte. Etwas Ganzes zu thun, zu sein: war nicht seine Sache. Mit scharfer Beobachtungsgabe hatte schon 1541 Calvin von ihm geäußert: er sei „von jener Art Menschen, die Gott weiß was für ein halbes Ding schaffen möchten"[40]. Niemals hatte er mit Entschiedenheit sich auf die eine oder andere Seite gestellt. Zu derselben Zeit, da er zu Regensburg die lautere Lehre des Evangeliums von der Rechtfertigung einem Eck gegenüber vertrat, war er mit Eberhard Billich eifrig bemüht gewesen, Zeugnisse der Kirchenväter für die Transsubstantiation zusammenzutragen[41]. Zu derselben Zeit, da er bitter über die tyrannische Herrschaft des Papstes, über die Habgier seiner Diener klagte, der römischen Prälaten unchristliches Leben und Wandel, die zahlreich eingerissenen Misbräuche freimüthig geißelte[42], hatte er sich begeistert für die kirchliche Hierarchie, an den antibiblischen Riten und kirchlichen Gewohnheiten mit Zähigkeit festgehalten. Vielleicht war dies zugleich ein Ausfluß seiner Unklarheit, jener eigenthümlichen Unfähigkeit, den Kernpunkt der religiösen Differenzen wahrhaft zu verstehen, welche man so oft bei unentschiedenen Charakteren antrifft. Wenigstens hatte er 1540 in Worms mit der unklaren Köpfen eigenen Beschränktheit den Streit über die Rechtfertigung für Logomachie erklärt[43]. Auch jetzt glaubte er die Wahrheit der reformatorischen Lehre über diese Frage von höchster religiöser Bedeutung sehr wohl vereinen zu können mit seinem Katholicismus. Sein Antididagma von 1544 ist des Zeuge.

So war bei dem großen Wendepunkte seines Lebens die Entscheidung im Grunde von selber für ihn gegeben. Er ergriff die Partei der alten Kirche, und vorerst mit desto größerer Heftigkeit, je mehr er jetzt doch Verschiedenes aus seinem früheren Leben wieder gut zu machen hatte, manches Blatt seiner Vergangenheit auszulöschen fand. Daher die Erbitterung gegen seinen bisherigen Freund Bucer; daher der Eifer, auch solche Uebelstände und Misbräuche, welche er früher rückhaltlos als solche anerkannt hatte, zu stützen und zu befestigen[44]; daher vor Allem das fast fieberhafte Bestreben, jeden Verdacht früherer Ketzerei von sich fern zu halten. Und doch war er selbst jetzt nicht vermögend, die volle Orthodoxie, der er nachjagte, bei sich zu verwirklichen. So manche alte Ketzerei blickte auch jetzt noch hervor, wenngleich übermalt mit dem Firniß der Kirchenlehre; so manche der früheren Halbheiten spielte ihm auch in der Folge noch einen üblen Streich. Sehr natürlich. Hatte er sich doch dem kirchlichen Systeme nicht aus eigenster Ueberzeugung, nicht von irgend einer inneren Nothwendigkeit getrieben, hingegeben, sondern nur, weil von außen her die Nöthigung an ihn herangetreten war, sich zu entscheiden für oder gegen. So erklärt es sich, daß wir auch in Zukunft in diesem oder jenem Punkte noch ein Schwanken bei ihm wahrnehmen können, da zu seiner Zeit, bevor das Tridentinum aller Ungewißheit ein Ende machte, über die wirkliche Lehre der Kirche eine nicht geringe Unsicherheit herrschte. Aber trotz dieser Abweichungen war er in Einem Punkte fortan doch ein echter „Katholicus": darin nämlich, daß er sich von jetzt an äußerlich der Kirche unbedingt unterwarf. Der Spruch Roms verfehlte auch bei ihm nicht den Zauber seiner Allgewalt. Und ist nur diese Devotion vorhanden, so sieht Rom ja gern hinweg über einige kleine Ketzereien und vermag

40) Calvin bei Henry I, 364.

41) Warh. Antw. fol. 40ᵃ. 42) Man vergl. *Bucer*, De Concilio, fol. q 1ᵃ fg. mit Gropper's „Warh. Antw." fol. 47ᵃ. 43) Corp. Ref. III, 1229 fg. 44) *Bucer*, De Concilio, fol. q 1ᵃ.

selbst ihren Träger mit seinen höchsten Würden zu schmücken.

Auf die angegebene Weise haben wir uns — nach sorgfältiger Erwägung aller Momente und unter gewissenhafter Berücksichtigung der einzelnen Quellennotizen — den Uebergang des früheren Gropper zu seiner späteren Haltung zu erklären. Gewisse katholische Geschichtschreiber freilich fühlen das Bedürfniß einer Motivirung des Umschwunges durchaus nicht, da ein solcher für sie nicht existirt. Schon Meshov [45]) hat (unter Anlehnung an Surius und mit Benutzung der höchstens halb richtigen Erzählung der „Warhafftigen Antwort") ein Lebensbild des cölnischen Stiftsherrn entworfen, in welchem Alles in schöner Harmonie verläuft. In der ersten Zeit seiner Regierung ist der Erzbischof Hermann mit Aufrichtigkeit und Ernst der römischen Kirche zugethan gewesen, wovon das cölnische Provinzialconcil von 1536 und die zwei Jahre später in Verfolg desselben erschienenen Schriften den vollgültigsten Beweis liefern. In dieser Zeit war Gropper des Kurfürsten rechte Hand. Später hat sich dann der Fürst von dem einzigen Bucer schändlich verführen lassen: schon zu Hagenau wußte sich dieser bei Hermann zu insinuiren und legte dort den ersten Grund zu dem hernach erfolgten Abfall. Darauf waren es Männer in der nächsten Umgebung des Kurfürsten, welche ihn dazu verleiteten, Bucer an seinen Hof zu ziehen. Gropper, welcher schon in Hagenau dem Strasburger nicht recht getraut und sich nur auf Befehl seines Fürsten mit ihm eingelassen, hatte gänzlich seinen Einfluß auf Hermann verloren. So war es denn umsonst, daß er und der Weihbischof Nöpel, bei der erstmaligen Anwesenheit des Ketzers in Buschhoven, den arg getäuschten Fürsten vor dem von ihnen klar durchschauten Betrug und der Arglistigkeit dieses Mannes auf das Nachdrücklichste warnten (Januar 1542). Als dann der Erzbischof damit umging, Bucer zum zweiten Mal zu berufen, mußte Gropper auch gegen seinen Fürsten Verdacht schöpfen, und vollends, als dieser alle Warnungen seines treuesten Rathes in den Wind schlug und an Bucer festhielt, blieb Gropper nichts Anderes übrig, als, gegen seinen Fürsten Partei nehmend, sich auf die Seite des Domcapitels zu stellen. Auf diese Weise ging er nur so lange mit dem Erzbischof, bis er merkte, daß der Kurfürst in seiner Reformation zu weit ging, und infolge seines Widerspruches verlor er sein Ansehen bei demselben [46]). — Nach Meuser [47]) waren alle die Vorgänge, in welche Gropper in den Jahren 1539 bis 1542 verwickelt wurde, nur Maschen in dem Netze der „schlau" und vorsichtig operirenden antikirchlichen Partei an dem Hofe des gutmüthigen, aber beschränkten Hermann. Besonders mußte der „schlaue" Martin Bucer an ihm seine Kunst des Temporisirens und scheinbaren Billigens versuchen. „Und je feiner die Fäden des Netzes waren, das man für Gropper gesponnen, desto leichter konnte es geschehen, daß er, ohne Arglist und aus innigem Wunsche nach Besserung, seinem schlauen Gegner gegenüber in traulichem Gespräche Zugeständnisse machte, die von diesem in einem Sinne, woran Gropper nie gedacht hatte, genommen und gedeutet wurden [48]). Erst als der entscheidende Schlag, durch Bucer's Berufung in das Erzstift, geschehen sollte, sah man von beiden Seiten [?] die Täuschung ein. Es war eine Fügung von Oben, daß Gropper nicht in die Falle gerieth — auch er wurde so, für seine Zeit, der cölner Kirche Retter" [49]). Nach Schäfer [50]) dagegen war Gropper von Anfang an (seit 1536) ein Werkzeug in der Hand des feinberechnenden Erzbischofs, welcher sich der Hilfe seines im Stift hochangesehenen Rathes und Theologen für eine unkirchliche Reform bedienen wollte. Und wirklich förderte Gropper, ohne es zu wissen, eine Zeit lang die Absichten des Fürsten, bis er merkte, daß die Reformpläne Hermann's sich nicht mehr in rein kirchlichen Schranken hielten. — Endlich H. Kampschulte [51]) lenkt wieder mehr zu Meshov und Maimbourg zurück. Gropper, welcher mit einer „unerschütterlichen Glaubensfestigkeit eine wahrhaft edle Freisinnigkeit" verband, galt schon früh als das Haupt der Katholiken in Cöln. „Eines solchen Mannes bedurfte die Zeit, und namentlich auch Erzbischof Hermann, dessen Unwissenheit und Unfähigkeit eines Führers nicht entrathen konnte." Von ihm, Hagen, Nöpel, Billich „wohlberathen und geleitet, gelangte Hermann, der für sich nicht viel mehr als ein Strohmann war, zu hohem Ansehen bei Papst und Kaiser, bei benachbarten Fürsten und Capiteln". Aber schon seit 1530 bereitete sich des Erzbischofs Abfall vor. Vorher erntete er aber noch den höchsten Ruhm seiner Kirchlichkeit auf dem cölnischen Provinzialconcil von 1536. Aber sein Herz war nicht mehr bei der Sache, die gutkatholischen Anordnungen jenes Concils sind auf Rechnung seiner Räthe, besonders Gropper's, zu setzen; nur daß in den Decreten die Lehre vom Fegfeuer keinen Ausdruck gefunden hat, ist aus dem Einfluß des Erzbischofs zu erklären [52]). Zu Hagenau,

45) Arnold. *Meshovius*, De schismate Hermanni. Coloniae 1620. Uebersetzt in der „Religionsgeschichte der Kölnischen Kirche", Band I. (Cöln 1764). 46) „Religionsgesch. der Köln. Kirche" I, 36—78. Aehnlich wie Meshovius stellt Reiffenberg p. 16 fg. die Sache dar. 47) In Dieringer's Kathol. Zeitschrift 1844. II, 189 fg.

48) Hieraus wird dann wahrscheinlich auch der „scheinbar zweideutige Charakter" zu erklären sein, in welchem wir Gropper (nach Meuser S. 200) zu Regensburg erblicken. 49) S. 189. Der Beweis für diese Behauptung wird dann S. 190—211 hauptsächlich durch Seiten lange Mittheilungen aus Gropper's „Warh. Antw." geführt! Vergl. noch Meuser (in Dieringer 1845. I, 316): „Von Gropper's Mitwirkung zu den religiösen Neuerungen im Sinne Hermann's weiß die Geschichte nichts, bezeugt vielmehr das gerade Gegentheil." 50) Schäfer (1870) S. 39 fg. 51) „Gesch. der Einführung des Protestantismus im Bereiche der jetzigen Provinz Westfalen" (Paderborn 1866) S. 169—181. H. Kampschulte, katholischer Pfarrer in Alme, ist nicht zu verwechseln mit unserem ausgezeichneten Historiker Fr. W. Kampschulte in Bonn. 52) S. 174: „Cardinal Sadolet, der im Uebrigen sehr durch die Decrete des Kölner Concils erbaut war, äußerte gleich seinen Tadel über diesen Mangel. Gropper hat im Enchiridion dieselbe Lehre sehr schön beleuchtet. Er hat also die Schuld an jenem Mangel nicht." Der Tadel Sadolet's bezog sich bekanntlich gerade auf das Enchiridion,

1540, vollendete sich Hermann's Schicksal; denn dort gerieth er in die Hände des verschlagenen Bucer. Auf Befehl des Erzbischofs mußte dort auch Gropper viel mit Bucer verhandeln, „und dieser hätte den ehrlichen Westfalen durch seine diplomatischen Künste beinahe arg hinters Licht geführt". Auch zu Regensburg ließ er sich mit ihm ein und vereinigte sich dort [!] mit ihm über das regensburger Buch. „Durch die von Bucer und Genossen gemachten Entstellungen und falschen Auslegungen wurde Gropper aufmerksam und sorgte energisch für die Erhaltung seines Rufes als rechtgläubiger Katholik." Schon im Januar 1542, als Bucer ihn in Cöln uneingeladen besuchte, „schaffte er ihn sich für immer vom Leibe" u. s. w.

Einer Widerlegung bedarf es an dieser Stelle nicht. Ich darf einfach auf die oben gegebene Darstellung verweisen, welche, aus den Quellen selber geschöpft, durch diese hinlänglich gedeckt wird.

IV. Gropper's ferneres Leben bis zu seiner Ernennung zum Cardinal (1543—1555). — In den nächsten Jahren entfaltete Gropper eine so rege Thätigkeit theils praktischer, theils literarischer Natur, daß er mit Recht als das Haupt der cölnischen Gegenreformatoren bezeichnet werden darf, und es ist keine Uebertreibung, wenn katholische Geschichtschreiber (wie z. B. Ciaconius und Maimbourg) ihn oft und mit Vorliebe als den Retter der Kirche von Cöln gefeiert haben. Er war die Seele des Domcapitels, welches nicht eher ruhte, als bis der abtrünnige Hermann von Wied um Kurhut und Krummstab gekommen war (1547). Bald stellte Gropper dem Capitel seine juristischen, bald seine theologischen Kenntnisse zur Verfügung. Von jenen konnte es trefflichen Gebrauch machen, wenn es galt bei Kaiser und Reich (auf Reichstagen oder in Appellationsbriefen) die Sache des Klerus gegen den Erzbischof zu führen. Seine theologische Bildung hingegen war den Cölnern unentbehrlich, wenn es darauf ankam, die Angriffe Bucer's und Melanthon's abzuweisen. Denn Cöln besaß damals keinen Theologen, welcher sich mit Gropper hätte messen können: der Weihbischof Johann Nöpel und Hermann Blancfort von Münster, im J. 1544 Rector der Universität Cöln, waren höchstens Größen zweiten Ranges, und Eberhard Billich, ein zweiter Eck, zeichnete sich mehr durch seine schmuzige Derbheit als durch wissenschaftliche Tüchtigkeit aus[53]). Gropper war es daher, welchem die Aufgabe zufiel, das erzbischöfliche Reformationsbuch (die sogenannte cölnische Reformation) zu widerlegen. Er verfaßte diese Widerlegung bereits im Laufe des Jahres 1543, doch wurde sie erst zu Anfang 1544 (zuerst deutsch, bald auch in lateinischer Uebersetzung) unter dem Titel einer „Christlichen und Catholischen Gegenberichtung" oder eines Antididagma im Namen des Domcapitels herausgegeben[54]). Die gesammte, reiche Streitliteratur der Jahre 1543—47 hat auf Seiten der Gegner des Erzbischofs keine Schrift von gleicher Gediegenheit aufzuweisen. Abschnitt für Abschnitt geht Gropper die bekanntlich von Bucer und Melanthon geschriebene cölnische Reformation durch und stellt ihr die katholische Lehre entgegen[55]). Freilich war es noch keineswegs durchweg die Lehre des Tridentinums. Wie weit Gropper noch entfernt ist von derjenigen Sicherheit, wie sie den katholischen Theologen nach dem Concil eignete, ersieht man am besten aus der Rechtfertigungslehre des Antididagma. Diese unterscheidet sich zwar von der Fassung der regensburger Vergleichsformel, über welche Gropper sich vor wenigen Jahren mit den Protestanten geeinigt hatte, sie ist entschieden katholischer, aber doch nur wenig besser als die lavirende des Enchiridion. Er nimmt hier eine doppelte formale Ursache der Rechtfertigung an: die erste und vorzüglichere ist die durch den Glauben ergriffene, imputirte Gerechtigkeit Christi, die zweite die inhärirende des Menschen[56]). Die löwener

und Gropper selbst hat in der „Warh. Antw." fol. 79^b fg. sich nur schwach gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen gewußt.

53) Das Urtheil über Billich wird bestätigt durch einen Blick in das von ihm verfaßte „Judicium Deputatorum Universitatis et Secundarii Cleri Coloniensis de doctrina et vocatione Martini Buceri ad Bonnam. Anno MDXLIII." Man vergl. *Melanth.* (Corp. Ref. V, 113 fg.) und Senden (S. 30 fg.).

54) S. den genaueren Titel im Schriftenverzeichniß. — Es könnte nach den kürzlich von Senden veröffentlichten *Acta Rectoralia* den Anschein gewinnen, als ob (was man früher allgemein annahm) Gropper nicht alleiniger Verfasser des *Antididagma* sei, sondern mit Bernhard von Hagen, Nöpel, Hermann Blancfort, Heinrich von Tongern und Eberhard Billich die Ehre der Autorschaft theile (s. Acta Rector. vom 13. Jan. 1544, bei Senden p. 61 fg.). Indessen bezieht sich die hier gegebene Notiz nur auf die Herausgabe des Antididagma im Namen des Domcapitels, welche ja allerdings die Niedersetzung einer Commission erheischte, deren Aufgabe es war, von Gropper's Schrift vor der Veröffentlichung durch den Druck Kenntniß zu nehmen. Die Schrift war schon 1543 und zwar von Gropper allein verfaßt; s. Gropper an Pflug, 11. Dec. 1552: „Antididagma, quod scripsi anno 43. aduersus reformationem .. Hermanni" (*Müller*, Epist. ad Pflug. p. 114).

55) Eine sehr ausführliche Widerlegung des Antididagma erschien 1545 im Namen des Erzbischofs unter dem Titel: „Bestendige Verantwortung, auß der Heiligen Schrifft vnd war Catholischer Lehre, vnd Haltung der Allgemeinen Christlichen Kirchen, des Bedenckens vonn Christlicher Reformation, das der Hochwürdigst in Gott Vatter Fürst vnd Herr, Herr Herman Ertzbischoff zu Cöllen vnd Churfürst etc. hieuor hat außgeben, Mit grundtlicher Ablehnung alles des, so seiner Churfürstlichen Gnaden Widerwertigen, vnder dem Titel einer Gegenberichtung vnd vnder dem namen des Cölnischen Thum Capitels . . . haben ausgehen lassen" u. s. w. Anno MDXXXXV. (Bonn, bei Laurentius von der Mülen. — 294 Folio-Blätter). — Diese Schrift ist von Bucer verfaßt.

56) Von der Rechtfertigungslehre handelt das Antididagma fol. 11^b bis 15^b. Die Hauptstelle ist folgende (fol. 13^b): „Eodem modo iustificamur a Deo *iustitia duplici*, tanquam per causas formales et essentiales. Quarum una et prior est consummata Christi iustitia: non quidem quomodo extra nos in ipso est, sed sicut et quando eadem nobis (*dum tamen fide apprehenditur*) *ad iustitiam imputatur.* Haec ipsa ita nobis imputata iustitia Christi *praecipua* est et summa iustificationis nostrae causa, *cui principaliter inniti et fidere debeamus.* Altera qua formaliter iustificamur, est iustitia inhaerens, quae post remissionem peccatorum et simul cum illa per renouationem Spiritus sancti et diffusionem charitatis in corda nostra, secundum mensuram fidei uniuscuiusque, nobis donatur, infunditur, et fit unicuique propria: atque subinde per fructus spiritus exercetur, nimirum ea iustitia, qua afficimur. Cui tamen inhaerenti iu-

Theologen fühlten sich denn doch berufen, in einem Abdrucke des Antididagma, der noch 1544 zu Löwen erschien, an dieser Stelle anzumerken: man habe sie mit Urtheil zu lesen; und sie tadelten in einem besonderen Schreiben die Cölner heftig ob der Irrlehre [57]). Zufällig sind wir darüber unterrichtet, daß Gropper auch später über diese Halbheit nicht hinausgekommen ist; zugleich ist es interessant zu sehen, wie er sich mit dem Spruch der Kirche abgefunden hat. Es war im J. 1552, als Julius von Pflug, der Bischof von Naumburg-Zeitz, Gropper bat, ihm doch seine Meinung zu schreiben über die imputirte Gerechtigkeit, diesen wichtigsten Streitpunkt zwischen Lutheranern und Katholiken, der seit Beginn des Schisma's behandelt sei. Nur ungern geht Gropper in seiner Antwort auf diese, wie er sagt, äußerst schwierige und heikle Frage ein. Er bezieht sich zunächst auf sein Enchiridion, das Antididagma und seine Institutio (aus dem Jahre 1550), wo er sich über die Rechtfertigung genügend ausgesprochen habe; indessen, jene Schriften enthielten seine damalige Ansicht. „Jetzt", fährt er fort, „darf ich nicht anders über diesen Punkt denken, als neulich auf dem heiligen Tridentiner Concil determinirt ist"; bereitwillig unterwerfe er sein geringes Genie in Glaubensgehorsam den Festsetzungen der heiligen Synode. Trotzdem gibt er seine Lehre keineswegs auf: er sucht sich mit den heiligen Vätern, welche nur Eine formale Ursache der Rechtfertigung zulassen wollten, auseinanderzusetzen und findet keine wesentliche Differenz zwischen dem Decrete von Trient und seinem Antididagma [58]). Daß der Einklang, welchen er herstellt, ein künstlicher ist und auf Selbsttäuschung beruht, hat bereits Döllinger erkannt [59]).

War Gropper mit dem Antididagma in eine gewissermaßen officielle literarische Fehde mit Bucer getreten, welche von beiden Seiten anonym geführt wurde, so verwickelte ihn das folgende Jahr 1545 in einen persönlichen literarischen Streit mit dem früheren Genossen. Zu Beginn jenes Jahres gab Bucer eine Schrift an den Kaiser und die Stände heraus, in der er beiläufig auch auf Gropper zu reden kam und, seinen Abfall beklagend, etwas verlauten ließ von dem früheren Verhältniß Gropper's zu ihm [60]). Gropper, um so gereizter [61]), je stärker er sich innerlich getroffen fühlen mußte, verfaßte eine weitläuftige Rechtfertigung, „an die kaiserliche Majestät" gerichtet [62]). Es ist dies seine „Warhaffte Antwort vnd gegenberichtung" [63]), welche, wie wir bereits mehrfach Gelegenheit hatten zu bemerken, die Wahrhaftigkeit ihres Verfassers in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheinen läßt. Wir sehen hier die Thatsachen mitunter fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, immer aber so zugestutzt, wie sie dem Zwecke der Selbstvertheidigung am besten dienen konnten. Noch in demselben Jahre ließ Bucer eine Entgegnung erscheinen [64]); er hat mit derselben das Feld behauptet, sofern Gropper nun schwieg. Letzterer hätte sich daher nicht beklagen dürfen, als Sleidanus wenige Jahre später seiner Darstellung der Ereignisse der Jahre 1540—45, an denen Gropper betheiligt war, die Bucer'schen Publicationen zu Grunde legte. Trotzdem hat er später (in seinem Werke über das Abendmahl) bittere Klagen über die angeblichen Lügen des Sleidanus geführt und sich auf das Zeugniß des noch lebenden Medmann berufen, welcher freilich — noch zu Gropper's Lebzeiten, am 28. April 1558 — auf eine an ihn ergangene Anfrage Hamelmann's Sleidan's Darstellung für durchaus richtig erklärte [65]).

Ein anderes Feld der literarischen Thätigkeit betrat Gropper im nächsten Jahre (1546), indem er zum Gebrauch für die Schule zu St. Gereon einen kurzen (lateinischen) Katechismus herausgab; er wollte mit dieser Arbeit der Verleumdung Bucer's entgegentreten, als ver-

---

sticiae (quod sit imperfecta) non innitimur principaliter: sed ea tanquam interiori quodam experimento certificamur, nobis (qui talem renouationem spiritus nostri in nobis sentimus et experimur) remissionem peccatorum factam, et Christi consummatam iustitiam nobis imputari, atque ita Christum per fidem in nobis habitare." — Vergl. Epist. ad Pflug. p. 115: „facio duplicem causam iustificationis formalem, priorem et praecipuam, consummatam Christi iustitiam, quatenus fide apprehensa nobis applicatur; alteram iustitiam inhaerentem."

57) *Müller*, Ep. ad Pflug. p. 115. 58) *Müller* p. 114—116; s. p. 115 fg.: „licet unicam patres faciant causam iustificationis formalem, nempe iustitiam Dei, non qua ipse iustus, sed qua nos iustos facit, tamen si non tantum verborum corticem, sed mentem eorum exactius rimemur, non multum a sententia Antididagmatis dissentiunt, quando inquiunt: iustificatos non modo reputari, sed et vere iustos nominari, hoc ipso satis aperte confitentes, in iustificatione imputationem iustitiae Christi cum inhaerente iustitia concurrere, quod et sequentibus verbis faciunt manifestius, quando sanctissimae Christi passionis merito et eius applicationi (quae nihil aliud est, quam imputatio illa iustitiae Christi per fidem) remissionem tribuunt peccatorum, etsi hanc remissionem solam non recipere nos sine iustitia inhaerente, diffusa in cordibus nostris per charitatem definiant. Res magna, Reu. Praesul, gravissima et perdifficilis, a qua propemodum tota pendet controversia [jetzt hielt er den Streit demnach nicht mehr für Logomachie], et proinde *mei ingenioli* (*quod semper in obsequium fidei, quam sacra Synodus proponit, libenter redigo*) vires longe transcendens." 59) Döllinger III, 310 fg.

60) Es ist dies Bucer's Schrift: „Wie leicht vnnd füglich Christliche vergleichung" 2c. 61) Von dieser Gereiztheit gibt den besten Beweis folgende Stelle seines Briefes an Pflug vom 13. April 1545: „Bucerus *ille nebulo* in uno suorum libellorum recens evulgato mei meminit non sine invidia, et tantum maiori ex parte falsa expostulatione. Si Deus mihi tantum otii dederit, dabo brevi purgationem meam Germaniae [Germanice?] ad Caesarem et omnes Imperii ordines, ex quo, ut spero, intelligent omnes, vel communi sensu praediti, quam *versipellis Proteus et perfidus nebulo* sit Bucerus. Quem tamen laborem mihi sumere non esset opus, si in universum ita notus esset Bucerus, ut est utrique nostrum" (*Müller* p. 107). 62) Ueber die Entstehung der Schrift s. die Acta Rector. vom 5. Mai 1545 (bei *Senden* p. 66). 63) S. den genauen Titel im Schriftenverzeichniß. 64) De Concilio (s. den vollständigen Titel unten), neben Gropper's „Warh. Antwort" eine der wichtigsten Quellen. 65) *Hamelmann* p. 1334. Die Glaubwürdigkeit Sleidan's hat neuerdings Senden (De Jo. Sleidano) erhärtet. Gropper hatte übrigens die Absicht, Sleidan in einem eigenen Werke zu widerlegen, woran ihn nur der Tod hinderte; s. *Surius*, Epist. Dedicatoria und ad an. 1556 (p. 489 der cölner Ausgabe des Michael von Isselt von 1586).

nachlässige er sein Amt eines Scholasters[66]). Mehrere praktische Schriften, sowie ein großes Werk über das Abendmahl[67]) und eine weitere Ausführung des Katechismus von 1546 folgten in den nächsten Jahren[68]). Mit allen diesen Schriften verfolgte er die Absicht, dem Protestantismus Abbruch zu thun. Er ging dabei von der Ueberzeugung aus, die weite Verbreitung desselben sei vor Allem zurückzuführen auf die Geschäftigkeit der Protestanten, durch populäre Schriften, alle die zahllosen Katechismen, „Gemeinplätze", Postillen und Agenden, den Samen ihrer Lehre auszustreuen; wollten die Katholiken den gemeinen Mann und die Jugend wiedergewinnen, so müßten sie Gleiches dem Gleichen entgegenstellen, und zwar seien in diesen katholischen Katechismen so viel wie möglich die eigenen Worte der Schrift und der Ueberlieferung beizubehalten, denn diese machten auf das Volk stets einen stärkeren Eindruck als die Worte der Verfasser[69]).

Eine Gelegenheit, dem Protestantismus noch anders als mit der Feder entgegenzuwirken, bot sich ihm im Jahre 1548. Es handelte sich um die Einführung des Interim in seiner Vaterstadt Soest. Ein kaiserliches Mandat hatte dieselbe zwar befohlen, und Herzog Wilhelm von Cleve hatte den Soestern das Interim zugeschickt, aber Prediger wie Bürger legten das kaiserliche Buch einfach bei Seite. Da ließ sich Gropper als Commissarius des Kaisers und des Herzogs von Cleve dorthin entsenden. Rücksichtslos trat er auf; er hatte nun Gelegenheit Rache zu nehmen für die Vertreibung seiner Familie. Er machte Halt in dem dicht vor Soest gelegenen Nonnenkloster Paradies; nicht eher wollte er die Stadt betreten, bevor der Rath die ketzerischen Prediger entfernt hätte. So wurden die evangelischen Prediger, funfzehn an der Zahl, aus Stadt und Börde vertrieben, ihre Kinder und Weiber — „Hurenweiber" nannte sie der Dr. Gropper — ihnen nachgeschickt. Der katholische Cultus wurde jetzt wieder aufgerichtet, und zwar in weiterem Umfange, als ihn das Interim vorschrieb. Sein Machtspruch: „Das wil Käyserliche Majestät, mein gnediger Fürst und Herr von Cleff, und ich auch also haben, und nicht anders" half ihm über alle Schwierigkeiten hinweg. Besonders angelegen ließ sich Gropper die Wiederaufstellung der Bilder sein; namentlich wurde die Statue des heil. Patroklus, welchem das reiche Münster von Soest geweiht war, wieder an ihre Stelle geschafft: sie hatte Jahre lang im Zeughause alte Kriegsgeräthschaften zu bewachen gehabt. Mit rühmlicher Sorgfalt nahm er sich aber auch der Ordnung des Schulwesens an[70]).

Gropper's katholischer Eifer schien keine Grenzen zu kennen. Im J. 1550 empfahl er als Mittel zur Herstellung des katholischen Glaubens 1) die Entfernung aller nicht katholischen Prediger (und solche gäbe es selbst unter katholischen Bischöfen und Fürsten) und ihre Ersetzung durch rechtgläubige Geistliche und Mönche, 2) die Absetzung aller protestantischen Schullehrer, 3) die Vernichtung aller ketzerischen Bücher[71]). Wenige Jahre später (1556) erwarb er sich auch Verdienste um die Jesuiten in Cöln, welche Fabelhaftes von seiner Ergebenheit zu erzählen wußten[72]).

Nichtsdestoweniger erwachte bei Gelegenheit in ihm etwas von seinem früheren Freimuth im Tadel römischen Unwesens, wie auch von seiner Neigung, einer schroffen Ueberspannung der Kirchenlehre vorzubeugen. Dies beweist sein Auftreten in Trient, wenn wir anders zuverlässig über dasselbe unterrichtet sind[73]). Er hatte dorthin seinen Erzbischof Adolf von Schauenburg als Theologe und Rechtsgelehrter begleitet, und hielt nun vor versammelten Vätern eine Rede gegen die Appellationen nach Rom, welche den päpstlichen Legaten veranlaßte, auf eine Beschränkung der übergroßen Redefreiheit zu denken. Heftig zog er wider die Appellationen zu Felde: sie müßten auf das allernothwendigste Maß eingeschränkt werden, es sei an der Zeit, die alten Synodalgerichte wieder herzustellen, das aller Welt ärgerliche und Deutschland unerträgliche Forum der Officiale zu beseitigen. Auch soll er, wie der Kurfürst von Cöln, wenig einverstanden gewesen sein mit der scholastischen Behandlung der Lehre von der Transsubstantiation[74]). Es wurden Klagen laut: man übereile sich, man untersuche die Fragen wenig und theile den anwesenden erleuchteten Theologen nichts mit; anstatt die Theologen zu berufen, wenn es sich um Abfassung der Decrete handle, anstatt sich ihrer Wissenschaft zu bedienen, gäben mehrere Bischöfe ihre Zustimmung, sagten ihr Placet über Dinge, die sie nicht verständen. Lebhaft sollen die cölnischen Theologen diesen Klagen zugestimmt haben[75]).

V. Gropper's letzte Lebensjahre; sein Cardinalat und Tod (1555—1559). — Die Wahrheit des zuletzt Erzählten mag dahingestellt bleiben (wir nahen uns überhaupt jetzt einer Periode seines Lebens, wo Einzelnes bis auf Weiteres zweifelhaft gelassen werden

66) S. das Schriftenverzeichniß. — Vergl. Gropper an Pflug, 15. Mai 1546, bei *Müller* p. 110, und die Mittheilungen aus der Vorrede Gropper's zu seiner Institutio Catholica von 1550 bei Meuser S. 369. 67) Ausführlich handelt von der Anlage dieses Werkes *Du Pin* XVI, 19 fg. Beachtenswerth ist sein Schlußurtheil: „C'est un des bons Ouvrages de Controverse que nous aïons." 68) S. dieselben im Schriftenverzeichniß. 69) S. die Excerpte aus der Vorrede zu der Institutio Catholica bei Meuser S. 366—71. 70) Hauptquellen: *Hamelmann* p. 1115—1119; dazu das „Uebereinkommen des Herzogs Wilhelm von Cleve mit der Stadt Soest d. 25. Sept. 1548" bei Jacobson, Urkundensammlung S. 23—26. Zu vergl. Jacobson, Evang. Kirchenrecht S. 59. Ranke V, 60. Kampschulte S. 210 fg. Heppe S. 75—77.

71) S. Meuser S. 371. 72) *Reiffenberg* p. 35; vergl. Salig II, 111. 73) Quelle ist hier *Sarpi* L. IV (latein. Ausgabe von Neutonus, London 1690, p. 570 fg.); außerdem Vargas. Beide sind in diesem Punkte schwer zu controliren. Pallavicini hat, meines Wissens, nichts über Gropper's Theilnahme an dem Concil. 74) *Sarpi* p. 562. 75) Vargas und Malvenda bei Meuser S. 375 und *Stute* p. 24. (Fast sollte man meinen, man hörte die Klagen eines Friedrich über das vaticanische Concil!) — Doch stimmt hiermit schlecht das Fragment eines Briefes von Billich aus Trient, welches Hartzheim p. 75ª mittheilt.

muß). Jedenfalls hatte Gropper seit 1543 genügende Beweise seiner katholischen Gesinnung gegeben, um sich auch einmal eine freiere Haltung erlauben zu dürfen; und der Retter des Katholicismus im Erzstifte Cöln verdiente wol nicht nur, daß man ihm einige freimüthige Aeußerungen hingehen ließ, sondern er hatte auch Anspruch erworben auf andere, positive Belohnungen. Nicht ganz waren diese bisher ausgeblieben: schon Paul III. hatte ihn — nach Absetzung des Erzbischofes Hermann und seines Anhanges — zum Nachfolger Friedrich's von Wied in der Präpositur von Bonn gemacht und ihm dadurch eine nicht blos durch reiches Einkommen, sondern zugleich durch ihren Einfluß ausgezeichnete Stelle übertragen: denn mit der Probstei von Bonn war das Archidiaconat der Erzdiöcese verknüpft [76]). Doch Gropper sollte noch mit der höchsten Würde der Kirche bekleidet werden. Auffallender Weise hat ihm diese ein Papst wie Paul IV. übertragen: noch in dem nämlichen Jahre, in welchem er den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, creirte er (am 20. Dec. 1555) Gropper zum Cardinal-Presbyter [77]). Nach Ciaconius wollte ihn der Papst belohnen für „die ungeheuren Anstrengungen, denen er sich bei der Vertheidigung der Religion in der Diöcese Cöln unterzogen hatte“ [78]). Nach Cornelius Loos [79]) beabsichtigte er, ihm durch Verleihung dieser Würde größeres Ansehen und seiner Vertheidigung des katholischen Glaubens stärkeren Nachdruck zu verleihen. Ich vermuthe, daß dem inquisitorischen Papste vor Allem die kräftigen Mittel zugesagt haben, welche Gropper 1550 in seiner Institutio Catholica zur Ausrottung des Protestantismus in Deutschland vorgeschlagen hatte. Sicher ist, daß Gropper — um mit de Thou zu reden [80]) — die ihm ohne sein Zuthun übertragene Würde, welche die meisten Sterblichen mit den heißesten Wünschen erstrebten, mit einer damals seltenen Bescheidenheit und Hochherzigkeit verschmäht hat. Er schickte Paul IV. den Purpur zurück [81]). Doch nahm dieser zunächst die Weigerung nicht an, vielmehr lud er Gropper nach Rom ein, um ihn durch seinen persönlichen Einfluß zur Annahme des Cardinalshutes zu bestimmen [82]). Zugleich hatte er bei dieser Einladung im Sinne, sich Gropper's, der sich durch außerordentliche Kenntniß der deutschen Verhältnisse auszeichnete, bei der beabsichtigten Sittenverbesserung und bei den Maßnahmen gegen die Häretiker zu bedienen [83]). So viel wir wissen, hat Gropper aber auch in Rom standhaft die Annahme des Cardinalates verweigert [84]). Auch blieb er noch mehrere Jahre nach seiner Ernennung zum Cardinal ruhig in Cöln, wo er seine Tage zu beschließen gedachte [85]). Es bedurfte einer besonderen Veranlassung zu der Uebersiedelung nach Rom, welche der Papst wünschte. Es mußte ihm zuvor die Heimath verleidet werden. Am 18. Juni 1558 starb Erzbischof Anton von Cöln, Graf von Schauenburg, der Nachfolger seines Bruders Adolf (gest. 20. Sept. 1556) [86]). Auf Anton folgte Johann Gebhard, Graf von Mansfeld, obgleich er im Verdacht einer Hinneigung zum Protestantismus stand. Vergebens hatte Gropper sich seiner Wahl widersetzt, jetzt verließ er Cöln [87]). Am 26. Juli 1558 machte er sich mit seinem Bruder Kaspar auf den Weg nach Rom [88]). Unterwegs (schon in

76) Gropper bei Meuser S. 369. *Sleidan.* L. XVIII. ad an. 1547. *Surius* ad an. 1547 (p. 424). *Thuanus* L. IV. ad an. 1547 (pariser Ausgabe von 1606: I, 94ᵃ). *Hartzheim* p. 176ᵃ. Nach Sleidanus, Surius und Thuanus hätte Gropper 1547 die Probstei von Bonn erhalten, wogegen Meuser (S. 187) 1549/50 angibt; doch nennt sich Gropper bereits auf dem Titel seiner 1548 erschienenen Schrift vom Abendmahl „Erzdiacon der h. Kirchen zu Cöllen“ (s. Schriftenverzeichniß Nr. 9). 77) *Ciaconius* III, 844. 78) III, 851; vergl. *Surius* l. c.: „Eius viri pro tuenda apud Coloniam Agrippinam et totam Coloniensem dioecesin Catholica religione suscepti labores usque adeo eum celebrem reddiderunt, ut Pontifex Paulus IV. eum in Cardinalium ampliss. senatum cooptarit.“ Diese Stelle des Surius hatte Ciaconius offenbar vor Augen. 79) *Cornel. Loos Callid.* fol. H 8ᵇ. 80) *Thuanus* (Lib. XVI, ad an. 1555) I, 450ᶜ. 81) *Ciacon.* III, 851. *Possevin.* II, 194. *Pallavicin.* XIII, 16, 2. *Du Pin* XVI, 19. *Hartzheim* l. c. — Maimbourg I, 271 und Sarpi (L. V.) suchen in verschiedener Weise sich die Ablehnung Gropper's zu erklären; s. *Sarpi* p. 679: „haud multum sibi ad vivendum annos superesse arbitratus simulque reputans, se honorificam nominis sui memoriam ad posteros propagaturum magis, repudiata ea dignitate, quam etiam viri Principes ambiunt, quam si eadem ad paucos dies accepta aemulis obtrectandi materiam ministraret, multis de beneficio oblato gratiis actis, quod et insigne honoris remisisset et titulum recusasset, sese apud Pontificem excusavit.“ — Völlig rathlos ist *Stute* p. 26.

82) *Oldoinus* (bei Ciac. III, 827): „purpurei pili decus repellentem Romam accersivit, ut ad recipiendum sacrum honorem sibi oblatum vel facundia, qua pollebat, emolliret vel cogeret auctoritate.“ Ebenso *Carraccioli* (bei Ciac. III, 852). Vergl. *Ciacon.* III, 851. 83) Vergl. *Pallavicin.* XIV, 6, 11 mit *Ciacon.* III, 851. — *Du Pin* l. c. — Richtig Rotermund S. 434. 84) *Cornel. Loos Callidius* l. c.: „moritur .. non adepta Cardinalitii Galeri dignitate.“ Aehnlich Mallinckrot (p. 161): „ad plenam dignitatis collatae possessionem non pervenit“ (obgleich er übrigens kurz vorher gesagt hat, Gropper habe sich *frustra* mit seiner Bescheidenheit entschuldigt). — *Ciacon.* (III, 851) ist schwankend; vorsichtig nennt er ihn daher nur Cardinalis designatus (III, 866 fg.). Entscheidend ist Folgendes: 1) sein Epitaphium nennt ihn nicht Cardinal, sondern redet nur von seiner Cooptation in das heil. Collegium (III, 851); 2) ausdrücklich als designirter Cardinal wird er bezeichnet in den Versen unter seinem Bilde zu St. Gereon („atque Cardinalis arduo honore designatus a Sanctissimo Papa“, bei Ciac. III, 852); 3) ebenso nennt ihn der sonst über Gropper gut unterrichtete Surius in seinen Annalen (ad an. 1556, p. 489) und in der von ihm (1560) besorgten lateinischen Uebersetzung von Gropper's Schrift de Eucharistia (Ciacon. III, 851).

85) „— — *Mori Coloniae decreverat,*
Sed fata Romae terminum praefixerant,
Cum quindecim iam praeteriissent saecula
Lustraque decem *nono* fere cum Martio
Tunc Pridie Vir clarus Idus Martias
Romae relinquens triste saeculum petit
Coelum, sepultus laude magna postmodum.“

Schluß der Inscriptio seines Bildes zu St. Gereon. 86) *Surius* ad an. 1558 (p. 505). 87) Hauptquelle: *Hamelmann* p. 1334: „Sed postquam conaretur Mansfeldici electionem impedire et ei non succederet, sed videret, illum aspirare ad Episcopatum et Electoratum, abiit Romam“ (zu Johann Gebhard bemerkt Hamelmann: „publice alens concubinam. Sed et ille cogitavit de instituenda Reformatione“). — Mit Hamelmann stimmt übrigens Hartzheim (s. die folgende Anm.). 88) *Hartzheim*

Augsburg) befiel ihn das Fieber und krank langte er in Rom an. Paul IV. räumte ihm eine Wohnung in seinem Palaste ein; die Leibärzte des Papstes stellten ihn bald her [89]).

Trotzdem sollte er schon nach wenigen Monaten einem neuen Anfall des Fiebers erliegen. Die kurze Zeit, welche er in Rom noch zu leben hatte, war für ihn keine ungetrübte, sondern wol die bitterste seines Lebens. Das Rom Paul's IV. war die Stadt der Inquisition. Wie manche selbst der hochgestelltesten Kirchenmänner hatten bereits vor ihrem Tribunal erscheinen müssen (ich erinnere an Morone, welcher in mehrfacher Beziehung als Gesinnungsgenosse Gropper's gelten darf). Selbst persönliche Beliebtheit beim Papste sicherte nicht vor den Angriffen der Inquisitoren. Die Diener waren noch eifriger als ihr alter Lehrmeister Giovanni Pietro Caraffa, der jetzt den päpstlichen Stuhl inne hatte. Oft auch mochte gerade eine bevorzugte Stellung beim Papste die Veranlassung zu Anklagen seitens neidischer Gegner sein. So sah auch Gropper seine Rechtgläubigkeit in Zweifel gezogen. Wahrscheinlich traf bei ihm der letztere Fall ein, daß die Anklage von persönlichen Gegnern ausging, und schwerlich wird Paul IV. selbst seine Hand im Spiele gehabt haben. Genug, Gropper wurde wegen Lutheranismus angeklagt, und zwar unter ausdrücklicher Bezugnahme darauf, daß er dem Erzbischof Hermann gerathen habe, sich mit den Häretikern einzulassen. Wir sehen, seine frühere schwankende Haltung wirft ihre dunklen Schatten noch in die letzten Tage seines Lebens (wenngleich sie auch nur als Vorwand benutzt werden mochte). Der Cardinal Delphinus, ein Venetianer, unterzog die Schriften des designirten Cardinals einer scharfen Censur. So sah sich Gropper genöthigt, eine Schrift zu seiner Vertheidigung abzufassen. Er that mit derselben dem Papste vollkommen Genüge. Immerhin aber scheint die Betrübniß über die ihm widerfahrenen Verdächtigungen seinen Tod beschleunigt zu haben [90]). Er starb zu Rom am 14. März 1559 in einem Alter von 57 Jahren [91]) und wurde daselbst in der den Deutschen gehörigen Kirche B. Mariae de Anima zu den Füßen Papst Hadrian's VI. beigesetzt [92]). Papst Paul IV. selber hielt ihm die Leichenrede [93]). Seine Brüder Kaspar und Gottfried setzten ihm zu Rom ein Epitaphium [94]), während in

---

p. 176ᵃ: „Anno 1558. 7. Kal. Augusti electo jam Gebhardo Mansfeldio Archiepiscopo Col. iter Romam instituit“ etc.

89) *Hartzheim* l. c. Seine Krankheit bezeugt auch Caraccioli (bei Ciac. III, 852): „vi dirae aegritudinis interceptus Romam semimortuus intravit.“

90) Allerdings wissen die Lobredner Gropper's, die Surius, Ciacon., Maimbourg, nichts von diesen Verketzerungen in Rom; auch Du Pin erwähnt sie nicht. Sie sind aber nicht allein durch Hamelmann, sondern besonders durch die Katholiken Cornel. Loos Call. und Hartzheim sicher bezeugt; auch Pallavicini und Mallinckrot (der aber wol Cornel. Loos folgt) scheinen von ihnen Kunde gehabt zu haben. Ich stelle hier die bezüglichen Quellennotizen zusammen, indem ich bemerke, daß Hamelmann möglicherweise übertrieben hat; doch drückt sich Cornelius Loos nicht weniger stark aus; bei Hartzheim ist das Bestreben bemerklich, von welchem auch Meuser (S. 381: „Dort soll er nun [nach Hamelmann] auf Verdacht des Lutheranismus der Inquisition in die Hände gefallen sein. Das Wahre an dieser Angabe ist aber, daß auf Anstiften einiger Mißgönner der Venetianer Delphinus eine scharfe Censur wider seine Bücher erließ; es war Gropper jedoch ein Leichtes, durch eine, allerdings nur handschriftlich gebliebene, bündige Widerlegung die Reinheit seines Glaubens wie seiner Lehre zu erweisen“) sich hat leiten lassen, die Sache als einen unbedeutenden Zwischenfall darzustellen. — 1) Die höchst merkwürdige Stelle des Corn. Loos Call. (Mainz 1581) f. fol. H 8ᵇ: „Accedebat quod aemulorum sinistri rumores, aut veri, eius adventum praecurreraut: quasi Hermanno Archipraesuli de audiendis haereticis consilio fuisset. Vnde Cardinalis Delphinus in hominem actionem suscipit et in eius scripta inqnirit; non sine suspicione, instinctu Pontificis negotium peragi. At ille dum se purgat, animi moestitia et corporis aegritudine obrutus moritur ... Funus intumatum in Ecclesia Germanorum: Pontifice Paulo IV. funebri oratione illum prosequente: ut eius manes a sinistris rumoribus eximeret. Quicquid sit, non desunt, etiam magni nominis, qui ipsum dicti consilii autorem habent. Quod cum sentisceret et insperato eventu negotium succederet, conscenso suggestu palam se purgare nitebatur.“ — 2) *Hamelmann* p. 1334: „Postquam autem Romam veniret, accusatur Lutheranismi et propter alias etiam causas delatus est apud Pontificem Gropperus. Hic cum in gravem suspicionem venisset et quasi in custodia haberetur, animi moerore consternatus, cum vix se purgasset et Pontifici reconciliatus esset, moritur.“ — 3) *Hartzheim* p. 176ᵃ: „Quantum placuit hospes Pontifici, tantum displicuit aemulis, quorum suasu Delphinus Venetus libros ejus acriori censura mordet. Verum praesens Gropperus exhibuit confutationem luculentam, utique manu scriptam duntaxat, qua integritatem suae fidei et doctrinae probavit omnibus.“ — 4) *Mallinckrot* l. c.: „Romam tamen veniens contradictiones et obloquia passus est.“ — 5) Pallavicini nennt ihn (XIII, 16, 2) ein „firmum sane Fidei propugnaculum, tametsi *valde concussum, non minus ab incusationibus domesticorum*, quam ab aggressionibus inimicorum.“ (Damit stimmt freilich wenig, wenn Pallavic. XIV, 6, 11 von Gropper sagt, er habe zu Rom in summa doctrinae prudentiaeque existimatione gestanden.)

91) Tag wie Jahr seines Todes werden verschieden angegeben. Am 13. März ist er gestorben nach dem Epitaphium bei Ciacon. (III, 851); am 9. März nach *Ciacon.* III, 866, nach dem Epitaphium bei *Stute* p. 37, *Hartzheim* l. c. und Neudecker (in Herzog's Real-Encyklopädie V, 395); so auch Du Pin und Rotermund. (Der 8. März bei Meuser S. 383 beruht auf einem ihm sehr geläufigen Rechenfehler!) Am 14. März nach der Inscriptio seines Bildes zu St. Gereon (Ciacon. III, 852) und nach *Surius* l. c. — Bei *Ciacon.* III, 841. 866, bei Du Pin und Rotermund, aber auch in dem Epitaphium bei Ciacon. III, 851 und dem (aus einer anderen Quelle geschöpften) bei Stute findet sich 1558 als Todesjahr angegeben; 1559 dagegen bei Surius, Callidius und Mallinckrot, desgleichen im Epitaphium bei Hartzheim und Neudecker und auf der Inscriptio seines Bildes in Cöln. Das Jahr 1559 ist das richtige: 1) weil der gut unterrichtete Surius und die Inscriptio es haben, 2) weil sonst die von Hamelmann und Hartzheim bezeugte Nachricht, daß Gropper noch die Wahl Johann Gebhard's von Mansfeld erlebt habe (August 1558), falsch sein müßte. — Nach der Bestimmung des Todesjahres richtet sich übrigens auch die Festsetzung seines Geburtsjahres. Da das Epitaphium in allen verschiedenen Abdrücken darin übereinstimmt, daß Gropper 57 Jahre und 18 (resp. 17) Tage alt geworden ist, so fällt seine Geburt in das Jahr 1502 (nicht 1501, wie fast allgemein irrthümlich angegeben wird).

92) *Ciacon.* III, 851. *Surius* ad an. 1559 (p. 535). *Cornel. Loos* l. c. — *Mallinckrot* l. c.

93) *Corn. Loos* l. c. und *Hartzheim* p. 176ᵇ.

94) Wir besitzen dasselbe in von einander abweichenden Abdrücken bei Ciacon., Stute, Hartzheim und Neudecker (von letzterem mitgetheilt aus den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1851, Nr. 122). Ich gebe dasselbe nach Hartzheim:

einer Halle zu St. Gereon in Cöln ein Bild Gropper's spätere Geschlechter an die Verdienste des Scholasters erinnern sollte [95]). Wenn in den Versen zu diesem Bilde auch seine Sittenreinheit gerühmt wurde, so war dies in dem vorliegenden Falle keine der auf Denksteinen so häufig vorkommenden lügnerischen Schmeicheleien. Nicht nur katholische Schriftsteller geben ihm einstimmig das Zeugniß, daß er sich frei gehalten von den damals weit verbreiteten Sünden des Klerus [96]), auch seine Gegner — wie Bucer — haben die Reinheit seines Wandels anerkannt [97]).

VI. Gropper's Schriften. — Gropper's Schriften sind nicht zu zahlreich; außerdem heute selten zu finden. Ein Theil derselben, und zwar gerade die wichtigen der früheren Jahre, hat mir selbst vorgelegen (ich habe die betreffenden Bücher mit einem Sternchen bezeichnet); die übrigen gebe ich nach einer sorgfältigen Vergleichung der mehr oder weniger vollständigen Angaben bei Callidius, Possevin, Ciaconius, Du Pin, Stute, Hartzheim, Rotermund, Döllinger, Meuser, Senden u. A. [98]).

1) * „*Formula,* ad quam Visitatio intra Dioecesim Coloniensem exigetur. Adijciuntur huic formulae, Canonum ferme omnium Argumenta Concilij prouincialis Colonien. dudum celebrati, quibus paucis eliciuntur, quaenam in illis ipsis (breui in lucem prodituris) ad longum contineantur. Anno M.D.XXXVI. Mense Octob.“

Im Ganzen 11 Blätter in Folio. Am Ende: „Coloniae in officina Quenteliana. Anno M.D.XXXVI.“ (Fehlt bei Meuser.)

2) * „*Canones Concilii Prouincialis* Coloniensis. Sub Reuerendiss. in Christo patre ac domino, D. Hermanno S. Colonien. ecclesiae Archiepiscopo, sacri Rom. Imp. per Italiam Archicancellario, principe Electore, Westphaliae et Ang. duce, Legatoque nato, ac Administratore Paderb. celebrati. Anno 1536. *Quibus adiectum est Encheridion Christianae institutionis* . . . Impress. Colo. anno XXXVIII.“

In Folio; am Ende: „Ex aedibus Quentelianis, Anno domini. M.D.XXXVIII.“ Die Canones stehen hier fol. 1—47; von dort bis fol. 313 folgt das Enchiridion, dessen Special-Titel fol. K 2ᵃ lautet: „Institutio compendiaria doctrinae christianae, in concilio provinciali pollicita.“

3) „Des Ertzstiffts Cöllen Reformation, der weltlicher gericht, Rechts vnd Pollicy, Im jar xxxviij im Truck außgangen.“

Diese Schrift ist nur aus „Warh. Antw.“ fol. 35ᵇ bekannt.

4) „Christliche vnd Catholische gegenberichtung eyns Erwirdigen Dhomcapittels zu Cöllen, wider das Buch der genannter Reformation, so den Stenden des Ertzstiffts Cölln uff jungstem Landtage zu Bonn vorgehalten. Coloniae excudebat Jaspar Gennepaeus, Anno 1544.“

5) * „*Antididagma,* seu Christianae et Catholicae Religionis per Reuerend. et Illust. dominos Canonicos Metropolitanae ecclesiae Colonien. propugnatio, aduersus librum quendam uniuersis Ordinibus seu Statibus Dioecesis eiusdem nuper Bonnae titulo Reformationis exhibitum, ac postea (mutatis quibusdam) Consultatoriae deliberationis nomine impressum ... Coloniae apud Jasparem Gennepaeum, ubi et prostant. Anno M.D.xliiij.“

110 Blätter in Folio. Uebersetzung von Nr. 4.

6) * „An die Römsche Keyserliche Maiestat, vnsern Allergnedigsten Herren. Warhafftige Antwort vnd gegenberichtung, H. Johan Gröpper, Keyserlicher Rechten Doctor, Canonichen des Dhoms, vnd Scholastern zu sanct Gereon zu Cöllen, Vff Martini Buceri Freuentliche Clage vnd angeben wider jm D. Gröpper, in eynem jüngst außgangen Truck beschehenn. Mit Keyserlicher Gnad vnd Freiheits Truckts Jaspar Gennepaeus. Im iar Jesu Christi M.D.xlv.“

Im Ganzen 82 Blätter in Folio.

7) „*Capita institutionis* ad pietatem in usum pueritiae. Col. Agripp. 1546.“

In Octav; s. *Müller* p. 110. — Wiederholt aufgelegt und auch nachgedruckt.

8) „Haupt-Artickel Christlicher Vnterrichtung zur Gottseeligkeit, auch ein Bett-Büchlein aus Göttlicher Schrifft vnd den heiligen Vätteren gezogen durch Doctor Johann Gropper Scholaster zu sanct Gereon in Cöllen. Verteutscht vnd gedruckt durch Caspar von Gennep. Köln 1547.“

In Octav; die „Hauptartikel“ sind (nach Meuser) eine Uebersetzung von Nr. 7, welcher hier das Betbüchlein angehängt ist.

9) * „Von warer, wesentlicher vnd bleibender Gegenwärtigkeit des Leibs vnd Bluts Christi nach beschener Consekration vnd derselben Anbettung im hochwürdigsten heiligsten Sakrament des Altars, vnd von der Communion vnter einer gestalt wider jetziger Zeit entstandene vnd weit ausgebreitete Ketzereyen vnd

---

D. O. M.

D. Joanni Groppero religionis fideique Catholicae Propugnatori acerrimo post incredibiles summis cum periculis pro Ecclesiae ac religionis conservatione magno semper et invicto animo exantlatos labores, multaque praeclara litterarum monumenta edita ob perpetuam fidei pietatisque constantiam, incomparabilem doctrinam, summas virtutes absenti nec quidquam minus cogitanti in sacrum S. R. E. Cardinalium Collegium cooptato praematura adhuc morte, quando sui opera imprimis desiderabatur, ex humanis erepto, Fratri piissimo atque optime merito Godefridus et Casparus Fratres Gropperi moestissimi pp. vixit annis 57. diebus 18. obiit septimo idus Martii 1559.

95) Bei Ciacon. III, 852; s. das oben mitgetheilte Bruchstück. 96) *Surius* ad an. 1547 (p. 424); *Cornel. Loos* fol. H 8ᵃ; *Ciacon.* III, 852; *Maimbourg* I, 270; *Hartzheim* p. 176ᵃ. 97) So Bucer noch im J. 1544: „der ausserthalben das er zuuil Pfründen, eüsserlich ein erbar leben füret“ (bei Rabus II, 734ᵃ). 98) Die besten Verzeichnisse haben Hartzheim (p. 176ᵇ fg.) und besonders Meuser (S. 387—390) gegeben; doch sind beide noch der Verbesserung fähig.

Secten, durch Johannem Gropperum Doct. Ertzdiacon der h. Kirchen zu Cöllen. 1548."

448 Blätter in Folio; erschien auch 1556 in Cöln, desgleichen in einer von Surius besorgten lateinischen Uebersetzung 1560 (Coloniae apud haeredes Jo. Quentel).

10) „Wie bey Haltung vnd Reichung der heiligen Sacramenten, vermög der Keyserlichen Declaration, die Priester das Volk vnderrichten mögen von dem Wesen vnd Wirkung der Ceremonien, welche dabey in Catholischer Kirchen gebraucht werden durch Johan Gropper .. zu Cöllen bey Jaspar von Gennep MDXLIX."

11) „*Formula examinandi* Designatos seu Praesentatos ad regendas ecclesias Parochiales, intra limites Archidiaconatus Bonnensis constitutas: Donec melior aliqua detur Archiepiscopali vel Synodali autoritate. Per Praepositum Bonnensem Archidiaconum. Apud Casparem Gennepaeum 1550."

12) „*Institutio Catholica*, elementa Christianae pietatis succincta brevitate complectens, cui subiungitur: *Isagoge in pleniorem cognitionem* universae religionis Catholicae omnibus ad sacros ordines et ecclesiastica ministeria provectis et provehendis apprime necessaria. Coloniae 1550."

Wiederholt aufgelegt.

VII. Quellen und Literatur.

1) „Von Gottes genaden vnser Hermans Ertzbischoffs .. einfeltigs bedencken, warauff ein Christliche in dem wort Gottes gegrünte Reformation ... anzurichten seye .. Jetz zum andren mal mit grösserem fleyß gedruckt, gecorrigiert, vnd gebessert. Im Jar M.D.XLIIII." (die sog. cölnische Reformation). — 2) „Warhaffte erzelung .... Gedruckt zu Bonn, durch Laurentium von der Mülen. Anno M.D.XLVI." — 3) „Des Hochwürdigstenn Fürsten vnd herrn, Herrn Hermans Ertzbischoffen zu Cölln .. Appellation und Protestation" (1547). — 4) „Ein offene Schrifft" des Erzbischofs Hermann an die Stände, Januar 1547. — 5) „Wie leicht vnnd füglich Christliche vergleichung der Religion, vnd des gantzen kirchendiensts Reformation, bey vnß Teutschen zu finden, vnd in das werck zu bringen ... Durch Martinum Bucerum. Anno M.D.XLV." (Am Ende: „Gedruckt zu Straßburg bei Crafft Müller." — 148 Seiten in Quart.) — 6) „*De Concilio*, et legitime iudicandis controversiis Religionis, *Criminum, quae in Mart. Bucerum Joh. Cochlaeus .. et quae Joh. Gropperus* ad Maiest. Imperatoriam perscripsit, *Confutatio* ... Per *Martinum Bucerum*. Anno M.D.XLV." (20 Bogen in Quart. Am Ende: „Argentorati, ex officina Knoblochiana, per Georgium Machaeropoeum, *Mense Augusto*, Anno M.D.XLV.")[99]. — 7) *Müller*, Epistolae ad Pflugium. Lipsiae 1802 (hier p. 105—118 vier Briefe Gropper's an Pflug aus den Jahren 1545, 1546, 1551, 1552). — 8) *Corp. Ref.* Band III—V. — 9) *Le Plat*, Monum. III. — 10) Lämmer, Monum. Vatic. — 11) Neudecker, Urkunden aus der Reformationszeit. Cassel 1836. — 12) Neudecker, Merkw. Actenstücke. Nürnberg 1838. — 13) *Sadoleti* Epistolae. — 14) *Sleidani* Commentarii (an verschiedenen Stellen). — 15) Laur. *Surius*, Commentarius brevis rerum in orbe gestarum (Cöln 1586) p. 384 fg. 424. 535. 589 und sonst. — 16) *Cornelius Loos Callidius*, Illustrium Germaniae Scriptorum Catalogus. Moguntiae M.D.LXXXI. (fol. H 8ᵃ bis I 1ᵇ). — 17) Rabus, Historien der Martyrer. Ander Theil. (Strasburger Folio-Ausgabe von:) 1572. fol. 734 fg. — 18) Herm. *Hamelmanni* Opera Genealogico-Historica de Westphalia et Saxonia Inferiori. Ed. *Wasserbach*. Lemgo 1711 (p. 1115—19; 1330—41). — 19) *Thuanus*, Histor. sui temporis, L. IV und XVI. — 20) *Raynaldus*, Annales Ecclesiastici. Tom. XXI. Colon. 1727. — 21) *Sarpi* L. IV und V. — 22) *Pallavicini* XIII, 16, 2; XIV, 6, 11. — 23) *Possevinus*, Apparatus Sacer (Venetiis 1606) I, 338; II, 194. — 24) *Ciaconius*, Vitae et res gestae Pontificum Romanorum (Romae 1677), Band III. — 25) *Maimbourg*, Histoire du Lutheranisme (Paris 1681) I, 264—273. — 26) *Seckendorf*, Comment. de Lutheranismo III, 137 fg. 437 fg. 559 fg. — 27) *Du Pin*, Nouv. Bibl. (Amsterdam 1710) XVI, 19 fg. — 28) Bernh. a *Mallinckrot*, De Archicancellariis S. Romani Imperii (1666) p. 161. — 29) *Hartzheim*, Bibliotheca Coloniensis (Colon. 1747) p. 175 fg. — 30) *Reiffenberg*, Historia Societatis Jesu ad Rhenum Inferiorem (Colon. 1764) p. 16 fg. 19. 35. — 31) Salig, Historie der Augsburg. Confession I, 539—544; 602—605. II, 111. — 32) Planck, Gesch. des Prot. Lehrb. III, 2. Abth., besonders S. 85 und S. 230 fg. — 33) Religionsgeschichte der Kölnischen Kirche (Cöln 1764), Band I. — 34) Rotermund, Erneuertes Andenken der Männer, die für und gegen die Reformation Lutheri gearbeitet haben (Bremen 1818) S. 433—435. — 35) Reck, Gesch. der gräflichen und fürstlichen Häuser Isenburg, Wied, Runkel (Weimar 1825) S. 156—170. — 36) Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen (Regensburg 1848) III, 308 fg. — 37) v. Rommel, Philipp von Hessen. Band I—III. — 38) v. Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Band IV und VII. — 39) Ranke, Deutsche Geschichte. Band IV—VI. — 40) Jacobson, Geschichte der Quellen des evangel. Kirchenrechts der Provinzen Rheinland und Westfalen (Königsberg 1844) S. 59. 465 fg. 468. Dazu „Urkunden-Sammlung" S. 23—26. — 41) Hergang, Das Religionsgespräch zu Regensburg (Cassel 1858). —

99) Diese wichtige Schrift Bucer's ist Baum (Capito und Butzer S. 604 fg.) völlig unbekannt geblieben. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß diese hochbedeutsame Quelle seit Seckendorf (III, 559 fg. — hier einige Auszüge) für die Geschichte der Jahre 1540 bis 1545, wie für Gropper's Leben, gar nicht benutzt ist. — Von Gropper ist hier die Rede fol. n 3ᵃ — fol. r 2ᵇ (32 Seiten lang), außerdem fol. r 4ᵃ, r 4ᵇ, s 1ᵃ, s 2ᵃ, s 4ᵇ.

[illegible] der [illegible]
[illegible] einzu- [illegible]
[illegible] ich [illegible]
[illegible] aufgenommen
[illegible] deuten
[illegible] das urfa-
[illegible] des
[illegible], sein
[illegible] und
[illegible] ent-
[illegible] enthalten.
[illegible] solchen
[illegible] mit
[illegible], [illegible] nach
[illegible] General
[illegible] Sammlungen
[illegible] sehen
[illegible] glän-
[illegible] Frau
[illegible] des
[illegible] Jo-
[illegible] nach Mailand
[illegible] Sänger
[illegible] Beruf,
[illegible] Österreich
[illegible] selbst
[illegible] Bühne zu
[illegible], [illegible] und auch das
[illegible] der [illegible] auf
[illegible]
[illegible] der berühmt,
[illegible] auf-
[illegible] die fol-
[illegible] und Grund-
[illegible] dem Künstler
[illegible]

ler von den Schätzen des Vatican gefesselt, ja mit unsichtbarer Macht zur Bewunderung derselben getrieben, war er, statt in ihrer Betrachtung zu schwelgen, als Commissär gehalten, die kostbaren Werke einzurollen, zu verpacken und fortzuschicken. Seine Muse feierte auch trauernd in dieser Zeit, mit Ausnahme unbedeutender Miniaturen und Zeichnungen datirt nichts aus dieser Periode. Dem Heere Napoleon's folgend, war er gezwungen, vor den angreifenden Oesterreichern zu fliehen, er verlor seine Sachen, sein Geld, und nachdem er eine gefährliche Krankheit durchgemacht hatte, kam er in einem erbärmlichen Zustande in Marseille an, um sich sogleich nach seiner Vaterstadt zu begeben. Was lange in seinem Geiste schlummerte, kam nun mit einer Productivkraft und Rapidität zum Vorschein, daß alles den 30jährigen Künstler anstaunte. Noch einmal weiht er seinen Pinsel der idealen Welt und componirt den Ossian, den Alexander, der den Bucephal bändigt, und endlich die Sappho, wie sie sich, die Leier fest umschlungen, aus Lebensüberdruß vom leukadischen Felsen ins Meer stürzt, ein Werk, das 1802 im Salon ausgestellt war. Nun aber wendet er sich, im Gegensatze zu David's Vorliebe für Stoffe der antiken Geschichte, ganz dem Realismus, dem Ausdrucke der unerbittlichen und gewaltigen Wirklichkeit zu und auf diesem Felde ist er ein volksthümlicher, nationaler Maler, ein Kind seiner Zeit geworden. Keiner hat so kühn und naturgetreu wie er, die Gegenwart, die flüssige Geschichte auf die Leinwand gebannt, Napoleon konnte keinen treueren Beschreiber seiner Schlachten und Siege finden. Seine Skizze zur Schlacht bei Nazareth trug über seine Mitbewerber den Sieg davon, 1804 trat er mit einem Werke vor die Oeffentlichkeit, das so zu sagen Paris in Aufregung brachte, es war der Besuch Napoleon's bei den Pestkranken in Jaffa. So widrig und ekelhaft der Gegenstand auch ist (er wird noch durch die äußerste Naturtreue in der Darstellung der Krankheit widriger), so incorrect auch die Zeichnung hie und da erscheint — was Composition, Kraft, Leben, Farbe anbelangt, so hatte sich le Gros mit diesem einen Werke schon seine Unsterblichkeit gesichert. So groß war der Enthusiasmus, daß Denon einen Specialbericht über das Gemälde an Napoleon abschickte. Nun folgen rasch nach einander seine großen historischen Compositionen; der Held seiner gemalten Iliade war ja nicht müßig, ihn stets mit neuem Stoffe zu versorgen. So entstanden: die Schlacht bei Abukir, bei Eylau, bei den Pyramiden, bei Wagram, die Einnahme von Stettin, von Madrid. So fabelhaft diese Productivität auch erscheint, wenn man die Riesenformate der Gemälde mit in Anschlag bringt, so wird man billig noch mehr staunen, wenn man die Menge von Porträts in Anschlag bringt, die während diesen Arbeiten entstanden. Wir wollen hier nur einzelne erwähnen, wie das Familienbild des Lucian Bonaparte, der Generale Duroc, Massena, Lasalle, Legrand, des Hieron. Bonaparte zu Pferde (1807), der Kaiserin Josephine, des Prinzen Joussoupoff im Tartarencostüm (1809) und andere.

Es ist ganz natürlich, daß Napoleon, als er 1811 im Pantheon den Ruhm seines Hauses verherrlichen wollte, le Gros zum Interpreten seiner Gedanken machte. Um den Preis von 36,000 Fr. sollte der Meister die Kuppel in zwei Jahren ausmalen: zum Gegenstande wurden Clodwig, Karl der Große, Ludwig der Heilige und Napoleon selbst, der Gründer einer neuen Dynastie, gewählt. Indessen entstanden neue Gemälde: die Zusammenkunft Napoleon's mit dem Kaiser Franz in Mähren; die Einnahme von Ulm, Franz' I. und Karl's V. Besuch in der Kirche St. Denis und verschiedene Porträts. Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß der Künstler auch noch besonders ausgezeichnet wurde; es überreichte ihm Napoleon 1808 bei der Ordensaustheilung die Ehrenlegion, die er von seiner eigenen Brust nahm. Le Gros eilte nach Hause und malte die ganze feierliche Ceremonie auf eine große Leinwand; man sieht, er wird aus einem historischen Maler ein Hofmaler, ein malender Diplomat, ein Schmeichler des Mächtigen. Noch einmal flackert der historische Ernst auf — er ist in der ergreifenden Zeichnung, welche das beginnende Erlöschen des Napoleonischen Glanzes zum Vorwurf hat, im Brand von Moskau. Es ist ein ganz modernes Bild, eine völlige Emancipation von der Antike. Die Verzweiflung des Volkes, der nur an Sieg gewöhnten Soldaten und Marschälle, die Handbewegung und der Blick des vom Feuer aus der Stadt gedrängten Kaisers ist auf das Ergreifendste individualisirt und zur Geltung gebracht.

Minder gut ist ein kleines Bild dieser Zeit, der Empfang Karl's V. durch Franz I.

Der Fall Napoleon's, die Restauration der Bourbonen machten den kaiserlichen Glanzbildern ein Ende; le Gros mußte ein neues Feld für seine Thätigkeit suchen, aber da ihm ein unmittelbar vor seinen Augen wirkender Held entrückt war, wo sollte er einen Ersatz finden? Zwar hat die neue Dynastie sich sehr wohlwollend gegen ihn gezeigt und ihm genug Aufträge gegeben; er malte Ludwig XVIII., die Einschiffung der Herzogin von Angoulême (1816), die Abreise Ludwig's XVIII. aus den Tuilerien, aber man sieht den Bildern an, daß der Gegenstand nicht aus Liebe, sondern auf Bestellung gemacht ist. Dagegen vollendete er mit wahrer Pietät das Werk, das ihm wie ein heiliges Vermächtniß seines kaiserlichen Wohlthäters galt, das Kuppelgemälde des Pantheon, nur mußte er für Napoleon jetzt Ludwig XVIII. anbringen. Das Werk, das ihm den Titel eines Barons einbrachte, gehört, wie auch Waagen urtheilt, zu den bedeutendsten monumentalen Kunstobjecten, die Frankreich besitzt. Andere ähnliche Plafondmalereien, die er 1827 in den Sälen des Musée Charles X. ausführte, zeigen, daß seine Schaffungskraft bereits zu sinken begann. Er hätte jetzt den Pinsel aus der Hand legen und auf seinen Lorbeeren ausruhen sollen, aber das deuchte dem verwöhnten Künstler geradezu eine Unmöglichkeit. Ja er glaubte der tadelnden Kritik den Fehdehandschuh hinwerfen zu müssen, aber die Tage der Jugend und ihrer Schöpfungskraft waren nun einmal dahin. Wie eine träumerische Erinnerung an seinen

Lehrer, der in der Verbannung lebte, erscheint sein Saul, der beim Saitenklang David's mürrisch da sitzt — oder eigentlich ganz behaglich da liegt, sodaß man, thäte der unwirsche Ausdruck des Gesichtes nicht Einsprache, eher an einen Sybariten, denn an den scheelsüchtigen Saul denken müßte. Das Bild (welches Karl X. für das Palais royal bestellte, wo es auch mit andern Bildern in der Revolution 1848 zu Grunde ging) erfuhr verdientermaßen eine sehr harte Kritik. Wie antwortete le Gros auf diese? mit einem Amor, der von der Biene gestochen wird, mit einem Acis und Galathea (letzte fast ganz Copie der bekannten Venus accroupie) und endlich mit einem Hercules, der den Diomedes überwindet; letztes Bild eigentlich eine Vorlage für die Schüler des Antikensaales und nicht ein Gegenstand für den Salon. Die ungünstige Aufnahme dieser Bilder von Seiten des Publicums wie der Presse mußten le Gros überzeugen, daß er ein Todter unter Lebenden sei. Im J. 1834 wurde ihm aufgetragen, für das versailler Museum die Schlacht bei Jena um den Preis von 12,000 Fr. zu malen; der Künstler lehnte den Antrag ab. Er glaubte endlich das Unglück, seinen Ruhm überlebt zu haben, nicht ertragen zu können, und am 25. Juni 1835 suchte und fand er den Tod in den Wellen der Seine bei Meudon.

Le Gros war ganz ein Sohn seiner Zeit, ein getreues Spiegelbild des französischen Lebens in den Tagen der Triumphe. Das Kaiserreich hat ihm seine schönsten Verherrlichungen zu verdanken. Als Künstler hielt er sich an seinen Lehrer David nur in der Kunsttheorie, die feurige Farbengebung, die er indessen oft grell gestaltete, entlehnte er Rubens und Paul Veronese, die grandiosen Formen dem Michelangelo. Im Helldunkel ist er ein Meister und weiß damit die divergirendsten Massen zusammenzuhalten. Er hatte eine so große Schule gehabt, wie nicht so bald ein anderer Künstler, da ihm David bei seiner Verbannung auch seine ganze Schule übertrug. Vom Jahre 1816—1835 bildete er über 400 Schüler aus verschiedenen Ländern; unter diesen finden wir große Namen, wie Delaroche, Hubert, Belangé, Lacroir, Poujol, Roqueplan, Robert-Fleury, Durand, Thibault, Vautier und andere. Von Deutschen sind verzeichnet Schnetz, Ternite, Begas, Wach, Schnorr u. s. w. Letzterer hat auch seines Lehrers Bildniß gezeichnet und mit seiner Sammlung dem dresdener Kupferstichcabinet verehrt. Der Künstler hat sich selbst auch porträtirt (gest. von Ballot).

Es ist erklärlich, daß seine Bilder, besonders seine großen Compositionen, oft durch Stich und Lithographie reproducirt wurden, aber es gibt nur wenige solcher Stiche, die selbständig auf den Namen eines Kunstwerkes Anspruch machen können. Wir heben zum Schlusse einzelne hervor.

Sappho, gest. von Nic. Laugier, 1819. Die Pestkranken von demselben 1829. Das Schlachtfeld von Eylau von Dortmann und Ballot gestochen und von Merin-Lavigne lithographirt, David vor Saul von Fragonard lithographirt. Die Zusammenkunft Karl's V. mit Franz I. von F. Forster gest.; endlich das Porträt von Lasalle von Jazet in Aquatinta ausgeführt*).

(*Wessely.*)

GROS (Joseph le), Sänger an der Großen Oper und Director des Concert spirituel zu Paris, wurde geboren am 7. Sept. 1739 zu Monampteuil in der Diöcese von Laon. Die bei ihm frühzeitig hervortretende Anlage zur Musik bestimmte seine Aeltern, ihn sehr bald dem Kapellmeister an der Kathedralkirche zu Laon zu übergeben. Hier brachte er es als Chorknabe in Kurzem zu einer staunenswerthen Fertigkeit im Notenlesen der schwersten Stücke. Auch in der Composition erhielt er bei dem genannten Kapellmeister Unterricht. Um das Jahr 1756 kam er nach Paris, wo er zunächst noch einigen Unterricht bei dem berühmten Sänger Benoit nahm und dann im Concert spirituel mit großem Beifall auftrat. Durch Rebel und Francoeur, seit 1757 Directoren der Großen Oper, wurde er 1764 für diese letztere gewonnen. Er debutirte am 1. März des genannten Jahres in der Rolle des Titon („Titon und Aurora"). Etwas steifer Darsteller, verdankte er seine Erfolge anfangs nur der wunderbaren Schönheit seiner hohen Tenorstimme (haute-contre); in dieser Beziehung konnte das Publicum sogar den Tod Jeliotte's (1752—1755 Mitglied der Großen Oper, der freilich im Spiel ebenso groß war, wie im Gesang) verschmerzen. Zehn Jahre später übte die durch Gluck in der dramatischen Musik bewirkte Revolution auch auf le Gros' Talent seinen Einfluß aus; er erkannte die Nothwendigkeit, seine Darstellung mehr zu beleben, zu durchgeistigen. So zählten nachmals die Rollen des Orpheus, Achilles, Pylades (im „Orpheus" und in den beiden „Iphigenien" von Gluck) zu seinen besten Leistungen. — Der anfängliche Naturalismus und die künstlerische Uncultur le Gros' machte sich noch bei seinem ersten Auftreten in Gluck's „Iphigenie in Aulis" geltend, wie aus einem Berichte über die Generalprobe (April 1774) bei Schmid, „Christoph Willibald Ritter von Gluck" (Leipzig 1854), S. 200 hervorgeht: „Le Gros schrie mit der schönsten Stimme von der Welt so, daß dem Zuhörer der Kopf schmerzte. In dieser Art des Vortrags konnte man den Achilles kaum wieder erkennen. Es gab nichts Linkischeres und Plumperes als seine Gestalt und nur sein Spiel konnte diese Eigenschaften einigermaßen verdecken." — Dagegen wird bald nachher der „glänzende Erfolg" constatirt, den le Gros in der Titelrolle des (am 2. Aug. des genannten Jahres in Paris zur ersten Aufführung gelangenden) „Orpheus" von Gluck errang (bei deren Bearbeitung für den hohen Tenor — in Ermangelung eines Contrealts — übrigens Gluck auf le Gros' Veranlassung sich dazu verstehen mußte, der Arie des Orpheus am Schlusse des ersten Actes einige Bravoursätze beizufügen — S. 224). „Er trug die Hauptrolle mit so vieler Wärme, mit so hohem Geiste und Geschmack vor, daß man ihn kaum wieder erkannte, und seine Verwandlung als ein

*) Literatur: *J. B. Delestre*, Gros; sa vie et ses ouvrages 2. édit. Paris 1867.



Wunderwerk betrachtete, das die bezaubernde Kunst des Tonsetzers in ihm hervorgebracht hatte" (S. 225). (Vergl. auch S. 231. 346.)

Im J. 1777 übertrug man le Gros die Direction des (1725 gegründeten) Concert spirituel, dem er durch Gewinnung der namhaftesten Künstler Europa's besondere Anziehungskraft zu verleihen unablässig bemüht war. (So componirte Mozart bei seinem zweiten Aufenthalte in Paris für das Concert spirituel mehrere Symphonien. S. Otto Jahn, Mozart, 2. Bd., S. 262 fg.) — In jener Zeit verheirathete er sich mit der königl. Hoffängerin Mlle. Moriset. Seine unmäßig zunehmende Corpulenz zwang ihn, im J. 1783 die Bühne zu verlassen, wobei er eine Pension bewilligt erhielt. Die Direction des Concert spirituel behielt er bis zur Aufhebung dieses Instituts im J. 1791. Er zog sich nach Rochelle zurück, wo er am 20. Dec. 1793 starb. — Von Compositionen le Gros' sind zu erwähnen die im J. 1775 mit Desormery dem Vater gemeinschaftlich componirte Musik zu „Hylas und Sylvia" in einem Acte, sowie neue Arien zu dem Ballet „Triomphe de l'Harmonie", die vielen Beifall fanden. *) *(F. Stade.)*

GROS (Karl Heinrich von), königl. würtembergischer Geheimerath zu Stuttgart, geb. am 10. Nov. 1765 zu Sindelfingen, wo sein Vater, später Specialsuperintendent zu Urach, damals Helfer war. Dieser und vornehmlich der mütterliche Großvater, Stadtpfarrer Hummel zu Sindelfingen, legten den Grund zu der dem künftigen Theologen unentbehrlichen classischen Vorbildung, die der vielversprechende Knabe in einem der niederen Klöster (wo, ist nicht überliefert) durch fleißige mit Vorliebe gepflegte Studien sich aneignete. Auf der Universität Tübingen widmete er sich der Theologie und Philosophie mit solchem Erfolge, daß ihm nach Beendigung des academischen Cursus der damalige Erbprinz Friedrich, nachmals erster König von Würtemberg, im J. 1788 die Stelle eines Instructors seiner Söhne, der Prinzen Wilhelm und Paul, anvertraute. Zu vollster Zufriedenheit des Vaters seiner hohen Zöglinge bekleidete Gros diese wichtige Stelle fünf Jahre lang und sie ward für seinen künftigen Beruf entscheidend. Die Verhältnisse am Hofe erweiterten seine Lebensansichten, die Blicke in das Staatsleben steigerten mehr und mehr das Interesse dafür und die fleißig fortgesetzten Studien in der kritischen Philosophie, denen sich damals die begabtesten Köpfe zuwendeten, brachten ihn zu dem Entschlusse, die Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen. Für seine geistige Richtung mußte sich ihm vor Allem die Universität Jena empfehlen. Er bezog sie im J. 1793 und hier konnte er in den Kreisen, welche Schiller, Reinhold, Griesbach, Schütz, Wilhelm von Humboldt u. a. um sich versammelten, bald als ebenbürtiger Genosse auftreten. Doch auf sein nächstes Ziel, die Jurisprudenz zusteuernd, genügte seinem Streben die philosophische Seite der Rechtswissenschaft um so weniger, als er erkannte, daß er, um ein Ganzes zu gewinnen, ihre historische Seite nicht aus den Augen lassen dürfe. Darum eilte er nach Göttingen, wo es ihm bei seinen tüchtigen Vorkenntnissen möglich war, schon im J. 1795 mit ausgezeichnetem Erfolge sich die juristische Doctorwürde zu erwerben. Seine damals herausgegebene Abhandlung: „Geschichte der Verjährung nach römischem Rechte. Göttingen 1795" zeigte für den Kenner sofort, was man von solchen Studien in Zukunft zu erwarten habe. In Göttingen erfreute sich Gros besonders des näheren Umganges mit seinem berühmten Landsmann Spittler, er hatte aber auch das Glück, dem Freiherrn von Hardenberg, damaligen königl. preußischen Minister für die fränkischen Besitzungen, empfohlen und bald darauf persönlich bekannt zu werden. Hardenberg, der es verstand, Talente für das Beste des Staats zu gewinnen, säumte nicht, seine Vermittelung eintreten zu lassen, daß Gros bereits im J. 1796 als ordentlicher Professor der Rechte auf die damalige königl. preußische Universität Erlangen berufen wurde. Dürfen wir sonach unsern Gros jenen Bevorzugten beizählen, denen rasche Beförderung wenig Mühe gekostet zu haben scheint, so zeigte sich diese Bevorzugung doch bald als eine vollkommen berechtigte. Gründliche Wissenschaft und Klarheit der Gedanken auf der einen Seite, Lebhaftigkeit des Vortrags und Anmuth der Darstellung auf der andern waren die Eigenschaften, welche dem angehenden Professor einen eben so sicheren als glänzenden Erfolg verbürgten. Bei gleichem Erfolge in seiner schriftstellerischen Thätigkeit war es natürlich, daß ihm von auswärtigen Universitäten glänzende Anträge zu Beförderungen zugingen, allein ihnen zu folgen hatten diese Anträge nicht Verlockendes genug; nur einen Ruf ins Vaterland glaubte er nicht ausschlagen zu dürfen, und so ging er im Jahre 1802 als Consulent der würtembergischen Landschaft nach Stuttgart. Hier scheinen indessen zu ersprießlicher Wirksamkeit die damaligen Zeitverhältnisse seinen Wünschen nicht entsprochen zu haben, denn er kehrte bereits im Spätjahre 1804 als königl. preußischer Hofrath und ordentlicher Professor der Rechte in sein geliebtes Erlangen zurück. Von den politischen Stürmen der nächsten zehn Jahre konnte Erlangen nicht unberührt bleiben. Gros im einträchtigen Zusammenwirken mit seinen Collegen hielt treu aus und es muß für alle Zeit anerkannt und ausgesprochen werden, daß sein Antheil, die Universität vor gänzlichem Verfalle bewahrt zu haben, einen unvergänglichen Glanzpunkt seiner akademischen Wirksamkeit bildet. Während Gros als königl. preußischer und zuletzt als königl. bairischer Professor unter ungünstigen Verhältnissen bessere Tage ersehnte, war er seinem engeren Vaterlande Würtemberg nicht entfremdet. Hier erinnerte sich seiner ein dankbarer Zögling. Prinz Wilhelm bestieg im J. 1816 den würtembergischen Königsthron und das stets bewahrte Zutrauen gegen seinen ersten Lehrer Gros bethätigte sich sofort, daß er ihn im J. 1817 unter die Räthe seiner Krone berief. Er ernannte ihn zuvörderst zum Präsidenten des Criminaltribunals, dann zum Präsidenten des Ober-Tribunals und bald darauf zum königlichen Geheimenrath. Mit dem Ritterkreuze des Fried-

*) Gerber, Historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler. *Fétis*, Biographie universelle des Musiciens.

richsordens und der Comthurwürde des Ordens der würtembergischen Krone war der persönliche Adel verbunden, eine Auszeichnung, die für Gros doppelten Werth haben mußte, da er sie, gewiß mehr als irgend ein Anderer, dem persönlichen Wohlwollen seines Königs, seines hohen Zöglings, verdanken durfte. v. Gros' staatsmännische Wirksamkeit fiel in die bewegte Zeit der Begründung und Entwickelung der würtembergischen Verfassung und der allmäligen Revision der würtembergischen Gesetzgebung. In beiden Beziehungen wird der Name des Mannes, den die treueste Anhänglichkeit an seinen König, ein unerschütterlicher Eifer für Wahrheit und Recht, ein so reiches Wissen und die Gabe überzeugender, bei den Berathungen mit der Ständeversammlung oft glanzvoll hervortretender Beredsamkeit zierte, in der Geschichte des würtembergischen Staatslebens zu unvergänglichen Ehren fortdauern. Getragen von der Hochachtung seiner Zeitgenossen bewegte sich auch sein Privatleben in erfreulichen Verhältnissen. Vermählt war er seit 1801 mit Christiane Eyring, einer Tochter des Professors und Gymnastalrectors Jeremias Nicolaus Eyring zu Göttingen. In glücklicher Ehe, die nur sein Tod trennte, ward sie Mutter von 8 Kindern, von denen 2 Söhne und 4 Töchter den Vater überlebten. Beglückte seine Zärtlichkeit Mutter und Kinder, so hatte er die Freude, die letzteren in Erziehung und Bildung, die er mit Sorgsamkeit für sie aufwendete, gedeihen zu sehen. Zwei Töchter wurden mit würdigen, von ihm hochgeachteten Männern verheirathet und die Söhne widmeten sich mit Erfolg dem Staatsdienste. Bis fünf Jahre vor seinem Tode stand er im vollen Genusse geistiger und körperlicher Rüstigkeit, sodaß die Anzeichen des herannahenden Greisenalters kaum bemerkt wurden, als ihn eine zunehmende Nervenschwäche mit Anfällen von Hypochondrie peinigte, die er in früheren Jahren mit Erfolg bekämpfte, jetzt aber nicht mehr überwältigen konnte. Sie führten zu einer Abzehrung, welche seinem Leben am 9. Nov. 1840 ein Ende machte. Wie v. Gros in jeder Art von Thätigkeit ausgezeichnet war, so auch als Schriftsteller, nur ist zu beklagen, daß er so wenig geschrieben hat, und daß auch dieses Wenige nicht einmal vollständig bekannt ist. So lassen sich seine Recensionen in der allgemeinen Jenaer Literaturzeitung nicht mehr nachweisen, auch in anderen literarischen Zeitschriften schrieb er theils anonym. Von seinen Mittheilungen in Schiller's Horen nennen wir z. B. die gehaltvolle Abhandlung: Über die Idee der Alten vom Schicksal (Schiller's Horen 1795. VIII. Stück. S. 75—86). Außer der bereits angeführten Geschichte der Verjährung schrieb er noch Folgendes: Meditationes quaedam de iusto philosophiae usu in tractando jure Romano. Erlangae 1796. 4. Diss. de notione poenarum forensium. Erlang. 1798. 4. wiederholt in *Martin*, Sel. Dissert. juris criminalis Vol. I. Diss. XI. Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft oder des Naturrechts. Stuttgart und Tübingen 1802. 8. sein Hauptwerk, welches höchst beifällig aufgenommen wurde, auf verschiedenen Universitäten als Lehrbuch diente und deshalb immer von Neuem gedruckt werden mußte. Die 2. Aufl. erschien im J. 1805, die 3. im J. 1815, die 4. 1822 und die 5. 1829. Jeder neuen Ausgabe hat der Verfasser seinen verbessernden Fleiß zugewendet. Das nach Inhalt und Form classische Buch wird immer eine bemerkenswerthe Stelle in der juristischen Literatur behaupten und sein Werth fand noch später verdiente Anerkennung. Im J. 1854 erschien zu Pest bei Heckenast eine magyarische Uebersetzung unter dem Titel: Bölcsészeti jogtudomány vavy természetjog. Után Greguss Ágost (Pesten). VIII, 180 S. gr. 8. — Man vergl. Neuer Nekrolog d. Deutschen. 1840. S. 1053—1056. Meusel's Gel. Teutschl. Fikenscher's Gesch. d. Univ. zu Erlangen. Abth. I. S. 280—282. (*F. Th. Richter.*)

GROS (Pierre le), Bildhauer, geb. zu Paris 1656. Den ersten Unterricht in der Kunst erhielt er von seinem Vater, der auch Bildhauer war; und schon als 20jähriger Jüngling gewann er den ersten Preis der Sculptur mit dem Basrelief, welches den Einzug Noë in die Arche vorstellte. Damit erhielt er die Stelle eines Pensionärs in Rom, wo er auch gleich die eingehendsten Studien begann und in Kurzem seinen Ruf begründete. Leider lag ihm ein Bernini näher als die Antike und er hatte nicht den Muth und die Kraft, über den verdorbenen Kunstgeschmack jener Zeit sich zu erheben. Das Glück, in dem von den Jesuiten ausgeschriebenen Concurse gesiegt zu haben, war endlich für seine Kunst auch nicht günstig gewesen, denn einmal in der Gewalt der Loyoliten, mußte er dem von ihnen gepflegten Zopfstyl huldigen. Für das Collegium Romanum führte er das Basrelief aus: Entzückung des heil. Aloys Gonzaga (gestochen von Frezza), nun aber sollte etwas Absonderliches zu Tage gefördert werden; er führte für denselben Orden einen heil. Stanislaus Kostka aus, der auf dem Bette liegend, eben dem Tode nahe ist; dabei hatte er, oder vielmehr seine Auftraggeber, den bizarren Einfall, die Körpertheile in weißem, das Gewand in schwarzem und das Bett in farbigem Marmor auszumeißeln. Diese Verirrung des Künstlers zählte man noch zu den berühmtesten Werken der Plastik! Als er noch eine Dominikstatue für St. Peter (gest. von Dorigny) und zwei Apostelstatuen (Bartholomäus und Thomas) für die Laterankirche geschaffen hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Hier wurden ihm zwar zahlreiche Bestellungen zu Theil — er arbeitete für das Hôtel Crozat, für Montmorenzy und die Gärten von Versailles — aber seine Werke gefielen nicht; die naturalistische Richtung der französischen Kunst konnte sich mit der süßlich-pietistischen eines le Gros nicht befreunden und so standen sich zwei Verirrungen der Kunst feindlich gegenüber. Le Gros, darüber, und daß ihm die Akademie ihre Thore verschloß, verdrüßlich, kehrte nach Rom, seiner zweiten Heimath, zurück, um es nicht wieder zu verlassen. Aus seinem Atelier gingen nun mehrere Werke hervor: für das Leihhaus Monte di Pietà ein Tobias, für die Kirche al Gesù eine 9" hohe Gruppe des Loyola mit zwei Engeln (in Silber gegossen!), zwei Grabmäler für die Cardinäle Aldobrandini und Casanata, sowie das Mausoleum für Pius IV. in Maria Maggiore.

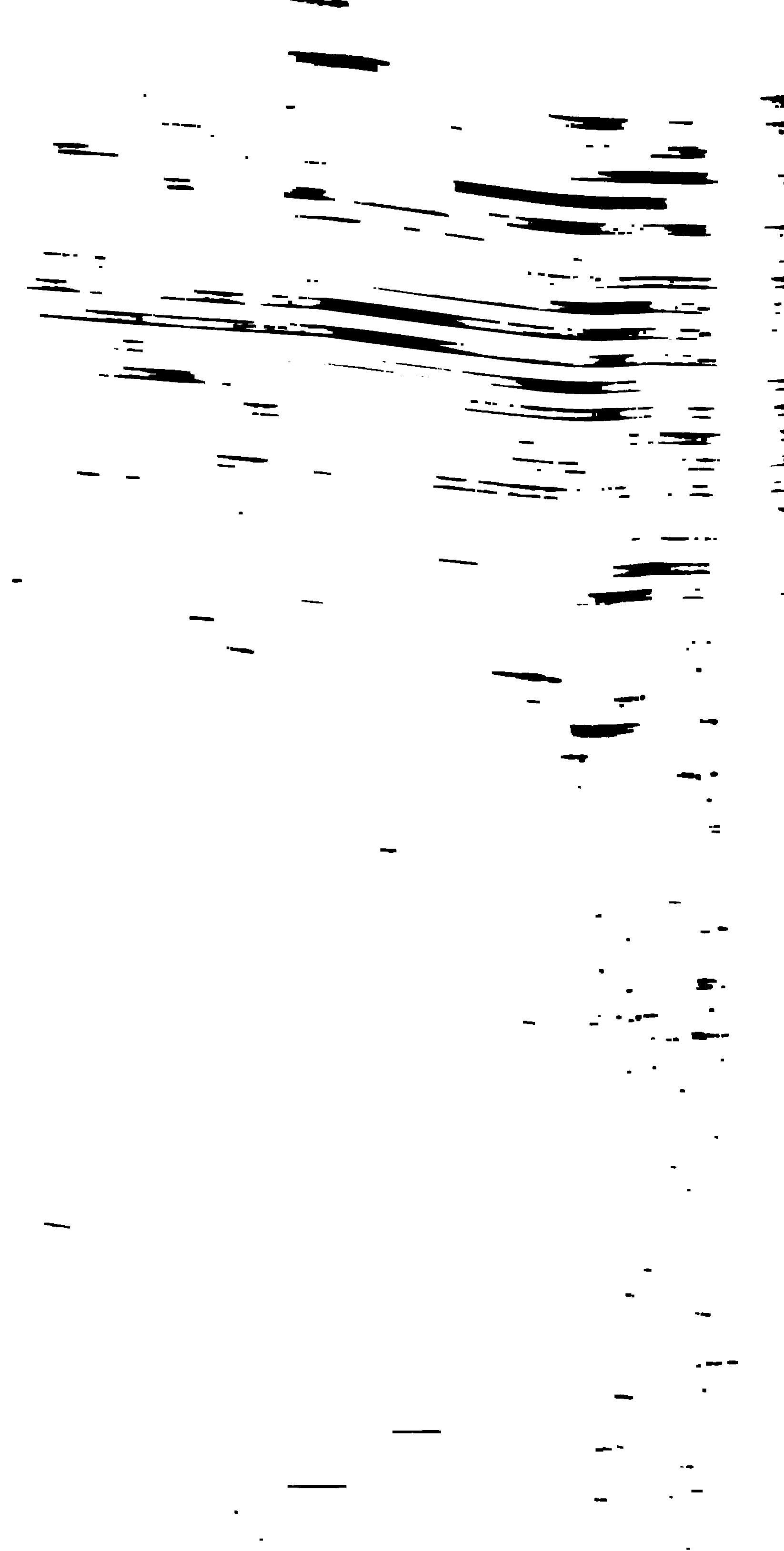
Bei allen diesen Kunstwerken scheint Bernini als Pathe gestanden zu haben. Ein einziges Werk erhebt sich über das Niveau dieser verdorbenen Kunstrichtung, die heil. Teresia im turiner Dome; ein Beweis dafür, daß ihm der Genius der Kunst auch seinen Weihekuß aufgedrückt hatte und daß diese Weihe nur durch die Ungunst der Zeit verschleiert blieb. Der Künstler starb zu Rom 1719 *).
(*Wessely.*)

GROS DE SAINT-JOYRE (René), französischer Dichter und Anagrammatist. Von seiner Lebensgeschichte ist, wie in so vielen Fällen, äußerst wenig bekannt. Er stammte aus Lyon von einer vornehmen Familie ab. Zu seinen Vorfahren gehört jener Guy Foulquois, welcher nach und nach Soldat, Rechtsgelehrter, Secretär Ludwig's des Heiligen, Familienvater, Witwer, Priester u. s. w. gewesen war und zuletzt 1265 als Papst Clemens IV. den Stuhl Petri bestieg. Der Großvater, César Gros, ein angesehener, wegen seiner Tugendhaftigkeit viel gepriesener Mann, bekleidete von 1553—1570 viermal das Amt eines Stadtraths von Lyon, und der Vater Jean-Antoine Gros empfahl sich durch großen Reichthum. Dessen um 1570 geborenen Sohn hob der Präsident René de Birague, Gouverneur von Lyon, nachmals Cardinal und Kanzler von Frankreich, aus der Taufe und gab ihm seinen Vornamen René. Unter so günstigen Verhältnissen darf vorausgesetzt werden, daß René eine vorzügliche, besonders auf Frömmigkeit gerichtete Erziehung genoß. Er studirte im Collège de la Trinité seiner Vaterstadt und auf der Universität zu Padua. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland ward er der Erbe der väterlichen Reichthümer, und er erreichte, wie es scheint in glücklicher Unabhängigkeit und literarischer Muße, das hohe Alter von 100 Jahren. Daß er ein öffentliches Amt gesucht und verwaltet habe, wird nirgends erwähnt. Von seinem großen Vermögen verwendete er in frommer Absicht einen ansehnlichen Theil auf die Wiederherstellung des Franziskanerklosters von der Observanz zu Lyon, wodurch er sich ein noch dauerndes Denkmal stiftete. Er hinterließ einen Sohn Michael Gros, mit welchem wie es scheint sein Mannsstamm zu Ende ging. Gleich dürftig wie diese Angaben sind die Mittheilungen über sein wissenschaftliches Leben. Mit vorzüglichen Fähigkeiten ausgestattet, gab er frühzeitig glänzende Proben seiner erlangten Kenntnisse. Noch während seiner Lehrjahre, kaum 15—16jährig, hielt er im genannten Collège lateinische Vorträge, die er selbst über geistliche und weltliche Materien ausgearbeitet hatte. Sie werden angeblich noch im Manuscript in der Bibliothek zu Lyon aufbewahrt. Als Student zu Padua gab er eine Sammlung italienischer Gedichte heraus unter dem Titel: Rime del signor Renato Grossi figliuolo del Signor Cesar Grossi, signor di San-Giorio, etc. gentilhuomo francese, dedicate al serenissimo et invitissimo Pasqual Cicogna, principe di Venetia, in Padoua, 1590 in 4. Von seinen späteren Schriften findet man aufgezeichnet: Remonstrance à messieurs les prevost des marchands et eschevins de Lyon. Accueil des Lyonnois à très-illustre et très-révérend père en Dieu, messire Denys Simon de Marquemont leur archevesque etc. à Lyon, par Nicolas Jullieron 1613 in 4. und sein Hauptwerk: La Mise de vie à l'amour parfaict, à Lyon par Claude Cayne, 1614 in 4. Es ist dieses Gedicht in Octaven eine Verherrlichung der Marie de Lévis, Aebtissin des Klosters von St. Pierre zu Lyon, worin er ihre Liebenswürdigkeiten, ihre Schönheit und ihre erhabenen Tugenden, ihre himmlische Liebe zu Jesu mit einer Farbengluth schildert, würdig des Hohen Liedes oder der Ergießungen eines Johannes Secundus. Wenn der heil. Franz von Sales dem Verfasser (in einem Briefe von 23. Dec. 1616) schreibt: „Seulement y vois-je une tare; que vostre désir d'animer un chascun au saint amour vous a rendu trop favorable à la bonne volonté que j'ay en d'y exciter les nations de la langue françoise, par ce traité que j'ay n'aguères mis en lumière, lequel je suis pourtant bien aise qu'il vous aggrée, estimant que vostre jugement lui pourra donner accez, et rendre ses documents plus utiles à plusieurs ames", so darf es nicht Wunder nehmen, daß das gerühmte Werk vergessen ist und außerhalb Frankreichs wol kaum Verbreitung gefunden haben mag. Noch erwähnen wir, daß Gros in demselben Jahre 1614 die Quatrains des Claude Guichard, Herrn von Arandas, unter dem Titel: La Fleur de la poésie morale de ce temps herausgab und dem Dedicationsexemplar an König Ludwig XIII. ein Alphabet moral von 24 Quatrains, geschrieben mit goldenen Buchstaben, beifügte. René Gros pflegte aber auch mit besonderer Vorliebe die Kunst des Anagrammatisirens, die zu seiner Zeit in voller Blüthe stand und bis ins 18. Jahrh. hinein zahlreiche Liebhaber fand. Da er mit bewundernswerther Leichtigkeit Anagramme bildete, so benutzte er jede Veranlassung, seinen Gönnern und Freunden, vornehm und gering, mit diesen anmuthigen Spielereien etwas Schmeichelhaftes zu sagen. So latinisirte er den Erzbischof Marquemont von Lyon nach Namen, Titeln und Würden in dem Anagramm: Chara Dei propago, magnum ecclesiae incrementum: quod vas liliis, mons spinis, sydus esto. La mise de vie ist Anagramm von Maria de Lévis. Aus Franciscus a Salesio wurde Fias coruscans Elias. Noch heute ist eins seiner Anagramme für den Unkundigen ein Räthsel der Sphinx. Bei Wiederherstellung des Franziskanerklosters zu Lyon hatte Gros über dem Hauptportal im Durchgange das Bild einer Jungfrau anbringen lassen, welche in der einen Hand das Kind Jesus und in der andern eine Rose hält. Darunter hatte er das Quatrain gesetzt:

> Fils qui n'es en degré
> Rien moindre que ton père,
> De la main de ta mère
> Prens cette Ros' en gré.

Die Deutung wird nicht schwer, wenn wir die letzten

*) Literatur: *Cicognara*, Storia della Scultura. Faber, Conv.-Lexik. für bild. Kunst.



Ordenslande nach Polen kam, dem Beispiele folgte. Im J. 1419 gehen 17 Groschen auf den Dukaten, der Groschen galt nur etwa 4¾ Sgr. Am Ende der Regierung Wladyslaw's wurden 90 Groschen aus der Mark geschlagen [5].

Während der Minderjährigkeit und unter der Regierung Wladyslaw's III. (1434—47) prägte man keine Groschen, sondern nur halbe Groschen (der Name Quartensis verschwand nach und nach, statt dessen kam der Name Pulki, d. i. halbe, daher das deutsche Pölchen, auf), 180 aus der feinen Mark; sie tragen den Adler und das doppelte ungarische Kreuz [6].

Unter Kasimir IV. (1447—92) wurden die halben Groschen von so geringem Gehalte, daß Paulus Pragensis sie kupfern nennt. In den Jahren 1447, 1451 galt der halbe Groschen 9 Denare (Volum. Leg. I, 162. 163: videlicet novem denarios pro medio grosso computando) und 1487 war der Groschen nicht ganz 3 Sgr. werth. Aus dieser Zeit sind die halben Groschen mit den Buchstaben T. M. oder F. M. unter der Krone sehr selten.

Johann Albrecht (1492—1501) setzte den Werth des bereits reducirten Groschens auf 2⅔ Sgr. jetziger Währung fest und König Alexander (1501—7) erniedrigte den Münzfuß dermaßen, daß aus der Mark 180 Groschen geprägt wurden, der Groschen also kaum den dritten Theil des ursprünglichen Werthes behalten hatte. Es gibt halbe Groschen dieser Könige mit dem Adler für Polen und mit dem Reiter für Lithauen, diese übertreffen jene um ¼ an Werth. Alexander prägte jedoch auch halbe Groschen nach lithauischem Münzfuße, die auf der einen Seite den polnischen Adler, auf der anderen den lithauischen Reiter haben, um die vollständige Vereinigung beider Länder zu bezeichnen [7].

Noch bevor Sigismund I. den polnischen Thron bestieg, ließ er als Herzog von Glogau (1501—6) in Glogau Groschen prägen, auf denen zum ersten Mal die Jahreszahl „1506" befindlich ist [8]. Als König von Polen (1507—48) prägte er Anfangs nach bisherigem Münzfuße halbe Groschen, die noch keine Jahreszahl tragen, dann dergleichen [9]) mit den Jahreszahlen 1507, 8, 9, 10, 11, 19, 23. Die in den Münzverhältnissen entstandenen Verwirrungen bewogen ihn endlich, im J. 1526 eine „Ordination" zu erlassen, nach der 240 Groschen aus der Mark geschlagen werden sollten, der Werth des Groschens demnach 1¾ Sgr. betrug, und nach diesem Münzfuße wurden von nun an mit dem polnischen Wappen Groschen geschlagen in den Jahren 1526, 27, 28, 29, 45, 46, 47, 48, ferner Dreigroschenstücke (Trojaki) 1528 und Sechsgroschenstücke (Szostaki) 1528, 29. Für Lithauen mit dessen Wappen waren indessen schon vom Jahre 1509 an alljährlich bis 1529 halbe Groschen und dann 1535 und 36 Groschen geprägt worden.

Nachdem die Häupter der preußischen Ritterschaft und der Städte dem Hochmeister den Gehorsam aufgekündigt und sich unter den Schutz des Königs von Polen gestellt hatten, wurde das abgefallene Ordensgebiet durch die Incorporationsurkunde vom 6. März 1454 mit der Krone Polen vereinigt und zugleich demselben das Recht eingeräumt, während des Krieges mit dem Orden in Thorn, Elbing, Danzig und Königsberg, nach dem Kriege aber nur in Thorn und Danzig Münzen mit dem königlichen Bildnisse und Titel zu schlagen. Danzig prägte, so viel bekannt ist [10]), erst nur Schillinge (Solidi), darauf unter Sigismund's I. Regierung als Stadtmünze Groschen alljährlich von 1530—40 und 48, Dreigröscher (Dütchen) 1535—40, 46 und Sechsgröscher 1535—37, 39. Sie haben das Bildniß des Königs, das Stadtwappen und zuweilen das Zeichen des Münzmeisters. — In Thorn richtete Sigismund I. eine eigene Münzstätte ein, aus der Münzen für ganz Preußen, sowol für das polnische, wie für das herzogliche, hervorgingen. Die Groschen haben auf der Hauptseite das Bildniß des Königs mit der Umschrift: Sigis(mundus) I. Rex Po(loniae) Do(minus) Toci(us) Pruss(iae), auf der Rückseite den Landesadler Preußens (mit einer Krone am Halse und ein Schwert über dem Haupte schwingend) und die Umschrift: Gross(us) comu(nis) terr(arum) Prussie, sie tragen die Jahreszahlen 1528—35. Gleicherweise wurden hier für ganz Preußen Dreigröscher 1528—35 und Sechsgröscher von 1528—35 geprägt. — Auch Elbing prägte unter Sigismund I. eigene Münzen mit dem Landesadler und dem Stadtwappen, darunter Groschen 1533—35, 38—40, Dreigröscher 1536—40, Sechsgröscher 1535, 36. — Die Groschen, welche Albrecht als Herzog von Preußen in Königsberg schlagen ließ, sind aus den Jahren 1529—47, 50, sie haben auf der Hauptseite das Bildniß Albrecht's mit der Umschrift: Justus ex fide vivit und das Hohenzollersche Wappen, auf der Rückseite den preußischen Landesadler mit einem S (Sigismundus) auf der Brust und die Umschrift: Alber(tus) D. g. Mar. Brand. dux Prus. Albrecht's Dreigröscher, aus den Jahren 1530, 34, 35, 37—46, 50, 58, sind ohne den Adler, Sechsgröscher von ihm gibt es nur von 1534, 35.

5) Bei Czacki a. a. O. N. 9 ist ein Quartensis Wladyslaw's abgebildet, der auf der Hauptseite eine Krone hat, darunter F(ulco), Bezeichnung des Münzmeisters, und ein Doppelkreuz, welches auf das dem Könige Wladyslaw verliehene päpstliche Vicariat hindeutet. Die Umschrift lautet: Moneta • Wladislai, die Rückseite hat den Adler mit der Umschrift: Regis Polonie. — Eine ähnliche Münze steht unter N. 10, nur ist unter der Krone ein L, Bezeichnung des Schatzmeisters Lasocki. — Es gibt aber auch Quartenses Wladyslaw's mit dem lithauischen Wappen, dem Reiter, eigens für Lithauen geprägt. 6) Czacki a. a. O. führt unter N. 12 einen halben Groschen dieses Königs vor, auf dem derselbe mit Krone, Scepter und Reichsapfel dargestellt ist; dies ist wahrscheinlich eine Krönungsmünze, darauf deutet auch ein K(oronati), sie ist von besserem Gehalte und äußerst selten. 7) Von Alexander ist bis jetzt ein Groschen entdeckt. Grote Münzstudien. Leipzig 1865. Heft 1. Thl. 3. 8) Bei Czacki a. a. O. Taf. 2. N. 18. Die Münze hat auf der Hauptseite den Adler mit der Umschrift: Sigismundus dux Glogovie, auf der Rückseite einen Reiter mit der Umschrift: Kasimiri R. Polonie Natus. 1506. 9) Vergl. die mit großer Sorgfalt verfaßten polnischen Werke: „Numismatyka Krajowa" von Stężynski Bandtie. 2 Thle. Warschau 1839, mit 66 Tafeln, und „Skorowidz (Uebersicht) monet polskich" von Zagorski. Warschau 1847.

10) Siehe Voßberg, Münzen und Siegel der Städte Danzig, Elbing und Thorn. Berlin 1841.

König Sigismund II. August (1549 — 72), der schon als Regent von Lithauen in Wilna halbe Groschen und Groschen hatte schlagen lassen, machte aus Vorliebe für Lithauen Wilna zur Münzstätte des Reiches und ließ hier für ganz Polen Münzen jeder Art, halbe Groschen, Groschen, Zwei-, Drei-, Vier- und Sechsgroschenstücke prägen. Sie haben auf der Hauptseite das Bildniß des Königs und die Umschrift: Sigis. Aug. Rex Polo. Mag(nus) D. L(ituaniae), auf der Rückseite das lithauische Wappen, die herzogliche Mütze, das Wappen der Jagiellonischen Familie, einem Dreizack ähnlich, und des Königs Namenszug, als Umschrift: Moneta magni duca(tus) Lit. (Es fehlt also das polnische Wappen ganz.) Es wurden diese Münzen zwar mit gleichem Gepräge, doch von zweierlei Gehalte geschlagen, die für Lithauen bestimmten Groschen waren um 1/4 werthvoller als die für Polen, von den ersteren wurden 60, von den letzteren 75 auf ein Schock gerechnet. Dergleichen halbe Groschen gibt es aus den Jahren 1545—66, Groschen nach polnischem Münzfuße von 1546—48, 57, 59, 60, 66, 67, 68, Groschen nach lithauischem von 1545, 46, 53, 65, 69, ferner Zweigroschenstücke von 1565, Dreigroschen von 1546, 47, 62—66, Viergroschen von 1565—69, Sechsgroschen von 1547 und 62. — Als in Parczow 1564 die Union zwischen Polen und Lithauen berathen wurde, die Polen Gleichmäßigkeit des Münzfußes verlangten, die Lithauer aber ihre besseren Münzen beibehalten wollten, zeigte sich ein Dreigroschenstück, auf dessen Hauptseite der lithauische Reiter und die Umschrift: Sigism. Aug. Rex Pol. Mag. Dux Li. war, auf der Rückseite aus Psalm 2, 4: Qui habitat in coelis irridebit eos. 1565 [11]). Die Polen bezogen die Inschrift auf sich und der König ließ die Münze einziehen, die jetzt höchst selten ist. — Erst nachdem auf dem Reichstage zu Lublin 1569 die Union durchgeführt worden war, kamen Münzen für das ganze Reich mit gleicher Währung und mit dem vereinigten, neben einander stehenden Wappen Polens und Lithauens auf. — Danzig prägte in dieser Zeit Groschen mit den Jahreszahlen 1550, 55—59, Dreigröscher 1557, 58.

Stephan Bathori (1576—86) sah es als seine Regentenpflicht an, die Verschlechterung der Münzen zu hemmen, er prägte 280 Groschen aus der Mark, der Groschen hat während seiner Regierung 3 Sgr. an Werth. Aus dieser Zeit gibt es für Polen geprägte halbe Groschen von 1579, Groschen von 1579—81, 84, Dreigroschen von 1579, 80, für Lithauen geprägte Groschen von 1580, 81, 85, 86, Dreigroschen von 1580—86, Sechsgroschen von 1581, 85. Sie haben das Bildniß des Königs und neben einander den polnischen Adler, den lithauischen Reiter und das Wappen der Familie Bathori (drei Zähne), auch das Zeichen des Münzmeisters. — Für das polnische Preußen ließ Stephan in der königlichen Münze zu Marienburg Groschen 1584, Dreigröscher 1585 prägen. — Als Danzig von Stephan 1577 belagert wurde und sich eine Zeit lang tapfer wehrte, ließ es aus eingeschmolzenen Kirchengeräthen Gold- und Silbermünzen prägen, darunter Groschen mit Jesu Bildniß und der Umschrift: Defende nos Christe. Nach seiner Uebergabe prägte Danzig Groschen in den Jahren 1578 und 79, Dreigröscher 1579, 81, die das königliche Bildniß und das Stadtwappen tragen. — Nachdem Livland und Kurland mit der Krone Polen vereinigt worden war, erhielt Kettler bei der Investitur das Recht, Münzen zu schlagen, auf denen sein Bildniß und das Wappen Polens befindlich sein sollte. Zu gleicher Zeit erhielt Riga ein den preußischen Städten gleiches Münzrecht und prägte unter Stephan's Regierung halbe Groschen 1582, Groschen 1581—84, Dreigroschen 1581—86. Auf ihnen befindet sich auf der Hauptseite das Bildniß des Königs mit der Umschrift: rex Pol. D(ux) L(ivoniae), auf der Rückseite das Wappen Riga's.

Sigismund III. (1587—1632), welcher wie in seiner ganzen Regierungsweise so auch in Bezug auf das Münzwesen jesuitischen Rathschlägen folgte und in Verbreitung schlechter Münzen eine Erwerbsquelle für sich suchte, drückte den Münzfuß schnell herab. Schon 1611 prägte er 575 Groschen aus der Mark, 1630 gar 800 Groschen, dieser hatte 1616 nur etwas über 1 Sgr., 1630 kaum 1/2 Sgr. an Werth und wurde in 3 Schillinge getheilt. Demgemäß verschlechterten sich auch die übrigen Münzen. Während die Ordination von 1604 anordnete, daß aus einer krakauer Mark $13^{1}/_{2}$löthigen Silbers $45^{1}/_{6}$ Sechsgroschenstücke geschlagen würden, gestattete die Ordination von 1620, daß aus einer Mark $7^{1}/_{4}$löthigen Silbers 50 Sechsgroschenstücke geprägt werden durften. Die Klagen über die Verminderung des Werthes der Münzen wurden endlich so laut, daß Sigismund III. genöthigt ward, das ihm zustehende Münzrecht im J. 1632 an die Reichsstände abzutreten. — Aus Sigismund's III. Zeit gibt es für das Kronland Polen geschlagene Groschen ohne Jahreszahl und aus den Jahren 1591, 93, 94, 96—1601, 4—15, 23—25, 27; Dreigroschenstücke von 1588—1607, 9, 18—24; Sechsgroschenstücke von 1595—97, 99, 1600, 1, 3, 5, 23—27. (Diese Münzen Sigismund's, der aus Schweden stammte, haben außer dem polnischen und lithauischen Wappen meistens auch die Wasa'sche Garbe.) Außerdem ließ dieser König nach dem Muster der österreichischen (deutschen) Dreikreuzerstücke vom Jahre 1614 an Münzen prägen, die auf der einen Seite das polnische Reichswappen, auf der anderen den Reichsapfel mit der Zahl 24 haben, weil 24 solcher Geldstücke auf einen Thaler gingen; da nun der Thaler damals 36 Groschen galt, so war das Geldstück drei Halbegroschen werth, was durch eine 3 unter dem Wappen angedeutet wird, es hieß póltorak (d. i. Anderthalbgroschenstück) und wurde in großer Anzahl von 1614—28 geprägt. Die nach der Constitution von 1616 eingesetzte warschauer Commission entschied sich ferner nach dem Vorgange Danzigs für Einführung eines Zehngroschenstücks, welches später nach dem schwedischen Orth benannt ward und dessen Werth auf 16, dann auf 18 Groschen festgestellt wurde. Solche

11) Bei Czacki Taf. 3 N. 36. Diese Münze existirt in verschiedenem Gepräge.

Münzen sind aus den Jahren 1620—24. — Die damals für Lithauen geprägten Groschen stammen aus den Jahren 1607—15, 1622 (mit dem Prägefehler 1262), 1625—27, die lithauischen Dreigroschen sind von 1589—1603 und 1608, die Anderthalbgroschen von 1617, 19. — Danzig prägte unter Sigismund III. Groschen in den Jahren 1614, 20, 23—27, Dreigroschen 1591, 92, Zehngroschenstücke (Orthe) 1608—26. — In Elbing prägten die Schweden, während sie die Stadt im Besitz hatten, 1626—35, mit dem Namenszuge Gustav-Adolf's städtische Groschen 1629, 30, 32, Dreigroschen 1631, 32, Anderthalbgroschen ohne Jahr um 1628—32, Orthe 1628 und 31. — Riga schlug Groschen 1616—18, Dreigroschen 1588—1600 und 1619, Anderthalbgroschen 1617, 20, 22.

Unter Wladyslaw IV. (1633—48) wurden keine Groschen geprägt.

Bei dem Regierungsantritte Johann Kasimir's (1649—68) wurden zu einzigen Reichsmünzstätten Krakau, Wilna, Posen und Bromberg bestimmt, und es erging 1650 eine Ordination, nach der nur 14löthige Silbermünzen, daneben aber auch kupferne Schillinge geprägt werden sollten. Schon 1650 fing man hiernach 18-Groschenstücke für Polen in Krakau zu prägen an, die des Königs Bildniß, die Inschrift: Mon. arg. regni Po., das polnische und Wasa'sche Wappen und die Zahl 18 haben, gleiche von 1651—55 in Posen, diese haben außer dem Bildnisse und den Wappen die Inschrift: Mon. nov. reg. Pol. Posna(niae) fac(ta) und die Zahl 18 (Groschen), sowie die Buchstaben A. T. (Namen des unten zu erwähnenden Münzmeisters Andreas Tympf). Ferner wurden dergleichen 1651 in Bromberg geprägt mit dem Bildnisse des Königs, den Wappen, der Umschrift: Civitat(is) Bidgosciens(is), d. i. Bromberg, und den Buchstaben C. G. (dem Namen des Münzmeisters Christoph Guttmann) [12]). — Die angeführte Ordination wurde aber, da der Republik Polen aus der Einführung besserer Münzen kein Vortheil zu erwachsen schien, schon 1654 fast ganz wieder aufgehoben, nur die erste Einführung kupferner Münzen blieb als Ergebniß zurück. Als der Geldmangel während des Krieges mit Schwedens Könige Karl Gustav in Polen wuchs, die Bedrängniß durch die ungestümen Forderungen des unbezahlten Heeres sich steigerte, übertrug die Reichstagscommission in Lemberg 1658 gegen ansehnliche Bezahlung die Prägung einem Münzpächter, dem schlauen Italiener Titus Livius Boratini, dem das polnische Indigenat ertheilt ward. Dieser überschwemmte von 1659—87 das Land mit kupfernen Schillingen, den sogenannten Boratinki, mit den berüchtigten Buchstaben T. L. B., deren Gesammtbetrag auf fast 7 Millionen polnischer Gulden geschätzt wird [13]). Doch ließ Boratini auch in Bromberg 18-Groschenstücke (Orthe) aus 10¼-löthigem, Sechsgroschen aus 8löthigem und Anderthalber aus 7löthigem Silber prägen. Die Münzoperation brachte dem Pächter bedeutenden Gewinn, dem Lande aber den größten Schaden. — Boratini's Nachtreter ward Andreas Tympf, aus Thorn gebürtig, Münzmeister zu Posen. Dieser prägte von 1663 an Dreißiggroschenstücke, deren Werth mit: XXX Gro. Pol. bezeichnet war, während sich der Realwerth nur auf 13 Groschen belief. Gleichsam als Entschuldigung des geringen Gehaltes war ihnen als eine captatio benevolentiae neben dem Namenszuge des Königs J. C. die fast wie Ironie klingende Umschrift mitgegeben: Dat pretium servata salus potiorqu. metallo est [14]). Diese, Tympfe benannten Münzen gab man eine Zeit lang für 18 Groschen aus, sie wurden dann auf 15 Groschen herabgesetzt und 1671 gänzlich verboten. Empört über den Betrug, forderten die zu Thorn versammelten preußischen Landstände von den Danzigern die Verhaftung des in deren Mauern befindlichen Tympf, allein König Johann Kasimir nahm ihn in Schutz; zwar willigte er später, als auch der polnische Reichstag es forderte, in die Gefangennehmung des Verhaßten, er ließ ihm jedoch Zeit, sich von Danzig nach Hamburg einzuschiffen und so der Strafe zu entgehen.

Aus Johann Kasimir's Regierung gibt es nun für Polen geprägte Groschen vom Jahre 1650, Anderthalber von 1659—62, Zweigroschen von 1650, 51, Sechsgroschen von 1650, 51, 53, 56—68, Achtzehngroschen von 1650—59, 63, 64, 67, 68. Für Lithauen wurden geprägt: Groschen im J. 1652, Anderthalber 1652, Sechsgroschen 1652, 64—66, Achtzehngroschen 1664, 65. — Danzig prägte zu gleicher Zeit Zweigroschenstücke 1651—53, Achtzehngroschen 1650—53, 55—64, 66, Thorn Zweigroschen 1651, Achtzehngroschen 1650, 53—55, 59—68. — In Elbing wurden als Stadtmünzen mit dem Namenszuge Johann Kasimir's Zweigroschen 1651, Achtzehngroschen 1650, 51 geprägt, darauf während der abermaligen Besitznahme der Stadt durch die Schweden (1655—60) mit dem Namenszuge Karl Gustav's Anderthalber 1657, Orthe (18 Gr.) 1656—58, und nach dem olivaer Frieden wiederum mit dem Namenszuge Johann Kasimir's Orthe 1660—62, 65—67.

Unter König Michael (1669—73) wurden wenig Münzen geprägt, an Groschen lieferte nur Elbing Sechsgroschen in den Jahren 1671 und 72.

Johann III. Sobieski (1674—96) erneuerte den Münzfuß von 1658 und übertrug die Prägung von Neuem an Boratini. Aus dieser Zeit stammen Dreigroschen von 1684, 85, Sechsgroschen von 1677—87, Tympfe (18 Gr.) [15]) von 1677—80, 84, 86. Sie haben das polnische und lithauische Wappen und den auch unter die Sterne versetzten Sobieski'schen Schild. Für Lithauen wurden seitdem keine besonderen Münzen mehr geschlagen.

12) Bis in den Anfang des 18. Jahrh. haben die Münzen noch das Wappen des Schatzmeisters, später nur die Anfangsbuchstaben des Namens des Münzmeisters. 13) Daher sagt der polnische Geschichtschreiber Kochowski mit Recht: „Eo anno (1663) in Polonia argenteam aetatem finitam et aeneam coepisse non inepte dici potest."

14) Bei Czacki Taf. 6. N. 105. 15) Seitdem wurden die Orthe, 18-Groschenstücke, bis in das folgende Jahrhundert Tympfe genannt.

August II. (1698—1733) erwählte Leipzig zur Münzstätte für Polen und ließ hier für Polen und Sachsen zugleich bestimmte Münzen mit vereinigtem polnischen und sächsischen Wappen prägen. Auf den für Polen eigens bestimmten Münzen ist August als König von Polen und Großherzog von Lithauen bezeichnet (nicht zugleich als Kurfürst von Sachsen) und die Inschrift: Moneta arg. regni Pol. Dergleichen sind: Dreigroschen von 1706, Sechsgroschen von 1698 und 1702, Tympfe (18 Gr.) von 1698 und 1704. — Merkwürdig ist aus dieser Zeit ein Sechsgroschenstück, das der lithauische Schatzmeister Ludwig Pociej, als August II. vor Karl XII. geflohen war und Stanislaw Leszczynski zum Könige erhoben ward, ohne Autorisation 1705 und 6 in Grodno mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens L. P., dem Bildnisse August's II. und dem polnisch-sächsischen Wappen prägen ließ [16]).

Auch August III. (1734—63) prägte nur Münzen in Leipzig. Vom Jahre 1752—56 gingen hier an Silbermünzen für fast $5\frac{1}{2}$ Million Thaler hervor, darunter Dreigroschen von 1753, 54, 56, Sechsgroschen von 1753—56, Tympfe (18 Gr.) von 1752—56, auf ihnen allen ist das sächsische Wappen inmitten des polnisch-lithauischen und die Bezeichnung Rex Poloniarum (nämlich Groß- und Kleinpolens). — In dieser Zeit zeigt sich zum ersten Mal eine polnische Münzinschrift „Pultorak“ (Anderthalber), dergleichen gibt es aus den Jahren 1754—56 und 58, sie haben bald des Königs Bildniß, bald nur das polnische Wappen. — Seit Johann Kasimir waren keine Kupfermünzen geprägt worden, da deren zum Ueberfluß im Lande waren, nun aber begann August III. in Grünthal und Guben vom Jahre 1749 an kupferne Schillinge und von 1752—55, 58 Groschen (letztere haben eine 3, was 3 Schillinge bedeutet) in so großer Anzahl zu prägen und zu verbreiten, daß diese im Handel nicht mehr gezählt, sondern pfundweise in Cours gesetzt wurden [17]). — Danzig war in dieser Zeit besonders thätig. Mit August's III. Namenszuge und dem Stadtwappen prägte es Dreigroschen 1755, 58, 60, 63, Sechsgroschen 1760—63, Tympfe (18 Gr.) 1758—60, 63, Thorn nur Dreigroschen 1763 und Sechsgroschen 1762, 63 und Elbing Dreigroschen 1761—63, Sechsgroschen 1762—63, Tympfe (18 Gr.) 1763. — Bemerkenswerth ist ein silberner Groschen, den der Bischof von Krakau Cajetan Soltyk mit dem Wappen des Herzogthums Siewier, einer ehemaligen Besitzung der krakauer Bischöfe, im J. 1761 prägen ließ.

Nach achtzigjähriger Unterbrechung eröffnete Stanislaw August (1764—95) im J. 1765 in Warschau wiederum eine Münzstätte. Der Reichstag übertrug dem Könige von Neuem das Münzrecht, das er gemäß der pacta conventa zum Nutzen des Landes auszuüben versprach. Nach dem Vorschlage einer Schatzcommission wurde 1766 ein neuer Münzfuß erlassen, die cölnische Mark galt als Grundlage, aus dieser sollten 80 Viergroschenstücke oder Gulden u. s. w. geschlagen werden. Die Münzen dieses Königs zeichnen sich durch schönes, zuweilen kunstvolles Gepräge aus, sie haben inmitten des polnisch-lithauischen Wappens den Stier (ciolek), das Wappen der Poniatowski'schen Familie, des Königs Bildniß oder seinen Namenszug und tragen meist lateinische, zuweilen polnische Inschriften. — Anfangs wurden nach früherer Weise Tympfe (18 Gr.) im J. 1766 und Sechsgroschen 1766 geprägt (nur aus dem Jahre 1794, aus der Zeit des Aufstandes, ist wieder ein Sechsgroschenstück), später außer Thalern, Gulden ꝛc. nur silberne Groschen 1766—68, 72—82. Im J. 1787 kam das Zehngroschenstück als $\frac{1}{3}$ des Guldens auf, deren gibt es von 1787—95. Außerdem prägte Stanislaw August während seiner ganzen Regierungszeit Kupfergroschen, und zwar halbe Groschen von 1765—68, 75—77, 80—82, 86, 91, 92; ferner Groschen von 1765—94, Dreigroschen (Trojak) 1765—94, sie haben bald lateinische, bald polnische Inschriften, letztere mit dem Zusatze: z miedzi krajowej (d. i. aus inländischem Erze), weil das dazu verwandte Kupfer aus dem Schacht bei Kielce stammte. Auf den Münzen dieser Zeit deutet das G. auf den Münzdirector Gartenberg, das E. B. auf den Münzmeister Ephraim Brenn und das M. V. auf Moneta Varsaviensis hin, letzteres, weil es nach dem Tode Brenn's keinen Münzmeister gab. — Danzig prägte in damaliger Zeit die letzten polnischen Dreigroschen 1765, 66, 71, Sechsgroschen 1764, 65; Thorn Dreigroschen 1764, 65, Sechsgroschen 1765.

Nachdem der Südpreußen benannte Theil Polens unter preußische Hoheit gekommen war, ließ Friedrich Wilhelm II. für diese Provinz in Berlin (A) und Breslau (B) kupferne Dreigroschen 1796 und 97, Groschen 1796 und 97, halbe Groschen 1796 und 97 mit der Inschrift: Gross. boruss. meridionalis prägen. Ingleichen prägte Oesterreich für Galizien mit dem österreichischen Wappen und der Inschrift: Moneta aer(ea) exercit(ata) Caes(are) reg(nante) kupferne polnische Dreigroschen 1794 und Groschen 1794.

Aus der Zeit des Herzogthums Warschau stammen silberne Fünfgroschenstücke vom Jahre 1812, kupferne Dreigroschen von 1810—14, Groschen von 1810—14, sie haben den polnischen Adler neben der sächsischen Raute.

Nach Errichtung des Großherzogthums Posen wurden für diese Provinz als „Groschen des Großherzogthums Posen“ 1816 und 17 in Berlin und Breslau kupferne Dreigroschen und Groschen mit dem preußischen Adler geschlagen.

16) Bei Czacki Taf. 9. N. 151. 17) Als während des siebenjährigen Krieges Friedrich II. in Sachsen eindrang, hörte die Thätigkeit der sächsischen Münze auf. Dafür fing der jüdische Münzpächter Friedrich's II. Ephraim in Leipzig die berüchtigten werthlosen Münzen, insbesondere Tympfe, die das Volk Ephraimiten benannte, zu schlagen an, welche das Gepräge August's III. und fälschlich die Jahreszahl 1753 haben. Sie verbreiteten sich in großen Massen auch durch Polen. Um der Verwirrung zu steuern und weiterem Schaden zuvorzukommen, mußte der Schatzmeister Wessel 1762 und 63 eine Reduction vornehmen, deren Andenken in einem elbinger Tympf vom Jahre 1763 bewahrt wird, welcher August's III. Bildniß und die Worte: Secund(um) red(uctionem) enthält und der heute als Seltenheit in hohem Preise steht. Bei Czacki Taf. 10. N. 172.

Für Russisch-Polen prägte die russische Regierung von 1817 an silberne Zehngroschen und Fünfgroschen, sowie kupferne Dreigroschen und Groschen, sie haben bis 1839 die polnische Inschrift und auf dem Brustschilde des russischen den polnischen Adler, von 1839 an den russischen Adler allein, doch die polnische Inschrift; von 1841 hören diese polnischen Münzen gänzlich auf.

Während der Revolution von 1830 schlug die aufständische Regierung in Warschau silberne Zehngroschen und kupferne Dreigroschen mit der Jahreszahl 1831, sie tragen neben dem polnischen Adler den litthauischen Reiter und die Ueberschrift: Krolestwo polskie (Königreich Polen).

Krakau prägte als Freistaat (Wolne miasto Krakow) eigene Münzen mit seinem Wappen, silberne Zehngroschen und Fünfgroschen im Jahre 1835.

(*Albert Werner.*)

GROSCHUF oder GROSCHUPF (Heinrich Augustin), deutscher Bibliograph, jung gestorben zu Leipzig um das Jahr 1715. Er schrieb: De gentis Trillerianae ortu, progressu et insignibus. Leipzig 1705 in 4.; Recensionem claviculae Salomonis; Errores, emendationes et additiones ad Ad. Clarmundi seu Jo. Christ. Rüdigeri Lebensbeschreibungen, welche bei Th. Crusius, Vergnügen müßiger Stunden Th. II, stehen. Er gab ferner ohne Namen heraus: Nova librorum rariorum collectio, qui vel integri inseruntur vel accurate recensentur. Fasciculi V. Halle 1709—1716 in 8. Fasc. I—IV mit fortlaufender Seitenzahl, Fasc. V mit eigener Paginirung und einem Inhaltsverzeichniß und einem Index rerum für alle fünf Hefte. Fasc. I enthält die Vorrede S. 1—38, dann Auszüge aus folgenden Werken: S. 39—88 Casp. *Varrerii* Censum in Berosum Chaldaeum (zuerst zu Rom 1565 in 4. erschienen); S. 89—125 Joach. *Camerarii* Erratum (zuerst zu Nürnberg 1536 in 8. erschienen); S. 126—135 Holofernis *Krigsoederi* responsio ad epistolam Isaaci Cazaboni pro Casp. Scioppio (zuerst Ingolstadt 1615 in 8.); S. 136—150 Franc. *Sacchini* de ratione libros cum profectu legendi (zuerst Rom 1650 in 12.); S. 151—158 Priapeia sive diversorum poetarum in Priapum lusus illustrati commentariis Gasperis *Schoppii* (Frankfurt a. M. 1606 in 12.); Gasper. *Shoppii* (sic) Notae in Claudii Verderii censionem; S. 166—190 Duae epistolae Nic. *Heinsii* ad Isaac Vossium ex *manuscriptis* nunc editae. — Fasc. II S. 191—217 J. A. Thuani voluminum historicorum recensio auct. J. P. *Titio* (Danzig 1685 in 4.); S. 217—242 Judicia de novissimis prudentiae civilis scriptoribus ex Parnasso cum Eubulo Theodato *Sarckmasio* in secessu Albipolitano ingenue communicata. Martismonte 1669 in 4.; S. 243—282 Gentis Burrorum notitia; aus dem Manuscript Wagenseil's herausgegeben, nach Groschuf's Vermuthung war J. Frischmann der Verfasser. Die Vorrede ist unterzeichnet: Argentorati anno 1660; S. 283—361 Germania milite destituta et literatis. Sua ceu mole laborans auctore Germano. Cosmopoli apud Theod. Eleutherium 1677. Vollständiger Abdruck; der Verfasser ist unbekannt; S. 331—354 Forcianae quaestiones, in quibus varia Italorum ingenia explicantur, auctore Philalethe *Polytopiensi*. Neapel 1536 in 8. Der Name des Verfassers ist fingirt; S. 354—367 Discursus historico-politicus de veri historici officio, erroribus scripturientium, auctore Ericho *Berigero*. Kopenhagen 1614 in 8.; S. 368—375 drei Briefe von Jac. Tollius. — Fasc. III S. 376—408 In J. A. Thuani Historiarum libros notationes auct. J. Baptista Gallo (Pseudonym). Ingolstadt 1614 in 4.; S. 408—436 Acta et scripta Theologorum Wirtembergensium et Patriarchae Constantinopolitani D. Hieronimae quae utrique ab a. 1576—1581 de Augustana Confessione inter se miserunt: graece et latine ab iisdem theologis edita. Wittenberg 1584 in 4.; S. 437—444 Catalogus librorum manuscriptorum graecorum qui Constantinopoli apud Christianos olim adversabantur; S. 444—466 Eubuli Theosdati *Sarckmasii* continuatio judiciorum de novissimis prudentiae civilis scriptoribus; S. 467—507 Epistola J. Henr. *Meibomii* de *κυνοφορία* seu canis portatione ignominiosa; S. 507—547 Jacobi *Thomasii* dissertatio de Doctoribus scholasticis latinis (zuerst 1676 in 4. erschienen; vollständiger Abdruck); S. 548—596 Excerpta litterarum ad Jo. Meursium a viris clarissimis scriptarum (aus einem Epistolar-Codex der leipziger Bibliothek). — Fasc. IV*) S. 597—708 Guil. Burtoni Historiae graecae linguae (zuerst London 1657 in 8.); S. 709—737 Digestorum seu Pandectarum libri L. Ex Florentinis Pandectis repraesentati (zuerst Florentiae 1553 in fol.; der Herausgeber war *Taurellius*); S. 737—746 J. Chiffletii judicium de fabula Joannae papissae (zuerst Antwerpen 1666 in 4.); S. 747—759 Claviculae Salomonis (zuerst Wesel, Duisburg und Frankfurt 1686 in 4.); S. 759—781 Epist. Agelli Tranquilli (Pseudonym) de clavic. Salomonis. — Fasc. V S. 1—120 Jac. *Hasaei* de Berytensi jureconsultorum academia. Halle 1716; S. 121 fg. J. Ph. *Heinii* Dissertatio qua disquiritur, num maxilla asini, qua percutiendis Philistaeis usus est Simson, aliqua ratione in militarem cohortem transformari possit. — Groschuf schrieb auch das Leben des Aventinus, welches an der Spitze der Ausgabe der Annales Bojorum von Gundling (Leipzig 1710 in Fol.) steht. — Näheres über sein Leben ist mir nicht nachweisbar. Er hinterließ bei seinem Tode eine zwar kleine, aber werthvolle Bibliothek, die zerstreut wurde. Man schreibt ihm auch das Werk zu: Nova variorum Scriptorum collectio. Halle 1716—1717. 3 Bde. in 8.

(*R. Pallmann.*)

GROSCHUF oder GROSCHUPF (Fabian; er selbst nannte sich lieber Friedrich), deutscher Philologe und Historiker, geb. den 5. Nov. 1693 zu Danzig, wo

*) Nach der Dedication dieses Heftes, welches im J. 1715 erschien, kann Groschuf vor 1715 nicht gestorben sein.

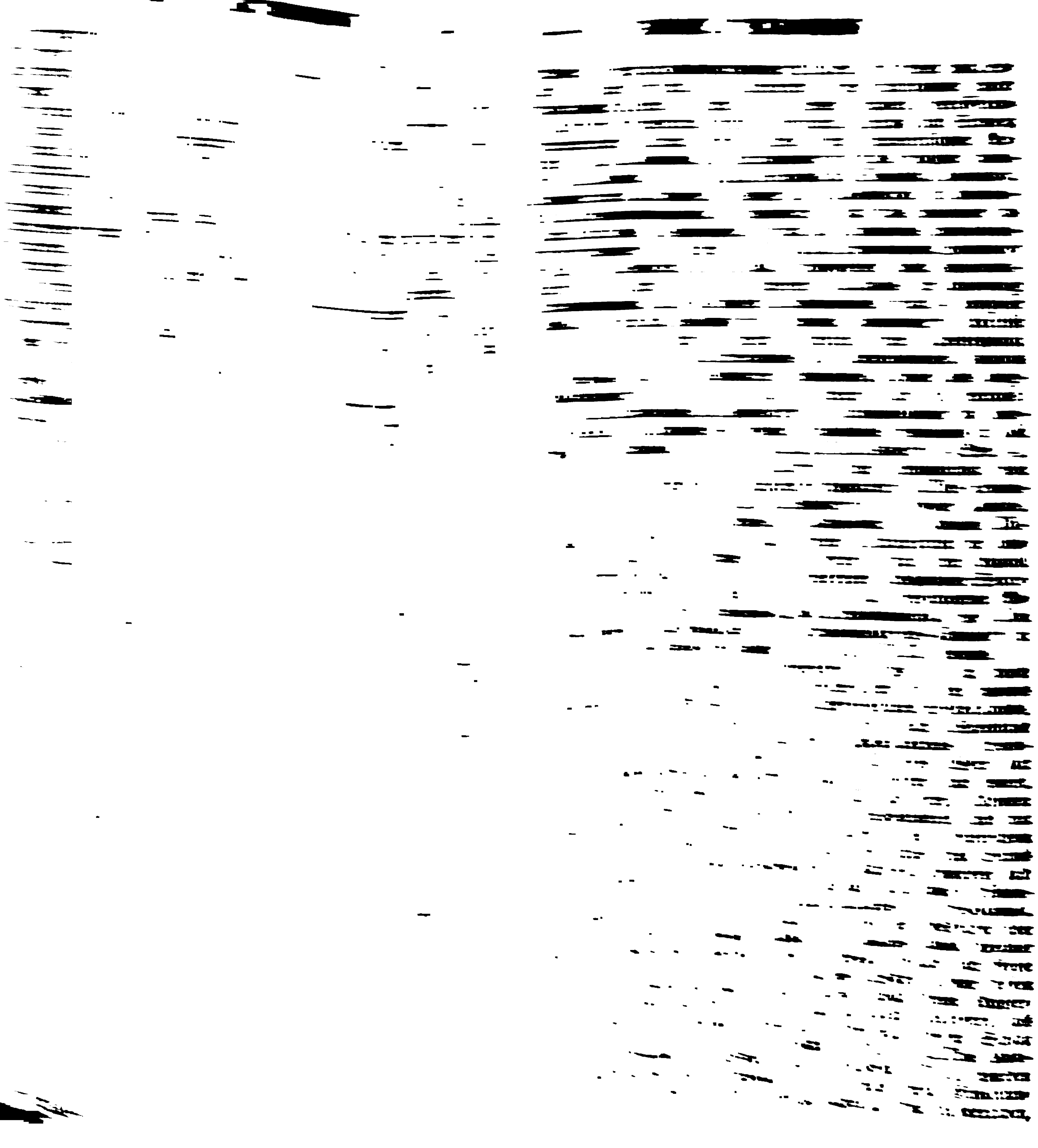
sein Vater ein angesehener Kaufmann war, gest. zu Schleiz am 15. Dec. 1783. Er erhielt seine gelehrte Bildung auf dem Gymnasium zu Danzig und darauf auf den Universitäten Königsberg und Leipzig, wo er mit Gottsched sehr vertraut wurde. Eigentlich der Theologie, dann der Jurisprudenz sich zuwendend, war er doch Humanist. Nach vollendeten Studien bekleidete er verschiedene Hofmeisterstellen und kam schließlich in das Haus des Prinzen Wilhelm zu Hessen-Philippsthal, holländischen Generals und Gouverneurs zu Breda, auf Barchfeld, von dem er mit einer Geldabfindung und dem Titel eines Justizrathes abging. In einer Druckschrift vertheidigte er seinen ehemaligen Herrn wegen der Uebergabe von Breda. Um 1748 begab er sich nach Cassel und privatisirte hier einige Zeit. Er hatte sich ein ansehnliches Vermögen erworben und es auf ein bei Cassel gelegenes Landgut hypothekarisch geliehen. Bei der Belagerung Cassels im siebenjährigen Kriege jedoch wurde das Gut zerstört und die Felder verwüstet. Er mußte nun das wüste Gut übernehmen und um ein Spottgeld verkaufen: so kam er um sein Vermögen. Im J. 1759 wandte er sich nach Schleiz und heirathete hier im J. 1760 Johanna Dorothea, die dritte Tochter des Senators Rudolf Hofmann, mit der er drei Töchter zeugte. Er wurde in seiner neuen Heimath auch Mitglied des Rathes. Er starb bei noch guten Geisteskräften, aber gelähmt am Körper, und studirte bis an sein Ende; seine letzten Tage mußte er sitzend zubringen. Groschuf zeichnete sich durch großen Fleiß aus, durch den er manches Gute zu Tage förderte. Er schrieb: Ungebundene Uebersetzungen der Gedichte des Q. Horatius Flaccus; nebst den nöthigen Bemerkungen und vorgängiger Lebensbeschreibung des Schriftstellers. 2 Theile. Cassel 1749 in 8. — Kurze Abhandlung von der Händesprache, in so weit deren Merkmale bey alten Schriftstellern sich äußern; mit deren eigenen Beweisthümern bestätigt. Ebenda 1750 in 8. — Abhandlung von den Fingern, deren Verrichtung und symbolische Bedeutung. Leipzig 1757 in 8. — Kurzgefaßte historische Erläuterung über die ohnlängst ans Licht getretene Lebensbeschreibung des Generals Cronström, die vorgenommene Belagerung von Bergen op Zoom betreffend; einem in den Göttinger gelehrten Zeitungen vorigen Jahres recensirten Artikel zur Verbesserung entgegengestellt. Frankfurt und Leipzig 1757 in 8. — Historische Abhandlung von den Druiden der Teutschen, worinn erwiesen wird, daß die Teutschen und Catten, eben so wie die Gallier, ihre eigenen Druiden gehabt haben. Erfurt 1759 in 8. — In Gottsched's Neuem Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste vom Jahre 1748, Band VI fg. veröffentlichte er folgende Abhandlungen: Muthmaßliche Herleitung der Redensart: den Korb bekommen, und: Gedanken über das in Deutschland übliche Blindekuhspiel. Im J. 1750 besorgte er von Joh. Wilh. Lauremberg's „Veer olden beröhmden Scherzgedichten — Gedrücket in düssen itzigen Jahr“ eine neue Ausgabe. Auch legte er den Grund zu der Beschreibung von Cassel, die Schminke 1767 herausgab. Handschriftlich hinterließ er ein Glossarium der deutschen Sprache, welches in der Bibliothek des Gymnasiums zu Gera sich befindet und folgenden Titel hat: „Origines etymologico-historicae in usum germanicae. Pars I. Auctore et Compilatore Friderico *Groschupfio* Gedanensi. Creta an Carbone notanda? Hor.“ Dasselbe zeichnet sich nach den Proben, die Behr mittheilt, durch große Belesenheit aus, ist jedoch ganz in dem Geiste der damaligen Zeit geschrieben, indem er z. B. das Deutsche aus dem Griechischen herleitet. Das Ganze besteht aus drei Bänden in Folio; der zweite und dritte Band enthält Supplemente zum ersten. — Vergl. über ihn besonders Behr im: Allgemeinen literarischen Anzeiger. Leipzig 1801. S. 163 fg., der bei Besprechung des handschriftlichen Glossariums eingehendere Angaben über Groschuf's Leben macht; dazu Meusel, Lexikon der von 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 4. S. 386 fg., der in bibliographischer Hinsicht die beste Quelle ist. (*R. Pallmann.*)

GROSE (Francis), ein ausgezeichneter englischer Archäolog, war der Sohn eines angesehenen Juweliers zu Richmond bei London und wurde im J. 1731 geboren. Indem in dem Geschäfte seines Vaters, der auch einst die Krönungskrone Georg's II. geliefert hatte, das Graviren von Wappen häufig vorkam, wurde in ihm frühzeitig eine Neigung zur Heraldik und Alterthumskunde erweckt. Er genoß eine gute Schulbildung, fand besonders Geschmack am Zeichnen und übte seinen Griffel namentlich an militärischen und kirchlichen Alterthümern. In Berücksichtigung dieser Geistesrichtung verschaffte sein Vater ihm eine Anstellung im königlichen Wappenamt (College of Arms) in London, welche er bis zum Jahre 1763 behielt. Sein Vater hinterließ ihm ein ansehnliches Vermögen, das ihm jedoch bei seiner fröhlichen, geselligen Vergnügungen, seinem Kreise lustiger Zecher ergebenen Lebensweise gar sehr zusammenschrumpfte. Er wurde in der Miliz der Grafschaft Surrey Adjutant und Zahlmeister; allein so nachlässig war er, daß er in einem Posten, der so besondere Genauigkeit erforderte, während einer langen Zeit nur zwei Rechnungsbücher führte, nämlich, wie er sich ausdrückte, seine rechte und linke Hosentasche, und dabei auch so wenig Vorsicht beobachtete, wie bei einer solchen Buchhaltung zu erwarten war.

Die Verluste, die ihm aus solchem Mangel an Vorsicht erwuchsen, erweckten seine schlummernden Talente. Er trat alsbald mit dem großen Werke auf, welches seinen Namen unvergeßlich gemacht hat, den „Antiquities of England and Wales“. Dieses Werk erschien in Heften und gesammelt in 4 Bänden 4. in London in den Jahren 1773—1776; weitere Ergänzungen erschienen im J. 1787 in 2 Bänden. Der Titel ist vielleicht etwas zu allgemein gehalten, indem das Werk fast ausschließlich aus Ansichten alter Schlösser, Priorien, Abteien, Kirchen und sonstiger öffentlicher Gebäude besteht. Die Genauigkeit, Deutlichkeit und Eleganz der Zeichnung und die bündige und sorgfältige Fassung des begleitenden historischen Textes machten das Werk sowol beim großen Publicum wie bei den Fachgelehrten allgemein beliebt, und es ist um so mehr von bleibendem

Werth, als es zu einer Zeit abgefaßt wurde, wo noch eine große Anzahl der alten Gebäude vorhanden war, die seitdem spurlos verschwunden sind. Sämmtliche Ansichten wurden an Ort und Stelle aufgenommen, zu welchem Behufe Grose fast jeden Theil von England und Wales besuchte. Eine nicht geringe Anzahl der Gebäude, von denen hier Ansichten und Beschreibungen gegeben sind, werden auch in keinem der gelehrten Vorgänger Grose's, weder in Leland noch in Camden, noch auch im Monasticon erwähnt. Die 6 Bände enthalten zusammen 589 Ansichten und 40 Grundrisse, ungerechnet die zahlreichen Illustrationen in den im ersten Bande gegebenen einleitenden Abhandlungen über die Einrichtung der alten Schlösser, die der alten Klöster und Abteien, die der alten Kirchen und über das Domesdaybook. Für den Text erhielt Grose zahlreiche Beiträge von den ersten damaligen Archäologen Englands. Beim Stich wurden die ersten Kupferstecher des Landes beschäftigt; derselbe zeichnet sich durch große Sauberkeit und Gleichmäßigkeit des Effects aus. Die Ansichten sind auch in vergrößertem Maßstabe auf einzelnen Blättern ohne Text erschienen. Der Erfolg des Werkes übertraf seine und seines Verlegers und treuen Freundes Samuel Hooper lebhaftesten Erwartungen.

Die Anzahl der vor hundert Jahren in mehr oder weniger gut erhaltenem Zustande in England noch vorhandenen alten Gebäude war im Verhältniß zur gegenwärtigen Zeit eine sehr große. Ueberhaupt aber war, besonders in der normannischen Periode, die Zahl der Schlösser, Klöster und Kirchen erstaunlich groß. Was zumal die Schlösser betrifft, so kennt man aus der Zeit vor der Eroberung zwar nur wenige, unter König Stephens stieg die Zahl der Schlösser in England aber auf 1115. Der Lord des Schlosses war Herr über Leben und Tod in der Baronie. Die Uebergriffe der Barone riefen jedoch in England bald eine entschiedene Reaction hervor und bereits unter Heinrich II. wurde der Bau neuer Burgen, ausgenommen für nationale Zwecke, verboten. Als Beispiel, welch eine reiche Reihe jener alten, so merkwürdigen Gebäude hier vorgeführt wird, geben wir folgendes Verzeichniß von Gebäuden aus oder vor dem 11. Jahrh., die in den ersten 4 Bänden der Antiquities dargestellt und beschrieben werden. In Band I finden sich: Cambridge-Schloß, gegründet von Wilhelm dem Eroberer 1067; Chester-Schloß, gegr. von Hugh Lupus, Graf von Chester, Neffe Wilhelm's des Eroberers; Carlisle-Schloß, gegr. von Wilhelm Rufus 1093; Oklhampton-Schloß in Devonshire, gegr. vor der Eroberung; Rougemont-Schloß in Exeter, Sitz mehrerer angelsächsischer Könige; Corfe-Schloß, gegr. vom König Edgar 941; Durham-Schloß, gegr. 1072; Gateshead-Kloster, Durham, gegr. 653; Jarrow-Kloster, Durham, gegr. 684; Colchester-Schloß in Essex, gegr. von Edward dem Confessor, enthält viele römische Ziegeln und ist wahrscheinlich aus den Ruinen des römischen Schlosses erbaut; Lanthony-Priorie, Gloucester, gegr. in der angelsächsischen Zeit. Band II enthält: Das Chapter-House, Hereford, gegr. 1079; Hertford-Schloß, gegr. von Edward dem Confessor; St. Augustin's Monastery, ursprünglich gegr. 605; Canterbury-Schloß, aus der angelsächsischen Zeit (nach der Sage gegründet von Ludhudibras 836 a. Chr.); der Chiding-Stein, Kent, wahrscheinlich altbritisch; Chilham-Schloß, Residenz der Könige von Kent während der Heptarchie; Dover-Schloß, gegr. in der römischen Zeit (nach der Sage von Cäsar); Ket's Coity-House (nach der Sage Grabmal des Catigern, Bruder des Vortimer, welcher 455 in einer Schlacht gegen die Sachsen fiel); Leeds-Schloß in Kent (in der Mitte der Grafschaft), gegr. 1071 (ursprünglich 857); St. Martin's Priorie (das Newarke) bei Dover, ursprünglich gegr. 640, renov. Saec. XII; Minster-Kloster, Insel Shepey, gegr. 675 von Serburga, Witwe des Ercombert, König von Kent, renov. 1130; Kirche in Dover-Schloß, aus den ersten angelsächsischen Zeiten, aus römischen Ziegeln erbaut; St. Pancratius-Kapelle, St. Augustin's Kloster in Canterbury, aus der ältesten angelsächsischen Zeit; Rochester-Schloß, aus der römischen Zeit, renov. 490 und 853; Saltwood-Schloß, aus der römischen Zeit, renov. in der frühesten angelsächsischen Zeit; West-Malling-Abtei in Kent, gegr. 1090; Newport-Thor, in Lincoln, römisch; Abergavenny-Schloß, Monmouthshire, gegr. Saec. X; Chepstown-Schloß daselbst, bei den Walisern Kaswent genannt, i. e. Castell Gwent, i. e. Venta Silurum; Norwich-Schloß, gegr. Saec. XI. Band III. Die Kathedrale von Durham, gegr. 995, renov. Saec. XI; Bamborough-Schloß in Northumberland, gegr. Saec. VI; die Einsiedelei bei Warkworth daselbst, drei aus dem soliden Felsen ausgehöhlte Gemächer, cf. The Hermit of Warkworth in den Perry Ballads; Lindesfarne-Kloster, Holy Island, daselbst, gegr. Saec. VII; Mitford-Schloß daselbst, gegr. Saec. XI; Newcastle-Schloß daselbst, gegr. 1080; Prudhow- oder Prudhoe-Schloß daselbst, gegr. 1174, das römische Protolitia, Station der ersten Cohorte der Batavier; Tynemouth-Priorie daselbst, gegr. Saec. VIII; Oxford-Schloß, gegr. 1071; Ludlow-Schloß in Shropshire, gegr. 1070; Burrough-Kapelle in Somerset, gegr. Saec. X; Glastonbury-Abtei daselbst, nach der Sage gegr. vom Apostel Philipp 31 p. Chr., Grabstätte des heil. Joseph von Arimathia und Wohnung des Benignus, Kolumkill und des Historikers Gildas, renov. 1116; Dudley-Schloß in Staffordshire, gegr. von Dudo 702 (Dudley ist corrumpirt von Dudo); All-Saint-Kirche zu Dunwich in Suffolk, gegr. von Sigebert, König von Ostangeln, 636; Burgh- oder Cnobersburgh-Schloß daselbst, nach Camden das römische Garianonum; Framlingham-Schloß daselbst, gegr. von Redwald, König von Ostangeln; Bermondsey-Abtei bei London in Surrey, gegr. 1082; Croydon-Palast daselbst, gegr. 1087; Guildford-Schloß daselbst, gegr. 1037; Mutter Ludlam's Höhle bei Farnham daselbst, eine große unterirdische Höhle oder Grotte, in der eine Quelle reinen Wassers rieselt, eine romantische Stelle, wo die Dunkelheit im Innern der Höhle, das sanfte Murmeln der Quelle, die prachtvolle Waldlandschaft (Manor Park), welche man durch den bogenförmigen Eingang erblickt, das Gemüth in eine andachts-



die militärischen Alterthümer und über die alte Architektur Irlands) versehen. Das Werk enthält 266 meistens sehr malerische, immer historisch interessante Ansichten von alten Gebäuden.

Mehr als durch seine schriftstellerischen und künstlerischen Leistungen glänzte Grose bei seinen Zeitgenossen durch seine gesellschaftlichen Talente. Mit sicherem Tacte wußte er sich den verschiedensten Temperamenten genehm zu machen und, über alle Gegenstände wohl unterrichtet, stets eine unterhaltende Unterredung anzuknüpfen. Besonders war es aber seine Jovialität, sein Humor, seine Späße und Witze, die ihn überall in den drei Königreichen zum Liebling der Gesellschaft machten. Ihm war im hohen Grade die Gabe eigen, das schallende Gelächter im geselligen Kreise wach zu rufen. Dabei unterstützte ihn freilich ganz besonders seine groteske Figur, seine kurze Taille und riesige Corpulenz.

Quellen: *W. W(est)*, Fifty Years Recollections of an old bookseller, Cork 1835. — Mercier's Anthologia Hibernica, Dublin 1794. — The Gentleman's Magazine, Band LXI, London 1791.

(*W. Bentheim.*)

GROSEZ (nicht **GROSEY**, wie als Druckfehler irgendwo steht, **Jean-Etienne**), ein französischer Jesuit des 17. Jahrh., über dessen Leben weiter nichts bekannt ist, als daß er, zu Arbois geboren, frühzeitig in den Jesuitenorden trat, daß er längere Zeit hindurch nur untergeordnete Stellungen bekleidete und spät erst bei Missionen verwendet wurde, und daß er, als er um das Jahr 1695 starb, in vorgerückterem Alter stand. Seine ascetischen Schriften empfehlen sich durch Einfachheit des Styls und ihre salbungsvolle Sprache. Sein vielverbreitetes und immer noch benutztes Hauptwerk ist sein Journal de saints, ou Méditations pour tous les jours de l'année, avec un abrégé de la vie de chaque saint. Lyon 1675, 3 Vol. in 12. Die neuen Auflagen (Lyon 1681, 1696, 1709, 1725 und 1765, 3 Vol. in 12.) sind vermehrt durch Betrachtungen über die Sonntagsevangelien. Nachdrücke erschienen zu Liège 1689 und 1700, zu Paris 1697, 3 Vol. in 12., zu Nancy 1740, 2 Vol. in 12., und zu Toulouse 1746, 3 Vol. in 12. Daß es nach Aufhebung des Jesuitenordens nicht mehr gedruckt wurde und erst wieder 1822 und 1828 zu Lyon 2 Vol. in 12. erschien, ist begreiflich, aber bezeichnend für die Art, wie der Werth des Buchs nach der Stellung seiner Urheber beurtheilt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß es noch spätere Auflagen gibt als die von 1828. Ferner schrieb er: Vie de la mère Anne de Xaintonge, fondatrice de la compagnie de Ste-Ursule, au comté de Bourgogne, Lyon 1681, 1691 und 1697 in 8., wobei er die Manuscripte der PP. Binet und Orset zu Grunde legte, und Vie de la mère Marie-Madeleine de la Trinité, fondatrice de l'ordre de N.-D. de la Miséricorde, Lyon 1690 und 1696 in 8. Endlich ließ er drucken: Oraison funèbre de Marie Thérèse d'Autriche, reine de France, Lyon 1683 in 12. — Vergl. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 601.

(*F. Th. Richter.*)

GROSHEIM (Dr. Georg Christoph), Tonkünstler und Musikschriftsteller. Von zwölf Kindern eines Musikers der Kapelle des Landgrafen Friedrich II. zu Cassel das neunte, wurde Grosheim am 1. Juli 1764 zu Cassel geboren. Die Mittellosigkeit seiner Aeltern gewöhnte ihn frühzeitig an Entbehrungen aller Art und an unausgesetztes Arbeiten. Schon in seinem vierten Jahre wurde er in die Schule geschickt und im zehnten confirmirt, um möglichst bald — durch Copiren — etwas verdienen und so seiner Familie eine Hilfe sein zu können. Ursprünglich für die Kanzel bestimmt, zeigte der junge Grosheim eine immer entschiedenere Abneigung gegen den geistlichen Stand, sodaß der Vater sich entschloß, seine musikalischen Anlagen ausbilden zu lassen. Von seinem zwölften Jahre an erhielt der junge Grosheim den Unterricht eines Musiklehrers. Wie lange er denselben genossen, darüber lauten die Mittheilungen verschieden. Gerber [1]) gibt die Dauer von Grosheim's Studienzeit auf vier Monate an; bei Schilling [2]) dagegen heißt es: „Ein väterlicher Freund unterrichtete ihn sechs Jahre lang unentgeltlich im Clavierspiele und dem sogenannten Generalbasse; dafür mußte er aber auch wieder eben so lange dessen Organistendienst unentgeltlich versehen, ohne zudem großen Nutzen aus dem sehr kümmerlichen Unterrichte genossen zu haben." Gerber stützt sich auf eine „eigenhändige Nachricht" Grosheim's; daß Schilling ebenfalls aus unmittelbarer Quelle schöpfte, läßt sich wenigstens vermuthen, da er mit Grosheim als einem Mitarbeiter an seinem (Schilling's) Lexikon in Verbindung stand. So sehr nun beider Angaben für den ersten Augenblick auseinanderzugehen scheinen, so lassen sie sich doch durch die Annahme in Einklang bringen, daß der Unterricht die ersten vier Monate ein regelmäßiger gewesen, dann aber, da das Verhältniß nicht auf einer streng geschäftlichen Abmachung, sondern mehr auf einem freundschaftlichen Uebereinkommen beruhte, von Seiten des Lehrers etwas lax betrieben worden sein mag, welcher Umstand Grosheim veranlaßt haben wird, in seinen Mittheilungen an Gerber den Unterricht in seinem weiteren Verlaufe gar nicht mehr als solchen in Anschlag zu bringen. Der erwähnte Lehrer ist wahrscheinlich ein Musikdirector Becker gewesen, wie aus einer gelegentlichen Notiz in einer Correspondenz aus Cassel in der Leipziger „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", Bd. IV. S. 343, hervorgeht. („Unser verdienstvoller Musikdirector Becker, der dem Publicum zwar nicht bekannt ist durch glänzende Compositionen u. dgl., aber um dasselbe sehr verdient durch die Menge wackerer Schüler und Schülerinnen, die er durch seinen gründlichen Unterricht gebildet hat, ... unter welchen ich nur unsere sehr geschickten Musiker, die Herren Herstell und Groſsheim nennen will" — ꝛc.) In der Hauptsache verdankt also wol Grosheim seine musikalische Ausbildung dem Selbststudium, in welchem er übrigens durch das Anhören manches classischen Kirchenmusikwerkes in den katholischen Kirchen Cassels, wel-

1) Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler.
2) Universal-Lexikon der Tonkunst.



Schüler bestimmt war, erweitert hat, andere Musikfreunde theilnehmen läßt (die denn auch lebhaften Antheil nehmen), und nur Gesangstücke mit wenig oder gar keiner Begleitung, außer der des Pianoforte, aufführt. Seine eigene Komposition „„Hektors Abschied““ fand den verdienten Beyfall" — und Bd. VII. S. 178: „Auf mannichfaltige Weise macht sich dieser als Komponist schon längst bekannte Mann (Grosheim) um die Tonkunst verdient. Schon seit mehreren Jahren unterhält er zu Kassel im Winter ein Liebhaberkonzert, welches er auf der Einlaßkarte mit dem Namen: Conservatorium bezeichnet, worin der Kenner und Liebhaber der Musik gleiche Befriedigung findet. Sein Versuch, über die Geschichte der Musik wöchentliche Vorlesungen zu halten, die auch jetzt wieder, einer öffentlichen Anzeige zu Folge, ihren Anfang nehmen werden, ist nicht ohne aufmunternden Erfolg geblieben. Der Verlag von Musikalien, den er in seinem Hause etablirt hat, enthält die vorzüglichsten neuern Produkte der Vokal- und Instrumentalmusik in einer hinlänglichen Anzahl von mehreren Exemplaren. Der musikalische Unterricht, den er den Seminaristen im Gesange sowol, als im Orgelspielen ertheilt, ist musterhaft und einzig in seiner Art. Die von ihm herausgegebenen Motetten, wovon nächstens die erste Sammlung im Druck erscheint, können zum Beweise dienen, was Grosheim in dieser Gattung zu leisten vermag. Seine eigenen Gedanken über das, was der Beförderung des guten und richtigen Geschmacks in der Musik im Wege steht, und ihre zweckmäßige Anwendung verhindert, scheinen einer öffentlichen Bekanntmachung nicht unwürdig zu sein." — Grosheim's materielle Lage besserte sich wieder, als nach Errichtung des Königreichs Westfalen die Königin ihn zum Hofmusiklehrer mit einem allerdings nur geringen Gehalte ernannte. Im J. 1811 (Februar) berichtet die „A. M. Z." (Bd. XIII. S. 167) von einer „neuen musikalischen Gesellschaft", die sich „bei Grosheim und unter seiner Leitung etablirt" habe und sich „alle Freitage versammle". „Sie besteht aus Mitgliedern beyderley Geschlechts, worunter mehrere angesehene Große sich befinden. Es sind alles Liebhaber; man beschränkt sich auf Vokalmusik, welche Hr. Grosheim am Fortepiano dirigirt." Aus diesem Berichte geht zugleich hervor, daß Grosheim inzwischen die Stelle eines „Lehrers der Musik am Casſler Lyceo und Director Chori" erhalten hatte. — Im J. 1812 verzeichnet das genannte Blatt (Bd. XIV. S. 600) eine in der Osterwoche unter Grosheim's Leitung veranstaltete Aufführung des Händel'schen „Messias", und im J. 1814 (Bd. XVI. S. 216) eine solche von Chören aus Schulzen's „Athalia" in einem Mildthätigkeitsconcert. — Die im J. 1813 erfolgende Rückkehr des Kurfürsten änderte in sofern nichts in Grosheim's Situation, als er auch in den neuen Verhältnissen bei erhöhtem Jahresgehalte Hofmusiklehrer blieb, und zwar so lange, bis die fürstlichen Kinder dem Unterrichte entwachsen waren. Im J. 1819 wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, von der Universität Marburg zum Doctor der Philosophie ernannt zu werden. Seit dieser Zeit namentlich war er neben seiner pädagogischen Wirksamkeit in umfassenderer Weise als Schriftsteller thätig. In seinem äußeren Lebensgange scheinen von da an keine wesentlichen Veränderungen eingetreten zu sein. Sein Todesjahr findet sich nirgends aufgezeichnet. Aus einer gelegentlichen Notiz der „A. M. Z." vom 20. Febr. 1839 (Bd. XLI. S. 140, wo von einer Cantate eines gewissen Wiegand die Rede ist: „Sie ist in der Cäcilia von Gottfried Weber und von unserm Grosheim so vortheilhaft und aufmunternd besprochen worden, daß wir füglich mit dieser Männer Urtheil uns begnügen wollen") darf man vielleicht schließen, daß er in dem genannten Jahre noch lebte. Der Artikel im Schilling'schen Lexikon, der von Grosheim als noch am Leben befindlich spricht, erschien 1836 im Druck. Grosheim's letzte schriftstellerische Arbeit in der „Cäcilia" datirt aus dem Jahre 1835. — Grosheim ist mit Seume innig befreundet gewesen; dies bezeugt auch ein von Letzterem gedichtetes „Epithalamium zur Vermählung seines Freundes G. C. Grosheim", welches in der neuen Hempel'schen Ausgabe der Werke Seume's, 5. Theil, S. 197, mitgetheilt wird.

Nachstehend folgt zunächst ein Verzeichniß von Grosheim's Compositionen und sonstigen musikalischen Publicationen, welches möglichst chronologisch geordnet ist, wobei, was die erste Rubrik betrifft, die Angaben von Gerber — die jedoch blos bis zum Jahre 1803 reichen — und die Reihenfolge der Besprechungen der einzelnen Werke in der „A. M. Z." maßgebend gewesen sind. Mehrere Nummern sind aus C. F. Whistling's „Handbuch der musikalischen Literatur, bearbeitet und herausgegeben von Adolph Hofmeister, Leipzig 1845" aufgenommen; für ihre chronologische Einreihung fehlte es an Anhaltepunkten.

I. Compositionen &c. 1) Im Druck erschienen: 1) Sammlung deutscher Gedichte, in Musik für Klavier gesetzt. 1. Theil, Mainz 1791. 2. Theil. Ebend. 3. Theil. Ebend. 1793. 4. Theil, Cassel. 5. Theil. Ebend. 1800. — Die bei Whistling angeführte Lieder-Sammlung, 1—4. 5. 7. 8. Theil (letzterer „Zehn Gedichte des Freiherrn C. F. v. d. Malsburg" enthaltend) ist, obschon nur eine Verlagsfirma (Mainz, Schott) angegeben ist, vermuthlich identisch mit der oben angeführten. Der genannte letzte Theil erschien im J. 1818. — 2) Thema mit 12 Variationen für Klavier. Cassel, 1793 gedr. — 3) Titania, Oper in 2 Akten, davon die Ouverture und Arien fürs Klavier, die Ouverture für das Klavier mit Violine zu Bonn bei Simrock, sowie die letztere à gr. Orch. noch zu Cassel besonders gestochen sind. — 4) Das heilige Kleeblatt, Oper, davon die Ouverture und Gesänge für Klavier ebenfalls zu Bonn 1798 gestochen sind. Separat erschien die Arie „Sanft und schmeichelnd". Mainz, Schott. — 5) Euterpe. Quartalschrift für Gesang und Clavier. 4 Quartale. Bonn, Simrock. 1797. 1798 begann der zweite Jahrgang. Enthält neben anderer Componisten Arbeiten auch Vieles von Grosheim. — 6) Der Bienenstich, in Musik gesetzt. Cassel, bei Wöhler. — 7) Die todte Clarissa. Ode von Klopstock. Ebend. — 8) David's Lobgesang. Ebend. — 9) Wie-

versehen. Gegenstück zu Dalberg's Lebewohl. Ebend. — 10) An Cidli. Ode von Klopstock. Mainz. — 11) Die Rettung der Lieblinge. Ebend. — 12) Hektor's Abschied, von Schiller; für 2 Singstimmen mit Orchesterbegleitung. Cassel, bey Wöhler. Erschien später auch mit Pianofortebegleitung, Hamburg, Cranz; Mainz, Schott; sowie für eine Singstimme mit Pianoforte- oder auch Guitarrebegleitung; Mainz, Schott. (Die Nummern 6—12 sind sämmtlich vor 1804 componirt.) — 13) Marche de Buonaparte à Marengo. Cassel. — 14) Iphigénie en Aulide. Opéra en 3 Actes de Mr. le chevalier de Gluck, arrangée pour le Pianoforte (mit Text). Bonn, Simrock (1810). — 15) Volkslieder. Lieder für Schulen und häusliche Zirkel. 2 Theile. Bonn, Simrock (1817 und 1818). — 16) Choralbuch der reformirten Kirche in Kurhessen. Leipzig, Peters (1819). — 17) 6 petites Fantaisies. Bonn, Simrock (1823). — 18) Vorspiele zu sämmtlichen Chorälen der reformirten Kirche in Churhessen. 5 Theile. Mainz, Schott. (In einem Artikel Grosheim's „Vom Choral" in der „Cäcilia", Jahrgang 1825 erwähnt.) — 19) Erheiterungen für die Jugend. Lieder für die Schulen und häusliche Zirkel. 7 Hefte. Mainz, Schott (1831). — 20) Religiöse Gesänge von verschiedenen Meistern zum Gebrauch beim Gottesdienste christlicher Confessionen, für 4 Singstimmen mit Orgelbegleitung. 2 Hefte (1831). Mainz, Schott. — Idem 3. Heft. Pfingst- und Confirmationslied (1834). Ebend.

Chronologisch nicht bestimmbar sind: 21) 3 Fantaisies. Bonn, Simrock. — 22) Der Edelknabe und die Müllerin, von Göthe, für eine Singstimme mit Pianoforte. Mainz, Schott. — 23) Der Wunsch, für eine Singstimme mit Pianoforte- oder Guitarrebegleitung. Mainz, Schott. — 24) Die 10 Gebote für 1., 2. und 3. Singstimme mit Orgel (oder Pianoforte). Leipzig, Peters. — Idem zum Gebrauch für Schulen (ohne Begleitung). Ebend. — 25) 24 dreistimmige Choräle. Ebend.

Außerdem werden angeführt von Gerber im „Historisch-biographischen Lexicon der Tonkünstler": Hessische Cadettenlieder, im J. 1782, und „3 Claviertrios mit 1 Violin", ein paar Jahre darnach erschienen; in dem Compositions-Verzeichniß im „Neuen Lexikon" sind dieselben nicht mit enthalten; — von Schilling: die französische Oper „les Esclaves d'Algier"; von Fétis: Anglaises pour le piano. Mannheim, Heckel. Ferner erwähnt die „A. M. Z." in der oben mitgetheilten Correspondenz Bd. VII. S. 178 Motetten, deren erste Sammlung als „nächstens" im Druck erscheinend angekündigt wird. Bd. XLII. S. 598 wird einer Aufführung einer für Männerchor arrangirten Motette durch die Casseler „Liedertafel" gedacht. Derselbe Verein brachte nach dem Bericht in Bd. XLI. S. 129 eine Composition „An die Hoffnung", für Männerstimmen arrangirt, nach S. 1003 desselben Bandes und Bd. XLVIII. S. 288 den 98. Psalm wiederholt zum öffentlichen Vortrag.

2) Manuscriptwerke: 1) Ein Passions-Oratorium. — 2) VI Psalmen à 4 voci. — 3) Mehrere Kirchenstücke. — 4) Die Sympathie der Seelen. Geistliches Drama von Münchhausen. 1790. — 5) Prolog und Epilog, bey der Vermählung des Erbprinzen von Gotha in Cassel. — 6) III Sinfonies à gr. Orch. — 7) VI Concerto's, als 3 fürs Klavier, 1 für Clarinette, 1 für Flöte und 1 für 2 Hoboen. — 8) XII Sonates p. le Fp. av. V.

Von Grosheim's Compositionen spricht die Kritik jener Zeit mit Achtung. Doch wird neben der Anerkennung des Gelungenen, Trefflichen, ja Ausgezeichneten zuweilen auch auf ein Vorwiegen der Verstandesarbeit aufmerksam gemacht. Schilling's Urtheil geht dahin, daß Grosheim in seinen Werken „eine leider nur zu reiche Phantasie offenbare, die sich, von den Zügeln einer tieferen geistigen Kraft losgerissen, oft auf unabsehbar labyrinthischen Wegen verliere; ein reiches, vieles Wissen, das aber in seiner praktischen Anwendung auf die Kunst nicht selten eine leider falsche Richtung nimmt". Schilling macht aber zugleich darauf aufmerksam, daß man bei der Beurtheilung von Grosheim's Compositionen seinen Entwickelungsgang mit in Betracht ziehen müsse. Bei der fast unausgesetzten Sorge um seine äußere Existenz war Grosheim eine stetige und harmonische Entfaltung und Entwickelung seiner Kräfte, sowie jene innere Zusammenfassung und Sammlung, wie sie das künstlerische Schaffen voraussetzt, sehr erschwert.

II. Schriften. 1) Generalbaß-Katechismus. Göttingen, Dietrich. — 2) Ueber den Verfall der Tonkunst. Ebend. 1805. — 3) Das Leben der Künstlerin Mara. Cassel, Luckhardt. 1823. — 4) Ueber Pflege und Anwendung der Stimme. Mainz, Schott. 1830. — 5) Chronologisches Verzeichniß vorzüglicher Beförderer und Meister der Tonkunst nebst einer kurzen Uebersicht ihrer Leistungen. Ebend. 1831. — 6) Fragmente aus der Geschichte der Musik. Ebend. 1832. — 7) Versuch einer ästhetischen Darstellung mehrerer Werke dramatischer Tonmeister älterer und neuerer Zeit. Ebend. 1834. (Die in dieser Schrift besprochenen Werke sind folgende: Romeo und Julie, von Georg Benda. Le Déserteur, par Monsigny. La Rosière de Salency, par Gretry. Il matrimonio segreto di Cimarosa. Don Giovanni, von Mozart. Iphigénie en Aulide par le Chevalier Gluck. Der Freischütz, von Karl Maria v. Weber. Les deux Journées, par Cherubini. Joseph, par Méhul. Zémire et Azor, par Gretry. Iphigénie en Tauride, par Gluck. Athalia, von Schulz.)

An Schriften im Manuscript führt Gerber an ein Generalbaß-System, kurz und für jedermann faßlich — sowie Eine historisch-philosophische Zeichenlehre. Sodann erwähnt Schilling Uebersetzungen der Opern „Iphigenie in Aulis" und „Iphigenie in Tauris" von Gluck, eine Sammlung von Gedichten für Kinder, eine Vorrede zu einem Gedichte von Seume, eine „Umschreibung der X Gebote" und „Mein Testament". Grosheim war außerdem lange Zeit fleißiger Mitarbeiter an der „Eleganten Zeitung", dem „Freimüthigen", am Schilling'schen Lexikon, sowie an der Musikzeitschrift „Cäcilia", welche fast in jedem Bande (vom Jahre 1824—1835) Beiträge

von Grosheim enthält [3]). Dieselben bestehen in Artikeln, welche allgemeinere Kunstfragen behandeln (z. B. „Ein Wort über das richtige Anschauen eines Tonstücks", „Le Musicien lit peu et devrait lire beaucoup"), sowie in Recensionen (u. A. über die Ouverturen op. 115 und 124, die 9. Symphonie und die Missa solemnis von Beethoven), Berichten aus Cassel und kurzen Aperçus.

Nirgends verleugnet sich in Grosheim's Arbeiten hoher Ernst der Gesinnung, eine strenge Auffassung der Kunst, eine rege Empfänglichkeit für das Höchste in derselben; dabei gibt er eine nicht unbedeutende Belesenheit und Allgemeinbildung kund, wie er denn selbst eine solche vom Musiker überhaupt fordert. Andererseits freilich ist seine Darstellung nicht frei von erheblichen Mängeln. Grosheim's Idealismus, wie er sachlich oft über das Ziel hinausschießt und in eine gegen die Wirklichkeit schlechtweg ablehnend sich verhaltende Schwarzseherei umschlägt, neigt auch, formell, zu einer Darstellungsweise, die mehr in allgemeinen Ueberschwänglichkeiten, in phantastischen Schilderungen sich zu ergehen liebt, als streng sachlich eingehend zu verfahren. Wo Grosheim sich zu Letzterem anschickt, verfällt er zumeist in das Extrem, in die trockene Analyse, die es versäumt, in den technischen Eigenthümlichkeiten eines Werkes die geistigen Bezüge nachzuweisen. Indessen erfordert die Gerechtigkeit, daß man nicht mit besonderem Nachdruck einen Vorwurf gegen Grosheim richtet, der mehr oder weniger die musikalische Kritik jener Zeit überhaupt trifft, in welcher auf der einen Seite ein psychologisches Beschreiben oder ein phantastisches Interpretiren, auf der andern eine geistlose formale Zergliederung hauptsächlich in Geltung waren. Grosheim's historische Schriften sind natürlich gegenwärtig antiquirt, obschon auch zu ihrer Zeit an ihnen getadelt wurde, daß sie mit den damaligen Ergebnissen der Forschung nicht gleichen Schritt hielten; auch fehlt ihrem Verfasser die nöthige Ruhe des Historikers, seine Darstellung wird bisweilen durch subjective Abschweifungen unterbrochen. Seine ästhetischen Analysen enthalten bei all den oben angedeuteten Mängeln doch viele feine Bemerkungen, die von dem Vermögen wirklich künstlerischer Anschauung zeugen. (*F. Stade.*)

GROSPIETSCH oder **GROSSPIETSCH** (**Florian**), Landschaftsmaler und Radirer, geb. 1789 zu Protzau in Schlesien. Von Natur für darstellende Kunst eingenommen, war er bis zu seinem 26. Lebensjahre Autodidact und führte verschiedene Zeichnungen nach der Natur aus, die ein entschiedenes Talent bekundeten, weshalb er einigen Unterricht nahm und sich sodann (1820) nach Italien begab, um sich hier durch das Studium der alten Kunst sowol, als der schönen Landschaft zum vollendeten Künstler auszubilden. In Rom malte er denn auch historische Compositionen, doch blieb immer die Landschaft sein Hauptfach, für welche er überdies durch eine nähere Bekanntschaft mit Koch noch mehr angeeifert wurde. Die landschaftlichen Compositionen von Groß-pietsch erinnern auch sehr an jene von Koch, obgleich er die classische Form dieses Künstlers nie ganz erreichte. Eine Reise durch das Königreich Sicilien brachte ihm eine Fülle von Motiven ein, die er theils mit dem Pinsel, theils mit der Feder oder Radirnadel veröffentlichte. Es finden sich in Sammlungen (besonders in jener des berliner Museums) zahlreiche Zeichnungen von seiner Hand, die theils mit der Feder, Tusch oder Sepia ausgeführt oder als Aquarelle oder Guachemalerei behandelt sind; viel Naturwahrheit, aber auch eine gewisse poesielose Nüchternheit läßt sich ihnen nicht absprechen. Als Radirer hat er einige biblische Gegenstände geätzt, so einen Verrath Christi, den Zinsgroschen (1821 in Rom), einen Christus als Richter nach einem altitalienischen Gemälde. Besser sind seine Landschaften, die er mit biblischer oder idyllischer Staffage belebte. Erwähnenswerth ist eine Folge von 12 Bl. italienischer Ansichten, einige größere Blätter, Gegenden Italiens vorstellend, unter welchen wieder ein Panorama von Florenz das gelungenste ist. Unter den Pastoralen nimmt ein Kampf zweier Stiere und eine Kühheerde Wasser durchwatend (letzteres Blatt an eine Radirung Potter's erinnernd) den ersten Platz ein. Im J. 1826 reiste der Künstler über München nach Berlin, wo er sich längere Zeit aufhielt. Im J. 1840 war er wieder in Rom, wo er bald darauf gestorben zu sein scheint [*]). (*Wessely.*)

GROSS (**David Gabriel Albrecht von**), aus einem patricischen Geschlechte zu Bern, das mehrere verdiente hohe Officiere in fremden Kriegsdiensten aufzuweisen hat, ist als Schriftsteller über Militärgeschichte, sowie wegen seiner kriegerischen Laufbahn geachtet. Er wurde geboren zu Bern 1757 und bereitete sich durch gründliche Studien auf die ihm in Aussicht gestellte Laufbahn vor. Sein Vater war Generalmajor und Oberst eines in holländischem Dienste stehenden Schweizerregimentes. In dieses Regiment trat er dann ein und erhielt im J. 1790 den Grad eines Majors. Im Revolutionskriege 1794 vertheidigte er mit großer Einsicht und Muth die Festung Grave gegen die Franzosen. Nachher machte er eine wichtige Darstellung der Kriegsereignisse dieses Jahres in den Niederlanden unter dem Titel bekannt: Journal des principales opérations de la campagne de 1794 dans les provinces unies et les pays de la généralité, principalement de ce qui s'est passé pendant le blocus et le bombardement de la ville de Grave jusqu' à sa reddition. Als dann in Folge der Eroberung von Holland durch die Franzosen die Schweizerregimenter abgedankt wurden,

---

3) Schilling führt noch die holländische Zeitschrift „Amphion" an. Folgende Stelle aus Grosheim's „Fragmenten aus der Geschichte der Musik" S. 187 läßt indessen seine Betheiligung an jenem Blatte als zweifelhaft erscheinen: „In Gröningen zeichnete sich (1818) ein vielunterrichteter Mann, Hr. N. W. Schröder-Steinmetz, durch das Unternehmen aus, den Holländern eine vaterländische Zeitschrift zu geben. Von dem „Amphion, een Tydschrift voor Vrienden en Beoefenaars der Toonkunst" ist uns indessen nur der Eerste Jaargang zugekommen, und wir haben weiter nichts davon gehört, noch gesehen."

*) Literatur: Nagler, Monogrammisten.

kehrte er nach der Schweiz zurück und leistete wichtige Dienste theils bei der Grenzbesetzung im Canton Basel 1796, theils bei dem Kampfe Berns gegen die Franzosen im J. 1798. Nach dem Falle von Bern trat er in englischen Kriegsdienst und nahm Theil an der mislungenen Unternehmung gegen den Helder 1799. Im J. 1804 verließ er den englischen Kriegsdienst und wurde vom Herzog von Weimar mit dem Range eines Kammerherrn zum Vorsteher der von diesem Fürsten errichteten Militärschule ernannt. Sowol sein Unterricht an dieser Anstalt, als einige Schriften, die er herausgab, erwarben ihm großen Beifall. Unter diesen ist hervorzuheben seine Abhandlung: Ueber die höhere Taktik (1806. 8). Er starb zu Weimar am 19. Nov. 1810. (*Escher.*)

GROSS (Gustav Wilhelm), homöopathischer Arzt, Mitredacteur der Allg. homöopath. Zeitung seit 1833, auch Mitredacteur von Stapf's Archiv seit 1838, war zu Kaltenborn bei Wittenberg geboren und promovirte 1817 in Halle (Diss. Num usui sit in curatione morborum nomenclatura? Hal. 1817). Groß ließ sich in Jüterbogk als praktischer Arzt nieder und dort ist er auch bis zu seinem am 18. Sept. 1847 erfolgten Tode verblieben. Nachdem er im „Archiv f. thier. Magnetismus" (1820 und 1821) mit ein paar Bemerkungen über Siderismus und über Pendelschwingungen als Schriftsteller aufgetreten war, wandte er sich vollständig der Homöopathie zu. Die eben genannten homöopathischen Journale enthalten polemische und experimentelle Arbeiten, desgleichen auch homöopathische Krankengeschichten aus seiner Feder; er war mit Stapf und von Brunnow Herausgeber von Sam. Hahnemanni materia medica pura. Dresd. et Lips. 1826, besorgte auch eine zweite Ausgabe von: C. Caspari, Katechismus der homöopathischen Diätetik für alle Kranke. Leipzig 1831. Außerdem veröffentlichte Groß noch folgende selbständige homöopathische Schriften: Diätetisches Handbuch für Gesunde und Kranke, mit vorzüglicher Berücksichtigung der homöopathischen Heilkunst. Leipzig 1824. Beurtheilung des Antiorganon des Dr. Heinroth. Leipzig 1826. Die homöopathische Heilkunst und ihr Verhältniß zum Staate. Leipzig 1829. Ueber das Verhalten der Kreißenden und Wöchnerinnen, sowie des neugeborenen Kindes, in diätetischer und therapeutischer Rücksicht. Leipzig 1831. Die Teplitzer Heilquellen in ihren positiven Wirkungen auf den gesunden Menschen und als antipsorisches Heilmittel. Leipzig 1832. Das Verhalten der Mutter und des Säuglings vom Augenblicke der Empfängniß an bis zu dem Zeitabschnitte, wo sie letzteren entwöhnt. Ein Taschenbuch für Neuvermählte. Leipzig 1833. Zweite Ausgabe. Dresden und Leipzig 1845. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GROSS (Joh. Georg), Professor der Theologie und Prediger zu Basel, geb. daselbst 1581, gest. 1630. Seine Schriften beweisen ausgebreitete Gelehrsamkeit. Neben einer großen Anzahl von Dissertationen und Predigten hat man von ihm: Baßler-Erdbeben, so sich innerhalb sechshundert Jahren in und um die Stadt und Landschaft Basel erzeigt haben. Basel 1614. 4. Die Gegend von Basel wurde besonders in früherer Zeit öfters von Erdbeben beunruhigt. Das Verzeichniß beginnt mit dem ersten bekannten Erdbeben vom 12. Mai 1021 und schließt mit demjenigen vom 24. Sept. 1614. Das fürchterlichste war das Erdbeben vom 18. Oct. 1356, dessen verheerende Wirkungen Joh. v. Müller beschreibt (Gesch. schweiz. Eidgenossenschaft. Bd. 2. S. 374). Ferner hat man von Groß: De christiana republica libri III. Bas. 1612. 8. — Theatrum biblicum ex scriptis theologorum veterum. 2 tom. 4. 1615. 1618. — Thesaurus concionum sacrarum. Basil. 1617. 4. — Der Bruder von Groß, Johannes, ebenfalls Prediger zu Basel (gest. 1629), hat eine: Kurze Chronik von Basel herausgegeben (1624), die zwar als Seltenheit gesucht wird, aber sonst keinen Werth hat, und voller Fabeln und Aberglauben ist. (*Escher.*)

GROSS (Otto Philipp Freiherr von Gross zu Trockau), würzburgischer und bambergischer Staatsmann, geb. den 19. Febr. 1761 zu Kupferberg, gest. im August 1831 zu Würzburg. Er studirte auf den Universitäten Würzburg und Göttingen, war dann ein halbes Jahr bei dem Kammergerichte zu Wetzlar thätig und machte darauf zu seiner weiteren Ausbildung mehrjährige Reisen in Frankreich. Im J. 1787 wurde er zum wirklichen würzburgischen Hof- und Regierungsrath, 1795 zum Regierungspräsidenten und wirklichen Geheimen Rath und zugleich zum fürstlich bambergischen und würzburgischen Gesandten beim Reichstage zu Regensburg ernannt; zugleich war er Domcapitular und Domherr zu Würzburg. Im J. 1797, als die österreichischen und französischen Heere sich Regensburg näherten, war er es, welcher mit dem Freiherrn v. Seckendorf vom Reichstage den Auftrag erhielt, beim Erzherzoge Karl und den französischen Generalen für das sämmtliche Personal und die Archive des Reichstages die Neutralität zu erwirken. Er hinterließ ein bedeutendes Vermögen und vermachte verschiedene Summen den Armen. — Seine Schriften sind staats- und völkerrechtlichen Inhalts und von polemischer Färbung. Ihre Titel sind: Etwas über die Wahl des Fürstbischofs in Würzburg zur Reichstagsdeputation. Regensburg 1795. — Beleuchtung der Berichtigung des Etwas über ꝛc. Regensburg 1795. — Antwort auf das Sendschreiben über die Beleuchtung des Etwas ꝛc. Regensburg 1795. — Ueber die Clausel des 4. Ryswyker Friedensartikels. Frankfurt 1796. — Bemerk. über den vom Herzog zu Pfalzzweibrücken zur Reichstagsversammlung genommenen Recurs. Germanien 1796. — Uebersicht der dem Hochstifte Würzburg von den preuß. Fürstenthümern in Franken zugefügten Beeinträchtigungen. Regensburg 1798. — Freimüthige Gegenbemerkungen über das kaiserl. Commissions-Decret vom 5. März 1801. — Was für Maßregeln hat wohl die Reichsritterschaft in Franken und Schwaben jetzt zu ergreifen? 1802. — Vergl. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 9 von 1831. S. 1213 fg. (*R. Pallmann.*)

GROSSALBERTSHOFEN (Mineralwasser). Die im Ganzen nur zu localer Benutzung gelangende Quelle entspringt in der Nähe von Sulzbach und Amberg im

bairischen Landgerichte Sulzbach, war schon 1582 bekannt, wurde jedoch erst 1726 gefaßt. Nach Vogel's Analyse sind in 16 Unzen Wasser enthalten:

Schwefels. Talkerde	5,25	Gran.
Salzs. Talkerde	0,50	„
Kohlens. Kalkerde	3,00	„
Kohlens. Talkerde	0,20	„
Kohlens. Eisen	0,05	„
Schwefels. Kalkerde mit einer Spur Kieselerde	1,00	„
	10,00	Gran.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GROSSALMERODE. — Etwa vier Stunden in östlicher Richtung von Cassel (im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen) entfernt erhebt sich aus einem Knäuel wild in einander geschobener Bergmassen eine bewaldete Höhe, der Bilstein genannt, 2035′ über den Meeresspiegel hervorragend. Der Wanderer, der diese Höhe etwa von Cassel her ersteigt, sieht Anfangs nichts als eine wüste, ziemlich eng eingeschlossene, hier und da mit Wald bedeckte Hochfläche. Kaum aber hat derselbe den letzten Gipfel erklommen, als sein Auge durch eins der großartigsten und herrlichsten landschaftlichen Bilder überrascht wird, welche im schönen Hessenlande überhaupt zu sehen sind. Nach Norden hin erstreckt sich bis zum Zusammenfluß der Fulda und Werra (deren Wasserscheide der Bilstein ist) das weithin ausgedehnte kaufunger Waldgebirge. Am fernen Horizont dämmert bei hellem Wetter der Brocken, während in nordöstlicher Richtung die Fenster Göttingens glitzern und die Burgruinen der Gleichen und des prächtigen Hanstein den Blick auf sich ziehen. Von Osten her tritt dem Auge zunächst ein mächtiger Koloß, der 2391′ hohe sagenreiche Weißner entgegen, der höchste aller Berge Althessens, und weiter hinaus, Kuppe über Kuppe, das Werragebirge, von der steil abfallenden Klippe des Heldrasteins und von den scharf hervortretenden Trümmern der uralten Reichsfeste Boyneburg an bis über das kalte, hochgelegene Eichsfeld hinaus, wo sich der (dem umwohnenden Volke für heilig geltende) Gehülfensberg mit seiner alten Kirche, dem Ziele zahlreicher Wallfahrten, erhebt. Gegen Süden (wo das Auge bei hellem Himmel an dem jähen Gewände des Alheimer unfern von Rotenburg vorbei bis zu der in nebelhafter Ferne sich zeigenden Milseburg im Lande der Rhön schweifen kann) ist in nächster Nähe der bis zu einer Höhe von 2038′ aufsteigende Hirschberg breit und mächtig dahingelagert, während im Westen der Bergrücken des Habichtswaldes mit den Schlössern Wilhelmshöhe und Löwenburg und mit dem seinen Gipfel krönenden Riesenbau des Octogons hervortritt. Die Häusermenge, welche in einiger Entfernung vom Fuße des Habichtswaldes sich zeigt, ist Cassel, und der helle, lichte Strahl, der zu Zeiten aus dem Walde selbst sich erhebt, ist die groteske Fontaine von Wilhelmshöhe. Ueberall sieht das Auge auf Berg und Wald mit prachtvollen Wiesengründen, die zunächst in einzelne Bergkessel und auf Hochebenen, dann nach Nord und Ost in tiefer gelegene Waldungen, und endlich in das liebliche und gesegnete Thal der Werra hinabführen.

In einem solchen Bergkessel liegt, in südöstlicher Richtung von Bilstein, etwa ½ Stunde von der Spitze desselben entfernt, das hessische Städtchen Großalmerode — in einer Höhe von 1138′ über der Meeresfläche, 688′ höher als das (2½ Stunden entfernte) an der Werra gelegene Städtchen Witzenhausen, aber rings von noch bedeutenderen Höhen umschlossen, indem es südöstlich von der Kuppe des Querenberg, genannt der „Hohekopf", um 570′, nordöstlich vom Langenberge um 652′, nördlich vom Stein um 716′, westlich vom Pfaffenberg um 278′ und südöstlich vom Hirschberg um 900′ überragt wird [1]).

Ursprünglich, im tieferen Mittelalter, noch zur Zeit, als (1263) Hessen von Thüringen abgetrennt wurde, gehörte diese Hochebene nicht zu Hessen, dessen Grenze sich gerade vor derselben über den Hirschberg hinzog. Erst seitdem Hessen ein selbständiges und dem Reiche unmittelbar zugehöriges Fürstenthum geworden war, kam dieses vormals thüringische Bergland zu Hessen hinzu.

Wann diese Gegend zuerst bebaut, wann Großalmerode gegründet wurde — darüber schweigt die Geschichte. Allein nicht nur die Zusammensetzung des Namens mit „rode" [2]), sondern auch die Beschaffenheit der Gegend weist darauf hin, daß dieses spät geschehen ist. Das rauhe Klima und die spärliche, an steilen Abhängen zerstreute Feldflur konnte zum Anbau wenig einladen. Umschließt doch noch gegenwärtig die 2800 Aecker zählende Gemarkung des Ortes nur 612 (noch vor wenigen Jahrzehnten sogar nur 584) Acker tellbaren Landes! Den ursprünglichen Namen von Großalmerode hat man als **Almunderoda** angegeben und darin den Eigennamen **Almunt** erkennen wollen, sodaß Almerode die Rodung des Almunt sein würde. Hiernach wäre dann der Name von Almerode mit dem Namen der bei Wichdorf gelegenen Wüstung **Almundehusa** zusammenzustellen. Allein der Name kann auch anders abgeleitet werden; und vor Allem ist zweierlei zu beachten, nämlich 1) daß der Ortsname Almerode in Hessen öfter vorkommt, nicht nur in dem (nur 1½ Stunde von Großalmerode entfernten) Orte Kleinalmerode, sondern auch in Wüstungen bei Spangenberg und Boyneburg; und 2) daß unser Großalmerode zuerst im J. 1503 — und vorher gar nicht — erwähnt wird. Allerdings finden sich in vielen Büchern Mittheilungen aus einer angeblichen viel früheren Geschichte Großalmerodes vor. Allein diese (grundfalschen) Angaben sind dadurch entstanden, daß man die über Kleinalmerode vorhandenen urkundlichen Nachrichten auf Großalmerode übertrug, und wiederum auf Kleinalmerode bezog, was in Urkunden von dem nur eine kurze Strecke Wegs davon entfernt ge-

1) Sämmtliche Höhenangaben beziehen sich auf die Nordsee; ein Zusatz von je 5′ ergibt die Höhe über der Ostsee. 2) Alle auf „— rode" auslaufenden Ortsnamen kennzeichnen sich hierdurch als solche, welche den jüngsten Ansiedelungen im Lande angehören und in einer Zeit entstanden, wo man durch Rodung des Waldes für neue Ortsanlagen Raum zu schaffen begann.

wesenen Dorfe **Hungershausen** überliefert ist. Diese Verwirrung, welche z. B. in **Bach's** Gesch. der kurhess. Kirchenverfassung S. 11. Anmerk. 3 zu ersehen und auch in spätere Schriften übergegangen ist, hat die landläufig gewordene Meinung herbeigeführt, daß Großalmerode ein uralter, schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters entstandener Ort sei. Da nun Großalmerode in dem Verzeichniß der Pfarrorte des (so ziemlich ganz Niederhessen umfassenden) Archidiaconatssprengels Fritzlar aus dem Jahre 1425 (welches **Falkenheimer** in seiner Geschichte hessischer Städte und Stifte, B. II. S. 213—226 mitgetheilt hat) nicht vorkommt, und da dasselbe auch in Würdtwein's Beschreibung des Fritzlarer Archidiaconatssprengels (Dioec. Mogunt. comment. T. III. p. 419 sq.) aus dem J. 1506 nicht erwähnt wird, so nahm man an, daß Großalmerode in diesen beiden Urkunden (die doch alle Merkmale der sorgfältigsten Arbeit an sich tragen, die sich auch beide auf Geldverhältnisse, nämlich auf Diöcesansteuern, beziehen) übersehen, vergessen worden sei. Indessen konnte Großalmerode damals aus dem einfachen Grunde nicht „übersehen" werden, weil von Großalmerode selbst überhaupt noch nichts zu „sehen" war, weil es noch gar nicht existirte.

Ziehen wir alle für die Frage nach der Entstehung von Großalmerode in Betracht kommenden Nachrichten herbei, so stellt sich aus denselben folgender Zusammenhang, folgender geschichtliche Verlauf zusammen:

Der **kaufunger Wald** umfaßte den ganzen Raum zwischen der Werra und Fulda, welcher von der Gelster und der Losse abgegrenzt wird. Dieses wird z. B. durch eine Urkunde von 1246 bewiesen, in welcher Herzog Otto von Braunschweig der Stadt Minden ihre althergebrachten Holz- und Huteberechtigungen in silva, quae adiacet civitati inter Gelstram et Lotzmane bestätigt (Orig. Guelf. IV, 201). Daß diese Grenzbestimmung des kaufunger Waldes über die Grenzen des Hessengaues hinausgeht, darf nicht auffallen, da der östliche Theil dieses Waldes bis 1618, theilweise sogar bis 1831 Hessen und Braunschweig gemeinsam war und darum das „Gemenge" hieß.

Dieser kaufunger Wald war nun ursprünglich eine **Almende**, ein ungetheiltes Eigenthum, compascuum, der Mark Kirchdietmold, hernach des Gerichts Neustadt zu Cassel (zu welchem Gericht Großalmerode bis auf die neuere Zeit gehörte)[3]). In dieser Almende lag das Dorf **Hungershausen**[4]), in einem Waldthale am hungershauser Bach, 1/4 Stunde westlich von Hubenrode. Im J. 1303 haben die von Uslar dem Wilhelmitenkloster zu Witzenhausen das Patronatrecht über die dasige Kirche geschenkt. Im J. 1343 bestand das Dorf noch. Indessen wurde dasselbe späterhin allmälig verlassen und schließlich ging es ganz ein. Die Einwohner von Hungershausen begannen sich 1300 Schritte östlich von ihrem bisherigen Wohnorte in einer **Rodung** der **Almende** anzubauen, aus welcher die Dorfschaft **Almenderoda** wurde. Dieselbe wird urkundlich 1353 **Almunderoda** und 1385 **Almederade**, später **Almerode** genannt. Wahrscheinlich wurde die Kirche zu Hungershausen (deren Reste noch jetzt vorhanden sind) längere Zeit auch noch von Almerode aus benutzt, bis auch sie zerfiel und der Neubau eines Gotteshauses in dem neuen Orte nöthig wurde. Dieses mag recht spät geschehen sein; denn erst 1518 incorporirte der Erzbischof Albert von Mainz (was nach dem Vorkommniß von 1303 sonst viel früher zu erwarten gewesen wäre) mit Einwilligung Wittekind's von Uslar die Kirche zu Almerode dem Wilhelmitenkloster zu Witzenhausen.

Erst damals hörte man nun in Hessen von einem zweiten Orte „Almerode" sprechen und zwar in Zusammenhang mit der im kaufunger Walde heimisch gewordenen Glasbrennerei. Erst mit dem Jahre 1465 beginnen die Nachrichten von den in diesem Walde errichteten Glashütten, welche allerdings die Annahme begründen, daß die dasigen Hüttenmeister von dem in dieser Gegend vorhandenen trefflichen Thon Kunde hatten und denselben zur Herstellung ihrer Glashäfen benutzten. Daraus folgt allerdings noch nicht, daß diese Gegend schon damals in wirkliche Cultur genommen sei. Bestimmte Nachrichten über den Betrieb der dasigen Thongruben finden sich erst aus dem Jahre 1503 vor. Kurz (vielleicht einige Jahrzehnte) vorher ist es also vorgekommen, daß die Glasbrenner des kaufunger Waldes in der **Almende** eine neue **Rodung** vornahmen, und daß sich hier Leute anbauten, um Thon zu schürfen und denselben selbst zu verarbeiten oder zu verkaufen. So entstand ein neuer Ort, welcher bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrh. hinein **Almederode**, **Almenrodt**, **Almanaroda**, **Almenrode** genannt wurde[5]). Der rasche Aufschwung, den die Glasbrennerei im kaufunger Walde nahm, führte dazu, daß das neue „Almenderode", auf dessen Thon und Sand diese Industrie vorzugsweise beruhte, seit dem Anfange des 16. Jahrh. in kürzester Zeit zu einer selbständigen bürgerlichen Gemeinde heranwuchs; aber erst mit dem Jahre 1537 begann der Ort historische Bedeutung zu erlangen, indem Almerode damals zum Bundeshauptorte des über einen großen Theil Norddeutschlands verbreiteten Gläsnerbundes erhoben wurde.

Da die Gerichtsorganisation zur Zeit, als das neue Almerode entstand, längst abgeschlossen war, so erklärt es sich, daß dasselbe zu keinem der drei Schöppenstühle des Amtes Neustadt (in dessen Bezirk es lag) gehörte und daher sein eigenes Rügegericht erhielt. Auch war Almerode von allen Diensten frei. Schon gegen das Ende des 16. Jahrh. hatte Almerode eine solche Ausdehnung gewonnen, daß es zu den größten und volksreichsten Dorfschaften ganz Hessens gehörte. In einem aus jener Zeit stammenden hessischen Dorfbuche wird bemerkt, daß in Almerode damals 113 Hausgesessene, aber nur drei

---

3) **Landau**, Beschreibung des Hessengaus S. 67 und 79.
4) **Landau**, Beschreibung der wüsten Ortschaften in Kurhessen S. 292.

5) Das **gleichzeitige** Vorkommen dieser Formen erklärt sich nur, wenn „**Almenderode**" als Grundform des Namens angesehen wird.



Wagen existirten (was auf den fast gänzlichen Mangel des Ackerbaues hinweist). Oberkaufungen erscheint (mit seinen 130 Hausgesessenen) in diesem Dorfbuche als das einzige Dorf des Amtes Neustadt, welches eine zahlreichere Bevölkerung hatte. Das ältere Almerode dagegen wird hier mit nur 67 Hausgesessenen verzeichnet.

Indem daher das alte Dorf von dem neuen desselben Namens längst überflügelt war, so begann man seit dem Anfange des 17. Jahrh. jenes als Klein- und dieses als Groß-Almerode in unterscheidender Weise zu bezeichnen.

Es erhellt hieraus, daß Großalmerode seine eigentliche Entstehung, den Anfang seiner Geschichte nicht der Ausdehnung und Productionskraft seiner Feldflur, nicht einer für den Handel günstigen Lage oder sonstigen Annehmlichkeiten und Vorzügen, die etwa zum Anbau hätten Anregung geben können, verdankt, — denn von dem Allen war fast nichts vorhanden, — sondern daß die Entstehung und geschichtliche Entwickelung Almerode's lediglich auf dem beruht, was dasselbe unterhalb der Oberfläche seiner Gemarkung tief im Schooße der Erde besitzt, und zwar vor Allem seinem mächtigen Lager des trefflichsten feuerfesten Thons. — Richten wir daher zunächst auf die geognostischen Verhältnisse der Gegend unsern Blick! [6])

Die feuerfesten Thone sind als eine locale Bildung der Schichtenreihe der hessischen Braunkohlenformation eingeschaltet, einer Gruppe des Tertiärgebirges, welche man mit dem Namen Oligocän bezeichnet hat. In ursprünglich zusammenhängender Verbreitung über den größten Theil von Hessen bis zur Wetterau erscheint dieselbe infolge der allgemeinen Erosion des Festlandes in heutiger Zeit als zahlreiche isolirte Schollen von wechselnder Gestalt und Ausdehnung über genanntes Gebiet zerstreut, und namentlich da noch erhalten, wo die Eruptionen der Tertiärperiode ihre feurig flüssigen Extravasate als basaltische Gesteine in schützenden Decken über dieselbe ausbreiteten und die verhältnißmäßig leichte Zerstörung dieser mehr lockeren Gebirgsschichten verhinderten. Auch in vorliegender Gegend ist diese häufige Erscheinung durch die Dolerite und Basalte des bis zu 2038' Meereshöhe aufsteigenden Hirschberges deutlich ausgesprochen. Die hier so erhalten gebliebene tertiäre Bildung ist in ihrer räumlichen Ausdehnung verhältnißmäßig nur klein, indem dieselbe bei unregelmäßig kreisförmiger Begrenzung im Maximum ½ preußische Meile Durchmesser hat. Ihre Lagerung ist muldenförmig, von allen Seiten dem Berge zufallend, und discordant auf der Triasformation. Von dem Dorfe Romerode über Epterode bis Großalmerode und von da bis einige hundert Schritte westwärts Ringenkuhls bilden Schichten des Muschelkalks die Begrenzung, während die Westgrenze, bezeichnet durch den Terrainabschnitt des Tiefenbachs, im bunten Sandsteine liegt, sodaß eine Linie von Romerode nach dem Dorfe Wickenrode gezogen, die Scheidungsgrenze der Unterlage bezeichnet, welche ost- und nordwärts derselben Muschelkalk, westwärts derselben aber bunter Sandstein ist. Die Ausdehnung der feuerfesten Thone erstreckt sich jedoch nicht über diese ganze Fläche, sondern beschränkt sich auf den östlichen und nördlichen Theil derselben, von Epterode über Großalmerode bis in die Nähe von Ringenkuhl, wo dieselben zu Tage ausgehen. Wie weit sich dieselben gegen das Innere des Berges, d. h. in die Tiefe der Mulde erstrecken, ist noch unbekannt. Isolirt hiervon liegt ¼ Meile nördlich am Steinberge eine kleine Partie derselben Schichten und bezeichnet die ursprünglich größere Ausbreitung der Bildung in dieser Richtung. Die Entwickelung der großalmeröder Tertiärbildung ist unter allen Vorkommnissen derselben Schichten in Hessen die vollkommenste, nicht allein in Bezug auf die eigene Ausbildung der feuerfesten Thone, sondern ganz allgemein, und namentlich noch besonders hinsichtlich der Einlagerungen von fossilem Brennmaterial. Die Reihenfolge des gesammten Schichtencomplexes ist von Unten nach Oben folgende:

Aufgelagert auf den Muschelkalk und wie dieser mit etwa 20° gegen den Hirschberg einfallend ist eine Schicht von braunem Sand in einer Mächtigkeit von 8—10 Fuß und von erheblicher Festigkeit im Lager selbst, während derselbe an der Luft rasch zu lockerem Sande zerfällt. Ueber ihm folgt ein Lager Braunkohlen von 10—15 Fuß Stärke, erdiger Beschaffenheit und nur geringer Heizkraft. Es bildet die Unterlage des feuerfesten Thons, in welchem man technisch drei Abtheilungen streng von einander scheidet. Die tiefste Lage nennt man Pulverthon, weil sie durch die ganze Masse Schwefelkies in fein vertheilten Körnern führt, welche im zersetzten Zustande schwarz wie eingestreutes Pulver erscheinen. Dieser Thon ist zur Fabrication von Pfeifen sowol als auch von Glashäfen nicht zu gebrauchen, da wegen des erwähnten und mechanisch nicht vollständig zu entfernenden Eisengehaltes die Masse beim Brennen bräunlich wird und sogar stellenweise verschlackt, weshalb sie zur Tiegelfabrication thunlichst gereinigt werden muß. Die folgende Lage ist der Pfeifen- oder Glashäfenthon, die zu diesen Fabricaten allein geeignete Masse. Er führt häufig Knollen und Krystallgruppen von Schwefelkies, welche vor der Verarbeitung sorgfältig ausgeschieden werden müssen. Auch flammenartige blau-schwarze Flecken sind häufig, welche jedoch, da sie von Bitumen herrühren, die Güte des Materials nicht beeinträchtigen, indem diese Färbung beim Brennen verschwindet. Meistens ist dieser Thon von weißer Farbe. Seine feuerfeste Beschaffenheit theilt er mit dem Pulverthon und verdankt dieselbe dem fast gänzlichen Fehlen von Alkalien, alkalischen Erden und Eisenoxyd, sodaß die Masse fast reines wasserhaltiges Thonerdesilicat ist, wie aus folgender Analyse hervorgeht:

Chemisch gebundenes Wasser	3,0
Kieselsäure, freie	1,0
Kieselsäure, gebundene	66,0
Thonerde	29,0
Eisenoxyd	1,0

6) Die hier gegebene geognostische Beleuchtung der Umgegend von Großalmerode verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Privatdocenten Dr. Mösta zu Marburg.

Die folgende und oberste Lage bildet der Oberthon oder kurze Thon von etwas bröcklicher Beschaffenheit und meist bräunlicher Farbe. Er ist als feuerfestes Material nicht zu gebrauchen, dagegen als Töpferthon von vorzüglicher Güte. Die Mächtigkeit dieser drei Lagen geht bis zu 40 Fuß. An einigen Stellen liegt über ihnen ein sehr fetter, reiner Thon, die sogenannte Walkererde oder Wascherde, welche namentlich in Großalmerode selbst gewonnen wird.

Ueber dem feuerfesten Thon liegt eine eigenthümliche Sandschicht, der sogenannte Fliessand, dessen einzelne Quarzkörnchen so fein sind, daß dieselben als solche selbst nicht mit der Lupe zu erkennen sind. Er zerfließt mit Wasser zu einem dichten, zähen Schlamm und bildet ein Lager von 3—4 Fuß Stärke, welches mehrfach gewonnen und als Putz- und Polirmittel Verwendung findet. Dann folgen 10—12 Fuß mächtig blaue und blauschwarze Thonschichten mit einem an Versteinerungen reichen sandig-mergeligen Zwischenlager, dessen Conchylien die Bildung als eine im brackischen Wasser abgesetzte charakterisiren, während die folgende Schichtenreihe eine Süßwasserbildung ist. Dieselbe beginnt mit einer mindestens 200 Fuß mächtigen Ablagerung von Sand, Thon und Lettenschichten, denen Flötze von erdigen Braunkohlen und sogenannten Alaunerzen eingelagert sind. Vielfache alte Tagebaue und Halden von Brandproducten deuten auf eine frühere sehr umfangreiche Alaungewinnung aus diesen Schichten. Sie werden bedeckt von einer starken Lage Triebsand mit einer etwa 8 Fuß dicken aufgelagerten Lettenschicht, über welcher das im hirschberger Grubenbaue tiefste Braunkohlenflötz von 33 Fuß Mächtigkeit liegt. Von dem folgenden höheren, 62 Fuß mächtigen Kohlenlager ist es nur durch eine Schicht bituminöser Letten, den sogenannten Lebererzen, von 1 Fuß Stärke getrennt. Weiter aufwärts folgt Letten mit aufgelagerten festen Braunkohlensandsteinen, etwa 25 Fuß mächtig, und über letzteren, dem sogenannten Sohlgestein, das oberste 50 Fuß dicke Braunkohlenlager. Die überlagernden folgenden Schichten sind Letten und Sande von noch etwa 100 Fuß Mächtigkeit, auf denen die Dolerit- und Basaltdecken der Hirschbergkuppe den Niveauabschluß bilden. Für die Gesammtbildung ergibt sich hieraus eine verticale Höhe von mindestens 550 Fuß, in welcher an guten, bauwürdigen Braunkohlen nahezu 150 Fuß, an Braunkohlen überhaupt aber mindestens 180 Fuß eingelagert sind.

Unzweifelhaft waren die mächtigen Thonlager der Gegend wenigstens schon im Anfange des 15. Jahrh. entdeckt. Auch mußte man damals schon den eigenthümlichen Sand des Pfaffenbergs aufgefunden haben. Dieser Sand ist ein reiner, eckig körniger Quarzsand, welcher in losen Schichten der Formation des bunten Sandsteins eingelagert ist.

Beides nun, der Thon und der Sand von Almerode, waren ein treffliches Material zur Bereitung von Glas. Aus dem Thone wurden nicht nur die Schmelzhäfen, sondern auch die Ofensteine der Glashütten hergestellt. Die nur 3 Stunden entfernte, an der Werra gelegene uralte Saline Soden lieferte die zur Bereitung des Glases erforderliche Asche. Daher finden wir im kausunger Walde schon im J. 1443 Glashütten vor, welche ihr Material aus der Gegend von Almerode und aus Soden bezogen. Der außerordentliche Holzreichthum dieses ausgedehnten Waldreviers veranlaßte es auch bald, daß die Zahl der Glashütten zunahm. Im J. 1466 waren acht derselben vorhanden. Auch in der entfernteren Nachbarschaft Almerode's entstanden solche Hütten. Im J. 1491 wird z. B. eine Glashütte unterhalb der (etwa 2 Stunden entfernten) Burg Reichenbach erwähnt. Im J. 1505 kommen im kausunger Walde wieder acht Hütten vor: am Hertzigberge (Hirschberge), am Steinberge, im Fortbach, auf den Rödern, zu Ziegenhagen (auf buttlarischem Gebiete), oberhalb Helsa und am Querenberge. In den Jahren 1507 und 1511, auch noch später, kommen Hütten im Zuckstechen, im Töngesstechen und am Sandberge, 1532 auf dem Gebörne im Scharzbach, in der Rieste, zu Oberrode und in der Eibach vor. Im J. 1527 wurde eine neue Hütte auf der Wenne bei Vaake (am Rheinhardswald) aufgerichtet, sowie 1535 eine andere im Birkenbache über Roßbach, unfern von Witzenhausen.

Die Annahme ist berechtigt, daß auch diese wie andere in noch weiterer Entfernung von Almerode errichteten Hütten sich ihren Bedarf an Thon eben dort holten. Wenigstens erhellt schon aus den ersten Nachrichten, welche (aus dem Jahre 1503) über die Thongruben von Almerode vorliegen, daß dieselben schon damals zu den landesherrlichen Regalien gezählt wurden, und daß die inländischen Gläsner für die Benutzung der Thongruben nur einen jährlichen Zins von 1 Fl. zu zahlen hatten, während die ausländischen Gläsner den doppelten Zins zahlen mußten.

Alle diese in Hessen und außerhalb Hessens (im Speshard, an der Rhön, im Gerstengau [Gerstungen], auf dem Eichsfeld und am Harze) seßhaften Gläsner bildeten nun im Anfange des 16. Jahrh. einen festgeschlossenen Bund, der im Speshard seine Malstätte hatte. Als Obervoigte des Bundes galten die Grafen von Rieneck. Allein der Bauernkrieg, in welchem die Gläsner des Speshard sich den Bauern angeschlossen hatten, zersprengte die bisherige Organisation des Bundes. Die Scharen des schwäbischen Bundes, von denen das geängstigte Würzburg befreit worden war, verwüsteten mit den Hütten des unglücklichen Landvolks im Speshard auch die dortigen Ansiedelungen der Gläsner und trieben die letzteren aus dem Lande. Alle Privilegien und Freiheiten des Bundes wurden dort aufgehoben. In dem mainzischen Bezirke des Speshard fand der Bund allerdings noch Duldung; allein in der neuen Ordnung, welche der Kurfürst für denselben aufrichtete, wurde die Zahl der Hütten beschränkt, und außerdem wurden den Hüttenmeistern Verpflichtungen auferlegt, die diese für unerträglich hielten.

Aus seinem bisherigen Boden entwurzelt, mußte daher der Bund der Gläsner anderswo einen neuen Mittelpunkt seiner Organisation zu finden suchen. Nun

lagen aber die Lebensbedingungen der ganzen Gewerbthätigkeit des Gläsnerbundes thatsächlich in Almerode. Indem sich daher der Blick der Hüttenmeister alsbald nach Almerode wendete, traten dieselben mit dem Landgrafen Philipp in Verhandlung, der im J. 1537 das Amt eines Obervoigts des Gläsnerbundes übernahm, den Bundesbrief desselben confirmirte und es hierdurch genehmigte, daß Almerode zum Bundeshauptort, zur Malstätte des „Glesener Gerichts" erkoren wurde.

Durch den „Bundesbrief", auch „Zunftbrief" genannt, war die ganze Gewerbthätigkeit der Gläsner („des gemeinen Gläsener Handwerks", „der ganzen Gläsener Gesellschaft") auf das Genaueste geregelt und in Ordnungen eingewiesen, die zum großen Theil freilich Beschränkungen derselben waren.

Nur von Ostern bis Martinstag durften die Hütten betrieben werden. Zu Martini wurde das Feuer in den Oefen gelöscht, das erst zu Ostern, und zwar nicht Einen Tag früher, wieder brennen durfte. Von Martini bis Ostern ruhte daher das Gewerk gänzlich.

Ein Meister mit einem Knechte sollte täglich nicht mehr als 200 Biergläser oder 300 Becher verfertigen, ein solcher aber, der allein (ohne Knecht) vor dem kleinen Loche stehe, sollte nicht mehr als 100 Biergläser oder 175 Becher herstellen dürfen. Das Fensterglas betreffend, war die tägliche Production einer Hütte auf 6 Centner kleines oder 4 Centner großes Glas beschränkt. Für beide Fensterglase war das Maß genau bestimmt. Auch die Preise der Waaren hatten ihre ganz bestimmte Firirung: 200 hohe Biergläser kosteten 1 fl., 100 Becher 7½ Böhmisch, 225 kurze halbe Drillinge und kleine Stännchen 1 fl.

Zur Erlernung des Handwerks sollten nur Söhne von Gläsnern und Mitgliedern der Zunft zugelassen werden. Jeder Lehrling mußte jedoch bei seiner Aufnahme in die Zunft das 12. Lebensjahr zurückgelegt haben und mußte bei derselben den Bundesbrief beschwören. Auch sollte ein Anfänger täglich mit drei Gläsern oder einem Schaub Fensterglases beginnen. Was er mehr bereite, das sollte entweder wieder zerschlagen oder vom Meister zu der diesem gestatteten Zahl verrechnet werden. Kein Meister sollte einem Andern die Knechte abwenden; jeder Geselle aber, der aus andern, nicht zum Bunde gehörigen Wäldern komme, sollte vor seiner Zulassung zur Arbeit zu Almerode auf den Bundesbrief schwören. Wurden Meister und Knechte bei der Dingung bezüglich des Lohnes nicht sofort einig, so mußte der Geselle binnen acht Tagen absagen, widrigenfalls er dem Dienste des Meisters verfallen war. Das Gesellengeschenk sollte 2 fl., nicht mehr und nicht weniger sein.

Im J. 1559 ertheilte Landgraf Philipp auf den Wunsch der „Bundesmeister und Schöffen des ganzen Gläsener Handwerks zu Almerode" einen neuen Bundesbrief, der dem Bunde allerlei neue Vergünstigungen gewährte. Von einem Arbeitsmaße für die Anfänger ist darin keine Rede mehr; ebenso wenig vom Gesellengeschenk. Dagegen wurde die Buße von Uebertretungen des Zunftbriefes auf 40 fl. erhöht und der Preis der Waaren für den Verkauf an Inländer genauer bestimmt. 200 hohe Biergläser, nämlich halbe Drillinge und Baßgläser, sollten 1 fl., 100 gemeine Weinbecher 7½ Albus, 225 kurze halbe Drillinge und kleine Stännchen 1 fl. kosten. Der Inländer, welcher zum Verkauf ins Ausland kaufen würde, wohin zu verkaufen nur der Hüttenmeister berechtigt war, wurde mit hoher Strafe bedroht. Die Forstknechte wurden angewiesen, die Bundesmeister bei der Visitirung der Hütten zu unterstützen. Während in dem Zunftbriefe von 1537 die tägliche Herstellung des Fensterglases in Centnern angegeben war, wurde sie jetzt in Schauben, eine Anzahl von 6 Tafeln, bezeichnet; das Tagewerk wurde nämlich auf 36 Schauben kleines und 24 Schauben großes Fensterglas firirt.

Die Glashütten in den Wäldern bestanden aus der eigentlichen Hütte und der Arbeiterwohnung. Daneben war auch wol noch ein Stall für die Ochsen vorhanden, welche zu den Holzfuhren gehalten wurden. Seinen Haushalt hatte übrigens der Hüttenmeister nicht hier, sondern in einer nahe gelegenen Dorfschaft. Während des Winters scheinen die Hütten ohnehin ganz verlassen gewesen zu sein. Fast alle Gläsner des kaufunger Waldes waren auf hessischem Boden heimisch, und zwar die meisten in Almerode.

Ueber die innere Einrichtung der Hütten und über die Art und Weise der Glasbereitung liegen sehr wenige Nachrichten vor. Jede Hütte bereitete sowol Hohl- als Tafelglas; zur Herstellung des letzteren diente der Streckofen. Demgemäß unterschieden sich die Knechte der Hüttenmeister in sogenannte Glaser (Blaser) und Strecker oder Wirker. Die Fritte oder das Gemenge (der Glassatz) bestand aus Sand und aus gemeiner, unausgelaugter Asche und wurde vorher auf einem Steine zerrieben, ehe der Hafen damit gefüllt wurde. Jede Hütte durfte aber nur Einen solchen Stein haben. Zur Fritte setzte man, um die Schmelzbarkeit zu erleichtern, noch Glasscherben hinzu. Auch scheint jeder Ofen nur zwei sogenannte Fenster gehabt zu haben, aus denen die flüssige Glasmasse herausgelangt wurde, ein großes und ein kleines. Nur vor dem großen Fenster konnte ein Meister zugleich mit einem Knechte arbeiten.

Die einzelnen Hütten waren theilbar, und nicht selten ging eine Hütte in das gemeinschaftliche Eigenthum mehrerer Meister über.

Im kaufunger Walde schlug man um 1580 den jährlichen Holzbedarf einer Hütte auf 800 Klaftern an. Für die Fällung und Scheiterung des Holzes hatte der Hüttenmeister selbst zu sorgen; an eine Anweisung durch den Förster wurde nicht gedacht. Erst späterhin hielt man es zur Vermeidung von Streitigkeiten wenigstens für nöthig, jeder Hütte einen bestimmten Bezirk im Walde zuzuweisen.

Das bereitete Glas wurde entweder in kleineren Quantitäten im Lande oder in Masse an Kaufleute abgesetzt. Von den Hütten im kaufunger Walde geschah dieses in der Regel über Minden oder auch über Witzenhausen.

Die Errichtung von Hütten hing in Hessen durchaus von dem Willen des Landesherrn ab, der sich in

jedem neu ausgestellten Bundesbriefe ausdrücklich das Recht vorbehielt, die von ihm genehmigten Einrichtungen jederzeit ändern oder auch gänzlich beseitigen zu können.

Für ihren Hüttenbetrieb hatten die Hüttenmeister bestimmte Abgaben zu entrichten, nämlich den eigentlichen Hüttenzins, das Forstgeld und eine Glaslieferung. Der Hüttenzins (der für die Concession zur Errichtung einer Hütte gezahlt wurde) hatte im 15. Jahrh. 13 fl. betragen, wurde aber im Laufe des folgenden Jahrhunderts wiederholt erhöht. Bis 1551 zahlte der Hüttenmeister 13 Thlr. Zins, seit 1552 dagegen 40 Thlr. Im Jahre 1556 wurde der Zins auf 50, 1570 auf 100, 1576 auf 120 Thlr. gesteigert. — Das Förstgeld betrug 1582 im kaufunger Walde für die Hütte 60 Thlr. — Als Glaslieferung mußten damals von jeder Hütte des Waldes alljährlich 60 Stück Biergläser und 6 Schauben Fensterglas entrichtet werden. — Daneben hatte der Hüttenmeister noch die Kosten für Thon, Sand und Ofensteine, die er in Almerode kaufte, zu tragen. Im Jahre 1582 betrugen diese Kosten 5 Thlr.

Die Oberaufsicht über den Bund führte als „oberster Vogt“ desselben der Landgraf durch den Oberförster des kaufunger Waldes aus. Unter demselben fungirten die sechs Bundesmeister zu Almerode, welche jährlich sämmtliche zum Bunde gehörige Hütten zu visitiren hatten. Zur Visitirung der ausländischen Hütten mußten ihnen deren Meister die nöthigen Geleitsbriefe erwirken und zusenden. Alljährlich, am Pfingstmontag, traten die Bundesmeister in Almerode zur Abhaltung des Bundesgerichts, des „Gläsnergerichts“ zusammen, auf welchem alle Hüttenmeister, Knechte und Jungen, die zum Bunde gehörten, erscheinen mußten. Fehlte Jemand mit genügender Entschuldigung, so hatte er nur 3 Turnus, blieb er aber ohne triftige Entschuldigung aus, so hatte er 20 fl. als Buße zu zahlen. Von den 20 fl. erhielt der Landgraf die Hälfte, während die andere Hälfte, wenn der Ungehorsame ein Inländer war, der Bundeskasse und dem Oberförster in gleichen Theilen zufiel, während von Auswärtigen diese Hälfte ihren betreffenden Grundherren zu entrichten war.

Am Pfingstmontag pflegte es daher in Almerode schon am frühen Morgen ungewöhnlich lebendig zu werden. Im J. 1557 waren an diesem Tage über 200 Hüttenmeister, Knechte und Jungen versammelt. Nachdem das Gericht nach Beendigung des Gottesdienstes Mittags 12 Uhr mit den Glocken eingeläutet war, trat dasselbe ordnungsmäßig zusammen. Wie der Schultheiß im gewöhnlichen Gericht, so führte hier der Oberförster des kaufunger Waldes als Richter den Vorsitz. Umgeben war derselbe von den sechs Bundesmeistern und den sechs Schöffen des Bundes, von denen jene für Aufrechthaltung der Ordnung des Gerichts zu sorgen, diese das Recht zu weisen hatten. Zunächst wurde der Bundesbrief vorgelesen, worauf Meister, Knechte und Jungen zusammentraten, um alle ihnen bekannt gewordenen Uebertretungen des Bundesbriefes zu besprechen. Verschwieg Jemand ein ihm bekannt gewordenes Vergehen und kam dieses an den Tag, so verfiel er der Buße, welche auf dem verheimlichten Vergehen stand. Die von dem Gericht zur Anzeige gebrachten Verletzungen des Bundesbriefes wurden mit Verwarnung, oder mit einer Geldstrafe (gewöhnlich 20 fl.), oder auch mit Ausstoßung aus dem Bunde bestraft. Bis zur Erlegung der Buße (welche der Rentenschreiber in Cassel zu erheben hatte) mußte sich der Bestrafte aller Arbeit enthalten.

Zur Aufrechthaltung der Autorität des Gerichtes war nicht nur die Beeidigung jedes in den Bund Aufzunehmenden auf den Bundesbrief eingeführt, sondern es war auch den Knechten geboten, bei keinem bestraften Zunftmeister vor geschehener Sühnung seines Vergehens zu arbeiten, während der Meister verpflichtet war, den Gesellen den festgesetzten Lohn ohne Unterbrechung zu entrichten. Indessen den ausländischen Hüttenmeistern gegenüber, welche nicht zugleich unter der landesherrlichen Gewalt des Obervoigts standen, würde das Gericht seine Autorität doch schwerlich haben aufrecht erhalten können, wenn demselben nicht noch ein anderes Zwangsmittel, dessen Wirksamkeit sich zur Zeit durch nichts lahm legen ließ, zu Gebote gestanden hätte. Dieses Zwangsmittel bestand in der Unentbehrlichkeit des almeröder Thones und Sandes und der söder Asche für den Hüttenbetrieb. Wollte sich ein Gläsner in die Zunftordnung nicht fügen, so wurde geboten, demselben weder Thon, noch Sand, noch Asche zu verabfolgen, womit ihm die Fortsetzung seines Hüttenbetriebes unmöglich gemacht war.

In erster Instanz beruhte also die Execution des Gerichts auf der Unentbehrlichkeit des almeröder Thons. Indessen mußte diese Bedeutung des almeröder Thons für die Executivgewalt des Gerichts so lange einigermaßen fraglich sein, als das Graben des Thons und die Ausfuhr desselben freigegeben war. Denn bei dieser Einrichtung war auch den gegen den Zunftbrief sich vergehenden Gläsnern die Möglichkeit gegeben, sich in den Besitz des erforderlichen Thons zu bringen.

Diesem Misstande konnte nur dadurch begegnet werden, daß die Landesobrigkeit die Hand auf die Thongruben hielt, weshalb dieselben 1560 der freien Benutzung entzogen und an zwei Einwohner zu Almerode, Hans Strecker und Heinrich Kaufhold, verpachtet wurden. Zugleich wurde der Verkauf des Thons an Ausländer einer staatlichen Controle unterworfen. In dem von dem Oberförster des kaufunger Waldes und dem Rentmeister zu Cassel ausgestellten Pachtbrief heißt es: „Nachdem sich seit einiger Zeit mit dem Graben des Thons zu Almerode, dessen sich die Gläsner zu ihrem Handwerk gebrauchen müssen, der ausländischen Meister halber etliche betrügliche Hinterlist begeben, daraus nicht nur dem Landgrafen, sondern auch dessen Unterthanen, den Gläsnern, ein Nachtheil entsprungen, so hätten sie, solchem vorzukommen, im Namen des Landgrafen eine bessere Ordnung anzuheben sich unternommen. Sie hätten deshalb die gedachte Thongrube an Hans Strecker und Heinrich Kaufhold, beide zu Almerode wohnhaft, dergestalt auf den Zeitraum von zwei Jahren gegen einen jährlichen Zins von 20 fl. eingethan, daß dieselben den Thon den einheimischen Meistern, jedoch ohne unbillige Uebersetzung, verkaufen, den ausländischen Meistern aber, so

gegen den Zunftbrief des Gläsnerbundes handelten, keinen Thon verabfolgen sollten." — Bei dieser Gelegenheit wird auch zum ersten Mal die Wascherde zu Almerode erwähnt. „Den Wollenwebern des In- und Auslandes soll es verstattet sein, die zum Betrieb ihres Handwerks nöthige Wascherde in Almerode zu holen, und die Pächter sollen sich keine Uebervortheilung derselben zu Schulden kommen lassen. Damit aber nicht Thon als Wascherde ausgeführt werde, sollen die Pächter von dem Zöllner zu Witzenhausen Zollzinsen erhalten, um sie denen, welche Wascherde ausführen wollten, zu ihrer Legitimation zu verabreichen. Für den Fall, daß im kaufunger Walde noch mehrere Hütten niedergelegt werden sollten, wird den Pächtern eine Ermäßigung ihres Pachtzinses in Aussicht gestellt."

Es erhellt hieraus, daß die Wascherde, die man bis dahin ganz unbeachtet gelassen hatte, in der Pachtung nicht mit einbegriffen war. Erst damals wurde dieselbe ein Handelsartikel, dessen Förderung und Verkauf den Einwohnern zu Almerode freigegeben war. Die Gemeinde zahlte dafür im J. 1582 einen Jahreszins von 1 Thlr.

Die Ausführung des Häfenthones wurde von der Genehmigung der Bundesmeister abhängig gemacht, und die fürstlichen Beamten zu Witzenhausen erhielten die Weisung, keinen Thon ohne specielle Genehmigung der Bundesmeister durchführen zu lassen.

Wie streng auf die Vollziehung dieser Anordnungen gesehen wurde, erhellt aus Vorgängen der nächstfolgenden Jahre.

Im J. 1564 erfuhr man in Almerode, daß in den auf braunschweigischem Boden an der Nieme gelegenen Hütten größeres Glas bereitet wurde, als der Bundesbrief gestattete, weshalb die Eigner dieser Hütten in Strafe genommen wurden. Von braunschweigischer Seite wurde nun zwar geltend gemacht, der Bundesbrief sei nur für Hessen, nicht aber für andere Länder und Obrigkeiten verbindlich; allein der Oberförster des kaufunger Waldes gebot sofort unter dem 27. Febr. 1567 jenen Gläsnern, so lange weder Knechte, noch Thon, noch Asche, oder wie das sonst Namen haben möchte, aus Hessen folgen zu lassen, bis sie sich dem Zunftbriefe gemäß verhalten würden.

Im J. 1569 hatte Kurt Seitz und dessen Bruder, beide zu Unterrieden wohnhaft, eine Anzahl von Glashäfen verfertigt, welche eben ins Ausland abgeführt werden sollten, als der Oberförster davon Kunde erhielt. Sofort legte daher dieser auf die Waare Beschlag, untersagte den Verkauf bei einer Strafe von 100 Thlrn. und bedrohte die Beamten, falls sie den Verkauf nicht verhindern würden, mit derselben Strafe.

Indessen begann der Bund der Gläsner sich doch schon damals zu lockern und seiner allmäligen Auflösung entgegenzugehen. Schon um die Mitte des 16. Jahrh. war der kaufunger Wald durch die Glashütten in einer solchen Weise verödet, daß man in Cassel ernstlich an deren gänzliche Niederlegung dachte. Auch wurden die drei auf ausschließlich hessischem Grund und Boden bestehenden Hütten 1551 wirklich aufgehoben. Nur in dem sogenannten Gemenge erhielten sich die Hütten fort; ja deren Zahl erhöhte sich hier in den Jahren 1549—1558 sogar von 10 auf 16. Von diesen 16 Hütten sollten aber nach einer von dem hessischen Oberförster mit dem Amtmann zu Minden am 22. Sept. 1565 zu Nieste getroffenen Uebereinkunft die Hälfte niedergelegt werden. Dieses geschah nun zunächst freilich nur mit zweien; aber 1574 wurden nochmals zwei und 1576 wiederum zwei aufgehoben, sodaß nur noch 10 Hütten betrieben wurden. Zugleich wurde der (schon vorher wiederholt gesteigerte) Zins jeder Hütte auf 100 Thlr. erhöht, sodaß dieselben zusammen 1200 Thlr. aufbrachten.

Allerdings entstanden nichtsdestoweniger in Hessen hier und da neue Hütten; allein Grundsatz der Landesregierung war es doch, daß der Hüttenbetrieb zur Schonung der Wälder möglichst einzuengen sei. Diese Ungunst der Regierung und die wiederholt im Gläsnerbunde hervortretenden Unordnungen konnten dem Gedeihen des Bundes nicht förderlich sein. Seinen Todesstoß erhielt aber der Bund, als man auch außerhalb Hessens Thon von einer Güte entdeckte, daß die Unentbehrlichkeit des almeröder Thons für die Glasbrennerei aufhörte. Der Rückschlag der Entdeckung neuer Thonlager auf den Absatz des Thons in Almerode trat sofort hervor, indem schon der Nachfolger der beiden ersten Pächter der almeröder Gruben, Hans Seitz, den bisherigen Zins nicht mehr zu entrichten vermochte, weshalb derselbe auf die Hälfte, nämlich auf 10 fl., herabgesetzt werden mußte. Die erheblichste Wirkung jenes Ereignisses war aber die, daß das Gläsner-Gericht mit dem Eintreten desselben die Grundlage seiner Executive verloren hatte. Der Hüttenmeister konnte sich jetzt seinen Thon auch anderswo als in Almerode holen, brauchte sich also um die ihn beengenden Bestimmungen des Bundesbriefes nicht mehr zu kümmern, und sagte sich daher von dem Bunde los. Der Zerfall des Gläsnerbundes war hiermit unabwendbar geworden.

Der neue Zunftbrief, welchen Landgraf Wilhelm 1578 dem Gläsnerbunde ausstellte [7]), weist auf die schon damals eingetretene Veränderung der Verhältnisse direct hin. Landgraf Wilhelm erneuerte den Zunftbrief seines Vaters mit Hinzufügung von Zusätzen, welche dem Geschäftsbetriebe wesentliche Erleichterung gewährten. Es wurde den Meistern gestattet, ein Viertheil Biergläser und ein Viertheil Becher mehr, als ihnen in dem früheren Zunftbriefe zugestanden war, anzufertigen. Auch sollte das Tagewerk von 36 Schauben auf 42 erhöht werden dürfen. Allein es tritt aus diesen Zusätzen auch die Thatsache hervor, daß der Gläsnerbund bereits aus einem allgemeinen Bunde der Gläsner zu einer hessen-casselschen Gläsnerinnung zusammengeschrumpft war. Ein Hüttenmeister außerhalb Hessens kümmerte sich um den hessischen Bundesbrief gar nicht mehr. Daher wurde es den hessischen Meistern, welche außerhalb Hessens Hütten

7) Ueber diesen und die nachfolgenden Zunftbriefe wird hier zum ersten Mal Nachricht mitgetheilt.

errichten würden, zur Pflicht gemacht, in allen Stücken dem Zunftbrief genau nachzuleben; und den hessischen Gläsnerknechten wurde es nur für den Fall, daß sie im Inland keine Arbeit finden könnten, gestattet, sich bei auswärtigen Meistern zu verdingen. Dabei sollten aber die auswärts arbeitenden hessischen Gesellen nach wie vor verpflichtet sein, „zur Erzeigung ihres Gehorsams" alljährlich am Pfingstmontag vor dem Gläsnergericht zu erscheinen.

Noch deutlicher ist es aus den Zusätzen, mit welchen Landgraf Moritz den Zunftbrief 1593 abermals bestätigte, zu ersehen, daß die Glasbrennerei außerhalb Hessens allen Zusammenhang mit der in Hessen bestehenden Gläsnerzunft verloren hatte. Allerdings bestand dieselbe hier mit ihren Meistern, Knechten und Jungen, mit ihren sechs Bundesmeistern und sechs Gerichtsschöffen fort. Im „Gemenge" waren damals noch acht Hütten; und noch immer sprach der Oberförster des kaufunger Waldes am Pfingstmontag auf dem Gläsnergerichte zu Almerode Recht. Allein die Einrichtungen des Bundes waren hinter der Entwickelung der Gewerkschaftsverhältnisse am Harz und anderswo zurückgeblieben. Die hessischen Gläsner wünschten daher dieselben Vortheile zu haben, wie die am Harz, weshalb Landgraf Moritz denselben eine Erweiterung des Tagewerks auf 48 Schauben gestattete.

Als 1618 das „Gemenge" des kaufunger Waldes zwischen Hessen und Braunschweig getheilt ward, gingen die noch übrig gebliebenen Hütten in dem ohnehin so arg devastirten Walde rasch ein. Nach der Thronentsagung Landgraf Moritzens bestätigte allerdings dessen Sohn Landgraf Wilhelm V. 1629 den niederhessischen Gläsnern deren alten Zunftbrief aufs Neue; allein von dem früheren Gläsnerbunde ist hierbei doch nicht mehr die Rede. Die Bundesmeister und die Schöffen, der Oberförster des kaufunger Waldes und das Gläsnergericht zu Almerode sind verschwunden. Der neue Zunftbrief (oder richtiger: die Bestätigung und Erneuerung des alten) wird ertheilt „unseren lieben getreuen sämmtlichen Gläsnern und Hüttenmeistern im Rheinhardswald, Wendebach, Riste, Querenberg, im Buttlarschen, Rückradischen Gehölze", und enthält eine genaue Fixirung der den verschiedenen Arbeitern einer Hütte zukommenden Lohnsätze (dem Wirker 60 Thlr., dem Strecker 50 Thlr., dem Blaser und Schürer je 50 Thlr., dem Fässer und Kesseljungen je 7½ Thlr.). Dieser Zunftbrief von 1629 ist die letzte Erinnerung an den damals schon zu Grabe gegangenen Gläsnerbund.

Allerdings galt Almerode — welches nunmehr allgemein Großalmerode hieß — noch immer weithin als ein Hauptsitz des Gläsnergewerkes. Zahlreiche neue Hütten, welche im mittleren und nördlichen Deutschland entstanden (aber freilich großentheils sehr bald wieder eingingen), wurden von almeröder Meistern errichtet. Dabei tritt namentlich der Name der alten almeröder Familie Gundlach häufig hervor. Ja die Gläsnerzunft dehnte sich sogar von Almerode nach Skandinavien hin aus. Als nämlich der Herzog Karl von Schweden 1590 an den Landgrafen Wilhelm das Ersuchen stellte, ihm einige tüchtige, besonders in der Herstellung des Fensterglases geübte Gläsner zu senden, ging Engelhardt Becker aus Großalmerode im folgenden Jahre 1591 nach Schweden und errichtete hier die erste Glashütte, die allgemein als zu dem in Hessen bestehenden Gläsnerbund gehörig angesehen ward.

Am 12. Dec. 1641 schlossen die v. Buttlar mit Volkmar Becker und Esaias Gundlach, Glasermeister zu Großalmerode, einen Vertrag, worin sie diesen ihr Gehölz, die Winzenburg oberhalb Ziegenhagens, zum Zweck der Aufrichtung einer Glashütte überwiesen. Die Gläsner sollten ihr zum Betrieb der Hütte nöthiges Buchenholz darin hauen und sich dessen jährlich von Ostern bis Martini nach Hüttenrecht und Gewohnheit gebrauchen. Doch sollten sie das Gehölz nicht verösen. Zugleich wurde ihnen für ihre zu den Holzfuhren erforderlichen Ochsen die Hut im Walde gestattet. Die Gläsner versprachen dafür jährlich einen Zins von 120 Thlrn. zu entrichten und diesen Zins verhältnißmäßig zu erhöhen, wenn sie über die genannte Zeit hinaus arbeiten würden.

Indessen erstarb allmälig die Glasbrennerei — deren zahlreiche Trümmer und Reste in den Thalgründen des kaufunger Waldes zerstreut noch heutiges Tages wahrnehmbar sind — in Großalmerode und Umgegend doch fast gänzlich, indem daselbst seit dem Anfange des 17. Jahrh. ganz neue Industriezweige heimisch geworden waren, die sich als lucrativer erwiesen und bald alle Hände beschäftigten, nämlich einerseits die Alaunsiedereien und andererseits die Verfertigung der Schmelztiegel, Knicker und Kochgeschirre.

An den Gehängen des Hirschberges entdeckte man fast zu Tage liegend eine sehr erdige Braunkohle mit erheblichem Schwefelkiesgehalte. Die Entdeckung veranlaßte es, daß man am Hirschberge schon 1573 die erste Alaunhütte errichtete und bald auch zur Gewinnung von Braunkohlen überging. Indessen blieb diese Industrie vorläufig doch ohne wesentliche Bedeutung, indem sie zwar an vielerlei Stellen, aber doch nur in geringem Umfange betrieben wurde. — Den größten Umfang gewann dagegen alsbald die Verfertigung der Schmelztiegel, der Knicker (Spielkugeln) und der Kochgeschirre.

Diese Industrie wird zuerst zur Zeit des Landgrafen Moritz erwähnt, der dieselbe zu einem Monopol machte, welches er mit den Thongruben selbst verpachtete. Der Zins der letzteren steigerte sich hierdurch im J. 1600 bereits auf 1200 fl. Allerdings glaubten auch andere Töpfer als die Pächter des Monopols für sich das Recht der Tiegelbereitung in Anspruch nehmen zu können; allein wiederholt wurde diese Anmaßung denselben auf das Strengste untersagt. Der älteste Pachtvertrag, welcher vorliegt, datirt aus dem Jahre 1621. In demselben bekennt Landgraf Moritz, daß seine Unterthanen zu Großalmerode, Peter Töpfer der Aeltere, Hans Töpfer, Georg Töpfer, Christian Zimmer und Georg Ruelberg, ihn gebeten, daß er ihnen vergönnen möge, aus dem bei genanntem Dorfe gelegenen Thone nicht allein Tiegel für sich allein machen, sondern auch den Thon selbst nach ihrem Gefallen abführen und verhandeln zu lassen. Dem-

gemäß sollen die genannten Meister an jetzo erwähnten Orten bei Almerode auf drei Jahre für sich und ihre Erben ermächtigt sein, sich des Thones und des Tiegelmachens ohne eines Menschen Widerspruch zu gebrauchen und dieselben ihrem Gefallen nach zu verkaufen und abzuführen. Nur sollen sie der Hofhaltung zu Cassel die nothwendigen Tiegel und Retorten zu dem bisher üblichen Preise und ebenso auch den Unterthanen solche Waaren im bisherigen Kaufe gern und willig überlassen. Auch sollten ihre Tiegel recht gute und im Feuer beständige Waaren sein, damit Niemand davon zu Schaden komme. Kein anderer Meister sollte Thon graben, soweit sich die großalmeröder Thonkauten erstreckten, oder Tiegel verfertigen und brennen, sodaß also einzig und allein der ganze Tiegelhandel des Orts in ihren Händen sein sollte. Dagegen versprachen die Pächter jährlich 2200 fl. (à 26 albus) zu entrichten und zahlten sogleich beim Empfange des Leihebriefes 100 fl. Empfängnißgeld.

Von der Höhe, auf welche sich der Thon- und Tiegelhandel (ausweislich des so bedeutenden Pachtzinses) in kürzester Zeit erhoben hatte, sank derselbe während des dreißigjährigen Krieges, der die Lande verwüstete, ebenso rasch wieder herab. Der hessische Hausmarschall Valentin Goddäus, der 1640 die Pacht auf drei Jahre übernahm, zahlte jährlich nur 200 fl. Zins. Im J. 1645 erhielt man nur 175 fl., 1651 nur 85 fl. und 1663 sogar nur 10 fl. Pachtzins. Damals (1651) hatte man das Schmelztiegelmonopol wieder aufgegeben. Bei den nächsten Verpachtungen auf je weitere drei Jahre (1663—1682) steigerte sich der Pachtzins von 16 fl. auf 33 fl. Allein der letzte Pachter (seit 1682), Simon Rüppel, machte hierbei so schlechte Geschäfte, daß er schon im zweiten Jahre seiner Pachtzeit die Pacht wieder aufgab.

Allerdings stieg bei der neuen Verpachtung im Jahre 1686 der Pachtzins plötzlich wieder auf 120 Thlr., was sich daher erklärt, daß in diesem Jahre ein neues Thonfabricat, nämlich die irdenen Tabackspfeifen, in Cassel und Großalmerode heimisch geworden war. Allein auch diese neue Production prosperirte nicht recht, und die Pächter kamen bei ihrer Pachtung so wenig aus, daß sich die Regierung im J. 1719, da man kein annehmbares Pachtgebot erhielt, veranlaßt sah, die Thongruben in Administration zu übernehmen. Der damalige Alaunzehnterheber zu Großalmerode wurde zum Verwalter bestellt, der den Thon hacken ließ und so viel als möglich unmittelbar vor der Grube verkaufte. Derjenige Thon, der nicht unmittelbar von der Grube abgeholt wurde, sollte in der Scheune des Greben zu Großalmerode aufbewahrt werden. Der Preis des nach Großalmerode verkauften Fuders Thon war auf 1½ Thlr. (und 8 Albus Fuhrlohn) festgesetzt. Auswärtige hatten für das Fuder 2 Thlr. zu zahlen.

Indessen dauerte die Administration nicht lange, indem schon nach einigen Monaten sich eine Gewerkschaft von großalmeröder Einwohnern (Ruelberg, Gundlach ꝛc.) zusammenthat und noch in demselben Jahre 1719 die Thongruben für einen jährlichen Pachtzins von 200 Kammergulden in Pacht nahm. Diese Pachtung bezog sich jedoch nur auf den Glashäfen-, Schmelztiegel- und Pfeifenthon, nicht auf Wascherde und Bolus. Die Concession dieser letzteren (Wascherde und Bolus) zu fördern und zu verkaufen, war im Anfange des 18. Jahrh. der Familie Rüppel gegen einen Jahreszins von 3 fl. in Pacht gegeben. Der Vertrieb dieser Artikel war auch ein ganz günstiger. Im J. 1787 wurde für die auf diese bezügliche Concession eine Pacht von 6⅔ Rthlr. gezahlt. Dagegen kam die Gewerkschaft mit ihrem Thongrubenbetrieb allmälig in solche Verlegenheit, daß der Pachtzins 1743 auf 100 Kammergulden und 6 fl. Weinkauf herabgesetzt werden mußte. Seit 1777—1789, wo die Pacht zu Ende ging, brachten die Gruben jährlich 80 Thlr. ein.

Seit zwei Jahrhunderten war nun der Name von Großalmerode weltberühmt, sodaß Briefe, welche aus fernen Ländern, aus anderen Welttheilen in Cassel ankamen, nicht selten die Aufschrift „Cassel bei Großalmerode" führten, und Großalmerode selbst hatte im Laufe der Jahrzehnte an Zahl der Häuser und der Einwohner mehr und mehr zugenommen. Bei einer Zählung der „großalmeröder Mannschaft" im J. 1731 wurden 150 Namen verzeichnet. Aber noch immer war dasselbe ein zum (casseler) Amte Neustadt gehöriges Dorf der „Landschaft an der Fulda", an dessen Spitze ein „Grebe" stand. Je mehr sich indessen Großalmerode hob, um so bestimmter trat auch das industriell-städtische Gepräge der Ortschaft hervor. Schon 1669 baten sämmtliche Einwohner von Großalmerode die Regierung zu Cassel um Gestattung zweier Märkte für jedes Jahr, über deren Zulässigkeit damals die Magistrate zu Cassel, Witzenhausen, Allendorf und Lichtenau von der Regierung befragt wurden. Auch bewies die Gemeinde Großalmerode durch das, was sie 1736 zur Hebung der Schulbildung des Orts that, daß sie sich über das Niveau des dörflichen Wesens jener Zeit längst erhoben hatte, indem sie damals ihre Schule als eine Freischule (mit beträchtlichen Opfern) ganz neu errichtete [8]). Es hatte sich nämlich, wie in der Stiftungsurkunde vom Sonntag nach Neujahr 1736 ausdrücklich erklärt wird, herausgestellt, daß durch die nothwendige Zahlung des Schulgeldes (in einer jährlichen Abgabe von 26 Albus von jedem Kinde bestehend) bisher viele arme Aeltern abgehalten worden waren, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Auf Anregung des damaligen Greben Rüppel und mit Zustimmung aller Familienhäupter des Dorfes beschloß daher der Ortsvorstand von Großalmerode, die Zahlung des Schulgeldes ganz abzuschaffen und das Einkommen der beiden Schulmeister des Dorfes, welche vorher ihre Zustimmung hierzu erklärt hatten, in der Weise zu fixiren, daß jeder Lehrer außer dem von den Schulkindern nach wie vor zu beziehenden Holzgelde von dem Greben jährlich eine Anweisung von 40 Thlrn. an den Pachter des Gemeindewirthshauses erhielt.

Es war daher ein Act gerechter Würdigung der factischen Verhältnisse, den Landgraf Friedrich II. voll-

---

8) Vergl. Heppe, Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Bd. I. S. 311 fg.

zog, indem derselbe durch Patent vom 24. März 1775 Großalmerode zur Stadt erhob, welcher alsbald (7. April) vier Jahrmärkte verliehen wurden. In einem am 23. April 1775 veranstalteten gottesdienstlichen Feste feierte ganz Großalmerode dieses für die weitere Entwickelung seiner Verhältnisse nicht unwesentliche Ereigniß.

An der Spitze der Ortschaft stand nunmehr ein Magistrat, der aus dem Bürgermeister, sechs Rathsmitgliedern und einem Stadtactuarius bestand. Die Besetzung aller dieser Magistratsstellen wurde durch die Wahl der gesammten Bürgerschaft eingeleitet, und zwar wurde der Bürgermeister alljährlich gewählt, die Rathsmitglieder, so oft einer derselben abging. Die Präsentationsschreiben wurden nach vollzogenem Wahlact sub volanti dem landesherrlichen Beamten zugestellt, der sie mit seiner gutachtlichen Aeußerung nach Cassel zur Bestätigung einsandte. Im Siegel führte die Stadt (wie noch jetzt) drei Schmelztiegel mit dabei geschütteten Knickern, mit der Umschrift: **Ex gratia Friderici II. Hassiae Landgravii sigillum civitatis maioris Almerodae.** — Die neue Stadt besaß zwar nicht das Recht der Landstandschaft, auch nicht die Befreiung von den Fourage- und den Militärbaufuhrgeldern (welche unter dem Titel von Servicegeldern erhoben wurden), hatte im Uebrigen aber alle Gerechtigkeiten einer hessischen Stadt. Sie durfte in grünem Wachs siegeln; sie hatte eine ausschließliche Wein- und Branntweinschänk- und Herbergirungs-Gerechtigkeit (gegen eine gewisse, zur landesherrlichen Kammer zu zahlende Recognition) und das Recht, das von den vier Jahrmärkten aufkommende Markt- und Ständegeld zu erheben. Sie durfte zur Anlegung und Unterhaltung des Straßenpflasters den Fleischheller bei sich einführen; bezog das auf 10 Thlr. fixirte Einzugs- und das Bürgergeld, und war von der Bestenhauptsteydigung, von den Jagddiensten und vom Kohlengelde frei. Alle nach Großalmerode ziehenden auswärtigen Handwerker genossen für zehn Jahre Befreiung von allen Lasten. Innerhalb einer Meile durfte kein Dorf, das nicht mit dem Bierschank privilegirt oder bei welchem derselbe hergebracht war, Bier zum Verschänken brauen. Die Justiz wurde in Großalmerode wie in allen andern hessischen Städten am Orte selbst, jedoch ohne daß der Magistrat daran Theil nahm, ausgeübt. In Polizeisachen hatte der Magistrat unter dem Directorium des landesherrlichen Beamten zu verfügen und dazu ordentliche Polizeisessionen zu halten, auch die Polizeistrafen zum Besten des Aerars zu erheben und zu berechnen [9]).

Einstweilen blieb nun freilich in den gewerblichen Verhältnissen der Stadt Alles bei dem bisherigen Stand der Dinge. Der Betrieb der verschiedenen Gewerbe blieb derselbe wie er bisher gewesen war. Eine wesentliche Aenderung erfolgte aber sehr bald in der Behandlung der Thongruben, indem im J. 1789 eine öffentliche Administration derselben angeordnet wurde. Es kam dieses in folgender Weise:

Im J. 1788 stellten sämmtliche Pfeifenfabricanten der Stadt der Regierung vor, „daß der Thon nicht mehr in Menge vorhanden sei, und daß sie, sofern keine Beschränkung des Verkaufs ins Ausland verfügt werde, der Gefahr ausgesetzt wären, daran gänzlich Mangel zu leiden und ihr Gewerbe, von dem so viele Menschen sich ernährten, einstellen zu müssen". Diese Klagen berücksichtigend, stellte daher die Regierung im nächsten Verpachtungstermin die Bedingung, daß in Zukunft kein Thon mehr außerhalb Landes verkauft werden sollte.

Diese Bedingung bewog jedoch den bisherigen Pachter, von jedem Gebote abzustehen, während die Pfeifenmacher, welche allein boten, sich nur zu einer Jahrespacht von 20 Thlrn. verstehen wollten. Die Regierung schickte daher Sachverständige nach Großalmerode, welche durch Bohrversuche die Menge des noch vorhandenen Thones ermitteln sollten. Dieselben bohrten hier und dort, und ihr Spruch lautete, daß noch für Jahrhunderte hin an ein Ausgehen des Thones nicht zu denken sei. Die von den Pfeifenmachern geäußerte Besorgniß war also unbegründet. Da es nun einerseits feststand, daß die Pachter zum großen Nachtheil des Fiscus die Gruben durchaus nicht bergmännisch zu betreiben pflegten, indem sie namentlich oft, um nur die Kosten eines ordentlichen Baues zu vermeiden, den besten Thon mit Kummer verstürzten, und da man andererseits dem Pachter auch keine Einschränkung der Ausfuhr des Thones auferlegen wollte, so kam die Regierung auf den Gedanken, vorerst für ein Jahr eine Administration der Gruben höheren Orts zu beantragen. Der Antrag wurde am 15. Jan. 1789 genehmigt und mit dem 19. Febr. 1789 nahm die Administration ihren Anfang. Noch in demselben Jahre wurde für 628 Thlr. 10 Albus 8 Hlr. Thon verkauft und ein Reingewinn von 225 Thlrn. 17 Alb. 6¾ Hlr. erzielt. Daher beschloß man jetzt, die Administration der Gruben beizubehalten, die in den folgenden Jahren zu noch beträchtlicherem Reingewinn führte.

Daß sich Großalmerode, nachdem es die Rechte einer Stadt erhalten hatte, wirklich hob, ist aus dem (in den ersten Jahrzehnten wenigstens) nicht unerheblichen Wachsen seiner Einwohnerzahl und seiner öffentlichen Einnahmen zu ersehen. Im J. 1789 zählte Großalmerode 1382, im J. 1815: 1479, im J. 1839: 2078 Seelen. — Gegenwärtig hat die Stadt 300 Häuser und 2505 Einwohner.

Die Einnahme der Stadt betrug im J. 1780 = 877 Rthlr., im J. 1800 = 1190 Rthlr. und im J. 1838 = 3002 Rthlr., wogegen die Ausgaben in dem letztgenannten Jahre nur die Höhe von 2314 Rthlrn. erreichten. — Eine empfindliche Einbuße hat die Stadt neuerdings erlitten, indem ihr in Folge der Einführung der Gewerbefreiheit und des Wegfalls der gewerblichen Berechtigung ihr altes Wirthschaftsmonopol und damit eine jährliche Pachteinnahme von 2300 Rthlr. verloren ging. Hierdurch und durch die der Gemeinde auferlegten neuen Leistungen ist die Erhebung einer Gemeindeumlage von jährlich 66⅔ Proc. der directen Staatsabgaben zur Stadtkasse nöthig geworden, was um so drückender ist, da die

9) Vergl. Kopp, Handbuch zur Kenntniß der hessen-casselschen Landesverfassung und Rechte. Bd. IV. S. 535—537.

Stadt keinerlei Fonds, Stiftungen oder nennenswerthes Grund- oder Kämmereivermögen besitzt.

Auch einzelne Zweige der Industrie nahmen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen ganz erfreulichen Aufschwung, namentlich die Fabrication der Pfeifen. Allein im Allgemeinen ist die Entwickelung der großalmeröder Gewerbthätigkeit keine glückliche gewesen. Des Wohlstandes, den sich andere gewerbreiche Städte allmälig erworben haben, hat sich Großalmerode nicht zu freuen. Der Absatz der industriellen Production Großalmerode's ist theilweise geringer geworden, als er früher war, und die Bürgerschaft ist noch heute gerade so arm, wie sie früher gewesen ist. Namentlich hat sich auch der Absatz der Schmelztiegel verringert. Der Grund dieser Abnahme des großalmeröder Geschäfts ist zunächst in dem Umstande zu suchen, daß, während früherhin nur der almeröder Thon zur Fabrication feuerfester Tiegel gebraucht werden konnte, im Laufe der Zeit auch anderwärts (zu Obern- oder Hafnerzell an der Donau, zu Waldenburg in Sachsen, zu Stourbridge in England und zu Hogänäs in Schweden) Thonlager entdeckt wurden, welche dem großalmeröder Thon den Vorrang streitig machten.

Ein anderer Uebelstand war es, daß es in Großalmerode allezeit an dem zum schwungvollen Betriebe eines Geschäfts erforderlichen Kapital fehlte. Immer und immer nur als der kleine Arbeiter thätig, sah der Großalmeröder sich nie im Stande, seine gewerblichen Erzeugnisse selbst und unmittelbar zu Markte und in den Handel zu bringen, mußte sich vielmehr an Zwischenhändler halten, die ihn mittels fortwährender Vorschüsse an sich zu binden und von sich abhängig zu machen wußten, welche Abhängigkeit dahin führte, daß der großalmeröder Bürger sich nicht nur von dem Zwischenhändler die Preise seiner gewerblichen Producte stellen lassen, sondern auch einen Theil seines Lohnes von demselben in Waaren hinnehmen mußte.

Nicht minder als dieses wirkte auf die Industrie der Stadt die in derselben herrschende Macht der Gewohnheit ein. Der Enkel und Urenkel konnte es sich gar nicht anders denken, als daß er genau ebenso zu arbeiten habe, wie von dem Großvater und Urgroßvater gearbeitet worden sei, und daß Großalmerode ewig — Großalmerode bleibe.

Seitdem die Regierung Kurhessens constitutionell geworden war und den Bedürfnissen des Landes ein regeres Interesse zuzuwenden begann, war dieselbe (namentlich seit 1835) eifrigst bemüht, auch die großalmeröder Industrie in mannichfacher Weise zu heben. Sie legte in der Nähe der Stadt eine Thon-, Schlamm-, Stampf-, Mahl- und Glasurmühle an, baute, um die Anwendbarkeit des billigen Kohlenbrandes praktisch zu zeigen, einen eigenen Ofen, bemühte sich für Einführung der Fayencebereitung, errichtete eine Töpferlehranstalt, in welcher sie sogar für den größeren Theil des Unterhalts der Lehrlinge sorgte, und verausgabte für diese Zwecke etwa 4—5000 Rthlr.

Die wohlgemeinten Absichten der Regierung fanden freilich in Großalmerode nicht das rechte Vertrauen und Entgegenkommen und hatten darum auch nicht den von jener erwarteten Erfolg. Aber ohne allen Erfolg waren dieselben doch nicht; vielmehr konnte der Stand der großalmeröder Gewerbthätigkeit, wie er um 1840 war, zu den besten Hoffnungen berechtigen. Mit der Verfertigung der Tiegel waren damals sieben Werkstätten beschäftigt. Die großen Tiegel gingen meistens nach Iserlohn, die kleineren beinahe sämmtlich nach Amerika. Der jährliche Erlös betrug etwa 35,000 Rthlr. In 30 Werkstätten wurden Kochgefäße aller Art hergestellt, welche nach Preußen, Baiern, in die Schweiz und andere Länder gingen. Viele Hände waren mit der Verfertigung von Knickern beschäftigt, die ihren Absatz vorzugsweise über Hamburg nach Amerika fanden. In 22 Werkstätten wurden irdene Pfeifen geformt, von denen nur die langen in Deutschland abgesetzt wurden, während die kurzen, die sogenannten Sklavenpfeifen, nach Amerika ihren Weg fanden. Zwei Töpfer lieferten Zuckerhutformen. Außerdem bestanden noch 6 Ziegelbrennereien, 1 Potaschesiederei, 1 Steingutfabrik, deren Waaren vorzugsweise nach Preußen verkauft wurden, und an 60 Nagelschmieden [10]). Indessen späterhin hat die Industrie der Stadt Großalmerode zwar in einzelnen Artikeln, namentlich in der Production von Apothekerbüchsen und Kochgeschirren, sich gehoben, dagegen in anderen, namentlich seit den Jahren 1867 und 1868, mehr und mehr abgenommen, und nur in der Umgegend der Stadt ist ein kräftigerer und erfolgreicherer Aufschwung gewerblichen Lebens und Strebens wahrzunehmen.

Werfen wir daher einen Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse der Stadt und deren Umgebung!

Die verschiedenen Thonarten werden an verschiedenen Orten gewonnen: der Schmelztiegelthon in der Faulbach, die Wascherde und der Töpferthon dicht bei Großalmerode und der Glashäfen- und Pfeifenthon an der Straße von Pfaffenberg nach Großalmerode.

Außer der herrschaftlichen Thongrube bestehen seit Einführung des preußischen Berggesetzes (durch welches der von der kurhessischen Regierung als Regal betrachtet gewesene Thonverkauf freigegeben ist) in Großalmerode noch 4 Thongräbereien und Thonhandlungen.

Unter den 1840 bestandenen Thonfabriken sind die Tiegelfabriken und andere zum Theil, die Pfeifenfabriken großentheils eingegangen. Dagegen sind seitdem zwei neue Etablissements entstanden, die große Chamottestein- und Graphitschmelztiegelfabrik der Gebrüder Gundlach, mit einer Dampfmaschine von 16—24 Pferdekraft, und die Graphitschmelztiegelfabrik von Becker und Piscantor. Daher bestehen jetzt im Ganzen 32 Thonfabriken, nämlich 4 Schmelz-, 4 Wasserröhren-, 2 Graphitschmelztiegel-, 5 Pfeifen-, 3 Ziegel-, 1 Chamottestein- und 13 Kochgeschirrfabriken. Die Fabrication geschieht in Fabrikanlagen. Nur die Knicker und Schießer werden (im Werthe von 1000—2000 Rthlr. jährlich) durch Hausindustrie angefertigt. Außer dem Betriebe von Glasurmühlen durch Wasserkraft werden mechanische Kräfte nicht angewendet. Die Formung der Schmelztiegel geschieht

10) Landau, Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen S. 331.

auf einer einfachen Scheibe. Man verfertigt dreikantige und konische von verschiedener Größe, und zwar so, daß sie in Sätzen sich in einander fügen. Die Masse der Tiegel ist durch den beigemengten Sand sehr rauh, weshalb sie sich zum Schmelzen edler Metalle nicht geeignet zeigen. Dagegen sind sie feuerbeständig, ertragen den Temperaturwechsel und widerstehen salzigen und bleiischen Glasflüssen, schmelzen jedoch eher als Stabeisen. Die Schmelztiegelfabrikanten (deren Zunftverband längst aufgehört hat) wohnen theils in Großalmerode, theils in dem (1/2 Stunde entfernten) Dorfe Epterode, und hatten im J. 1866 zusammen 14 Werkstätten. Damals wurden zur Schmelztiegelfabrication 7500 Centner Thon- und Kieselerde aus Privatgruben und 210 Klafter (à 150 Kubikfuß) Brennholz aus dem Staatswalde verwendet. Der Absatz der Tiegel geht nach allen Ländern Europa's und nach Nord- und Südamerika. Die Anzahl der Arbeiter, welche in den verschiedenen Thonwerkstätten überhaupt beschäftigt werden, ist gegenwärtig 205, der Versandt an Thonwaaren aller Gattung 120,800 Ctr., an rohem Thon 112,000 Ctr.

Unter den industriellen Etablissements der nächsten Umgegend von Großalmerode fassen wir zunächst die hoch auf dem Steinberge gelegene Thonwaarenfabrik der steinberger Gewerkschaft ins Auge!

In den Jahren 1832—1836 gruben einige Grundbesitzer der dortigen Gegend am Steinberg und Bilstein Braunkohlen. Um diesen Bergbau energischer und erfolgreicher betreiben zu können, vereinigten sie sich 1836 mit noch mehreren Gewerbtreibenden und bildeten mit denselben die bilstein-steinberger Braunkohlengewerkschaft. Im J. 1840 arbeitete das Kohlenwerk mit 23 Mann und lieferte 8000 Maß Kohlen. Die geringe Qualität der mittels Tagebau gewonnenen Kohle war jedoch dem Absatz derselben sehr hinderlich. Daher versuchte man es nun mit Alaunsieden und Ziegelbrennen. Allein auch damit wurde keine Rente erzielt, weshalb das Werk in den Jahren 1849—1855 ganz still lag. Auf den schlechten Kohlen lagerte aber ein sehr guter Thon, auf welchen 1855 die jetzige steinberger Gewerkschaft ihre Thonwaaren- und Chamottesteinfabrik gründete. Dieselbe producirt fast ausschließlich feuerfeste Steine zu Hochöfen, Copalöfen, Schweißöfen ꝛc. Die Herstellung glasirter Thonröhren zu Wasserleitungen ꝛc. hat infolge der hohen Brennholzpreise neuerdings sehr abgenommen. Kohlen und Thon werden durch Tagebau ohne Hilfsmaschinen gefördert. Die Fabricate werden in besondern Fabrikanlagen mittels zweier Dampfmaschinen von zusammen 28 Pferdekraft und verschiedenen Hilfsmaschinen hergestellt. Durchschnittlich werden 92 Mann beschäftigt. Im letzten Geschäftsjahre wurden abgesetzt: 35,000 Ctr. roher Thon an Glashütten, Eisenwerke ꝛc., 50,000 Ctr. feuerfeste Steine und 1700 Stück glasirte Röhren. Das eigentliche Absatzgebiet ist Westfalen, Rheinland und Hannover; doch wird auch nach Oesterreich, Böhmen und Schlesien abgesetzt. Geklagt wird, daß die fehlenden Eisenbahnen und hohen Arfrachten das Absatzgebiet zu sehr erschweren, indem die letzteren häufig 33 1/3 vom Werthe der Waare betragen.

Etwa 3/8 Stunde südlich von Großalmerode liegt am Fuße des Hirschberges die Freiherrlich v. Waitz'sche Chamottesteinfabrik Faulbach. Hierselbst hatten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Minister Freiherr v. Waitz zu Eschen in Cassel und Bergrath Wolff in Schmalkalden eine Alaunsiederei und ein Braunkohlenwerk angelegt. Die erstere ging nun freilich alsbald wieder ein; das Kohlenwerk dagegen erhielt sich und versah viele Jahre hindurch einen großen Theil der Umgegend mit Brennmaterial. Hernach, in den Jahren 1818—1820 machte der Besitzer einen Versuch, die Braunkohlen zum Glasbrennen zu verwenden. Auch gelang der Versuch in soweit, daß gutes weißes Glas in allen möglichen Formen hergestellt wurde. Die Fabrik, welche zahlreiche Arbeitskräfte beschäftigte, schien daher im besten Gange zu sein, als es sich herausstellte, daß dieselbe doch nicht die entsprechende Rente abwarf. Das Kohlenwerk ging jedoch fort und beschäftigte im J. 1840 24 Arbeiter, welche 22—23,000 Maß Kohlen förderten. Um zu einer noch ergiebigeren Verwendung der Braunkohlenflötze zu gelangen, erwirkte sich der Besitzer außerdem die staatliche Genehmigung zur Anlage einer Fabrik für feuerfeste Steine. Nach längeren Mishelligkeiten mit den großalmeröder Thon-Industriellen (welche in diesem Project einen Eingriff in ihre Rechte sahen) wurde endlich im J. 1856 die Fabrik in bescheidenem Umfange errichtet. Im Wesentlichen bestand dieselbe aus 8 à circa 200 Ctr. fassenden Brennöfen und einer zwölfpferdigen Dampfmaschine, welche erstere für continuirlichen Betrieb mit Braunkohlenfeuerung eingerichtet waren. Da es jedoch wegen des sehr variabeln Feuchtigkeitsgrades der Braunkohlen nicht gelingen wollte, ein gutes Gas zu erzielen, so begab man sich zur Planrostfeuerung, die man auch bei den späteren Ofenanlagen beibehielt. — In ihrem jetzigen Umfange für den Sommer- und Winterbetrieb eingerichtet, besitzt die Fabrik außer den erwähnten Anlagen eine 25pferdige Dampfmaschine, welche den Dampf aus 9 Henschel'schen Röhrenkesseln erhält, und welche 2 Holländer zum Mahlen der Chamotte, 2 desgleichen zum Zerkleinern des Thons, die erforderlichen Siebe, sowie 4 Thonknetfässer und einen Schlickeysen'schen Thonschneider betreibt. Außer den 8 kleinen vorerwähnten Oefen besitzt die Fabrik 4 große Steinöfen mit 750 Ctr. und 2 Thonöfen mit circa 900 Ctr. Fassungsvermögen, welche sämmtlich einseitig gefeuert werden und liegender Construction sind.

Fabricirt werden Chamottesteine jeder Größe und jeder Façon für Eisenhoh-, Copal-, Stahl-, Coaks- ꝛc. Oefen, sowie für alle Feuerungsanlagen der Technik, und sodann Quarzsteine für Puddel- und Schweißöfen.

Die Production betrug in den Jahren

1864:	42,000 Ctr.	(Werth: 18,420 Rthlr.)
1865:	75,000 „	(Werth: 34,000 „)
1866:	77,200 „	(Werth: 40,000 „)
1868:	76,000 „	
1869:	102,000 „	
1870:	132,000 „	

Der Kohlenverbrauch steigerte sich in den Jahren 1868—1870 von 42,561 Maß auf 56,972 Maß (à Maß = $3^1/_2$ Ctr.), welche aus eigenen Gruben bezogen wurden.

Die Arbeiterzahl beträgt (im J. 1866: 75 Mann) jetzt durchschnittlich 110 Mann. — Der Vertrieb der Waaren geht hauptsächlich an die westfälischen und andere norddeutsche Eisenwerke. Eine weitergehende Concurrenz mit englischen und belgischen Steinen ist bei dem Mangel einer directen Eisenbahnverbindung nicht möglich.

Von der Faulbach führt der Weg am Fuße des Hirschberges her zu den herrschaftlichen Thongruben.

Dieses fiscalische Werk baut auf einem der Tertiärformation angehörigen Flötze von feuerfestem Thon, welches in einer Mächtigkeit von durchschnittlich 6 Meter ungefähr das mittelste Glied der dortigen, aus wechselnden Lagen von Kohlen, Sand und Thon bestehenden Tertiärformation bildet. Das Thonlager streicht hauptsächlich von Osten nach Westen und fällt stark nach Süden ein. Die Specialgrube, in welcher der feuerfeste oder Häfen-Thon liegt, besteht von Oben nach Unten aus

1) oberer Kohlenflötz,
2) Schwimmsand,
3) Thon (sehr sandreich, daher kurzer Thon),
4) Oberthon, in Tintenthon übergehend,
5) Häfenthon (abbauwürdige Lagerstätte),
6) Pulverthon,
7) Wascherde,
8) Unteres Braunkohlenflötz.

Das fiscalische Werk beschränkt sich darauf, den Häfenthon (Nr. 5) zu gewinnen, früher durch Tagebaugruben, jetzt durch unterirdischen Bau. Der Häfenthon wird fast ausschließlich zur Anfertigung von Glashäfen benutzt und kann durch kein anderes Material ersetzt werden. Seine Eigenschaften sind vorzüglich Feuerbeständigkeit und geringes Schwinden beim Brennen, sowie Fähigkeit der auflösenden Wirkung der Glasmassen zu widerstehen.

Außer diesem Häfenthon werden noch die beim Betriebe fallenden Oberthone an Ziegelmacher und sonstige Gewerbtreibende zu Großalmerode verkauft. Dieser Thon ist ebenfalls sehr feuerbeständig, jedoch zu Häfen nicht zu gebrauchen.

Die Production hat im J. 1854 mit 117,855 Ctr. den höchsten Stand erreicht. In den letzten Jahren ist der Jahresabsatz auf eine durchschnittliche Höhe von 106,000 Ctr. mit Oberthon gekommen, und vertheilte sich

1)	an Glashütten östlich der Bahnlinie Bremen-Cassel	10,500 Ctr.
2)	an Glashütten westlich derselben	18,400 "
3)	an Glashütten in Oesterreich (Böhmen)	3,000 "
4)	an Glashütten in Rußland	4,400 "
5)	an Glashütten in Norwegen und Schweden	3,200 "
6)	nach Amerika	31,500 "
7)	an Fabriken feuerfester Materialien und an großalmeröder Gewerbtreibende Oberthon und kurzer Thon	35,000 "

Der Ertrag des Werkes beträgt (abgesehen von den ungünstigen Resultaten des letzten Jahres) 3—4000 Rthlr.

Durch den unschätzbaren Werth seines Häfenthonlagers wird das Werk mit dem zunehmenden Fortschritt der Industrie unzweifelhaft immer werthvoller werden — namentlich wenn es in die Hände eines Privaten kommen sollte. Ohne großen Kostenaufwand würde es möglich sein, eine Anlage für Fabrication von feuerfesten Steinen, Ziegeln und Baumaterialien jeder Art herzustellen, indem Material und Terrain hinreichend vorhanden ist. Indessen können diese so wesentlichen Bedingungen eines schwungvolleren Betriebes des Werkes doch erst dann vollkommen wirksam werden, wenn Großalmerode die entsprechenden Bahnverbindungen und Transportverhältnisse erlangt haben wird.

Etwas höher als das fiscalische Werk liegt das Freiherrlich v. Waitz'sche Braunkohlenbergwerk Hirschberg, zu welchem auch die Kohlenwerke Faulbach und Johanneswiese gehören.

Schon vor Jahrhunderten wurden hier Alaunsiedereien betrieben, durch die man zuerst auf das Vorkommen der Braunkohle aufmerksam wurde, dieselbe mittels Tagebau gewann und zur Feuerung bei den Siedereien benutzte. Hernach — in den Jahren 1809—1822 — legten die Besitzer einer damals in Großalmerode errichteten Steingutfabrik (Johannes Rüppel, Heinrich Elias Ruelberg aus Großalmerode und Martin Völker) hier ein Kohlenwerk an, um die Kohlen zum Rohbrand des Steinguts zu verwenden. Hierbei entdeckte man nun eine ganz vortreffliche sogenannte Glanzkohle. Die Steingutfabrik ging jedoch 1822 ein, worauf Baron Waitz zu Eschen den Berg erwarb und durch größere Stollenanlagen den Bergbau bald in Schwung brachte. Geführt wird derselbe in den drei übereinander liegenden, an den nördlichen und östlichen Gehängen des Hirschbergs abgelagerten (durch Schichten der Tertiärformation, Thon und Sand, von einander geschiedenen) Braunkohlenflötzen, deren Streichen bei einem Einfallen von circa 10° gegen den Berg von Osten nach Westen geht.

Die Mächtigkeit der Flötze variirt zwischen 14 und 35′. Sie wurden erschlossen durch den hirschberger Tiefbau-Maschinenschacht, durch den Theresen-, Barbara-, Johanneswieser-, Anna-, Epteroder Hute-, Ringenkuhler- und Adolph-Stollen. Bei einer Belegschaft von 110 Mann hat man in den letzten vier Jahren durchschnittlich 155,434 Maß (die Maß = 11 Kubikfuß hess.) = 544,019 Ctr. Braunkohlen gefördert. Von diesen Kohlen werden durchschnittlich im Jahre 45,000 Maß zu der Ultramarin- und der Chamottesteinfabrik des Herrn v. Waitz verwendet. Der Rest wird nach Cassel, Großalmerode und in die Umgegend von Witzenhausen verkauft. An eine Vergrößerung des Absatzes ist, so lange Großalmerode keine Eisenbahn hat, vorerst nicht zu denken, da die westfälische Stein-, sowie die vorzügliche böhmische Braunkohle starke Concurrenz macht.

Unfern dieser Werke besteht seit 1858 die große Ultramarinfabrik des Hirschbergs. Dieselbe ist durch Transferirung von Braunlage am Harz, wo das Blau-

farbenwerk lange Zeit betrieben war, entstanden. Die Hauptgründe dieser Verlegung waren die hier gebotene Möglichkeit größerer Ausdehnung durch bessere Verkehrsmittel und insbesondere das Vorhandensein eines billigen Brennmaterials (Kohlen), indem in Braunlage mit theuerem Holz gearbeitet werden mußte. Die Fabrik ist in einem Zeitraume von wenigen Jahren dreimal bedeutend vergrößert worden, sodaß sie hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit jetzt eine Anlage zweiten Ranges repräsentirt. Sie steht Tag und Nacht im Betrieb und beschäftigt 70 Arbeiter. Zum Betriebe von 2 Trocken- und 10 Naßmühlen wird eine Dampfmaschine von 25 Pferdekraft verwendet. Die erzielten Producte sind Ultramarin, und zwar a) sodablaue, b) glaubersalzblaue und ultramarin grüne. Die Jahresproduction von absolut reinem Ultramarin beläuft sich auf 250,000 Kilogramm, aus denen durch Versetzen mit verschiednen Zuschlägen 325,000 Kilogramm verkäufliche Waare erhalten wird, die ihren Absatz in die Staaten des deutschen Reichs, nach England, Frankreich, Holland, Italien, Spanien, Rußland, Oesterreich und Nord- und Südamerika hat.

Von der Ultramarinfabrik und den anderen umliegenden Etablissements ziemlich entfernt liegt hoch oben an den kahlen Abhängen des Hirschberges, nur 563 Fuß unter dem Gipfel, die Fabrik Ringenkuhl, zum Dorfe Wickenrode gehörig, aber mit ihrem prachtvollen schloßartigen Herrschaftshause und ihren zahlreichen Fabrikbauten und mit den Hunderten darin beschäftigten Menschen fast selbst ein Dorf darstellend. Schon seit Jahrhunderten hatte man auch hier Alaun gewonnen, später auch Braunkohlen gefördert, als im J. 1840 eine Gewerkschaft zusammentrat und hier eine von vornherein auf größere Ausdehnung berechnete Alaun- und Sodafabrik zu errichten beschloß. Das Unternehmen hatte auch alsbald den trefflichsten Erfolg. An dem Rande eines tief in den Bauch des Berges getriebenen Tagebaues angelegt, aus welchem die Kohlen und die Alaunerde auf Eisenbahnen herausgefördert werden, hatte die Fabrik von vornherein den großen Vortheil, daß sie ihr Rohmaterial vor der Thür fand. Schon im zweiten Jahre ihres Bestandes beschäftigte die Fabrik 250 Arbeiter. Täglich wurden an 200 Maß Braunkohlen verbrannt und im Laufe eines Jahres 3300 Ctr. Alaun und 8000 Ctr. Sodasalz gewonnen. Der Bedarf an Kali (damals 600 Ctr. im Jahre) und Schwefelsäure (1000 Ctr.) wurde in der Fabrik selbst, die letztere in großen Bleikammern, hergestellt. Seitdem hat sich der Umfang der Fabrikanlagen und die Production derselben noch bedeutend erweitert. Gegenwärtig producirt die Fabrik nicht allein Soda, Schwefelsäure und künstliches Ultramarin, sondern auch Schwefel aus Schwefelkies. Im J. 1869 wurden 2000 Ctr. Schwefel fabricirt. Auch die Förderung der Kohlen ist seitdem eine weit bedeutendere geworden (etwa 500,000 Ctr. jährlich).

Wir schließen hier unseren Bericht über die Geschichte und die gegenwärtigen gewerblichen Verhältnisse der Stadt und Umgegend von Großalmerode — nicht ohne einen wehmüthigen Scheideblick auf Großalmerode selbst zu werfen. Unsere Darstellung hat gezeigt, wie unerschöpflich reich die großalmeröder Erde ist — und wie klein und arm ist doch die Stadt geblieben! Es ist wahr, daß von den großalmeröder Arbeitern selbst gar Manches zur Hebung ihrer Industrie geschehen könnte; insbesondere wäre zu wünschen, daß von denselben mehr auf feinere Bearbeitung der verschiedenen Fabricate und auf geschmackvollere Formgebung Bedacht genommen würde. Der gerade hierin vorliegende Mangel der großalmeröder Industrie hat das Aufblühen derselben vielfach gehindert. Der größte, der bedauerlichste Hemmschuh des gewerblichen Lebens der Stadt ist aber das Fehlen einer Eisenbahnverbindung. Durch Eröffnung der Eisenbahnstrecke Ahrenshausen-Minden ist allerdings die Entfernung der Stadt von dem Eisenbahnnetz eine kürzere und der Weg dahin über Witzenhausen ein bequemerer geworden, der Verkehr also um Einiges erleichtert; aber auch nur um Einiges. Denn noch immer müssen die schwer ins Gewicht fallenden großalmeröder Erzeugnisse 4—5 Stunden weit auf der Axe befördert werden, was Kosten verursacht, die eine ausgedehnte und ergiebige Concurrenz mit auswärtigen Werken und Fabriken zur Unmöglichkeit machen. Versprechungen, welche der Stadt bezüglich dessen, was nun einmal eine Lebensbedingung derselben ist, in bündigster Weise gemacht wurden, sind leider nicht gehalten worden. Werden aber dieselben nicht noch nachträglich erfüllt — wird die schon vor langen Jahren bereits abgesteckt gewesene Bahn nicht gebaut —, so werden die Folgen davon bald genug zu sehen sein: die reichste Gegend Hessens wird immer ärmer werden.

(Quellen: Urkunden und Acten des hessischen Provinzialarchivs zu Marburg und des städtischen Archivs zu Großalmerode. — Die beiden Abhandlungen von Dr. Landau: „Geschichte der Glashütten in Hessen" und „Die Thongruben zu Großalmerode" in der Zeitschrift des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde. Bd. III. S. 280—334 und S. 353—363. — Metz, Statistische Beschreibung des Regierungsbezirks Cassel (Cassel 1871). Landau, Beschreibung des Fürstenthums Hessen (1842) und Beschreibung des Hessengaues (1857). — Privatmittheilungen der Dirigenten der verschiedenen industriellen Etablissements.) (*Heppe.*)

GROSSAVENTURHANDEL (Aventura grossa), Seeversicherungs- und Assecuranzhandel, ist der Handel, wo Geld auf auswärtige unsichere Unternehmungen angelegt wird. Er findet statt z. B. bei Uebernahme eines Schiffs, welches durch Havarie oder sonstiges Unglück in einen Nothhafen einläuft, wenn der Rheder solches nicht auslösen kann, ein Anderer die Schulden des Schiffs bezahlt, und darauf über dasselbe zu seinem Privatnutzen disponirt, um wieder zu seinem Gelde zu gelangen. Aehnlichkeit mit diesem Handel hat die Bodmerei (bottomry), ein Seecontract, nach welchem ein Schiffer zu seinen Unternehmungen Geld unter der Bedingung borgt, es mit Zinsen und einer Prämie zu bezahlen, aber den Kiel des Schiffes als Pfand läßt. Ver-

unglückt das Schiff, so muß der Bodmerist, d. i. der Gläubiger, auf das Kapital verzichten. (*C. Reinwarth.*)

GROSSBEEREN, Schlacht bei, den 23. Aug. 1813. — Die Schlacht bei dem Dorfe Großbeeren (auch Groß-Beeren geschrieben, zwei Meilen südlich von Berlin) gehört zu den bedeutungsvollsten, welche durch preußische Truppen und für Preußen geschlagen worden sind, weniger wegen der materiellen Vortheile, die sie brachte, als durch die moralische Wirkung und durch den Zusammenhang, in dem sie stattfand. Noch jetzt wird ihr Andenken in den Dörfern südlich von Berlin alljährlich als ein Volksfest gefeiert. — Da sie Gegenstand einer Streitfrage zwischen preußischen und schwedischen Militärschriftstellern geworden ist, so ist es nöthig, weiter auszuholen, um zur Klärung der Frage beitragen zu können und nach keiner Seite hin ungerecht zu sein.

Bekanntlich war während des Waffenstillstandes vom 4. Juni bis 16. Aug. zu Trachenberg am 12. Juli der Kriegsplan der gegen Napoleon verbündeten Preußen, Russen, Oesterreicher und Schweden definitiv des Inhalts festgestellt worden, daß drei große Armeen, eine Nordarmee, die schlesische und die große böhmische oder Hauptarmee, aufgestellt werden sollten. An der Spitze der über 100,000 Mann zählenden Nordarmee, deren Aufgabe der Schutz der Marken und Berlins war, und die wie die beiden anderen Armeen offensiv vorgehen sollte [1]), stand der ehemalige französische Marschall Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, damals als Karl Johann Kronprinz von Schweden. Sie war an den südlichen Grenzen der Mark und bei Berlin aufgestellt. Ihren Hauptbestandtheil bildeten die Preußen in einer Stärke von über 70,000 Mann, nämlich: das 3. Armeecorps unter dem General von Bülow 40,796 Mann mit 104 Geschützen, und das 4. Armeecorps unter dem General von Tauentzien 34,177 Mann mit 39 Geschützen, alles active Feldtruppen, obgleich allerdings zum größten Theil Landwehren. Tauentzien stand übrigens nicht gerade unbedingt wie Bülow unter dem Kronprinzen, vergl. Geschichte der Nordarmee, herausgegeben vom preußischen Generalstabe, S. 96; er hatte außer den schon genannten Truppen 19,180 Mann unter seinen Befehlen und sollte eigentlich die Observationen und Blokaden der Festungen besorgen. Jedoch sollte er in steter Uebereinstimmung mit dem Kronprinzen handeln und ihm nöthigenfalls Hilfe leisten. — Außer den genannten preußischen Truppen gehörten noch zur Nordarmee die russischen Corps unter Woronzoff und Wintzingerode 21,493 Mann mit 96 Geschützen, das combinirte Corps (Schweden, Mecklenburger, Hanseaten, Russen u. s. w.) des Generals Wallmoden: 26,100 Mann mit 62 Geschützen und die schwedische Armee von 24,000 Mann mit 56 Geschützen, in Summa 146,566 Mann mit 357 Geschützen. Die breite Aufstellung von Hamburg bis Guben hin war die Ursache, daß verschiedene Theile weit entfernt von dem eigentlichen Centrum bei Berlin standen und bei einer großen Schlacht schwerlich direct eingreifen konnten. Trotzdem betrug die bei Berlin verfügbare Feldarmee des Kronprinzen von Schweden immerhin noch etwas über 100,000 Mann.

Es war die fast allgemeine Ansicht bei den preußischen Generalen, daß Napoleon zunächst sein Augenmerk auf Berlin richten würde, vergl. G. d. N. S. 60 fg. Daß dem Kronprinzen wie seinen meisten Officieren aber das Schicksal Berlins fast ebenso gleichgültig sei als früher das Hamburgs, wußte man bei dem preußischen Corps sehr wohl, vergl. Gesch. der Nordarmee S. 30. Die betreffende Stelle des trachenberger Operations-Entwurfes lautet nun folgendermaßen: „Die Armee des Kronprinzen von Schweden läßt 15—20,000 Mann gegen die Dänen und Franzosen, Lübeck und Hamburg gegenüber, stehen und versammelt sich, etwa 70,000 Mann stark (sie war aber später, wie schon bemerkt, weit stärker), in der Gegend von Treuenbrietzen, um beim Ablaufe des Waffenstillstandes an die Elbe vorzugehen, diesen Fluß zwischen Torgau und Magdeburg zu überschreiten und die Direction auf Leipzig einzuschlagen." Statt diesem Plane zu folgen, wollte der Kronprinz aber die Defensive ergreifen und seine Stellung nicht nur bei Treuenbrietzen, wo er sich übrigens gar nicht concentrirt hatte, sondern überhaupt südlich von Berlin aufgeben. Er trug diese Ansicht unverhohlen in einer Besprechung, die er am 13. Aug. mit Bülow und Tauentzien zu Oranienburg hatte, vor, vergl. Gesch. d. Nordarmee S. 137 fg. Bülow erhob gegen die Defensive, die mit einer rückgängigen Bewegung der preußischen Truppen, bevor sie den Feind gesehen, beginnen sollte, entschiedenen Widerspruch. Er verlangte die Offensive, zumal die Nordarmee stärker sei, als nach allen bisher eingegangenen Nachrichten die feindliche Armee erscheine. Für sein Armeecorps forderte er entgegen der Ansicht des Oberfeldherrn, der ihn nach Potsdam und hinter die Havel postiren wollte, eine Aufstellung südlich von Berlin hinter der Ruthe und Notte. Der Kronprinz gab dies für Bülow, der sein Hauptquartier in Berlin erhielt, nach; er selbst nahm sein Hauptquartier in Charlottenburg. Von dieser Besprechung aus datirt ein gewisses Mistrauen Bülow's gegen den Kronprinzen. Als der Kronprinz am 21. Aug. wiederum rückgängige Bewegungen hinter Berlin anbefehlen wollte, wurde dieses Mistrauen Bülow's und anderer preußischer Generale in den guten Willen und in die Entschlossenheit des Kronprinzen ein berechtigtes, der neueste schwedische Vertheidiger des Kronprinzen (das ist nämlich Swederus in seinem Werke: Schwedens Politik und Kriege in den Jahren 1808 bis 1814. Deutsch von Frisch. Leipzig 1866. Bd. II.) möge dagegen vorbringen, was er wolle. Swederus bestreitet S. 22 die Absicht des Kronprinzen, hinter Berlin und der Havel sich aufzustellen: die Preußen hätten ihm nur solche Absichten zugeschrieben; man vermöge kein einziges Wort dafür anzuführen, „daß der Prinz eine solche Absicht ausgesprochen hat, wohl aber, daß er nicht weit vor-

1) Vergl. den trachenberger Kriegsplan in der „Geschichte der Nord-Armee im J. 1813", herausgegeben vom preußischen Generalstabe (der Verfasser ist der damalige Major, jetzige General von Ollech). Berlin 1859. Heft I. S. 65 fg. Ich werde dieses Werk immer unter der Bezeichnung: G. d. N. anführen.

wärts, Napoleon entgegen, gehen wollte". Also die preußischen Generale sollten falsch gehört haben, wo z. B. für Bülow ganz bestimmte Befehle in dieser Hinsicht vorlagen [2]), vergl. Gesch. d. Nordarmee S. 137. Dazu kommt ein officielles schwedisches Werk, welches vollständig bestätigt, daß der Gedanke des Kronprinzen an sich sehr wenig auf eine Vertheidigung Berlins gerichtet sein konnte. Dieses zu Stockholm im J. 1839 erschienene Werk, betitelt: Recueil des ordres de mouvement, proclamations et bulletins de S. A. R. Charles Jean, Prince royal de Suède en 1813 et 1814, gibt unter Anderem den Inhalt einer Unterredung des Kronprinzen mit Moreau, die kurz vor dem 13. Aug. stattfand. In dieser Unterredung soll Moreau gesagt haben: „Berlin dürfe der Prinz gar nicht vertheidigen. Der Trachenberger Operations-Plan sei für die Nordarmee viel zu kühn und daher ganz unausführbar." Der Kronprinz erklärte darauf, „daß Berlin doch wichtig sei, als das Herz der preußischen Monarchie, und weil es viele materielle Hilfsmittel besitze und ihr Besitz vom moralischen Gewicht wäre. Auch sei er dazu vom politischen Standpunkte aus verbunden". Ganz abgesehen davon, ob der Prinz wirklich so gesprochen hat, gesteht er selber gleich darauf naiv genug, seinen Mangel an Kühnheit darlegend, Folgendes ein: „Ich nehme nie einen ungleichen Kampf an. Ich halte unter allen Umständen, geschützt in Front und Flanken durch eine zahlreiche leichte Kavallerie, meine Rückzugslinie in der Richtung auf Stralsund fest, denn dort finde ich Dänemark, dort muß ich Norwegen suchen, dort stützt mich England. Nie werde ich meine Laufbahn in den polnischen Sümpfen oder wie Karl XII. in Bender beschließen. Meine Armee verlieren oder mir den Rückzug nach Schweden verlegen lassen, hieße die Zukunft dieses Landes zerstören. Auch meine persönliche Stellung gestattet mir nicht, sie gegen einen Feldherrn von Napoleon's Größe oder selbst gegen seine erfahrenen Generale aufs Spiel zu setzen. Freilich, Berlin kann ich an ihn verlieren, aber ich werde dafür sorgen, ihm immer einen Marsch voraus zu sein, so daß er mich nicht erreichen kann, und sollte ich mich auch bis auf die Halbinsel Dars, bis Stralsund, bei Rügen oder bis auf meine Schiffe zurückziehen müssen. Ueber diesen Punkt (d. h. geschlagen zu werden) können Sie vollständig beruhigt sein. Nie werde ich mich den Keulenschlägen Napoleon's, die ihm so oft gelungen sind, Preis geben." Das ist der zögernde, vorsichtige und doch ehrgeizige Bernadotte bei Großbeeren, bei Dennewitz, bei Leipzig [3]): immer fern vom Feuer; das die Ausführung des offensiven Kriegsplans von Trachenberg; das der Vertheidiger Berlins, welches er bei Napoleon's persönlicher Annäherung also entschieden geopfert hätte, ohne auch nur einen Versuch zur Vertheidigung zu machen; das der Anführer eines Heeres von 140,000 Mann. Swederus wagt diese Unterredung sogar zu Gunsten Bernadotte's anzuführen [4]). Napoleon charakterisirte den Prinzen sehr scharf, indem er kurz von ihm sagte: Pour celui-là, il ne fera que piaffer.

Swederus ist ferner so naiv, S. 24 uns glauben machen zu wollen, am 15. Aug. habe, einem Rapport nach zu schließen, Bülow geglaubt, der Feind stehe gar nicht mehr vor ihm. So blind war Bülow keineswegs, vielmehr wird in jenem Rapport nur aus der Thatsache, daß die Franzosen von Osten zur Elbe zu sich zu concentriren schienen, eine Folgerung gemacht, die allerdings nicht zutraf, die aber für oder gegen Bülow's Beurtheilung gar nichts in die Wagschale wirft. Ein Theil der französischen Truppen zog vor dem Ablauf des Waffenstillstandes allerdings zur Elbe zu ab, aber nicht um dieselbe zu überschreiten, sondern um sich in der Nähe von Baruth zu concentriren. Napoleon dachte ernsthaft an die Eroberung Berlins. Er hatte während des Waffenstillstandes die Gegenden an dem nach Berlin führenden Wege sogar selber recognoscirt; er wollte auch ursprünglich das Heer, welches sich bei Luckau und Baruth bis zum 18. Aug. in der Stärke von drei Armeecorps gesammelt hatte, persönlich führen, gab die Absicht aber bald auf [5]) und übertrug Oudinot das Obercommando über die drei Armeecorps, in der Stärke [6]) von 70,828 Mann mit 207 Geschützen; Girard (mit 12,000 Mann und 16 Geschützen) sollte von Magdeburg aus, Davoust (mit 37,577 Mann und 94 Geschützen) von Hamburg aus die rechte Flanke der Nordarmee bedrohen, während Oudinot von Süden her vorrückte, und Berlin, den gefährlichen Heerd des patriotischen Feuers in Preußen, zu erobern. Das Heer Oudinot's (ungefähr 70,000 Mann stark) bestand aus dem 12. Armeecorps unter Bertrand, welcher den rechten Flügel, aus dem 7. Armeecorps (etwas über 20,000 Mann stark) unter Reynier, welcher das Centrum, und aus dem 4. Armeecorps unter Oudinot selbst, welcher, verstärkt durch das 3. Cavaleriecorps unter Arrighi, dem Herzoge von Padua, den linken Flügel der französischen Aufstellung bildete. Das

2) Derartig sind die Argumente der Schweden öfter. Ein anderes Mittel ist das, Versehen und Fehler Bülow's hervorzuheben. Diese Fehler haben gar nichts mit dem Benehmen des Kronprinzen zu thun, beweisen gar nichts für dasselbe. Für eine wissenschaftliche Kritik sind hier nur der Trachenberger Kriegsplan und das Benehmen Bernadotte's demselben gegenüber, dessen von ihm selber angeführten Gründe und Actenstücke maßgebend. 3) Wenn er sich auch dahin öfter äußerte: die Schlacht ist beschlossen oder ähnlich, dann war er doch nie bei der Schlacht. Besonders bei Leipzig ist seine Art und Weise, sich vom Feuer fern zu halten, geradezu auffallend, was von Großbeeren und Dennewitz allerdings nicht zu behaupten ist.

4) Daß der Prinz am 13. Aug. hinter der Spree und Havel sich bestimmt aufstellen wollte, läßt sich schon deshalb annehmen, weil er damals glaubte, Napoleon marschire selber gegen ihn: und vor dem wollte er sich ja bestimmt zurückziehen. Vergl. den Brief des Prinzen an Blücher vom 15. Aug. in der Gesch. der Nordarmee S. 150 fg. Auch Swederus gibt das zu S. 29: „Während dieser ganzen Zeit nahm Carl Johann an, daß Napoleon selbst kommen würde." Wenn Bernadotte das an Hirschfeld schreibt und zugleich sagt: „es ließe sich eine große Schlacht vorhersehen und zwar in der Nachbarschaft von Berlin", dann sind das leere Worte, wenn man sein Gespräch mit Moreau im Auge behält. Solche leere Worte hat er nachher öfter gemacht. 5) Am 19. Aug. wußte Bernadotte, daß Napoleon nicht persönlich gegen ihn marschire, und schreibt es an Blücher, vergl. Gesch. der Nordarmee S. 227 fg. 6) Vergl. Gesch. der Nordarmee S. 198.

Heer verlor in Folge unglücklicher Märsche zwei Tage und stand erst am 18. Aug., statt am 16. Aug., gegen Abend bei Baruth concentrirt, vergl. Gesch. der Nordarmee S. 209.

Die Aufstellung des Centrums, wenn ich so sagen darf, der Nordarmee war am 17. Aug. folgende: Das russische Corps stand bei Spandau, das schwedische Corps bei Charlottenburg, das 3. Armeecorps zum Theil auf den Höhen vor dem halleschen Thore, von Schöneberg bis zu den Rollbergen, zum Theil (die Divisionen von Borstell und Thümen) südlich davon an der Nuthe und Notte. Der Kronprinz hatte sich am 17. früh 8 Uhr als unbemerkter Zuschauer beim Exerciren der Bülow'schen Truppen auf dem tempelhofer Felde eingefunden. Als Bülow den Prinzen erkannte und zu ihm heranritt, sprach der Letztere folgende Aufforderung gegen ihn aus: „Sagen Sie mir bei jeder Gelegenheit ohne Rückhalt Ihre Meinung, besonders über die auszuführenden Operationen. Sollte ich in dieser Hinsicht bereits Befehle erlassen haben und Sie anderer Ansicht sein, so ersuche ich Sie, mir dieselbe nichtsdestoweniger mitzutheilen. Preußen ist ja vorzugsweise bei diesem Kriege interessirt. Ich halte es deshalb für meine Pflicht, auf die Meinung des unter mir commandirenden preußischen Generals vorzüglich zu achten." Ich führe diese Worte deshalb an, weil Swederus sich öfter darüber aufhält, daß Bülow mit seinen strategischen Entwürfen den Prinzen belästigt habe. Bülow theilte dem Kroprinzen auch wirklich noch an demselben Tage seine Ansicht über die vorzunehmenden Bewegungen mit. Ob Bernadotte diese Ansicht seinem gleich darauf ausgeführten Plane, der Rechtsschiebung der Armee nach Saarmund, zu Grunde gelegt, wie die Geschichte der Nordarmee S. 213 meint, möchte ich dahingestellt sein lassen. Auch den vorsichtigen Befehl Bernadotte's, daß Bülow sogleich anfange, zwei Brücken über die Spree (zwischen Charlottenburg und Moabit) so bald wie möglich zu schlagen, finde ich nicht so tadelnswerth, wie es bei den meisten preußischen Geschichtschreibern geschieht. Der Prinz durfte und mußte die Möglichkeit eines Rückzuges auf das rechte Spreeufer in das Auge fassen; hätte Napoleon dieselbe Vorsicht vor der Schlacht bei Leipzig hinsichtlich der Elster gebraucht, so hätte er seinen Rückzug mit weit weniger Verlusten bewerkstelligen können. Auch darin liegt kein Vorwurf für den Kronprinzen, daß er die Verschanzungen an der Nuthe und Notte, welche am 16. Aug. bei Mittenwalde, Telz, Zossen, Trebbin, Klein-Leuthen, Saarmund und Potsdam vollendet waren, zum Theil aufgab und nicht mit dem Gros des Heeres zu vertheidigen suchte. Die Folgen einer Niederlage wären für ein großes, mit zahlreicher Cavalerie versehenes Heer hier wol weit schlimmer gewesen als in der Stellung, in welcher dann wirklich der Kampf angenommen werden sollte und welche für die Verwendung der zahlreichen Cavalerie weit günstiger war. Die Hauptschanzen waren übrigens unvollendet, z. B. die Schanzen zwischen Zossen und Trebbin, die Schanze auf der Höhe bei Wilmersdorf am Nuthegraben und auf der Höhe im Bruch vor Jühnsdorf. Wenn der Feind die Wälder nördlich von der Nuthe und Notte zwischen Blankenfelde und Saarmund durchschritt, mußte er sich theilen, konnte vereinzelt geschlagen werden, wie es dann auch geschah. Dieser Gedanke lag so sehr auf der Hand, daß der Kronprinz ihn wol auch gehabt haben wird. Zudem hatte Bülow[7] selber die Ansicht, daß jene Verschanzungen eigentlich nur zur Stütze der Vorposten des dahinter stehenden Corps dienen sollten, vergl. G. d. N. S. 205.

Am 19. Aug. ergriff Oudinot die Offensive, indem er seine drei Corps nach Norden in Bewegung setzte, und zwar nicht in einer Linie, sondern die Spitze hatte Bertrand auf dem rechten Flügel, der deshalb auch zuerst in Kampf gerieth; etwas weiter zurück Reynier und noch weiter zurück auf dem linken Flügel Oudinot selbst. Die Pässe über die Nuthe und Notte, welche nur schwach besetzt waren, fielen den Franzosen nach kurzen Kämpfen bei Trebbin, Nunsdorf, Mallen, Wilmersdorf, Wietstock und Jühnsdorf in die Hände. Bertrand sollte die Ebene vor Berlin über Jühnsdorf und Blankenfelde, Reynier über Damsdorf und Großbeeren, Oudinot's Corps und die Reiterei von Arrighi über Thyrow, Arensdorf und Spatendorf erreichen; erst hier konnte Oudinot eine Vereinigung seiner einzeln marschirenden drei Corps bewerkstelligen, eine allgemeine Schlacht konnte er nicht für den 23. Aug., sondern erst für den 24. Aug. im Auge haben. Bei dieser Marschweise auf getrennten Wegen war es natürlich, daß, sobald sie dem Gegner klar wurde, die einzelnen französischen Corps einzeln der Vernichtung preisgegeben waren, sobald eine kräftige Offensive seitens der Nordarmee zur rechten Zeit eintrat.

Während die Franzosen die preußischen Vorposten angriffen, warfen und langsam vor sich her trieben, hatte der Kronprinz von Schweden Bewegungen eingeleitet, welche seine Armee auf dem rechten Flügel nach Saarmund zu concentriren und eine Flankenstellung herbeiführen sollten, die den Franzosen allerdings gefährlich werden konnte, aber nur unter der Voraussetzung der Offensive. Es war aber keine rechte Präcision in den Befehlen des Kronprinzen und der Uebermittelung derselben an die einzelnen Corps. Am 21. Aug. stand die schwedische Armee noch immer bei Charlottenburg, das russische Corps bei Teltow, das 4. preußische Armeecorps, auch Reservecorps genannt, unter Tauentzien in und um Berlin und Köpenick, das 3. preußische Corps unter Bülow bei Klein-Ziethen südlich von Berlin. Das

---

7) Bülow hatte die sumpfigen Gegenden der Nuthe und Notte bei Saarmund und Trebbin schon vor der Schlacht bei Lützen zur erbittertsten Vertheidigung ausersehen. Wie sich aus (v. Prittwitz), Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. Bd. II. Potsdam 1843. S. 89 fg. und aus Beitzke S. 405 ergibt, ist Streit gewesen über die Priorität des Gedankens, wer auf die Vertheidigungsfähigkeit dieser Gegend zuerst aufmerksam gemacht habe. Dieser Streit ist aber eigentlich überflüssig. Schon die Reorganisationscommission vom J. 1808 u. 9 unter Scharnhorst, Gneisenau und Grolman hatte im Falle eines Verzweiflungskrieges gegen Napoleon im Allgemeinen den Plan gefaßt, jedes sumpfige Defilé im heiligen Volkskriege so zu benutzen, wie die Spanier in ihrem Freiheitskampfe ihre Berge und Schluchten benutzten.

Hauptquartier des Prinzen war in Potsdam. Der Prinz hatte durch seine Flankenstellung dem Feinde wahrscheinlich zu imponiren gehofft. Als nun in der Nacht vom 21. zum 22. Aug. in Potsdam die Meldungen von dem Angriffe der Franzosen auf die Vortruppen einliefen und es klar wurde, daß die Franzosen durch die bloße Stellung, von der sie wahrscheinlich auch gar nichts wußten, sich nicht imponiren ließen, da gerieth der Kronprinz in Besorgniß und berief am 22. Aug. die Generale v. Bülow, v. Wintzingerode und v. Stedingk (von den schwedischen Truppen) zu einer Conferenz nach Philippsthal, einem Dorfe bei Saarmund, in welcher er ihnen mittheilte, daß es sein Wille sei, über die Spree zurückzugehen und hierzu die Brücke zwischen Charlottenburg und Berlin zu benutzen. Die Besorgniß, Napoleon commandire gegen ihn, konnte der Grund nicht mehr sein, um hinter Berlin zurückzuweichen und diese Stadt damit preiszugeben; auch in der strategischen Situation lag keine Gefahr. Als Motiv zum Rückzuge wurde von ihm herausgehoben, daß er in den Werth der neuformirten Truppen Mistrauen setze. Einmal anerkannt, hätte dieses Motiv auch jeden weiteren Rückzug mit gleichem Recht begründen können, wie die G. d. N. S. 263 ganz mit Recht bemerkt. Während Wintzingerode und Stedingk schwiegen, erklärte Bülow [8]), er werde ihm, dem Prinzen, nicht über die Spree folgen, bevor nicht zum Schutze der Residenz Berlin [9]) eine Schlacht geschlagen sei. Was aber die Armee betreffe, so entgegnete er: „Die Truppen, welche Ew. Königl. Hoheit commandiren, gehören zu den besten Europas. Die Preußen haben es vor dem Waffenstillstande bewiesen, und sich auch in diesen Tagen nicht minder entschlossen geschlagen; ihr Geist ist vortrefflich bei den jüngeren wie bei den älteren Soldaten. Die Russen würden sich nicht auf diesem Boden befinden, wenn sie nicht als Sieger über die Franzosen hierhergekommen wären, und was die Schweden anbetrifft, so werden Ew. Königliche Hoheit wohl selbst für diese einstehen." Die Folge der festen Erklärungen Bülow's war, daß der Prinz seine Absicht, über die Spree zurückzugehen, aufgab und das Gros der Armee in die Linie Gütergotz (Russen), Ruhlsdorf (Schweden) und Heinersdorf (Preußen) rücken ließ, um hier die weiteren Schritte des Feindes zu erwarten. Der glatte Franzose suchte den preußischen General vollständig zu beruhigen, indem er die Möglichkeit einer Schlacht zugab und mit Feuer über dieselbe sprach. Daß trotzdem Bülow's Mistrauen gegen den Prinzen gesteigert war, als er die Conferenz verließ, ist natürlich. Im Wegreiten rief er unwillig aus: „Den hab' ich weg! Der ist nicht der Mann, den wir brauchen!" Er sagte ferner [10]): „Mich bekommt er nicht gutwillig dazu, daß ich über seine Brücke bei Moabit zurückgehe! Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts."

So war denn der Entschluß vom Kronprinzen gefaßt, den Feind zu erwarten; er selbst schlug sein Hauptquartier in Ruhlsdorf auf. In der schon angegebenen Position Gütergotz, Ruhlsdorf und Heinersdorf (so lautet der Schluß der Disposition vom 22. Aug. aus Philippsthal) „ist der Feind bis Mittag (des 23. Aug.) zu erwarten. Sollte dann ein Befehl zum Rückzuge [11]) erfolgen, so ziehen sich die schwedische, die russische Armee und der General von Bülow auf die Höhen von Steglitz zurück, während General von Tauentzien den Weinberg bei Berlin besetzt. In diesem Falle vereinigt sich General v. Borstell mit General von Tauentzien. General v. Thümen folgt dem General v. Bülow."

Die befohlene Stellung wurde in den Nachmittagsstunden eingenommen. Die Franzosen waren an demselben Tage in den Gefechten von Wilmersdorf, Wietstock und Jühnsdorf siegreich gewesen und rückten näher heran. Gegen Abend gab der Kronprinz einen neuen Befehl, der auch nach dem Zugeständnisse von Ollech's in G. d. N. die Grundzüge zu einer Disposition zur Schlacht enthält, vergl. S. 291 fg. Ollech meint S. 293: „Daß der Kronprinz sich seiner strategischen und taktischen Vortheile bewußt war, geht aus dem Gedanken, des Feindes linke Flanke zum Hauptobject des Angriffes zu machen, unzweifelhaft hervor. Denn in dieser Richtung konnte die zum Schlagen vollständig gesammelte und vorbereitete Nordarmee die Corps des Marschalls Oudinot erdrücken, sprengen und weit ab von ihrer Wittenberger Rückzugslinie gegen die Spree hin werfen." In so günstiger Position behielt der Kronprinz den Gedanken, nicht zu weichen, noch in der Nacht zum 23. Aug. An Bülow erging der Befehl, daß Thümen, der, wie der Kronprinz höre, sich ganz zurückziehe, zwischen der schwedischen und preußischen Armee Halt machen solle. Er befahl sogar in der Nacht um 1 Uhr dem

8) Swederus S. 49 hält diese Erklärungen Bülow's ganz einfach für unwahr und will das aus den Befehlen des Prinzen vom 21. Aug. beweisen. Schon an sich ist das lächerlich, ganz abgesehen von der verworrenen Art der Wortklauberei und Beweisführung und überhaupt der Darstellung an dieser Stelle. Und dann ist es das schlechteste Mittel der Kritik, eine Aussage für unwahr zu erklären, die an sich gar nicht so unwahrscheinlich ist und außerdem auf authentischen Mittheilungen (vergl. über die Quelle: Gesch. der Nordarmee S. 263) beruht und der eine andere glaubwürdigere nicht entgegensteht. So lange man nicht bessere Beweise bringt, wird kein ehrenhafter Mann den General von Bülow geradezu zu einem Lügner stempeln dürfen, wenn auch durch die mündliche Tradition hier Manches zu Gunsten Bülow's übertrieben sein mag. Eine Kritik, welche wie die des Swederus verfährt, ist kaum noch unklar, sondern geradezu leichtfertig zu nennen.

9) Der Kronprinz rief hinsichtlich Berlins aus: „Was ist Berlin? eine Stadt!" worauf Bülow mit Lebhaftigkeit erwiderte: Die Hauptstadt Preußens sei einem Preußen etwas mehr als der Kronprinz meine, und er versichere, daß er und seine Truppen von jenen Brücken keinen Gebrauch zu machen wünschten, sondern lieber vor Berlin mit den Waffen in der Hand fallen wollten. Vergl. Varnhagen von Ense, Leben des Grafen Bülow von Dennewitz. Berlin 1853. S. 203.

10) Varnhagen a. a. O. S. 204.

11) Die Geschichte der Nordarmee S. 264 übersetzt etwas frei „weiteren Rückzug". Swederus S. 51, welcher den französischen, also originalen Text der Ordre mittheilt, ist so thöricht, als Ursache des Zusatzes „weiterer" eine unvollständige Kenntniß der französischen Sprache vorauszusetzen. v. Ollech hat der That nach Recht, brauchte aber den gehässig klingenden Zusatz in einem wörtlich mitgetheilten Befehle des Kronprinzen allerdings nicht zu machen.

General v. Bülow, „die Corps des Feindes anzugreifen, welche auf Heinersdorf vordringen sollten", vergl. G. d. N. S. 293. Also sogar die Offensive ist in das Auge gefaßt. In derselben Nacht erging an Tauentzien der Befehl: „seine Positionen (bei Blankenfelde) zu behaupten und die Straße nach Berlin auf das Aeußerste (à outrance) zu vertheidigen." Diese Befehle bedürfen keiner Erläuterung; man wird besser thun, sie zu Gunsten, als zu Ungunsten des Prinzen zu deuten. Es ist nur seltsam, daß man bei der großen Zahl Cavalerie im Hauptquartier nicht besser orientirt war über die Truppen, die gegen Heinersdorf vorbrechen konnten, oder daß es Bülow nicht bestimmt mitgetheilt wurde; daß Bertrand mit seinem Corps dem General von Tauentzien gegenüber stand, wußten der Kronprinz und Bülow. Die G. d. N. meint S. 294, daß nach des Kronprinzen Bestimmung der General v. Bülow die Schlacht möglicherweise allein schlagen sollte. Das ist aber nur in sofern richtig und war vom Kronprinzen nicht zu viel verlangt, da derselbe sicherlich wußte, daß das ganze französische Heer nicht gegen Bülow vorbrechen konnte, da Bertrand's Stellung schon bekannt war und von Ahrensdorf her auch Truppen heranzogen.

So brach denn der denkwürdige 23. Aug. an. Ich gebe von der Schlacht von Großbeeren, die an diesem Tage stattfand, oder vielmehr überhaupt von den ganzen Vorgängen bei der Nordarmee zunächst den officiellen Bericht des Kronprinzen. Die Vossische Zeitung (welche damals übrigens nur dreimal wöchentlich, nämlich Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, erschien) vom 26. Aug. veröffentlichte ihn; er lautet wörtlich so:

„Bülletin."

„Im Lager bei Ruhlsdorf jenseits Teltow, den 24. August 1813. Mittags."

„Alle Berichte der geheimen Kundschafter stimmten Abends den 21. August darin überein, daß der Kaiser Napoleon die Armeekorps des Herzogs von Reggio, des Herzogs von Belluno, des Herzogs von Padua und der Generale von Bertrand und Reynier, zusammen über 80,000 Mann stark, in der Gegend von Baruth zusammenziehe und daß alles von Seiten dieser Truppen einen raschen Marsch auf Berlin andeute."

„Hierauf machte der Kronprinz folgende Dispositionen: Das 3te Preußische Armeekorps unter dem General von Bülow stellte 2 Divisionen zwischen Heinersdorf und Klein-Beeren auf. Eine Division hielt schon Mittenwalde und eine andere Trebbin besetzt, um alle Bewegungen zu maskiren. Das 4te Preußische Armeekorps unter dem General von Tauenzien stieß bei Blankenfelde zum 3ten, und der General von Wobeser erhielt Befehl von Guben nach Friedland und von da nach Buchholz zu gehen. Die Schwedische Armee brach den 22sten um 2 Uhr Morgens von Potsdam auf, richtete ihren Marsch auf Saarmund, zog sich durch die Defileés und nahm ihre Stellung bei Ruhlsdorf."

„Die Russische Armee folgte der Schwedischen nach und stellte sich bei Gütergotz auf. Der General Czernitscheff hielt Beelitz und Treuenbriezen mit 3000 Kosaken und einer leichten Infanteriebrigade besetzt, mit Befehl, auf Trebbin, Luckenwalde, Jüterbock und Luckau starke Parteien vorzuschieben. Die geheimen Kundschafter berichteten, der Kaiser Napoleon solle sich über Luckau nach Baruth begeben."

„Der General Czernitscheff hat mit der ihm eigenen Einsicht die Befehle ausgeführt, die er erhalten hatte, sich von den Umgebungen von Magdeburg über Brandenburg und Potsdam nach Saarmund zu begeben, und einen schnellen Marsch von 5 Schwedischen Meilen in 10 Stunden gemacht."

„So standen die Sachen, als der Feind des Morgens am 22sten den General Thümen bei Trebbin angriff. Die Ueberlegenheit bestimmte den preußischen General, diesen Posten zu verlassen. Der Feind rückte allmälig vor, und besetzte den ganzen Zwischenraum zwischen Mittenwalde und der Saare, welcher mit Gehölz bedeckt und mit Morästen umgeben ist. Die Vorposten zogen sich langsam zurück und stellten sich vor der Linie zur Bedeckung auf. Den 23sten früh debouchirte des Corps des Generals Bertrand gegen den General Tauenzien. Dieser General schlug ihn zurück und nahm ihm Gefangene ab. Das Dorf Großbeeren, wohin das 7te Franz. Armeecorps, von einer starken Reserve unterstützt, angerückt war, wurde von diesem General genommen. Das Corps des Herzogs von Reggio richtete sich auf Ahrensdorf. Durch die Besetzung von Groß-Beeren befand sich der Feind 1000 Klafter vom Centrum des Lagers entfernt. Der General Bülow erhielt Befehl, ihn anzugreifen. Er führte diesen Befehl mit derjenigen Entschlossenheit aus, die den geschickten General bezeichnet. Seine Truppen marschirten mit eben der Ruhe, welche im 7jährigen Kriege die Soldaten des großen Friedrich's auszeichnete."

„Es begann eine Kanonade, welche einige Stunden währte. Unter dem Schutze des Feuers rückten die Truppen vor und fielen rasch und mit dem Bajonette das 7te Corps an, welches sich in der Plaine deployirt hatte und kühn gegen das Lager anrückte. Es fielen mehrere Kavallerieangriffe auf das Corps des Herzogs von Padua (Arrighi) vor, die dem Preuß. General Oppen zu großer Ehre gereichen."

„Die Russische und Schwedische Armee waren in Schlachtordnung und warteten das Deployiren der andern feindlichen Corps, um sie gleichzeitig anzugreifen. Der General Winzingerode, der die Russische Armee kommandirte, war an der Spitze von 10,000 Pferden, und der Graf von Woronzow kommandirte die russische Infanterie. Der Marschall Graf von Stedingk, vor der Schwedischen Linie, hatte seine Kavallerie in Reserve."

„Das Dorf Ruhlsdorf, welches vor dem Lager gelegen war, wurde mit Infanterie besetzt, um immer die freie Kommunikation mit dem General v. Bülow zu erhalten. Da die andern feindlichen Armeekorps noch nicht aus dem Gehölz hervorgekommen waren, so rührte sich die Russische und Schwedische Armee nicht."

„Da indeß der Feind das Dorf Ruhlsdorf bedrohte und schon seine Tirailleurs gegen die leichten Schwedischen Truppen, die vor diesem Dorfe standen, poussirt hatte, so gab der Kronprinz einigen von Artillerie unterstützten Bataillonen Befehl, die Vorposten zu verstärken, und der Oberst Cardell wurde beauftragt, mit einer Batterie reitender Artillerie vorzurücken, um den Feind in die Flanke zu nehmen."

„Bis jetzt sind die Resultate der Affaire von Groß-Beeren 26 genommene Kanonen, 30 Munitionswagen, viele Bagage und 1500 Gefangene, wobei 40 Officiere, und unter diesen ein Oberst der Sächsischen Garde-Uhlanen und mehrere Französische Oberstlieutenants und Majors. Die Zahl der Getödteten und Verwundeten feindlicher Seite ist sehr bedeutend, und die Gehölze sind mit Nachzüglern angefüllt, welche die leichte Kavallerie immerfort einbringt."

„Der Feind hat sich über Trebbin zurückgezogen, welches schon durch 2 Regimenter Kosaken besetzt ist. Die Generale von Bülow, von Tauenzien und von Oroark, sowie die ganze leichte Russische Kavallerie sind in Verfolgung des Feindes begriffen. Der Kronprinz hat unter den Gefangenen Officiere und Soldaten gefunden, die unter seinen Befehlen gefochten hatten, und die vor Freuden Thränen vergossen, als sie ihren alten General wiedersahen."

Dieser seltsame Bericht, der von den eigentlichen Kämpfern, den Preußen, fast gar nicht spricht und immer nur von Russen und Schweden, sei es auch auf Vorposten, reden möchte, hat seine Geschichte; denn Jahre der Kritik vergingen, ehe die eigentliche Wahrheit für weitere Kreise bekannt wurde.

Sehen wir, wie die Schlacht eigentlich verlief und welchen Antheil die Schweden, Russen und Preußen an ihr hatten.

Die Franzosen begannen den Angriff auf dem rechten Flügel am 23. Aug. früh um 8 Uhr mit einem Vorpostengefecht von Jühnsdorf aus gegen Blankenfelde, wo das Gros Tauentzien's stand. Blankenfelde liegt nicht ganz eine halbe Meile nördlich von Jühnsdorf. Tauentzien hielt das Dorf Blankenfelde selber nicht besetzt, weil er annahm, daß die Franzosen seinen Landwehren im Dorfgefechte überlegen sein würden, sondern hatte seine Hauptstellung westlich vom Dorfe genommen. Nördlich von demselben ist die Gegend frei von Wald und Defilees, südlich davon nach Jühnsdorf dehnt sich ein Wald aus, den die Franzosen zum Theil besetzt hatten [12]). Der Vortheil der Stellung war auf Seiten der Franzosen, welche jede ihrer Bewegungen verdeckt bewerkstelligen konnten, während die preußische Aufstellung dem Blicke der Gegner frei dalag. Dazu kam, daß die Franzosen die Uebermacht hatten; sie waren 17,700 Mann gegen 13,000 Mann. Die Franzosen versuchten mehrmals aus dem Walde zu debouchiren, wurden aber durch das Kanonenfeuer und die tapferen Angriffe der Landwehr und besonders des 3. Reserve-Infanterie-Regiments immer wieder zurückgetrieben. Gegen Mittag wurde das Feuer immer schwächer, und gegen 2 Uhr erlosch es ganz. General Bertrand hatte seine numerische Ueberlegenheit nicht benutzt. Vielleicht war er durch den tapferen Widerstand im Walde über die Stärke der vor ihm stehenden Truppen getäuscht worden; wahrscheinlich lag es aber auch nicht in seinem Plane, an diesem Tage in die Ebene vorzudringen, ehe nicht Reynier mit dem Centrum in gleiche Linie mit ihm vorgerückt war, was er gewünscht und erwartet hatte. Dem General Reynier, der damals noch in Wietstock stand, theilte er deshalb in der Mittagsstunde, also während des Gefechts, mit, daß er wol nicht im Stande sein werde, Blankenfelde zu gewinnen, bevor das 7. Corps nicht in Großbeeren angekommen sei, vergl. die G. d. N. S. 303. Da er wegen der Defilees und Wälder zu seiner Linken eine directe nahe Verbindung mit Reynier nicht besaß, so konnte ihn erst später der Kanonendonner von Großbeeren her belehren, daß auch dort der Kampf begonnen habe. Er zog seine Truppen in ihre früheren Stellungen nach Jühnsdorf (Tauentzien die seinigen in ihre vorige Stellung bei Blankenfelde) zurück, griff letzteren auch nicht mehr an, als er den Kanonendonner von Großbeeren her hörte; er wird als ein nicht allzu fähiger General und Günstling Napoleon's wol nicht mit Unrecht bezeichnet. Der Verlust Tauentzien's betrug höchstens 200 Mann, Gefangene hatte er 10 Officiere und 200 Mann gemacht.

Bülow hatte, wie schon bemerkt wurde, am 22. Aug. seine Aufstellung bei Heinersdorf genommen und in das vor ihm liegende Dorf Großbeeren drei Bataillone und das Leibhusaren-Regiment unter dem Befehle des Majors von Sandrart vorgeschoben. Die Division v. Borstell, die noch bei Mittenwalde stand, hatte er in der Nacht zum 23. Aug. zum Rückmarsch beordert [13]); Borstell, welcher den Befehl erst am 23. Aug. früh 5 Uhr

12) Auf dem Plane, den Swederus von der Schlacht bei Großbeeren und dem Gefechte bei Blankenfelde gibt, ist die Stellung der Franzosen (die nördlich von Blankenfelde verzeichnet sind!) und Preußen in dem Gefechte bei Blankenfelde ganz falsch dargestellt. — In dem Waldkampfe zeichnete sich das 3. Reserve-Infanterieregiment ungemein aus: es hat seine Stellung im Walde während der ganzen Dauer des Gefechts behauptet. Beitzke II. S. 221 irrt sich, wenn er von „einem fünften Reserveregiment unter einem Major von Schmalensee" spricht: Major von Schmalensee commandirte nur die Schützen des 1. und 2. Bataillons des dritten Reserve-Infanterieregiments, vergl. die G. d. N. S. 308.

13) Wahrscheinlich in Folge einer Verständigung mit dem Kronprinzen, da eine Ueberflügelung von Mittenwalde her nun nicht mehr zu befürchten war. Der Befehl Bülow's datirt vom 22. Aug. Abends 10 Uhr. Der schriftliche Befehl des Kronprinzen erfolgte erst am 23. Aug. um 1 Uhr Morgens, vergl. die G. d. N. S. 293 und Swederus S. 58. Der Kronprinz muß große Wichtigkeit auf Borstell gelegt haben — er ließ also das Heer nicht so ganz im verwaisten Zustande, wie Beitzke meint, vergl. Anmerk. 14 — denn er wiederholte den Befehl am 23. Aug. nochmals: „Le général Bülow se concentrera à Heinersdorf et Gross-Beeren. Le général Borstell marchera de suite vers ces mêmes villages, de manière à ce qu'il puisse se joindre avec les troupes du général Bülow, et de pouvoir soutenir le général de Tauentzien en cas de besoin." Vergl. Swederus S. 55. Der Befehl ist an Bülow gerichtet.

erhielt, war wirklich aufgebrochen und stand um Mittag schon bei Groß-Ziethen, etwas über eine Meile westlich von Heinersdorf gelegen. Bülow hatte Sorge um den gesicherten Rückzug dieser Truppen Borstell's, wie um das Schicksal des bei Blankenfelde stehenden Reservecorps unter Tauentzien. Dies veranlaßte ihn, mit dem 3. Armeecorps am 23. Aug. um 8 Uhr Morgens von Heinersdorf links ab nach Lichtenrade, welches etwas über eine Meile nördlich von Blankenfelde liegt, zu marschiren, nachdem er dem General Tauentzien, welchem es an schweren und reitenden Geschützen gänzlich fehlte, eine halbe schwere und eine halbe reitende Batterie zur Verstärkung geschickt hatte. Dieser Marsch mit einem ganzen Armeecorps setzt eine merkwürdige Unkenntniß Bülow's mit den Bewegungen der Franzosen voraus, an welcher jedenfalls sowol Bülow wie der Kronprinz von Schweden Schuld war. Bülow mußte doch — und zwar durch Thümen, der erst am Abend des 22. Aug. von Wietstock aus vor der französischen Uebermacht nach Großbeeren zu zurückgewichen war — wissen, daß nach den vorangegangenen Kämpfen gegen Großbeeren eine bedeutende Truppenmasse vorrückte, und der Kronprinz seinerseits hätte ihn wissen lassen müssen, daß vor ihm über Ahrensdorf ebenfalls beträchtliche französische Streitkräfte im Anzuge seien. Wenn das der Fall gewesen wäre, dann konnte Bülow bei der Kenntniß des vor ihm liegenden Terrains eine bedeutende Uebermacht Tauentzien gegenüber, für den übrigens Borstell, wie ja auch der Kronprinz angeordnet hatte, die eigentliche Reserve bildete, gar nicht vermuthen. Nachlässiger und ungeschickter wie bei der Nordarmee konnte die Cavalerie zur Aufklärung der feindlichen Bewegungen wol nicht benutzt werden.

Bülow handelte nicht nur ungeschickt, sondern auch im höchsten Grade eigenmächtig, als er ohne Befehl des Kronprinzen [14]) und mit einem ganzen Armeecorps den Marsch nach Lichtenrade antrat. Er ließ durch seinen Abmarsch den Weg über Heinersdorf nach Berlin den Franzosen fast frei liegen, entblößte den linken Flügel des Kronprinzen bei Ruhlsdorf und ermüdete seine Truppen unnützerweise, und zwar bei schlechtem Wetter [15]). Man braucht keine höheren Kenntnisse in der Strategie und Taktik zu besitzen, um das nicht herauszufinden; trotzdem ist dieser unnütze Marsch Bülow's verkehrter Weise sogar gelobt worden (z. B. von Beitzke) und zwar gerade wegen seiner Eigenmächtigkeit und mit unbegründeten Vorwürfen gepaart gegen den Kronprinzen. Die historische Kritik verlangt, daß Jedem sein Recht werde, und eine Entschuldigung für Bülow finde ich nur in dem Umstande, daß er dem guten Willen des Kronprinzen von Schweden zu mistrauen Grund hatte; militärisch ist der Marsch unmöglich zu rechtfertigen, am allerwenigsten, wenn er auf eigene Faust gemacht wurde. Bülow war von eigenmächtigem Charakter; das hat auch sein Verfahren vor der Schlacht bei Ligny gezeigt, deren Verlust wol mit auf seine Rechnung zu setzen ist.

Bülow fand, als er in Lichtenrade anlangte, Borstell schon in der Nähe, nämlich bei Groß-Ziethen; auch ließ das Gefecht bei Blankenfelde nach. Ueberdies sandte nach der Angabe von Swederus der Kronprinz den Befehl zur Rückkehr nach Heinersdorf [16]). Bülow kehrte daher mit dem ganzen Corps nach Heinersdorf zurück, wo er um 1 Uhr Nachmittags eintraf, die Division Borstell blieb nun auf seinem linken Flügel. „Niemand", so schreibt die Gesch. d. Nordarmee S. 306, „dachte an eine Schlacht. Völlig durchnäßt, ermüdet, ohne Holz und Stroh, mit sehr kärglicher Verpflegung, suchten die Truppen sich auf den alten Lagerplätzen so gut wieder einzurichten, als es eben ging. Dennoch war die Stimmung der Soldaten vortrefflich. Man trug die Beschwerden, weil man wußte, daß sie für den Augenblick nicht zu ändern waren. Nur Pulver und Gewehre sah man ungern durch den Regen fast unbrauchbar geworden. Auf eine kurze Zeit überließen die Truppen sich der Ruhe; — es war die Ruhe vor einer improvisirten Schlacht."

Das 7. französische Corps unter Reynier näherte sich inzwischen dem Waldrande. Es bestand aus der 32. französischen Division unter Durütte, die schon in den Vorkämpfen, besonders bei Wietstock, ziemlich gelitten hatte, also wol kaum noch 8000 Mann stark war, wie französische Berichte angeben; aus der 1. sächsischen Division (24. französ.) unter General Le Coq und aus der 2. sächsischen (25. französ.) Division unter General Sahrer von Sahr, beide 11,200 Mann stark; aus der leichten Reiter-Brigade (Sachsen) unter General von Gablenz 1200 Mann [17]); zusammen mit Artillerie u. s. w. ungefähr 20,000 Mann, mit 68 Geschützen, vergl. die G. d. N. S. 188, der 20,480 Mann ausrechnet. Reynier ließ sich unbegreiflicher Weise, obgleich er ein tüchtiger General war, sehr viel Zeit, ehe er von Wietstock nach Großbeeren aufbrach. Statt das früh zu-

14) Das ist nicht unzweifelhaft, trotz der Bemerkung Varnhagen's, daß Bülow zu diesem Marsche die Erlaubniß des Kronprinzen nachgesucht. Weder die preußischen Archive enthalten darüber etwas, noch die schwedischen, vergl. Swederus S. 56. Auch die G. d. N. S. 305 sagt zwar „mit Genehmigung des Kronprinzen". Es werden aber von ihm keine Beweise vorgebracht, und er scheint Varnhagen zu folgen. Beitzke S. 221 fg. sagt das Gegentheil, und er trifft hier wol das Rechte; doch fügt er hinzu: „Ein Officier jagte zum Kronprinzen, um ihm davon Meldung zu machen." Die betreffende Stelle lautet: „Als General Bülow in seiner Stellung bei Heinersdorf den gegen Mittag immer noch verstärkten Kanonendonner bei Blankenfelde hörte, der Kronprinz aber nicht die geringste Weisung ertheilte, glaubte er am besten zu thun, selber, ohne Befehl und Auftrag, zu handeln, da sein Oberfeldherr das Heer in vereinigtem Zustande lassen zu wollen schien." 15) Als eine Folge dieses Hin- und Hermarsches ist es wol zum Theil anzusehen, daß Bülow nicht kräftig verfolgen lassen konnte, weil sie von der doppelten Arbeit zu ermüdet waren.

16) Auch Varnhagen u. A. wissen von diesem Befehle. Varnhagen hat hier S. 205 eine seltsame Anschauung von der Sachlage. Es sei Angst gewesen, daß der Kronprinz den General Bülow in seine Nähe zurückrief; die Hauptmacht des Feindes habe gegen Tauentzien gestanden. Daß das durchaus falsch ist und daß das stärkste französische Corps über Ahrensdorf gegen den Kronprinzen vorrückte, haben wir schon oben gezeigt. 17) Nach der Darstellung des sächsischen Generalstabes betrug die Gesammtstärke der Sachsen „wenig mehr als 15,000 Mann", vergl.: Die Feldzüge der Sachsen. Dresden 1821. S. 202.

gleich mit Bertrand's Vorgehen gegen Blankenfelde zu thun, trat er seinen Marsch erst um 10 Uhr Vormittags an [18]), nachdem das Schießen bei Blankenfelde schon verstummt war. Großbeeren liegt von Wietstock nur $1\frac{1}{4}$ Meile entfernt, war also in 2 Stunden zu erreichen; trotzdem brauchten die Franzosen zu dem Marsche mehr als 5 Stunden. Wäre Reynier schneller marschirt, dann konnte er schon gleich nach 12 Uhr in Großbeeren eintreffen, und dann war es ihm leicht, sich zwischen den Kronprinzen und Bülow zu schieben. An der Spitze marschirte die zweite sächsische Division, dann folgte die Division Dürütte, zuletzt die erste sächsische Division. Reynier war so sorglos, daß er den gesammten Train hinter der Division Dürütte marschiren ließ. Gegen 4 Uhr Nachmittags trat die Spitze des französischen Corps aus der Genshagener Haide (auch Wald von Großbeeren genannt) und erblickte rechts vor sich auf circa 1500 Schritt das von preußischen Truppen besetzte Großbeeren, westlich daneben auf der Windmühlen-Höhe eine halbe Batterie, die sogleich ihr Feuer eröffnete, und im Anschluß an diese Batterie weiter links (nach Westen) in der Richtung auf Vorwerk Neu-Beeren Cavalerie. Major von Sandrart, der hier befehligte, hatte den Anmarsch der Franzosen schon um 3 Uhr gemeldet erhalten und beabsichtigte, sich zu vertheidigen. Im Dorfe selbst lagen zwei seiner Infanterie-Bataillone, das dritte Bataillon stand hinter dem Dorfe in Reserve; daß Bülow, für welchen doch der Befehl vorlag, Großbeeren zu halten und jeden auf Heinersdorf vordringenden Feind zurückzuwerfen, nach Großbeeren keine stärkere Truppenzahl gelegt hatte, ist unbegreiflich [19]); ebenso unbegreiflich ist es, daß er den Major von Sandrart nicht rechtzeitig unterstützte. Die Franzosen eröffneten sogleich ein überlegenes Feuer aus 14 Geschützen auf die vier preußischen und zwangen die letzteren bald, den Windmühlenberg zu räumen. Darauf richtete sich ihr Artilleriefeuer auf das Dorf, und bald standen einige Häuser und Scheunen in Flammen. Major von Sandrart wartete deshalb den Angriff der schon mit Tirailleuren anrückenden Sachsen nicht ab, sondern trat in größter Ordnung den Rückzug aus Großbeeren an. Er ließ auf dem Rückmarsch noch mehrmals Halt und Front machen, aber die Franzosen folgten nicht, sondern schickten den Abziehenden nur Kanonenschüsse nach. Sandrart glaubte es nur mit 8000 Mann zu thun gehabt zu haben, denn er hatte außer der 2. sächsischen die Division Dürütte nur zum Theil sich entwickeln sehen und von der 1. sächsischen gar nichts bemerkt; so berichtete er an Bülow. Reynier ließ ziemlich sorglos seine Truppen die Bivouacs beziehen und antwortete auf Warnungen, die man wegen der Nähe der Gegner an ihn richtete, bestimmt: Ils ne viendront pas. Der Regen, welcher dicht fiel, hinderte die Aussicht. Dürütte schloß sich links an die 2. Division Sachsen an; die erste Division der Sachsen war, durch den vor ihr ziehenden Wagentrain gehindert, noch gar nicht aus dem Walde entwickelt: da schlugen schon die ersten preußischen Kanonenkugeln in Großbeeren ein; Bülow rückte an. Sehen wir, wie das kam.

Als Bülow zum Angriff auf Großbeeren schritt, handelte er, wenn wir ganz objectiv urtheilen, durchaus nach den Befehlen des Kronprinzen, die, wie wir schon vorher anführten, dahin lauteten, daß Bülow seine Truppen in Heinersdorf und Großbeeren concentriren solle. Er suchte nun Großbeeren wieder zu nehmen, nachdem er es durch eine zu schwache Besetzung verloren hatte. Es liegt auf der Hand, daß, wenn von Bülow mehr Truppen in das Dorf gelegt worden wären, der Kampf schon gleich beim ersten Angriffe der Franzosen zur Entscheidung gekommen wäre [20]). Bülow holte also eigentlich nur etwas Versäumtes nach, indem er gegen Großbeeren vorging.

Nun kommt aber eine scheinbar unlösbare Frage. Preußische und schwedische Darstellungen weichen nämlich hinsichtlich der Initiative zum Kampfe jetzt diametral von einander ab. Die preußischen [21]) haben folgenden Inhalt: Bülow war nach dem Zurückweichen seiner Vorhut von Großbeeren vorgeritten, um die Stellung und Stärke des Feindes auszukundschaften. Was er sah, konnte nur ein Corps sein, und er war ihm gewachsen; waren es zwei Corps, dann waren sie aus dem Walde noch nicht entwickelt, und er war ihnen deshalb auch noch gewachsen, so lange er den günstigen Augenblick benutzte, sie vor ihrer Aufstellung in Schlachtordnung zu überrennen. Er war daher entschlossen, mit den 31,000 Mann und 84 Geschützen, die er augenblicklich beisammen hatte, in möglichster Schnelle zum Angriff gegen sie zu schreiten. Als er indessen die Anordnung dazu treffen wollte, erhielt er zu seinem höchsten Erstaunen vom Kronprinzen von Schweden den Befehl, mit seinem ganzen Corps bis auf den Weinberg bei Berlin zurückzugehen, wo dieser zur Rettung der Hauptstadt noch eine Schlacht liefern wolle. Der Verlust Großbeerens scheint nach Friccius die Ursache des Entschlusses gewesen zu sein. Es ist zu beachten, daß in preußischen Archiven schriftliche Befehle des Kronprinzen für diese wichtigen Stunden nicht vorhanden sind, vielleicht deshalb, weil solche im Drange der Umstände nicht gegeben werden konnten, sondern durch mündliche Befehle ersetzt wurden, vergl. die G. d. N. S. 315.

Die entgegenstehende schwedische Ansicht (Swederus S. 59 fg.) ist die, daß der Kronprinz von Schweden den Angriff Bülow's auf Großbeeren direct befohlen

18) Feldzüge der Sachsen S. 219; nach der G. d. N. S. 303 geschah es erst um 2 Uhr Nachmittags, das ist aber ein Irrthum, wie überhaupt hier und da. 19) Bülow mußte von der Nähe der Franzosen unbedingt Kunde haben. Friccius, der mit seinem Bataillon noch kurz vor dem Beginn der Schlacht bei Bülow mit seinem königsberger Bataillon eintraf, erzählt in seiner Geschichte des Krieges von 1813 und 1814. Bd. I. S. 274: „Unterwegs kam eine Menge flüchtiger Dorfbewohner mit ihren Habseligkeiten auf uns zu, mit der Nachricht, daß der Feind in großen Massen anrücke und kaum noch eine Viertelmeile entfernt sei."

20) Der Kampf bei Großbeeren wäre dann nur die Wiederholung des Gefechtes bei Blankenfelde gewesen; am folgenden Tage würde dann wol eine allgemeine Schlacht geschlagen worden sein. 21) Ich gebe sie kurz nach der Darstellung Beitzke's II. S. 225. Aehnlich schreibt auch Friccius I. S. 261.

habe. Einen wörtlichen resp. etwaigen schriftlichen Befehl des Kronprinzen bringt auch Swederus nicht. Das stockholmer Kriegsarchiv bewahrt aber z. B. den eigenen Bericht Bülow's über die Schlacht an den Kronprinzen; in demselben heißt es (Swederus S. 60): „Nachdem von Seiner Königlichen Hoheit der Befehl eingegangen war, ließ ich die Divisionen des Prinzen von Hessen-Homburg und Obersten von Krafft in erster Linie und die Division des Generals von Thümen en réserve aufmarschieren." Auch der Wortlaut in dem Berichte Bülow's an den König stimmt hierzu, wenn es in demselben heißt: „Den 23. d. M. Nachmittags 4 Uhr griff das 7. französische Armeecorps unter dem General Reynier unsere Vorposten in Großbeeren an und delogirte sie. — Ich faßte darauf ungesäumt den Entschluß, den Feind anzugreifen, und wurde hierzu noch besonders durch einen Befehl [22]) des Kronprinzen, Großbeeren wieder zu nehmen, beauftragt." — Die Erzählung Reiche's von dem Rückzugsbefehle, auf die wir gleich kommen werden, wird als entschieden unwahr von den Schweden bezeichnet. Swederus meint S. 63: „Die Sachlage selbst war so entscheidend, daß dort eine Schlacht gar nicht länger zu vermeiden gewesen wäre, wenn auch der Prinz und alle übrigen Chefs es gewollt hätten." Und dem war auch in der That so. Ein anderes gewichtiges Zeugniß für die schwedische Auffassung ist endlich das des schwedischen Generals Akrell, nach welchem der Kronprinz sogar speciell den Angriff mit dem Bajonnette befohlen hat. Swederus berichtet S. 63 fg. darüber Folgendes: „Die Schlacht hatte mit einer Kanonade begonnen, welche lange fortdauerte unter unaufhörlichem Regenwetter, sodaß die Handgewehre nicht zu gebrauchen waren. Bülow begehrte zum zweiten Male von dem Kronprinzen Hilfe, erhielt jedoch eine abschlägige Antwort unter den früheren Vorstellungen, daß es die eigne Sache der Preußen wäre, für die preußische Hauptstadt zu bluten, der Prinz versprach aber solche zu geben, wenn es später nothwendig würde. Zugleich wurde er beordert, mit dem Bajonnette anzugreifen." Diesen Befehl hat Bülow in seinen Berichten nicht erwähnt, folglich auch seine Abschreiber nicht. Daß aber der Prinz diesen Bajonnetangriff befahl, hat ein noch jetzt lebender schwedischer Officier mit folgenden Worten bezeugt:

„Der Unterzeichnete, welcher in der Eigenschaft eines Generalstabs-Officiers der Schlacht von Großbeeren beiwohnte, will hiermit bezeugen, daß der Bajonnetangriff, mit welchem das preußische Armee-Corps unter dem Befehle des Generals von Bülow den Ausgang der Schlacht entschied und den Feind zum Rückzuge nöthigte, auf die dazu ertheilten bestimmten Befehle S. k. H. des Kronprinzen ausgeführt wurde."

„Die besonderen Umstände dabei waren folgende: Nachdem der Kampf zwischen dem 3. preußischen und dem anrückenden feindlichen Armeecorps unter General Reynier ohne einen entschiedenen Vortheil auf einer Seite eine Weile [23]) gedauert hatte, kam von dem General v. Bülow der Stabschef desselben, Oberst von Boyen, an, mitführend die Bitte des Generals an S. k. H., von der schwedischen Armee eine zur Besiegung des Feindes nothwendige Unterstützung zu erhalten."

„S. k. H. erwiederte diese Bitte mit einer kraftvollen und hinreißenden Aufforderung an die preußische Armee, ihre ganze Kraft aufzubieten, um den Ansprüchen und Hoffnungen zu entsprechen, die bei dieser wichtigen Gelegenheit mit Recht auf ihren Muth und ihre Ausdauer gemacht würden; und fügte S. k. H. hinzu, wenn und wann eine solche Unterstützung wirklich nothwendig würde, so könnte dieselbe mit Gewißheit von der schwedischen Armee erwartet werden. Unter den jetzigen Umständen hielt S. k. H. gleichwol dafür, daß die Ehre der Vertreibung des Feindes der preußischen Armee allein zukäme und von ihr gewonnen werden könnte — und befahl darauf S. k. H. den Angriff, durch welchen Großbeeren wieder erobert und das Armeecorps des Generals Reynier zurückgeworfen wurde."

„Nachdem der Oberst von Boyen sich mit diesem Befehle entfernt hatte, befahl S. k. H., daß der ertheilte Befehl schriftlich aufgesetzt werden sollte [24]), was auf der Stelle ausgeführt wurde durch den Generalmajor Grafen Löwenhjelm auf einem Blatte Papier, welches ich aus einem — zu dergleichen Zwecke — nebst Schreibzeug — mitgenommenen Buche riß, während ich meinen Hut über die Schrift hielt, zum Schutze gegen den Regen."

Karl Akrell, General-Lieutenant a. D.

Es ist hiernach außer Frage, daß Bülow's Vorgehen auf Großbeeren und sodann der Bajonnetangriff vom Oberfeldherrn direct befohlen worden ist. Dem steht aber wieder der Bericht des Majors von Reiche, welcher damals Generalstabsofficier bei Bülow war, entgegen. Major von Reiche hat Memoiren hinterlassen (herausgegeben von Weltzien Bd. I. Leipzig 1857. S. 298 fg.), in denen Folgendes steht: der Kronprinz habe nach der Wegnahme des Dorfes Großbeeren befohlen, „daß die Armee in die verschanzte Stellung auf den Tempelhofer Bergen (der jetzige Kreuzberg gehörte dazu) bei Berlin zurückgehen solle." Ich gestehe, daß mir ein directer Befehl des Inhalts für Bülow zweifelhaft ist. Tauentzien hätte bei seiner vorgeschobeneren Stellung zu Blankenfelde dann doch schon eher, als Bülow, einen solchen Befehl erhalten müssen: und davon steht nirgends etwas berichtet. Möglich, daß der Kronprinz von Neuem die etwaige Rückzugsstellung um diese Zeit hat einschärfen lassen, und daß Bülow durch Mis-

22) Die G. d. N. S. 350 hat hier einen andern, den Inhalt nicht unwesentlich verändernden Wortlaut. Das Original hat aber die obige Fassung, vergl. auch weiter unten Anmerk. 51.

23) Die Worte: „Kampf" und „eine Weile" (oder soll es hier en stund „eine Stunde" heißen?) fehlen in dem deutschen Texte des Swederus, der hier nicht richtig sein kann. Ich glaube aus dem schwedischen Texte richtig verbessert zu haben; derselbe lautet: „Sedan striden *en stund* pågått emellan 3-dje preussiska armecorpsen och den anryckande fiendliga under general Reynier, utan afgjord fördal å någondera sidan, ankom från general v. Bülow" etc.

24) Er ist im schwedischen Archiv nicht mehr vorhanden, weil dasselbe eine Zeit lang liederlich verwaltet worden ist, vergl. Swederus S. 65.

verständniß an den Befehl eines sofortigen Rückzuges dachte. Ich glaube fast, daß später nach dem Kriege Bülow zu Liebe die Befehle des Kronprinzen in noch ungünstigerem Sinne ausgelegt worden sind, als während der Actionen selber. Jedenfalls schreibt Bülow selber von einem so unerhörten Befehle des Kronprinzen weder in irgend einem Berichte, noch in den vertraulichen Briefen an seine Frau etwas, was er doch unzweifelhaft gethan hätte, wenn das Angegebene wirklich der Fall war; er schreibt vielmehr an seine Frau, daß er den Befehl zum Angriff auf Großbeeren vom Kronprinzen erhalten habe, wie wir weiter unten sehen werden. Reiche fährt nun so fort: Bülow habe nach erhaltenem Befehle zum Rückzuge sämmtliche Brigadechefs seines Corps bei sich versammelt, um ihnen die zur Ausführung dieses Befehls erforderlichen Instructionen zu ertheilen. Reiche war, beiläufig bemerkt, hierbei nicht zugegen. Reiche sagt darauf: von dem Gedanken durchdrungen, daß sich bei dem trefflichen Geiste unserer Truppen von einer ungesäumten und überraschenden Offensive die schönsten Resultate erwarten ließen, trat ich im Vorgefühl eines glücklichen Ausganges in das Zimmer des Generals Bülow, wo ich die Brigadechefs noch versammelt fand, in ihn dringend, nicht zurückzugehen, sondern den vor ihm bei Großbeeren stehenden Feind unverzüglich anzugreifen. Der General Bülow hörte mich an, und als ich ihm in kurzen Worten die Gründe meines Vorschlages und die gewisse Aussicht des Gelingens auseinander gesetzt hatte, sagte er: „Reiche[25]) kann Recht haben, wir greifen an", worauf er auf der Stelle die Disposition zum Angriffe ertheilte, mir aber den Befehl gab, zum Kronprinzen von Schweden nach Ruhlsdorff zu eilen, ihm von dem gefaßten Beschlusse Meldung zu machen, zugleich ihn seinerseits zu einer Diversion in des Feindes linke Flanke zu veranlassen." Wir müßten nun erwarten, daß der Kronprinz sich entrüstet über diesen Ungehorsam des Generals Bülow gezeigt habe. Das war aber keineswegs der Fall, wahrscheinlich deshalb, weil Bülow, wenngleich spät, so doch endlich Großbeeren wiedernehmen wollte. Daß Bülow dem Major v. Reiche nicht Alles mitgetheilt, hat den Bericht Reiche's wahrscheinlich zu einem einseitigen gemacht, oder aber Reiche hat nicht die volle Wahrheit geschrieben, obgleich er sie wußte, blos deshalb, um den Ruhm, er sei der geistige Urheber der Schlacht, zu behalten. Daß er die Wiedereroberung von Großbeeren für schwerer hielt, als sie wirklich war, und deshalb Unterstützung vom Prinzen wünschte, ist erklärlich, denn es ist immer besser, einer Sache absolut sicher zu sein. Reiche fährt nun weiter so fort: „Ich fand den Kronprinzen unter der Windmühle bei Ruhlsdorf auf seinem Mantel gelagert. Als ich ihm meine Meldung abstattete, die Aufforderung des Generals Bülow hinsichtlich einer Diversion hinzufügend, gab er zu dem Vorhaben des Generals Bülow in sofern seine Zustimmung, als er sagte: „Chacun défend son front!" Was dagegen die Zumuthung einer Diversion betraf, so nahm er unter der Aeußerung: „J'ai l'ennemi devant moi" Anstand, darauf einzugehen." Also nichts von Unwillen und Ueberraschung[26]) beim Kronprinzen, als Reiche ihm seine Meldung machte. Die Meldung muß eben eine sehr natürliche für den Kronprinzen gewesen sein, kann für denselben unmöglich eine Mittheilung über eine entschiedene Widersetzlichkeit Bülow's — und das war es doch nach Reiche, wenn der Befehl zum Rückzuge vorlag, — enthalten haben. Was der Kronprinz antwortet, ist ganz selbstverständlich, er hatte ja selbst den Feind in einigen Stunden zu erwarten und konnte unmöglich Bülow beistehen, da dieser schon beträchtlich stärker als der vor ihm stehende Feind war. „Chacun défend son front!" Das heißt denn doch nicht mehr und nicht weniger, als daß er entschlossen sei, zu kämpfen und dasselbe von Bülow erwartet. Der Befehl, den Bülow nach dem Verluste von Großbeeren aus dem schwedischen Hauptquartier erhielt, kann allerdings auch den Befehl zum Rückzuge, eventuell die Aussicht[27]) zu einem solchen, enthalten haben, und Bülow scheint einen solchen Befehl in seinem Mismuthe vor seinen Officieren besonders betont zu haben. Der Befehl des Kronprinzen enthielt aber jedenfalls noch etwas Anderes, nämlich: Großbeeren wiederzunehmen, widrigenfalls der Kronprinz genöthigt sei, den Befehl zum Rückzuge zu geben und den Kampf der schon angegebenen Stellung vor Berlin wiederanzunehmen. Ein Blick auf der Karte zeigt, daß, wenn Großbeeren nicht in preußischen Händen blieb, und wenn man die Stellung Tauentzien's bei Blankenfelde ins Auge faßt, die Schlachtstellung der Nordarmee im Centrum schon zurückgedrängt war. Der Befehl, Großbeeren zu halten, war schon früher vom Kronprinzen gegeben worden; Bülow hatte das Dorf aber zu schwach besetzt gehabt und dadurch verloren. Wenn der bloße Befehl zum Rückzuge gegeben worden wäre, dann hätte doch auch der Kronprinz Anstalten dazu für sich treffen müssen; er lag aber ruhig auf seinem Mantel. Daß Bülow bedenklich war, zu so später Tagesstunde noch anzugreifen, läßt sich leicht ermessen; auch konnte er wegen des Regens nicht sehen, was er vor sich hatte. Bülow war

25) Daß Bülow das gesagt, ist gewiß richtig. Er war eben nur unentschlossen zu dem Angriffe auf Großbeeren, der ihm vom Kronprinzen befohlen war (vergl. weiter unten), und Reiche ermunterte ihn dazu. Man hat Reiche später deshalb die Ehre gegeben, die Schlacht bei Großbeeren herbeigeführt zu haben, und Reiche rühmt sich dessen auch wirklich, vergl. S. 299 (die Anmerkung) und S. 305 seiner Memoiren.

26) In übertriebener Weise gibt die G. d. N. S. 317 die Darstellung Reiche's so wieder: „In seinen Mantel gehüllt, auf einem Bärenfell liegend, hörte der Prinz an der Windmühle von Ruhlsdorf mit Erstaunen und Unwillen die Meldung des Majors." — Bekanntlich hat man auch von Verrath des Kronprinzen gesprochen, ohne jedoch Beweise dafür anbringen zu können; auch v. Müffling, Aus meinem Leben. Berlin 1855. S. 49 hat den Kronprinzen in Verdacht. Ehe aber nicht bestimmte Beweise beigebracht werden, läßt man diesen Verdacht, der auch in der ganzen Situation nicht recht Unterstützung findet, wol am besten auf sich beruhen.

27) Ein Befehl zum sofortigen Rückzuge kann überhaupt nicht gegeben worden sein: dann wären wol die Pferde der schwedischen Artillerie nicht um dieselbe Zeit zur Tränke geführt worden, vergl. die G. d. N. S. 330.

überhaupt nicht so schnellen Entschlusses und energischen Angreifens fähig, als man nach der gewöhnlichen Darstellung denken sollte. Es war vielmehr ein Zauderer im vollen Sinne des Wortes und machte sich vor der Schlacht bei Bautzen durch unzeitiges Zurückziehen (wodurch er wesentlich zum Verlust der Schlacht bei Bautzen beitrug, indem Ney's Corps dadurch frei wurde) bei den Berlinern geradezu verhaßt; auch die höheren preußischen Militärs billigten seine Vorsicht nicht, vergl. Beitzke I. S. 407 fg. Daß Reiche [28]) gelogen habe, ist vielleicht nicht anzunehmen; Bülow hat seinen Officieren wol nicht den ganzen Befehl des Kronprinzen mitgetheilt: vielleicht ärgerte er sich, Großbeeren verloren zu haben und nun seinen Generalen den Befehl zur Wegnahme mittheilen zu müssen. Daß der erneute Befehl ihn doppelt ärgerte, lag darin, daß das Dorf durch seine eigne Schuld verloren war. Dazu kam, daß er überhaupt ein schlechter Untergebener war, daß er nicht gern Jemand über sich duldete. Er war deshalb bei den höheren preußischen Civil- wie Militärbehörden nicht gut angeschrieben, vergl. hierüber Beitzke I. S. 409 und v. Reiche I. S. 305. Daß der berliner Magistrat ihn nach seiner Ansicht nicht genügend ehrte, ist daher nicht zu verwundern.

Die ganze Sache erledigt sich schließlich von selber durch eine vertrauliche Aeußerung Bülow's an seine Frau, an die er am 27. Aug. aus Trebbin (vergl. den Brief bei Varnhagen S. 220) Folgendes schreibt: „In diesem Augenblicke lese ich in den Zeitungen eine Uebersetzung des elenden Machwerkes, was der Kronprinz von Schweden hat drucken lassen. Es ist nicht wahr, daß er mir befohlen, den Feind complet anzugreifen; seine Idee war, ich sollte nur den Vorposten bei Groß-Beeren wiedernehmen. Ich forderte ihn mehreremale auf, mit den Schweden vorzugehen, da er dann dem Feinde den Rückzug abschneiden konnte; er that nichts; es freut mich, daß wir alles allein gethan haben."

Hiermit sind eigentlich alle Controversen beseitigt. Die Angabe Bülow's, daß er nach der Idee des Kronprinzen den Vorposten bei Großbeeren wiedernehmen sollte, beweist bei der ganzen Lage der Dinge, daß von einem nackten Rückzugsbefehle des Kronprinzen vorher gar nicht die Rede sein kann. Daß diese Wiedernahme des „Vorpostens von Großbeeren" eine Schlacht wurde, lag in den Umständen, und daß Bülow „complet" angriff, war eine sehr vernünftige Vorsicht. Ein besonders großes Verdienst liegt hiernach nicht in dem Vorgehen Bülow's gegen Großbeeren. Es ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung, die Wahrheit wiederherzustellen und Jedem das Seine zu lassen. Der Kronprinz ist von den meisten Geschichtschreibern dieser Zeit durchaus mit Unrecht angegriffen, ja geradezu heruntergezogen, Bülow, zumal von den preußischen, aber über Gebühr gelobt worden. Allerdings hat der Kronprinz zu der preußischerseits gegen ihn wenig freundlichen Haltung selbst viel beigetragen, z. B. durch sein Bülletin über die Schlacht, welches schon oben abgedruckt wurde, in welchem Bülow's Verdienste entschieden zu wenig hervorgehoben sind und welches Bülow als ein „elendes Machwerk" bezeichnet; die Farben sind hier jedenfalls ungleich vertheilt, und das konnte die Preußen sehr wohl reizen, Wiedervergeltung zu üben. Daß der Kronprinz vorsichtiger Natur war, macht ihn noch nicht zu einem Feigling ohne Haltung, als welcher er so vielfach ausgemalt wird. Ein Ruhmestag für die preußischen Truppen und zumal für die Landwehren bleibt der Schlachttag immer, wenngleich Bülow's Ruhm bedeutend geringer wird, als man nach den gewöhnlichen Schilderungen, auch des preußischen Generalstabes, annehmen müßte. Es handelt sich bei Entscheidung der Streitfrage nicht um strategische und taktische Principienfragen, sondern um die Anwendung der einfachen kritischen Methode der Historik, um die Hervorhebung der Hauptquellen und die richtige Einordnung resp. Entfernung und Entkräftung der allem Wahrscheinlichen und den Hauptberichten entgegenstehenden Quellen. Ich selber sträubte mich schließlich vor der unabweisbaren Wahrheit, weil ich als Preuße [29]) die immer gern gelesene Ruhmesthat Bülow's nun aufgeben muß.

Was den ferneren Inhalt des Bülow'schen Briefes vom 27. Aug. betrifft, so ist es eine etwas ungerechte Forderung von Bülow, bei seiner numerischen Ueberlegenheit — denn das wußte er wol ziemlich bestimmt, daß ihm nur ein französisches Corps gegenüberstand; Major v. Sandrart hatte den Feind sogar nur auf 8000 Mann geschätzt — eine Diversion vom Kronprinzen zu verlangen, der selber den Feind erwartete. Daß er mehrere Male deshalb Boten geschickt, wird auch vom preußischen Generalstabe erwähnt. Ich glaube, es wird nicht falsch sein anzunehmen, daß Major von Reiche der erste dieser Boten war, und daß ihm nach seiner Rückkehr der Oberst von Boyen folgte [30]), dem nach den Mittheilungen des schwedischen Generalstabsofficiers Akrell vom Kronprinzen der specielle Befehl ertheilt wurde, daß Bülow mit dem Bajonnet angreifen sollte. Der Zeit nach steht nichts dem entgegen. Reiche langte nämlich nach seiner eigenen Mittheilung bei Bülow wieder an, noch ehe der Kampf begonnen hatte uud ein Schuß gefallen war. Nach seinem Eintreffen begann die Kanonade Seitens der Preußen und von einer solchen wird ja auch in dem Berichte Akrell's gesprochen.

Wir wenden uns jetzt zu dem Verlauf der eigentlichen Schlacht [31]). Die Franzosen hatten sich in der

---

28) Er ist jedenfalls nur eine Quelle zweiten Ranges und war weder während der Actionen selber genügend unterrichtet, noch hat er nach dem Kriege sich genügend unterrichtet. Von Borstell sagt er z. B. (ähnlich wie Varnhagen, der hierüber geradezu werthlos ist und nur noch als Schönschreiber oder sogenannter Classiker benutzt werden dürfte) S. 301: „Der General von Borstell erhielt Befehl, mit seiner Brigade über Kleinbeeren zu marschieren, um den feindlichen rechten Flügel zu umgehen." Das ist nach den Mittheilungen des preußischen Generalstabes (G. d. N. S. 319) durchaus unrichtig, denn Borstell handelte bei seinem Marsche auf Kleinbeeren ohne Bülow's Befehl, vergl. auch weiter unten.

29) Ich verwahre mich gegen den Vorwurf, unpatriotisch zu denken und zu fühlen. Mir kam es nur auf die Wahrheit an. 30) Das ergibt sich auch aus der schwedischen Mittheilung bei Swederus S. 63 fg. 31) Ich folge hier vorzugsweise der Dar-

Zeit nach 4 Uhr vollständig aus dem Walde entwickelt und standen, ungefähr 20,000 Mann mit 68 Geschützen, zwischen dem Vorwerk Neubeeren und dem Dorfe Großbeeren. Ihr linker Flügel stützte sich auf das Vorwerk Neubeeren: Reynier war hier eben beschäftigt, die Bivouacs anzuordnen, als der Angriff Bülow's erfolgte. Die Truppenstärke des letzteren betrug in der Schlacht 34 Bataillone, 35 Escadrons und 84 Geschütze oder circa 31,000 Mann, wie die G. d. N. S. 321 angibt. Das Terrain war da, wo der Hauptkampf stattfand, folgendermaßen beschaffen: „Die Windmühlen-Höhe westlich von Großbeeren", wie es in der G. d. N. S. 325 fg. heißt, „eine Terrain-Erhebung von circa 1800 Schritt Länge, die gegen 30 Fuß über die umliegende Ebene hervorragt, steiler nach Norden, flacher nach Süden abfällt und sich an ihrem West-Ende allmählich in der anliegenden Ebene verliert. Diese Terrain-Erhebung hindert die Bewegung der verschiedenen Waffen nicht; sie ist an ihrem West-Ende leicht zu umfassen und zu enfiliren und bietet als Stützpunkt der Vertheidigung an ihrem Ost-Ende das Dorf Großbeeren und eben daselbst ein kleines nicht mehr vorhandnes Tannen-Gehölz [32]). Die Vortheile, welche der Vertheidiger auf dieser Höhe findet, bestehen in der freien Uebersicht des Vorterrains, in der theilweisen Deckung der weiter rückwärts aufgestellten Truppen und in der Beherrschung der vorliegenden Ebene durch das Geschütz. Allein ihre relative Stärke erhielt die Aufstellung daselbst in dem Dorfe Großbeeren und in der schmalen sumpfigen Niederung des Lilo-Grabens, welcher den Zugang zu der längeren Ostseite des Dorfes für geschlossene Kolonnen auf eine einzige hölzerne Brücke beschränkt. Mit der schmalen Nordseite in der Richtung des steilen Abfalls der Höhe gelegen, ist Großbeeren von der Grabenseite nicht zu umfassen. Die Größe des Dorfes, besonders die Breite der Längenstraße durch dasselbe, gestattet darin die Aufstellung starker Truppen-Abtheilungen, so daß hier der Widerstand sowohl an der Nord- wie an der Ost-Enceinte, gegen Klein-Beeren zu, außerordentlich gesteigert werden kann. Der Diedersdorfer [33]) Elsbruch hindert eine Umgehung der rechten Flanke, und von dieser Seite einen Angriff gegen den Rücken der Stellung, während die nahe Genshagener Haide den etwanigen Rückzug sichert und begünstigt. Die Hauptschwäche der Stellung liegt daher in der linken Flanke, ohne daß auch der Zugang zur Front ein anderes Hinderniß als das des vollen feindlichen Frontal-Feuers fände; wogegen ein Angriff von Klein-Beeren her auf die stärkste Stelle der Position stößt und eine Trennung der dort befindlichen Streitkräfte von denen westlich das Lilo-Grabens veranlaßt."

Die Franzosen waren nachlässig, indem sie keine Vorposten ausgestellt hatten, sonst hätten sie den preußischen Anmarsch eher bemerken müssen. Gegen 6 Uhr Abends stand das preußische Armee-Corps auf circa 1800 Schritt vor der Windmühlen-Höhe zum Kampf entwickelt [34]). Es geschah auf den Rath des Oberst-Lieutenants der Artillerie von Holtzendorff, daß Bülow das Avanciren einer zahlreichen Artillerie vor seiner Infanterie gestattete: man wollte durch ein überlegenes Geschützfeuer den Feind erst erschüttern. Es befanden sich Anfangs 64 Geschütze vor der Front des Corps, die bis auf 1200 Schritt an den Feind vorgingen. Das Corps selber folgte in 2 Treffen und zwar mit klingendem Spiel. Das erste Treffen wurde gebildet durch die Divisionen Hessen-Homburg (rechter Flügel) und Krafft (linker Flügel); im zweiten Treffen folgten die Division Thümen (hinter Krafft) mit der Reserve-Artillerie und der Reserve-Cavalerie unter v. Oppen (hinter Hessen-Homburg); in Reserve hinter Thümen stand die Division v. Borstell: Borstell ging aber bald auf eigene Faust aus der Reserve vor und trug durch seinen Flankenmarsch auf Kleinbeeren wesentlich zum Erfolge des Tages bei.

Zunächst den Preußen gegenüber standen die 2. sächsische Division und hinter ihr die Division Durütte. Es wurden von den Franzosen hier bald 44 Geschütze in Thätigkeit gesetzt und nach und nach auf 60 verstärkt. Da sie eine erhöhte Stellung hatten, so machten sie den Preußen den Kampf schwer, besonders auf deren rechtem Flügel, wo von einer preußischen Batterie, also von 8 Geschützen, bald 5 unbrauchbar wurden und zurückgehen mußten; die drei übrigen Geschütze hielten aber das Feuer aus. Der Kronprinz von Schweden muß trotz des Regens im Stande gewesen sein, hier den Kampf genau zu übersehen, und sandte noch während des Artilleriekampfes, also vor dem Angriffe der Infanterie, eine reitende schwedische Batterie unter dem Obersten von Cardell [35]) nebst zwei Husaren-Escadrons

---

stellung des preußischen Generalstabes (G. d. N.). Die Quellen abweichender Ansichten führe ich in den Anmerkungen besonders an.

32) Auf dem Schlachtplane, den Friccius gibt, ist dieses Gehölz östlich von Großbeeren angedeutet. 33) Diedersdorf liegt zwischen Großbeeren und Blankenfelde.

34) Eine eigentliche Disposition zur Schlacht hatte Bülow nicht entworfen. Plotho und Friccius theilen einen ausführlichen Schlachtbefehl mit, der jedoch nach der G. d. N. S. 318 erst nach der Schlacht und nach dem Gange derselben gemacht worden sein kann. Der Hauptplan Bülow's war, das Dorf zu nehmen, also den rechten Flügel des Feindes zu werfen. Die Anordnung, in Echelons vom linken Flügel vorzugehen, die als meisterhaft gerühmt wird (vergl. Bülow von Dennewitz von einem preuß. Officier. Leipzig 1843. S. 110), war eine Folge dieses Planes. 35) Daß v. Cardell nicht auf eigene Faust, wie z. B. auch Friccius S. 282 meint, eingriff, liegt auf der Hand. Daß er wirklich so zeitig, wie ich oben angebe, eingriff, ist aus der G. d. N. deutlich zu ersehen. Die gewöhnliche Ansicht ist aber bekanntlich eine andere und wird hauptsächlich von Varnhagen vertreten, welcher S. 214 darüber so schreibt: „Als eine schwedische reitende Batterie unter dem Oberst v. Cardell gedeckt von schwedischen Husaren und Jägern von Ruhlsdorf her auf dem Kampfplatze erschien, war hier nichts mehr zu thun, als einige Kanonenschüsse den Flüchtigen nachzusenden." Das ist durchaus falsch und stimmt weder zu der Darstellung des schwedischen, noch des preußischen Generalstabes, welch letzterer den Oberst Cardell sogar am frühzeitigsten eingreifen läßt. — Ueberhaupt verfolgten die Schweden den Verlauf der Schlacht mit Aufmerksamkeit. Friccius schreibt S. 277: „Als am Tage nach der Schlacht der Kronprinz von Schweden durch das preußische Lager ritt, hielt der in seinem Gefolge befindliche schwedische General von Löwenhjelm bei uns an. Er äußerte, daß er die Schlacht in der Nähe

zu ihrer Unterstützung herbei; auch schwedische Jäger wurden von Ruhlsdorf aus in keilförmiger Schützenlinie vorgeschoben. So nach der G. d. N. S. 330. Es liegt auf der Hand, daß hier eine Ueberflügelung der Division Hessen-Homburg seitens der Franzosen drohte. Nach dem schwedischen Berichte geschah das um 8 Uhr, als die Division Krafft das Dorf Großbeeren eroberte. „Schon waren die Tirailleurs des Feindes [36]) den leichten schwedischen Truppen, welche vor dem Dorfe (nämlich Ruhlsdorf) standen, nahe gerückt, da befahl der Kronprinz einigen Bataillonen (wahrscheinlich Jägern) nebst der reitenden Artillerie, die Vorposten zu verstärken. Der Oberst Cardell wurde beordert, den Feind mit sechs Kanonen in die Flanke zu fassen und ihn zu hindern, die Division Hessen-Homburg zu umgehen. Cardell brachte den größten Theil der Kanonen, die gegen ihn aufgestellt wurden, zum Schweigen, obgleich er dabei von den feindlichen Scharfschützen beunruhigt wurde. Man machte die Bemerkung, daß der Chef, Cardell, mit der größten Verwegenheit [37]) auf die französischen Truppen losstürzte". Der Artilleriekampf, von preußischer Seite nun aus 70 Geschützen geführt, wurde immer heftiger [38]) und zugleich nachtheiliger für die Franzosen, als auch in der rechten Flanke derselben, von Kleinbeeren her, die 12 Geschütze v. Borstell's in das Gefecht eingriffen, sodaß jetzt im Ganzen 82 Geschütze gegen die Franzosen in Thätigkeit waren. Während nämlich der Kampf in der Front vergeblich dauerte, ohne daß die in Colonnen formirte preußische Infanterie hier zunächst zum directen Angriffe kam, hatte v. Borstell seine Stellung in der Reserve eigenmächtig verlassen und war gegen Kleinbeeren in die rechte Flanke des Feindes vorgegangen. „Borstell", so schreibt die Gesch. der Nordarmee S. 319, „wurde nicht von Hause aus auf Kleinbeeren dirigirt, denn abgesehen von der hierdurch vor der Entwickelung der Schlacht hervorgerufenen bedenklichen Trennung einer ganzen Division von dem Armee-Korps, würde eine solche Bestimmung auch dem Reserve-Verhältniß derselben nicht entsprochen haben. General von Borstell erklärt auch ausdrücklich, keinen Befehl zu dem Abmarsch auf Kleinbeeren, sondern nur die Instruction empfangen zu haben, daß er: der Division des Generals von Thümen folgen, außerdem aber nach den Umständen handeln und insbesondere die Deckung der linken Flanke des Armee-Korps beachten solle. — General von Borstell liebte es, selbständig aufzutreten" [39]). Borstell hatte bald alle seine Geschütze im Feuer und bedrohte mit ihnen schließlich sogar die Rückzugslinie des Feindes. Als Reynier von der drohenden Annäherung dieser Truppen Meldung erhielt, ließ er die Truppen an der südlichen Enceinte von Großbeeren verstärken. Dieselben wurden aber sofort von Borstell's Artillerie beschossen, und bald drang auch die preußische Infanterie (es war das 2. Reserve-Infanterieregiment unter Major v. Knobloch) über den sumpfigen Lilo-Graben (theils vermittels eines Fußsteiges, theils über die einzige Brücke) gegen den südlichen Theil von Großbeeren vor und in das Dorf selbst ein. Fast gleichzeitig mit diesen Truppen gelangten auch die Tirailleurs der Division Krafft von Norden her in den Eingang des Dorfes. Es waren dies Truppen des Colberg'schen (späteren 9.) Infanterieregiments. Großbeeren brannte schon. Der Kampf geschah mit dem Bajonnet und Kolben; das sächsische Grenadierbataillon v. Sperl, welches im Dorfe stand, wurde, nun von Südosten und Norden her angegriffen, aus dem Dorfe geworfen. Es ist ohne Frage, daß Borstell's Flankenangriff dabei den Ausschlag gegeben hat. Schwerer als hier war der Kampf auf dem rechten preußischen Flügel gegen den westlichen Theil des Windmühlenberges und nach Neubeeren zu, vielleicht auch deshalb, weil sich hier während der Schlacht der General Reynier aufhielt, vergl. Feldzüge der Sachsen S. 223. Zwar gelang es der Division Hessen-Homburg, den Windmühlenberg mit gefälltem Bajonnet zu ersteigen, aber sie wurde im Vordringen gehemmt durch den Anblick einer bedeutenden feindlichen Truppenmasse (der ersten sächsischen Division) bei Neubeeren. Ein Angriff der ersten sächsischen Division, der hier große Gefahr bringen konnte, trat aber nicht ein, und bald erschienen auch Truppen der Divisionen v. Krafft und Thümen zur Unterstützung. Das wirkte entscheidend. Die Windmühlenhöhe mußte nun bald von den Franzosen geräumt werden. Bei diesem Zurückweichen geschah es, daß zwei sächsische Bataillone (Prinz Anton und Sperl), welche den Rückzug decken wollten, durch einen breiten und tiefen sumpfigen Abzugsgraben südwestlich von Großbeeren am Zurückweichen gehindert und theils erschlagen oder gefangen wurden, theils ertranken; nur ein kleiner Theil rettete sich über einen schmalen Steg.

Reynier mußte nach dem Verluste von Großbeeren und der Windmühlenhöhe erkennen, daß die gefährlichste Krisis der Schlacht eingetreten war. Er befahl daher, um die zurückweichende 2. sächsische Division zu retten und um vielleicht die Windmühlenhöhe wiederzugewinnen, das Vorgehen der Division Durütte. Allein diese Division, und zwar eine französische, welche sich bei Wietstock gut geschlagen hatte, verweigerte jetzt den Gehorsam. Die im Carrière sich rettenden sächsischen Geschütze und das Draufgehen der Preußen mit dem Kolben scheinen einen panischen Schrecken bei dieser Division, die zum größten Theil aus jungen Truppen bestand, verursacht zu haben, sodaß sie ohne einen Schuß zu thun Kehrt [40])

beobachtet und die Landwehr bewundert, vorzüglich aber über die Festigkeit und Ordnung unseres Bataillons sich gefreut habe."

36) Vergl. Swederus S. 66. 37) Reiche schreibt S. 300: „Doch gegen Ende der Schlacht eilte eine schwedische Batterie unter Oberst von Cardell herbei und leistete wesentliche Dienste." Dies „gegen Ende der Schlacht" ist übrigens nicht richtig. 38) Reiche bemerkt S. 301: „Der Regen goß in Strömen; die Lunten verlöschten und es mußten die Geschütze mit Zündlichtern abgefeuert werden." 39) „General von Bülow stand später nicht an, diese Bewegung als durchaus zweckmäßig anzuerkennen", G. d. N. S. 332.

40) Thiers, dessen Darstellung der Schlacht in seiner Histoire du Consulat et de l'Empire Bd. XVI. S. 386 weniger auf historisch-kritischen Forschungen als auf französischer Nationaleitelkeit zu beruhen scheint, wagt es der Darstellung des sächsischen Ge-

machte und ein Theil derselben sich unter Wegwerfung ihrer Waffen in den Wald von Großbeeren hinein zerstreute, während der noch zusammenhaltende Rest sehr bald von preußischer Cavalerie ereilt wurde. Reynier versuchte es trotzdem noch einmal, die auf der Windmühlenhöhe stehen gebliebenen Geschütze mit den Resten der 2. sächsischen Division zurückzuerobern. Er ließ einige Bataillone (des Regiments Low), welche schon den Rückzug angetreten hatten, wieder Front machen und vorgehen; der Divisions-Commandeur General von Sahr setzte sich selbst an ihre Spitze. Anfangs glückte das Vorgehen dieser Truppen; ein neumärkisches Landwehr-Bataillon mußte nach einem Verluste von 100 Mann und 9 Officieren sehr bald zurückweichen. Dies dauerte aber nicht lange; bald wurden die Sachsen in der linken Flanke und gleich darauf durch die Umsicht des Majors von Gagern, Commandeurs des 5. Reserve-Infanterieregiments, auch in der rechten Flanke angegriffen. Nun entstand mit Kolbe und Bajonnet ein Gemetzel, welches diese sächsischen Bataillone zum Theil vernichtete; auch der General von Sahr wurde schwer verwundet. Major von Gagern zeichnete sich hier auch durch persönliche Tapferkeit aus, indem er einen französischen Generalstabsofficier, der vor der Front der Sachsen hielt und sie zum Standhalten ermunterte, vom Pferde hieb. Es war jetzt schon dunkler geworden, sodaß man in der Ferne nicht mehr deutlich sehen konnte. Major von Gagern, der eine vor ihm haltende Cavalerie-Abtheilung fälschlich für Preußen hielt und an sie heranritt, wurde nur durch sein gutes Pferd von der Gefangenschaft gerettet. Um diese Zeit, beim Schlusse des Gefechtes, erschien nun auch die preußische Cavalerie und griff mit großem Erfolge den zurückweichenden Feind an und holte sogar noch Theile der Division Dürütte vor dem Waldrande ein.

Seinen rechten Flügel, die Division Hessen-Homburg, hatte Bülow absichtlich etwas zurückgehalten, theils weil er in Großbeeren das Hauptobject des Kampfes erblickte, theils weil dadurch sein Angriff im Falle eines Mislingens für ihn nicht große Gefahren im Gefolge haben konnte; das wird wenigstens in dem Werke: General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen 1813 und 1814. Von einem preuß. Officier. Leipzig 1843. S. 110 fg. hervorgehoben. Ihr gegenüber stand bei Neubeeren die 1. sächsische Division unter General Le Coq, die ebenfalls mit Ausnahme weniger vorgeschobener Abtheilungen und ihrer Artillerie bisher nicht in das Gefecht kam. Reynier hatte, als der Widerstand der 2. sächsischen Division gebrochen war, beschlossen, die 1. sächsische Division gegen den Windmühlenberg zur Aufnahme der ersteren vorgehen zu lassen. Er überzeugte sich aber bald, daß das zu spät sei, und zog es deshalb vor, sie nur zur Deckung des Rückzuges zu verwenden, zu dessen Sicherung er schon vorher das sächsische Husaren-Regiment nach Wietstock entsandt hatte [41]). Le Coq bildete [42]) deshalb ein großes, hinten offenes Viereck aus sechs Bataillonen, eine Batterie vor der Front, eine theils auf der Flanke, theils in der Reserve, und nahm eine Stellung vor einem Gehölze südlich von Neu- und Großbeeren, um den vorrückenden rechten preußischen Flügel in der Verfolgung aufzuhalten. Während die beiden geschlagenen Divisionen auf dem Wege nach Wietstock abzogen, wurde das große Quarré der Sachsen von den Preußen, namentlich des äußersten rechten Flügels, angegriffen und hatte vor der Wald-Lisière noch ein lebhaftes Tirailleurgefecht zu bestehen. Trotz eines heftigen Geschützfeuers drang der Prinz von Hessen-Homburg gegen das Quarré vor. Dasselbe zog sich in das Gehölz zurück, und der Prinz folgte mit zwei Regimentern rasch nach, und es entstand nun auch hier, wie früher auf dem linken Flügel, ein furchtbarer Kampf, Mann gegen Mann, mit Faust und Kolben. Am Ende des Gehölzes war aber noch eine sächsische Batterie aufgestellt, welche den Preußen mehrere Kartätschenladungen entgegensendete und empfindlichen Verlust zufügte. Noch weiter vorzugehen, machte die eingetretene Dunkelheit und der dichte Wald (also die eigentliche Genshagener Haide), in welchem der Feind Schutz gefunden hatte, besonders aber die Ankunft neuer feindlicher Cavalerie bei Neu-Beeren bedenklich.

Diese Cavalerie kam von Sputendorf, bezüglich Ahrensdorf, her, wie es scheint, auf Befehl [43]) Oudinot's. Oudinot hatte nämlich am späten Nachmittage Ahrensdorf erreicht und hielt die Aufgabe des Tages wol für vollendet, als der starke Kanonendonner von dem eine Meile entfernten Großbeeren her bis zu ihm drang. Er ließ nun sogleich die leichte Cavalerie der Division Fournier des 3. Cavalerie-Corps und die Infanterie-Division Guilleminot aufbrechen. Diese Verstärkung traf aber zu spät ein. Reynier hatte die Schlacht schon verloren und das Schlachtfeld geräumt. Die französische Reiterei schien nichts von dem eigentlichen Ausgange des Kampfes zu wissen und war unvorsichtig genug, ohne genauere Kenntniß der Lage bis Neubeeren vorzugehen. „Sie stieß [44]) hier auf das pommersche Nationalcavalerieregiment, von welchem sie sogleich angegriffen und auf die Höhe von Großbeeren getrieben wurde. Hier fiel das Leibhusarenregiment und die vorderste

---

neralstabes gegenüber zu schreiben, die Sachsen hätten eigentlich die Schlacht verloren und die Division Dürütte durch ihre ausgezeichnete Haltung die völlige Niederlage verhindert.

41) Das war unklug genug, denn seine einzige Cavalerie bestand jetzt nur noch aus 5 Escadrons sächs. Ulanen (vergl. die G. d. N. S. 327), welche er bald nach dem rechten, bald nach dem linken Flügel sandte (vergl. Friccius S. 266). 42) Vergl. Friccius I. S. 263, dem ich zum Theil wörtlich folge, weil die G. d. N. S. 343 fg. hierüber sehr kurz ist. 43) Friccius S. 269 sagt, „aus eigenem Antriebe" eilten Fournier und Guilleminot herbei; vergl. dagegen aber die G. d. N. S. 345. Es ist wol ein Irrthum oder Aerger über Oudinot's Ungeschicktheit, wenn der sächsische Generalstab (vergl. Feldzüge der Sachsen S. 250) das in Abrede stellt. 44) So erzählt Friccius S. 270, der hier eine ganz gute Quelle ist, weil er auf dem rechten Flügel focht; die G. d. N. S. 345 fg. stellt die Sache insofern anders dar, als nach ihr zuerst nur das 2. Leibhusarenregiment angriff, und hat wol in seinem Detail das Richtigere.

Schwadron des Dragonerregiments Königin, unter Rittmeister Trotha, welcher sich aus der Reservecavalerie herausriß, über sie her und sprengte sie nach allen Richtungen, selbst nach Heinersdorf zu, auseinander." Die G. d. N. stellt die Sache etwas anders dar: „Major v. Sandrart ließ in Anbetracht der mißlichen Lage, in welche preußische Bataillone durch die Nähe der feindlichen Kavallerie gerathen konnten, das 2. Leibhusarenregiment vorrücken und führte es, ohne die Verhältnisse bei der Dunkelheit übersehen zu können, glücklicherweise so vorwärts, daß Neu-Beeren links liegen blieb, und er dadurch auch auf die linke Flanke der feindlichen Kavallerie-Colonne traf. Major v. Sandrart ließ sofort einhauen und überraschte diesen Theil des Feindes so vollständig, daß derselbe auseinanderstob und sich in wilder Flucht nicht rückwärts, sondern in der Dunkelheit, gezwungen durch die Angriffsrichtung der preußischen Kavallerie, auf Großbeeren wandte. Die Husaren verfolgten die Fliehenden in derselben Richtung, machten 3 Officiere, 50 Gemeine zu Gefangenen und erbeuteten 95 Pferde; aber sie selbst, wie das nicht anders sein konnte, geriethen in Auflösung und wurden nun ihrerseits von der noch geschlossenen Reserve der französischen Kavallerie im Rücken angefallen. Dadurch erhielt auch die 2te französische Kavallerie-Colonne ihre Direction auf Großbeeren. So entstand ein völlig ungeordneter dichter Knäuel von wild gewordenen Pferden und Reitern, der in ziemlich scharfer Gangart auf Großbeeren zustürzte. Hier aber brauste der Zug an den westpreußischen Ulanen vorüber, die gleichfalls, ohne Ansehen der Person, einhieben, 6 Officiere, 63 Mann gefangen nahmen, 35 Pferde erbeuteten und dann in der nächtlichen Verwirrung zum Theil diesen Zug mitmachten." Auch die erste Escadron Königin-Dragoner unter Rittmeister von Trotha stürzte sich in das an ihr vorüberbrausende Getümmel. Bei Großbeeren nahm die wilde Jagd einen nördlichen Cours und jagte zwischen der preußischen Infanterie, die übrigens durchweg in Colonnen formirt war, durch bis Heinersdorf hin. Sogar bis Ruhlsdorf gelangten einige französische Reitertrupps; die letzten Reiter kamen bis in die Gegend von Zehlendorf [45]). So ging diese nächtliche Jagd für die Preußen ohne Nachtheil vorüber und endete mit der Zersprengung der französischen Cavalerie. Doch richtete sie mancherlei Verwirrung bei der Infanterie an und führte zum Theil zu ergötzlichen Scenen. Ueberhaupt konnten sich in der Dunkelheit Freund und Feind nicht erkennen, und es ereignete sich daher bei der Infanterie, daß gegenseitige Truppentheile lange friedlich neben einander gingen, in der Meinung, zu einander zu gehören. Es ist erklärlich, daß Bülow besonders durch die wilde nächtliche Jagd der Cavalerie dazu bestimmt wurde, mit dem größten Theile seiner Truppen nach Heinersdorf in das Lager zurückzukehren. Die Franzosen [46]) sind so eitel und lügnerisch gewesen, zu schreiben, Guilleminot habe den General Bülow zuletzt zum Rückzuge genöthigt, Großbeeren behauptet und den Sieg errungen. Guilleminot ist aber thatsächlich gar nicht zum Kampfe gekommen, sondern ging, nachdem er die Rückkehr der Cavalerie Fournier's, von der nur wenige Reiter sich wieder zu ihm fanden, vergeblich erwartet hatte, nach Ahrensdorf zurück. Von den Bülow'schen Truppen blieben die Division Thümen westlich und die Division Borstell östlich von Großbeeren zurück; 2 Escadrons Husaren standen als Vorposten beim Dorfe selbst.

Eine Folge der Schlacht war zunächst das Zurückweichen auch der beiden nicht geschlagenen französischen Corps; Bertrand wie Oudinot befahlen den Rückzug ihrer Corps noch in der Nacht. Die Ordnung war beim Corps Reynier's zum Theil gewichen; die Truppen der Division Dürütte marschirten am nächsten Tage zum Theil an Stöcken. Der Preis der Tapferkeit ist entschieden den Sachsen zuzuerkennen, die gegen eine bedeutende Uebermacht allein fochten, während die Franzosen der Division Dürütte feige zurückwichen. Von den Preußen ist die Tapferkeit besonders des colberger Regiments hervorzuheben. Was die Siegestrophäen und Verluste betrifft, so ist Folgendes zu bemerken: Gleich hinter dem oben angeführten officiellen Berichte des Kronprinzen steht folgende Angabe in der Vossischen Zeitung: „Berlin, den 26sten August. Seit dem Siege vom 23sten bei Groß-Beeren sind vom Schlachtfelde hier eingebracht worden: 56 Officiere, worunter 2 Obristen, 1388 Mann Kriegsgefangene, über 80 Ueberläufer, 12 Kanonen, eine Haubitze, 44 Munitionswagen."

Ein zweites Bülletin des Kronprinzen erfolgte aus Teltow unter dem 25. Aug. (Voss. Zeitung vom 28. Aug.) Darin heißt es, daß die französische Armee im vollen Rückzuge sei und die Brücken hinter sich abgebrochen habe .... „Ohne die Gehölze, Moräste und das durchschnittene Terrain würde der Feind größere Verluste erlitten haben. — Nach Aussagen von Gefangenen sollen sowohl General Veaux als General Morio in der Affaire von Großbeeren und Blankenfelde getödtet sein. Nach den am Abend von dem General von Bülow eingelaufenen Berichten geschieht der Rückzug des Feindes mit Uebereilung. Viele Soldaten werfen die Waffen weg, und die Anzahl der genommenen Munitionswagen beläuft sich schon auf sechszig." Nach demselben Bericht waren die leichten Truppen, und zwar starke Kosakendetachements unter den Obersten Brendel und Benkendorf, am 25. Aug. bis Dahme und Herzberg vorgedrungen.

Spätere genauere Ermittelungen [47]) ergeben hinsichtlich der Trophäen aber ein etwas anderes Resultat, indem dieselben in 14 Kanonen und 60 Fahrzeugen, worunter 52 gefüllte Munitionswagen, 2 Feldschmieden und 6 Trainwagen, bestanden. Die beiden sächsischen Divisionen sollen im Ganzen eingebüßt haben: 28 Officiere, 2096 Mann und 376 Pferde, davon allein die 2. sächsische Division: 11 verwundete und 9 gefangene Officiere,

45) Vergl. die G. d. N. S. 347. 46) Fain im: Manuscript von 1813; vergl. Friccius S. 270. Dabei sind natürlich die „Sachsen", die so ungemein tapfer gekämpft hatten, die Geschlagenen und die Nationalfranzosen Guilleminot's die Sieger.

47) Ich folge hier der G. d. N. S. 348.

116 Todte, 238 Verwundete, 1564 Gefangene und 345 Pferde[48]). Der Verlust der Division Dürütte und der Cavalerieabtheilung unter Fournier ist unbekannt, dürfte aber wol auf 800 Mann zu berechnen sein, sodaß der Gesammtverlust französischerseits auf 28 Officiere und ungefähr 3000 Mann und 376 Pferde zu veranschlagen ist[49]). Der Verlust der Preußen betrug 29 Officiere und circa 1100 Mann, davon kam auf die Borstell'sche Infanterie merkwürdigerweise nicht ein einziger Mann. Auf dem Schlachtfelde wurden an 2000 französische Gewehre aufgelesen, die man sogleich zur Verbesserung der Ausrüstung der Landwehr benutzte.

Die Begeisterung der Truppen über den erfochtenen Sieg war groß. „In Berlin[50]), wo jeder Kanonenschuß gehört worden war, hatte man angstvoll des Ausgangs der Schlacht geharrt, denn man wußte, daß es das Schicksal der Hauptstadt galt. Muthige Männer machten sich trotz des Unwetters zu Pferde und zu Wagen auf, erfuhren alsbald, daß alles gut ging und sandten die glücklichen Nachrichten durch schnelle Boten heim. Der Anblick der feindlichen Kanonen und Gefangenen, die vom Schlachtfelde rückwärts in Sicherheit gebracht wurden, erregte den lautesten Jubel, und Bülow erlaubte, daß sie noch in der Nacht durften nach Berlin geschafft werden, wo am folgenden Morgen ihr Einzug die begeistertsten Freudenbezeigungen erregte. Nun strömte alles hinaus nach Großbeeren, trotz des Regens, brachten Fuhren mit Lebensmitteln, Wagen für die Verwundeten, Erfrischungen und Hülfe jeder Art, für Freund und Feind ohne Unterschied." Nach der Vossischen Zeitung vom 26. Aug. gingen 11 Transporte, zusammen 48 Wagen, nach Großbeeren ab.

Bülow sandte am 24. Aug. an den König von Preußen einen Bericht ein, welcher lautet:

„Euer Königlichen Majestät habe ich bereits meine Ansicht über die Wiedereröffnung des Feldzuges durch eine kräftige Offensive allerunterthänigst vorgelegt."

„Durch die in der Nacht vom 16ten zum 17ten stattgefundene glückliche Recognoscirung wurde die gewisse Nachricht eingezogen, daß der Marschall Oudinot mit dem 12. Armeecorps concentrirt bei Baruth, der General Bertrand mit dem 4. Armeecorps, und der General Reynier mit dem 7. Armeecorps bei Luckau stehe. Außerdem befindet sich unter dem Herzog von Padua eine zahlreiche Cavallerie bei dieser Armee."

— — — — — — — — — — — — —

„Den 23sten Nachmittags um 4 Uhr griff das siebente Armeecorps der feindlichen Armee unter dem General Reynier zwei Divisionen stark, von welcher eine unter Dürütte und die andere unter General Le Coq, aus Sachsen bestehend, bei welchen einige Bataillone Würzburger und mehrere Rheinbundstruppen waren, unsern Vorposten in Großbeeren an und delogirten ihn."

„Ich faßte darauf ungesäumt den Entschluß, den Feind anzugreifen und wurde hierzu noch besonders durch einen Befehl des Kronprinzen, Großbeeren wiederzunehmen, beauftragt[51]). Zu diesem Ende formirte ich eine starke Artillerielinie von einigen 60 Stücken, meistentheils schweren Geschützes. Die Brigaden, Prinz v. Hessen-Homburg und v. Krafft, formirte ich in zwei Treffen, wovon das zweite in Colonnen formirt war, die Brigade v. Thümen machte die Reserve in Colonne; auf jedem Flügel befanden sich einige Cavalerieregimenter zur Deckung. Der General v. Borstell ging auf Kleinbeeren in die rechte Flanke des Feindes und trug auf diese Art zum glücklichen Ausgange des blutigen Gefechts sehr viel bei."

„Das Gefecht ist für die Waffen und die Truppen Ew. Königl. Majestät sehr glänzend ausgefallen. Die Feinde wurden mit bedeutendem Verlust überall geworfen, Großbeeren, welches der Feind vorher in Brand gesteckt hatte, wiedergenommen, und der Feind bis in die Defiléen bei Wittstock und Trebbin getrieben. Mehrere eroberte Kanonen und Gefangene sind bei der Nähe und im Laufe des Gefechts gleich nach Berlin gesendet worden; ich kann daher die Total-Summe der eroberten Geschütze, Munitionswagen und Gefangenen noch nicht genau angeben."

„In diesem Augenblicke habe ich aber noch 10 Kanonen, 27 Munitionswagen, über 700 Gefangene, wobei ein sächsischer Oberst v. Tümmel, ein Generaladjutant und überhaupt 20 Officiere hier, die ich heute nach Berlin absende."

„Ich glaube den Verlust des Feindes auf 3000 Mann todt, blessirt und gefangen, 16 Kanonen, 41 Munitionswagen, 2 Feldschmieden, über 2000 erbeutete Gewehre mit Gewißheit annehmen zu können. Auch wir haben nicht unbedeutend verloren, wie ich vorläufig glaube zwischen 6 bis 800 Mann. Es war vorzugsweise Artilleriegefecht, die unsrige unter dem Commando des Oberstlieutenants v. Holzendorf hat sich sehr ausgezeichnet, so wie ich überhaupt das ganze Corps mit Einschluß der Landwehr Ew. Königl. Majestät Gnade mit Recht wegen seines braven Benehmens empfehlen muß. Mehrere feindliche Quarrées sind mit dem Bajonnet angegriffen und niedergestochen worden."

48) Diese Angabe macht der sächsische Generalstab (Feldzüge der Sachsen S. 231). Nach der G. d. N. Heft 2. S. 119 betrug der Verlust der Division Dürütte am 22. und 23. Aug. 16 Officiere und 879 Mann. 49) Varnhagen schätzt den Verlust höher auf 3300 Mann. 50) Vergl. über die Stimmung Berlins Varnhagen S. 215.

51) So lautet die Stelle im handschriftlichen Exemplar des Archivs des Preuß. Großen Generalstabes, welches ich selber verglichen habe. Die G. d. N. schreibt dagegen S. 350: „und wurde dazu noch durch einen nachträglichen Befehl des Kronprinzen" u. s. w., was einen ganz andern Sinn gibt als das Original. Ich kann diese Abweichung nicht erklären und constatire sie nur. Vielleicht liegt nur eine zu freie Wiedergabe des Sinnes vor. Auch Varnhagen von Ense S. 216 hat nämlich da, wo er den Inhalt des Bülow'schen Berichtes angibt, an dieser Stelle das Wort „nachträglich". — Der Bericht ist bisher noch nicht vollständig gedruckt, auch bei Friccius S. 272 nicht. Ich habe da, wo die Gedankenstriche stehen, die Stelle über die vorhergehenden Gefechte, und vor dem letzten Absatz die Liste der Officiere, die besonders zu Belohnungen vorgeschlagen werden, weggelassen.

„Ohne Uebertreibung glaube ich sagen zu dürfen, daß, wenn nicht die eintretende Dunkelheit und das überaus schlechte Wetter stattgefunden hätte, das Corps des Generals Reynier vernichtet sein würde. Mit Einschluß der mir zugetheilten russischen Artillerie und Kosaken haben die Truppen Ew. Königl. Majestät allein gefochten. Nur vier schwedische Kanonen, durch etwas Infanterie und Cavallerie unterstützt, haben einigen, der Entfernung wegen nicht besonders wirksamen Theil genommen."

„Hauptquartier Heinersdorf, den 24. August 1813."
„Bülow."

In einem Tagesbefehle lobte der General alle seine Truppen; von der Landwehr, die in der Schlacht ihre erste Probe bestanden hatte, sagte er in demselben: „Eine rühmliche Erwähnung verdienen auch sämmtliche Landwehrtruppen [52]) des Corps, die an diesem Tage zum erstenmale die Liebe für König und Vaterland bewährten, welche ihnen ihre Entstehung gab. Kein höheres Lob konnten sie erwarten als ihren älteren Kameraden es gleichgethan zu haben, und der kommandirende General sowie die älteren Regimenter haben ihnen dies ehrenvolle Zeugniß gern gegeben."

Bülow, der taktische Sieger, und der Kronprinz von Schweden, als der strategische Sieger, ernteten in verschiedener Weise Belohnungen für ihre Thätigkeit, dieser mehr glänzend, als verdient, jener weniger glänzend. Das Großkreuz des eisernen Kreuzes, das des russischen St. Georgs-Ordens und das des österreichischen Maria-Theresien-Ordens, erhielt der Kronprinz, während Bülow von seinem Könige nur den Verdienstorden mit dem Eichenlaub am Bande und mit ihm zugleich der ungleich weniger verdiente Generalmajor von Oppen, der Anführer der Reiterei, erhielt. General v. Borstell und Oberstlieutenant v. Holtzendorff wurde durch das eiserne Kreuz erster Classe ausgezeichnet; außerdem bekam Bülow 100 eiserne Kreuze zweiter Classe zur Vertheilung. — Als der Kronprinz von Schweden am 24. Aug. das Schlachtfeld beritt und sich Alles genau zeigen und erzählen ließ, lobte er die Truppen, besonders deren Draufgehen mit dem Kolben. Bülow [53]) vermied dabei den Kronprinzen und berichtete ihm nicht persönlich, sondern schriftlich. Auch der berliner Magistrat fand sich ein, um dem Sieger zu danken; er ging an Bülow achtlos vorbei und wandte sich einzig an den Kronprinzen. Es ist bekannt, daß Bülow später dafür Revanche zu nehmen suchte, als der Einzug der siegreichen Truppen in Berlin stattfand. Die schwedischen Generalstabsofficiere, besonders General von Adlerkreutz, waren aufrichtig erfreut über Bülow's Sieg. Auch der Kronprinz von Schweden gab in einem Briefe an Blücher vom 24. Aug. über Bülow's That eine gerechtere Darstellung, als im Bülletin, wenn er schreibt [54]): „Herr General von Blücher! Es gereicht mir zu einer besonderen Genugthuung, Ihnen mitzutheilen, daß die drei Korps der französischen Armee, welche bis hierher vorgerückt waren, es nicht gewagt haben, uns in der guten Position, in welcher sie uns fanden, durch eine allgemeine Schlacht anzugreifen. Das Corps des Generals Reynier ist gestern Nachmittag von dem General von Bülow fast vernichtet worden." Hätte er ebenso offen in dem Bülletin geschrieben, so wäre das für sein Renommee in Deutschland viel besser gewesen.

Was die Verfolgung betrifft, so wurde sie sehr matt betrieben. Bülow besonders beklagt sich darüber und legt es dem Kronprinzen zur Last. Dem gegenüber darf man die Frage aufwerfen, warum er nicht gleich am 23. Aug. oder doch am 24. Aug. selber und auf eigne Faust verfolgte [55]). Die Umstände waren aber freilich einer schnellen Verfolgung nicht günstig, und am 24. Aug. war es fast schon zu spät [56]). Man mußte die eigentliche Verfolgung der schon vorgeschickten Cavalerie überlassen, die aber nicht viel leisten konnte, da zwei französische Armeecorps fast noch intact waren. Am Kronprinzen und an Tauentzien wäre es gewesen, energisch vorzugehen, da ihre Truppen ausgeruht waren. Aber es geschah sehr wenig; der grundlose Boden scheint eine der Ursachen gewesen zu sein; dazu kam die zu große Vorsicht des Kronprinzen, der von seinem an der Spitze französischer Truppen gewonnenen Ruhme nichts verlieren mochte und daher immer nur ganz sicher gehen wollte [57]). Daß es seine Absicht gewesen, die Franzosen, seine jetzigen Gegner, zu schonen und sich dadurch den Weg zum Kaiserthron als Nachfolger Napoleon's offen zu hal-

---

52) Gerade in der schwersten Aufgabe, nämlich unthätig im heftigen Geschützfeuer zu halten, hatten sie sich bewährt, vergl. Friccius S. 275 fg. Nach der officiellen Darstellung in der G. d. N. S. 351 ist nur ein Landwehrbataillon, nämlich das 2te Bataillon 1sten neumärkischen Landwehrregiments, zum Handgemenge gekommen. 53) Vergl. Varnhagen S. 217.

54) Vergl. die G. d. N. S. 352. 55) Bülow ist eigentlich gar nicht zu entschuldigen, denn nach den Originalacten des schwedischen Kriegsarchivs hatte er den Befehl zum Verfolgen erhalten. Aus einem Originalschreiben von ihm (an General von Adlercreutz gerichtet) ergibt sich das: „Son Altesse Royale ordonne à V. Excellence de pousser vers Trebbin. — Ich glaube diesen Auftrag so verstehen zu müssen, daß ich Partheien (sic!) vorschieben soll; das ist geschehen, denn der Major Helwig ist bereits auf dem Wege bis Wietstock (für meine Stellung die wichtigste), und auf der Straße nach Trebbin vorgeschoben, und hat 2 Bataillone zum Soutien bekommen. Nach seinen ersten, so eben eingegangenen Berichten stehen feindliche Piquets bei der Schulzendorffer Mühle, und hat der Feind die dortigen Berge besetzt. Wenn Seine Königliche Hoheit noch eine ausgedehntere Operation verlangen, so erwarte ich darüber die ausführlicheren Befehle. Den 24. August 1813. v. Bülow." Vergl. Swederus S. 89. Bülow erwartet also ausführlichere Befehle, wie er verfolgen soll, und legt den erhaltenen Befehl zur Verfolgung dahin aus, recht schwach zu verfolgen. Und dabei murrt er hernach in seinen Briefen über die Langsamkeit des Kronprinzen, will ihn sogar selber, aber vergeblich, zu kräftiger Verfolgung aufgefordert haben, vergl. z. B. Varnhagen S. 218. Bülow war hiernach ein ausgemachter Querkopf, ein eigensinniger General. Wie anders Blücher, als er die Franzosen nach der Schlacht an der Katzbach verfolgte! 56) Reiche S. 304 sagt selber: „es mochte allerdings zu gewagt sein, den Feind ungestüm zu verfolgen, denn es war nur eines seiner Armeecorps geschlagen, während die beiden andern und das Cavalleriecorps unter Arrighi keinen unmittelbaren Antheil an der Schlacht genommen hatten." 57) Auch in dem Umstande findet er Entschuldigung, daß er, ehe er verfolgte, wissen mußte, ob Oudinot sich wirklich zurückzöge.

ten, ist auch eine der verschiedenen Vermuthungen, welche seine geringe Energie zum Theil erklären könnte. — Daß Tauentzien[58]) nicht energischer vorging, ist zu verwundern und darf ihm wol zum Vorwurf gemacht werden, was indirect auch in der vom preußischen Generalstabe herausgegebenen Geschichte der Nordarmee (Heft 2, bearbeitet von Hauptmann v. Quistorp S. 3) zu ersehen ist, wo wir lesen, daß Tauentzien „ziemlich spät" an die Verfolgung ging.

Was die Haltung der Besiegten betrifft, so ist es zu tadeln, daß Oudinot mit seinem rechten Flügel nicht schneller vorrückte und seine Corps einzeln schlagen ließ. Reynier ließ es an Geschick nicht fehlen, wol aber an Vorsicht. Wenn er mit dem Gros seiner Truppen nicht bis Großbeeren vorging, sondern näher am Walde blieb, dann konnte er nicht einzeln geschlagen werden. Was seine Truppen betrifft, so haben sich die Sachsen durch ihr Verhalten in der Schlacht ungemein ausgezeichnet. Das gestehen nicht nur alle preußischen Veteranen zu, die in der Schlacht selber mitgefochten haben; auch ein Blick auf den Verlauf der Schlacht zeigt es. Die zweite sächsische Division unter General von Sahr hat sich über 2 Stunden lang allein gegen den größten Theil des preußischen Corps gehalten, hat in einer Stärke von noch nicht 8000 Mann gegen mindestens 24,000 Preußen gefochten und diesen beträchtliche Verluste beigebracht. Die französischen Truppen der Division Dürütte haben sich mit Schimpf bedeckt, indem sie sich dem Kampfe entzogen; nur der Umstand entschuldigt sie, daß es meist junge Truppen waren.

Die moralische Wirkung der Schlacht bei Großbeeren war eine große. Die preußischen Truppen hatten in dem Befreiungskampfe die erste Schlacht gewonnen, die Landwehren, in die man damals noch nicht besonderes Vertrauen setzte, ihre Feuerprobe bestanden und sich sehr gut gehalten. Die Nachricht vom Siege wirkte auch auf die Truppen der andern Armee. Bei der schlesischen Armee langte die Siegesbotschaft in demselben Augenblicke an, als Blücher am Tage nach der Schlacht an der Katzbach seine Truppen zur rastlosesten Verfolgung des Feindes antrieb.

Was die Quellen betrifft, so sind sie von verschiedenem Werth. In erster Reihe stehen die officiellen Befehle, die aber leider nicht vollständig erhalten sind, weder in den schwedischen (wie wir schon oben S. 285 sahen), noch wie es scheint in den preußischen Archiven. In zweiter Reihe sind die Briefe und Tagebücher, überhaupt die Darstellungen der Betheiligten zu nennen. Briefe, obgleich meist als Ausdruck augenblicklicher Stimmungen zu betrachten, haben doch einen großen Werth, weil sie mehr als andere Schriftstücke die innersten Empfindungen der Schreibenden darlegen oder errathen lassen. Bülow's Briefe sind deshalb neben dem sonstigen Material von Wichtigkeit. Tagebücher über die Schlacht haben wir von Friccius und v. Reiche. Friccius hat seine Erlebnisse aber nicht als solche dargestellt, sondern in eine größere Darstellung verflochten; der Titel seines Werkes ist: Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814. Theil I. Berlin 1848. Friccius befehligte in der Schlacht als Major das königsbergsche Landwehrbataillon und stand auf dem rechten Flügel im 2. Treffen. Seine Mittheilungen sind für die eigentliche Streitfrage ohne Wichtigkeit. Ganz anders verhält es sich mit v. Reiche. Derselbe hat ein Werk hinterlassen, betitelt: Memoiren des königlich preußischen Generals der Infanterie Ludwig von Reiche. Herausg. von L. v. Weltzien I. Leipzig 1857. Reiche war als Major im Generalstabe v. Bülow's und konnte, ja mußte in die Verhandlungen mit dem Hauptquartier des Kronprinzen tiefer eingeweiht sein. Er ist derjenige, der bestimmt erklärt, daß Bülow um 4 Uhr einen Rückzugsbefehl vom Kronprinzen erhalten habe und daß er seinerseits, obwol nur Major, zuerst dazu gerathen, ohne weitere Befehle auf den Feind loszugehen. Daß das keine volle Unwahrheit ist, geht auch daraus hervor, daß Bülow später selbst zu General v. Müffling geäußert hat, „v. Reiche hätte ihm am Tage von Großbeeren zuerst gerathen, ohne weitere Befehle auf den Feind loszugehen", vergl. den Brief v. Müffling's an v. Reiche. Reiche mag allerdings den Rath gegeben haben, auf Großbeeren loszugehen; er wußte aber nicht, daß Bülow schon vorher den Befehl hatte, Großbeeren wiederzunehmen. Bülow fand sich später jedenfalls geschmeichelt durch die Ansicht, daß er ohne, ja sogar gegen den Befehl des Kronprinzen Großbeeren angegriffen habe. Die Stelle seines schon angeführten Briefes an seine Frau läßt das Alles in einem richtigen Lichte erscheinen; Bülow wird seine Frau sicherlich nicht belogen, wird gewußt haben, was er schrieb, als er ihr mittheilte: der Angriff auf Großbeeren sei auf Befehl des Kronprinzen geschehen. Reiche ist, ohne seine Schuld und wol durch die unvollständigen Mittheilungen Bülow's verleitet, hier eine unzuverlässige Quelle. Die Schlacht selbst ist von ihm unvollständig dargestellt; doch trifft ihn deshalb kein Vorwurf: er will augenscheinlich nur seine eigenen Erlebnisse wiedergeben. Reiche ist aber überhaupt trotz seiner Stellung als Generalstabsofficier über die Dispositionen zur Schlacht selber und den Verlauf

---

58) Tauentzien mußte sich schon durch die Haltung der vor ihm stehenden Franzosen zu energischem Nachdringen veranlaßt fühlen. Als er seinen Generalstabschef, Major von Rottenburg, zum Recognosciren gegen Jühnsdorf vorschickte, fand dieser „die feindlichen Bivouacs verlassen; weggeworfene Gewehre deuteten eher auf eine Flucht, als auf einen geordneten Rückzug, und bis Jühnsdorf traf er nur Feldwachen, die, ohne einen Schuß zu thun, auswichen. Am Dorfe meldete sich der feindliche Vorposten-Kommandeur, ein Kapitain, als Gefangener beim Major, und durch dessen Beispiel veranlaßt, streckten ohne Schwierigkeiten noch 126 Mann das Gewehr; die übrigen, welche, um den Abmarsch des Corps zu maskiren, zurückgelassen waren, entflohen über den Damm. Alle diese Erscheinnngen nach dem leichten Gefecht des vorigen Tages kennzeichnen den Werth der hier verwendet gewesenen Truppen, wahrscheinlich sämmtlich von der italienischen Division Fontanelli". Vergl. Geschichte der Nordarmee. Heft II. S. 3. Ich glaube die Nachricht von der Niederlage Reynier's war auch zu Bertrand's Truppen gedrungen und hatte diese demoralisirt. Wenn Tauentzien diese Truppen am 24. Aug. mit seinem ganzen Corps energisch angriff — und er hatte dazu den eventuellen Befehl vom Kronprinzen, vergl. a. a. O. S. 3 —, dann wurde wol auch Bertrand's Corps völlig geschlagen.

derselben schlecht unterrichtet, wenn er z. B. über den Flankenmarsch v. Borstell's falsche Angaben macht, vergl. oben Anmerk. 28, oder wenn er die schwedische Batterie unter Oberst Cardell erst „gegen Ende der Schlacht" herbeieilen läßt, vergl. Anmerk. 35 u. 37. Man wird daher wol gut thun, seine Memoiren nur mit großer Vorsicht zu benutzen. — Was endlich die amtlichen Actenstücke betrifft, so kommt es bei der Entscheidung der Streitfrage auf die schwedischen und preußischen an; daß sich beide ergänzten, haben wir oben gesehen. Die Hauptquelle der irrigen Ansicht, daß Bülow ohne, ja gegen den Befehl des Kronprinzen die Schlacht geschlagen, ist Varnhagen von Ense, der leider ein Classiker geworden ist, obgleich man ihn mehr als Schönredner, denn als kritischen Historiker bezeichnen muß. (*R. Pallmann.*)

GROSSBRITANNIEN. Geschichte des großbritannischen Reiches, von 1832 bis Mitte 1871.

Einleitung.

Das großbritannische Reich, mächtig begründet auf seinen starken Stamminseln zwischen dem Kanal la Manche und den Hebriden, auf seinen Besitzungen im Mittelmeere, auf seinen ausgedehnten Colonniallandschaften in Nordamerika, Westindien, Südafrika, Ostindien und Australien; geschirmt durch seine gewaltige Kriegsflotte und den noch nicht verblichenen Ruhm seines tapfern Heeres und seines „eisernen" Herzogs Wellington; blühend im kraftvollen Gedeihen seines die Welt umspannenden Handels und seiner immer mächtiger emporwachsenden Industrie: dieses Reich unterlag zu Ende des dritten und zu Anfang des vierten Jahrzehnts des 19. Jahrh. einer Reformbewegung, die zeitweise sich den Grenzen gewaltsamer Revolution genähert hat: einer gewaltigen Bewegung, wie man sie in diesem Lande seit der Vertreibung der letzten Stuarts nicht mehr gekannt hatte, — einer Bewegung von solcher Bedeutung, daß man sie mit Recht als den Abschluß einer reichen Periode älterer Geschichte, als den Ausgangspunkt einer neuen Zeit großartiger politischer und socialer Entwickelung in den verschiedensten Richtungen zu bezeichnen hat.

Seit der ersten französischen Revolution wie nach dem Sturze Napoleon's I. hatte es auch in England niemals an Männern gefehlt, die theils auf dem Wege kühner Theorien, theils selbst auf dem Wege der Gewalt den alten stolzen Bau des englischen socialen, kirchlichen und politischen Systems zu stürzen bemüht gewesen waren; nur daß solche Ansichten weit entfernt waren, bei den eigentlich politischen Classen der Nation anders als anregend zu wirken, nur daß der praktische Geist der obern und mittlern Classen der englischen Nation weit entfernt davon war, den radicalen Systemen sich anzuschließen, die bereits auf eine — mehr oder minder — fast vollständige Umwälzung der altentwickelten Staatsverfassung hinausliefen. Es gab aber zwei Punkte, in denen alle praktischen und gemäßigten Reformer, und gerade auch in den höchsten Classen der Nation, mit den viel radicaleren Elementen sich begegneten: die sog. Emancipation der Katholiken und eine wesentliche Reform der Wahlart, aus welcher die Abgeordneten zum Unterhause hervorgingen.

Die Katholikenfrage war die erste, in welcher die Reformparteien einen entschiedenen Sieg davontrugen; dieser Sieg, wie die Art, durch die er gewonnen wurde, und seine nächsten Folgen haben dann auch auf die Erledigung der Wahlreformaufgabe sehr bedeutend eingewirkt.

Die Frage der „Emancipation der Katholiken", die während des dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts unter den großen Problemen der innern britischen Politik so stark im Vordergrunde stand, war — in dieser Zeit, wo der römische Katholicismus in England noch nicht so riesige Fortschritte gemacht hatte, wie 30 Jahre später — der Hauptsache nach ein Kernpunkt der großen Schwierigkeiten, welche die Insel Irland der britischen Staatsregierung damals wie später gemacht hat. Irland, noch heutzutage der wundeste Punkt des großbritannischen Reiches, die Quelle immer neuer Verlegenheiten, Schwierigkeiten, ja ernsthafter Gefahren: dieses Irland litt vor 50 Jahren noch ungleich mehr denn heute unter den Nachwirkungen einer grausamen Vergangenheit; und dabei lastete ein unheilvolles Verhängniß auf den irischen Dingen, welches die wohlwollendsten Absichten und Maßregeln englischer Parteien und Staatsmänner auf der unglücklichen „grünen" Insel niemals zu voller segensreicher Wirksamkeit hat kommen lassen.

Auf Irland lastete damals nach verschiedenen Seiten hin ein schwerer Druck. Die Eroberung dieser keltischen Insel im 12. Jahrh. unter König Heinrich II. von England hatte den Grund zu dem spätern Unheil gelegt. Schon damals waren die Kelten nicht blos von dem gesellschaftlichen Verbande und den bürgerlichen Rechten, von den Ehrenstellen in Staat und Kirche, der siegreichen Eroberer ausgeschlossen, es waren auch ausgedehnte Ländereien der alten Bevölkerung entrissen und den normännischen Baronen zugetheilt worden. Es begann damals jener unheilvolle Zustand, der überall in der Welt nur schlimme moralische und sociale Folgen nach sich gezogen hat: die Herrschaft des einen Volkes über das andere, hier der Anglo-Normannen (oder der Sachsen, der „Sassenach", wie die Irländer es heut nennen) über die gälischen Kelten. Im Verlaufe der weiteren Schicksale dieses Landes war hier eine Milderung der harten Verhältnisse nicht eingetreten; nur daß allmälig die gesammte Einwohnerschaft, die erobernde und herrschende wie die unterworfene Race, in Gegensatz zu England gerieth — zuerst politisch, als am Ausgange des sog. Rosenkrieges der Sieger Heinrich VII. an den Irländern die Parteinahme für das Haus York rächte, dann aber in für Jahrhunderte fortwirkender schlimmster Weise auch kirchlich, auch religiös, als seit dem Beginn der Reformation in England die Gesammtbevölkerung Irlands dem katholischen Glauben treu blieb. Der stets geringschätzig angesehene Kelte zumal, der nun auch durch eine kirchliche Mauer von dem verhaßten Engländer des Mutterlandes getrennt war, gewann zu seiner altnationalen

Abneigung und seinem socialen Hasse die ganze Gluth religiös-fanatischer Antipathie, die bis heute noch nicht erloschen ist. Nun ist in Irland nach langem Hader und trotz bewaffneter Gegenwehr unter der Königin Elisabeth die anglikanische Kirche mit Gewalt eingeführt worden. Jacob I. siedelte in der Provinz Ulster schroffe schottische Presbyterianer an. Die furchtbar blutigen Katholikenaufstände in Irland in den Jahren 1641 und 1649 sind blutig und grausam gestraft worden; zuletzt noch seit 1689 bestanden die Kelten dieses Landes den unglücklichen Kampf für den aus England vertriebenen letzten Stuart Jacob II. Diese Kämpfe haben über Irland das größte Elend gebracht. Die katholische Bevölkerung, der man eine neue herrschende protestantische Besiedelung des Landes gegenübergestellt hatte (unter Cromwell mit der Bestimmung, daß die den Ansiedlern neu angewiesenen Ländereien nie an Katholiken verkauft werden sollten), sah sich zu Ende des 17. Jahrh. des Grundes und Bodens in dem Grade beraubt, daß zuletzt „kaum noch der siebente Theil der Insel (unmittelbar) in katholischen Händen geblieben ist“ [1]). Dazu kam nun, daß die anglikanische Staatskirche, in dem Gesetz als die einzig officiell berechtigte kirchliche Institution in diesem Lande erklärt, sich in dem reichen Besitze der alten katholischen Kapitel, Klöster und Pfarreien befand. Reich ausgestattet und doch nur für den vergleichsweise kleinen protestantischen Theil der Bevölkerung thätig, war sie (und so ist es bis zum Jahre 1869, wo das Parlament das Aufhören der anglikanischen Staatskirche in Irland beschloß, geblieben) den katholischen Kelten tödtlich verhaßt, weil die letztern daneben nicht nur aus ihren eigenen Mitteln ihre katholische Geistlichkeit zu erhalten, sondern auch den ihnen so antipathischen anglikanischen Geistlichen den Zehnten zu steuern hatten. Ihren schärfsten Stachel erhielten aber diese schlimmen Verhältnisse durch eine Reihe terroristischer Gesetze, die, vollkommen auf Unterdrückung berechnet, völlig im Geiste des aller Orten schauderhaften 17. Jahrh. gehalten, seit Ausgang dieses Jahrhunderts auf den katholischen Irländern lasteten, und leider bis in geistig und politisch ungleich hellere Zeiten hinein sich erhalten haben. Die Existenz der katholischen Bevölkerung war, so zu sagen, nur factisch anerkannt; der katholische Cultus war nur stillschweigend geduldet; katholische Laien- und Priesterschulen durften in dem Lande selbst nicht gehalten, noch weniger im Auslande besucht werden; die Bekehrung eines Protestanten zum Katholicismus galt für Hochverrath. Höhere bürgerliche Rechte waren den Katholiken fast sämmtlich versagt; sie waren namentlich ausgeschlossen von der Vertretung im irischen Parlamente, und hatten keinen Zutritt zu den bürgerlichen, militärischen und städtischen Aemtern. Und dazu kam, daß andere nicht minder raffinirt abscheuliche Bestimmungen auch dem eventuellen wirthschaftlichen Emporstreben der Katholiken Irlands schwere Hindernisse in den Weg stellten.

1) Gervinus, Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts. Bd. VII. S. 458.

Ihren Zweck hatte diese schlimme Behandlung der grünen Insel aber niemals erreicht. War schon in älterer Zeit eine Verschmelzung der durch Racenverschiedenheit und Religion getrennten Elemente auf dieser Insel unmöglich gewesen: jetzt nährte der irische katholische Kelte mit seinem Priester, in seiner glühenden Anhänglichkeit an seine Kirche, in seiner bittern Armuth andauernd den bittersten Haß gegen den „Sassenach“, gegen die angelsächsischen Bedrücker. Viel zu zahlreich, um etwa jemals „ausgerottet“ werden zu können, wuchs die bis zu Anfang des 18. Jahrh. wiederholt stark decimirte keltische Volksmasse allmälig wieder stattlich heran, eine ewige Quelle der Verlegenheit für England. Eine moralische Unterwerfung der Iren war ebenso wenig zu erzielen. Und da nun die persönliche Freiheit wenigstens nicht geschmälert, keine Spur von Hörigkeit vorhanden, die englischen Bürgerrechte (wie später auch die Habeas-Corpusacte) mehrfach auch in Irland eingeführt waren: so mußte bei so widerspruchsvollen Verhältnissen die Sehnsucht nach endlich doch zu gewinnender Vollfreiheit allmälig immer stärker zur Geltung kommen.

Die Sehnsucht der katholischen Irländer nach Verbesserung ihrer Lage und Gleichstellung mit den Bewohnern der Hauptinsel des Reiches, die Forderung einer Abstellung wenigstens der schlimmsten Beschwerden wurde nun im Laufe des 18. Jahrh. nicht allein durch das auch in England Platz greifende Gefühl unterstützt, daß solche Verhältnisse mit dem freien Staatswesen dieses Reiches in grellem Contrast standen. Auch die englisch-protestantische Bevölkerung Irlands fühlte sich durch das Mutterland vielfach beschwert. Landbau, Industrie, Handelsverkehr dieser Gruppe der Bewohner Irlands litten ebenfalls schwer unter dem monopolistischen Handelssysteme Englands. Und während die Beschlüsse des englischen Parlaments für Irland bindend waren, bedurften die Beschlüsse des irischen Parlaments erst noch der Bestätigung von Seiten des englischen Geheimenrathes. Endlich gingen auch alle Berufungen von irischen Gerichtshöfen nach England. Darüber reichten allmälig doch die Protestanten Irlands ihren katholischen Landesgenossen zu gemeinsamer Abwehr die Hand; in dem irländischen Parlament entstand eine Reformpartei, die den katholischen Kelten die Hand bot, um den schweren Druck der terroristischen Gesetze zu brechen. Diese seit 1757 bemerkbaren Bestrebungen eroberten wirklich unter dem Druck des Aufstandes der amerikanischen Colonialländer namhafte Concessionen für Irland. Im J. 1782 gewährte das englische Parlament mehrfache Beschränkungen des kirchlichen Terrorismus, die Erlaubniß zur Eröffnung katholischer Schulen, die volle Sicherheit der Person, die volle Gewalt über Besitz und Erwerb auch für die Katholischen. Vor Allem aber wurde die legislative Autorität des englischen Parlaments über Irland und die Appellation an die englischen Gerichte abgestellt. Die einmal angeregte Bewegung arbeitete aber leidenschaftlich weiter. Und unter dem Drucke der französischen Revolution nöthigten die Katholischen dem dubliner Parlament im J. 1793 auch noch für die katholische Bevöl-

kerung das active Wahlrecht zu diesem Parlament, den Zutritt in die Geschwornengerichte, in die Anwaltschaft, in eine größere Anzahl von bürgerlichen und militärischen Aemtern ab. Im nächsten Jahre wurde dann aus Staatsmitteln das Priesterseminar zu Maynooth gegründet.

Der einmal entzündete wild fanatische Geist der Kelten Irlands trieb es aber dann weiter, bis (1798) dicht an die Revolution und die verrätherische Verbindung mit den Franzosen. Solchen Gefahren begegnete der große englische Staatsmann Pitt, indem er (1800) mit vieler Gewandtheit die parlamentarische Union zwischen England und Irland, die Vereinigung des irischen mit dem englischen Parlament erzielte. Diese hochwichtige Verbindung bahnte auf der einen Seite an die Abstellung mancherlei mehr materieller Beschwerden, namentlich der protestantischen Irländer; die alte britische Handelseifersucht schwand, die Gemeinsamkeit des Handels und der Schiffahrt konnte sich in nutzbarster Weise fühlbar machen. Andererseits aber (und wenigstens in spätern Jahrzehnten hat sich das wiederholt — und zwar bis auf diesen Tag — immer deutlicher herausgestellt) konnte den zahlreichen, namentlich den religiösen Beschwerden der katholischen Kelten dieses Landes gerade bei seiner vollkommenen Union mit England und dessen mächtiger Volksvertretung offenbar nicht blos gefahrloser, sondern auch viel leichter denn zuvor abgeholfen werden. Die Wählbarkeit zum Parlament, der Zutritt zu den Gerichten, zur Gemeindeverwaltung, zu den ihnen noch nicht zugänglichen höhern Stellen im Staatsdienste, zu der Würde königlicher Anwälte, zu den akademischen Graden in England, — das waren die positiven Rechte, welche die Katholiken Irlands noch immer zu erobern hatten. Dazu mußten sie begehren, daß endlich auch noch die Bestimmungen fielen, die sie nöthigten, ihre Ehen von protestantischen Geistlichen einsegnen zu lassen, und die ihnen versagten, die Kirchen und Schulen ihrer Confession zu dotiren.

Die Vollendung der Emancipation der Katholiken zugleich mit Einführung der parlamentarischen Union wäre ohne allen Zweifel ein Act ebenso wol höherer Gerechtigkeit wie echter politischer Weisheit gewesen. Sie lag auch vollkommen in des großen Staatsmannes Pitt Absichten, scheiterte aber damals (1801) an dem Widerstande des Königs Georg III. So wurde denn die Frage der *vollen* Emancipation der katholischen Irländer zu großem Schaden des britischen Reiches unerledigt mit in das 19. Jahrh. hinübergenommen und schleppte sich hier noch beinahe drei Jahrzehnte lang fort bis zu ihrer endlichen Erledigung. Allmälig gewann die Sache der katholischen Irländer als eine Sache der nothwendigsten Gerechtigkeit gegen die so reich begabte und doch so unglückliche Insel und ihr in düsterer Vorzeit von England aus so schwer gedrücktes Volk immer mehr Vertreter unter den edelsten und klarblickendsten Männern der englischen Nation, namentlich auch unter der Partei der Whigs. Aber das Volk Englands und die meisten seiner Vertreter widerstanden noch immer mit großer Hartnäckigkeit weiteren Bemühungen in dieser Richtung; ihre religiösen Antipathien waren damals nur dann zu besiegen, wenn der Stand der auswärtigen Verhältnisse, wie vorübergehend im J. 1812, zu größerer Rücksichtnahme auf die Katholiken Irlands nöthigte. Allmälig aber *erzwang* das Volk Irlands selbst diese energische Berücksichtigung auch dann, als in Europa nach Napoleon's I. Sturz der allgemeine Friede wiederhergestellt war.

In Irland bestanden längst unter der gebildeten Classe der katholischen Einwohner Gesellschaften, die dahin arbeiteten, durch Rede und Schrift auf friedlichen Wegen ihre endliche volle Emancipation, die volle bürgerliche Gleichstellung mit den protestantischen Angelsachsen zu gewinnen. Dem gegenüber war das Land in den überwiegend keltisch-katholischen Bezirken andauernd erfüllt mit Unruhe und Gewaltthätigkeiten, die von der niedern, namentlich der ländlichen, Masse ausgingen. Unter dem Landvolke kamen die geheimen Verbindungen der Bandmänner und Weißburschen zum Vorschein, die an den protestantischen Pfarrern und Grundherren durch wilde Gewaltthätigkeiten, am liebsten durch Brand und Mord, Rache nahmen, wenn irgendwo, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, Klagen laut wurden über deren etwa bei Eintreibung ihrer Einkünfte an den Tag gelegten Härte oder Strenge. Während nun seit 1815 unter den Einwirkungen der verschiedensten geistigen Einflüsse in England wenigstens im Unterhause die Majorität allmälig den Freunden der Emancipation zufiel; während mehr und mehr nur noch das Oberhaus (1821 bis 1823) fortwährend die im Unterhause bereits durchgedrungenen Anträge — auf Aufhebung des Ausschlusses der Katholiken vom Unterhause; auf Herstellung der erst seit Karl II. verdrängten katholischen Peers im Parlament; auf Gleichstellung der loyalen Katholiken im eigentlichen England mit den irischen bezüglich des Wahlrechts und der Zulassung zu Aemtern — ablehnte: nahm die volksthümliche Bewegung *in Irland* selbst in unerwarteter Weise an Wucht und Kraft zu. Der Herbst und Winter 1821 auf 1822 war in hohem Grade stürmisch. Die nächtlichen Versammlungen der keltischen bäuerlichen Geheimbündler verbreiteten sich über die ganze Insel; im Süden und Westen auch durch Hungersnoth geschürt, waren überall agrarische Unruhen ausgebrochen, Eigenthum und Leben der protestantischen Grundherren waren in zahllosen Fällen mit Erfolg bedroht worden, die wilden bewaffneten Banden hatten dann und wann selbst mit den Regierungstruppen gefochten. Und die seit 1800 (und mehr noch seit 1820) zum Schutze der nichtkatholischen Einwohner organisirten Gesellschaften, namentlich die mächtigen, in entsprechender Weise fanatisch belebten „Oranienlogen" konnten solchen Gefahren nur wenig erfolgreichen Widerstand entgegenstellen.

Nun gelang es zwar dem damals von König Georg IV. als Statthalter nach Dublin gesandten Lord Wellesley (des großen Feldherrn Wellington Bruder), einem geborenen Irländer und Freund der Katholiken, dessen Generalfiscal, Lord Plunkett, ein Hauptverfechter der Emancipation war, einerseits mit Hilfe der für solche

Fälle herkömmlichen Ausnahmsgesetze seit Februar 1822 die äußere Ordnung herzustellen und zu erhalten, andererseits sich den gemäßigtern Elementen unter den Katholiken einigermaßen zu nähern. Dafür aber zog er nun wieder durch seine parteilose Haltung den ungestümen Zorn der Oranienmänner auf sich; und diesen wieder antwortete nun eine neue, in solcher Kraft noch nicht aufgetretene, Agitation der katholischen Kelten.

Die seither bestehenden Gesellschaften zum Zweck friedlicher Agitation waren theils durch Gegenwirkung der Regierung, theils durch ihren eigenen gegenseitigen Hader niemals zu nachhaltiger Wirkung gekommen und daher allmälig so gut wie verfallen. Die Sache nahm aber eine andere Gestalt an, als an die Spitze des Volks von Irland ein Mann trat, der in seiner Person die charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die Ideen und Forderungen der katholischen Irländer in auszeichnender und ganz origineller Weise vertrat, der zugleich mit allen Eigenschaften eines Demagogen von durchschlagender Gewalt ausgerüstet war.

Dieser Mann war der vielgenannte Daniel O'Connell. Derselbe war im J. 1774 auf einem alten Clanerbe in Cahir (in der Grafschaft Kerry) geboren worden und stammte aus einer Familie, die ihre Abkunft von einem der alten keltischen Häuptlinge der grünen Insel ableitete. Ein eifriger, fast bigotter Katholik, in Löwen und St. Omer gebildet, innig befreundet mit der höchst einflußreichen Priesterschaft des Landes, die ihn andauernd mit Eifer unterstützt hat; ein Mann von feurigem irischem Patriotismus, starker Energie des Charakters, — so war O'Connell in seinem Volke bekannt und beliebt geworden als Rechtsanwalt zu Dublin. Die alte Ausschließung der Katholiken von den richterlichen Stellen hatte solche junge strebsame Männer, die ihr Glück nicht in dem Betriebe des Handels und der Gewerbe suchten, neuerdings ihr Augenmerk mit Vorliebe auf die Bahnen der Rechtsanwaltschaft, der Advocatur, richten lassen, wo sie, wie es junge Athener und Römer im Alterthum gethan, sich an den Schranken der Gerichtshöfe zu einflußreichen Volkshäuptern in Irland, natürlich nur im Sinne der Opposition, schulten. Weitaus der bedeutendste dieser Männer war nun eben Daniel O'Connell, äußerlich auch ein Mann von stattlicher Gestalt und lebhaften Zügen, dem neben seiner juristischen Gewandtheit vor Allem seine von sonoren Stimmmitteln gut unterstützte, glühende Beredsamkeit zu Statten kam; echte Leidenschaft und in ruhigeren Stimmungen dann wieder auch deren Methode stand ihm stets zu Gebote. Im Laufe seiner langen demagogischen Thätigkeit hat er eine wahrhaft unverwüstliche Elasticität bewiesen; mit starkem Gedächtniß und rascher Auffassung begabt, immer neu, immer unermüdlich, immer rührig, thätig und schlagfertig, — in seiner Agitation nicht sehr um die Mittel verlegen, sei es nun, daß er mit fast theatralischem Pathos auftrat, sei es, daß er auch die Künste einer schlauen (zeitweise fast gewissenlosen) Sophistik nicht verschmähte. Feuer und Ungestüm seiner Rede, Glanz der Diction, Kühnheit der Gedanken, maßlose Uebertreibung, derber Humor, aber auch recht gemeine Schimpfworte, die oft beobachteten Ingredienzien seiner proteusartig gewandten und vielseitig ausgebildeten Rhetorik, wirkten aber um so energischer auf sein Volk, je mehr dieser Mann seine Landsleute kannte; je mehr er es verstand, auf das Gefühl, die Phantasie, das ganze Seelenleben seiner keltischen Bluts- und Glaubensverwandten zu wirken, — namentlich auch den gemeinen Mann durch seine persönliche Liebenswürdigkeit zu bezaubern.

Bereits ein gefeierter Sachwalter, schon in der Mitte des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts Führer einer politischen Gesellschaft, schon im J. 1821 der anerkannte Führer der demokratischen Partei unter Irlands Katholiken; schon jetzt in jener nahen Verbindung mit der neuen radicalen Schule in England, die seitdem unter vielen Wandelungen bis zu den Zeiten des Fenianismus die irische Opposition immer wieder mit den radicalen Schattirungen in England zusammengeführt hat: so faßte O'Connell jetzt den Plan, die Kräfte seines Volkes ungetheilt zu einer neuen und umfassenden Agitation zusammenzufassen, welche alle Classen der katholischen Kelten vereinigen und einen dauernden und consequent geleiteten Kampf um die volle Abstellung aller Leiden Irlands in Angriff nehmen sollte. O'Connell und sein begabtester Freund und Anhänger Sheil begannen zuerst (12. Mai 1823) ihre Operation zu Dublin unscheinbar genug. Bald aber gewann die energische Beredsamkeit dieser Männer, welche ihr Object unablässig von allen Seiten beleuchteten, die Unterstützung ihres Werkes ihren Zuhörern mit allen Gründen des Rechts, der Moral, der Religion nahe legten; deren Reden durch die Presse in allen Hütten Irlands verbreitet wurden, ihrer Sache massenhafte Anhänger. Für den Centralausschuß in Dublin wurde die sogenannte Kornbörse Hauptsitz; Zweigvereine bedeckten bald die ganze Insel. Und bald wurde die von O'Connell geführte Association eine starke politische Macht, deren Einfluß überall sich fühlbar machte, und die — während sie zugleich mit starker Hand Excesse und blutige Unthaten im Zaume hielt — doch andererseits die öffentliche Stimmung immer stärker reizte und aufstachelte. Nur daß die phantasiereiche Art der Kelten bald genug weit hinausging mit den Träumen von einer goldenen Zeit über die sehr nüchternen und sehr praktischen Ziele der leitenden politischen Häuptlinge.

O'Connell's Agitation wirkte stark genug ein auf die Stimmung auch in England, namentlich auf die leitenden Staatsmänner dieses Jahrzehnts. Darüber waren sich freilich auch die wohlmeinendsten, wie namentlich der große Canning, ganz klar, daß die juristische und parlamentarische volle Emancipation der Katholischen allein die Leiden Irlands nicht heilen könne; aber das war ganz sicher, die Ruhe in den Gemüthern, wenigstens der besser situirten Classen, konnte erst gewonnen, — dem Gegensatz zwischen den katholischen Kelten und den protestantischen Angelsachsen konnte sein schärfster Stachel, seine gehässigste Seite erst dann genommen werden, wenn es gelang, die letzten Reste der so bitter empfundenen Rechtsungleichheit aus dem Wege zu räumen. Leider

scheiterte aber im J. 1825 ein neuer Antrag dieser Richtung im Parlament abermals an der kurzsichtigen Hartnäckigkeit der toryistischen Majorität; so daß nachmals der große Kampf erst unter Umständen zum Austrag kam, wo der endliche Sieg der Emancipationspartei nur noch in geringem Umfange seine erwarteten versöhnenden Wirkungen ausübte. Die neue Ablehnung der Emancipation schärfte natürlich nur den Eifer der Irländer. Indem die Agitation mit allen Mitteln der Klugheit es vermied, mit dem bestehenden Gesetze zusammenzustoßen, wandte sie sich jetzt, nun auch durch klerikale Einflüsse genährt und unterstützt [2]), namentlich dahin, die Selbständigkeit der katholischen Wähler bei den Parlamentswahlen rege zu machen und die wahlfähigen ländlichen Einwohner dahin zu bringen, daß sie keck sich dem altgewohnten mächtigen Einfluß der Grundherren entzogen, dafür nunmehr (1826) Männer der radicalen Partei Englands in das Parlament schickten. Leider fehlte aber auch diesmal das schnöde Liebäugeln der irischen Exaltado's mit dem feindlichen Auslande nicht; und schon damals, also viele Jahre bevor später der sogenannte irische Exodus neue Hunderttausende dieser Kelten nach der transatlantischen Halbkugel geführt hatte, fand die irische Agitation starke Sympathie bei den in der nordamerikanischen Union angesiedelten Irländern, unter denen bald auch die sogenannte „katholische Rente" nicht minder erfolgreich gesammelt wurde wie bei den einheimischen Kelten im Banne von O'Connell's Agitation.

Diese Agitation aber nahm, nachdem der erneute Emancipationsantrag sogar in dem neugewählten Unterhause (1827) gefallen, der große Canning am 8. Aug. 1827 gestorben, sein Nachfolger Lord Goderich schon im December desselben Jahres zurückgetreten, und nunmehr wieder eine etwas strenger toryistisch gefärbte Verwaltung unter dem damals bei den untern und mittlern Schichten Englands wenig populären Herzog von Wellington ans Ruder gekommen war, einen entschieden offensiven Charakter an. Wellington war in der religiösen Frage von Vornherein nichts weniger als schroff aufgetreten. Seine Regierung hatte den Antrag Lord Russell's auf förmliche Aufhebung der bekannten sog. Testacte für die Dissenters (26. Febr. 1828) gutgeheißen und im Oberhause durchsetzen helfen. Er selbst und sein Freund Peel hatte sich in der Katholikenfrage bereits mehrfach nachgiebig geäußert; wesentlich ungebrochen war nur noch der Widerstand des Oberhauses. Inzwischen hatte aber die Bewegung in Irland selbst einen wesentlich drohenden Charakter angenommen; O'Connell selbst beschloß eine drohende und verwegene Demonstration zu machen. Im Mai des Jahres 1828 nämlich war Vesey Fitzgerald, ein irländischer Protestant, Vertreter der Grafschaft Clare, als Präsident des Handelsamtes in das Ministerium berufen worden und mußte sich daher einer Neuwahl unterziehen. Dieser Mann war seit langer Zeit, in fünf Parlamenten, Repräsentant seiner Grafschaft gewesen; man kannte und liebte ihn in Irland als einen Verfechter der Emancipation und milden Grundherrn seines katholischen Landvolkes. Gegen diesen Mann trat nun O'Connell selbst als Gegencandidat auf; unbekümmert um die solcher Wahl entgegenstehenden gesetzlichen Hindernisse, wurde nunmehr die ganze Wucht der Association für den kühnen Demagogen in Bewegung gesetzt, und wirklich gewann, trotz aller Gegenbemühungen des Regierungseinflusses, der protestantischen Gentry und Geistlichkeit, die weltliche und geistliche Miliz O'Connell's nach sechstägigem Wahlkampfe (5. Juli) in der Stadt Ennis den Wahlsieg für ihren Candidaten; O'Connell siegte mit 2057 Stimmen über die 982 seines Gegners Fitzgerald.

Dieser Sieg, der in Irland mit unermeßlichem Jubel und feierlichen Hochämtern in allen katholischen Kirchen gefeiert wurde, entfachte die Bewegung auf dieser Insel zu immer gewaltigerer Stärke; es wurde klar, daß bei fortdauernd verschärfter Spannung der Gegensätze auf der Insel möglicherweise ein bürgerlicher Krieg ausbrechen könnte, bei dem möglicherweise auf die in Irland stehenden katholischen Soldaten, die von dem Parteitreiben nicht unberührt geblieben waren, nicht unter allen Umständen zu rechnen war. Allen diesen Eindrücken verschloß sich das Ministerium Wellington nicht; vielmehr begann die Regierung jetzt, die Erfüllung der katholischen Forderungen ernsthaft in Angriff zu nehmen. Der Statthalter von Irland freilich, Lord Anglesey, der schon seinerseits, um drohende Unruhen zu beschwören, sich mit den einflußreichsten liberalen Häuptern der protestantischen und der katholischen Partei der Insel erfolgreich in Verbindung gesetzt hatte, mußte wegen eines falschen Schrittes seinen Posten verlassen. Wellington aber, der auch seinerseits mit namhaften katholischen Führern Beziehungen angeknüpft hatte — viel zu sehr praktisch verständiger Staatsmann, um die irische Frage noch weiter ihren gefährlichen Gang treiben zu lassen; dazu viel zu sehr von natürlichem Wohlwollen und Gerechtigkeitsgefühl erfüllt, um einseitig in ultratoryistischen Ansichten zu erstarren —; der auch die katholischen Verhältnisse auf dem Continent und deren Rückwirkung auf Irland nicht außer Acht lassen konnte: Wellington trat mit dem Lordkanzler Lyndhurst (in Nordamerika vor der Losreißung der Vereinigten Staaten von England geboren, früher, als Sir John Copley, ein heftiger Radicaler, später ein Whig, durch Unterstützung der whiggistischen Partei in das Unterhaus gekommen, endlich zu den Tories übergetreten; bisher ein lebhafter Gegner der Katholiken, als ausgezeichneter Jurist und erfolgreicher Redner berühmt) und mit Sir Robert Peel [3]) in die ernsteste Berathung

2) Vergl. Gervinus a. a. O. S. 500.

3) Sir Robert Peel war der Enkel des Kattundruckers William Peel zu Blackburn in Lancashire; sein Vater war der enorm reiche Baumwollenfabrikant Robert Peel, geb. 1750, gest. 1830, der im J. 1800 Baronet wurde. Der große Staatsmann Sir Robert Peel nun ist am 5. Febr. 1788 zu Tamworth in der Grafschaft Stafford geboren. Geboren und erzogen als Tory und Gegner der Katholischen (und dabei doch einst Lord Byron's Schulfreund), aber in reiferen Jahren sowol politisch wie religiös zu mildern Ansichten fortdauernd sich entwickelnd, trat er im J. 1809 in das Unterhaus, trat 1810 als Unterstaatssecretär für die Colonien in

über den Umfang der den Katholischen zu gewährenden Zugeständnisse und die Form der Ausgleichung. Es sind dann namentlich Peel's — dieses ausgezeichneten britischen Staatsmannes, der wie wenige seiner toryistischen Freunde der Belehrung durch die Ereignisse, der Weiterbildung seiner von Vornherein niemals extrem-einseitigen Ansichten, der edelsten Selbstaufopferung fähig war — Ansichten gewesen, die bei der endlichen Emancipation zur Geltung kamen. Und wie sehr er selbst auch früher (schon seit seiner ältern Stellung in Irland seit 1812) mit O'Connell in Gegensatz getreten war: jetzt war es wesentlich die Einsicht dieses klaren, besonnenen, selbstlosen, durchaus tüchtigen Mannes, mit dessen Hilfe Wellington die katholische Frage zum Austrag gebracht hat.

Denn nur mit großer Mühe brachten die Minister den König Georg IV. dahin, daß er sich endlich entschloß, im Sinne von Peel's Ideen der großen Tagesfrage näher zu treten und sich auf diese erste ebenso bedeutungsvolle als unabweisbare Veränderung des bestehenden Staatswesens einzulassen. Die maßgebenden Grundsätze sollten werden: — die principielle Gleichheit der staatsbürgerlichen Rechte der beiden großen christlichen Confessionen im britischen Reiche (nur wenige große Staatsstellen, wie die Stellungen als Lordkanzler von England und Vicekönig oder Statthalter von Irland sollten den Katholischen versagt bleiben); ferner sollte nun das Wahlrecht in Irland beschränkt werden, indem man den Census für die Wählerclasse der sog. 40 Schilling-Freisassen auf den fünffachen Betrag erhöhte; auch sollte das neue Gesetz keine rückwirkende Kraft haben, wovon die Folge war, daß (dies war namentlich der unedle und sehr unpolitische Wunsch Georg's IV. gewesen) auch die Wahl O'Connell's zu Ennis für diesmal noch ungültig wurde: zwei Bestimmungen, die allerdings der großen Maßregel in ängstlicher Scheu vor deren Wirkungen einen guten Theil ihrer versöhnlichen Kraft geraubt haben; — Ausführungsmodus sollte dann werden die formelle Aufhebung der früher zur Abwehr von den Katholischen geforderten Erklärung gegen die Transsubstantiation und Heiligenverehrung, und die Veränderung des Suprematseides. Und so empfahl dann am 5. Februar 1829 die königliche Thronrede dem Parlament die Revision der auf die katholischen Unterthanen des britischen Reiches sich beziehenden Gesetzgebung und die Erwägung der Zustände Irlands.

Zugleich wurde die Aufrechthaltung und Sicherstellung der protestantischen Staatskirche versprochen; zugleich wurde auch die vorgängige Unterdrückung der irischen Association begehrt. Die auf letztern Punkt bezügliche Bill fand in beiden Häusern keinen Widerspruch; in Irland selbst löste sich die Association sofort freiwillig auf. Als man nun aber der Hauptfrage der Emancipation selbst näher trat, da begann noch einmal, durch heftige geistliche und weltliche Anhänger der alten Ordnungen und heftige Gegner der Katholischen genährt, eine schroff protestantische Agitation gegen die Emancipation; der alte wilde „No-popery"-Ruf ging noch einmal stürmisch durch das ganze Reich; und namentlich in Schottland nahm die Bewegung einen fast drohenden Charakter an. Eine Fluth antikatholischer Petitionen drang zum Parlament, deren Beweisführung Seitens der Vertreter der Emancipation ebenso lebhaft beantwortet wurde.

Peel mit seiner strengen Ruhe und Wellington mit seiner in vielen Schlachten gestählten Entschlossenheit hielten indessen dem wilden Sturme, den zürnenden Angriffen vieler und hochstehender alter Parteigenossen, wie den schwankenden Stimmungen des Königs Georg IV. unerschüttert Stand. Im Unterhause begannen die Debatten am 5. März; hier war der Sieg leicht zu gewinnen, da auch die whiggistische Partei (wie sogar O'Connell in seinem Irland selbst) um der Hauptsache willen selbst der Erhöhung des Wahlcensus der Vierzig-Schilling-Freisassen in Irland nicht ernsthaft entgegentrat. Hier wurde die Emancipationsbill am 30. März definitiv angenommen. Auch das Oberhaus entzog sich in seiner weit überwiegenden Mehrheit nunmehr der dringenden Nothwendigkeit nicht mehr; der alte Hochtory Lord Eldon mit allen seinen Anstrengungen kam, gegenüber der drohenden Gefahr eines gewaltsamen Ausbruchs in Irland, gegen die verständige Rede Wellington's diesmal nicht mehr durch. Am 10. April ging das neue Gesetz auch im Oberhause in dritter Lesung durch und erhielt demnächst die königliche Sanction (13. April). — Den katholischen Parlamentsmitgliedern wurde lediglich das eidliche Versprechen auferlegt, nichts gegen die protestantische Staatskirche unternehmen zu wollen. Das Oberhaus aber wurde nunmehr durch acht katholische Lords vermehrt, unter denen Norfolk, Shrewsbury, Clifford und Arundel zu den ältesten englischen Geschlechtern gehörten; seit 150 Jahren waren dieselben als Katholiken von den Sitzungen des Parlaments ausgeschlossen gewesen, obwol ihre Titel und Würden niemals aufgehoben worden waren.

Die Wirkungen dieses großen parlamentarischen Kampfes sind wesentlich andere gewesen, als die Gegner wie die Freunde der Emancipation seiner Zeit erwartet hatten. Die Gefahren, welche die Feinde der Katholischen befürchtet hatten, sind nicht eingetreten. Allerdings hat im Laufe der letzten 43 Jahre der Katholicismus auch auf der Hauptinsel des britischen Reichs eine sehr bedeutende Verbreitung gewonnen; aber der protestantische Geist des englisch-schottischen Volkes ist in seinem Kern doch noch wesentlich unberührt geblieben, der protestantische und nationale Charakter der Politik und Gesetzgebung dieses Landes durch die politische Gleichstellung der Katholischen im Wesentlichen nicht verändert worden. Auch in Irland ist seit der Emancipation der Katholiken doch kaum die Hälfte der hier zu ernennenden Parlamentsmitglieder katholisch gewesen; die Zahl der katholischen De-

---

das Ministerium Portland-Perceval, wurde unter Lord Liverpool erster Secretär (1812—1818) für Irland. Dann ist er seit 1822—1827 und wieder seit 1828 Minister des Innern gewesen, und hat noch im J. 1830 in dieser Stellung in London und dann weiter das neue Polizeisystem geschaffen, dessen Constabler man nach ihm die sog. Peeler oder Peels „blue devils" genannt hat.

putirten hat[4]) im Durchschnitt nie mehr als 1/16 der Mitglieder des Unterhauses betragen. — Dagegen sind auch die Hoffnungen wohlmeinender Sanguiniker, als werde die Emancipation nun bald und schnell Irland mit England versöhnen und eine neue Blüthe der grünen Insel einleiten, nicht in Erfüllung gegangen. Es war doch ein großes Uebel, daß man sich diese versöhnende Maßregel in England erst hatte abtrotzen lassen; es war doch nicht wohlgethan, daß man die große That der Emancipation einem namhaften Theile der kleineren Leute durch Einschränkung des Wahlrechts vergällte, daß man den katholischen Bischöfen versagte, die Titel ihrer Diöcesen zu tragen, daß man namentlich durch die (wenn auch immerhin juristisch unanfechtbare) Annullirung der ersten Wahl von Ennis (Mai 1829; er ist dann im Juli d. J. wiedergewählt worden) und andere kleinliche Zurücksetzungen den großen Demagogen Irlands, Daniel O'Connell, sehr zur Unzeit beleidigte und ihn nun veranlaßte, mit wilder und keineswegs immer besonders edler Demagogie, keineswegs stets mit der bessern Seite seiner Natur, seine Agitation fortzusetzen; und zwar im Parlament als unversöhnlicher Gegner der Torys, überhaupt der alten Staatsordnung und social-politischen Gliederung Englands, als naher Verbündeter der schroffsten Radicalen Englands, — in Irland selbst aber als feuriger Tribun für das neue Stichwort der sog. Repeal, der parlamentarischen Abtrennung seiner Insel von England. Dieses Alles um so gefährlicher, als sein keltisches Volk in seiner Natur und seinem Grundcharakter Fehler besitzt, die es ihm auch unter den günstigsten Umständen (wie in der vollen Freiheit der nordamerikanischen Union) sehr schwer machen, mit andern Nationen erfolgreich nach der Palme gesetzlicher Freiheit und soliden bürgerlichen Wohlstandes zu ringen; als die Phantasie dieser Kelten durch das neue Stichwort nur zu sehr auf die Träume von einer bequemen goldenen Zukunft und immer intensiveren Haß gegen England geführt wurde, anstatt auf die Nothwendigkeit der ruhigen und soliden politischen Arbeit.

Es kam dazu, daß die jahrelange Gewöhnung der Kelten an Agitation gegen England, leider auch an ewig wiederkehrende Ausbrüche wildester Gewaltsamkeit, sich gar nicht wieder beschwichtigen ließ. Das war aber um so schwerer, weil die beiden großen materiellen Hauptschäden Irlands durch die Emancipation unmittelbar gar nicht berührt werden konnten, und nunmehr erst recht scharf in den Vordergrund traten: die Existenz der protestantischen Staatskirche in Irland auf Kosten der ungeheuren keltisch-katholischen Majorität, und kaum in geringerem Grade die agrarischen Misverhältnisse. Was die anglikanische Staatskirche in Irland angeht, so braucht hier nur einfach wieder an die Angaben erinnert zu werden, die oben über dieses Institut beigebracht worden sind. Die Ungeheuerlichkeit der gerade auf diesem Punkte obwaltenden Verhältnisse, beziehentlich Misverhältnisse, trat aber jetzt um so schärfer ans Licht, wo die Bevölkerung Irlands sich wieder bis auf acht Millionen Einwohner gehoben hatte. Von diesen acht Millionen waren aber damals mehr denn sieben Millionen eifrige Katholiken; die Zahl der Protestanten erreichte noch keine volle Million, — und nur für diese Minorität bestand das kostspielige und nach so vielen Seiten hin auf althergebrachter finanzieller Ungerechtigkeit basirte Institut der anglikanischen Staatskirche in Irland.

Die englische Art der Reformarbeit ist (wie im Alterthum die römische bis zur Zeit der Gracchischen Revolution) — völlig anders als die französische und deutsche — stets auf irgend einen Kernpunkt, auf irgend ein als unerträglich anerkanntes Uebel direct losgegangen. Ohne mit umfassender Systematik oder philosophischer Begründung zu arbeiten, hat man hier im Wesentlichen immer sich nicht auf neue constituirende Verfassungsschöpfungen, Erzeugung von Grund- und Menschenrechten, gleichzeitige Angriffe auf die ganze Linie bestehender Misstände oder antiquirter Einrichtungen eingelassen, sondern mit praktischer Klugheit die gesammte Kraft in der Regel nur auf je Einen Punkt concentrirt. Man vertraute dabei mit Recht auf die Logik der Thatsachen, auf die unvermeidlichen Consequenzen des je ersten Schrittes, ohne zur Unzeit unnützen Staub aufzuwirbeln, ohne sehr zur Unzeit viele oder mehrere verletzte Interessen zu hier unüberwindlichem, dort unnöthigem Widerstande herauszufordern. In dieser Weise war man nun allerdings auch in Irland jetzt vorgegangen; die erste mächtige Bresche war allerdings gelegt in das System altenglischer Politik gegen Irland. Allein, es hat sehr lange gewährt, bis hier in der Hauptfrage ein neuer starker Schritt geschehen ist; — es hat gerade 40 Jahre gedauert seit der Emancipationsbill, bis nunmehr, jetzt freilich in denkbar radicalster Weise, die Staatskirchenfrage, nämlich durch die Aufhebung dieses Instituts überhaupt, gelöst worden ist.

Der andere Punkt, die agrarische Noth, harrt noch heute nach manchen Seiten seiner durchgreifenden Abhilfe. Damals nun waren die ökonomischen Uebelstände ganz besonders groß. Die Hauptmasse des Grundes und Bodens befand sich, wie schon oben mitgetheilt wurde, seit Cromwell's und Wilhelm's III. Zeit in protestantischen Händen; nur daß leider nicht allzu viele dieser Grundherren Irland als ihre wirkliche Heimath betrachteten, sondern ihre Einkünfte nur zu oft in England und Schottland verzehrten, ihre Besitzungen oft genug in Folge davon einer unvermeidlichen Verwahrlosung überließen. Die agrarischen Unruhen und Mordthaten der Kelten konnten in unserem Jahrhundert dann natürlich auch nicht eben einladend auf die Grundherren einwirken. Diese großen Güter waren nun in der Regel in den Händen einer von den protestantischen Grundherren mehrfach ökonomisch abhängigen, meistens katholisch-irischen Bauernbevölkerung; es waren theils mehr selbständige Landsassen (tenants), die als Pächter auf den großen Gütern wirthschafteten, aber nur in selteneren Fällen mit den Grundherren in näheren persönlichen Verhältnissen standen. Die Unsicherheit der irischen Zustände hielt die meisten Grundherren und mehr noch das englische Ka-

4) Vergl. Gervinus a. a. O. S. 523.

pital ab, größere Geldmittel in Grund und Boden zu stecken, was dann doch auch den Farmern zu Gute gekommen sein würde; die Farmer ihrerseits waren zur Aufwendung größerer Geldmittel für die Verbesserung ihrer Landwirthschaft entweder nicht vermögend genug, oder nicht sehr gestimmt, da ihnen für den Fall einer Auflösung des Pachtverhältnisses das Gesetz keine Entschädigung für Auslagen solcher Art gewährte. So kam es, daß die Mehrzahl der Farmer damals in wesentlich ärmlichen Verhältnissen lebte; man gibt wol an, daß von etwa 700,000 Farmen, die während der dreißiger Jahre in Irland bestanden, nicht viel über 50,000 aus mehr denn 30 Morgen Landes bestanden. Dazu kam, daß wenn die Farmer mit der Zahlung ihres Grundzinses an den Grundherrn oder dessen Agenten in Rückstand geriethen, der Grundherr das Recht hatte, sie von seinem Grund und Boden zu vertreiben, ihr Besitzthum als Pfand zu confisciren; solche harte Thaten, die die Zahl der Bettler im Lande vermehrten, waren oft genug von den irischen Geheimbündlern mit Brand und Mord gerächt worden. Mit dem je nach Umständen bessern oder schlimmern Loos der Farmer hing dann selbstredend eng zusammen das Schicksal und die Lage der Masse der ländlichen Arbeiter, die (cottiers) im Dienste der Pächter standen, für ihre Dienste durch kleine Landparcellen entschädigt wurden, in wenig einladenden Lehmhütten eine armselige Existenz führten und nur zu sehr an ihr Hauptproduct, die treulose Kartoffel, gebunden waren; eine Vertreibung ihrer Farmer wirkte natürlich auf diese Classe armer Leute besonders unheilvoll ein. Die Sorglosigkeit und unverwüstliche Lustigkeit des irischen Paddy sammt dem unseligen Whiskey machte freilich hier manches erträglich; aber es war auch nicht blos die ältere Härte des verhaßten Sassenach gegen den Kelten, es war auch die Indolenz, die stabile und wenig bewegliche Art, das dumme und bösartige Mistrauen dieser Art Leute selbst gegen den humansten und wohlwollendsten, menschenfreundlichsten Grundherrn, was eine Aufbesserung ihrer Lage, beziehentlich eine Hinwendung zu gewinnbringender Thätigkeit so sehr erschwerte. Und wenn bei diesem Systeme von 20 Millionen Morgen Landes trotz der wachsenden Bevölkerung damals an 6 Millionen unangebaut lagen, so hinderten oder erschwerten noch immer die alten Gesetze das Uebergehen des Grundbesitzes in andere regsamere Hände; so hütete sich bei der socialen Unsicherheit in diesem Lande auch das englische und schottische Kapital, zur Hebung der Industrie und des Handels nach diesem Lande überzuströmen. Daher war damals Armuth, Rohheit, Unwissenheit und Verwilderung, und namentlich fanatischer Haß der armen Kelten gegen den durch Abkunft, Glauben und Reichthum von ihm verschiedenen „Sassenach" die Signatur großer Schichten der Bevölkerung dieser Insel. — Hier konnte eben nur schrittweise geholfen werden; die schlimmen und dem wirthschaftlichen Fortschritte hinderlichen Charakterzüge der Iren konnte freilich keine Regierung und kein Parlament ändern; aber es kam vor Allem darauf an, der agrarischen Armuth zu steuern, — verständige Armengesetze zu schaffen, die Auswanderung zu erleichtern, die Volksbildung zu heben, gute und billige Justiz herzustellen, Handel und Gewerbe zu heben, und womöglich den verhaßten Zehnten an die Staatskirche abzustellen, wenn man auch noch lange nicht an großartig kostspielige Maßregeln zur Schöpfung massenhafter selbständiger Bauernstellen denken konnte. Wir werden sehen, was seit 1829 in dieser Richtung geschehen ist. Zunächst allerdings trat für das englische Volk Irland ein wenig zurück, weil dasselbe viel zu viel mit seinen eigensten Zuständen zu thun bekam.

Denn die Emancipationsbill und mehr noch die demokratische, nahezu revolutionäre Art, wie dieselbe Seitens der Kelten eigentlich doch ertrotzt worden war, — dieser starke Sieg über das conservative Element in der altenglischen Verfassung, wirkte jetzt ganz unmittelbar ein auf die Lage der Dinge in der Hauptinsel des Reiches, eröffnete die Reihe der großen Veränderungen, die sehr bald eine Herrschaft der toryistischen Elemente im alten Sinne für immer unmöglich gemacht haben. Und während in Irland selbst die bestehende Aufregung durch die Genehmigung der Emancipationsbill eben nur momentan beschwichtigt, die wilde Art der Kelten bald wieder obenauf war, und schon gegen Ende des Jahres 1829 Gewaltsamkeiten der schlimmsten Natur sich wieder einstellten: so blieb nun für England nicht verloren das Beispiel einer mit großer Kunst organisirten und unter energischer, kluger und consequenter Leitung endlich siegreichen demokratischen Volksbewegung. Unter den Massen der sogenannten arbeitenden Classen wurde schon seit Ende des Jahres 1829, als eine Geschäftstockung mehrfach Unzufriedenheit und locale Unruhen hervorrief, der Ruf nach einer radicalen Umgestaltung der Verfassung laut, der seit dieser Zeit bis auf diesen Tag nun nicht mehr verstummt ist. Während die Durchführung der Emancipation mitten hinein in die Reihen der Tories einen Keil trieb, während die ultratoryistischen Staatsmänner und politischen Kreise Englands in ihrem Zorn über diese verhaßte Maßregel mit Männern wie Peel und Wellington auf lange hinaus in bittere Feindschaft traten: bereitete sich auf englischem Boden vor jene gewaltige politische Agitation, die ihren mächtigen Wogenschwall trieb gegen das ganze System altvererbter politischer Ungleichheiten in diesem Reiche; jene Bewegung, die sich zuerst gegen die bestehende parlamentarische Verfassung wandte, um allmälig aber unaufhaltsam auf die nothwendigen, so lange verzögerten, Reformen jeder Art zu dringen in der Verwaltung und weiter hinein in dem socialen und dem Verkehrsleben der großen britischen Nation. Es war sehr bald die Aufnahme der Frage der Reform des Unterhauses, die sich der gesammten politischen Kreise dieses Reichs bemächtigte; in den Augen aller liberalen und radicalen Schattirungen die nothwendigste Vorbedingung, um jede andere innere Reform allmälig zu erobern: um den demokratischen Elementen des Landes und der Verfassung gegenüber der Uebermacht der aristokratischen Elemente in Oberhaus, Unterhaus und Kirche wieder ein starkes Gewicht zu verschaffen.

Die damalige Zusammensetzung des Unterhauses entsprach in der That (auch wenn sie nicht nach den Ansichten der Gegenwart gemessen wird, die diesseits und jenseits des Kanals immer energischer für das allgemeine und gleiche Stimmrecht plädiren) schon sehr lange nicht mehr den in England entwickelten socialen Verhältnissen und Interessen. Mit dem englischen Volke seit dem Mittelalter fortlaufend gewachsen und weiter ausgebildet, war das Unterhaus „durch seine Wahlart, seine Zusammensetzung, die verschiedenen Epochen, durch welche es gegangen, und von denen fast jede ihre Spur in ihm zurückgelassen, die complicirteste Körperschaft der Welt geworden". Die große Masse der Mitglieder des Unterhauses ging hervor erstlich aus den ländlichen Wahlbezirken (den sog. Counties), wo die Wähler theils aus den größern Grundbesitzern, theils aus den (sehr oft durch den Einfluß der erstgenannten bestimmten) kleineren unabhängigen Landbesitzern, den Vierzig-Schilling-Freeholders oder Freisassen, bestanden. Ferner aus einer Unzahl städtischer Gemeinwesen der allerverschiedensten Art, bei denen (s. unten) Anomalien der schlimmsten Art eingetreten waren. Im Laufe der Entwickelung, namentlich seit der Vertreibung der Stuarts, hatten sich nun Zustände ausgebildet, welche dem Unterhause einen ganz überwiegend aristokratischen Charakter verliehen. Abgesehen von dem von Anfang an im Unterhause vorhandenen aristokratischen Elemente (bestehend aus den Nachkommen der alten Lehensmänner, die bei der Absonderung der Peerschaft von dem geringern Adel ihre Stellung als erbliche Mitglieder des großen Raths der alten Könige nicht hatten behaupten können), so war nämlich seit mehreren Menschenaltern unter der wachsenden Blüthe der englischen Schiffahrt, des Handels, der Industrie eine große Veränderung in der Bevölkerungsvertheilung wie in den Vermögensverhältnissen Englands eingetreten. Die Abströmung zahlreicher ländlicher Einwohner theils nach den alten wie nach den neu erwachsenden großen städtischen Mittelpunkten des Handelsverkehrs und des Gewerbfleißes, wie auch nach den überseeischen Colonien, hatte einerseits den bei guter Wirthschaftlichkeit sehr vermögenden Familien der Lordschaft und der Gentry es möglich gemacht, ihren Grundbesitz bedeutend zu erweitern; andererseits waren durch diese Verhältnisse viele sonst ganz unbedeutende oder kaum noch vorhandene Städte zur höchsten Blüthe an Reichthum und Volkszahl gediehen, während viele andere ältere Orte in Armuth, Verödung, Verfall gerathen waren. Die Folge war für das platte Land, daß die Vierzig-Schilling-Freisassen, d. i. also die Landleute, die (nach einer Anordnung aus der Zeit Heinrich's VI.) ein Einkommen von 40 Schilling nachweisen konnten, und demgemäß wahlberechtigt waren, zur Zeit mehr und mehr nur den ärmern Theil des Landvolkes darstellten, der dabei in seiner überwiegenden Menge als Farmer, Dienstleute, Schuldner, den großen benachbarten Gutsherren verpflichtet, von ihnen oft genug ökonomisch, gewöhnlich auch politisch abhängig war. Auf der andern Seite hatte man niemals daran gedacht, bei dem großen Umschwung in den Bevölkerungs- und Wohlstandsverhältnissen der Städte den realen Verhältnissen mit den Wahlordnungen zu folgen. Man zählte in Großbritannien und Irland 204 Ortschaften, die noch immer das Recht hatten, Abgeordnete in das Unterhaus zu schicken, obschon sie außerordentlich tief heruntergekommen waren; nur wenige derselben (man nannte sie rotten-boroughs oder verfaulte Burgflecken) konnten noch mehr als einige Hundert, manche nur einige Dutzend Hauseigenthümer nachweisen. Ja unter diesen Localitäten, wie Bramber Castle und andere, die nur noch schattenhaft an ein „unbestimmtes früheres Dasein erinnerten", waren manche geradezu nur noch in Trümmern vorhanden; zwei von ihnen, die seitdem sprüchwörtlich gewordenen Orte Old Sarum (bei Salisbury) und Gathon in Surrey, zeigten nur noch die Mauern von je zwei oder fünf Häusern, die von Zeit zu Zeit ausgebessert wurden, um ihr völliges Verschwinden zu hindern, und stellten doch bei etwa zwölf Bewohnern noch immer je zwei Deputirte [5]). Man zählte 75 solcher kleinen Orte, von denen jeder kaum noch 50 Wähler aufzubringen im Stande war. Und während dagegen neue große Städte mit 50—100,000 Einwohnern, mit gewaltigen und umfassenden merkantilen und gewerblichen Interessen und bedeutender Steuerkraft (wie Manchester, Birmingham, Leeds und Sheffield, wie die neueren Stadttheile Londons mit 900,000 Seelen) noch gar nicht vertreten waren, wurde auch die Wahlordnung innerhalb der wahlberechtigten Städte und Flecken selbst von keinem allgemeinen oder gleichmäßigen Princip geleitet. Die unter Karl II. veranlaßte Veränderung in der Wahlordnung der Städte wirkte noch immer nach. In den Städten, die zu jener Zeit ihr altes ausgedehntes Wahlrecht nicht hatten urkundlich nachweisen können, bestanden noch immer die damals geschaffenen geschlossenen Wahlkörper, die sich nicht vermehren durften; so war es gekommen, daß jetzt wol in Städten von 30—40,000 Einwohnern in Folge des Corporationswesens nur einige 20 Personen stimmberechtigt waren. In andern Orten dagegen, die ihr Recht urkundlich hatten begründen können, bestand ein sehr ausgedehntes Wahlrecht; es gab Plätze, wo jeder Mann, der dort eine siebenjährige Lehrzeit bestanden hatte und die Kirchspielsabgaben regelmäßig bezahlte, bei der Wahl zum Unterhause mitstimmen durfte; in manchen Städten hatten sogar alle volljährigen männlichen Einwohner das Wahlrecht, sobald sie nur keine Unterstützung aus der Armenkasse erhielten. Ueberhaupt aber (s. unten) war die ganze Communalverfassung voller Anomalien und Misbräuche, der Hauptsache nach verrottet, und seit der Zeit der beiden letzten Stuarts wesentlich unentwickelt geblieben.

Solche Zustände hatten der mächtigen Aristokratie dieses Landes seit langen Jahren auch bei den städtischen Wahlen ein sehr entschiedenes Uebergewicht in die Hand gegeben. Das Land mit seiner starken Kreisverfassung, mit seinen großen Grundherren in Adel und Gentry

5) Vergl. die Details bei Fischel, Die Verfassung Englands S. 388 fg.

überwucherte sowol die erstarrten Corporationen wie die Massen ärmerer kleinbürgerlicher Wähler fast vollständig. Die noch lebensfähigen kleineren Städte mit ihren Kaufleuten und Handwerkern waren sehr entschieden von der Kundschaft der benachbarten Gutsherren und ihres ländlichen Gefolges abhängig; die sog. Burgflecken aber befanden sich gewöhnlich im Besitze irgend eines reichen Grundherrn, der hier mit den wenigen daselbst hausenden, seinem Interesse gewöhnlich ganz ergebenen Einwohnern die Wahl vollzog, deren Ausfall dann natürlich ganz in seiner Hand lag.

Man hat berechnet, daß, wie die Verhältnisse in England sich allmälig entwickelt hatten, in der letzten Zeit vor der neuen Reformbill in England nur etwa noch 400,000 Wähler für das Unterhaus thätig gewesen sind. Die weit überwiegende Mehrzahl nun dieser Wahlberechtigten wurde durch den Einfluß der beiden großen aristokratischen Parteien, die mit einander um die Staatsleitung im großbritannischen Reiche rangen, bestimmt und geleitet. Namentlich die Burgflecken oder Nominationsplätze waren in den sichern Besitz der großen Lords des Reiches gelangt; so hatte im Laufe des 18. Jahrh. die Sache sich so gestaltet, daß unter Anderen der Herzog von Norfolk durch seinen Einfluß etwa eilf, Lord Lonsdale neun, Lord Darlington sieben, der Herzog von Rutland, der Marquis von Buckingham, Lord Carrington jeder je sechs Plätze im Unterhause besetzen konnte. Man berechnete, daß die Tories in diesen Burgflecken die Oberhand hatten, während die Macht ihrer whiggistischen Gegner sich besonders in den Grafschaften geltend machte. Nun war es mehr und mehr dahin gekommen, daß die Lords ihre Söhne, Brüder, Verwandten jeder Art in ihrer Eigenschaft als „Gemeine" (Commoners) in das Unterhaus wählen ließen, was unter den angegebenen Verhältnissen gar keine Schwierigkeit hatte. Da es auch sonst üblich war, daß die Inhaber der Burgflecken die hier zu vergebenden Parlamentssitze um hohe Summen an die höchsten Bieter ihrer Partei vergaben, so herrschte allmälig auch im Unterhause das aristokratische Element, specieller noch der Grundbesitz, ganz entschieden vor. Bei den Wahlkämpfen wurden dann, wenn der Regierungseinfluß sich mit einer an sich starken Partei im Lande verband, alle diese Mittel mächtig in Bewegung gesetzt; es war alte schlimme und kaum auszurottende Sitte, daß an solchen Punkten, wo die Macht des Einflusses nicht aushalf, Bestechung, Kauf der Stimmen durch Geld, wacker mitarbeitete. Man hat berechnet, daß unter den 658 Sitzen im Unterhause (so viel seit der Union des schottischen und irischen mit dem britischen Parlament) an 293 unmittelbar oder fast unmittelbar von der Aristokratie vergeben, der Einfluß der letzteren bei der Besetzung vieler andern so fühlbar wurde, daß kaum der fünfte Theil der Gemeinen, oder in England kaum etwas über hundert Abgeordnete (ernannt durch größere städtische Corporationen oder durch größere und selbständigere Grafschaften) als wirklich unabhängige Vertreter angesehen werden konnten.

Dieses Alles waren doch sehr wesentlich abnorme Verhältnisse. Das außerordentliche Uebergewicht der aristokratischen, der Interessen der großen Grundbesitzer gegenüber denen der großen neuen Städte, der mächtigen commerciellen und industriellen Entwickelung dieses Reiches konnte auf die Dauer unmöglich beibehalten werden. Wenn bis zu den letzten Tagen Georg's IV. das skizzirte System der Vertretung sich hatte erhalten können, so lag das einerseits daran, daß die britische Aristokratie mit ihrem Glanze, ihrer Freiheitsliebe, ihren ausgezeichneten Männern im Kriegs- und Staatsdienste, mit ihrer altgeschulten Verwaltungstüchtigkeit bei der Nation keineswegs unpopulär war; noch war die Zeit nicht gekommen, wo die demokratischen Ideen des Continents und der amerikanischen Union auch in England in ausgedehntestem Maße ihre Verbreitung gewannen. Andererseits war ja von einer wirklichen Unterdrückung der im Parlament nicht unmittelbar vertretenen Elemente gar keine Rede. Das thatsächliche Uebergewicht, wie es die Lords und die Gentry im Unterhause ausübten, in dem ersten Drittel des 19. Jahrh. wesentlich gestärkt durch den nationalen Kampf gegen die französische Revolution und die Herrschaft Napoleon's I., schädigte doch weder die menschlichen noch die bürgerlichen Rechte des Volkes; die Grundlagen der britischen Freiheit waren nirgends verkümmert, und von so gehässigen Gegensätzen, wie die, aus denen die erste französische Revolution hervorgegangen war, konnte in diesem Reiche nicht die Rede sein. Vielmehr galt bis zu einem gewissen Grade auch schon vor der Reformbill, was man seitdem wiederholt von der Macht des Parlaments, schärfer gefaßt, von der Macht des Unterhauses, gesagt hat: „das Geheimniß der Herrschaft des Parlaments besteht eben darin, daß es nicht herrscht, daß es nicht seinen und seiner speciellen Wähler individuellen Willen behaupten kann, sondern von der Stimmung der Gesammtnation, vom „common sense", der öffentlichen Meinung und der Presse genöthigt und überzeugt wird, dem großen Ganzen den Willen zu thun. Dieser Mangel alles Herrschens, dieses stille, unablässig thätige Regieren von Mächten, die eigentlich nirgends gesetzlich bestimmt und eingesetzt sind, ist das Geheimniß der aristokratischen Verfassung Englands und ihrer demokratischen Praxis."

Es war vorauszusehen, daß nach altbritischer Weise eine Reform des Unterhauses unausbleiblich werden würde, sobald einmal der Volksgeist mit seiner gesammten Macht sich auf die Forderung dieser Verbesserung im Verfassungsleben wenden würde. Nun hatte es schon seit mehreren Menschenaltern keineswegs an Stimmen gefehlt, die für freie Wahlen, für bessere Anordnung und Ausdehnung des Stimmrechts, namentlich gegen die Burgflecken und zu Gunsten der vielen noch völlig unvertretenen Städte, vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus plädirt hatten. Mehr aber, die mit der bisherigen Wahlordnung und Zusammensetzung des Unterhauses verbundenen Uebelstände waren schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. so bestimmt empfunden worden, daß selbst William Pitt im Anfange seiner Laufbahn mit (1782) dem Antrage auf eine Parlamentsreform hervortrat, ohne jedoch damit

durchdringen zu können. In noch umfassenderer Weise nahm einige Jahre später (1793, 1797 und 1800) den Kampf für diese Reform auf der treffliche Lord Howick, bekannter als Lord (Earl) Grey, der edle Führer der Whigs im Oberhause. Der abschreckende Eindruck, den der greuelvolle Verlauf der ersten französischen Revolution auf England machte, und die Zeit der langwierigen Kämpfe mit Frankreich ließen es jedoch zu nachhaltigen Erfolgen in dieser Richtung nicht kommen; wie diese Zeit überhaupt die whiggistische Partei für lange Jahre von der Regierung abgedrängt hat, so hat sie auch den Ruf nach Parlamentsreform für geraume Zeit nahezu in Verruf gebracht. Die Zeit nach Eintritt des allgemeinen Friedens in Europa belebte dann auch wieder den Eifer für diese Reform; nur daß das jetzt bemerkbare starke Hervortreten radicaler Elemente mit sehr ausschweifenden Forderungen die Anhänger einer maßvollen Reform noch lange von energischen Schritten zurückhielt, — bis dann die wachsende Unpopularität der regierenden Tories sammt ihrer Majorität in beiden Häusern des Parlaments bei der gebildeten Mittelclasse wie bei der Masse des niedern Volks das Verlangen nach einer Parlamentsreform (es war seit 1782 ein Antrag in dieser Richtung funfzehnmal ohne Erfolg geblieben) höchst energisch in den Vordergrund der volksthümlichen Interessen führte.

Die Tories waren damals in allen ihren Schichten, für die jetzt vorliegende Frage selbst der große Staatsmann Peel, selbst die Schule Canning's nicht ausgenommen, so vollständig mit den bestehenden inneren Einrichtungen verwachsen, in ihrer constitutionellen Theorie an so eng gezogenen Horizont gewöhnt, daß ihnen die Kunst intelligenter patricischer Classen, durch rechtzeitige maßvolle Concessionen schlimmere Stürme zu beschwören, fast abhanden gekommen zu sein schien. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine rechtzeitige Gewinnung der Stimmführer in den großen Centralpunkten der Industrie und des Handels; daß eine wohl angebrachte Preisgebung der verkommensten Burgflecken, daß eine rechtzeitige Verleihung des Stimmrechts an Orte wie Manchester, Birmingham, Leeds, Sheffield, an die neuen Quartiere von London, den nunmehr hereinbrechenden Sturm abgewehrt und wenigstens den mehr gemäßigten Reihen der Tories die Herrschaft noch für längere Zeit ermöglicht haben würde. Da jedoch die zur Zeit herrschende Partei die nothwendigen Schritte nicht that, so blieb die Aufgabe, die Reform zu erkämpfen, nothwendig auch der andern aristokratischen Partei, den seit etwa 50 Jahren in der Opposition stehenden Whigs, die in dieser Stellung bei aller aristokratischen Grundnatur doch bei weitem energischer von den liberalen und befreienden Ideen des Jahrhunderts berührt waren als ihre Gegner, und deren liberalste Schattirungen theils selbst aus Männern bestanden, die in ihrer Jugend mehr oder minder radicalen Ideen gehuldigt hatten, theils den parlamentarischen und theoretischen Radicalen englischer Schule durchaus nahe standen. Die Führer dieser Partei mußten aber um so energischer auf endliche Reformen dringen, um endlich wieder dem volksthümlichen Element im Parlament sein nothwendiges Gewicht zu verschaffen, damit nicht doch einmal — sehr wider den Willen der whiggistischen Liberalen — ein gewaltsamer Ausbruch der Volksleidenschaften die aristokratischen Elemente der Verfassung in umfassender Weise nivellire; damit überhaupt der friedliche Gang der englischen Staatsentwickelung von revolutionären Gewaltthätigkeiten rein erhalten werde. Und solche revolutionäre Gewaltmittel konnten wenigstens unter Umständen von der in den neuen großen Städten allmälig erwachsenen, dem altenglischen Wesen ziemlich fremdartig gegenüberstehenden, modernen Demokratie immerhin versucht werden, sobald nur innere und äußere Anstöße diese Masse in Bewegung setzten, wenn sich nicht endlich ein allgemein versöhnender Ausweg fand.

Die Ausdehnung des Wahlrechts zum Unterhause, die Reform des Unterhauses, die sehr wohl ohne Verletzung der wesentlichsten Bestandtheile der Verfassung, ohne Erschütterung des Königthums und ohne Zusammenstoß mit der innern Einrichtung des Oberhauses erreicht werden konnte, wurde jetzt sehr ernsthaft das Programm der parlamentarischen Opposition. Und wenn auch die gesammte Staatsregierung mit Einschluß der namhaftesten Heerführer und Diplomaten, dabei gestützt auf die Gesinnung Georg's IV. und die Staatskirche, der Reform abgeneigt war; wenn auch sehr mächtige Interessen der Reform widerstrebten: so kam den Whigs doch auch wieder Vieles zu Statten. Die Emancipation der Katholiken hatte die Tories selbst gespalten; die Verfeindung zwischen den der Emancipationsbill feindlichen Ultratorys und den eigentlichen Anhängern der Regierung war noch lange nicht wieder geschlichtet. Unter den Tories der verschiedensten Classen gab es gar nicht wenige, die theils aus freilich sehr illiberalen Gründen, theils aus sehr persönlichen Interessen jetzt das bestehende Wahlsystem für fehlerhaft ansahen. Noch mehr: die Zutheilung des Wahlrechts an die Katholiken war ja selbst eine sehr bedeutende Veränderung der Verfassung gewesen; und die damit verknüpfte (s. oben) Beschränkung des Wahlrechts der Vierzig-Schilling-Freisassen in Irland hatte bereits gezeigt, daß man principiell unter Umständen sich wol hatte entschließen können, aus höhern politischen Motiven Veränderungen in den Wahlrechten vorzunehmen. Am meisten zählten die Whigs aber doch auf das bei der Emancipation der Katholiken so eben gegebene Beispiel im Großen. Hier hatte die dringende Nothwendigkeit endlich auch das Oberhaus zum Nachgeben bestimmt. Wenn aber die Emancipation der Katholiken dem protestantischen Volke Englands in Wahrheit mehr oder minder abgerungen war: bei der Frage der Reform hatten die Whigs hinter sich mit der Gerechtigkeit ihrer Sache hochbedeutsame Interessen der verschiedensten Art, ja im Wesentlichen die wuchtige Masse des Volks der Städte und der Fabrikdistricte, die bald genug durch die liberale und radicale Presse aller Schattirungen mit Hochdruck für die neue Bewegung bearbeitet wurde. Für das Parlament galt es dann, die reiche Menge politischer Capacitäten aufzubieten, über welche die Whigs zu verfügen hatten.

So wurden denn im Unterhause gleich zu Anfang des Jahres 1830 verschiedene Anträge auf Verbesserung der Wahlordnung eingebracht, die allerdings unter einander wenig gemeinsames hatten und zunächst erfolglos blieben; am radicalsten war der Vorschlag O'Connell's, allgemeines Stimmrecht, dreijährige Parlamente und Ballot (geheime Abstimmung) einzuführen. Da indessen die Gesammthaltung des Cabinets Wellington in der Verwaltung wie bisher einen keineswegs illiberalen Geist zeigte, vielmehr nach verschiedenen Seiten, namentlich durch Peel, nützliche Maßregeln in gutem reformatorischem Geiste eingeleitet und ausgeführt wurden; da ferner der alte König Georg IV. sichtbar seinem Ende entgegenging, so verschoben die Whigs den Hauptkampf noch einmal für eine kurze Zeit. Und nun traten die äußeren Ereignisse ein, die, an sich grundverschieden wie sie waren, die Reformbewegung bald in ungleich schnelleren, ja wild stürmischen Gang gebracht haben.

Zunächst starb am 26. Juni 1830 der König Georg IV. Ihm folgte auf dem Throne sein Bruder, der Herzog von Clarence, als König William IV. genannt. Als alter einfacher Seemann, als biedere, ehrenhafte Persönlichkeit, als Mann von liebenswürdigem natürlichen Wohlwollen, als durchaus ehrlicher und selbstloser Charakter bald in hohem Grade volksbeliebt; — bot er, ohne für seine Person höhere politische Bedeutsamkeit in Anspruch zu nehmen, den Verfechtern der Reform keineswegs ungünstige Aussichten. Seiner ganzen Natur nach nicht der Mann, „weder der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, noch leichtsinnig die Reste monarchischer Autorität daran zu geben" *); war von ihm, der ohnehin mit namhaften whiggistischen Familien in freundschaftlicher Beziehung stand und sich selbst zu gemäßigt liberalen Grundsätzen bekannte, unter Umständen weder ein hartnäckiger Widerstand gegen die Reform zu erwarten und noch weniger eine grundsätzliche Abneigung gegen eine whiggistische Regierung.

König William nun bestätigte zunächst die Minister in ihren Aemtern. Aber seine persönliche Popularität vermochte nicht, die feindselige Stimmung zu bannen, die namentlich neuerdings sich in England gegen den Herzog von Wellington verbreitet hatte, den man jetzt besonders wegen seinen nahen Beziehungen zu dem verhaßten französischen Minister Fürsten von Polignac mit sehr großem und sehr bösartigem Mistrauen ansah. Und kaum hatte nun Wellington, der sein durch die Lage der Zeit ohnehin bedrängtes Cabinet noch weder durch die Schule Canning's, noch auch durch die Aussöhnung mit den Hochtorys stärkte, (30. Juli) das Unterhaus, das gesetzlich noch sechs Monate nach dem Thronwechsel fortbestehen durfte, aufgelöst, kaum standen die Neuwahlen in Aussicht, so wurde England in ungeahnter Weise ergriffen von den Eindrücken der französischen Juli-Revolution. Diese Revolution, die sich diesmal von den ungeheuren Verbrechen und dem Ocean des Blutes der ersten Revolution freigehalten, auch das Eigenthum nicht bedroht hatte, wurde in ganz England, wo man schon lange den Kampf der Presse und der Volksvertretung mit dem Cabinet Polignac mit Theilnahme verfolgt hatte, mit brausender Begeisterung begrüßt. Nicht zu reden von der leidenschaftlichen Erbitterung, die sich in England und Schottland gegen den über den Kanal geflüchteten Karl X. äußerte, — Presse, Meetings und Adressen, zahllose englische nach Paris strömende Reisende legten die glühendste Bewunderung vor der kühnen That der Franzosen an den Tag. Aber das Feuer, das in Frankreich ausgebrochen war, schlug auch nach England selbst hinüber, zündete mächtig unter der Arbeiterbevölkerung, bei den besitzenden Mittelclassen, vor Allen bei den eigentlichen politischen Kreisen des Inselreiches. Die Neuwahlen zum Parlament im August 1830 führten jetzt zu einer schnell sich ausbreitenden, nach dem Muster der Union zu Birmingham formirten, Partei-Organisation zum Zweck der Reform, die jetzt wesentlich nicht von der rohen Demagogie, sondern von den kühnsten und redegewandtesten Stimmführern der Whigs geleitet wurde. Der Wahlkampf fiel denn wesentlich ungünstig aus für das Ministerium Wellington; denn auf der einen Seite hatte die dem „eisernen Herzog" jetzt feindselige Partei der Ultratorys gar keine Lust, ihrerseits nähere Anhänger und Freunde Wellington's und Peel's zu begünstigen; andererseits arbeiteten die Männer der Canning'schen Färbung doch auch nicht für die herrschende Fraction, und die Opposition der Whigs gewann jetzt mehr parlamentarischen Boden im Lande, als seit langen Jahren. Das Ergebniß der Wahl war denn auch, numerisch wie qualitativ oder virtuell, für das derzeitige Ministerium sehr niederschlagend. Die Regierung erlitt numerisch eine Einbuße von etwa 50 Stimmen. Durch wirkliche Volkswahl hatte keiner der Minister einen Sitz erhalten; fünf Mitglieder der Familie Peel's und ein Neffe Wellington's waren mit Glanz durchgefallen (darunter zwei Brüder und ein Schwager Peel's gerade an solchen Plätzen, wo der Einfluß der Hochtorys gebot, wie denn auch aus Zorn über die Emancipationsacte die protestantische Hochschule zu Dublin dem conservativen Wortführer in der Quarterly Review, dem Mr. Wilson Croker, ihr Vertrauen entzogen hatte). Das Aufwogen der volksthümlichen Leidenschaft, die natürlich, wie in solchen Fällen in England immer, mit Macht aus der Masse der nicht zur Wahl Berechtigten in den engern Kreis der Wähler eingedrungen war, hatte sich so gewaltig erwiesen, daß von den 236 englischen Unterhaussitzen, die nicht einfach verkauft oder durch Ernennung vergabt wurden, an 141 der Opposition zugefallen waren. Der Einfluß der persönlich oder regierungsfreundlich gesinnten Grundherren erwies sich diesmal in zahlreichen Fällen viel zu schwach, um dem Eindringen auswärtiger, nicht grundgesessener Liberalen zu widerstehen; so hatte diesmal der sonst so mächtige Herzog von Rutland in seinem Cambridgeshire alle Kraft verloren; so verliehen die Wähler des wichtigen Middlesex ihre Vertretung an den radicalen Hume, und namentlich die Freeholders von Yorkshire dem berühmten nahezu radicalen

*) R. Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Th. II. S. 389.

Advocaten Brougham, der sonst immer nur mit Mühe ins Unterhaus gelangt war, freiwillig, ohne Kosten und ohne Debatte, einen ihrer vier Sitze; in Devonshire wurde Lord Ebrington gewählt. Ueberhaupt gehörten von den 28 Vertretern der 13 bedeutendsten Städte Englands 24 der Opposition, und selbst die Grafschaften gaben diesmal von 82 Vertretern nur 20 (nach anderer Berechnung 28) wirklich ministerielle Abgeordnete. Noch mehr, „die Anhänger auch der Regierung selbst hatten sich fast durchgängig einer Verpflichtung für Parlamentsreform und finanzielle Ersparnisse nicht entziehen können" [7]). Gesiegt hatte wirklich diesmal schon der Geist der kühnen Neuerung; in seinem letzten Kern jener edle Geist echt britischen Fortschrittes, der in derselben Zeit auch auf dem Gebiete der kühnsten Erfindungen einen stolzen Sieg davontrug; es war nämlich dem Genie Stephenson's gelungen, über den harten Unglauben seiner Zeitgenossen an die Zukunft der Dampfkraft den Triumph zu gewinnen, es war ihm gelungen, die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester, bei der besonders starke technische Schwierigkeiten zu bekämpfen waren, nun auch zur Beförderung für Reisende herzurichten und deren Eröffnung für den Personenverkehr am 15. Sept. d. J. zu ermöglichen.

Die neue Sitzung des Parlaments leitete sich dann unter höchst stürmischen Bewegungen ein. Die französische Revolution (Louis Philipp war allerdings durch Wellington's Regierung, die erste unter allen europäischen, anerkannt worden) wirkte noch immer in mächtig aufregender Weise auf das englische Volk ein; die einmal entzündete Bewegung der Masse arbeitete instinktmäßig weiter, um dem Ausfall der Wahl das drohendste Schwergewicht zu verleihen. Und es leiteten sich die starken Fluthungen ein, die den ganzen Verlauf des Reformkampfes begleitet haben, die bis hart an die Grenze wirklicher gewaltsamer Revolution trieben und auf dem Festlande wahrscheinlich in mehr als einem Staate einen allgemeinen Brand entzündet haben würden. Während in Irland O'Connell jetzt für Aufhebung der bestehenden Pachtordnung, für radicale Umgestaltung der Vertretung, und (neu ermuthigt durch die belgische Bewegung) namentlich für Widerruf der seit 30 Jahren bestehenden parlamentarischen Union seine wilde, jetzt wesentlich tumultuarische, rücksichtslose Agitation erhob (sei es nun, daß der Ruf nach „Repeal" nur als Drohung dienen sollte, um den Engländern immer neue Concessionen für sein Volk abzuzwingen, sei es, daß er selbst mit vollem Ernst in der Abtrennung Irlands von der Hauptinsel wahren Segen für sein Vaterland erblickte), — gab es in England selbst heftige Excesse; die nothleidenden ländlichen Proletarier begannen (wie es neuerdings in der Normandie geschehen war, wie es später zuweilen bei Gelegenheit großer Theuerung in Spanien vorgekommen ist) im Herbst nach der Ernte nicht nur in thörichter Verblendung die Dreschmaschinen zu zerstören, sondern auch in Kent, in Surrey und Sussex, in Hampshire und Buckingham, Scheunen und Kornspeicher, Ställe und Mühlen, mordbrennerisch zu zerstören. In London aber führte bei der Masse der ordinäre Radicalismus der Straße und der Pennyblätter, die Hunt und Cobbett, mit Redensarten von Abschaffung des Oberhauses, unbeschränkter Vertretung aller Erwachsenen, Ballot, progressiver Eigenthumssteuer, Nationalgarde, Nationalconvent u. dgl. m. das große Wort, mehr oder minder in Nachahmung französisch revolutionärer Allüren. Und wenn auch solche Forderungen damals noch bei den Massen des denkenden Publicums ohne besonderen Eindruck blieben, so wurde doch die Stellung des Ministeriums immer schwächer. Die Versuche, Lord Palmerston und andere Canningiten, die sich jetzt der mächtig angewachsenen Reformpartei angeschlossen hatten, in das Cabinet zu ziehen, scheiterten. Und nun steigerte sich die Aufregung in sehr bedenklichem Grade, als bei der formellen Eröffnung des Parlaments (es war zum 26. Oct. einberufen worden; zum Sprecher war, wie neuerdings seit längerer Zeit, der vielerprobte und erfahrungsreiche toryistisch gesinnte Manners Sutton gewählt worden) am 2. Nov. die Thronrede den König William über die Reformfrage, oder wörtlich genauer über die Vortrefflichkeit der bestehenden britischen Institutionen und die Pflicht, dieselben der Nachwelt unverkümmert zu überliefern, sich in einer Weise äußern ließ, welche die Absicht des Cabinets ankündigte, den alten Zustand sehr entschlossen zu vertheidigen, wenigstens seinerseits der erregten Stimmung des Landes durchaus nicht zu weichen. Wellington selbst gab bei der Adreßdebatte im Oberhause in einer Erwiderung an Lord Grey, der in maßvoller Weise sowol die Angriffspunkte, die die auswärtige Politik des Cabinets bot, befehdete, wie auch sich in seiner alten Weise für eine gemäßigte Parlamentsreform aussprach, seine Meinung so bestimmt als möglich dahin zu erkennen, daß er, „so lange er irgend eine Stellung in der Landesregierung einnehme, es für seine Pflicht ansehen werde, auch von Andern vorgeschlagenen Maßregeln zur Umgestaltung einer Verfassung, die das Vertrauen des Landes habe, sich zu widersetzen". Diese harte Erklärung rief im ganzen Lande einen furchtbaren Sturm des Unwillens und des Zornes hervor; das Schlagwort der öffentlichen Meinung wurde allgemeine Entlassung dieses Cabinets und Berufung des Grafen Grey an die Spitze einer neuen Regierung! In der Adreßdebatte des Unterhauses legten Whigs und Ultratories dem Cabinet Wellington ihr Mistrauen sehr entschieden an den Tag; und der kühne Hauptredner der whiggistischen Opposition im Unterhause, Henry Brougham, hatte Wellington's Schroffheit sofort in feuriger Rede beantwortet und für den 16. Nov. einen Antrag angekündigt, der einen weitgreifenden Plan für Veränderung der parlamentarischen Vertretung in Aussicht stellte. Er kam aber nicht mehr dazu, als einfacher Abgeordneter für die Reform zu wirken; bereits neigte sich der Stern der regierenden Tories zum Untergange. Die niederen Massen der Hauptstadt (theils noch aus Groll gegen die neue von Peel eingeführte Polizei, theils durch radicale Agitatoren bewegt) waren so aufgereizt, daß man für den

7) Vergl. Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. VIII. S. 779 und Pauli a. a. O. S. 6 fg.

9. Nov., wo König William IV. mit seinen Ministern das städtische Fest in Guildhall zu besuchen versprochen hatte, Grund hatte, ein Attentat verwegener Burschen auf Wellington's Person zu fürchten. Da man nicht mit militärischer Escorte auftreten, auf keinen Fall blutige Auftritte provociren wollte, so unterblieb die Theilnahme der Minister und auf ihren Rath auch die des Königs an dem Feste. Es war dieses aber eine Wendung, die dem Ansehen des Ministerii einen nicht mehr zu verwindenden Schlag beibrachte. Als daher am 15. Nov. in einer die Civilliste des Königs betreffenden Frage die Ultratories (die jetzt consequent mit den Whigs stimmten, da sie ein eventuell eintretendes whiggistisches Cabinet nur für eine Episode von kurzer Dauer erachteten) und die Whigs die Regierung im Unterhause mit einer Mehrheit von 29 Stimmen geschlagen hatten, da nahmen (16. Nov.) die Minister Gelegenheit, sich mit Ehren aus ihrer unhaltbar gewordenen Stellung zurückzuziehen.

Damit war abermals ein starkes Hinderniß für die Reform aus dem Wege gerückt. Denn nunmehr berief König William selbstredend die Whigs, die seit fast 50 Jahren beinahe beständig von der Regierung ausgeschlossen gewesen waren, zur Uebernahme des Regiments; und Programm des neuzubildenden Cabinets mußte naturgemäß die Durchführung der Parlamentsreform werden. Mit der Bildung des neuen Cabinets hatte der König den Lord Grey als ersten Lord des Schatzes betraut, der nun endlich dazu berufen wurde, sein altes vor 40 Jahren zuerst aufgenommenes Reformprogramm ins Leben zu führen. Es gelang dem neuen Premierminister binnen kurzer Zeit, aus altbewährten Whigs verschiedener liberaler Färbung und aus mehreren neu zu der Reformpartei übergetretenen Canningiten sein Ministerium zu bilden. Außer dem 68jährigen Grafen Grey, dem liebenswürdigen, charaktervollen Aristokraten und ebenso maßvollen wie festen und consequenten Freunde der volksthümlichen Rechte und des verständigen Fortschrittes, waren (nach der allerdings allezeit lebhaft angefochtenen Praxis der Whigs) auch die meisten der whiggistischen Cabinetsmitglieder aus ihren vornehmsten Geschlechtern herangezogen; namentlich die Lords Lansdowne, einer der Führer der Whigs im Oberhause (Präsident des Geheimen Rathes), Durham (dieser, früher als Mr. Lambton bekannt, Schwiegersohn des Grafen Grey, der feurige, ungestüme, nach Popularität jagende, aber tief ehrliche neue Siegelbewahrer) und Holland, Alles erprobte Freunde der volksthümlichen Sache. Als Staatssecretär für das Innere war aus Canning's Schule entnommen ein Mann aus der alten whiggistischen Familie der Lamb, der schon bejahrte Lord Melbourne, dessen glänzendste Zeit noch in die folgenden Jahre des neu angetretenen Jahrzehnts fallen sollte; derselben Schule gehörten an Mr. C. Grant (für das indische Controlamt), Lord Goderich (für die Colonien) und vor Allem Lord Palmerston, erster Staatssecretär für das Auswärtige [8]). Palmerston, jetzt 46 Jahre alt, hatte seine Laufbahn als Tory begonnen; seit dem März 1807, wo er unter Portland zuerst als Lord der Admiralität in den Staatsdienst getreten war, hatte er (seit 1809 als Unterstaatssecretär im Kriegsamte) bis zum Jahre 1828 allen toryistischen Cabinetten gedient, zuletzt noch unter Canning, dessen auswärtige Politik er lebhaft theilte und vertrat, als Kriegsminister mit Sitz und Stimme im Cabinet. Anfangs auch noch unter Wellington thätig, war er dann im Mai 1828 mit anderen Canningiten aus dessen ursprünglichem Ministerium ausgeschieden, hatte sich dann mit großer Gewandtheit mehr und mehr der whiggistischen Partei genähert, mit der er schon bei der Emancipationsbill sehr entschieden gegangen war. Voll energischer, ehrgeiziger Arbeitslust und Arbeitskraft, mit ausgebreiteter Kenntniß, großer natürlicher Begabung und entschiedener Vorliebe für die diplomatische Arbeit, war der Schüler und Freund Canning's, — mochte ihm persönlich auch gerade die Reform des Unterhauses nicht übermäßig am Herzen liegen, — in seiner liberalen Auffassung der auswärtigen Dinge, und bei seinem energischen englischen Selbstgefühl und stolzem nationalem Ehrgefühl, für das neue Cabinet der natürlich gegebene Minister für das Auswärtige. — Von den übrigen neuen Collegen des Grafen Grey übernahm der biedere, ehrenwerthe und verständige, aber wenig gewandte und etwas schwerfällige, darum aber doch bald entschieden populäre Viscount Althorpe (Sohn des Grafen Spencer) als Schatzkanzler die Leitung der Finanzen und die Führung des Unterhauses, Sir James Graham die Admiralität und Lord Auckland das Handelsamt. Während dann in Folge jener eigenthümlichen Stellung der Parteien, durch welche das Cabinet Wellington zu Falle gekommen war, ein Mitglied der antikatholischen Hochtorys, der Herzog von Richmond, als Generalpostmeister in das neue Cabinet trat, wurde der kühnste der whiggistischen Gegner der Torys, der tapferste Reformer, Henry Brougham [9]), der als scharfer Jurist sich

8) Lord Palmerston (Viscount Henry John Temple) stammte aus einer mit dem berühmten Sir William Temple verwandten Familie, die sich im 17. Jahrh. in Irland niedergelassen und im J. 1722 die irische Pairie erhalten hatte. Palmerston ist am 20. Oct. 1784 zu Broadlands in Hampshire geboren worden und hatte seine Bildung in Harrow, Edinburgh und Cambridge erhalten. Er trat ziemlich früh in das öffentliche Leben und kam schon im J. 1806 in das Unterhaus.

9) Henry Brougham war (vergl. jetzt auch seine deutsche Biographie aus der Feder von F. Althaus in der Zeitschrift „Unsere Zeit; deutsche Revue der Gegenwart". 1869. Heft I. S. 27 fg.) der älteste Sohn Henry's Brougham, eines in Cumberland und Westmoreland begüterten Landedelmanns aus alter Familie und ist am 19. Sept. 1778 in Edinburgh geboren. Als Knabe besuchte er die sog. High-School zu Edinburgh, bezog dann 1794 die edinburgher Universität; gewaltiger Lerneifer, scharfer Verstand, praktische Gewandtheit, reiches Wissen und mächtige Arbeitskraft zeichneten ihn von früh an aus. Als Lebensberuf wählte Brougham die Jurisprudenz, wurde auch 1799 Mitglied der edinburgher Society of Advocates und ließ sich 1800 als Advocat in Edinburgh nieder. Von Anfang an liberalen Ideen zugewandt, hat er hier mit einer Anzahl gleichgesinnter Reformfreunde seit 1802 das Jahre lang erste und einflußreichste Organ der liberalen Opposition in England, die Edinburgh Review, geschaffen und dauernd unterstützt, obwol er schon im J. 1806 seine juristische Praxis nach London verlegt hat. Der mehr und mehr zu den juristischen Notabilitäten

längst einen großen Namen erworben hatte, als Lord-Kanzler unter dem Titel „Lord Baron Brougham und Vaux" ins Oberhaus versetzt; letztere Ernennung war ein Act kluger whiggistischer Berechnung, weil die Whigs einerseits die Eigenwilligkeit, den Ungestüm, die plebejische Derbheit und die radicale Färbung Brougham's für ihr Werk im Unterhause fürchteten, andererseits aber gerade diesen Mann nicht zu ihrem Feinde, oder gar zum notorischen Führer der radicalen Partei werden lassen durften; das Amt des Generalfiscals (Attorney General) hatte er ausgeschlagen, das ihm nicht unerwünschte Amt des Master of the Rolls (Archivar des Kanzleigerichts) war wieder den Whigs in seiner Hand nicht genehm gewesen, — so hatte man ihn denn durch die Erhebung zur Pairie, so zu sagen, „einigermaßen unschädlich gemacht". Für Brougham selbst ist das Hinübertreten aus der Arena des Unterhauses, bei der er immerhin ein Stück seiner Popularität hatte opfern müssen, der Wendepunkt in seiner Laufbahn geworden; die fortschrittlichen Elemente durften aber (auch im Hinblick auf die Reform des Rechtswesens) sich wohl zufrieden geben, daß jetzt statt der Männer wie Eldon und Lyndhurst nunmehr ein Brougham den Vorsitz im Oberhause und in dem höchsten nationalen Gerichtswesen führen sollte. Für die Sache der Wahlreform aber sollte er auch hier Bedeutendes leisten; und unschätzbar für die Whigs wurde nun doch die feste und zuverlässig geschlossene Verbindung zwischen Grey und Brougham, die nunmehr die Masse auch der nicht whiggistischen Reformfreunde fest an die Sache des neuen Cabinets geknüpft hat. — Die niederen, nicht zu dem engern Verbande des Ministerii gezählten Stellen, ebenso die Aemter für Schottland und Irland, sind dann fast ausschließlich whiggistischen Parteigenossen zugetheilt worden. Am namhaftesten war hier einmal der Zahlmeister der Armee, Lord John Russell[10]) (ein jüngerer Sohn des Herzogs von Bedford), der zugleich aus dem größten Adelshause seiner Partei stammte, und den gefeiertsten, durch die Erinnerungen an alte Vorkämpfer der britischen Volksfreiheit hochberühmten, Namen in seiner Partei trug. Lord John Russell erfreute sich persönlich schon damals eines großen Rufes und hatte seit den Kriegsjahren consequent (namentlich 1819 bis zum J. 1826) auf Grund der erwiesneen Bestechlichkeit verschiedener Burgflecken Anträge auf Reform der Wahlordnung gestellt, und noch zu Anfang d. J. 1830 für das an die großen industriellen Metropolen des Nordens zu verleihende Wahlrecht plädirt. Nach Irland wurde als Statthalter wieder jener Marquis von Anglesey geschickt; als Secretär der in Dublin fungirenden Regierung arbeitete nunmehr Mr. Stanley[11]), der präsumtive Erbe des Grafen Derby. Endlich war, wie schon Brougham, aus der Reihe ausgezeichneter liberaler Schriftsteller, die (wie namentlich noch der hochbegabte Sidney Smith) in der höchst einflußreichen „Edinburgh Review" das Wort führten, der Herausgeber dieser Zeitschrift, Mr. Jeffrey, zum Lord Advocat von Schottland erhoben worden. So das neue Cabinet, wo nun gemäßigte Conservative und Liberale verschiedener Schattirungen bis an die Grenze der Radicalen hin sich vereinigt hatten, um die Verfassung vor Erstarrung wie vor radicaler Zerstörung zu retten, indem sie das Haus der Gemeinen verjüngen und den nothwendigen Forderungen der Zeit sichere Bahnen öffnen wollten.

Das neue Cabinet übernahm am 22. Nov. die Geschäfte. Es gewann sofort die allgemeine Popularität, als man nun vernahm, wie einerseits Lord Brougham, um 12 Uhr Mittags dieses Tages eingeschworen, noch an demselben Tage 6 Uhr Abends dem Oberhause einen großen Plan zur Reform des Kanzleigerichtshofes vorgelegt, andererseits Lord Grey ebenfalls im Oberhause und am Abend desselben Tages sein Programm entwickelt hatte. Er verkündigte vor Allem die Principien einer maßvollen Reform, die — ohne wild zerstörend noch doctrinär zu verfahren — im Anschluß an die festbegründeten Institutionen des Reiches dem Volke seinen gebührenden Antheil in der Vertretung, in dem Rathe der Nation sichern, somit sein Vertrauen zu den Beschlüssen des Parlaments und seine Zufriedenheit mit denselben wieder herstellen sollte. Außerdem aber versprach der whiggistische Staatsmann die sorgsamste Sparsamkeit in allen Zweigen des Staatshaushaltes, strenge Erhaltung

---

seines Landes zählende Brougham trat dann im J. 1810 zuerst ins Unterhaus; indessen hat er in seiner weiteren Laufbahn bis zu der Yorkshire-Wahl des Jahres 1830 wiederholt Mühe gehabt, sich im Parlament zu behaupten, überhaupt nur in einem oder dem andern Burgflecken gewählt zu werden (er vertrat dann 1816—1829 den Flecken Winchelsea). Eifriger Gegner der toryistischen Regierungen, lebhafter Freund und Wortführer der verschiedensten Reformbewegungen auf politischem, juristischem, mercantilem und socialem Gebiete in und außer dem Parlament, eifriger Feind des Sklavenhandels, hat Brougham namentlich als Vertheidiger der Prinzessin Karoline in ihrem weltberühmten Proceß mit ihrem Gemahl, dem Prinzen von Wales (Georg IV.), speciell in dem Scheidungsproceß mit demselben, als er endlich den Thron bestiegen hatte, 1820, einen großen Ruf gewonnen. Brougham hat sich auch um die Volksbildung und (1828) um die Gründung der londoner Universität namhafte Verdienste erworben. An äußerern Ehren erlangte der berühmte Jurist erst 1827 durch Canning den Rang eines „königlichen Rathes' (Kings Counsel).

10) Lord John Russell, der dritte Sohn des 1839 gestorbenen sechsten Herzogs von Bedford, wurde am 18. Aug. 1792 geboren, in der Westminsterschule, dann auf der Universität Edinburgh gebildet; er trat schon 1813 in das Unterhaus, wo er eine consequent whiggistische Haltung bewahrt hat.

11) Edward Geoffrey Smith Stanley (bis zum Tode seines Großvaters, 1834, als Mr. Stanley, dann bis zu dem seines Vaters, 30. Juni 1851, als Lord Stanley, in unsern Tagen als Graf Derby bekannt) ist am 29. März 1799 zu Knowsleys-Park in Lancashire geboren. Zu Eton und Oxford gebildet (1825 mit einer Tochter des Lords Skelmersdale vermählt), trat er zuerst 1821 ins Unterhaus. Vertheidiger der Hochkirche gegen die Radicalen, 1827 unter Canning Unterstaatssecretär für die Colonien, dann 1828 mit andern Cannigiten aus Wellington's Cabinet ausgeschieden und endlich zu der whiggistischen Reformpartei getreten, ist er (s. unten) seit 1834/35 über die Frage des protestantischen Kirchengutes in Irland mit den Whigs zerfallen und dann bleibend ein Häuptling der gemäßigten Tories geworden. (Sein gegenwärtig berühmter, hochbegabter ältester Sohn ist Lord Edward Henry Stanley, der am 21. Juli 1826 ebenfalls zu Knowsley-Park geboren, zu Rugby und Cambridge gebildet wurde und 1850 für den Flecken Kings-Lynn in das Unterhaus trat.)

der öffentlichen Ruhe, demnächstige Erwägung der Armenfrage und des Wohles der sogenannten arbeitenden Classen; nach Außen hin aber Friede und Freundschaft mit den europäischen Staaten, namentlich mit Frankreich, dessen Regierung sich jetzt denselben Principien der öffentlichen Freiheit wie England zugewendet habe.

Um der neuen Regierung die nöthige Muße zur möglichst vollständigen Vorbereitung ihrer Reformvorschläge zu lassen, vertagte sich nach Erledigung der dringendsten Geschäfte das Parlament am 23. Dec. 1830 bis zum 3. Febr. des folgenden Jahres. Grey aber hatte unter dem 20. Nov. eine Commission ernannt, — sie bestand aus Lord Durham und Sir James Graham, Lord Duncannon und Lord John Russell [12]), — welche die Details des in allgemeinen Umrissen von Grey selbst vorgezeichneten Entwurfes ausarbeiten sollte. Und während nun die Energie der Regierung wenigstens den rohen Zerstörungen auf dem platten Lande und der Agitation O'Connell's sehr fest entgegentrat: während dagegen die englisch-schottische Agitation für die Reform in Presse und Meetings, in einer riesigen Reformagitation der kolossalsten Gestalt, in donnernden Reden und massenhaften Petitionen, immer mächtiger sich geltend machte; während die radicalen Stimmen niederen Ranges mit unermüdlicher Heftigkeit schon jetzt die vollkommene Demokratisirung der Verfassung und das allgemeine gleichmäßig vertheilte Stimmrecht forderten: vollendete die Commission bis Ende Januar 1831 ihre Arbeiten, deren Inhalt vorläufig noch den politischen Kreisen des Landes ein tiefes Geheimniß blieb. Im Unterhause wurde der neue Entwurf durch Lord John Russell endlich am 1. März 1831 vorgelegt, wo er mit ungeheurer Spannung erwartet worden war. Der Entwurf sollte, wie Russell es bezeichnete, die mittlere Linie halten zwischen der Auffassung jener Conservativen, die die Nothwendigkeit einer solchen Reform durchaus nicht anerkennen wollten, und den Forderungen der Verfechter einer ganz extremen, fundamentalen Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse. Die Grundgedanken der Reformbill in dieser ihrer ursprünglichen Gestalt waren: das Unterhaus sollte künftig nicht mehr aus 658, sondern aus 596 Deputirten bestehen. Die kleineren Burgflecken sollten sehr bedeutend decimirt werden; es sollten solche Plätze, die im J. 1821 nicht wenigstens 2000 Einwohner gehabt hatten, — man rechnete dahin etwa 60 der kleinsten Flecken, — ihr Vertretungsrecht gänzlich einbüßen, 47 andere aber, die nicht über 4000 Einwohner zählten und je zwei Abgeordnete stellten, künftig eines ihrer Mitglieder verlieren. Statt dessen sollte London für seine neueren Stadttheile nunmehr neue acht Vertreter erhalten; ferner sollten 34 Stimmen in der Art vertheilt werden, daß sieben bisher unvertretene Städte von mehr als 20,000 Seelen (darunter nun endlich Orte wie Manchester, Leeds, Birmingham u. a. m.) je zwei, 20 andere Städte je einen Deputirten erhielten. Die Grafschaften in England sollten ferner noch 55, in Wales noch einen, in Schottland 5, in Irland 3 Vertreter mehr als bisher erhalten. Wenn nach dieser Anlage von der Einführung demokratischer Nivellirung und einfachen Kopfzahlwahlen also keine Rede war, vielmehr der Entwurf einfach dahin abzweckte, den Forderungen der nothwendigsten Gerechtigkeit nachzukommen, das Wahlrecht da zu beschränken, wo es seinem ursprünglichen Zwecke nicht mehr entsprach, dagegen dort zu erweitern, wo ein selbständiger und dem Lande nützlicher Gebrauch desselben mit Recht zu erwarten stand, so wurde ferner vorgeschlagen, um innerhalb der Städte den so vielfach nachtheiligen Wirkungen der geschlossenen Corporationen zu begegnen, — das ausschließliche Privilegium dieser Corporationen zu beseitigen, indem ein Census von 10 Pfund Sterling eingeführt, d. h. indem nunmehr auch jedem Hausstande von 10 Pfund Sterling Rente das Wahlrecht zugetheilt werden sollte. In Bezug auf die Grafschaftswahlen wurde das Recht der sogenannten Vierzig-Schilling-Freeholders nicht angetastet; aber um auch auf dem Lande dem wohlhabenderen Mittelstande eine größere Macht zu schaffen, auch die Classe der Erbpächter und der Zeitpächter (d. i. der Pächter für längere Zeitfristen), die einen jährlichen Pachtzins von 50 Pfund Sterling entrichteten, für wahlberechtigt erklärt.

Von den Torys wurde die Bill mit tiefem Unwillen aufgenommen; um so freudiger wurde sie von den Whigs, theilweise auch von den Radicalen aufgenommen; nur daß die letzteren ihre Lieblingswünsche, geheime Abstimmung und kürzere Parlamentsfristen, nicht verwirklicht sahen. Es erhob sich denn nun auch, als Russell den formellen Antrag stellte, „zunächst eine Bill wegen Verbesserung der Repräsentation in England und Wales einbringen zu dürfen", ein gewaltiger siebentägiger Kampf im Unterhause, bei dem sich nahezu 80 Redner, die besten Kräfte der Parteien, mit einander maßen. Die Tories führten (soweit nicht bloße kahle Selbstsucht mehrere beherrschte) namentlich die Argumente eines strengen Conservatismus ins Feld, der jedes Rütteln an den alten Institutionen des Landes für principiell gefahrvoll erklärte. Sie fürchteten ganz besonders von einer Ausdehnung des Wahlrechtes die Ausbreitung demokratischer Ideen im Lande, zum Schaden der Krone und der aristokratischen Einrichtungen; sie betonten die Geschichte der Verfassung und Vertretung, die durchaus nicht auf eine mathematisch gleichmäßige Repräsentation nach Maßgabe der Bevölkerung oder der Steuern angelegt gewesen sei; man solle nicht rütteln an dieser Verfassung, unter der England groß und mächtig geworden sei, und die trotz ihrer unleugbaren Mängel und Schäden immerhin noch das möglichst Beste leiste. Mit Canning behaupteten sie, daß die englische Staatsmaschine zwar nicht fehlerfrei zusammengesetzt sei, aber in ihrer Gesammtwirkung nichts zu wünschen übrig lasse. Die whiggistischen Redner dagegen, namentlich der noch jugendliche, feurige Macaulay (der in unseren Tagen so weltberühmt gewordene Geschichtschreiber Wilhelm's III.), schon jetzt als brillanter Stylist und schwungvoller Redner gefeiert [13]); Lord Pal-

12) Pauli a. a. O. S. 23.

13) Macaulay, der damals den von Lord Lansdowne ab-

merston (der diesmal im Namen der Canningiten erklärte, daß nach seiner Ansicht unter den obwaltenden Umständen selbst Lord Canning jetzt für die Reform eintreten würde); Mr. Stanley, Jeffrey, Lord John Russell selbst, und Graham, endlich (9. März) auch von seinem eigenthümlichen Standpunkte aus O'Connell, der seinen Anhang der Regierung zur Verfügung stellte, — widerlegten nicht allein die juristischen Einwürfe der Gegner wider die Bill, namentlich wider die Einziehung und Schmälerung so vieler kleinen Wahlflecken: sie wiesen auch überzeugend nach, daß England nicht durch die Misbräuche und Schäden in seiner Verfassung, nicht durch die verrotteten Burgflecken und Corporationen, sondern trotz derselben seine Größe erreicht habe; daß man die Stimmung der Nation wohl im Auge behalten müsse, und unter allen Umständen jede Generation das volle Recht habe, das abzuändern, was sich in Verfassung und Gesetzgebung als schädlich und unhaltbar erweise; daß jetzt von Gleichmacherei, roher Nivellirung oder gar Revolution hier gar keine Rede sei, daß man durch eine Verjüngung des Unterhauses gerade revolutionäre Zerstörungen abwehren wolle, daß man keineswegs an allgemeines Stimmrecht denke, für welches die ärmere und sogenannte arbeitende Classe noch nach keiner Seite hin gereift wäre, daß die Bill (der Russell selbst nicht mit Unrecht noch immer einen aristokratischen Anstrich und Charakter vindicirte) wesentlich den Zweck habe, die gewaltige Masse von Besitz und Intelligenz, die in den bisher so wenig vertretenen Mittelclassen der Nation ruhe, für den großen Rath dieses Reiches unmittelbar heranzuziehen.

Die erste Lesung der Reformbill fand dann am 14. März statt. Entschieden gestärkt durch die Haltung des Volkes, wo jetzt die Redensarten von allgemeinem Stimmrechte, Ballot u. s. w. verstummten und nunmehr die Durchführung der Grey-Russell'schen Reformbill die allgemeine Losung wurde: beantragte Lord Russell am 21. März die zweite Lesung. Nach wiederholten leidenschaftlich erregten Debatten, bei denen diesmal aus Irland O'Connell's Genosse Sheil die Whigs mit seiner stürmischen Beredsamkeit unterstützte, kam es schon am 22. März zur Abstimmung, wo (unter 608 Stimmen, bei ganz ungewöhnlich vollbesetztem Hause) die Regierung nur mit Einer einzigen Stimme den hartbestrittenen Sieg davontrug. Trotz dieser schwachen Majorität und trotz der bereits überaus drohend sich vorbereitenden, mit Sicherheit zu erwartenden hartnäckigen Opposition des Oberhauses verzagte die Regierung nun aber doch keineswegs. Weil nun für die mit dem 18. April beginnende dritte Lesung (Committeeberathung des Hauses) der General Gascoigne (am 30. März) die Motion angekündigt hatte, die der Verringerung der alten Gesammtzahl der Volksvertreter widerstrebte, so hatte das Cabinet die Concession gemacht (auf Grund neuer und theilweise genauerer Bevölkerungslisten), mehreren der zur Annullirung verurtheilten Burgflecken wenigstens einen Vertreter, anderen der mit Theilung ihrer Rechte bedrohten ihre beiden Deputirten zu lassen, überhaupt die Deputirtenzahl nur um 31 Mann zu verringern. Nichtsdestoweniger gewann die Motion Gascoigne („die Zahl der Vertreter von England und Wales ist überhaupt nicht zu vermindern") bei der Debatte am 19. April mit 299 gegen 291 Stimmen den Sieg: die principielle Gegnerschaft der Opposition gegen die Reform war damit unzweideutig ausgesprochen. Und so blieb der Regierung endlich nichts anders übrig, als zurückzutreten oder das Unterhaus aufzulösen. Es gelang den Ministern, den lange unschlüssigen König endlich für die letztere Entscheidung zu gewinnen; und so löste William IV. denn in eigener Person — nicht ohne seit Menschenaltern unerhörte, heftige Ausbrüche des Unwillens der Opposition im Oberhause wie bei den Gemeinen gegen diese Maßregel und die damals eingeschlagene Art ihrer Ausführung — am 22. April das Parlament auf; die Neuwahlen sollten bis zum 14. Juni vollzogen sein. Die gewaltige Bewegung dieser Tage fand bei den wilderregten Volksmassen Londons und der Provinzen leider ihr Echo in schmutzigen Excessen aller Art; namentlich bei Gelegenheit einer Illumination am Abend des 27. April verübte der londoner Pöbel arge Gewaltthaten an den Häusern Peel's und anderer Conservativen, und namentlich an Apsley-House, der Residenz Wellington's, obwol daselbst gerade die Leiche der jüngst gestorbenen Gemahlin des großen Siegers von Waterloo lag. Schottland eiferte dem nach; selbst der Stolz des Landes, der greise Walter Scott, wurde als Conservativer zu Jedburgh von dem agrarischen Pöbel böse insultirt. Obwol die Behörde zur Dämpfung dieser Excesse im Ganzen wenig Energie entwickelte, hielt sich aber in der Hauptsache denn doch, trotz der nunmehr beiderseits mit gewaltiger Heftigkeit betriebenen, ungewöhnlich stürmischen Wahlagitation, die Bevölkerung in den Grenzen der Ordnung, wie sie bei analoger Veranlassung und analoger Aufregung z. B. in Frankreich es nicht gethan haben würde.

Die lebhaft bewegten Wahlen selbst fielen nun dies-

hängigen Wahlflecken Calne in Wiltshire vertrat, sprach am zweiten Tage der großen Debatte und war in der Reihe der Redner der vierzehnte. Die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede (die erste der sechs Reden, die er im Laufe des Kampfes um die Reformbill gehalten hat) ist (wie die anderen) ins Deutsche übersetzt von Fr. Steger in seiner Ausgabe von „Th. B. Macaulay's ausgewählten Schriften geschichtlichen und litterarischen Inhalts". Bd. VII. (Reden. Bd. 1) S. 18—38. (Thomas Babington Macaulay war ein Schotte, aber in England und zwar zu Rothley-Temple in der Grafschaft Leicester am 25. Oct. 1800 geboren. Sohn eines mit Wilberforce in dem Kampfe gegen die Sklaverei innig verbündeten Mannes, selbst auf schottischen Gymnasien, dann zu Cambridge bis 1822 gebildet, dann bis 1826 zu Lincolns Inn als Jurist geschult, hatte er sich zunächst, ursprünglich in Verbindung mit der Edinburgher Review, durch seine Essay's berühmt gemacht. Durch den Einfluß der Whigs bereits beim Bankerottgerichtshofe angestellt, wurde er durch Lord Landsdowne im J. 1830 in das Unterhaus gebracht, wo er (Abgeordneter für Calne) zum ersten Mal am 5. April 1830 gesprochen hat. — Nachahmer der alten großen Parlamentsredner, wirkte er im Parlament immer mehr durch den Glanz als durch die parteigemäße Wucht seiner Reden; dieselben bezauberten übrigens gedruckt ungleich mehr als bei dem Vortrage selbst; denn M.'s Vortrag war ihm nicht günstig. „Es war die Verzweiflung der Reporters, seinen Sätzen zu folgen, die er mit schriller und monotoner Stimme und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit hervorstieß.")

mal sehr entschieden zum Nachtheil der Gegner der Reformbill aus; unter Anderem waren von 82 englischen Grafschaftsdeputirten kaum ein Dutzend nicht auf die Bill verpflichtet. Das neue am 14. Juni 1831 zusammentretende und am 21. Juni feierlich eröffnete Unterhaus war, wie man wol merken konnte, wesentlich für die Reform und für die Pläne des Ministeriums Grey gewonnen. Die Regierung konnte denn auch diesmal viel zuversichtlicher auftreten als in der vorigen Session; schon am 24. Juni legte Lord Russell (der inzwischen auch in dem eigentlichen Cabinet Sitz und Stimme erhalten hatte) die Reformbill dem Unterhause wieder vor; sie war — ohne daß die Hauptpunkte: möglichste Verminderung der faulen Burgflecken, Beseitigung der Corporationsprivilegien durch Einführung eines Census: Schaden erlitten hätten — jetzt einigermaßen modificirt, indem einerseits (vergl. oben) die schon vor Auflösung des letzten Parlaments zugesagten Concessionen für mehrere der kleinen Städte specialisirt, andererseits (im Interesse des auch bei der liberalen Partei sehr mächtigen großen Grundbesitzes) das Wahlrecht auch solchen Pächtern, die nur siebenjährige Contracte schlossen, aber jährlich 50 Pfund Sterling Pachtzins zahlten, zugesprochen war [14]). Die Hauptdebatte wurde auf Peel's Vorschlag erst bei der zweiten Lesung, in den Tagen vom 4. bis zum 6. Juli, geführt; der Kampf war abermals sehr heiß, aber viel Neues ist nicht mehr vorgebracht worden. Auf Seiten der merklich geschwächten Opposition kämpfte namentlich Sir Robert Peel; es war die mindest glückliche und mindest glänzende Leistung des großen Mannes in diesem überhaupt mattesten Abschnitte seiner reichen parlamentarischen Laufbahn. Auf whiggistischer Seite war es wieder (5. Juli) Macaulay [15]), der die größten rednerischen Triumphe davontrug. Die Partei der Reformer, die, wie Macaulay es ausdrückte, das richtige Verhältniß zwischen der Gestalt der Vertretung und dem natürlichen Wachsthum des Volkes, der fortgeschrittenen Entwickelung der Nation wiederherstellen wollte, errang dann ihren ersten großen Sieg, als am 6. Juli die Bill in zweiter Lesung mit der großen Majorität von 136 Stimmen angenommen wurde. Die Taktik der Gegner sah sich nun darauf beschränkt, die Wachsamkeit und Ausdauer ihrer Gegner bei der wochenlang sich hinschleppenden Commiteeberathung zu ermüden und ihre Zuflucht zu störenden oder verschleppenden Detailkämpfen und Amendements zu nehmen; in diesen beiderseits mit Ausdauer, Energie, Geist und Schlagfertigkeit geführten Einzelkämpfen, bei denen namentlich der Finanzminister Lord Althorpe sich große Verdienste erwarb, gelang es den Tories nur, die eine nicht unwesentliche Veränderung durchzusetzen, welche (von den meisten Liberalen als Erweiterung des Stimmrechts gern gesehen, ebenso von den Grundherren aller Parteien, die dadurch vorläufig ihren Einfluß auf dem Lande ausdehnen konnten) das Stimmrecht für die Grafschaften allen einen Jahreszins von 50 Pfund zahlenden Pächtern zutheilte, auch wenn sie nur auf Kündigung abgeschlossen hätten. Radicale Amendements hatten keinen Erfolg. Endlich nach dreitägiger Schlußdebatte, wo namentlich die Tories Croker, Wetherell und Peel, die Whigs Macaulay [16]), Stanley, Althorpe, energisch fochten, entschieden am 21. Sept. 1831 — 345 gegen 236 Stimmen in dritter Lesung für die Bill.

Das Unterhaus also hatte gesprochen; es kam nun darauf an, den Kampf im Hause der Lords siegreich durchzuführen. Und das gab nun den Anstoß zu höchst bewegten Zeiten. Denn der überaus heftige Kampf der Geister im Oberhause, bei welchem in der am 3. Oct. beginnenden fünftägigen Debatte um die zweite Lesung mit gleicher Energie, mit gleicher Fülle von Geist und Leidenschaft wie im Unterhause gestritten wurde, bei welchem die namhaftesten Streiter beider Parteien, die Grey, Brougham, Plunkett, Lansdowne, Melbourne und Seitens der Opposition die Harrowby, Wellington, Dudley, Londonderry, Carnaervon, Eldon, Lyndhurst, sich mit einander maßen, endigte zunächst mit einer Niederlage der Regierung. Die Bill wurde am Morgen des 8. Oct. mit 41 Stimmen abgelehnt (für die Bill waren damals 158 Lords, dabei 30 durch Vollmacht; gegen die Bill 199, dabei 49 durch Vollmacht vertreten; von den Bischöfen hatten 21 gegen, und zwei, die von Chichester und Norwich, für die Bill gestimmt). Die Unruhe in der Bevölkerung über diesen Ausfall der Entscheidung der Lords wurde nunmehr gefahrdrohend. Schon vor der Entscheidung im Oberhause hatten Presse und Meetings das Volk angestachelt, durch kühne Haltung den nöthigen Druck auf die Lords auszuüben; die die Bewegung führende „politische Union" zu Birmingham unter Mr. Thomas Attwood hatte kurz vorher ein Meeting von 150,000 Menschen gehalten, die drohend aber ruhig-gehalten aufgetreten, namentlich den Lords Russell und Althorpe ihren Dank votirt hatten. Aber in Derby und Nottingham kam es unmittelbar nach der Abstimmung der Lords zu wüstem Tumult und Brandstiftung, in Nottingham speciell gegen das Eigenthum des verhaßten ultratoryistischen Herzogs von Newcastle gerichtet; in der Provinz kam es wiederholt zu schnöden Insulten gegen einzelne Peers auf Reisen oder auf ihren Gütern; in London selbst wurden von dem wilden Pöbel, der den Myriaden der pariser Vorstädte weder an Zuchtlosigkeit noch an grausamer Mordlust nachsteht, Männer wie Wellington, Bristol, Dudley, der enragirt-ultratoryistische Prinz Herzog von Cumberland auf der Straße am Leben bedroht, Londonderry nur mit Mühe vor unmittelbarer Ermordung auf offener Straße gerettet.

Unter diesen Umständen war es wesentlich beruhigend und stärkend, daß zunächst das Unterhaus am 10. Oct. sein festes Beharren bei den Grundsätzen der Reformbill und sein Vertrauen zu den Ministern aussprach, daß sie sich durch den Widerstand der Lords nicht

14) Es ist noch zu bemerken, daß diesmal (schärfer geschieden als schon bei dem ersten Male) neben der Hauptbill für England eine besondere Bill (30. Juni von Stanley) für Irland und (1. Juli von Jeffrey) für Schottland eingebracht wurde. 15) Vergl. Steger a. a. O. S. 40—57.

16) Vergl. Steger a. a. O. S. 58—76.

in dem Gange beirren lassen würden, den sie zum Besten des Landes eingeschlagen hätten. In diesem Sinne nämlich stellte Lord Ebrington die Motion, zu erklären, „daß das Unterhaus, während es das neuliche Schicksal eines Gesetzes für Reform der Volksvertretung, zu dessen Gunsten sich die Meinung des Landes auf das Unzweideutigste ausgesprochen habe und fortwährend ausspreche, und welches durch die fleißigsten und sorgfältigsten Erörterungen zur Reife gebracht sei, auf das Tiefste beklage, — sich zugleich aufgefordert fühle, nochmals sein festes Beharren bei dem Grundsatze und den leitenden Bestimmungen jener großen Maßregel zu versichern und sein unvermindertes Vertrauen zu der Redlichkeit, Beharrlichkeit und Tüchtigkeit der Minister auszusprechen, welche durch das Einbringen und Vertheidigen jenes Gesetzes die theuersten Interessen des Landes so wohl berathen hätten". Dieser Antrag, für den namentlich wieder Macaulay [17]) mit seiner ganzen Kraft sich erhob, wurde noch an demselben Tage mit 329 gegen 198 Stimmen angenommen. Andererseits wurde es sehr werthvoll, daß König William fest an der Sache der Reform hielt, daß er am 11. Oct. den Lord Grey schriftlich aufforderte, nicht etwa an Rücktritt zu denken.

Es war aber sehr wichtig, daß die reformfreundlichen Gewalten gerade jetzt nicht wankten; denn zunächst (das Unterhaus und das Haus der Lords wurden vorläufig vom 20. Oct. bis zum 6. Dec. vertagt) nahm die Volksbewegung mehr und mehr einen revolutionären Charakter an. Denn jetzt kam auch die niedere Masse in vollen Fluß; das Zauberwort der Reform hatte bei vielen Tausenden mehr oder minder unklare sociale Hoffnungen und Träume erweckt; die in ihrer Bildung damals noch furchtbar vernachlässigten Proletariermassen, die mit den heutigen Arbeitern Englands keineswegs zu vergleichenden Massen von Arbeitern jeder Art, namentlich die rohern Schichten verschiedener Industrie-, Gruben-, Kohlen- und Handarbeiter, das über alle Begriffe verwilderte und unwissende ländliche Proletariat, waren von communistischen Ideen ergriffen, und so verschlang sich bei diesem hier in primitiv-wüster Art anhebenden Aufzucken des haßerfüllten sog. „Kampfes der Arbeit gegen das Kapital", der Armuth gegen die sog. Besitzenden, bereits die sog. sociale Frage mit der politischen. Es explodirte diese Richtung zunächst in zahllosen Excessen, mordbrennerischen Zerstörungen, Acten des Raubes auf dem Lande und in den Städten, wo sich — hier die industrielle Menge, dort die verwüstete und durch Branntwein ruinirte Hefe schlimmster Art — zusammenfand. Allgemeinen Schrecken erregte der furchtbare Tumult in dem sonst wesentlich hochconservativen Bristol, einer Stadt von 100,000 Einwohnern, wo die Unfähigkeit der schwachen Corporationspolizei, die Schwerfälligkeit und Unentschlossenheit der bürgerlichen wie der militärischen Autoritäten es möglich machte, daß der Abschaum eines wüsten Raubgesindels aus Stadt und Umgegend bei Gelegenheit der Ankunft des als energischer Reformgegner bekannten Recorders Sir Charles Wetherell zur Abhaltung der städtischen Assisen (29. Oct. 1831) einen Aufstand erregte, der nach wenigen Stunden jeden politischen Charakter verlor, zu reinem Banditenthum und schnapsduftender Zerstörungslust nach Art halbwilder Irokesen oder Hottentotten umschlug, endlich sehr bald zu furchtbaren Zerstörungen mit riesigen Brandlegungen, Plünderung und Zubehör sich steigerte, bis endlich der scheußliche Skandal am dritten Tage in Blut und Ruinen (von einer halben Million Pfund Sterling Werth) erstickt wurde. Es war eine blutige Satyre sowol auf die Leistungsfähigkeit der verrotteten städtischen Corporationen, wie auf die sog. Achtung auch des gemeinen Engländers vor dem Gesetz! Gefährlicher aber für Oberhaus, Hof, Ministerium und maßvolle Reformer wurde doch einerseits das neue Auftreten der Radicalen, die in zahlreichen Clubbs nunmehr nicht ohne Erfolg überall, besonders in London (wo ihr stehendes Hauptquartier die „Crown and Anchor Tavern" am Strande war) mit Heftigkeit außer dem allgemeinen und geheimen Stimmrechte auch noch Abschaffung aller erblichen Vorrechte und Rangunterschiede, jährliche neue Parlamente u. dgl. m. forderten und in ihren wildesten Schichten bereits anfingen, die Minister sogar als „Verräther" zu schmähen; andererseits die wesentlich ebenfalls durch (allerdings gemäßigtere) Führer der Radicalen eingeleitete Idee, nicht blos Nationalgarden nach französischem Muster zu schaffen, sondern auch durch festen Anschluß, durch Correspondenz und gemeinsame Oberleitung die ohnehin schon gewaltige Macht der Clubbs und Unionen unwiderstehlich zu machen, dieselben zu einer einzigen „Nationalen Union" zu verhindern. Eine Versammlung der Delegirten dieser Unionen unter dem alten aristokratischen Radicalen Sir Francis Burdett hatte zu London am 31. Oct. Beschlüsse in dieser Richtung gefaßt. Aber das Vordringen der Arbeiter mit ihren socialistischen Ideen in London veranlaßte gleich nachher denselben Burdett zum Rücktritt. Und nun griff auch die Regierung abwehrend ein. Schon hatte sie am 7. Nov. eine durch socialistische Arbeiter in London berufene „große Volksversammlung" mit Erfolg unterdrückt; am 22. Nov. wurde auf Grund der bestehenden Gesetze die Combination der Clubbs und Unionen zu einem einheitlichen Ganzen für illegal und unverfassungsmäßig erklärt, — und der gesetzliche Sinn des Volkes war doch noch stark genug, um dem Ruf der Regierung sofort Folge zu leisten. Auch das furchtbare Wüthen der damals zuerst Europa verheerenden Cholera, die Ende October zu Sunderland zuerst ausbrach und dann, bei den verrotteten municipalen Einrichtungen wenig gehemmt und gezähmt, an den englischen und schottischen Küsten schreckliche Verwüstungen anrichtete und zugleich die Gemüther nach den entschiedensten Seiten hin wild erregte, wurde endlich unter eifriger rettender Arbeit der Regierung überstanden; diese Calamität gab zuerst den Anstoß zur Erforschung der entsetzlichen gesundheitschädlichen Zustände in den Massenquartieren namentlich der größeren Orte, zu jener Pflege der öffentlichen Gesundheitsinteressen, die in der

17) Vergl. Steger a. a. O. S. 78—91.

Gegenwart so reiche und gute Früchte trägt, — zunächst Seitens des Cabinets zu den ebenso nützlichen als verständigen und die Menge beruhigenden Verfügungen des Board of Health (Ende 1831).

Inzwischen war die parlamentarische Arbeit schon lange wieder in vollem Gange. Lord Grey wollte den Kampf um die Reform noch einmal von vorn ausfechten, und als daher am 6. Dec. 1831 das Parlament wieder eröffnet wurde, brachte (12. Dec.) Russell die Bill wieder ein, bei welcher nunmehr den gemäßigten, nicht jeder Reform unbedingt feindlichen, Conservativen verschiedene nicht unbedeutende Concessionen gemacht waren. Einerseits nämlich war bei der Beurtheilung der zu cassirenden wie der neu mit Stimmrecht zu begabenden Ortschaften nicht mehr der früher letzte Bevölkerungscensus von 1821, sondern der ganz neueste von 1831 zu Grunde gelegt worden; auch sollte bei dieser Beurtheilung nun nicht mehr allein die Einwohnerzahl, sondern auch „eine combinirte Probe aus der Zahl der Häuser und der Summe der eingeschätzten Häuser mit ihren Steuern" treten. Die Liste der 56 zu streichenden Flecken war mehrfach verändert; nur 30 Orte sollten auf je einen Deputirten reducirt, — mehrere größere Städte noch stärker vertreten, wol aber die alte Abgeordnetenzahl der 658 Gemeinen erhalten werden. Den härtern Tories gefiel die Bill darum aber doch keineswegs besser, und der Kampf bei der zweiten Lesung, 16. und 17. Dec., war wiederum sehr heiß, — namentlich schlugen sich Macaulay und Peel sehr energisch und sehr glänzend mit einander. Aber die Abstimmung (am Morgen des 18. Dec.) zeigte bedeutende Fortschritte der Reformpartei im Unterhause; von 486 Anwesenden stimmten zwei Drittel, 324, für die Anträge der Regierung. — Als nach kurzer Vertagung dann am 17. Jan. 1832 die Arbeiten des Unterhauses neu begannen, wurde die Committeeberathung am 20. Jan. eröffnet. Die langwierigen Detaildebatten, bei denen Althorpe und Russell mit unerschöpflicher, ruhiger und zäher Ausdauer allen gröbern und feinern Angriffen der Gegner aller Art zu widerstehen hatten, endigten damit, daß am 22. März die Bill in dritter Lesung mit 116 Stimmen Mehrheit (355 gegen 239) im Sinne der Regierung durchging.

Im Oberhause hatte sich inzwischen wenigstens ein Theil der gemäßigteren Tories unter Führung des Lord Wharncliffe der Regierung einigermaßen genähert, sodaß die Hoffnungen auf eine schnelle und befriedigende Lösung sich zu heben anfingen. Aber so bequem verliefen die Dinge doch nicht. Die Bill kam am 26. März zu den Lords, während im Lande die Stimmung bis tief in die begütertsten Mittelclassen derart war, daß die Hoffnung der Reformfeinde auf Nachlassen der Agitation sich als völlig eitel erwies; daß man mehr und mehr schon an directe Gewalt dachte, daß man Minister und König immer heftiger angriff, weil diese sich noch immer nicht zu einem großartigen „Peersschub" entschließen wollten, — sodaß man unter Andern bereits in edinburgher Meetings an die Praxis der französischen Julitage erinnerte und ein fanatischer Agitator in Newcastle vor den dortigen Proletariern der Königin Adelheid (die, als Deutsche, wahrscheinlich sehr mit Unrecht, als Organ der Reaction bei ihrem königlichen Gemahl, verschrien war) ziemlich unverblümt mit dem Henkerbeil drohen konnte [18])! Unter dem Einfluß der gemäßigten Mittelpartei nahmen nun allerdings die Lords in zweiter Lesung nach harter Debatte (9. bis 13. April) am Morgen des 14. April die Bill mit 184 gegen 175 Stimmen an. Aber die nicht ruhende Gährung im Volke, die sich wieder in immer neuen Petitionen an den König, am 7. Mai wieder in einem abermals von 150,000 Menschen besuchten Meeting bei Birmingham aussprach, hatte wenigstens zum Theil das richtige Gefühl zur Unterlage, daß man noch keineswegs über alle Schwierigkeiten hinaus sei. Als nun am 7. Mai die Committeeberathung des Oberhauses begann, so beantragte der schlaueste Gegner der Bill, Lord Lyndhurst, die Bill in zwei Abtheilungen zu berathen; zuerst die neuen Verleihungen des Wahlrechtes, erst hernach die Einziehung der Burgflecken zu behandeln. Seine Absicht war, einerseits die abtrünnig gewordenen Peers wieder zu gewinnen, andererseits hoffte er, — wenn die Peers bei Ausdehnung des Stimmrechtes sich nachgiebig zeigten, das Volk insoweit zu gewinnen, daß man eine Erhaltung der Wahlflecken dulde und es überhaupt zufrieden mit ansehe, daß die Tories die Whigs stürzten und, wieder ins Amt getreten, ihrerseits die unvermeidliche Reform durchführten.

Als nun wirklich trotz aller Abmahnungen Lord Grey's das Oberhaus Lyndhurst's Antrag mit 151 gegen 116 Stimmen annahm, da blieb dem Cabinet Grey nur noch übrig, eine entscheidende Krisis herbeizuführen. König William, der vor einigen Monaten im Princip einem starken Peersschub nicht abhold gewesen war, konnte sich aus offenbar sehr ernsten politischen und Gewissensbedenken zur Zeit nicht entschließen, durch eine umfassende Creirung neuer Peers die feindliche Majorität im Oberhause zu schlagen; die Stimmung des Hofes, der Einfluß — weniger wol der als angebliche Trägerin absolutistisch-continentaler Beziehungen vielverschrieenen, bei den damaligen Engländern als deutsche Prinzessin noch immer mit Mistrauen und Abneigung betrachteten Königin Adelheid (sie war die Schwester des Herzogs Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen und seit 1818 mit William vermählt), als vielmehr jener der in die hohe britische Aristokratie verheiratheten Kinder des Königs aus seiner ersten unebenbürtigen Ehe, wirkte bei der augenblicklichen Lage der Dinge einem solchen Entschluß noch mehr entgegen [19]). Unter diesen Umständen legten Grey und seine Collegen ihre Aemter (9. Mai) nieder, und König William betraute nunmehr den Herzog von Wellington mit der schweren Aufgabe, ein neues Reformcabinet zu bilden.

Während der Herzog seine durch Peel's sofortige Ablehnung von Anfang an hoffnungslosen Bemühungen anstellte, war aber in England und Schottland die Volks-

18) Pauli a. a. O. S. 100. 19) Pauli a. a. O. S. 105 und S. 388.

bewegung bis dicht an die unmittelbarste Revolution vorgegangen. Hatte (11. Mai) das Unterhaus mit 80 Stimmen Mehrheit Lord Ebrington's Antrag angenommen auf eine Adresse an den König, worin derselbe ersucht wurde, „nur solche Männer in seinen Rath zu berufen, welche die Reformbill, die dieses Haus passirt, unversehrt in ihren wesentlichsten Bestimmungen zur Geltung bringen würden", so ging von London aus ein seit Jahrhunderten unerhörter Sturm des populären Zornes durch das Land. Der londoner Gemeinderath ließ Wellington's Büste aus seinem Sitzungssaale entfernen; man entfernte die Fahnen mit dem königlichen Wappen von den öffentlichen Gebäuden, von den Kirchthürmen ertönte Trauergeläute. Und wenn der Unwille der Massen wie der Presse, die „Times" voran, sich in den rohesten und bösartig feindseligsten Aeußerungen wider König William, wider die Königin, wider Wellington kehrte; wenn William und Adelheid am 12. Mai vor London bei Brentford von dem Pöbel in der wildesten Weise persönlich beschimpft wurden; wenn Wellington sein Haus bewachen lassen mußte, und sein Name bei keinem Meeting ohne den Zusatz „an den Galgen mit ihm!" genannt wurde: so drängten bereits die massenhaften Meetings das Unterhaus, die Verweigerung der Steuern auszusprechen! Die politischen Unionen erhielten massenhaften Zuwachs aus allen Ständen; zu Birmingham, dem alten Heerd der Bewegung in Nordengland, hatte für den Fall des Bürgerkrieges Mr. Thomas Attwood an 50,000 Mann Unionisten bereit, und 90,000 Schotten erklärten sich zu gleichem Dienste bereit. Die Union von Birmingham decretirte bereits „keine Steuerzahlung mehr, bis wir die Bill haben!" Massenhafte Petitionen in solchem Sinne kamen aus dem industriellen Norden nach dem Unterhause; der Ruf: „mehr Lords oder keine! — Steuerverweigerung! — Waffen!" wurde überall gehört. Zu solchen Gewaltthaten kam es glücklicherweise nicht; die Ministerkrisis in London war bereits wieder vorüber.

Der Herzog von Wellington hatte seine Aufgabe schon am 15. Mai als vollkommen unlösbar erkannt und dem König seine Vollmachten zurückgegeben; er mußte selbst dem Könige den Rath ertheilen, zu Lord Grey zurückzugreifen, der denn auch noch an demselben Tage von dem Könige die nöthige Mittheilung erhielt. Lord Grey nahm das Ministerium aber nur unter der Bedingung an, daß ihm die Mittel nicht versagt würden, die Reformbill in allen ihren wesentlichen Theilen unverkürzt durchzuführen. Bis zum 18. Mai, wo er ernsthaft die Geschäfte wieder übernahm, gewann er Seitens des Königs die Concession, für den höchsten Nothfall die Zahl von 41 neuen Peers in das Oberhaus berufen zu dürfen[20]); parallel damit lief der Entschluß Wellington's, der wol erkannte, daß er nur noch den Peersschub, nicht aber die Reformbill aufhalten könne, seinen Widerstand fallen zu lassen und sammt den durch seinen Einfluß bestimmten Tories der Durchbringung der Reformbill keine weiteren Hindernisse im Oberhause zu bereiten. Am 21. Mai sollte die Committeeberathung fortgesetzt werden.

Diese Wendung und die starke Wiederbefestigung des whiggistischen Cabinets in der Regierung des Landes brachte die gewaltige Aufregung zunächst im Unterhause, dann bald und überraschend schnell auch in den Provinzen zu vollständigem Verstummen, soweit es sich nämlich noch um die Reformagitation handelte. Da Wellington etwa 100 Peers bewogen hatte, mit ihm zu rascher Erledigung der Bill das Oberhaus vorläufig nicht zu besuchen, so verlief die Committeeberathung ohne nennenswerthe Kämpfe. Endlich am 4. Juni 1832 nahmen die Peers mit 106 gegen 22 Stimmen die englische Reformbill in dritter Lesung an; die große Krisis war glücklich zu Ende geführt. Denn nachdem noch das Unterhaus die verschiedenen, wesentlich geringfügigen Amendements Seitens der Lords acceptirt hatte, erhielt die vielgeprüfte Bill am 7. Juni die königliche Sanction[21]).

Nun wurde auch die Berathung der schottischen und der irischen Reformbill rasch erledigt. Das völlig

---

20) So jetzt bei Pauli a. a. O. im Nachtrag S. 607 aus der im J. 1867 neu erschienenen Correspondenz Grey's mit König William IV. nnd dessen Cabinetssecretär, dem Obersten Sir Herbert Taylor, herausgegeben von Henry Grey; respective aus der Besprechung dieses Buches in der Saturday Review vom 2. März 1867.

21) Es waren schließlich 56 Wahlflecken mit 111 Sitzen beseitigt, 30 unter 4000 Seelen auf je Einen Deputirten reducirt, die Boroughs Melcome-Regis und Weymouth zu Einem Bezirk mit 2 Vertretern combinirt worden. Die freigewordenen Sitze wurden vertheilt, indem einerseits 42 größere Städte theils je zwei, theils je einen Vertreter erhielten, andererseits 65 Stimmen unter die Grafschaften Englands vergeben wurden, derart, daß deren Wahlkreise von 52 auf 82, die Vertreterzahl von 94 auf 159 wuchs. Verlor England überhaupt 13 Stimmen, so gewann dafür Schottland acht und Irland seinerseits fünf.

Die über die neuen Ordnungen hinaus in den Städten wahlberechtigt gewesenen Bürger behielten ihr Recht für ihre eigene Lebensdauer; die neuen Berechtigten mußten aber durch Registratur nachweisen, daß sie seit mindestens Jahresfrist als Eigenthümer oder Miether einen Hausstand irgend welcher Art zu 10 Pf. St. Rente inne hatten, daß sie seit sechs Monaten die Armensteuer bezahlt und ebenso lange im Wahlort oder in dessen sieben- (engl.) meiligen Umkreise gewohnt hatten. — Auf dem Lande sollten nunmehr die erbberechtigten Freisassen mit jährlich 40 Schilling Reinertrag ihr altes Wahlrecht behalten, dagegen die Freeholders auf Lebenszeit nur noch für ihre eigene Lebenszeit, sobald diese nicht einen jährlichen Reinertrag von 10 Pf. St. nachwiesen. Der letztere Census gab nunmehr das Stimmrecht den Erbpächtern und den Pächtern für 60 Jahre, resp. Lebenszeit. Die andern Pächter zu 20 Jahren wie auch die auf Kündigung erhielten bei 50 Pf. St. Pachtzins das Wahlrecht. — Alle Wähler mußten volljährig, dispositionsfähig und nicht wegen Meineid bestraft sein. Richter, Polizei- und Steuerbeamten blieben ohne Stimmrecht. Ebenso knüpfte sich (Schottland ausgenommen) die Wählbarkeit zum Abgeordneten bei den Repräsentanten der Grafschaften an ein Jahreseinkommen von 600, bei denen der Städte und Flecken von 300 Pf. St.; wahlfähig wurde man mit 21 Jahren; die alten Ausnahmen von der Wählbarkeit wurden ebenfalls durch die Neuerungen nicht verändert. (Vergl. die ausgeführten Specialdarstellungen bei Thomas Erskine May, Das englische Parlament und sein Verfahren; aus der [1859] 4. Aufl. des Originals übersetzt von Oppenheim, S. 26 fg. Pauli a. a. O. S. 132 fg. Fischel, Die Verfassung Englands S. 397—411 und Homersham Cox, Die Staatseinrichtungen Englands, übersetzt von H. A. Kühne, S. 87 fg.)

abnorme und seltsame Wahlsystem in Schottland, wo durch etwa 5000 Wähler an 45 Abgeordnete ernannt wurden, ist sehr wesentlich umgebildet worden. Die Grafschaften angehend, so behielten allerdings die urkundlichen Inhaber ihr Stimmrecht; aber man ertheilte dasselbe nunmehr auch allen Landeigenthümern bis herab zu denen, die von Haus und Acker ein jährliches reines Einkommen von mindestens 10 Pfund St. gewannen; ferner allen Pächtern auf Lebenszeit mit einem Ertrage von 10 Pfund St., wie auch den Pächtern mit kürzern Zeitfristen, sobald dieselben einen Ertrag von 50 Pfund St. nachweisen konnten. Das System der 14 Gruppen, in welche die 64 Städte (außer der Hauptstadt) meist in ganz irrationeller Art und zwar so geordnet waren, daß die verschiedenen Municipien Wahlmänner stellten, die den Deputirten zu ernennen hatten, wurde sachgemäß umgeformt; außerdem erhielten das große Glasgow zwei, die Orte Aberdeen, Dundee, Perth selbständig je einen Abgeordneten, ebenso die bisher noch völlig unvertretenen Plätze Paisley und Greenock. Edinburgh erhielt jetzt zwei Deputirte. Das Stimmrecht aber, bisher in den schottischen Städten nur den (durch Cooptation ergänzten) Stadträthen zuständig, wurde hier nun ebenfalls jedem Bürger zugetheilt, der jährlich mindestens 10 Pfund St. reine Einnahme hätte [22]). Die schottische Bill passirte endgültig das Unterhaus am 27. Juni, am 13. Juli das Oberhaus. — Die irische Bill hatte weniger Anomalien zu beseitigen. Hier sollte nur die Zahl der Vertreter von 100 auf 105 erhöht und für die Städte den Corporationen das Privilegium in derselben Art wie bei den englischen und schottischen Städten genommen werden. Letztere Maßregel schien den schroff protestantischen Tories für das protestantische Interesse zu gefährlich; doch drang die Regierung gegen sie in zweiter Lesung am 25. Mai mit entschiedener Mehrheit durch. Aber in der der dritten Lesung vorangehenden Committeedebatte seit dem 12. Juni ging es noch einmal heiß her, weil O'Connell das Wahlrecht (s. oben) der sog. Vierzig-Schilling-Freisassen wieder in der alten Gestalt wie vor der Emancipationsbill von 1829 hergestellt wissen wollte. Hier schlug die Regierung den Demagogen nur mit Hilfe der Tories mit nur 49 Stimmen Mehrheit; aber auch sonst wurde der Kampf mit O'Connell hart, weil die Regierung in ihrer Scheu vor der irischen Agitation ihre Concessionen in Stadt und Land an strenge Restrictionen band, die auf der Hauptinsel wegfielen; Pächter durften nur bei Terminen von 21 Jahren und 10 Pfund St. Rente stimmen. Sheil und O'Connell konnten nur unbedeutende Amendements gewinnen; bei den Lords (seit 13. Juli), wo sich Wellington jetzt zuerst wieder an den Berathungen betheiligte, wurde weiter keine wesentliche Veränderung veranlaßt; die Bill erhielt am 7. August die königliche Sanction. Das Parlament selbst aber, das letzte nach alter Art gewählte, wurde am 16. Aug. geschlossen, und man konnte sich nunmehr in die neue Arena der Wahlschlachten wie neuer Reformen aller Art stürzen. Zunächst kehrten aber Alle zu den gewohnten Arbeiten des Tages zurück: nur daß die moralische Wirkung der furchtbar angeschwollenen Reformagitation erst allmälig sich wieder verlor, nur daß die Besorgniß, die Angst des Hofes, der Aristokratie, der besitzenden Classen vor weiteren Ausbrüchen der mit allen Mitteln bis in die letzte Hütte hinein aufgewühlten Massen erst langsam schwand; nur daß auch nachträglich noch manche wilde Excesse vorkamen und vorgekommen waren, wie jener schimpfliche Angriff des nichtsnutzigsten londoner Pöbels auf Towerhill am 18. Juni (gerade dem Jahrestage des Sieges bei Waterloo) gegen den Herzog von Wellington, der doch durch seine letzte Haltung sich dankenswerth selbst überwunden hatte u. s. w.; wie namentlich auch am 19. Juni der Mordversuch eines ehemaligen Matrosen zu Ascot auf König William IV. Bis dann die Nachwirkungen der Agitation theils bei der übersättigten Nation endlich erstarben, theils neue ernste Fragen aller Art die Gemüther wieder auf andere Punkte lenkten.

Jedenfalls schloß die Annahme der Reformbill die ältere Geschichte Englands sehr scharf ab; mit dem Sommer 1832 beginnt; mit dieser wesentlich friedlich vollzogenen Revolution, — die doch keinen Bruch mit der Vergangenheit einschloß, die doch keine unausfüllbare Kluft zwischen dem alten und dem neuen England schuf, die doch in eminenter Weise die unvergleichliche Fähigkeit der englischen Verfassung, aus sich selbst die Mittel zu immer höherer Vollendung zu erzeugen, ans Licht stellte, — beginnt recht eigentlich erst für England seine „neueste" Geschichte. Was nun die neue Schöpfung selbst angeht, so ist das allerdings nicht zu bestreiten, ist auch (um von den Urtheilen englischer Radicalen oder gar des continentalen Radicalismus und der unbedingten Verehrer des allgemeinen, gleichen und geheimen Stimmrechts zu schweigen) von liberalen englischen und continentalen Beurtheilern niemals ernsthaft bestritten worden, daß die neue Bill keineswegs alle alten Anomalien aus dem Wege geschafft, daß sie vielmehr deren gar nicht wenige neue ins Leben gerufen hat. Nicht ganz mit Unrecht hat man den Whigs den Vorwurf gemacht, daß sie namentlich die ihren Interessen dienstbaren Wahlflecken geschont haben; dem nach Unten hin gezogenen Census der Hausrente von 10 Pfund St. kann die Bezeichnung der Willkürlichkeit nicht erspart werden; und alle Gegner der Vielgestaltigkeit der Wahlart zum Unterhaus, alle Freunde mechanischer und social-geographischer Gleichheit (namentlich auf dem Continent) griffen seitdem andauernd solche Ungleichheiten an, wie die, daß [23]) Städte wie Manchester und Stadttheile wie Marylebone mit ihrer ungeheueren Einwohnerzahl mit Orten wie Lymington und Lewes nur gleiche Vertreterzahl hatten; wie die, daß London mit allmälig mehr denn zwei Millionen Einwohnern und seinen vielen Millionen besteuerten Vermögens 16 Deputirte

22) Vergl. auch Thomas Erskine May, Das englische Parlament und sein Verfahren. Aus der 4. Auflage (1859) des englischen Originals übersetzt und bearbeitet von O. G. Oppenheim, S. 29.

23) Vergl. die Uebersicht bei Fischel a. a. O. S. 403 fg.

stellte, während die vier Grafschaften Wiltshire, Dorset, Cornwall und Somerset mit nicht ganz zwei Millionen Einwohnern und etwas über sieben Millionen besteuerten Vermögens zusammen 38 Deputirte hatten, — und analog stellte man wol Tower Hamlets bei London mit über 500,000 Seelen und 1,266,000 Pf. St. besteuertem Vermögen und nur zwei Vertretern neben die 19 Vertreter der 402,000 Einwohner von Hampshire mit 1,400,000 Steuerkapital; die 37,000 Wähler in dem West-Riding von Yorkshire neben die 2000 in Rutland, die 18,000 in Manchester neben die 700 in Calne, die 20,000 der City zu London neben die 700 in Harwich und Ludlow; man bemerkte, daß die Grafschaften Cheshire, Lancashire und Yorkshire mit einer Bevölkerung von $4^1/_2$ Millionen zusammen 58, dagegen Cornwall, Devon, Dorset und Somerset mit 1,600,000 zusammen 81 Repräsentanten hatten. Man berechnete ferner, daß unter andern in Rutland jedes Parlamentsmitglied 6000 Pf. St. Steuern, in Middlesex 520,000 repräsentirte; daß die Wähler von Honiton zwei Deputirte für 10,000 Pf., Liverpool dieselbe Vertreterzahl für 850,000 Pf. Taxen ernannte. Man fand, daß die Macht der großen Grundbesitzer durch die Zuziehung der Pächter zum Wahlrechte ungemein gesteigert sei; daß der Grundbesitz (man hat vom größten bis zum kleinsten Grundbesitzer 250,000 Mann in England berechnet) und, Dank den erhaltenen Wahlflecken, althergebrachte politische Rechte noch immer wuchtig ins Gewicht fielen gegenüber den Ansprüchen der Volkszahl, der commerciellen und industriellen Interessen. Es ist nicht bestritten worden, daß die Bill mehrfach die Spuren der Planlosigkeit und des Mangels an festen Regeln, wie an durchgreifender Energie trägt; daß ferner der angestrebte Zweck, Patronage, Bestechung und Käuflichkeit abzustellen, auch nicht erreicht worden ist.

Die englischen und continentalen Radicalreformer heben ferner hervor, daß die neue Schöpfung ausschließlich oder doch weit überwiegend den besitzenden und gebildeten Mittelclassen des britischen Reiches zu Gute gekommen ist; man hatte die Zahl der Wähler jetzt auf beinahe eine Million (für 1867 hat man nachher etwa 1,300,000 Wähler gerechnet) erhöht (für Wales und England allein wurden 800,000 Wähler gerechnet), — die etwa fünf Millionen der sog. arbeitenden Classen waren unmittelbar noch nicht vertreten. Unter solchen Umständen konnte die Auffassung, die namentlich Lord Russell wiederholt ausgesprochen hat (sie hat ihm den Spitznamen „Finality-John“ zugezogen), — welche die neue Bill als eine „entgültige“ (final) proclamirte, nur eine irrthümliche sein; sie hat sich bald genug als eine solche erwiesen, Russell selbst hat mehr als 30 Jahre später eine weit tiefer greifende Reformbill erlebt, und nicht lange nach Abschluß der Kämpfe um seine eigene Bill regten sich schon die Spuren der in der Arbeiterwelt wurzelnden sog. chartistischen Bewegung.

Die conservativen Elemente dagegen konnten wol bemerklich machen, daß in der Gesammtvertretung denn doch den neuen Interessen im Reiche ein sehr gewaltiger Spielraum eingeräumt sei, daß — wollte man einmal eine Grenzlinie ziehen zwischen den Interessen des Landes, bez. der Grundbesitzer und denen der Städte, — die Zahl der 253 „Grafschaftsritter“ dann doch durch die 405 städtischen Abgeordneten von vorn herein bedeutend überwogen wurde. Und thatsächlich hat es sich mehr und mehr zu Ungunsten der toryistischen Elemente und Richtungen gestaltet. Die vor der Reformbill fast stets toryistisch wählenden schottischen Städte haben seit jener Zeit mit seltenen Ausnahmen immer liberal gewählt; mehr aber, das nunmehr in breite Bahnen gelenkte städtische Interesse hat seit der Reformbill im Unterhause immer entschiedener Platz gewonnen, ganz neue Richtungen angegeben und eingeschlagen, utilitarischen Grundsätzen mehr und mehr den Weg geebnet. Das ist unbestreitbar, auch die Whigs selbst haben es allmälig sehr bestimmt empfunden, daß seit der großen Bewegung der Jahre 1830/1832 das Schwergewicht der politischen Macht dieses Reiches immer entschiedener in das Unterhaus verlegt worden ist; daß die neue und massenhafte Vertretung des neuen Englands im Unterhause in weiterer Entwickelung fortschreitend auflösend auf die alten Parteien gewirkt hat; daß endlich damit für die demokratischen Elemente Englands aller Schattirungen nunmehr der feste und breite Ausgangspunkt geschaffen war, um fortschreitend die alte Aristokratie des Landes und deren Macht, mit Einschluß des Oberhauses und der Krone, immer mehr in eine mehr untergeordnete Stellung zu schieben.

Im Großen angesehen, vollzieht sich hier eben in specifisch englischer Weise der Proceß der Demokratisirung, dem in dem 19. Jahrh. sämmtliche Staaten der europäischen und der transatlantischen Culturwelt unterliegen; nur daß dieser Proceß auf englischem Boden sich charakteristischer, ruhiger, unvergleichlich langsamer und gemessener vollzieht als auf dem Continent; nur daß die gewaltsamen Rucke und Sprünge continentaler Entwickelung bis jetzt hier nicht eingetreten, die Bänder, die mit der Vergangenheit verbinden, hier nicht in der Art zerrissen sind, wie namentlich in Frankreich. Den Schöpfern der Reformbill lag nichts ferner als nivellirende, mathematisch gleichmachende, als eigentlich demokratische Grundsätze. Die Bill trug sehr deutlich den Charakter des Experiments und des Compromisses. Es galt, zwei Principien mit einander auszugleichen: ohne die alte Praxis, welche die politische Macht den durch vieljährige Schulung im Selfgovernment erprobten aristokratischen Elementen verliehen hatte, fallen zu lassen, wollte man zugleich es versuchen, „eine wirksame Verbindung von Besteuerung und Vertretung zu schaffen“. Die experimentale Natur dieses Versuches, die vielen Rücksichten, welche die Compromißnatur dieser Arbeit den damaligen britischen Staatsmännern auferlegte, machten es natürlich, daß (wie es so oft bei der gesunden Verfassungsentwickelung des altrömischen Staates geschehen) auch die politische Schöpfung dieser Männer d. J. 1832 kein architektonisch abgerundetes Werk hat werden können. Für die nächsten zwei bis drei Jahrzehnte aber, vor Allem für die näch-

sten 20 Jahre, wirkte die Reformbill im hohen Grade erfrischend und günstig. Auch die alten Gegner haben sich damit allmälig versöhnt, wenn sie auch (und nicht sie allein) nicht vergessen, darauf hinzuweisen, daß mit dieser Reform der Weg zum allgemeinen Stimmrechte abgebahnt sei, und daß materiell, qualitativ, die Erweiterung des Wahlrechtes, namentlich in der Hand der Massen der großen Städte, die Vertretung keineswegs über das Niveau der früheren Tüchtigkeit hinaus gehoben, eher herabgedrückt habe [24]). Aber die Unumgänglichkeit einer damaligen Neubildung ist schon lange, ehe noch in der neuesten Zeit die Tories selbst zu einer umfassenderen zweiten Reformbill geschritten sind, nicht mehr bestritten worden; und wenn man allgemein anerkannt hat, daß die neue Schöpfung trotz aller ihrer Unvollkommenheiten in weitem Umfange die Ruhe und Zufriedenheit in den damals stärksten Classen des englischen Volkes hergestellt, namentlich aber das Hinübergreifen der europäischen Erschütterung im J. 1848 von Englands Küsten abgewandt hat, — so muß man auch sagen, daß der Kampf um die Bill selbst und der Gewinn der Reform wirklich erfrischend und verjüngend auf dieses Reich zurückgewirkt hat. Das Jahr 1832 ist doch ein hoffnungsfrohes, frisch belebtes Jahr für dieses große Volk gewesen; und nachdem einmal die lang aufgestaute Reformbewegung in vollen Fluß gekommen, hat sich der reformatorische Geist fortschreitend über die verschiedensten Gebiete des politischen und socialen Lebens ausgebreitet, recht eigentlich den riesenhaften materiellen Fortschritt Englands in unserer Zeit möglich gemacht, — nach unendlich vielen Seiten hin wahrhaft segensreich und großartig productiv gewirkt.

Erster Abschnitt.

Von der ersten Reformbill bis zum Tode Königs William IV. (1832 — 1837).

Die neue Schöpfung des whiggistischen Ministeriums Grey sollte sofort ihre erste Probe ablegen; es galt, nach dem neuen System die erste Wahl zu einem neuen Parlament zu vollziehen. Der Ausfall wurde überall mit großer Spannung erwartet. Die Tories kämpften mit Energie, um auch auf dem neuen Boden möglichst viel Terrain zu behaupten. Die Whigs hatten wol mit den liberaleren Elementen um die Gewinnung der Reform sich verbündet, aber sie hatten politisch- und social-aristokratische Interessen genug zu vertreten, um einen Sieg der radicalen Elemente durchaus nicht zu wünschen. Radicalreformer aller Schattirungen traten in Menge neben den Candidaten der alten Parteien auf, als Träger der verschiedenartigsten, oft sehr hoch gespannten Wünsche und Hoffnungen, die Unzählige an die Wahlreform knüpften. Daneben drückte die nur langsam weichende Cholera noch immer auf die Gemüther; nicht minder der wilde Verlauf der Dinge in Irland, der bei allen parlamentarischen Debatten zu den leidenschaftlichsten (den Whigs auf die Dauer nicht förderlichen) Kämpfen zwischen O'Connell und Stanley Anlaß gegeben hatte. Die fortdauernde Agitation, die sich neuerdings namentlich auf die praktische Verweigerung des verhaßten (katholischen) Zehnten an die (anglikanischen) Pfarrer geworfen hatte, war auch durch die Beschlüsse des letzten Parlaments (die auf Umwandlung des Zehnten in eine Geldrente, beziehentlich auf Ablösung des Zehnten hinarbeiteten) nicht gestillt worden; auch hier hatte man von dem neuen Parlamente Vieles zu erwarten. Bei der Wahl blieben indessen die besten Chancen immer für die Whigs; diese hatten nun eben das Verdienst, die Reform durchgesetzt zu haben; zu Gute kam ihnen daneben auch die eifrige Reformthätigkeit des unermüdlichen Lord Brougham, der nicht allein in dem Kanzleigerichtshofe wahrhaft kolossale Arbeiten bewältigte, sondern auch einen neuen Bankrottgerichtshof ins Leben gerufen, Maßregeln zu einer Codification des Criminalrechts in vollen Gang gebracht hatte. Und ferner der Erfolg, mit dem in der auswärtigen Politik Lord Palmerston bei der Constituirung des jungen Königreichs Belgien mitwirkte, dasselbe eng an England knüpfte, konnte in einer Zeit ebenfalls wohl gefallen, wo man mit Unwillen fand, wie unter dem letzten toryistischen Cabinet Englands auswärtiger Einfluß nicht unmerklich gesunken war.

Die Vorbereitung zu den neuen Wahlen war schon seit der Mitte des Sommers 1832 allmälig in Gang gekommen. Mehr und mehr schickten sich alle Parteien mit Eifer und Energie an, ihre Stellung zu dem neuen Wahlverfahren auch praktisch zu nehmen. Die wilde Aufregung freilich der letzten Wahlen war diesmal nicht zu bemerken; dafür aber war die Wahlthätigkeit desto intensiver, weil von dem Ausfalle der neuen Wahl so sehr viel abhing, weil die Zahl der Wähler so bedeutend erweitert war, weil diesmal so viele ganz neue Bewerber um Sitze im Parlament auftraten. Formell ist das letzte Parlament erst am 3. Dec. aufgelöst worden; die neue Wahl selbst erfolgte unmittelbar nachher. Es ist bemerkt worden, daß die neue, mit der Bill zugleich wesentlich vereinfachte, Maschinerie des Wahlmodus die wüst-tumultuarische Art der Wählerei mit altherkömmlichen Excessen doch bedeutend beschränkt hatte; freilich gab es in den großen Industriesitzen des Nordens nicht wenige wilde Tumulte, bei denen es bis zum Einschreiten der Truppen kam; die Gegner der Reform

---

24) Vergl. unter Anderen Pauli a. a. O. S. 135. Fischel a. a. O. S. 402. — Deshalb gibt es noch heute unter gemäßigt-conservativen Staatsrechtslehrern des britischen Reiches lebhafte Vertheidiger der durch Russell noch übrig gelassenen kleinen Wahlflecken; diesen schreibt man die Vortheile zu, daß sie es jungen, noch unerprobten Talenten leichter gemacht, in das Unterhaus zu kommen, daß ihre Vertretung gewissermaßen eine Schule der Vorbereitung und Erziehung sei und namentlich gewesen sei; daß auf diesem Wege wiederholt namhafte Staatsmänner aller Parteien dem Parlament erhalten wurden, die bei einem Aufwogen volksthümlicher Leidenschaften ihre Sitze verloren hatten, oder bei der zunehmenden Neigung der größeren Orte, locale Celebritäten zu wählen, keinen Sitz gewinnen konnten; daß auf diesem Wege manche Interessen, die sonst zurückgedrängt wären, ihre Vertretung fanden u. s. w. Vergl. hier namentlich: Alpheus Todd, Ueber die parlamentarische Regierung in England; übersetzt von R. Assmann. Bd. I. S. 9 fg.

wiesen nicht ohne Hohn darauf hin, — noch Jahre lang später war das neue System Gegenstand ihres erbitterten Hohnes, der (man erinnere sich nur des berühmten toryistischen Romans „Zehntausend Pfund Renten") auch in der schönen Literatur sein Echo gefunden hat. Bemerkt aber wurde allerseits, daß auch bei dem neuen System das alte Uebel der Bestechung fast ungehindert weiter gewuchert hat; mehr aber, daß mit der neuen und bedeutenden Ausdehnung des Stimmrechts viele Wählerschaften auf den gefährlichen Abweg geriethen (nicht blos altbewährte Kräfte hinter noch völlig unerprobten Neulingen zurückzustellen, sondern auch) ihre Candidaten (etwa nach Art der sog. cahiers zur Zeit der Anfänge der ersten französischen Revolution) an ganz bestimmte und fest formulirte Forderungen fesseln zu wollen; letzteres geschah namentlich da, wo radicale Strömungen die Vorhand hatten. Man strebte in diesen Kreisen namentlich dahin, die Deputirten bindend an das Versprechen zu fesseln, die Häuser- und Fenstersteuern, die Kornzölle und analoge Abgaben abschaffen zu wollen. Es war eine Neuerung bedenklichster Art, der sich auch sehr entschiedene Whigs und alte ehrenwerthe Radicale, wie der berühmte Sir Francis Burdett, entschlossen widersetzt haben. Das Ergebniß war ein vollständiger Sieg der Liberalen (Ministerielle, und Radicale aller Schattirungen) über die Conservativen; man berechnete etwa 509 Mann „Reformer aller Schattirungen" gegenüber 149 Conservativen. Die Masse der neuberechtigten Wähler hatte selbstredend vielfach die Entscheidung herbeigeführt, die Zahl der neuen und unerprobten Deputirten (dabei manche auch gar sehr ungeeignete Persönlichkeiten) war natürlich sehr groß, wie überhaupt der ganze Drang nach neuen Reformen auf allen Gebieten des socialen, wirthschaftlichen und politischen Lebens; viele (namentlich mehr conservativ gefärbte) tüchtige Männer waren bei dem allgemeinen Rausche diesmal aus dem Hause ausgeschlossen — aber in der Hauptsache fehlte doch auch dem neuen Parlament keiner der Männer, die seit Jahren die Physiognomie des Unterhauses bestimmten und deren das Reich bei den Arbeiten seines großen Rathes wirklich bedurfte. Radicale Extreme waren im Ganzen doch nur ziemlich selten durchgedrungen. Nur in Irland trugen die Wahlen, soweit O'Connell's und seiner Repeal-Agitation Einfluß reichte, den Charakter wilder Unversöhnlichkeit; der große Agitator selbst war in Dublin gewählt worden. Es kam nun darauf an, wie einerseits das reformirte Unterhaus mit dem unreformirten, widerwilligen Hause der Lords zusammengehen würde, und andererseits, wie weit Cabinet und Parlament befähigt waren, den hochgehenden und zum Theil noch sehr unklaren Reformhoffnungen, Wünschen und Träumen der buntgemischten, massenhaften liberalen und radicalen Elemente namentlich Englands zu entsprechen, und insbesondere die höchst schwierigen irischen Fragen befriedigend zu lösen.

Das neue Parlament, zu dessen Sprecher auch jetzt der erfahrene Tory Manners Sutton gewählt worden war, wurde in aller Form am 8. Febr. 1833 durch König William persönlich eröffnet, der denn auch in der Thronrede dem neuen Hause eine lange Reihe der bedeutungsvollsten Aufgaben stellte. Mit ganz besonderer Wucht drängten sich aber von Anfang an (wie es ja seitdem wesentlich bis auf die unmittelbare Gegenwart, etwa bis 1870, geblieben ist) die irischen Fragen in den Vordergrund. Die Thronrede hatte bereits die anarchischen Zustände dieses Landes, die Nothwendigkeit solchen Zuständen zu begegnen, und die Absicht der Regierung, der Repealbewegung nicht nachzugeben, mit Energie betont. Darauf hatte bei der Adreßdebatte Daniel O'Connell seinen leidenschaftlichen Angriff auf die angebliche Verfolgungswuth des zur Zeit regierenden Cabinets gerichtet; und es war zwischen ihm, seinen irischen und britischen Anhängern auf der einen, den Rednern der Whigs, namentlich dem irischen Regierungssecretär Stanley und Macaulay (jetzt Abgeordneter für Leeds und von Lord Grey zum Secretär im indischen Amte ernannt) [25]) und mehreren der Minister zu überaus heftigen Debatten gekommen, die dann allerdings, nachdem auch Peel entschieden für die Regierung eintrat, mit O'Connell's entschiedener Niederlage abschlossen. Weiter aber stellte sich die Sache vorläufig so: es muß dahin gestellt bleiben, ob O'Connell selbst an die Möglichkeit einer künftigen parlamentarischen Abtrennung Irlands von der Hauptinsel ernstlich geglaubt hat, oder ob er, diese Möglichkeit einmal wirklich zugegeben, mit ganzem Ernst daran glaubte, auf diesem Wege den alten und unleugbaren Leiden Irlands wirklich ernstlich abhelfen zu können. Es ist wol wahrscheinlicher, daß er, um überhaupt der englischen Regierung nachdrücklich zu Leibe zu gehen und derselben große Concessionen abzuringen, es für die zweckmäßigste Taktik ansah, seine Forderungen einerseits so weit als nur möglich zu stellen und andererseits die Rolle des mächtigen, volksthümlichen Agitators (zugleich in naher Verbindung mit den schroffsten englischen Radicalen) so leicht nicht aus der Hand zu geben. Und als Agitator, — gestützt auf die überall in Irland aufschießenden Repealvereine, die volksthümliche Verweigerung des Zehnten, den Widerstand gegen dessen gewaltsame Eintreibung, den Trotz der Farmer und Cottiers gegen die Grundherren, und auf die Sympathien des römischen Klerus, überhaupt auf das katholische Volk Irlands, das ihm völlig ergeben war (und in dessen aufgeregtesten Kreisen wol gar schon die Idee einer vollständigen Abtrennung der Insel von dem britischen Reiche keimte) — in Mitteln und Reden jetzt immer weniger gewissenhaft, denn in seiner frühern Periode: so hat er nun innerhalb und außerhalb des Parlaments mit wachsender Leidenschaft und Energie gegenüber der whiggistischen Regierung seine Stellung genommen, ohne dabei den immerhin bedeutungsvollen Wohlthaten gerecht zu werden, welche die Whigs denn doch seiner Insel wiederholt gewonnen hatten.

25) Macaulay (vergl. noch unten) ist nach den weiteren Debatten des Jahres 1833 zum vierten ordentlichen Mitgliede des Rathes (obersten Gerichtshofes) für Indien ernannt worden und hat sich im December 1833 nach Calcutta eingeschifft. — Seine Reden gegen O'Connell s. bei Steger a. a. O. S. 126—145.

Die entsprechende, immer schroffer und fanatischer sich gestaltende Haltung der irischen Protestanten des Nordens der Insel mit ihren Orange-Logen und Brunswick-Clubbs schürte natürlich das Feuer auf der unglücklichen Insel noch mehr und machte die Aufgabe der wohlmeinenden Reformregierung in London nur um so schwieriger.

Nun sah es die englische Regierung mit vollem Rechte als ihre erste vorgängige Aufgabe an, vor Allem wenigstens in den gröbsten Umrissen die äußere Sicherheit in Irland wiederherzustellen. Von unmittelbar praktischen Streitfragen in Irland war, wie schon früher bemerkt worden ist, seit dem Rücktritt der Tories von den Geschäften namentlich der Streit um den anglikanischen Kirchenzehnten wahrhaft brennend geworden. Den alten nur zu wohlbegründeten Widerwillen der katholischen Bauern Irlands gegen diese wirthschaftlich wie sittlich gleich wenig zu rechtfertigende Einrichtung hat O'Connell in jenen Zeiten mit Macht gesteigert; es war allmälig nur noch mit rücksichtsloser Gewalt möglich, wenigstens einen Theil der verhaßten Abgabe einzutreiben; die ärgsten Greuelthaten Seitens der fanatisirten Kelten waren dabei an der Tagesordnung. Der doch so nahe liegende Gedanke, die anglikanische Staatskirche Irlands auf die protestantischen Einwohner der Insel zu beschränken und diese ungerechte Katholikensteuer ein für allemal fallen zu lassen, fand damals auch in den entschiedeneren Kreisen der liberalen Engländer noch gar keinen Anklang; um so heftiger daher die tobende keltisch-katholische Entrüstung in den vielen stürmischen Meetings der „grünen Insel", mit denen unablässig arge Raub-, Mord- und Brandscenen im Lande Hand in Hand gingen. Die erste Aufgabe nun, die polizeiliche Sicherheit in Irland einigermaßen wiederherzustellen, suchte die Regierung zu lösen, indem sie (15. Febr. 1833) die sog. Coërcionsbill im Parlament einbrachte, die — unter Hinweis auf die blutigen Zustände Irlands und auf die Unmöglichkeit, nicht eingeschüchterte Jury's zu gewinnen, — dem Statthalter der Insel das Recht geben sollte, jede für den inneren Frieden gefährliche Versammlung zu unterdrücken, insurgirte Districte in Ausnahmezustand zu erklären (womit für solche Bezirke das Kriegsgesetz, Suspension aller Versammlungen und der Habeas-Corpus-Acte ausgesprochen war). Die Lords nahmen die Bill ohne Widerspruch an; im Unterhause kam es mit O'Connell und seinen irischen und englischen Freunden zu einem heißen Kampfe, aber auch hier wurde die Bill mit überwältigender Mehrheit angenommen (29. März), und bald gelang es nun den Mitteln der Regierung, in Irland der wüsten blutigen Unordnung ihr Ziel zu setzen. Dagegen zeigte sich schon jetzt die Wirkung der irischen Fragen, das damalige Whig-Cabinet zu zersetzen. Mr. Stanley hatte sich mit O'Connell zu hart verfeindet, um noch länger in Irland bleiben zu können; er war auch in der irischen Kirchenfrage für die Whigs nicht genehm, — genug, er räumte seine Stelle in Dublin und übernahm das Colonialamt, während sein Vorgänger in dieser Stellung, Lord Goderich, als Graf von Ripon das Geheimsiegel erhielt. Zugleich war der Lord Durham, zu radical für die jetzige Haltung des Cabinets, aus dem Ministerium ausgeschieden.

Nun sollten aber auch die positiven Concessionen für Irland an die Reihe kommen. Hier entbrannte bald der heftigste Streit um die von der Regierung vorgeschlagene irische Kirchen- und Zehntenbill, die bereits am 12. Febr. im Unterhause eingebracht worden war. Die Regierung schätzte damals in Sachen der confessionellen Gliederung Irlands die Zahl der Katholiken auf dieser Insel bei 7,954,700 Einwohnern auf etwa 6,436,000 Seelen, denen etwa 853,160 Anglikaner und 665,540 Dissenters gegenüberstanden; das Einkommen der Staatskirche wurde auf 732,000 Pf. St. berechnet. Nun schlug der Plan der Regierung vor, an Stelle der sog. Annaten von allen Pfründen eine Einkommensteuer zu erheben, die mit denen von 200 Pf. St. zu 5 Proc. zu beginnen hätte und bis zu 15 Proc. von Einkommen über 1200 zu steigen hätte; einer analog abgestuften Abschätzung sollten sich die Bischöfe fügen, deren reichste bei Neubesetzungen auch noch einen Theil der territorialen Einkünfte aufgeben sollten. Den Ertrag dieser Steuern schlug der Plan auf jährlich 69,000 Pf. an; dafür sollte dann die vorwiegend den Katholiken zur Last fallende Kirchenbausteuer wegfallen. Außerdem sollten von den 22 anglikanischen Bisthümern Irlands zehn „auf den Aussterbeetat" gesetzt werden; an solchen Punkten, wo jede anglikanische Gemeinde fehlte, sollten Capitel und Pfarreien völlig eingezogen werden. In Betreff der großen zu den Bisthümern gehörenden Ländereien wurde vorgeschlagen, daß dieselben hinfort nach Maßstab einer Kornernte gegen ein Ankaufsgeld von sechs Jahren in Erbpacht ausgethan werden könnten. Dadurch hoffte der Plan einen Fonds von drei Millionen zu gewinnen, über dessen Verwendung dann das Parlament beschließen sollte.

Ueber diesen Plan entspann sich ein langer und erbitterter Kampf. Genügte die Idee der Whigs den irisch-katholischen und radicalen Parlamentsmitgliedern noch lange nicht, so waren dagegen die Tories in ihrer protestantischen Schroffheit, in ihrer Abneigung, über die stricte Emancipationsbill hinaus den irischen Kelten irgendwelche Concessionen zu machen (eine Stimmung, die damals noch immer in überaus bedeutenden Theilen des englischen, den Kelten und dem Katholicismus tief abgeneigten Volkes vollkommen getheilt wurde), dem neuen Plane feindselig genug. Erst als die Regierung sich dahin erklärt hatte, daß jener neu zu gewinnende Fonds immer nur zu protestantischen Kirchen- und Schulzwecken verwendet und einer kirchlichen Commission zur Verwaltung übergeben werden sollte, ging die Bill mit mehrfachen Abschwächungen im Unterhause in dritter Lesung (8. Juli) mit 274 gegen 94 Stimmen durch. Mit einigen neuen Abschwächungen nahmen auch die Lords die Bill am 30. Juli dann endgültig an. Und sofort wurde für deren Durchführung die in Aussicht genommene kirchliche Commission ernannt. Die nun erzielte Einziehung von zwei anglikanischen Erzbisthümern, acht Bisthümern und allen Sinecuren an den Kathedralen und Pfarr-

kirchen; die Abschaffung der Annaten und der Bausteuer, und die Eröffnung der großen geistlichen Ländereien für neue und wohlsituirte Pächter, waren[26]) jedenfalls sehr nützliche Maßregeln; aber sie gingen doch dem Kern des Uebels immer nur erst langsam näher. Dasselbe galt von dem endlich am 28. Aug. auch bei den Lords genehmigten Gesetz wegen der Zehnten, welche nach dem Plane vom Juli 1832 (vergl. oben) nach einem siebenjährigen Durchschnitt in feste Abgaben verwandelt, deren Hebung und Zahlung für die Zukunft den Grundeigenthümern zugewiesen, deren neueste Rückstände durch Ausgabe von Schatzkammerscheinen vorläufig gedeckt, dann durch einen Zuschlag zu der Grundsteuer wieder eingebracht werden sollten.

Während neben diesen Kämpfen heftige, aber erfolglose, meist den radicalen Elementen des Hauses entsprungene, durch stürmische Meetings secundirte Angriffe auf die Finanzpolitik der Regierung herliefen, gelang es jedoch, auf verschiedenen anderen höchst wichtigen Punkten des mercantilen, industriellen und politischen Lebens dieses Reiches sehr wesentliche Fortschritte zu erzielen. Einerseits kam die Bank von England in Frage. Der zuletzt im J. 1800 verlängerte „Freibrief" dieses Instituts lief mit dem 1. Aug. 1833 ab; ihre Privilegien waren bereits seit dem Frühling 1832 durch eine Commission finanzieller Notabilitäten unter dem Vorsitze des Schatzkanzlers neu geprüft worden. Auf Grund dieser Prüfung schlug dann Lord Althorp am 31. Mai 1833 im Unterhause wesentlich Folgendes vor: der Hauptsache nach sollte die Bank ihr Privileg behalten, auch der Grundsatz, daß ein Drittel Metall im Verhältniß zu den Verpflichtungen der Bank hinterlegt bliebe, nicht erschüttert werden, „doch sollte das Publicum fortan selbst die Bedürfnisse des Notenumlaufs controliren, ihn zusammenziehen, wenn der fremde Wechselverkehr zu Ungunsten Englands stand, und im andern Falle ihn ebenso erweitern dürfen". Zu diesem Behufe sollte die Bank durch Eingabe an die Schatzkammer wöchentlich den Stand ihres Papiers zu den Depositen und gleichfalls einen vierteljährigen Durchschnitt desselben in den Zeitungen veröffentlichen. Eine Ausdehnung des Monopols der Bank war die Bestimmung, daß im Umkreise von 65 englischen Meilen um London herum keiner andern Bank von mehr als sechs Theilhabern die Ausgabe von eigenen Papieren verstattet wurde, während die Noten der Bank von England und ihrer Filiale als gesetzliche Zahlmittel überall acceptirt werden sollten, nur nicht von der Bank selbst und ihren Zweiginstituten. Gleichzeitig wurde eine directe öffentliche Schuld von netto elf Millionen an die Bank abgetragen; dafür räumten die Directoren einen Abzug von 120,000 Pf. St. jährlich ein von den Verwaltungskosten der Nationalschuld. Nach solchen Grundzügen sollte der Contract auf 21 Jahre erneuert werden; die Regierung behielt sich das Recht vor, ihn am Ende des zehnten kündigen zu dürfen, sodaß er mit dem eilften Jahre erlösche[27]). Nachdem noch die gemäßigte Opposition die Concession erzielt hatte, daß die niedersten Noten zu 5 Pf. St. stets und überall gegen Geld einlösbar bleiben sollten, fand der Entwurf ohne besonders heftigen Widerspruch seine Annahme.

Die andere große Frage dieser Session war die indische. Die Vollmachten der großen ostindischen Compagnie, wie sie vor 20 Jahren wieder neu festgestellt waren, liefen mit dem nächsten Jahre ab und mußten nunmehr den Ansprüchen der Gegenwart entsprechend umgebildet werden. Es handelte sich dabei um eine mercantile und eine politische Frage. Zur Zeit der Castlereagh'schen Regulirung der indischen Verhältnisse im J. 1813 hatte die gewaltige Agitation des englischen und schottischen Handelsstandes die Aufhebung des Monopols der Compagnie für den indischen Handel erzielt; damals war der englische Privathandel nach und von Indien freigegeben, insbesondere auch das Recht des londoner Hafens auf den alleinigen Import — zu Gunsten aller Hafenplätze des Reichs aufgehoben worden. Geblieben aber war damals der Compagnie das sehr wichtige und sehr gewinnbringende Zweigmonopol des chinesischen Handels. Hatte nun die Aufhebung des Hauptmonopols bei dem allgemeinen neuen Aufschwunge des Handels sehr wohlthätig gewirkt; hatte sich durch den freien Privathandel der Ertrag des indischen Handels allmälig jährlich um 4 Millionen Pf. vermehrt, — so begehrte jetzt (die energischen Angriffe der britischen Handelswelt auf das chinesische Monopol der Compagnie begannen schon seit 1829) namentlich im Interesse des Theehandels die mercantile Welt auch für diesen Theil des Welthandels die vollkommen freie Concurrenz. Die politische Seite angehend, so hatte sich in den letzten 20 Jahren das Gebiet der englischen Herrschaft in Ostindien wie auch nach der birmanischen Seite hin nicht unbedeutend erweitert; indessen war es doch nicht die Absicht der Reformregierung, bei ihren Vorschlägen sich wesentlich weit von den Grundlagen des Systems zu entfernen, wie dasselbe[28]) durch Pitt's India-Bill (nebst den Ergänzungen der nächsten Jahre) im J. 1784 festgestellt und im J. 1813 durch die Castlereagh'sche Bill auf der Pitt'schen Grundlage einigermaßen weiter ausgebildet war. Nun hatte das Ministerium Grey seit d. J. 1831 durch das indische Controlamt, an dessen Spitze Charles Grant (der spätere Lord Glenelg) stand (unter eifriger Mitwirkung Macaulay's), über die indische Frage umfassende Vorarbeiten anstellen lassen, die zu dem Entschlusse führten, für die mercantile Seite die im J. 1813 begonnene Reform zum vollen Abschluß zu bringen, nach der politischen Seite aber vorläufig um Einen Schritt weiter zu gehen als die Gesetzgebung von 1813.

Nach langen und zum Theil sehr lebhaften Verhandlungen mit den Vertretern der Compagnie gelangte

26) Pauli a. a. O. S. 182.

27) Pauli a. a. O. S. 191 fg. 28) Vergl. hierüber (v. Jasmund im) Bethmann-Hollweg'schen berliner „Preußischen Wochenblatt", 1858. Nr. 26. (Die Neugestaltung der indischen Regierung.) S. 247 fg. und Nr. 27. S. 251 fg.

man endlich zu einem Vergleiche; und nun beantragte Charles Grant im Unterhause am 13. Juni 1833 drei Beschlüsse, in denen die entscheidenden Gesichtspunkte zusammengedrängt waren. Diese Resolutionen lauteten: „1) Es ist räthlich, daß sämmtliche Unterthanen Sr. Majestät die Freiheit erhalten, nach den Chinesischen Häfen zu segeln und dort Thee oder andere Producte des besagten Reiches zu kaufen. 2) Es ist räthlich, daß für den Fall, wenn die ostindische Gesellschaft alle ihre Ansprüche und Forderungen, die sich auf das indische Gebiet beziehen, an die Krone übertrüge, die Krone alle auf dem Gebiet haftenden Verbindlichkeiten übernehme und der Gesellschaft eine Entschädigung gebe. 3) Es ist räthlich, daß die Regierung über die britischen Besitzungen in Indien der besagten Gesellschaft unter den Anordnungen und Bedingungen übertragen werde, welche das Parlament für angemessen erachten wird, um den Handel dieses Landes auszudehnen, und um dem Volke von Indien eine gute Regierung und die Förderung seiner moralischen und religiösen Interessen zu sichern." — Das weitere Detail angehend, so sollte das chinesische Handelsmonopol mit dem April 1834 fallen; als Entschädigung für das mercantile Vorrecht sollte der Gesellschaft für die nächsten 40 Jahre aus den indischen Revenuen der Jahresertrag von 630,000 Pf. St. gezahlt werden. Die Compagnie hörte nunmehr auf als Handelsgesellschaft zu existiren und blieb fortan nur eine politische Körperschaft, so weit ihr die heimische Gesetzgebung die Rechte einer solchen gab. Da die seit 1813 gemachten Experimente gezeigt hatten, daß trotz der damaligen Freigebung des indischen Handels die anfangs mit vielen Bedenken betrachtete Auswanderung von Engländern nach Indien keine nennenswerthe Ausdehnung angenommen hatte, so wurde ohne weitere Beschränkung jedem Engländer das Recht ertheilt, sich in Indien aufzuhalten und daselbst Grundbesitz zu erwerben, den indischen Gerichtshöfen der Compagnie aber die Befugniß ertheilt, alle Engländer in Indien vor ihr Forum zu ziehen. Es wurde bestimmt ausgesprochen, daß die Compagnie nur noch eine politische Corporation sei, ohne Recht auf die Souveränetät und den Besitz der im Laufe der Jahrhunderte erworbenen indischen Länder. Sofern der Corporation durch die Gesetzgebung Herrschaftsrechte überlassen oder übertragen wurden, so übten sie diese im Namen und Auftrag der Krone. Indem man dann den künftigen Fall der völligen Auflösung der Compagnie als Actiengesellschaft ins Auge faßte, bildete man einen Fonds, der nach Ablauf einer Reihe von Jahren die Entschädigung für die Actieneinlösung ermöglichen, damit den vollen Heimfall aller Rechte auf Indien, sei es auf das Territorium, sei es auf die Revenuen, an den Staat herbeiführen sollte. Die indische Territorialverwaltung wurde der Compagnie wieder auf neue 20 Jahre anvertraut, d. h. dem von ihr der Krone vorzuschlagenden Generalstatthalter und seinem Rathe; nur wurde der Directorenhof durch verschiedene Bestimmungen in eine noch directere und stetigere Abhängigkeit vom Controlamt als bisher gesetzt. Das Recht der Stellenbesetzung blieb dem Directorenhof, zugleich aber wurde es durch das Princip der Concurrenz und die Einführung der Prüfungen als Bedingung und Maßstab für den Eintritt und die Beförderung im Dienst wesentlich modificirt. Die Verwaltung in Indien angehend, so beruhte die oberste Gewalt aller bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der indischen Regierung auf dem Oberstatthalter und seinen Räthen. Dem Oberstatthalter waren die andern Präsidentschaften (zu denen jetzt die neue von Allahabad — nachmals Agra — für die großen Erwerbungen im Nordwesten kommen sollte), aus je einem Statthalter und drei Räthen bestehend, untergeordnet. Die Abhängigkeit der obersten Verwaltungsbehörde vom obersten Gerichtshofe, dessen Bestätigung nöthig war, um einer Verordnung des Oberstatthalters Gesetzeskraft zu ertheilen, wurde abgeschafft; der Oberstatthalter im Rath wurde die höchste legislative Behörde und verfügte mit Gesetzeskraft sowol über alle Eingeborenen als alle Engländer, die sich in Indien aufhalten; auch der oberste Gerichtshof untersteht somit jener Behörde. Dem obersten Rath zur Seite wurde ein Gesetzgebungsausschuß für Indien errichtet, mit der Aufgabe, allgemeine Gesetzbücher und eine vollständige Polizei-Ordnung für Einheimische sowie für Engländer auszuarbeiten [29]). Die Bill sprach außerdem das wichtige Princip aus, daß kein Eingeborener Indiens auf Grund seiner Nationalität, Farbe oder Religion von der Fähigkeit zu Aemtern ausgeschlossen sein sollte [30]).

Die indischen Resolutionen der Regierung fanden bei Gemeinen und Lords ohne nennenswerthen Widerspruch ihre Zustimmung; in der Hauptberathung des Details am 10. Juli bei den Gemeinen entschied namentlich Macaulay [31]) durch eine brillante Rede den Sieg der Regierung; die Bill wurde in beiden Häusern mit seltener Einmüthigkeit angenommen.

Ungleich härtere Kämpfe hatte die Regierung in der Frage wegen der westindischen Plantagen zu bestehen, bei der es sich um die schwierige, ja fast verzweifelte Aufgabe handelte, den schon seit mehreren Jahrzehnten

---

29) Die Oberleitung dieser Arbeit wurde dem berühmten Macaulay übertragen, der (s. oben) im December 1833 als viertes ordentliches Mitglied oder Rath am obersten Gerichtshofe nach Calcutta sich einschiffte. Amtsarbeiten hatte er dort gar nicht und konnte daher seine ganze Zeit der Abfassung des Gesetzbuches widmen; dasselbe ist auch zu Stande gekommen, aber leider hatte sich seine Arbeit des Beifalls der Juristen nicht zu erfreuen. Man hat ihm vorgeworfen, daß er einerseits nur Calcutta gesehen, ferner keine der in Indien lebenden orientalischen Sprachen gekannt, einseitig die Anglisirung Indiens gewünscht, namentlich aber keine juristische Schärfe entwickelt, und darum nur Unbrauchbares geschaffen habe. Das Buch Macaulay's ist denn auch praktisch von der Compagnie nur wenig benutzt worden. Dagegen behaupten Macaulay's Vertheidiger: seine Arbeit sei doch wesentlich tüchtig gewesen und von der Compagnie nur darum zurückgestellt worden, weil Macaulay die volle gerichtliche Rechtsgleichheit der Inder mit den Briten zu entschlossen durchgeführt, ihnen namentlich das Recht — von den localen Gerichtshöfen an den obersten Gerichtshof zu Calcutta zu appelliren, zugestanden habe. Manche glauben, die Nichtbenutzung der Macaulay'schen Reformpläne habe mit zu der Genesis des indischen Aufstandes von 1857 beigetragen. 30) Vergl. Preußisches Wochenblatt a. a. O. S. 252. 31) Die Rede s. bei Steger a. a. O. S. 162—205.

vorrückenden Verfall dieser reichen Colonien aufzuhalten, zugleich aber auch das schon seit langer Zeit eingeleitete Werk der Sklavenemancipation zu vollem Abschluß zu bringen. Diese Colonien, namentlich die bedeutendste derselben, Jamaica, waren schon seit dem Anfang des 19. Jahrh. in keiner besonders beneidenswerthen Lage. Der allgemeine Nachtheil, der überall auf der Sklavenarbeit lastet, hatte auch hier sich eingestellt; von Industrie war keine Rede, das städtische Leben der Insel Jamaica mit 211 □Meilen und (jetzt noch) 500,000 Einwohnern beschränkte sich auf die Plätze Spanisch-Town, Kingston und Port Royal; die Interessen der Insel gipfelten in dem Anbau der tropischen Producte, wie namentlich Zucker, Kaffee, Piment und Ingwer, und in deren Ausfuhr. Nun aber war durch die Art der Bewirthschaftung, namentlich bei den Zuckerplantagen, der Boden allmälig stark ausgesogen worden; die Kosten des Betriebes steigerten sich zusehends, während die Plantagen allmälig weniger Gewinn abwarfen, — diese nämlich, seit 1793 mit einer hohen Zuckersteuer beschwert, konnten namentlich seit Abschluß der Napoleonischen Kriege die wachsende Concurrenz mit andern billiger producirenden Zuckerländern nur noch mühsam aushalten. Die Ausbeutung des Bodens und der Sklavenkräfte war schon vor 1807 mehr und mehr zur Raubwirthschaft geworden; viele Plantagen waren in die Hände der entfernten Hypothekengläubiger gerathen, die weiße Bevölkerung überhaupt tropisch erschlafft, — da hatte im J. 1807 die erste wichtige, gegen das Negersklaventhum gekehrte britische That, nämlich die Parlamentsacte, welche den Sklavenhandel verbot, den Plantagen einen energischen Stoß beigebracht, der noch fühlbarer wurde, als auch die Umgehung dieser Acte durch heimliche Sklaveneinfuhr unmöglich gemacht ward durch die Bill d. J. 1815, welche die genaue Registrirung aller in den Colonien gehaltenen Sklaven anordnete. Die Pflanzer hatten indessen doch den Ausfall der Einfuhr „durch consequentere Züchtung des kostbaren, im Werthe gestiegenen, schwarzen Menschenviehes“ zu decken gewußt. Sie hatten sich auch, gestützt auf die noch immer dominirende Macht der Torys im alten Parlament, auf die den autonomen Pflanzern wohlgesinnte Masse von Vertretern im alten Unterhause, auf die vielen mit ihren Interessen so innig verknüpften britischen Gläubiger unter der hohen Finanz zu London, Liverpool, Glasgow, — und ungewarnt durch die immer stärker auf Freihandel und Sklavenbefreiung hindrängende Richtung des Zeitalters; ungewarnt durch Canning's (1823) der Sklaverei feindliche Resolutionen, durch die Arbeit der negerfreundlichen Baptistenmission (seit 1804) auf Jamaica und die Agitation der Wilberforce und Burton in England — andauernd mit Hartnäckigkeit auf ihrem alten Standpunkte behauptet.

Als nun seit 1830 das Ministerium Grey mit seinem der Sklaverei seit Alters so feindlichen Lordkanzler Brougham die Geschäfte führte, begannen (seit 1831) die ersten bestimmten Schritte der neuen Regierung, um zunächst unmenschlicher Behandlung der Neger Schranken zu stecken. Das führte bald zu trotziger Opposition der Pflanzer Westindiens, zu erbitterten Beschlüssen derselben. Aber ihr Muth sank, als nunmehr die Sklaven, nicht ohne Kenntniß des liberalen Umschwungs in London, mit Ende December 1831 einen Aufstand in Jamaica begannen, der zwar ohne großes Blutvergießen gedämpft werden konnte, der aber Eigenthum im Werthe von mehr denn einer Million Pf. St. zerstört hatte. Die Pflanzer forderten nun ihrerseits im April 1832 namhafte Entschädigungen, und im Oberhause beantragte Lord Harewood die Unterstützung des Gesuches der Pflanzer Seitens der Regierung, die zugleich eine Commission zur Untersuchung der Lage Westindiens und der anzustellenden Besserungsversuche einsetzen sollte. Die Regierung war vollkommen mit diesem Gedanken einverstanden, auch zu sehr namhaften Hilfeleistungen sehr wohl bereit. Andererseits aber trafen im Parlament aus dem ganzen Lande wahrhaft kolossale Bittschriften von Hunderttausenden ein, die insgesammt die Aufhebung der Sklaverei forderten. Die Entscheidung aber wurde hingezogen, bis die Regierung erst vor dem neuen, aus den Reformwahlen hervorgegangenen Unterhause mit seiner ungeheuren liberalen Majorität stand; es war dann Mr. Stanley als Colonialminister, der am 14. Mai 1833 dem Unterhause die neuen Pläne der Regierung vorlegte, welche darauf hinausliefen, sofort die Sklaverei aufzuheben, aber unter strenger Vorsorge für die Wohlfahrt der Neger wie für das Interesse der Eigenthümer; im Einzelnen sollten alle schwarzen Kinder unter sechs Jahren sofort für frei erklärt, die übrigen Sklaven aber für eine zu bestimmende Uebergangszeit als sog. Lehrlinge erklärt, — ferner den Pflanzern für die Freilassung der Sklaven eine namhafte Entschädigung gewährt, — endlich von Staatswegen besoldete Behörden eingesetzt werden, um über die religiöse und ethische Erziehung der emancipirten Neger zu wachen. Wiederholt durch die andern wichtigen Debatten der Session durchkreuzt, zogen sich die Berathungen des Unterhauses über diese Bill durch die Monate Juni und Juli hin. Am heftigsten entbrannte der Streit namentlich um die den Pflanzern zu gewährenden Entschädigungen und um das Princip und die Dauer der zu bestimmenden sog. Lehrlingszeit. Man kam denn dahin überein, daß für die Gesammtsumme von etwa 800,000 Sklaven die Entschädigung auf 20 Millionen Pf. St. (davon fielen etwa sieben Millionen auf Jamaica) bemessen wurde. Die sog. Lehrlingszeit wurde für die Feldsklaven auf sieben, für die Haussklaven auf fünf Jahre bestimmt. Der greise Wilberforce, der am 29. Juli d. J. starb, hatte noch die zweite Lesung dieser Emancipationsbill erlebt, die nachher auch bei den Lords ohne Widerstand durchging. Am 1. Aug. 1834 sollte die neue Bill in Wirksamkeit treten.

Das edle Werk des Parlaments hat aus sehr verschiedenen Ursachen nur sehr allmälig und in ziemlich beschränktem Umfange seine gehofften segensreichen Früchte getragen. Die neue Zeit wurde in Westindien allerdings würdevoll mit religiösen Feierlichkeiten angetreten, unter lebendiger Theilnahme der Geistlichkeit und der Missionare für die Neger. Aber leidlich gestalteten sich die

Dinge sofort nur auf der Insel Antigua, wo die Pflanzer aus eigener Bewegung sofort auf die Lehrlingszeit verzichtet hatten, und die Sklaven sofort zu freien Lohnarbeitern geworden waren. Aber auf den übrigen Inseln brachte die sog. Lehrlingszeit allen Theilen bittere Enttäuschungen. Der Plan dabei war gewesen, beide Theile nach und nach an den vollständigen Uebergang der Neger zu ganzer Freiheit zu gewöhnen. Die Neger sollten nicht mehr Sklaven sein, aber sie sollten zunächst noch auf ihren alten Plantagen für die Pflanzer wöchentlich je $4\frac{1}{2}$ Tag arbeiten müssen; die alte harte Autorität der Aufseher sollte aufhören, bei allen Differenzen sollten englische Beamten zwischen Weißen und Schwarzen entscheiden. — Aber das Misbehagen der Pflanzer und ihr Wunsch, die Neger in der noch gegönnten Zeit möglichst energisch auszubeuten, wie andererseits die Sehnsucht der Sklaven nach ganzer Freiheit machte diese Uebergangszeit so sehr unerträglich und jammervoll, daß die Regierung schon nach vier Jahren (im J. 1838) die volle Freiheit der Schwarzen überall eintreten ließ.

Unter den Colonien hat unter diesen Verhältnissen namentlich Jamaica gelitten. Diese Insel war im J. 1834 so sehr verschuldet, daß große Massen der staatlichen Entschädigungsgelder sofort in die Taschen der Hypothekengläubiger übergingen, daß viele Pflanzer, während sie ihre Sklaven einbüßten, nur sehr wenig neues Kapital in ihre eigene Hand bekamen. Bei der fortbestehenden Abneigung gegen die farbige Race war dann auch nachher die unveränderte Forteristenz des Pflanzerparlaments (während die freien Farbigen noch keine politischen Rechte erhalten hatten) gerade kein Mittel zu baldiger Ausgleichung. Und während allmälig doch auf verschiedenen kleineren britischen Inseln Westindiens der Wohlstand sich wieder gehoben, und erträgliche Verhältnisse sich wieder eingestellt haben, machte der Ruin Jamaica's schnelle Fortschritte. Der Umschwung der Verhältnisse hatte Hunderte einst vermögender Creolenfamilien an den Bettelstab gebracht; die Production Jamaica's selbst blieb immer mehr zurück hinter der der benachbarten spanischen und nordamerikanischen Sklavenländer, weil weiße oder mischfarbige Arbeiter die Zucker- und Kaffeeplantagen nicht mit Erfolg cultiviren konnten, und weil es nur sehr schwer gelang, die Neger als freie Arbeiter zu gewinnen. Hier stand einerseits die unkluge, habsüchtige Knauserei der Pflanzer als Arbeitgeber im Wege, die thörichte Gewaltsamkeit gegen viele Neger, die dann sich in das Innere zogen, um sich hier eigene Negerdörfer anzulegen; andererseits die bequeme und träge Art der Schwarzen, die bei Jamaica's üppiger Natur ohne Mühe sich erwerben können, was sie zu nöthigem Lebensunterhalt brauchen, — außerdem aber nur sehr allmälig zu der Grundlage aller Cultur, nämlich zu dem Begriff von dem Werthe festen und liegenden Grundeigenthums, gebracht werden können. Später hat man sich dann auf dieser Insel durch Einführung indischer und chinesischer Kulis zu helfen gesucht [32].

Der neugeweckte reformatorische Geist in England hat sich aber keineswegs auf Irland, Hindostan und Westindien beschränkt. Im Gegentheil, die vielen neuen Parlamentsmitglieder hatten massenhafte Reformprojecte aller Art mit in das Haus gebracht, von denen wenigstens manche allmälig zu nationalen Forderungen und dann zu wirklichen Errungenschaften geworden sind. Verschiedene sehr wichtige Bewegungen sind damals wenigstens tastend vorbereitet worden. Bemerkenswerth ist hier, daß jetzt zuerst der reiche londoner Bankier Georg Grote, Abgeordneter der City, nachmals durch seine ausgezeichnete „Geschichte Griechenlands" zu europäischem Rufe gelangt, ein hochgebildeter Radicalreformer, (25. April) mit dem Antrage auftrat, an Stelle der altenglischen Praxis der Oeffentlichkeit bei den Wahlen die geheime Abstimmung einzuführen. Diese Frage ist seitdem nicht wieder von der Tagesordnung verschwunden, sie ist noch heute — wie eine Hauptforderung der Radicalen aller Nuancen, so ein Object der Debatte in Wort und Schrift. Die Ansichten über diese Forderung sind sehr getheilt; außer den Radicalen sind die englischen Staatsmänner und politischen Kreise über den Werth dieser Maßregel höchst verschiedener Ansicht. Grote's City-Wähler waren mit seinem Antrage sehr wenig einverstanden; Grote selbst hatte im J. 1833 an 106 Stimmen gewonnen; — für den Antrag, den er seitdem mit britischer Zähigkeit alljährlich erneuert hat, gewann er allmälig auch Männer wie Macaulay (dieser übrigens ein erbitterter Gegner des allgemeinen Stimmrechts), und bis 1839 an 216 Stimmen; zur vollen Entscheidung war diese Frage bis Anfang Juli 1872 noch nicht gelangt.

Erfolgreicher war dagegen Lord Ashley, der die damals höchst verkommene, vielfach greuelvolle und klägliche Lage der Fabrikbevölkerung [33]) zum Gegenstand seines menschenfreundlichen Studiums und seiner parlamentarischen Thätigkeit gemacht hatte. Noch allerdings kam man damals über die fundamentalen Schwierigkeiten, über die politischen Rücksichten des Cabinets Grey auf seine Wähler in den Kreisen der städtischen Industrie, und über die Unklarheit, wie weit der Staat berechtigt sei, hier normirend einzugreifen, nicht weit hinaus. Aber Ashley erreichte es doch, daß schließlich das erste Gesetz über Fabrikarbeit zu Stande kam, welches mit dem 1. Jan. 1834 in Kraft treten sollte; dieses Gesetz verordnete, daß junge Leute unter 18 Jahren nicht zu mehr als 69 Stunden wöchentlich, Kinder unter 13 Jahren nicht über 8 Stunden täglich genöthigt, und Kinder unter 9 Jahren überhaupt zu keiner Arbeit in Fabriken (die Seidenspinnerei allein ausgenommen) verwendet werden dürften; das Gesetz fand auf Gewerbszweige aller Art, mit Einschluß der Bergwerks- und Grubenarbeiter,

32) Vergl. Pauli a. a. O. S. 197 fg. und den Artikel: „Der Negeraufstand in Jamaica und seine Ursachen", in der Zeitschrift „Unsere Zeit", Jahrgang 1866. S. 95—100.

33) Vergl. auch die Schilderungen bei V. A. Huber, Die Arbeiterfrage in England S. 1 fg. und namentlich Ludlow und Lloyd Jones, Die arbeitenden Classen Englands in socialer und politischer Beziehung (übersetzt von Julius v. Holtzendorff) S. 4—21.

Anwendung, und trug, freilich noch in sehr unvollkommener Weise, auch zum ersten Mal Sorge für den bisher furchtbar vernachlässigten Schulunterricht und die ärztliche Aufsicht über die arbeitenden Proletarier, wie auch zunächst von Staatswegen vier Fabrikinspectoren eingesetzt wurden.

Nach einer überaus arbeitsvollen Session wurde das Parlament am 29. Aug. 1833 für mehrere Monate vertagt. Alle bisherigen Erfolge konnten indessen darüber nicht täuschen, daß die Machtstellung des Cabinets Grey allmälig schwächer zu werden anfing, daß die bei der Reformbill den Whigs verbündeten Radicalen in Parlament und Bevölkerung anfingen, dem seine mittlere liberale Linie verfolgenden Ministerium sich feindlich gegenüberzustellen, während doch eine Annäherung an die maßvolleren Tories nicht zu erzielen war. Noch aber beherrschte die starken liberalen Kreise des Landes das Bewußtsein der hochbedeutsamen Leistungen dieses Cabinets; noch war es stark genug, zwischen den extremen Elementen auf beiden Seiten energisch vorwärts zu schreiten, um so mehr, als der treffliche Peel (der auch auf seinen Freund Wellington einen starken Einfluß ausübte), der beste Mann der conservativen Partei, soweit es seine Ueberzeugung ihm möglich machte, viel eher bereit war, das Ministerium zu unterstützen, als schon jetzt den voreiligen Versuch zu machen, die Whigs wieder aus der Regierung zu verdrängen. Auch die auswärtige Politik der Regierung fand im Lande weitaus die allgemeine Zustimmung. Mit Frankreich stand man jetzt andauernd in sehr guten Verhältnissen; man unterhandelte über einen vortheilhaften Handelsvertrag mit diesem Lande, man war mit der französischen Politik in starkem Einverständniß zu Gunsten des jungen belgischen Staates; — nur daß damals übersehen wurde, wie gefährliche Consequenzen der auch englischerseits in der belgischen Sache vollzogene erste Bruch mit dem altbritischen Grundsatze, unter keinerlei Umständen bewaffnet zu interveniren, unter Umständen nach sich ziehen konnte [34]). Auch die polnischen Sympathien (die in späterer Zeit in England namentlich an dem Lord Dudley Stuart einen allerdings mehr lebhaften als erfolgreichen Vertreter fanden) theilte die Regierung, diesmal mit allen Parteien, während bei der belgischen Frage die schrofferen Tories doch sehr lebhaft für Holland empfanden; nur daß sich gar keine Möglichkeit bot, für das sinkende Polen irgendwie praktisch hilfreich aufzutreten; nur daß die fortgesetzte Zahlung einer von Großbritannien für das Königreich der Niederlande (1814) übernommenen Schuld an Rußland auch noch nach der Abtrennung Belgiens von Holland, da doch diese Zahlungen nur für die Combinirung Belgiens mit Holland übernommen worden waren, — nur daß die Fortsetzung dieser Zahlungen an Rußland, um diesen Staat nunmehr für Anerkennung des neuen belgischen Staates zu gewinnen, Lord Palmerston's politische Manövrirkunst in ein wesentlich bedenkliches Licht stellte [35]).

Am entschiedensten und von den liberalen Kreisen Englands und des Continents in jener Zeit am meisten gebilligt, trat aber der Umschwung der auswärtigen Politik Englands in den Fragen heraus, die damals Portugal und Spanien bewegten. Lord Palmerston hatte schon einmal früher (am 11. Juni 1829) sein Programm auswärtiger Politik solchergestalt ausgesprochen: „Es sind zwei große Parteien in Europa; eine, die durch die Macht der öffentlichen Meinung zu herrschen strebt, und eine andere, die zu herrschen strebt durch das Uebergewicht physischer Gewalt; — —. Das Princip, worauf das System dieser Partei ruht, ist meiner Meinung nach von Grund aus irrthümlich. In der Natur ist keine bewegende Kraft, als der Geist; alles Andere ist thatlos und träge. In menschlichen Angelegenheiten ist diese Kraft die Meinung, in politischen Angelegenheiten die öffentliche Meinung; und wer durch sie Macht gewinnt, wird durch sie berufen sein, den fleischigen Arm physischer Uebergewalt zu bändigen, und ihn zwingen, seine Gebote auszuführen." Englands auswärtige Aufgabe lag nach Palmerston's Ansicht großentheils in dieser Richtung; bei seiner großen Macht und bei den Erinnerungen seiner Geschichte könne es die Unterdrückung der öffentlichen Meinung durch physische Uebermacht nicht billigen, auch nicht theilnahmlos mit ansehen; es müsse also seine Macht und Freiheit geltend machen zur Unterstützung der Völker gegen die Despoten, des Constitutionalismus gegen die Reaction der sog. heiligen Allianz. Ideen, aus denen allerdings eine Interventionspolitik sich ziemlich von selbst ergab; nur daß man dabei leicht dahin gelangen konnte, sehr widerspruchsvoll zu erscheinen; daß man leicht Gefahr laufen konnte, nur schwächeren Mächten gegenüber volle Energie und rechte Erfolge zu entwickeln, bei Differenzen solcher Art mit starken Mächten dagegen — wenn ein großer Krieg doch unrathsam erschien, — zu einer wenig glänzenden Rolle sich gedrängt zu sehen. — Nun hatte damals seit 1831 in Portugal das wüste und nichtswürdige Treiben des Dom Miguel den Höhepunkt erreicht, der blutige Tyrann sich auch in maßloser Weise an britischen, durch Beziehungen zu den portugiesischen Liberalen compromittirten Staasbürgern vergriffen; britische Kriegsschiffe erzwangen dafür im Frühjahre 1832 Genugthuung. Und als nun Dom Pedro den Kampf für die Thronrechte seiner Tochter Donna Maria eröffnete, ließ Palmerston bei äußerlich noch festgehaltener Neutralität ungestört Massen britischer Freiwilliger zu den Fahnen der liberalen Portugiesen stoßen. Die Opposition der Tories des Oberhauses gegen diese Connivenz blieb ohne Erfolg, und der Seesieg, den der Admiral Napier und dessen britische Matrosen in Dom Pedro's Dienst über Dom Miguel's viel stärkere Flotte am 5. Juli 1833 bei St. Vincent erfochten, wurde auch in England fast als eine nationale

34) Vergl. Pauli a. a. O. S. 228 fg. und ausführlicher derselbe in dem Artikel: „Englands auswärtige Politik im Rückblick auf Lord Palmerston", in den „Preußischen Jahrbüchern". 1869. Februarheft S. 137—140.

35) Pauli, Gesch. Englands a. a. O. S. 230.

That gefeiert. In Bezug aber auf die spanischen Verhältnisse, wo im Herbst 1833 (nach Ferdinand's VII. Ableben am 29. Sept.) die carlistische Erhebung der Basken gegen die Königin-Regentin Marie Christine und ihre Tochter Isabella ausgebrochen und der grausame Bürgerkrieg zwischen den absolutistisch-klerikalen Anhängern des Don Carlos und der liberalen Partei der Regentin in vollem Anzuge war, hatte England mit Frankreich sofort die neue Regierung anerkannt; dann schritt Palmerston weiter zu neuer und sehr entschiedener Intervention, die sowol in Spanien wie in Portugal die reactionären Gewalten lähmen sollte. Großbritannien schloß (londoner Vertrag vom 24. April 1834) mit Frankreich, Spanien und Portugal die sog. Quadrupel-Allianz, welche darauf berechnet war, die Prätendenten Miguel und Carlos von dem Boden der Halbinsel zu vertreiben, beide dann passend abzufinden, die Halbinsel endgültig zu beruhigen. Unter Ueberwachung durch die großen Westmächte haben dann (April und Mai 1834) spanische und portugiesische Truppen die Prätendenten überwältigt und (26. Mai) bei Evora in Portugal zur Ergebung genöthigt. Nur daß Don Carlos nachmals bald wieder bei seinen Basken erschien, wo der Aufstand allmälig solche Dimensionen annahm, daß England später in sehr bemerkbarer Weise zum Eingreifen veranlaßt worden ist. Es waren immerhin nennenswerthe Erfolge; nur daß die Ausbreitung des englischen Einflusses in Südwesteuropa doch wesentlich in Schatten gestellt wurde durch die unabweisbare Passivität, mit der man es hatte mit ansehen müssen, daß Rußland im April 1833 die schwer gebeugte Pforte mit bewaffneter Macht gegen den aus Cilicien siegreich gegen den Bosporus vordringenden ägyptischen Ibrahim-Pascha wirkungsvoll in Schutz nahm, und daß das befreundete Frankreich wieder (sowol gegen Rußland wie gegen England arbeitend) bis zum 6. Mai 1833 den für Aegypten günstigen Friedensschluß mit der Pforte erzielte, — während dann Rußland (8. Juli) den Vertrag von Hunkiar Iskelessi mit der Pforte schloß, welche für acht Jahre dem Sultan zu Schutz und Trutz die Hilfe der Landmacht und der Flotte Rußlands zusicherte, dafür für Rußland die Sperrung der Dardanellen gegen alle andern Kriegsschiffe stipulirte. Jedenfalls hatten jetzt sowol principielle Gegensätze (in der belgischen und in der pyrenäischen Sache), wie die bedrohten Interessen Englands im Orient eine starke Spannung zwischen England und den damals sog. nordischen Mächten, an erster Stelle dem Rußland des Kaisers Nicolaus, herbeigeführt, die leicht zu großen politischen Schwierigkeiten führen konnte.

Es waren indessen doch weit weniger die auswärtigen Fragen, die in dem am 4. Febr. 1834 wieder eröffneten Parlament in beiden Häusern der Regierung einen schwierigen Stand bereiteten, als vielmehr die weitere Entwickelung der innern, namentlich der irländischen Probleme. Nach manchen kleinern Reibungen, bei denen bereits die innere Einheit des Ministeriums Grey nicht mehr allzu fest sich gezeigt hatte, leitete zuerst O'Connell am 22. April die langwierige, sechs Sitzungen durchziehende Debatte über die wünschenswerthe Trennung Irlands von England ein, welche natürlich ohne alles praktische Resultat auslief, aber die Gelegenheit bot zu leidenschaftlicher Wiederholung der gerechten wie der unbegründeten Klagen über die gegenwärtige Lage der irischen Kelten, die allerdings nicht minder entschiedene Erwiderungen fanden. Bei der Abstimmung am 29. April blieb O'Connell mit 38 Stimmen in der Minderheit gegen 485 energische Vertreter der parlamentarischen Verbindung von Großbritannien und Irland. Während daneben in London Bewegungen unter den Arbeiterverbindungen (Trades Unions) hinliefen, deren Programm bereits den ersten Keim des späterhin sogenannten Chartismus enthielt, war das whiggistische Cabinet durch den großen Sieg über O'Connell doch nicht stärker geworden; vielmehr zeigte die Behandlung der positiven irischen Reformprobleme zunächst mehr und mehr die bedenkliche Eigenschaft, zwischen die führenden whiggistischen Staatsmänner trennende Keile hineinzutreiben. Es war zunächst die Frage über das anglikanische Kirchengut in Irland, deren weitere Entwickelung zu bedenklichen Spaltungen führte. Während die zu den Dissenters gehörenden Abgeordneten (damals wie zunehmend stärker bis auf die neueste Zeit ein wichtiger Bestandtheil der liberalen und radicalen Elemente des Volkes und des Unterhauses) mit Energie, durch die kirchlich Gleichgültigen unterstützt, immer stärkere Säcularisationen der irischen Kirchengüter, immer bedeutendere Einschränkungen der irischen Staatskirche forderten; während bereits am 27. Mai der Deputirte für St. Albans, Mr. Ward, seine Resolution zur Herabsetzung der weltlichen Besitzungen der Staatskirche in Irland begründete: so traten die Minister Stanley, Graham, der Herzog von Richmond und Graf von Ripon aus dem Cabinet aus! Die Stellen dieser Männer wurden allerdings durch Spring Rice, Lord Auckland, den Marquis von Coningham und den Grafen von Carlisle wieder besetzt, durch Ersetzung jener ausscheidenden Canningiten mit echten Whigs allerdings das Cabinet innerlich einheitlicher und fortschrittlicher gestaltet; aber der alte Lord Grey sah sich doch immer stärker eingeklemmt zwischen das Drängen des Radicalismus und die nun auch in der anglikanischen Kirche Irlands sich regenden gegnerischen Elemente, die auch bei König William selbst nicht ohne Sympathie blieben. Um aber in versöhnendem Sinne der irischen Kirchenfrage, der sog. Appropriation des irischen Kirchengutes, nun praktisch näher zu treten, beantragte die Regierung durch Lord Althorp am 2. Juni gegenüber der Ward'schen Resolution die Einsetzung einer aus Laien bestehenden Commission, welche „in Irland jeden Bezirk, jede Gemeinde, Kirchen, Kapellen, Schulen, die Zahl der Angehörigen, des Besuchs, Zuwachs oder Abnahme, Art und Betrag des Einkommens erforschen sollte, und zwar mit Rücksicht auf Anglikaner, Dissenters und Katholiken, um dem statistischen Verhältnisse der Confessionen unter einander und ihren wirklichen Bedürfnissen auf den Grund zu kommen." Mit diesem Antrage drang die Regierung im Unterhause auch wirklich durch. Im Oberhause mußte

der Widerspruch durch Grey's Erklärung, daß die Reduction der irischen Kircheneinkünfte kein Präcedenzfall gegen die englische Staatskirche werden solle, und durch Brougham's Erklärung, daß den Papisten aus den Ueberschüssen nichts zufallen solle, mühsam beschwichtigt werden. Aber neben solchen Schwierigkeiten bot die irische Frage noch andere nicht minder bedenkliche. Einerseits sollte nämlich der verhaßte anglikanische Kirchenzehnte nach dem Plane der Regierung mit dem nächsten 1. Nov. in Irland gänzlich aufhören, statt dessen dann eine Grundsteuer in gleichem Betrage durch den königlichen Fiscus erhoben werden. Die irische Agitation aber wünschte den Zehnten lieber ganz und ohne Entgelt cassirt, — oder aber zwei Drittel der neuen Grundsteuer für die katholischen Kelten gewonnen zu sehen; schroffe Anglikaner dagegen waren mit dem Eingreifen des Staates in die finanziellen Verhältnisse der Kirche überhaupt sehr unzufrieden. Bei der zweiten Lesung im Mai hatte es bereits wüthende Debatten gegeben; und bei der Committeeberathung seit dem 30. Juni zeigte sich die Regierung in immer hilfloserer Klemme zwischen den Forderungen derer, die eine völlig utilitarische Verwendung der Ueberschüsse auch für nichtkirchliche Zwecke begehrten, und zwischen den, jetzt durch den aus dem Cabinet getretenen Stanley stark unterstützten, toryistischen Conservativen, die gegen Säcularisation und Kirchenraub donnerten. Aber mitten unter diesen Debatten führte eine andere irische Frage, die der sog. Coërcionsbill, den Sturz des Cabinets Grey unerwartet herbei. Lord Grey wünschte die Bill, auf deren Grund seit fast Jahresfrist (s. oben) in Irland ein milde, aber erfolgreich gehandhabter Ausnahmezustand bestand, auf weitere zwölf Monate verlängert zu sehen; nur gewisse Straffälle sollten nicht mehr vor die Kriegsgerichte gezogen werden. Der keltischen Demagogie dagegen kam es weit mehr auf die Wiederfreigebung der politischen Meetings an. Nun waren mehrere Mitglieder der Regierung, namentlich Lord Althorp, der Meinung gewesen, durch letztere Concession die Iren im Parlament, namentlich O'Connell, für das Cabinet zu gewinnen; und mit Althorp's Zustimmung hatte (20. Juni) der Nachfolger Stanley's als Secretär für Irland, Mr. Littleton, privatim sich in dieser Richtung mit O'Connell verständigt, ihm auch mitgetheilt, daß der Statthalter Irlands, der Marquis von Wellesley (Littleton's Schwiegervater), die Ansicht theile (die Wellesley am 23. Juni dann brieflich gegen Grey äußerte), daß er jetzt in Irland sich getraue, auch ohne weitere Beschränkung des Vereinsrechts durchzukommen. Inzwischen war Grey aber anderer Meinung, drang mit seiner Meinung auch im Cabinet durch, beantragte er arglos auch am 1. Juli bei den Lords eben die Verlängerung der ermäßigten Coërcionsbill. Unsinnigerweise schwieg nun Mr. Littleton gegen Grey über seine bisherigen Schritte, nahm auch nicht seine Entlassung, — und nun enthüllte (3. Juli) der wüthende O'Connell im Unterhause die Lage der Dinge, die die Welt über die Differenzen im Cabinet über die irische Sache mit Einem Schlage völlig ins Klare setzte. Es gab einen starken Sturm im Unterhause; dann reichte (8. Juli) Lord Althorp seine Entlassung ein, und der alte, jetzt siebzigjährige Lord Grey that mit Zustimmung des Königs darauf hin sofort denselben Schritt.

Der Rumpf des whiggistischen Cabinets blieb übrigens fortbestehen; und König William übertrug nunmehr am 9. Juli dem Minister des Innern, Lord Melbourne, die Neubildung der Regierung. Da es sich sofort zeigte, daß eine Combination mit Wellington, Peel, Stanley zur Zeit vollkommen unthunlich war, so mußte man das Cabinet etwas weiter nach links hinaus formiren. Melbourne wurde Premierminister [36]), und am 17. Juli erschien Althorp als Schatzkanzler und Führer der Gemeinen wieder im Unterhause; (für das Innere wurde Lord Duncannon Minister, als Domänenminister trat ein Sir John Cam Hobhouse, der vieljährige hochliberale Vertreter von Westminster, der Jugendfreund und Reisegefährte Lord Byron's, ein alter parlamentarischer und schriftstellerischer Verfechter bürgerlicher und kirchlicher Freiheit schon in Castlereagh's Zeiten; und das Geheimsiegel gab der Graf von Carlisle an Lord Mulgrave ab).

Das neue Cabinet brachte dann bis Ende Juli die irische Coërcionsbill mit der Abschwächung durch, daß nunmehr allerdings in Irland die Meetings wieder erlaubt sein sollten, ausgenommen solche Districte, wo das Standrecht angewendet worden war. Bei den weitern Kämpfen um die Zehntenbill seit dem 29. Juli trug dann O'Connell vollkommen den Sieg davon, indem er in den Committeeberathungen die Herabsetzung des Zehnten um zwei Fünftel erzielte, — nur daß dann (11. Aug.) die Lords unweise genug waren, die ganze Bill mit bedeutender Mehrheit zu verwerfen. Analog hatten die Lords schon am 1. Aug. in zweiter Lesung eine andere die kirchlichen Verhältnisse berührende Bill abgelehnt; nämlich die namentlich durch die stürmischen Dissenters betriebene, auch bei der Regierung nicht ohne Zustimmung angesehene Bill des Mr. Wood, die auch den Dissenters den Zutritt zu den alten Universitäten Cambridge und Oxford öffnen sollte, und die am 28. Juli die letzte Mehrheit bei den Gemeinen gewonnen hatte. — Wahrhaft werthvoll und bedeutungsvoll wurden dagegen die stürmischen Parlamentssitzungen d. J. 1834 für einen sehr wichtigen Theil der innern Verhältnisse doch durch das neue Armengesetz. Die bisherige Armenverwaltung, die sich wesentlich auf die Acte d. J. 1796 stützte, hatte notorisch höchst unheilvoll gewirkt und nach ver-

36) Der alte Lord Charles Grey war am 13. März 1764 zu Fallowden bei Alnwick in Northumberland geboren; er war seit seinem 22. Jahre im Parlament thätig gewesen, und ist, nachdem er auch nach seinem Rücktritt im J. 1834 dem Cabinet Melbourne seine Unterstützung nicht versagt hatte, am 17. Juli 1845 gestorben.

Lord Melbourne (Viscount William Lamb) war am 15. März 1779 geboren. Der älteste Sohn des Sir Peniston Lamb, der im J. 1770 als Lord Melbourne die irische, 1815 die englische Peerie erhalten hatte, — war er seit 1805 im Unterhaus, 1827 unter Canning Obersecretär für Irland, seit seines Vaters Tode (22. Juli 1828) in die Peerie eingerückt und, wie wir sahen, seit 1830 Minister unter Grey. Melbourne ist nach seinem Rücktritt im J. 1841 endlich am 24. Nov. 1848 gestorben.

schiedenen Seiten hin finanziell und sittlich großen Schaden angerichtet[37]); namentlich die überwiegend landwirthschaftlichen Bezirke Englands litten schwer unter den hier bemerkbar gewordenen Misständen. Um hier nun reformirend einzugreifen, hatte Lord Grey schon im J. 1832 eine Anzahl bewährter Männer zu einer Commission berufen, welche die Anwendung und Wirksamkeit der bestehenden Armengesetze untersuchen und über deren heilsame Verbesserung berichten sollte; der Bericht wurde am 20. Febr. 1834 abgeschlossen, dem Ministerium des Innern mitgetheilt, dann in angemessener Weise zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Dann hatte Lord Althorp am 17. April 1834 seine neue Bill zur Abänderung der bestehenden Armengesetze im Unterhause angekündigt, die wesentlich nach den Vorschlägen jener Commission entworfen war. Das neue Gesetz ist, allerdings nicht ohne lebhaften Kampf, in beiden Häusern des Parlaments genehmigt und am 14. Aug. durch die Krone sanctionirt worden. Es war mehrfach bedeutungsvoll: principiell am wichtigsten ist es gewesen, daß man damals zuerst die Bahn betreten mußte, die seitdem sich immer weiter geöffnet hat und mit der wachsenden Zunahme der industriellen Interessen und der fortschreitenden Ausdehnung des Wahlrechts immer weiter führen wird, — die abführte von dem altbritischen Selfgovernment und dem System unbezahlter Ehrenämter auch in communalen Fragen. Wie das schrittweise immer mehr sich demokratisirende England allenthalben mehr den französischen und deutschen continentalen Verhältnissen angenähert wird, so wurde damals in dem Armenwesen der unausbleibliche erste Schritt gethan zu einer centralisirenden Schöpfung mit besoldeten Beamten: man schuf — am 23. Aug. bereits trat die neue Behörde ins Leben, besetzt mit Sir Frankland Lewis und den Herren Lefevre und Nicholls — das oberste Armenamt, eine königliche Centralbehörde, mit sehr ausgedehnter Macht der Controle und der Organisation (natürlich unter Aufsicht des regierenden Unterhauses); wobei man jedoch nach Kräften sich bemüht hatte, die alte Selbstthätigkeit der Gemeinden zu schonen. Wesentlich war dann die Ausdehnung des Systems der Kreisarmenvorstände, der gewählten beschließenden Gemeindeausschüsse, der besoldeten Armenbeamten und der Arbeitshäuser. Im Einzelnen war damit eine gründliche Revision des bestehenden Niederlassungsrechts verbunden, wie auch eine andere Behandlung der unehelichen Geburten. Die bisherige Praxis, nach welcher der einfache Eid der gefallenen Dirne die Vaterschaft feststellte, der Vater dann mit Gefängniß bestraft, der Mutter für jeden Bastard eine Gratification gezahlt wurde, wurde cassirt; allerdings sollte der Eid der Dirne auch künftig noch zugelassen, aber der unehelichen Mutter die Sorge für die Erhaltung des Kindes zugewiesen, außerdem aber noch andere Zeugnisse als das der gefallenen Dirne nöthig sein, um den angeblichen Vater zur Theilhaberschaft an der Alimentirung der unehelichen Kinder zu zwingen. Im Princip kehrte man wieder zurück zu der alten englischen Praxis: Unterscheidung der Arbeitsunfähigen, denen mit Obdach und Nahrung zu helfen sei, von den armen Arbeitsfähigen, die die öffentliche Hilfe beanspruchen, denen dann durch Gewöhnung zur Arbeit, geregelter Lebensweise und wirthschaftlicher Selbständigkeit genügt werden müsse.

Alle Arbeit des zerbröckelnden whiggistischen Cabinets hatte indessen doch nicht hindern können, daß nicht der innere Bestand und namentlich das volksthümliche Zutrauen zu der Reformkraft der zur Zeit regierenden Fraction der Whigs im Lande immer mehr abnahm. Und namentlich das Armengesetz, dessen unvermeidliche Härten von einem Theile der Radicalen heftig angegriffen worden waren, bot schon während der Debatten im April und nachher der mächtigen Stimme der „Times" und andern großen Organen den Anlaß zu immer wachsenden, maßlosen Schmähungen des liberalen Cabinets. Auch die parlamentarische Pause, die seit Vertagung (15. Aug.) des Parlaments eintrat, besserte die Stellung des Cabinets nicht. Socialistische Arbeiterbewegungen und blutige Gewaltthaten in England, erneute Unruhen ob des Zehnten und neue trotzige Repealbewegungen in Irland, wilde Reden O'Connell's gegen das Cabinet Melbourne, ultramontane Fermente der Agitation O'Connell's beigemischt; — unter den ministeriellen Männern selbst eine unangenehme persönliche Differenz, nämlich zwischen den Lords Brougham und Durham; dieses Alles waren bedenkliche Anzeichen. Als nun am 10. Nov. der alte Graf Spencer starb, sein Sohn Lord Althorp demgemäß in das Oberhaus übertrat und damit das Cabinet zugleich seinen Finanzminister und Führer der Gemeinen verlor: da (14. Nov.) griff König William selbst ein. Der König war seit einiger Zeit, namentlich seit Grey's Rücktritt, seinem Cabinet entfremdet. Wie gar viele Staatsmänner (so namentlich die seit dieser Zeit mehr und mehr den Conservativen sich annähernden Lord Stanley und Sir Graham), so war auch der König durch den wild und ungestüm, immer radicaler gefärbt, sich geltend machenden Sturm auf fortschreitende fundamentale Reformen scheu geworden; namentlich schreckten ihn die leidenschaftlichen Angriffe auf die protestantische Staatskirche. Da nun die Liberalen unter einander selbst uneinig waren, da die Presse das whiggistische Cabinet wüthend angriff, — so beschloß er, anstatt etwa Lord Althorp durch Lord Russell zu ersetzen, die Sache nunmehr mit den Tories zu versuchen; vielleicht, daß hier die alten (s. oben) Familienverhältnisse auf ihn mitwirkten. Am 14. Nov. erhielt Wellington den Auftrag, die neue Regierung zu bilden, der denn auch sofort den befreundeten Sir Robert Peel als Premierminister vorschlug, denselben sofort von einer italienischen Reise nach London zurückberief. Dann erhielt Lord Lyndhurst das große Siegel, und — freilich nur mit Mühe (während am 16. Oct. das alte Parlamentsgebäude abbrannte), bildeten Peel und Wellington das neue Cabinet, das endlich im Laufe des December fertig formirt wurde. Wellington für das Auswärtige, Peel

37) Vergl. die Schilderungen bei Pauli, Geschichte Englands a. a. O. S. 279 fg.

als Schatzkanzler, Lyndhurst als Lordkanzler, Goulbourn für das Innere, Aberdeen für die Colonien, Sir Henry Hardinge Secretär für Irland, Lord Ellenborough an der Spitze des Controlamts, Alexander Baring als Handelsminister, Lord Wharncliffe für das Geheimsiegel waren die namhaftesten Staatsmänner dieses Cabinets gemäßigte Tories. Unter den jüngern Männern der Regierung aber erschien damals zuerst ein neues brillantes Talent, schon jetzt ein fesselnder Redner, — derselbe Mann, der heute als der erste und glänzendste Staatsmann der seit 1869 in England regierenden Radicalen einen Weltruf erlangt hat, nämlich Mr. William Ewart Gladstone. Der junge Gladstone war der dritte Sohn eines intimen Gastfreundes des großen Canning, nämlich des reichen (auch in Schottland grundgesessenen) Kaufmanns Sir John Gladstone zu Liverpool. Geboren im J. 1809 zu Liverpool, in Eton und Oxford gebildet, ein ausgezeichneter Kenner und Verehrer des classischen Alterthums, war der junge Mann ein hingebender Anhänger der anglikanischen Hochkirche, und zunächst ein Conservativer im Sinne Canning's und Bewunderer Peel's. Dem jungen vielversprechenden Manne hatte der toryistische Herzog von Newcastle im J. 1832 den Parlamentssitz für Newark verschafft; als Anhänger Peel's gewann er bald die Zuneigung des großen Mannes, der ihn dann bei der Bildung seines Cabinets einen Platz als Lord des Schatzes, bald nachher aber an Stelle des Mr. Stuart Wortley den Platz als Unterstaatssecretär für die Colonien verliehen hat.

Der Schritt König William's erwies sich bald als voreilig und irrig. Denn wenn auch die Stimmung des Landes sehr stark gegen das schwache und haltlose Ministerium Melbourne gewesen war: in weitem Umfange dominirten doch die radicalen Strömungen, derart, daß gleich nach Melbourne's Entlassung die Presse gegen des Königs selbständigen Schritt (den man auch jetzt wieder ohne zuverlässigen Grund der vielverschrienen Königin Adelheid zur Schuld schrieb) mit Wuth tobte, — daß die in einer langsamen Wandlung begriffene öffentliche Stimmung sich allmälig den Whigs wieder zuwandte. Der König war der Meinung gewesen, die öffentliche Stimmung verließe die Whigs und ginge zu den Tories über, und er glaubte diesen Uebergang beschleunigen zu müssen, indem er die bisherige Regierung beseitigte. Aber der Erfolg zeigte bald, daß er falsch geurtheilt hatte, daß die Umbildung — weder der öffentlichen Meinung, noch der Tories selbst — noch nicht so weit vorgerückt war, um solchen Schritt mit Erfolg wagen zu können. Des Königs Auffassung war in der That richtig gewesen; das Volk schwankte wirklich in seiner Anhänglichkeit an die Whigs, die (namentlich nach Lord Grey's Rücktritt) zur Zeit keinen Führer hatten, der das Herz des Volkes fesselte; keinen, in dem der Liberalismus gewissermaßen sich personificiren und zur Leidenschaft werden konnte, — die außerdem durch und in Folge ihrer jahrzehntelangen Stellung in der Opposition nun viele Fehlgriffe in der Ausübung ihres Amtes machten; die endlich zu ihrer neuen Stellung gekommen waren durch einen Impuls des Volkes, den sie vielleicht kaum zur Hälfte theilten. Aber des Königs William Politik war voreilig; er war der toryistischen Politik, mochte dieselbe nun auch immer die neue Reformbill als unabänderliche staatsrechtliche Thatsache anerkennen, hinderlich statt förderlich. Er erzwang eine vorzeitige neue Regierung der Tories, die — wie sich sehr bald zeigen sollte — so wenig Erfolg hatte, wie sie nach der Ansicht der Weiterblickenden nur haben konnte. Die Abneigung im Volke gegen die Whigs war bis dahin nur erst im Beginnen; sie war noch nicht sehr wirksam gewesen; jetzt wurde ihnen die Intervention der Krone günstig, weil die gereizte Stimmung sie auffaßte, als vertrüge sie sich nicht mit den Freiheiten des Volkes. Der König hatte Recht gehabt, als er den Anfang eines Stimmungswechsels bei dem Volke entdeckte; „nur entdeckte er blos einen damals noch nicht durchbrechenden Wechsel". Die Fortdauer der whiggistisch-liberalen Führung war dem Volke damals noch wünschenswerth; die volksthümliche Antipathie traf damals nur erst einzelne Führer und Schritte des whiggistischen Cabinets, nicht das Wesen der Principien. Bald zeigte es sich, daß der König der Partei, der er eigentlich helfen wollte, geschadet hatte [38]).

In Volksstimmung und Presse trat allerdings bald eine allgemeine Beruhigung ein, als das bisherige Parlament am 30. Dec. 1834 aufgelöst wurde; es wurde ja in althergebrachter Weise zu endgültiger Entscheidung nun an das Land appellirt. Die Wahlen zu dem neuen Unterhause fielen interessant genug aus. Beide Parteien hatten energisch gearbeitet; Peel selbst hatte durch seinen berühmten Brief (18. Dec. 1834) an seine Wähler zu Tamworth in einer damals in England noch ungewöhnlichen Weise sein Programm entwickelt, welches den neuen Boden der Reformbill unumwunden anerkannte und neue schonende Reformen verhieß, aber für die Staatskirche Achtung vor deren Eigenthum und altbegründeten Rechten in Anspruch nahm. Ein Programm, dem die „Times" und der Handelsstand der City ihre Zustimmung nicht versagten. Andererseits eilten die Schattirungen der liberalen Partei, ihre Differenzen bei Zeiten auszugleichen; leider fehlte es aber auch nicht an nichts weniger als löblichen Versuchen zur Aufhetzung der öffentlichen Stimmung. Die zu Anfang d. J. 1835 erfolgten Wahlen schoben allerdings die londoner Vertretung weiter nach links als bisher; aber viele große See- und Handelsstädte wählten diesmal ministeriell, selbst Lord Palmerston verlor momentan seinen Sitz, in Irland brachte O'Connell nur 60 Mann auf gegen 40 Ministerielle, — die Vertretung war dahin geändert, daß das Land überhaupt in England 140, in Schottland 16, in Irland 28 neue Männer nach der Hauptstadt schickte.

Wenngleich nun das Land sich im Ganzen zu Wellington und Peel nicht unbedingt feindlich verhalten hatte, so verfügte das neue Cabinet doch nur über eine anständige Minorität im Parlament; die Opposition über-

38) Vergl. Walter Bagehot, Englische Verfassungszustände (deutsche Uebersetzung; mit Vorwort von Dr. Franz von Holtzendorff) S. 297 fg.

wog doch mit vollen 133 Stimmen, neben denen noch 82 Männer eine „conservativ-liberale" schwankende Zwischenstellung einnahmen. Und als das Unterhaus am 19. Febr. zusammentrat, zeigte schon die neue Sprecherwahl, wo trotz aller Anstrengungen der Regierung und der in diesem Falle praktischen Rücksichten folgenden Mittelpartei der alte toryistische Sprecher Manners Sutton unterlag (er ist dann zum Viscount Canterbury befördert worden) und der whiggistische edinburgher Advocat James Abercromby mit zehn Stimmen den Sieg davontrug, das Uebergewicht der combinirten irischen und englischen Opposition. Als dann der König am 24. Febr. die Sitzungen formell eröffnet hatte, entwickelte Peel sehr ausführlich sein Programm, welches namentlich friedliche Politik, ermäßigtes Budget, Verbesserung des Civilprocesses, der geistlichen Gerichte, Abschluß der irischen Zehntenfrage, Zehntablösung in England und verwandte kirchliche Maßregeln in Aussicht stellte, überhaupt „die nüchterne und behutsame Verfolgung der Bahn des Fortschritts in wohlwollendem Einklang mit den übrigen Staatsgewalten", verkündigte. Die Bedeutung und der Freimuth des großen Staatsmannes hinderten aber nicht, daß schon bei der Adreßberathung namentlich O'Connell's Partei und heftige Mitwirkung (27. Febr.) die Annahme unbequemer Amendements durchsetzte; daß schon die ersten Plänkeleien den Charakter sehr erbitterter Angriffe annahmen. Als dann am 17. März die eigentliche Arbeit begann, setzte Peel verschiedene Maßregeln zu Gunsten der Dissenters (namentlich die Aufhebung des Zwanges, am Altar der Staatskirche getraut zu werden) durch. Als man aber zu den verhängnißvollen Debatten über die irische Zehntenbill und die Verwendung des überschüssigen Kirchengutes schritt, kündigte der damalige britische Hauptgegner Peel's, Lord John Russell, für den 30. März die Resolution an, „daß jeder Ueberschuß von Kirchengütern in Irland, der nicht durch die geistlichen Bedürfnisse selbst in Anspruch genommen werde, der religiösen und sittlichen Unterweisung aller Classen der Bevölkerung, ohne Unterschied des Bekenntnisses, zuzuwenden sei!" Die verschiedenen Gruppen der Opposition, Whigs und Radicale, Dissenters und irische Katholiken, einigten sich bald über ihre Taktik. Und als nach sehr bedeutsamen viertägigen Debatten und harten Kämpfen gegen Peel, Stanley, Graham, Gladstone die Opposition mit 322 gegen 289 Stimmen den Sieg davongetragen, die Zulassung der Russell'schen Resolution zur Berathung erobert hatte; als dann sofort am 6. April bei fortgesetzter Berathung über das nächste Detail Russell abermals mit 262 gegen 237 Stimmen siegte: als er ferner auch die neue Clausel: „daß keine Maßregel in Bezug auf Irland zu einem genügenden Abschluß führen könne, die sich nicht das Princip der ersten Resolution aneigne", mit 285 zu 258 Stimmen durchgesetzt hatte: — da nahm (8. April) Peel Anlaß, in höchst würdevoller Weise seinen Rücktritt von den Geschäften zu erklären.

Unter diesen Umständen mußte König William wiederum den alten Lord Melbourne mit der Bildung eines neuen liberalen Cabinets beauftragen, der freilich bei aller seiner unbestrittenen Tüchtigkeit doch als Staatsmann eine hervorragende Stellung zu gewinnen weder früher vermocht hatte, noch auch gegenwärtig im Stande war. Lord Melbourne nun, der unter keineswegs leichten Umständen die Zügel der Regierung übernahm, mußte zum Theil mit anderem Material arbeiten als früher Lord Grey. Namentlich konnte er den unermüdlichen Kämpfer Lord Brougham nicht wieder als Lordkanzler im Oberhause anstellen: die barsche und dreiste Art dieses Staatsmannes hatte ihn dem König sehr lästig gemacht, — und wenn der Lord als Minister sich andauernd große Verdienste erworben und bedeutende juristische Reformen[39]) erzielt hatte, so schuf ihm eben dieses Aufräumen Widersacher genug in der eigenen Partei und Fachgenossenschaft, während zugleich Brougham's herrischer Eigenwille, sein rauhes heftiges Wesen und seine grenzenlose reizbare Selbstgefälligkeit ihn zu einem sehr unbequemen Collegen für die übrigen Minister hatte werden lassen. Da nun Brougham bei dem Rücktritt der Whigs im vorigen Jahre eine (bei ihm in spätern Jahren noch mehrfach bemerkte) Inconsequenz begangen und seinen conservativen Nachfolger Lord Lyndhurst ersucht hatte, ihn (übrigens unentgeltlich) unter dem neuen Cabinet an Lyndhurst's Stelle in dem Richteramte des Chief Baron (erster Baron der Schatzkammer) dienen zu lassen: so mußte er jetzt um so eher fallen gelassen werden, was ihn dann für längere Zeit zu einem sehr bissigen und sehr selbständigen Kritiker der neuen Regierung gemacht hat[40]). Während man dagegen O'Connell durch Anstel-

---

39) Brougham hatte außer den schon oben geschilderten Reformen noch im J. 1833 locale Grafschaftsgerichtshöfe formirt, im J. 1834 in London einen Central-Criminalgerichtshof gebildet; er hatte nach Kräften zur Minderung der Rechtskosten und Rechtsverzüge gewirkt und unter den Sinecuren des Kanzleigerichtshofes energisch aufgeräumt. 40) Die officielle Laufbahn Brougham's war damit zu Ende. Seit dieser Zeit zwischen den formulirten Parteien stehend, der Mann heftigen Temperaments, war er nunmehr nach drei Richtungen hin lebhaft thätig. Erstens als Schriftsteller über theologische, historische, politische und philosophische Gegenstände. Zweitens als Staatsmann im Oberhause, wo er denn allmälig conservativer wurde, übrigens nicht ohne manche merkwürdige Widersprüche seine Laufbahn fortgesetzt hat. Unverändert blieb er in seiner Bemühung zur Reform des britischen Rechtswesens; seine Anregungen in dieser Beziehung wurden vielfach mit Erfolg gekrönt; (hierhin gehören seine Insolvent-Debitors-Acte, 1841; seine Theilnahme an der Begründung der Law-Amendement-Society, 1844; die Acte, welche den streitenden Parteien in Civilprocessen das Recht ertheilte, als Zeugen vernommen zu werden, 1851; die Erweiterung der Gerichtsbarkeit der Grafschaftsgerichtshöfe, 1853; die gesetzliche Sicherstellung des Eigenthums verheiratheter Frauen, 1857). Ebenso blieb er stets ein heftiger Gegner der Sklaverei; ob es dann nicht etwa politische Gedanken von specifisch britischen Interessen waren, die ihn während des amerikanischen Bürgerkrieges zum Gegner des Nordens machten, wird sich schwer entscheiden lassen. Aber für den Mann der Reformbill mit ihrer wilden Agitation war es sehr auffallend, daß er zwar 1846 unter Peel für Abschaffung der Kornzölle stimmte, dabei aber doch Cobden's Agitation als inconstitutionell und rechtswidrig verurtheilte. In seiner widerspruchsvollen Art hat er dann im Frühjahr 1848 die damalige französische Revolution lebhaft gepriesen, ja (auf Grund eines von ihm neuerdings bei Cannes er[illegible]

lung zweier seiner Freunde in irischen Staatsanwaltschaften zu gewinnen suchte, erhob Melbourne aus den Lords im Oberhause den Marquis Landsdowne zum Präsidium des Geheimen Raths, Auckland zum Minister für die Marine, Holland zum Kanzler für Lancaster, Duncannon zum Minister für die öffentlichen Arbeiten. Minister des Innern und Führer der Gemeinen wurde jetzt Lord John Russell, während Palmerston wieder das auswärtige Amt übernahm, Spring Rice als Finanzminister, Grant für die Colonien, Lord Howick (des alten Grey damals noch sehr liberaler Sohn) als Kriegssecretär eintraten, Hobhouse jetzt das indische Controlamt übernahm, und der radicale und den Kornzöllen so entschieden feindliche Paulett Thompson für das Handelsamt eintrat. Während der alte liberale Kämpe Lord Plunkett Lordkanzler wurde, besetzte Melbourne in verständiger und versöhnlicher Weise die Statthalterschaft von Irland mit Lord Mulgrave, das irische Secretariat mit Lord Morpeth.

Das neue Cabinet war erst bis zum 18. April vollständig formirt worden; eine wohlcombinirte Coalition tüchtiger Männer aus den verschiedenen Schattirungen des mehr oder minder entschieden gefärbten Liberalismus um einen altwhiggistischen Kern gesammelt, hatte das neue Ministerium Melbourne von Anfang an keinen sehr leichten Stand, wie unter andern die schweren Kämpfe zeigten, welche die in das Cabinet genommenen Unterhausmitglieder bei ihrer herkömmlichen Neuwahl zum Parlament zu bestehen hatten; (damals zuerst wurde Lord Palmerston in dem Flecken Tiverton gewählt, den er seitdem bis ans Ende seines Lebens vertreten hat). Als dann die Arbeiten des Parlaments nach längerer Vertagung am 18. Mai wieder begonnen hatten, brachte Lord Russell am 5. Juni die höchst wichtige Bill ein, die sich auf die Reform der städtischen Corporationen in England und Wales bezog. Die Arbeiten einer für diese Zwecke schon seit dem 18. Juni 1833 thätigen Commission hatten sehr deutlich klar gemacht, daß die bestehende städtische Verfassung im Laufe der Jahrhunderte immer mehr oligarchisch verknöchert war; daß namentlich die städtischen Behörden sich wesentlich durch Cooptation selbst ergänzten, daß zugleich die Masse der Einwohner nur die städtischen Lasten trug, während die eigentlichen Bürger, eine sehr kleine Zahl, die Vortheile genossen, sich nur durch Geburt, Heirathsverbindungen, zünftige Aufnahme ergänzten; daß finanzielle Schleuderwirthschaft und Corruption vorherrschte und hier eine Reform aus eigener Macht unmöglich geworden war. Eine solche Reform war aber um so nöthiger, da jetzt unzählige Städter, die noch immer an Wahl ihrer Behörden und Verwaltung ihrer Stadt keinen Antheil hatten, seit der parlamentarischen Wahlreform doch bei den Parlamentswahlen sich betheiligten. Hatte man nun im J. 1833 in Schottland einfach die Wahlbefähigung zur Magistratur und zum Gemeinderath auf alle Stadtbürger mit 10 Pf. St. jährlicher Rente ausgedehnt, so schlug Lord Russell für die Städte Englands und Wales im Wesentlichen jetzt vor: diejenigen älteren Bestimmungen außer Kraft zu setzen, durch welche die geschlossenen Corporationen jeder Verantwortung entzogen waren, ferner aber fortan allen ansässigen Steuerzahlern das Recht zuzugestehen, sich an den Angelegenheiten ihrer Gemeinde zu betheiligen. — Heftige Debatten in der Committeeberathung des Unterhauses (seit dem 15. Juni), bei denen unter Andern auch Lord Stanley und Sir Graham zuerst auch formell zur Opposition übertreten mußten; energische Gegenwehr vieler in ihren Privilegien bedrohten städtischen Oligarchien; dann — nach Annahme (20. Juli) der Bill in dritter Lesung bei den Gemeinen — der erbitterte Widerstand bei den Lords, die mehrere tief einschneidende Amendements durchsetzten und dabei sehr scharf ihren Gegensatz zu dem reformirten Unterhause an den Tag stellten: hinderten freilich die Durchsetzung der Grundprincipien der Bill nicht. Doch aber (am 31. Aug. kam die amendirte Bill wieder zu den Gemeinen) erzielte, diesmal mit Russell sich verständigend, Peel auch bei den Gemeinen die Annahme verschiedener Concessionen im Sinne der Lords, mit denen man bis zum 9. Sept. in einer Conferenz über das neue Gesetz sich ausgleichend verständigte. Die neue englische Municipalordnung — (sie ließ den Städten ihre finanzielle Verwaltung, ihre Polizei, ihre städtische Strafjustiz, während die Leitung der milden Stiftungen und des Armenwesens nicht unter den städtischen Behörden steht; sie erweiterte auf Grund der Steuerfähigkeit und eines bestimmten Besitzstandes von mindestens dreijähriger Dauer den Kreis der großjährigen Bürger sehr bedeutend, die zu dem activen Gemeindewahlrecht, zu dem Geschworenendienst und den städtischen Aemtern Zutritt hatten, während die Privilegien der alten „Freemen“ dabei nur einigermaßen modificirt wurden; sie verfügte dann, daß die erneute Wählerschaft den Gemeinderath [mit Census, auf drei Jahre, und mit alljährlichem Ausscheiden eines Drittels dieser Stadtverordneten] zu wäh-

---

stücks) sich um das französische Bürgerrecht beworben; und doch war er wieder im Herbst desselben Jahres und später lebhafter Gegner der weiter wirkenden Revolution, der italienischen Erhebung gegen Oesterreich, Bewunderer des Kaisers Nicolaus von Rußland — um nachmals im J. 1859 für Italien, 1863 für Polen sich zu begeistern. Mit der ungeheuren Mehrzahl der Engländer aber theilte er im J. 1864 den leidenschaftlichen, ja fanatischen Zorn gegen das endliche siegreiche Vorgehen der deutschen Großmächte wider Dänemark. — Besonders nachhaltig arbeitete er endlich (außerhalb des Parlaments) auf dem Gebiete socialer Reform. Wie er seit Alters in und außer dem Parlament mit Energie und Erfolg sich um bessere Volkserziehung bemüht hat (was ihn aber nicht hinderte, im J. 1850 die parlamentarische Untersuchung, resp. Reform des Verwaltungs- und Erziehungswesens der Universitäten Oxford und Cambridge zu bekämpfen), so war er unausgesetzt thätig bei der Bildung von Handwerkervereinen, wo er durch feurige Theilnahme und verständige Reden sehr viel Gutes gewirkt hat. Besonders eifrig war er dann bei der Schöpfung der im J. 1857 ins Leben gerufenen „National Association for the Promotion of Social Science“, der sich allmälig viele der namhaftesten englischen Staatsmänner, Nationalökonomen und Juristen aller Parteien angeschlossen haben. Dieser Gesellschaft hat Lord Brougham von 1857—1866 präsidirt. Nunmehr 88 Jahre alt, trat er überall vom öffentlichen Leben zurück, siedelte vollständig nach seiner Villa bei Cannes über, und hier starb er kinderlos am 7. Mai 1868. Seine Peerie ging (auf Grund eines königlichen Patents vom J. 1860) auf seinen jüngsten Bruder über.

len hatte, aus dem als Ehren-Ausschuß die für sechs Jahre mit dreijährigem Turnus ernannten Aldermen hervorgehen, während Aldermen und Stadtverordnete alljährlich am 9. Nov. den Mayor oder Bürgermeister aus ihren Reihen neu erkiesen) — erscheint nach dem Urtheile guter deutscher Kenner als ein theilweise überhastetes Werk, mit kenntlichen Spuren des Compromisses zwischen den feindlichen Principien der Aristokratie und der modernen parlamentarischen Demokratie. Dieselben Kenner schreiben ihr keine rechte frische Lebenskraft zu gegenüber dem allmälig auch in England erstarkendem centralisirenden Beamtenthum, und finden, daß sie, mit der Abtrennung nicht weniger der bürgerlichen Thätigkeit von Rechtswegen zuzuweisenden Geschäftszweigen, keineswegs in dem gehofften und zu wünschenden Maße eine Pflanzschule der sog. städtischen Selbstregierung und politischer Schulung geworden sei. Jedenfalls aber war mit dem neuen Gesetz nicht nur der Weg zur bessern städtischen Finanzverwaltung wieder gewonnen, sondern auch die Demokratisirung Englands wieder um einen gewaltigen Schritt vorgerückt [41]).

Minder erfolgreich dagegen war die neue Regierung in der irischen Frage. Die Sache des Zehnten und der sog. Appropriation sollte jetzt endlich erledigt werden. Lord Morpeth brachte daher am 26. Juni die seit Jahren vielbehandelte Bill in dieser Richtung wieder ein; die neue Bill forderte also einerseits wieder die schon mehrmals beantragte Umwandlung des Zehnten in einen Erbzins, und andererseits beantragte sie, daß nunmehr der zu erwartende Ueberschuß für die religiöse und moralische Unterweisung aller Classen der Bevölkerung Irlands ohne Unterschied der Confession bestimmt werden sollte. Trotz des gegen die zweite Bestimmung gekehrten Widerstandes von Staatsmännern wie Peel, Stanley und Graham fand die Bill im Unterhause eine sichere Majorität. Aber bei den Lords (gegen Ende August) vermochten die Minister Lansdowne, Plunkett und Glenelg (Grant), wie auch Lord Brougham die Annahme auch der zweiten Hälfte, der sog. Appropriationsclausel, nicht durchzusetzen; die Bill mußte für dieses Jahr zurückgenommen werden.

Die irische Frage blieb also auf diesem Punkte noch immer ungelöst; auf einem andern Punkte wenigstens ließ die Spannung nach. Es geschah dieses, indem die Orangelogen, — streng toryistisch gehalten, wie sie waren, aber auch auf englischem Boden als Bollwerke gegen den Radicalismus weit ausgebreitet, und unter Führung des Herzogs von Cumberland stehend, — zu Ende Februar 1836 auf Veranlassung des Unterhauses durch den König zur Schließung befehligt und durch den Herzog von Cumberland selbst aufgelöst wurden. Es geschah namentlich, weil eine parlamentarische Untersuchung ziemlich deutlich ermittelt hatte, daß diese Logen unerlaubter Weise auch in der Armee Fuß gefaßt hatten; nicht minder, weil man diese Logen für Ausgangspunkte durchaus reactionärer, „bigott-factiöser", Pläne (die, wie man fälschlich glaubte, wol gar für Cumberland und gegen König William IV., resp. die Thronerbin Victoria, selbst arbeiten sollten) mit mehr oder weniger Recht hielt und halten mußte; und weil die Existenz eines über das ganze Reich unter den mächtigsten Ständen ungeheuer verbreiteten Geheimbundes, den man bis auf 300,000 Männer berechnete, ebenso gefährlich wie unzulässig war. Die Auflösung dieses Bundes war namentlich auch ein Sieg der Radicalen über die trotzigsten Tories des Oberhauses, die bei diesem Handel mehrfach unangenehm compromittirt waren.

Trotz der Bundesgenossenschaft mit O'Connell und den Radicalen war jedoch die Stellung des Cabinets Melbourne weder in der am 10. Sept. 1835 geschlossenen, noch in der am 4. Febr. 1836 neu eröffneten Session des Parlaments sehr fest und günstig. Freilich war die tiefe Spaltung zwischen den jetzt allerdings völlig machtlosen Hochtories der extravaganten Art und den damals noch zukunftsreichen Freunden Wellington's und des großen Peel andauernd ein Element der Schwäche für die conservative Opposition; aber darum waren und blieben die alten socialen Mächte doch dem Cabinet Melbourne entschieden abgeneigt, welches wieder nicht im Stande war, über eine einheitliche Majorität im Unterhause zu gebieten und durch gute Erfolge das Volk zu fesseln; welches immer zu thun hatte, um dem Drängen radicaler Stürmer namentlich gegen den Bestand des Oberhauses zu wehren. Der bittere Gegensatz zwischen den conservativen und den liberal-radicalen Elementen des Landes kam überall zu Tage; auch in Auffassung der auswärtigen Politik, — hier vor Allem bei der spanischen Frage. Nach Palmerston's Rücktritt hatte sein Nachfolger Wellington (obwol die schroffen Tories blind genug waren, auch für Don Carlos persönlich und principiell Partei zu nehmen) die einmal durch die sog. Quadrupel-Allianz eingeleitete Richtung (s. oben) nicht verlassen, wol aber sich bemüht, unter Anerkennung beider Parteien als gleichberechtigte Kriegführende, durch die Convention Lord Eliot's (26. April 1835) eine Milderung der bestialischen Kriegführung zwischen Karlisten und Kristino's, eine Abstellung des landesüblichen Erschießens der Kriegsgefangenen, der Ermordung von Nichtcombattanten u. s. w., und ähnlicher Greuel, zu erzielen. Als dann die Leitung der auswärtigen Politik wieder in Palmerston's Hände übergegangen war, erlaubte derselbe bei dem Drängen der spanischen Regierung um Hilfe und bei der energischen Sympathie der liberalen und radicalen Presse für die damals durch die Karlisten stark bedrängte liberale spanische Partei — in fortschreitend offenerer Weise den Zuzug an Unterstützungen aller Art zu Gunsten der Kristino's. Noch mehr, am 10. Juni 1835 wurde auf Wunsch der spanischen Regierung die Acte suspendirt, welche die Anwerbung britischer Unterthanen für auswärtige Kriegsdienste verbot, und nun warb — trotz der Einrede des toryistischen Lord Mahon im Unterhause — der Oberst de Lacy Evans,

41) Vergl. Pauli a. a. O. S. 332 fg.; vergl. alles Detail bei Fischel, Die Verfassung Englands S. 326—333 und Cox, Die Staatseinrichtungen Englands; übersetzt von Kühne, S. 641 fg.

radicaler Deputirter für Westminster, etwa 9000 Mann schottische, irische und britische Landsknechte an, die er selbst (die Söldner wurden von den englischen Gläubigern der madrider Regierung ausgerüstet, bezahlt, mit englischen Uniformen bekleidet) als spanischer Generallieutenant nach der spanischen Nordküste führte, wo diese Truppen dann in der That, trotz der Schwierigkeiten des spanischen Klima's und der schwierigen Verpflegung, der liberalen Regierungspartei zunächst entschiedene Vortheile brachten; nur daß selbst Palmerston nicht hindern konnte, daß nunmehr der blutige Don Carlos durch das Decret von Durango gebot, kriegsgefangene Briten dieses Freicorps erschießen zu lassen!

Indessen hielt die auswärtige wie die innere Politik der Regierung noch immer die starken Sympathien der großen Majorität des Volks für das Cabinet Melbourne wach. Aber die neue parlamentarische Session d. J. 1836 seit dem 4. Febr. brachte außer der Auflösung der Orangelogen zunächst mehr heftige Kämpfe als namhafte Erfolge. Der Plan der Regierung, die municipale Neugestaltung auch in den Städten Irlands einzuführen (derartig modificirt, daß hier in den sieben größten Städten ein Census von 10, in den übrigen ein Census von 5 Pf. St. das communale Wahlrecht geben sollte), scheiterte im Juni bei den Lords im Wesentlichen wegen deren Abneigung, durch eine solche Umformung in Irland die Katholiken und O'Connell's Partei zu einer legal dominirenden Machtstellung zu erheben, was man nämlich befürchten zu müssen glaubte. Ebenso scheiterte Lord Morpeth's erneute Zehntenbill, welche diesmal den auf 100,000 Pf. St. berechneten Ueberschuß des kirchlichen Einkommens für die irische Volkserziehung in Anspruch nahm, wegen der Appropriationsclausel um dieselbe Zeit abermals im Oberhause: Alles Momente, die nur zu sehr dahin wirkten, die Spannung zwischen der Mehrheit der Peers und der liberalen Majorität der Gemeinen immer höher zu steigern, unter welchen letztern O'Connell jetzt immer entschiedener sich zu der Regierung Melbourne's hielt, von der er damals denn doch gute Reformen für Irland erwartete, — nur daß er die Minister durch seine wiederholten Ausfälle gegen die gegenwärtige Gestalt des Oberhauses mehrfach in Verlegenheit brachte.

Trotz solcher Spannung in großen Fragen der innern und der auswärtigen Politik gelang es aber damals doch, verschiedene nicht unwesentliche Reformen durchzubringen: dahin gehörte die endliche Ablösung (resp. Umwandlung in eine mäßige Grundrente) des alten Naturalzehnten in England und Wales; wesentliche Verbesserungen in der Criminaljustiz, in dem Gefängnißwesen, in der Stellung der Dissenters bei Trauungen und in der Civilregistratur der Geburten, Ehen und Todesfälle; endlich ist noch zu erwähnen, daß die Regierung die Herabsetzung des Zeitungsstempels von vier auf einen Penny pro Nummer erzielte, wie auch, daß die bisher ganz irrationelle Papiersteuer jetzt auf 1½ Pence pro Pfund ohne Unterschied der Waare reducirt, durch beide Maßregeln aber harte Steuern auf die volksthümlichen Bildungsmittel dadurch bedeutend erleichtert wurden.

Dagegen bereiteten die spanischen Dinge der Regierung große Noth. Die namentlich durch die Stellung außer allem Kriegsrecht und durch andere Uebelstände veranlaßte unerfreuliche Lage des britischen Freicorps in Spanien, überhaupt die verdeckte englische Interventionspolitik in Bezug auf Spanien; die wüsten Greuel auch der Kristino's, und die aufgelösten Zustände in Spanien überhaupt, gaben der Opposition andauernd Anlaß zu heftigen Angriffen, denen Lord Palmerston große Mühe hatte, mit Glück zu widerstehen. Indessen behauptete Palmerston parlamentarisch doch bis zu den heftigen Debatten im April 1837 in dieser Sache den Sieg über alle seine Gegner; die Freischaren des Generals Evans aber sind bekanntlich seit den blutigen und aufreibenden Kämpfen im März und Mai d. J. 1837 bei Hernani und Irun nicht mehr hervorgetreten, da schon im Juni dieses Jahres General Evans nach England zurückkehrte und der Rest seiner Leute ihm bald genug folgte. Der allmälig sich vorbereitende Ausgang zu Gunsten der Kristino's und zu Ungunsten des von den Hochtories mit so thörichten Sympathien begleiteten Don Carlos kam allmälig auch der auswärtigen Politik Englands zu Gute, die sonst in jener Zeit bei der Lockerung und Wesenlosigkeit der Allianz mit dem schwachen Louis Philipp und bei der Spannung mit dem (1836) in Krakau und in der Türkei übermächtig dominirenden, im osmanischen Orient auch den britischen Handel schädigenden, Rußland keine nennenswerthen Triumphe feierte.

Das Hauptgewicht fiel aber doch in diesen Jahren mehr und mehr auf die innern Zustände; dieselben wurden aber namentlich dadurch zur Zeit wesentlich schwer gestaltet, daß sich allmälig (denn noch war die Zeit nicht gekommen, wo die altüberkommenen Parteigegensätze und Parteiformationen mit ihren wichtigen Interessen sich merklich der Auflösung zuneigten) ein Gleichgewicht der Kräfte auf Seiten der beiden großen rivalisirenden britischen Staatsparteien herausstellte. Es war eine Stellung, die die Regierung Lord Melbourne's mehr und mehr geneigt machte, sich mit O'Connell enger zu verbünden, nur daß jetzt wieder eine innere Abneigung der liberalen protestantischen, nicht zur Staatskirche gehörigen Elemente gegen die katholischen Kelten sich bemerkbar machte; nur daß unter dem Eintreten einer schlechten Ernte und mercantiler Schwierigkeiten die niemals ruhende Antipathie der Industriebezirke gegen die Korngesetze, wie auch die radicalen Strömungen für allgemeineres und geheimes Stimmrecht und für Umbildung des Oberhauses, sich ernsthafter als bisher zu regen begannen. So wurde denn die neue parlamentarische Campagne d. J. 1837 (am 31. Jan. begonnen) lebhaft genug. Auch jetzt stand andauernd Irland im Vordergrunde. Die nur wenig modificirte Russell'sche Bill über die Reform des irischen Städtewesens ging im Unterhause in letzter Abstimmung mit einer Mehrheit von 80 Stimmen durch; aber die Lords, die diesmal zwar minder heftig als im Vorjahre auftraten, auch die zweite Lesung gestatteten, verschoben doch (5. Mai) mit großer Majorität die entscheidenden Debatten bis zum 9. Juni, — zur Anregung eines ge-

waltigen radicalen Sturmes im Unterhause. Erfolgreicher war Lord Russell auf einem andern Punkte; es galt die, durch Irlands wüste agrarische Zustände und durch die guten Folgen der seit 1834 (s. oben) in England eingerichteten neuen Armengesetzgebung gleichmäßig befürwortete, Einführung von wirksamen Armengesetzen in Irland. Russell's Plan, zunächst nur ein Palliativmittel in großartigem Styl, ging dahin, zunächst hundert Arbeitshäuser zu je 800 Seelen herzustellen, möglichst ausgedehnte Armenverbände einzurichten, des confessionellen Friedens halber in Irland die Armenpflege der Geistlichkeit nicht anzuvertrauen, endlich die Oberleitung ebenfalls der englischen Armencentralbehörde anzuvertrauen. Dieser Entwurf wurde im Parlament überall wohlwollend aufgenommen; auch O'Connell, der dabei vorahnend als beste Hilfe für Irland die Auswanderung in großem Styl empfahl, setzte an der Bill nur den vorläufig geringen Umfang der Maßregel aus, die dann am 28. April bei den Gemeinen zur zweiten Lesung kam. Dagegen begegneten dem erneuten Plane Lord Morpeth's, die kirchlichen Ueberschüsse in Irland zum Besten confessionsloser Nationalschulen zu verwenden, von vorn herein drohende Symptome bei den Lords, — und mehr und mehr entwickelten im Unterhause in andern kirchlichen Fragen die Conservativen eine schroffe Opposition, die Radicalen ein heftiges Drängen zu Umformungen der Verfassung, während radicale und conservative Extreme zusammen fast bösartig die neue und segensreich arbeitende englische Armenordnung von 1834 angriffen; ein Kampf, bei dem die Regierung wesentlich durch Peel's und Wellington's klugbemessene Hilfe gerettet wurde. Nur daß die mittlere Haltung dieses Cabinets durch solche Entwickelung der Gegensätze andauernd erschwert wurde.

Mitten in so schwierige Verhältnisse hinein fiel nun die unerwartete Wendung am Hofe. Der 72jährige König William IV. starb nach langwieriger Krankheit am Morgen des 20. Juni 1837, von allen Parteien seines weiten Reiches aufrichtig betrauert und verehrt; die erste Botschaft seiner jugendlichen Nachfolgerin Victoria an die beiden Häuser des Parlaments (22. Juni) sprach den Schmerz aus über das Hinscheiden des greisen Fürsten und gab den ersten Staatsmännern des Reiches den Anlaß zu würdevollen Nachrufen.

Herrschaft der Königin Victoria.

Zweiter Abschnitt.

Die Regierung Lord Melbourne's (1837—1841).

Mit König William IV. war die Reihe der Fürsten zu Ende gegangen, die die Krone von Großbritannien und Hannover auf ihrem Haupte vereinigt hatten. Hannover trennte sich jetzt von England und schon am 24. Juni verließ der als Hochtory gefürchtete und unbeliebte bisherige Herzog von Cumberland sein bisheriges Heimathland als König Ernst August von Hannover. Die Krone des großbritannischen Reiches aber trug seit dem Ableben König William's nunmehr die Prinzessin Alexandrine Victoria. Die jugendliche Königin war (24. Mai 1819 geboren) die Tochter des Herzogs von Kent (des nächst-jüngern Bruders Königs William IV.) und der Prinzessin Victoria von Coburg (der jüngsten Schwester des später als König der Belgier so berühmt gewordenen Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, damals — seit 1814 — Witwe des Prinzen von Leiningen). Der Herzog von Kent hatte die deutsche Dame im J. 1818 geheirathet; er war aber schon wenige Monate nach der Geburt seiner Tochter, im J. 1820, gestorben. Bei den nicht sehr glänzenden Verhältnissen der Familie Kent und bei der wenig großmüthigen Haltung des Königs Georg IV. gegenüber seinem Bruder und dessen Familie, führte die verwitwete Herzogin von Kent in dem stillen Hause zu Kensington (in einem Park im äußersten Westen der Hauptstadt London), wo Victoria geboren war, mit ihrer jungen Tochter ein stilles eingezogenes Leben. Die Prinzessin Victoria, begabt mit reichen Vorzügen des Geistes und Herzens, gesund an Leib und Seele, eine einfache und schlichte Natur, von sehr einnehmender Erscheinung, wurde hier nach vortrefflichen Grundsätzen sicher und tüchtig erzogen. König William IV. hatte dann dieser seiner präsumtiven Nachfolgerin in seiner guten Natur stets das größte Wohlwollen bewiesen, obwol es an mehrfachen Spannungen und Differenzen zwischen den Höfen zu Windsor und Kensington nicht gefehlt hat[42]).

Prinzessin Victoria wurde wenige Stunden nach dem Ableben ihres Oheims, am frühen Morgen des 20. Juni 1837, durch eine Deputation von dem alten Hofe als die neue Königin des großbritannischen Reiches begrüßt, welcher dann bald nachher Lord Melbourne, die andern Minister und die Peers, wie auch die königlichen Prinzen folgten. Die Ansprache an die Anwesenden, die deren und ihrer eigenen Eidesleistung voranging, wurde in der Oeffentlichkeit mit freudigem Beifall aufgenommen, der sich in besonders hohem Maße am folgenden Tage, bei der formellen Proclamation der neuen Herrschaft zu St. James zu erkennen gab. Allgemein wurde mit hoffnungsfreudiger Begeisterung die neue Herrscherin dieses gewaltigen Reiches begrüßt, die demnächst ihren Wohnsitz nach dem bequemer gelegenen Buckingham-Palast verlegte, und, den Traditionen ihrer näheren Angehörigen folgend, in der Politik eine entschieden whiggistische Haltung an den Tag legte; Lord Melbourne wurde seit dieser Zeit gewissermaßen der politische Lehrer der jungen Königin.

Nach dem constitutionellen Herkommen wurde nun nach Erledigung des Budgets das Parlament am 17. Juli vertagt (persönlich durch die Königin, deren Rede bei dieser Gelegenheit abermals mit warmer Sympathie begrüßt wurde) und unmittelbar nachher aufgelöst. Die

42) Ueber das Detail in dieser Richtung s. bei Pauli a. a. O. S. 392 fg. und vergl. S. 64 fg.

jetzt völlig zu ihren Gunsten umgewandelte Stellung der whiggistischen Minister zum Hofe stärkte das Cabinet allerdings sehr bedeutend; auch wußten die Whigs bei den Neuwahlen diese Stellung nicht ohne Erfolg zu benutzen, während die ersten Regierungshandlungen des allverhaßten Herzogs von Cumberland als König von Hannover ungünstig genug für die Sache der Tories wirken mußten. Trotzdem war das Ergebniß der Wahl (bis Anfang August vollzogen). nicht übermäßig günstig für die liberalen Parteien. Die extremen Parteien rechts und links waren wesentlich decimirt worden; aber während mehrere namhafte Radicale ausfielen, hatten namentlich in England die Conservativen viele Sitze gewonnen, — besonders in den Grafschaften, wo man sich, in wenig rationeller Weise, mit dem neuen Armengesetz noch immer nicht befreunden konnte. Diese Verluste wurden aber in Englands Nebenreichen, in Schottland und Irland, wieder ausgeglichen; nur daß die liberale Partei trotz ihres numerischen Obsiegens durch die neuen Wahlen „an Qualität" nicht gewonnen hatte; nur daß die Regierung auch bei der neuen Zusammensetzung des Unterhauses sich immer auf eine aus ziemlich disparaten Elementen zusammengesetzte Majorität stützen, und gleichzeitig immer wieder darauf rechnen mußte, daß auch der kluge Peel, dessen Zeit noch nicht gekommen war, ihr mit maßvoller Schonung bei einer Menge parlamentarischer Fragen und Arbeiten seine und seiner Freunde Unterstützung nicht versagte. Am Hofe sicherten die Whigs ihren wachsenden Einfluß durch die Lords Melbourne und Palmerston, durch die liberale Einwirkung des ihnen altbefreundeten Königs Leopold von Belgien, und endlich (was später noch wenigstens einmal merkwürdig schwer ins Gewicht fiel) durch die exclusive Formirung des Damenhofstaats der jungen Königin aus den angesehensten Whigfamilien, — zu nicht geringem Unwillen des toryistischen Adels.

Der durch neue Kundgebungen fast schwärmerischer Loyalität ausgezeichneten Theilnahme der Königin an dem londoner städtischen (Lord-Mayors-) Feste des 9. Nov. folgte am 20. Nov. die Eröffnung des neuen Parlaments. In der mit dem 23. Dec. wieder vertagten Session wurde diesmal nur erst die neue Civilliste der Königin (mit 385,000 Pf. St. jährlich) festgestellt. Große Schwierigkeiten aber waren inzwischen herangewachsen durch die neu auftretende canadische Frage. In der transatlantischen Colonialprovinz Unter-Canada war seit 1815 eine wachsende Differenz zwischen der alten französischen und der durch Einwanderung zunehmenden angelsächsischen Bevölkerung bemerkbar geworden; aber in allen Theilen dieses Landes regte sich auch der Geist der Neuerung, der sich namentlich gegen die Machtstellung der durch die Regierung ernannten Colonialräthe und auf die Ausdehnung der Rechte der gewählten colonialen Repräsentantenhäuser richtete. Das Ministerium Grey hatte dann diesen parlamentarischen Versammlungen, den sog. Assemblies, die volle Controle zugestanden über die Abgaben, wie sie im J. 1774 normirt worden waren; aber schon im October 1832 hatte die Assembly von Unter-Canada, — um die Wählbarkeit des colonialen Rathes, ihres „Oberhauses", zu erzwingen, — alle Abgaben zur Unterhaltung der Verwaltungsbehörden und Richter verweigert und, nicht ohne Steigerung der Agitation durch nordamerikanische Einwirkungen, Jahre lang bei dieser Widerspenstigkeit beharrt. Eine nordamerikanische Handelskrisis, die gefahrvoll auf Canada zurückwirkte, steigerte auch in (dem jetzt stark mit Irländern durchsetzten) Ober-Canada die politische Unzufriedenheit; man folgte im J. 1836 dem Vorbilde der untercanadischen Opposition. Die Führer der Bewegung, der Journalist Mackenzie in Ober-, der Anwalt Papineau in Unter-Canada, hatten nun allerdings mittelbar und unmittelbar auch in dem britischen Parlament Sympathien gefunden bei Männern wie bei dem Radicalen Hume und bei O'Connell; aber noch hatte (im März 1837) Lord Russell im Einverständniß mit der Mehrheit des Parlaments sich außer andern Concessionen doch nicht zur Genehmigung der Forderung herbeigelassen, die die Erwählung des colonialen Oberhauses anbetraf; auch hatte man den trotzigen Beschlüssen der canadischen Parlamente mit Suspendirung des Steuerbewilligungsrechts in Unter-Canada geantwortet. Darauf hin brach in Unter-Canada ohne Weiteres eine Empörung aus. Die französischen Bewohner griffen zu den Waffen, ihre Schwärme erfochten im November 1837 einige Vortheile über die königlichen Truppen, wurden erst mit Mühe bis Mitte December (namentlich zu St. Eustache am Ottawa) überwältigt. Aber die Unzufriedenheit, auch unter den britischen Colonisten, dauerte fort; und selbst in dem wesentlich loyalen Ober-Canada hatte es unter Mackenzie's Führung vom 4—7. November zu Toronto blutige Unruhen gegeben. Ernste Conflicte mit Nordamerika wegen eines Zusammenstoßes loyaler canadischer Milizen mit amerikanischen Flibustiers am Niagara wurden dagegen durch die Loyalität des Präsidenten Van Buren vermieden.

Die englische Regierung ordnete bei Eingang der canadischen Hiobsposten namhafte Rüstungen an, beschloß auch vorläufig die Verfassung in Unter-Canada zu suspendiren; als dann am 16. Jan. 1838 das Parlament wieder zusammengetreten war, wurde die Regierung wegen ihrer canadischen Politik sehr heftig angegriffen; aber es fand doch fast allgemeine Billigung, als die Regierung sich entschloß, den hochliberalen Grafen Durham mit außerordentlichen Vollmachten (die sich auf sämmtliche britische Colonien in Nordamerika erstrecken sollten) nach Canada zu senden. Der neue sehr populäre Generalgouverneur landete am 29. Mai in seiner Provinz; es gelang dem hochbegabten Manne sehr bald, mit Hilfe tüchtiger Adjutanten (darunter namentlich der begabte Charles Buller) binnen wenigen Wochen die grenzenlose Unordnung der canadischen Dinge zu entwirren, die nationale Spannung zwischen französischen und britischen Canadiern zu stillen, mit Nordamerika sich ehrlich zu verständigen. Aber während er sich bereits anschickte, eine föderative Gesammtverfassung für die sämmtlichen britischen Pflanzstaaten in Nordamerika herzustellen: da strandete Durham

an einer specifisch canadischen Frage. Um nämlich allgemein versöhnlich abzuschließen, hatte er mit Zustimmung des von ihm aus den canadischen Provinzen gezogenen eingeborenen Beirathes die in seinen Instructionen liegende Amnestie sehr verständig durchgeführt. Nur 16 flüchtige Hauptführer wurden als verbannt bezeichnet, acht untercanadische gefangene Führer nach Bermuda transportirt; mit Ausnahme einiger gemeiner Mörder wurde dann der ganze Rest von gefangenen Insurgenten, beinahe 150 Mann, begnadigt. Dieses Decret, am 28. Juni (dem Krönungstage der Königin) zugleich mit den wesentlichsten Reformen in Sachen der Justiz, des Städtewesens, des Unterrichtes und anderer Punkte, publicirt, wirkte in Canada sehr günstig. Unglücklicherweise hatten aber Durham und seine Rathgeber nicht gewußt oder übersehen, daß nach britischem Rechte die Behörden der Colonie kein Recht hatten, Transportationen an einen Strafort zu verhängen. Als nun im Juli 1838 der Gouverneur von Bermuda, Sir Stephan Chapman, die Annahme der acht canadischen Insurgenten beanstandete, — griff der seit mehreren Jahren mit Durham bitter verfeindete Brougham die Sache auf, focht im Oberhause, wo Durham ohnehin viele Gegner hatte, am 7. Aug. die verschiedenen juristisch angreifbaren Punkte in Durham's Verfahren gegen die flüchtigen und gefangenen Insurgenten mit Schärfe und Leidenschaft an, und setzte bei den Lords — gegenüber der überaus kläglichen und schwächlichen Vertheidigung, mit der die Minister das Verfahren ihres entfernten Freundes und Vertreters mehr preisgaben als deckten, am 9. Aug. mit 54 zu 36 Stimmen die zweite Lesung einer von ihm eingebrachten canadischen Bill durch, die zwar Durham's Indemnität aussprach, aber seine Ordonnanzen in der Amnestiefrage verdammte und die Vollmacht des Generalgouverneurs einschränkte. Die Regierung setzte dann am folgenden Tage Durham's Ordonnanzen außer Kraft. Obwol nunmehr die Bill Brougham's ziemlich wesenlos ihren weitern Lauf nahm, so empörten die londoner Dinge im feindlichen wie im ministerieller Lager, über welche Lord Durham im September 1838 zuerst durch amerikanische Zeitungen genauere Nachrichten erhielt, den stolzen und heftigen, jäh zufahrenden Generalgouverneur doch so gewaltig, daß er am 9. Oct., wo er die londoner Verhandlungen und Beschlüsse veröffentlichte, zugleich die sämmtlichen durch ihn noch Verurtheilten und die Flüchtlinge (über die zu befinden man jetzt in London vergessen hatte) auf Grund der Amnestie nun völlig begnadigte. Gleich nachher nahm er seinen Rücktritt, schiffte sich am 1. Nov. ein und kehrte bis Ende November nach England zurück.

Der tief verletzte Durham konnte wol höhnisch triumphiren, als bald nachher die Botschaft anlangte, daß seit seiner Abreise der Aufstand sich erneuert hatte. Die aus Bermuda zurückgekehrten Verbannten, die mit Papineau nach New-York entwichenen Insurgenten und andere Häupter erneuerten die Empörung, der etwa 15,000 canadische Franzosen bewaffnet sich zu Gebote stellten. Es gelang indessen dem tapferen General Colborne, diese untercanadischen Insurgenten bei Napierville und Montreal zu schlagen und mit demselben Erfolg die Einbrüche amerikanischer Freischaren nach Obercanada bei Prescott blutig abzuwehren. Bis Ende 1838 hatte Colborne den Aufstand überall besiegt und räumte dann mit kriegsrechtlichen Hinrichtungen unter den gefangenen canadischen und amerikanischen Lanzknechten, soweit sie als gemeine Mörder, Räuber und Mordbrenner aufgetreten waren, schonungslos auf, während jetzt mit Zustimmung der londoner Regierung viele andere nach Van Diemensland transportirt wurden. Politisch aber wurde Canada bald nachher doch mit vieler Einsicht zufriedengestellt. Lord Durham hatte nämlich mit Buller und anderen Freunden eine Denkschrift ausgearbeitet über die Reorganisation der canadischen Provinzen; und (während er selbst in den Privatstand zurücktrat und, kaum 48 Jahre alt, im Juli 1840 auf der Insel Wight starb) diese Denkschrift legte sein Nachfolger in Canada, der hochliberale und sehr befähigte Lord Sydenham (bisher als C. Poulett Thomson im Ministerium Melbourne der Präsident des Handelsamtes), durchgängig seinen Arbeiten zur Herstellung und gründlichen Verbesserung der canadischen Zustände zu Grunde. Unterstützt durch den Umschwung zum Bessern in den wirthschaftlichen Verhältnissen, durch die (seit 1839 mit den großen Dampfschiffen betriebene) nunmehr massenhaft anschwellende Auswanderung nach dem britischen Nordamerika; seinerseits mit Glück den Weg guter agrarischer, Verkehrs- und Unterrichtsreformen betretend, — konnte Lord Sydenham für Canada mit Erfolg auch bedeutende politische Reformen wagen. Was er schon 1839 ankündigte, 1840 durch formelle Acte proclamirte, gewann 1841 Leben und Gestalt. Ganz Canada wurde zu Einer Provinz vereinigt; am 10. Febr. 1841 trat die gemeinsame legislative Versammlung des Landes ins Leben. Dieselbe war darauf berechnet, die englischen und französischen Canadier fest an einander zu fesseln und zu gewöhnen. Während sich die Regierung das Recht zur Ernennung der obern Kammer vorbehielt, stellten zu dem canadischen Unterhause die beiden Provinzen nach einem liberalen Wahlgesetze je 39 Abgeordnete. Die Verwaltung der Colonie wurde ehrlich unter die Controle der eigenen Vertretung gestellt. Die neue Schöpfung erwies sich allmälig wirklich als ein gelungenes Stück politischer Arbeit.

Während die canadische Sache wenigstens im J. 1838 dem Cabinet Melbourne weder Ehre noch Gewinn gebracht hatte, rückten auch in dem britischen Mutterlande die Dinge nicht sehr glänzend für die regierenden Whigs vor. Die Partei conservativer Deputirten, die sich um Peel schaarten, nahm stetig an Zahl und Bedeutung zu; und es war überwiegend Peel's feine Berechnung und verständige Rücksicht, die ihn noch mehrere Sessionen lang abhielten, einen vorzeitigen Sturz des zur Zeit regierenden Cabinets herbeizuführen. Andererseits wußte das Cabinet durch Anstellung des Mr. Leloo Sheil (bisher O'Connell's bester Genosse) in einem einträglichen Staatsamte die ausschließliche Herrschaft des großen Agitators über die keltisch-katholischen Deputirten der grünen Insel in ihrem wohlbemessenen Interesse einigermaßen zu schwächen.

In den Irland betreffenden großen Fragen nun gab Lord Russell diesmal (in der am 14. Mai beginnenden Debatte über den Kirchenzehnten) die vielbestrittene Appropriationsclausel auf, — ein neuer Beweis der schwachen Stellung des Cabinets; dafür gelang es jetzt endlich, die lange erstrebte Umwandlung des Naturalzehnten in eine feste Landrente wirklich durchzusetzen. Dagegen konnte man die irische municipale Reform auch diesmal bei den Lords nicht durchbringen; letztere, in irisch-anglikanischen Dingen möglichst unnachgiebig, — obwol nach altem Beispiel der frühern Tory-Regierungen die Whigs seit Lord Grey's Regierungsantritt ebenso consequent daran arbeiteten, neue liberale Peers im Oberhause zu habilitiren, — zeigten auch gegen den sehr populären Statthalter in Irland, Lord Normanby (bisher Lord Mulgrave), eine markirte Feindseligkeit. Erfreulich aber war es, daß das für Irland entworfene Armengesetz der vorigen Session (s. oben) diesmal in beiden Häusern mit sehr namhaften Majoritäten zur Annahme kam: Mr. Nicholls erhielt den Auftrag, die neue Ordnung der Dinge in dieser Richtung ins Werk zu setzen.

Während dann mitten in die schwierigen, am 16. Aug. vertagten, parlamentarischen Debatten hinein als erfreuliches und neutrales Ereigniß die mit heiterer Pracht gefeierte Krönung der Königin Victoria trat (28. Juli), — zogen aber von einer andern Seite her dunkle Wolken herauf. Es begann für England die Zeit, wo für eine ganze Reihe von Jahren zugleich die Folgen lange vernachlässigter Volkserziehung, der Schattenseiten des Industrialismus, und des in den unteren Schichten der industriellen Welt ungehindert arbeitenden Radicalismus in wahrhaft gefahrdrohender Weise zu Tage treten sollten, — die Zeit der sog. chartistischen Bewegungen. Diese neuen Bewegungen wurzelten zum Theil in dem Kampfe um die große Reformbill. Das Ergebniß der großen Reformagitation war, wie wir sahen, wesentlich das gewesen, daß sich namentlich die städtischen Mittelclassen, speciell die neuen großen Städte des Reiches, ihren mächtigen Antheil erobert hatten an der Theilnahme an der Regierung und Verwaltung des Reiches. Aber den eigentlichen Radicalen war damit lange nicht genug gethan. Im Gegentheil (wie auch das genaue Detail der parlamentarischen Geschichte Englands seit 1832 zeigt), die Agitation zur Fortdauer neuer Erweiterung des Stimmrechtes hatte seit 1832 keineswegs aufgehört; im Parlament selbst waren freilich ohne jeden Erfolg andauernd neue Anträge in dieser Richtung gestellt worden. Die Hauptsache aber war doch die: die große Reformagitation der Jahre 1830—1832 war sehr wesentlich zu ihrem Siege gelangt durch die Betheiligung aller Classen. Nun empfanden es die untern, namentlich die sog. „arbeitenden" Classen der industriellen Städte sehr unangenehm, daß das Wahlrecht bisher noch in keiner Weise auch auf sie ausgedehnt worden war. Je mehr nun die sog. Arbeiter (workmen) sich als die Träger des mächtigen industriellen Lebens dieses Landes fühlen lernten; je energischer namentlich seit 1832 die Macht der politischen Presse gewachsen war; je mehr der Nachhall der politischen Discussion in die Tiefe drang; je stärker endlich sowol die katholische wie die Reformagitation die Massen aufgerüttelt hatte: um so stärker empfanden die sog. untern Stände des Reiches den Wunsch, endlich auch „selber zu Worte zu kommen". Dazu traten aber auch sog. sociale Fermente. Die Lage der Arbeiter war damals in England und Schottland mit der heutigen ganz und gar nicht zu vergleichen. Wenn auch nicht überall in demselben Maße wie bei dem zum Theil intellectuell grauenhaft vernachlässigten niederen Landvolke, herrschte bei großen Massen der Arbeiter (ganz besonders bei Gruben-, Erd- und Kohlenarbeitern) arge Rohheit und bedauernswürdige Unwissenheit, Mangel oft an der dürftigsten Schulbildung. Sittlich und sanitätsmäßig entsetzlich verwahrlost waren dichte Massen namentlich in London, in Manchester, Birmingham, Sheffield, Edinburgh, Glasgow und andern großen Centralplätzen. Auch sonst war die materielle Lage der Arbeiter vielfach drückend; harte Ausbeutung ihrer Kräfte, oft harte Behandlung, geringe Sparfähigkeit — freilich aber auch, Dank der groben Uncultur, rohe Verschwendung hoher Löhne, namentlich Seitens der Gruben- und Eisenarbeiter, — waren oft weithin empfundene Leiden, die sich steigerten, so oft einmal eine Handelskrisis die Industrie zum Stocken brachte, so oft eine schlechte Ernte unter Mitwirkung der unheilvollen Kornzölle die Preise der nothwendigsten Lebensmittel in gefahrvolle Höhe trieb. Nun waren seit mehreren Jahren die Versuche im Gange, durch die Gewerk- und Arbeiter-Vereine (die mehrgenannte Trades' Unions) theils auf dem Wege der gegenseitigen Unterstützung einander zu helfen, theils durch massenhafte Strikes oder wohlorganisirte Arbeitseinstellungen die Löhne zu steigern. Es hat lange gedauert, bis gerade in Sachen der Strikes einerseits die richtigere Erkenntniß der Motive des Steigens und Fallens der Lohnsätze durchdrang, andererseits dieses Gewaltmittel auf wirthschaftlich berechtigte seltenere Fälle zurückgeführt worden ist. Zunächst kam der Krieg gegen die Arbeitgeber in der brutalsten Form auf die Tagesordnung; brutaler noch (und leider fortwuchernd bis auf die neueste Zeit) in Zeiten der Erregung die blutigen oder schmutzigen Gewaltthaten gegen andere Arbeiter, die sich der Tyrannei der Unionen etwa nicht fügen wollten. Namentlich in Glasgow wurden die Strikes für jene Zeit ein fast endemisches Leiden. Solcher Art war der sociale Hintergrund, auf dem die neue demokratische Wahlbewegung seit 1832 erwuchs. Es waren in der That die tüchtigsten und intelligentesten Männer der sog. arbeitenden Classen, die von dem Gedanken erfüllt sich fanden, einerseits der bedauerlichen Unwissenheit und Unbildung ihrer Genossen abzuhelfen, andererseits in Verbindung mit den radicalen Politikern eine Ausdehnung der parlamentarischen Rechte auf die untern Classen zu erzielen, was dann zu einer Besserung ihrer socialen Lage führen sollte. Leider aber überwucherte (und dieses hat überhaupt die specifisch „chartistische" Bewegung bis zu ihrem Abschluß politisch dauernd un-

fruchtbar gemacht) die „sociale" Agitation Jahre lang den verständigen politischen Gedanken. Gewissenlose toryistische Agenten schürten bei der Masse gegen das wohlthätige, aber durch einige nothwendige Härten noch immer unpopuläre Armengesetz von 1834, hetzten die unwissenden Arbeiter (die später noch lange in unbegreiflicher Verblendung sich der Cobden'schen Bewegung gegenüber feindlich hielten, weil sie wähnten, nur die Korngesetze hielten die „blutsaugenden Arbeitgeber", „die verdammten, schuftigen Bourgeois" noch im Zaum, weil sie sich eingeredet hatten, die Erniedrigung der Kornpreise müsse zu einer Herabsetzung der Arbeitlöhne führen!!) hinein in den Widerstand gegen die Abschaffung der Kornzölle. Dabei wuchs (gesteigert durch die massenhafte Einströmung irischer Proletarier nach den englischen Centralplätzen, die mit Erfolg den sog. gesetzlichen Sinn in den niederen Classen Englands zerstörten) in der Masse vielfach jene fanatische Narrheit, die Eigenthum und Reichthum für ein Verbrechen ansah; communistische Ideen zuckten mehr oder minder bestimmt formulirt in vielen Köpfen. Das Elend, welches seit Herbst 1836 eine (vergl. oben) aus Amerika auch nach England sich ausbreitende Bank- und Handelskrisis erzeugte; gesteigert durch mehrere mit 1836 beginnende schlechte Ernten, und durch die höchst ungünstige kalte und nasse Witterung im Jahre 1838, wodurch die Getreidepreise eine seit 1816 unerhörte Höhe erreichten, — drückte auf die Städte und die Industriebezirke Englands in höchst empfindlicher Weise. Während nun weder die Tories noch die regierenden Whigs bei solcher Noth den richtigen Reformweg erkannten, die Kornzölle in der officiellen Welt noch immer unangefochten standen, die Philanthropen des Parlaments mit höchst ungerechten Beschuldigungen gegen die selbst schwer bedrückten Arbeitgeber und das vielgeschmähte Kapital wetterten, die Regierung ihrerseits gar keine helfenden Schritte zu thun wußte: so wuchs das sociale Uebel in gefahrdrohender Weise. Die Arbeiterverbindungen hatten mehrfach (1837/38) in schimpflicher Ausartung wiederholt Mord, Brand, Besoldung der Mörder und Brandstifter, sichere Flucht der Frevler, Einschüchterung der Geschworenen organisirt. Vor Allem aber nahm im J. 1838 die offene sociale und politische Agitation überhand. Namentlich in dem britischen Norden, besonders in der Grafschaft Lancashire, wucherten die kolossalen Meetings bei Nacht und Fackelbeleuchtung; hier nun wurde die sog. Volkscharte formirt und proclamirt, die den Männern des sog. vierten Standes seitdem den Namen der Chartisten verlieh. Diese sog. Volkscharte begehrte: 1) **Manhood suffrage**, d. h. allgemeines Stimmrecht; „jeder Einwohner des Reiches (die Weiber nicht ausgenommen), der im Mannesalter steht, resp. das 21. Lebensjahr erreicht hat, hat das Recht, bei der Wahl mitzuwirken. 2) Die Abstimmung bei der Wahl ist eine geheime. 3) Das Parlament sitzt nur Ein Jahr, wird jährlich neu gewählt. 4) Jeder Wahlcensus (auch für das passive Wahlrecht) ist abgeschafft. 5) Die Mitglieder des Unterhauses erhalten Tagegelder. 6) Unter den Wahlbezirken wird die Gleichheit dadurch hergestellt, daß man die Einwohnerzahl zum Maßstabe der Zahl der zu wählenden Abgeordneten nimmt".

Die Bewegung trug jedoch zur Zeit vielmehr einen socialen als einen politischen Charakter. Die Meetings des Spätsommers 1838 fielen mehr und mehr in die Hand der Wortführer brutaler Gewalt; donnernde Reden gegen Sicherheit des Lebens und Eigenthums wurden gehalten. Schon erschienen die Arbeiter bei den Meetings bewaffnet mit Spießen und Schießgewehren. Hauptführer waren der irische (von seinen Landsleuten längst abgesprengte) Schwindler Feargus O'Connor, dann Mr. Oastler aus Leeds, der Dissenterprediger Stephens und der beste von Allen, der humane Arbeiterfreund Fielden, Abgeordneter für Oldham. Als nun die Regierung schon am 22. Nov. 1838 die Grafschaftsbehörden aufgefordert hatte, die nächtlichen Fackelmeetings als illegal zu verbieten; als sie dann am 12. Dec. befahl, activ gegen solche Meetings vorzugehen: so hielt Mr. Fielden auf Kersal Moor bei Manchester bei Tageslicht ein Meeting von 200,000 Menschen. Stephens, der Hauptredner, sagte bei dieser Gelegenheit: „Der Grundsatz der Volkscharte ist das Recht, das Jedermann besitzt, der Gottes freie Luft einathmet oder Gottes freie Erde betritt, sein eigen Haus oder Hof zu besitzen, sich glücklich zu fühlen und wie seine Mitgeschöpfe sich des Besitzes seines Weibes und seiner Kinder zu erfreuen. Die Frage nach dem allgemeinen Stimmrechte ist im Grunde nur „„eine Messer- und Gabelfrage."" Ich verstehe darunter, daß jeder Arbeiter in London ein Recht auf einen guten Rock und Hut, auf ein sicheres Obdach, auf eine gesunde Mahlzeit hat; daß er nicht mehr arbeite, als seine Gesundheit verträgt, und so viel Lohn erhält, daß er genügend davon leben kann, und jegliche solche Unterhaltung genießt, wie sie ein vernünftiger Mensch sich wünschen kann." Verglichen mit dem flammenheißen Fanatismus und der todtfeindlichen Vertilgungswuth, die in der Gegenwart der moderne Socialismus auf dem Continent bei den sog. Arbeitern gegen alle besitzenden Classen zu entzünden strebt, erscheinen solche Aeußerungen des chartistischen Predigers heutzutage höchst gemäßigt und bescheiden. Die Idee, daß das allgemeine Stimmrecht als Panacee für alle Leiden der niederen Classen dienen könne, glaubte er gewiß ehrlich. Es ist sehr begreiflich, wie solche Aeußerungen die Chartistenführer weit und breit bei den Arbeitern und den minder Besitzenden populär machen konnten. Leider blieb Stephens nur bei solchen Auseinandersetzungen nicht stehen. Er verhöhnte die Anwesenden, die aus Furcht vor der Behörde zu Manchester keine Waffen mitgebracht hätten; er bedrohte einen reichen Fabrikanten deutlich genug mit dem rothen Hahne, — und einige Tage später stand die Besitzung dieses Mannes in Flammen! Dieser Stephens nun, unter den damaligen Chartisten der heftigste, wurde endlich gegen Ende des Jahres 1838 verhaftet. Und als er, gegen Caution entlassen, andauernd selbst seine Kanzel zu weitern Agitationen [illegible], verurtheilten ihn die Geschworenen zu 18 Monaten [illegible]

Während dann in dem am 5. Febr. 1839 wieder eröffneten Parlamente die neue chartistische Bewegung bei den radicalen Deputirten ebenfalls ihren Widerhall fand, griff die demokratische Agitation weiter. Und zwar wählten jetzt überall in den Städten die Arbeitervereine Delegirte zu einem londoner sog. Nationalconvent, „um die so schmählich mit Füßen getretenen Rechte der Gemeinen von England in Erinnerung zu bringen". Man formirte eine sog. Riesenpetition, die, ein großer Pergamentcylinder von dem Durchmesser eines Wagenrades, mit 1,280,000 Unterschriften bedeckt, die fünf Hauptpunkte der „Volkscharte" enthaltend (die Forderung der gleichförmigen Wahlbezirke hatte man fallen lassen), in das Unterhaus gerollt wurde, wo der alte Radicale von Birmingham, der Chef der alten großen Reformbillagitation, Mr. Attwood, die Bittschrift unterstützte (14. Juni). Als Attwood aber später (12. Juli) einen Ausschuß zur Behandlung der Petition forderte, gewann er unter 235 anwesenden Abgeordneten nur 46 Stimmen für sich. Während aber der Convent und die besseren Petitionäre unter den Chartisten jede rohe Gewalt verhorrescirten, setzten die wilden Gewaltthaten der waghalsigeren Führer das ganze Land Monate lang in Schrecken, — sicherlich nicht zum Vortheil der neuen demokratischen Volksbewegung. Es gab seit dem Frühjahr 1839 wiederholte Unruhen zu Devizes, in Wales, zu Sheffield, zu Newcastle, am heftigsten zu Birmingham. Die Juli-Versammlung des Chartisten-Convents in dieser Stadt wurde viele Tage lang secundirt durch Aufläufe bewaffneter Banden, rohe Störung des Gottesdienstes, Erpressungen, Gefechte mit der Polizei, bis am 15. Juli bei Gelegenheit einer Brandstiftung die Truppen dem Skandal ohne Mühe ein Ende machten. Noch toller trieb es der schamlos-freche walliser Linnenhändler und Friedensrichter John Frost zu Newport in Monmouthshire, der nach monatlichen Vorbereitungen zum Aufstande endlich mit Hilfe strikender Grubenarbeiter von Süd-Wales sammt seinen Genossen Williams und Jones zu offener Empörung schritt und am 4. Nov. mit bewaffneter Hand die Stadt Newport angriff. Aber die Sache war schlecht geleitet; die bürgerlichen Behörden, Bürgerconstabler und 30 Soldaten schlugen mit leichter Mühe die 5000 Mann des Empörers bei dem Angriffe auf das Westgate-Hotel schimpflich in die Flucht. Williams, Frost und Jones wurden verhaftet und dann im Januar 1840 zur Deportirung nach Australien verurtheilt (im J. 1856 sind sie dann amnestirt worden). Damit waren allerdings die gewaltsamen Ausbrüche zu Ende; aber der Chartismus und die „sociale" Frage wucherten immer zerstörender fort in dem „vierten" Stande, so lange noch die regierende, jetzt schwer erbitterte Classe und die erbitterten Kapitalisten und Abgeordneten sich politisch und social lediglich abwehrend verhielten, so lange noch die Proletarier mit ihrer Unwissenheit und jammervollen materiellen Lage lediglich sich selbst und den irreleitenden Agitatoren überlassen blieben.

Während nun intelligente und warmfühlende Staatsmänner und Denker wie Peel und Thomas Carlyle ihrerseits sehr ernsthaft mit dieser gefahrvollen Staatskrankheit und den Mitteln zur Rettung sich beschäftigten, keimte gleichzeitig mit der chartistischen Bewegung eine ganz andere Bewegung auf, die allmälig die großartigste Gestalt gewinnen, gerade die besitzenden Classen in umfassendster Gestalt interessiren, den materiellen Leiden der arbeitenden Classen in Städten und Industriebezirken von einer Seite her nachhaltig abhelfen sollte. Es war die große, von langer Hand her sich entwickelnde Freihandelsbewegung, die in ihrem mächtigen Emporwachsen nicht blos auf die mercantilen und industriellen Verhältnisse Großbritanniens bis heute den allerstärksten Einfluß ausgeübt hat; die ferner, das wahre Complement zu der Reformbewegung von 1830/32, in ihren directen und indirecten Folgen die alterthümlichen Parteiverhältnisse Englands in ihrer Tiefe erschüttert, die Demokratisirung (resp. Amerikanisirung) Großbritanniens wesentlich weitergeführt, endlich auch eine politische Schule hinterlassen hat, die mehr und mehr auch der auswärtigen Politik dieses Landes einen völlig neuen Charakter aufprägt. Es war zunächst der Kampf gegen die Kornzölle.

Das erste, die Aus- und Einfuhr des Getreides für England regelnde System von Schutzzöllen verdankte bereits den letzten Regierungsjahren Karl's II. seinen Ursprung. Eine Parlamentsacte vom Jahre 1773 hatte jene Zölle allerdings bedeutend ermäßigt; aber die neue Kornbill des J. 1815 hatte nicht blos das alte Schutzsystem erneuert, sondern sogar dasselbe bis zu einem Prohibitionssystem gesteigert, resp. den Verkauf des fremden Getreides auf englischen Märkten an solche Bedingungen geknüpft, daß das einheimische Product keine nennenswerthe Concurrenz zu fürchten hatte; dieses Alles ausschließlich zum Vortheil der damals noch im Parlament überwiegend dominirenden grundbesitzenden Classen, also namentlich der ländlichen Aristokratie. Je nach dem jedesmaligen Stande der Ernte und Getreidepreise im Lande nun war seitdem die Frage wegen der freien Zulassung des fremden Getreides, von den freihändlerischen Elementen im Volke und in der Wissenschaft (namentlich auch als Mittel zur Besserung der Lage der Arbeiter und der Förderung der Industrie) lebhaft gefordert, von der Gegenpartei (auch wol unter dem Vorwande der Unabhängigkeit Englands vom Auslande in Bezug auf seine Subsistenz) schroff verweigert, nicht wieder von der Tagesordnung verschwunden. Es war ein nur sehr geringer Fortschritt, als endlich im J. 1828 ein Plan Canning's zur Ausführung kam, und nun eine neue Parlamentsacte ein System („Sliding Scale") protectiver Zölle einführte, deren Höhe je nach der Verschiedenheit der Kornpreise wechseln sollte. Es sollte demzufolge die Summe von 52 Sh. als niedrigster Kaufpreis für den Malter (quart) inländischen Weizens, die Summe von 34 Sh. 8 P. als höchster Eingangszoll für den ausländischen Weizen, entsprechend niedrigere Preise aber für die andern Kornarten gelten. Stieg der Malter in England auf 53 Sh., so sollte der Eingangszoll um 1 Sh., also auf 33 Sh. 8 P. ermäßigt werden und so fort in demselben Verhältniß, so-

daß bei einem Preisstande des englischen Weizens zu 73 Sh. der Eingangszoll auf ausländischen Weizen zu 1 Sh. herabsinken würde.

Die oben bereits bezeichnete Nothzeit des Jahres 1838, deren Nachwirkungen bis 1842 dauerten, ließ nun die Härte und Ungerechtigkeit der Korngesetze deutlicher als lange zuvor ans Licht treten. Und dies gab den Anstoß zu der neuen Agitation, die natürlich aus den Fabrikdistricten hervorging. Am 4. Aug. 1838 fand unter Leitung des Journalisten Mr. Paulton das erste große Meeting in dieser Richtung zu Bolton statt. Unter Anregung des Nationalökonomen Dr. Bowring (18. Sept.) beschlossen dann unter allgemeinem Beifall zu Manchester die Herren Paulton, Prentice (Redacteur der „Manchester-Times"), Mr. Smith (Mitglied der dortigen Handelskammer) die Gründung einer „Anti-Cornlaw-Association". Demnächst folgten nun stattliche Meetings zu Manchester, Birmingham, Wolwerhampton, Coventry, Leicester, Nottingham, Derby. Und in einer Versammlung der mächtigen Handelskammer zu Manchester setzte Mr. Richard Cobden, jener gewaltige Mann, dessen Stern jetzt aufging, dessen Name mit der Geschichte dieser Bewegung und ihrer Folgen untrennbar verbunden ist[43]), den entscheidenden Beschluß durch: „daß ohne die sofortige Aufhebung der Korngesetze der Ruin der Industrie unvermeidlich sei, und daß nur die nach dem umfassendsten Maßstabe erfolgende Anwendung des Princips der Handelsfreiheit das Gedeihen der Industrie und die Ruhe des Landes sichern könne". Nunmehr (October 1838) wurde die Association zum Sturze der Korngesetze auf breiterer Basis begründet; man bildete ein leitendes Comité von 8 Männern, namhaften Kaufleuten und Industriellen, schoß namhafte Geldmittel zu Agitationszwecken zusammen, und beschloß nunmehr, nach alterprobter englischer Weise durch alle legalen und constitutionellen Mittel, durch Gründung localer Vereine (die z. B. zu Anfang des Jahres 1839 schon in London, Birmingham, Leeds, Liverpool und Glasgow bestanden), durch Zeitungen und Broschüren, wie durch Petitionen an das Parlament, die Aufhebung der Kornzölle zu erzielen. Parteipolitik sollte ein für allemal von der Thätigkeit dieser Association ausgeschlossen sein. Das Centralcomité hatte seinen Sitz zu Manchester. Die neue Bewegung kam sehr bald in ihren vollen und wuchtigen Gang.

Als das Parlament im Februar 1839 seine Sitzungen begonnen hatte, versammelten sich 200 Vertreter der Vereine gegen die Korngesetze (13. Febr.) zu London, um den beiden Häusern die Petitionen gegen die Korngesetze zu überreichen. Am 14. Febr. überreichten Lord Brougham und Mr. Charles Villiers (Bruder des bekannten Lord Clarendon, Mitglied für Wolverhampton) die mit 50,000 Unterschriften bedeckten Petitionen beiden Häusern des Parlaments. Es war noch zu früh. Abneigung gegen die Agitation von Manchester mit seinen Industriellen, seinen Radicalen, seinen Dissenters, Vorurtheile der Grundbesitzer, gering entwickelte wirthschaftliche Erkenntniß, dominirten für diese Frage damals noch im Parlament. Und während im Cabinet Männer wie Lord Morpeth, Sir Hobhouse, Poulett Thompson, für die neue Bewegung stimmten, dagegen die Lords Howick, Palmerston, Spring Rice und (dieser in besonders auffallender Weise) Russell dagegen gestimmt waren: so lehnte das Oberhaus ohne Debatten, das Unterhaus aber mit einer Mehrheit von 344 gegen 197 Stimmen das nähere Eingehen auf die Bitte der Association ab. Darauf hin versammelten sich die Vertreter der Vereine am folgenden Tage in einem Hôtel gegenüber dem Parlamentsgebäude, wo nun unter Cobden's höchst energischen und entschlossenen Reden gegen die feudalen Vertreter der hohen Getreidepreise der Beschluß gefaßt wurde, die Association nunmehr unter dem Namen einer „Anti-Cornlaw-League" über ganz England auszu-

---

43) Richard Cobden war der Sohn eines kleinen Grundeigenthümers und wurde am 3. Juni 1804 auf dem Meierhofe Dunford bei Midhurst in Sussex geboren; (Midhurst war der Ort, der seiner Zeit den berühmten Charles Fox ins Parlament schickte; ebendaselbst war Cobden's Großvater die erste Magistratsperson gewesen). In Midhurst besuchte Cobden die lateinische Schule; als aber der Vater verarmte und mit Hinterlassung von neun Kindern in Dürftigkeit starb, mußte Richard die Schafe hüten, bis ein Oheim, der in London eine Kattundruckerei besaß, den begabten, höchst lernbegierigen Knaben in sein Geschäft nahm, wo er hinter dem Ladentisch und in dem Waarenhause seine erste praktische Schule durchmachte. Später in einem andern ähnlichen Geschäfte zu London angestellt, zeichnete er sich durch Verstand, Kenntnisse, Rechtschaffenheit und sichern Takt so sehr aus, daß die Firma ihn zu einem ihrer Reisenden machte, in welcher Stellung er dann (in seiner Bildung zugleich mehr und mehr vorrückend und eifriger Anhänger der freihändlerischen Ideen Adam Smith's) solche Erfolge hatte, daß er später bei Auflösung der Firma einen Antheil derselben kaufen konnte. Nun begründete er (1830) zu Manchester in „Mozley-Street" die Firma „Richard Cobden u. Comp." Als Kattunfabrikant gewann er bald durch seine große geschäftliche Gewandtheit und kluge Unternehmungskühnheit eine sehr geachtete Stellung. Daneben aber, als ein entschieden politisch angelegter Mann, der zugleich durch ausgedehnte Handelsreisen nach dem Orient (1834) und Nordamerika (1835) höhere Weltbildung gewann, bildete er seine reformatorischen handelspolitischen und politischen Ideen immer bestimmter aus. Mit der „Manchester-Times" und deren Redacteuren Cathrell und Prentice war er bald nach seiner Uebersiedlung nach Manchester in bleibende Verbindung getreten. Als Redner hatte er sich zuerst — und zwar damals (wie das namhaften Staatsmännern ja nicht selten geschehen ist) nicht sehr glanzvoll — bei den municipalen Debatten betheiligt, die sich (1830) um die bis 1832 dann erfolgreich angestrebte Erhebung Manchesters von einem Marktflecken zu einer Stadt bewegten. Lebhaft an allen städtischen Angelegenheiten der Stadt Manchester betheiligt, zu einem von deren Aldermen in dem (s. oben) reformirten Gemeinderath er später (1838) gewählt worden ist; allmälig auch zu einem sehr einflußreichen Redner sich entwickelnd, wurde er bei Gelegenheit der Bewegung für Nationalerziehung zuerst mit John Bright bekannt und befreundet — gründete vorzugsweise er in seinem Eifer für Volkserziehung im December 1835 das Athenäum zu Manchester. Allmälig auch als politischer Schriftsteller in handelspolitischen, politischen und localen Fragen mit Erfolg und Anerkennung thätig; bereits seit 1834 gegen die Korngesetze agitirend, — versuchte er bei den neuen Parlamentswahlen nach dem Antritte der Königin Victoria, zuerst ohne Erfolg, für Stockport als Candidat zum Unterhause ein Mandat zu gewinnen. Dafür entschädigte ihn dann vorläufig ein Sitz in der Handelskammer zu Manchester.

dehnen und nicht zu ruhen, bis nicht die Kornzölle abgeschafft sein würden. So begann denn auf britischem Boden der gewaltige Kampf des Freihandels wider Schutz- und Prohibitivzölle, der sich unter dem Druck langwieriger Erbitterung mehr und mehr ausbildete zu dem Kampfe auch der Städte und der industriellen Interessen gegen die vermeintlichen (wie aber leider rücksichtslos genug auch gegen die wohlberechtigten) Interessen des ackerbautreibenden Landes; der mehr und mehr umschlug zum Kampfe der städtischen Demokratie gegen die grundgesessene Aristokratie; der sich fortsetzte als[44]) der Kampf um das künftige Uebergewicht zwischen den (neben London) neuen Schwerpunkten des Landes, den industriellen Gebieten des Nordens von den Ufern des Trent und Severn bis Glasgow und Edinburgh, mit dem langsam von seiner alten Bedeutung sinkenden südlichen England.

Sofort trat dann nunmehr die Organisation der neuen großen League ins Leben. Mittelpunkte der Bewegung wurden natürlich Manchester und London; man formirte einen großen Ausschuß und ein executives Comité von 50 Mitgliedern. Unter den letztern ragten hervor der Vorsitzende George Wilson, die Parlamentsmitglieder Villiers, — dieser ausgezeichnet durch Besonnenheit und ausgebreitete Bildung (nachmals unter Lord Palmerston's Ministerialregierung der Präsident des Armengesetz-Collegiums); Bowring, Bright, damals noch ein junger Mann[45]), aber erst im J. 1844 Parlamentsmitglied für Durham; Thomas Milner Gibson (geb. 1807, als Sohn eines Majors, damals conservatives Mitglied für Ipswich, der dann bei seinen gegenwärtigen Ansichten in ehrenhaftester Redlichkeit im J. 1839 sein Mandat niederlegte und erst 1841 wieder in Manchester gewählt wurde); dann die Fabrikherren, Nationalökonomen, Volksredner und Journalisten Cobden, Fox, Smith, der schon genannte Paulton (ursprünglich Student der Medicin), Ashworth, Georg Thomson, Prentice und namentlich der General Thomas Perronet Thompson. Der letztgenannte Mann (geb. 1783 zu Hull, 1802—1806 zuerst zur See, dann 1806—1825 zu Lande namentlich in Afrika und Ostindien thätig), ein alter Gegner des Sklavenhandels, Freund und schriftstellerischer Genosse Jeremy Bentham's, hatte schon 1827 eine Schrift „Corn-Law-Catechism" gegen die Kornzölle verfaßt[46]) und saß seit 1835 einige Monate im Unterhause. Auf Grund einer ausgezeichneten Organisation für alle Zweige der Agitation machte die League bald enorme Fortschritte. Ungehindert durch die erbitterte Gegnerschaft der grundbesitzenden Classen, der toryistischen Blätter, machte sie Fortschritte fast in allen Classen der Besitzenden, den hohen Adel keineswegs ausgenommen; hier war namentlich bemerkenswerth Lord Brougham's Freund, der alte hochliberale Peer Graf Radnor (er starb am 9. April 1869 auf seinem Familiensitze Coleshill in Berkshire, 90 Jahre alt), der seit 1801 im Unterhause, seit 1828 im Oberhause saß.

Die League konnte schon im J. 1839 als ihr öffentliches Organ das sog. „Anti-Cornlaw-Circular" erscheinen lassen; Broschüren wurden in Menge verbreitet, ihre Agenten durchzogen das Reich, um überall durch locale neue Zweigvereine, durch Meetings und Vorträge die öffentliche Meinung über ihr Ziel aufzuklären und für ihre Sache zu gewinnen. In der That mehrte sich die Zahl ihrer Anhänger andauernd mit jedem Tage; namentlich wirkte Bright, den Cobden persönlich zuerst für die Sache der League gewonnen, dessen tiefen Schmerz um den Verlust seiner jugendlichen Frau er später in echt altbritischer staatsmännischer Weise durch die Ermahnung zu erhöhter Kampfsthätigkeit überwunden hatte, in seinen Kreisen mit namhaften Erfolgen. Werthvoll und wichtig wurde besonders das Jahr 1840, wo einerseits das große Vereinsmeeting zu Manchester (in einem Pavillon auf dem zu Cobden's Gütern gehörigen St. Peters Field, wo nachmals die große „Freihändlerhalle" gebaut worden ist) abgehalten wurde, an welchem O'Connell sammt zahlreichen freihändlerischen Abgeordneten und zahlreiche Fremde aus allen Theilen der civilisirten Welt theilnahmen, und Milner Gibson's Bedeutung für die League zuerst recht deutlich sich zeigte; — wo ferner die League mit namhaftem Erfolg auch begann, die Frauen in ihr Interesse zu ziehen. Ein Besuch dagegen, den Cobden, Prentice und andere Mitglieder des Bundes in dieser Zeit bei Lord Melbourne und verschiedenen andern Mitgliedern des Cabinets machten, um der Regierung die Abschaffung aller Schutzzölle und speciell der Kornzölle dringend zu empfehlen, führte eher zu einer Entfremdung mit den regierenden Whigs und zu dem — in dem englischen Parteileben neuen — Beschluß der League, bei neuen Parlamentswahlen forthin sich nicht mehr an die alten Parteien zu binden, sondern nur solche Candidaten zu unterstützen, die für Abschaffung der Kornzölle eintreten würden. Für die Bearbeitung der Wähler,

---

44) Vergl. Walter Bagehot, Englische Verfassungszustände; übersetzt von Holtzendorff, S. 212 fg.

45) John Bright, das zweite der eilf Kinder des aus kleinen Anfängen zum Besitz einer Baumwollenfabrik emporgekommenen Jacob Bright, wurde am 16. Nov. 1811 zu Greenbank in der Nähe des berühmten Ortes Rochdale geboren. Wie seine ganze Familie mit Eifer der quäkerischen Sekte der Society of Friends angehörend, ist der große Demokrat des modernen Englands ursprünglich seit seinem 15. Jahre im Comptoir seines Vaters thätig gewesen und als Jüngling in dem Geschäfte seiner Fabrik durch Gewandtheit, Fertigkeit und Energie bekannt geworden. Wie Cobden eine politisch angelegte Natur, hatte Bright schon als Jüngling sich an der Agitation für die Reformbill betheiligt, war darüber enthusiastischer Anhänger der Freihändler und des ausschließlichen Uebergewichts der industriell-mercantilen Interessen geworden. Als Agitator auch in der Temperanzfrage bekannt geworden; seit 1835 durch Reisen auf dem Continent gebildet, — ward er dann einer der eifrigsten Anhänger, Redner und Stimmführer für die Anti-Cornlaw-League und zugleich (bis auf den heutigen Tag) einer der leidenschaftlichsten und unversöhnlichsten Feinde der (namentlich der conservativen) Grundaristokratie Englands.

46) Thompson hat seit 1836 sich dann bis 1847 umsonst um einen Sitz im Unterhause bemüht; nur 1847—1852 und 1857—1859 war er Mitglied für Bradford. Sehr human und hochliberal, namhafter Redner und Schriftsteller, trennte ihn später sein energischer Haß gegen den Katholicismus von der radicalen Partei.

wie überhaupt für das Verständniß des niedern Volks erfand man Mittel von höchst drastischer Art; wie es denn mit der Zeit nicht leicht eine Form der Agitation mehr gab, deren sich die Schlauheit und Erfindsamkeit der leitenden Männer nicht bemächtigt hätte. Und in dem ersten Jahresberichte von 1840 konnte das Executivcomité mittheilen, daß seit der Gründung der League nicht weniger denn 150,000 Exemplare von Broschüren gegen die Korngesetze verbreitet worden, daß die Zeitschrift des Vereins gegen 160,000 Nummern ausgegeben, daß das Comité 400 öffentliche Vorträge veranstaltet hatte, daß endlich bei den berufenen Meetings 800,000 Menschen zugegen gewesen waren. Die Hauptarbeit aber fiel dabei überall auf Cobden, der neben seinem großen Geschäftsverkehr ganz und gar zum Repräsentanten der League geworden war, der er (der auch neuerdings die gefährliche Concurrenz der rheinpreußischen und sächsischen Industrie in der Nähe kennen gelernt hatte) seine beste Manneskraft opferte. Seele und Haupt der Bewegung, war er auch weitaus der einflußreichste Führer; denn seinem Eifer, seinem organisatorischen Talent, seiner Fähigkeit zu populärer Darstellung ging eine bedeutende rednerische Begabung zur Seite. Tiefe Sachkenntniß; reiche Mittel, seine Sache mit echt gesundem Menschenverstand in schlichter natürlicher, aber eindrucksvoller Weise allseitig einleuchtend zu machen: das waren seine stärksten und wirksamsten Waffen. Dabei war die gediegene Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit seines Charakters, nicht minder seine Bescheidenheit, seine wohlwollende Milde und persönliche Liebenswürdigkeit allgemein anerkannt.

Während in solcher Weise die neue große wirthschaftliche Bewegung neben und außerhalb der parlamentarischen Sphäre sich mächtig emporarbeitete, war seit Beginn des Jahres 1839 das parlamentarische Leben Englands nicht minder lebhaft angeregt. Allerdings die canadischen Dinge (s. oben) wurden jetzt nicht mehr zur Parteifrage gemacht, namentlich nachdem auch das Cabinet zu Anfang Februar den durch die canadische Frage des Vorjahres in seiner Stellung bedenklich erschütterten Colonialminister Lord Glenelg hatte fallen lassen, und dessen Platz durch den Lord Normanby besetzte, den man den Tories zu Gefallen aus Irland zurückzog. In Dublin wurde Normanby durch den hochliberalen Lord Fortescue (Viscount Ebrington) ersetzt. Während aber neben solchen Veränderungen über Irlands Lage der Streit im Parlament fortdauerte; während die Tories im Unterhause und die Mehrheit der Lords ihren Zorn gegen die frühere Verwaltung Normanby's kehrten, der durch zu große lässige Milde der Sicherheit des Landes und dem Protestantismus geschadet habe; während im Oberhause Lord Rodens' beleidigender Antrag auf Einsetzung eines Ausschusses zur Untersuchung der Lage Irlands seit 1835 mit fünf Stimmen durchdrang, — die Regierung aber (im April) im Unterhause mit einem Gegenantrage nur mit Hilfe O'Connell's und der Radicalen durchdrang, also ihre sehr zweifelhafte Stellung immer deutlicher zu Tage trat: so konnte die Frage der irischen Municipalreform abermals nicht zum Abschluß kommen; so brachte jetzt eine coloniale Frage das Cabinet Melbourne momentan zum Sturz. Auf Jamaica (s. oben) nämlich hatten die Uebelstände der sog. Lehrzeit der Neger sich so schwer fühlbar gemacht, daß die Regierung sich endlich genöthigt sah, hier wie in ganz Westindien die volle Emancipation der Sklaven schon zum 1. Aug. 1838 auszusprechen. Die directen und indirecten Folgen dieser Maßregel hatten aber in Jamaica das Pflanzerparlament so sehr erbittert, daß der Gouverneur Sir Lionel Smith dasselbe (die sog. Assembly von Jamaica) auflösen mußte. Das neugewählte Parlament aber (seit 18. Dec.) blieb trotzig und verweigerte, wie das frühere, consequent alle Staatssteuern. Bei der erneuten Auflösung hinderte nur ihre finanzielle Schwäche den offenen Aufstand der Kreolen. Da beschloß das Cabinet Melbourne, energisch einzugreifen. Am 9. April 1839 brachte der Unterstaatssecretär für die Colonien, Mr. Labouchère, die Bill ein, welche die bisherige Verfassung von Jamaica auf fünf Jahre suspendirte; während dieser Zeit sollte der Gouverneur mit discretionärer Gewalt mit Hilfe einer Regierungscommission die nothwendigen neuen organischen Gesetze über Stellung der Schwarzen, Armen- und Gefängnißwesen durchführen; dann sollte eine neue Ordnung der Dinge Platz greifen, die zwar der Colonie die Selbstregierung wieder zuordnete, aber auch den Schwarzen das Wahlrecht verlieh. — Die entscheidenden Kämpfe im Parlament im Mai 1839 wurden von Conservativen und Radicalen aus abweichenden Gründen so heftig gegen die Minister geführt, daß am 7. Mai nur 294 für, 289 gegen die Bill stimmten; sodaß, wenn man die Mitglieder der Regierung abrechnete, im Unterhause damit nur eine Minderheit für die Regierung übrig blieb.

Unter diesen Umständen reichte das Ministerium sofort seine Entlassung ein, die von der Königin auch angenommen wurde; um so mehr, als damals offenbar zwischen den Ministern und deren bisherigen Parteigenossen über den rascheren oder maßvolleren Gang der englischen Reformen Differenzen ausgebrochen waren, die Lord Melbourne zur Zeit nicht schlichten konnte. Es war entschieden ein Unheil für die Whigs, daß es damals nicht bei dem Rücktritt des zur Zeit regierenden Cabinets blieb. Die Königin Victoria nun berief am 8. Mai den Herzog von Wellington, der ihr empfahl, Sir Robert Peel an die Spitze der neuen Regierung zu stellen. Dieser gemäßigte Conservative konnte damals nur sehr ungern daran denken, die Staatsleitung übernehmen zu sollen; die schwierige Lage Ostindiens (s. unten), Jamaica's, Canada's (s. oben), die damals (s. oben) im Lande zuckenden chartistischen Aufstände waren schlimme Momente; Irland blieb eine dauernde Schwierigkeit der bedenklichsten Art, zumal da man zugleich mit der Unlenksamkeit der schrofferen Lords im Oberhause auch die unversöhnliche Feindschaft O'Connell's mit in Kauf nehmen mußte, der in den Tories aller Farben, auch in dem ihm persönlich verhaßten Peel, immer nur die Verbündeten der alten Orangisten erkannte. Peel konnte sich auch

nicht verhehlen, daß mit dem Rücktritt Melbourne's in den großen radicalen und liberalen Orten sofort die öffentliche Stimme sich wieder energisch zu den Whigs wenden würde. Und wenn schon die Erinnerung an sein episodisches Ministerium im J. 1835 für ihn wenig Lockendes hatte, so noch weniger die Aussicht (die auch durch neue Wahlen zur Zeit sicherlich noch nicht gebessert werden konnte), sich mit höchst zweifelhaften Mehrheiten unter furchtbaren Schwierigkeiten Jahre lang in derselben lahmen Art fortschleppen zu müssen, wie es Melbourne's wenig beneidenswerthes Loos seit vier Jahren gewesen war. Für ihn und das Land war es wirklich besser, wenn noch einige Zeit verging, bis er die ganze Fülle seiner eminenten Kraft dem Reiche noch einmal als Minister widmete. Trotzdem hat Peel sich redlich und mit Erfolg bemüht, das neue Cabinet zu formiren, was bis zum 10. Mai auch auf keine namhaften Schwierigkeiten stieß. Da scheiterte die neue Combination an einem unerwarteten Hinderniß. Peel stellte im Einverständniß mit Wellington die Forderung, daß die vornehmsten Hofdamen der Königin, die whiggistischen Ladies Normanby und Herzogin von Sutherland (letztere die Schwester Lord Morpeth's), ebenfalls zurücktreten sollten; es war eine Forderung, die — sobald es sich um eine regierende Königin handelte, in dem constitutionellen Herkommen Englands allerdings begründet war. Am Hofe hatte man das aber dahin misverstanden, als ob der gesammte (durch die bisherige Regierung exclusiv whiggistisch combinirte) weibliche Hofstaat zurücktreten sollte; unter Zustimmung der bisherigen Minister lehnte Victoria nun (10. Mai) dieses Ansinnen ab, — und da nun wieder die Tories diese Ablehnung so verstanden, als sollte an dem gesammten Hofstaate nichts geändert werden, so gab Peel seinen Auftrag zur Bildung eines neuen Cabinets zurück [47]).

Es war eine sehr bedauerliche Wendung, — für alle Theile. Da der wahre und einfache Sachverhalt sobald nicht allgemein bekannt wurde, so erschien in weiten Kreisen der Presse und öffentlichen Meinung das Verfahren der Tories roh und barbarisch; man fand es maßlos, die Königin mehr als jede andere Dame dieses Landes einengen, ihr selbst die Wahl ihrer nächsten Umgebungen beschränken zu wollen. Die toryistischen Kreise aber wurden in hohem Grade gegen die Königin persönlich erbittert; man deutete an, daß sie dermaßen mit den Whigs politisch alliirt sei, um nicht einmal sich mit den gemäßigtsten Führern der Conservativen verständigen zu können, — rohe Tories überließen sich pöbelhaften Ausbrüchen gemeiner und insolenter Illoyalität gegen die Königin, in toryistischen Gesellschaften, Meetings, Kanzeln und Zeitungen zeigte sich ein roh feindseliger Geist gegen den Thron. Für die Whigs aber, die (13. Mai) die Regierung wieder übernahmen, war es kein Glück; bei ihrer schwachen Stellung im Parlament, bei der Abnahme des Zutrauens im Lande zu der Energie und Fähigkeit der regierenden Staatsmänner, die nothwendigen socialen und politischen Reformen bald und kraftvoll durchzuführen, nutzten sie sich jetzt für längere Jahre sehr entschieden ab.

Die schwache Stellung des Cabinets zeigte sich bald nachher. Der bisherige Sprecher des Unterhauses, Mr. Abercromby, trat wegen seiner verbrauchten Gesundheit von seinem schweren Posten ab und wurde in das Oberhaus erhoben [48]). Bei der Wahl des neuen Sprechers (27. Mai) siegte dann der Whig Shaw Lefevre mit nur 18 Stimmen über den conservativen Goulburn; dieses war damals die schwache ministerielle Majorität. So konnten denn wenigstens in der gegenwärtigen Session neue und bedeutende legislative Arbeiten nicht mehr gefördert werden. Doch wurde zunächst die Jamaicafrage durch einen Compromiß vorläufig geordnet. Am 30. Mai brachte die Regierung eine neue Bill ein, die unter vielen Amendirungen am 9. Juli endlich mit den Seitens der Lords beliebten Umgestaltungen im Unterhause bei den Gemeinen acceptirt wurde. Das Colonialparlament von Jamaica sollte noch einmal berufen werden und ihm Gelegenheit geboten sein, die nöthigen Neugestaltungen für die innere Verwaltung zu treffen. Erst wenn es sich auch diesmal dessen weigern würde, sollte der Gouverneur der Insel und sein Rath — nach zwei Monaten ermächtigt sein, die in Frage kommenden Finanzgesetze einfach zu decretiren. Wurde bei dem Budget auf Grund der chartistischen Unruhen die Armee und (für das platte Land und die Fabrikdistricte) die active Polizei nicht unerheblich verstärkt, so wurde es bedeutungsvoll für die Zukunft, daß damals der im J. 1837 entworfene Plan des genialen Rowland Hill, das zur Zeit noch ganz enorm hohe Briefporto für jeden einfachen Brief auf jede Entfernung im Binnenlande gleichmäßig auf einen Penny (nicht ganz Ein Silbergroschen) zu reduciren, zuerst probeweise versucht worden ist. Mit 215 zu 113 Stimmen beschloß das Unterhaus das Gesetz (am 17. Aug. durch die Krone genehmigt), welches die Schatzkammer ermächtigte, auf Ein Jahr bis zum 5. Oct. 1840 alle höhern Sätze bis auf 4 Pence zu ermäßigen, die niedrigeren aber zu lassen, bis man es schließlich durchweg mit Einem Penny wagen könne. Dabei blieb man jedoch nicht lange stehen; man entschloß sich bald genug, alle Uebergänge fallen zu lassen, und schon seit dem 10. Jan. 1840 kostete in England, Schottland und Irland jeder frankirte Brief bis zu einer halben Unze Gewicht

47) Die Schilderung der Krisis ist nach Pauli a. a. O. S. 463—468.

48) Als Abgeordneter für Edinburgh wurde dann an Abercromby's Stelle der neuerdings aus Indien wieder nach England zurückgekehrte Macaulay gewählt, obwol dieser Staatsmann sich in seiner Rede vor den Wählern zu Edinburgh (vergl. Steger a. a. O. S. 206—228), allerdings in höchst maßvoller Weise, für mehrere radicale Forderungen — geheime Abstimmung bei den Parlamentswahlen, fünfjährige Parlamente, Ausdehnung des Wahlrechts auf alle Zehnpfundrenten-Hausbesitzer auch auf dem platten Lande erklärte; damals bekannte er sich auch als entschiedener Gegner der Kornzölle und als entschiedener Freund voller Religionsfreiheit und Gleichstellung aller Confessionen im Staatsleben. Als Abgeordneter im Parlament sprach und stimmte er dann bald nachher mit Grote (s. oben) für die geheime Abstimmung.

ohne Unterschied der Entfernung nur noch Einen Penny. Nach Ablauf des Probejahres wurde die neue Einrichtung bleibend festgehalten.

Als das Parlament am 27. Aug. 1839 vertagt worden war, erfolgten verschiedene Veränderungen in dem Cabinet, die auf stärkere Concentrirung und theilweise neue Liberalisirung der Regierung hinzielten. Lord Russell übernahm die Colonien, während Normanby das Ministerium des Innern erhielt. Spring Rice trat als Lord Monteagle in das Oberhaus und erhielt als Finanzminister den Sir Francis Baring zum Nachfolger. Anstatt des (s. oben) nach Canada abgehenden Poulett Thompson erhielt Labouchère das Handelsamt, dessen Unterstaatssecretär der Irländer Sheil wurde. Lord Howick resignirte; dagegen wurde Lord Clarendon „Privy Seal" und — trotz seiner neuesten unumwundenen Erklärungen (s. oben), zu großem Unwillen der schroffen Conservativen, Macaulay, diese brillante Kraft, mit dem Sitz im Cabinet, Kriegssecretär. Trotzdem hatte das Cabinet auch nach dieser Reformirung andauernd die größten Schwierigkeiten zu bestehen. Die ersten Berathungen des neuen Jahres 1840 (Parlamentseröffnung am 16. Jan.) betrafen allerdings mehr die häuslichen Angelegenheiten des Hofes. Die Königin Victoria nämlich hatte sich mit ihrem Vetter, dem zweiten Sohne des damals regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, dem jugendlichen Prinzen Albert (geb. den 26. Aug. 1819), verlobt[49]) und davon am 23. Nov. 1839 dem Geheimen Rathe die Mittheilung gemacht. Die Kunde von diesem Schritte wurde in dem Reiche im Allgemeinen mit Freuden, theilweise mit warmer loyaler Begeisterung aufgenommen; nur daß damit die vielen und großen Schwierigkeiten nicht aus dem Wege geräumt werden konnten, welche der ausgezeichnete jugendliche Fürst bei seiner Acclimatisirung an die britischen Zustände zu überwinden hatte. Denn das ist gewiß, daß namentlich ein starker Theil der Aristokratie (zunächst wieder die seit längerer Zeit zurückgesetzten Tories) nicht blos mit den noch heute bei der Masse der Engländer gegen die continentalen Ausländer, die Deutschen speciell, nicht erloschenen Vorurtheilen und abgeneigten Empfindungen lebhaft sympathisirte, sondern auch mit stolzer, verächtlicher Eifersucht den Spott und die Malice schärfte, mit welcher man unter Anderem in vielfältigen Carricaturen den Abkömmling eines der in Englands Lordschaft so gern mit souveräner Verachtung betrachteten „ärmlichen, comfortlosen", kleinen deutschen Höfe dem Gelächter des Publicums gern darstellte. Mehr politisch war bei Andern die Besorgniß (wie sie in anderer, aber analoger Art seiner Zeit dem großen Oranier Wilhelm III., dem von der durch ihn befreiten britischen Nation bei Lebzeiten verabscheuten „Holländer" das Leben so schwer gemacht hat) vor dem Ueberwuchern der englischen Politik durch „coburgischen" Einfluß. Es hat in der That der ganzen ausgezeichneten Klugheit, tactvollen Feinheit und der großen Eigenschaften des Prinzen Albert bedurft, um demselben im Laufe langer Jahre in den Herzen des britischen Volkes die hohe Achtung zu gewinnen, die man ihm, freilich am meisten erst nach seinem vorzeitigen Tode, endlich allgemein geschenkt hat. — Als dann die Königin in der Thronrede am 16. Jan. 1840 ihre Verlobung dem Parlament formell mitgetheilt hatte, wurden die hier in Betracht kommenden staatsrechtlichen Fragen, — Naturalisation des Prinzen, Stellung im Range, eventuelles Regentschaftsgesetz, — schnell erledigt; bei der Dotationsfrage erzielten Conservative und Radicale im Hinblick auf die damalige nicht leichte Finanzlage des Staates die Reducirung dieses Jahreseinkommens des Gemahls der Königin auf 30,000 Pf. St. (anstatt der vom Cabinet beantragten 50,000), mit 262 zu 158 Stimmen. Die Hochzeit selbst fand dann am 10. Febr. statt. Prinz Albert verkannte die großen Schwierigkeiten seiner Stellung durchaus nicht; sein Gedanke war es, „frei, nach keiner Seite gebunden, vor die Parteien zu treten, in keiner Weise selbst politisch einzugreifen, möglichst klare Einsicht in die Verhältnisse zu gewinnen und dieselben der Königin zur Verwerthung zu übermitteln; kurz, politisch in der Denkweise der Königin seine eigene Individualität aufgehen zu lassen, — das war sein Programm, das er redlich und consequent durchgeführt, das ihm langsam und schrittweise die Achtung der Parteien, die Anerkennung des Landes gesichert hat"[50]). Es ist ihm bald gelungen, mit der ausgezeichneten Frau auf dem britischen Throne der Nation das leuchtende Beispiel eines Familienlebens edelster Art zu geben; der zärtlichste und aufmerksamste Gatte, der taktvolle und einsichtige politische Rathgeber seiner Gemahlin, wußte er zuerst die unnöthige und gefahrvolle Spannung zwischen dem Hofe und der toryistischen Aristokratie sehr bald aus dem Wege zu räumen. Voll Begabung und Interesse namentlich auch für die auswärtigen Angelegenheiten, konnte er (besonders bei Lord Palmerston's persönlicher Abneigung gegen ihn und gegen die Königin) hier nur langsam Terrain gewinnen; viel eher auf dem Gebiete der Kunst und Wissen-

49) Prinz Albert war der Sohn des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg (des Bruders des belgischen Leopold) und der Prinzessin Louise von Gotha; diese Ehe war im J. 1817 geschlossen. Der ältere Sohn des Herzogs von Coburg, der jetzt regierende Herzog Ernst, war im J. 1818 geboren — Prinz Albert 1819 zu Rosenau bei Coburg. Die Prinzen Ernst und Albert sind viele Jahre lang durch einen Herrn Florschütz erzogen worden; nach längerem fürstlichen Stillleben bis 1835 begannen längere Reisen, bei denen 1836 Prinz Albert zuerst in Kensington die Prinzessin Victoria kennen lernte; dann folgten Studien in Bonn. Nachmals wesentlich durch Baron Stockmar und König Leopold geschult, ist Albert dann (gegen Mitte October 1839) mit Königin Victoria verlobt worden. Er war damals ein stattlicher, schlanker, hochgewachsener junger Mann, eine höchst gewinnende Persönlichkeit; hohe Intelligenz, erustes, bescheidenes Wesen, feinster Takt, hohe Ehrenhaftigkeit und Geradheit zeichneten ihn aus. Vergl. unter andern auch den Artikel „Vom Englischen Königshofe" (nach den Büchern the early years of his royal highness the prince consort, compiled under the direction of her Majesty the Queen, by Lieut. General the Hon. C. Grey. 1868, und Leaves from the journal of our Life in the Highlands from 1848 to 1861. Edited by Arthur Helps, in der Zeitschrift „Unsere Zeit", Jahrgang 1868. Heft IX. S. 641—651.

50) Vergl. „Unsere Zeit" a. a. O. S. 651.



schaft, der Landwirthschaft und der industriellen Interessen des Landes.

Die Kämpfe um die Dotirung des Prinzen Albert waren nur das Vorspiel der Schwierigkeiten, die das Cabinet Melbourne im Parlament zu bestehen hatte. Schon am 28. Jan. 1840 brachte der Sir J. Yarden Buller im Unterhause ein energisches Mistrauensvotum gegen das Cabinet ein. Die erbitterten Debatten über diesen Antrag, bei denen der ob seines angeblichen Chartismus durch J. Graham scharf angefochtene Macaulay am 29. Jan.[51]) scharf und brillant für die Regierung sprach; bei denen Peel sich gegen das beantragte Mistrauensvotum aussprach, endigte (namentlich bei der Uneinigkeit der Tories unter einander) mit dem Siege der Regierung mit 308 gegen 287 Stimmen. Aber die Lage des Cabinets wurde bei den damaligen auswärtigen Schwierigkeiten im Parlament darum doch nicht bequemer, wenn auch zuweilen einzelne Gefechte in innern Fragen, wie z. B. bei dem sog. Stockdale-Hansard'schen Privilegienstreite[52]), ihm einen leichten Gewinn bringen mochten. Große Schwierigkeiten bot aber die chinesische Frage dar.

China und das östliche Asien waren seit mehreren Jahrzehnten Seitens der ostindischen Compagnie, trotz aller Verbote der Regierung von Peking, auf dem Wege des umfassendsten Schleichhandels mit dem gefährlichen Opium versorgt worden. Als im J. 1834 das Handelsmonopol der Compagnie (s. oben) aufhörte, nahm dieser Handel einen neuen mächtigen Aufschwung; ein Verkehr, den jetzt ein britischer diplomatischer Staatsbeamter, der Chief Superintendent, zu überwachen hatte. Nun weigerten sich aber die chinesischen Behörden, mit diesem Beamten in irgend ein directes Rechtsverhältniß zu treten. Nach mehrfachem Schwanken trat die chinesische Regierung möglichst schroff auf; sie wollte sich wesentlich die Europäer vom Leibe halten, die Interessen ihrer einheimischen Mohnbauern schützen und den bedenklichen Abfluß des Silbers aus ihrem Lande hindern. So erschien denn im J. 1839 der Mandarine Lin zu Kanton als kaiserlicher Obercommissär, um den Opiumschmuggel zu verhindern „und die rothhaarigen Barbaren zur Unterwerfung zu nöthigen". Und während die englischen Kaufleute, auch vom Opiumhandel abgesehen, die Chinesen stets dahin zu bringen gesucht hatten, daß in dem damals allein

51) Vergl. Steger a. a. O. S. 229—255.

52) Diese Sache angehend, so war es seit längerer Zeit Gebrauch gewesen, daß die Committeeberichte den Parlamentsmitgliedern gedruckt vertheilt wurden, als im Anfange der dreißiger Jahre auf Hume's Antrag der Beschluß gefaßt wurde, diese Reports durch die Parlamentsdrucker, die Herren Hansard, auch dem Publicum zugänglich zu machen. Nun wurde im J. 1835 ein Gesetz über die Inspection der Gefängnisse erlassen und den Bestimmungen desselben gemäß auch Newgate besichtigt. Im J. 1836 hatten die Hansards im Auftrage des Unterhauses den Bericht der Gefängnißinspection gedruckt; in demselben war aber mitgetheilt, daß man bei den Gefangenen in Newgate auch ein von dem Buchhändler F. Stockdale verlegtes Buch confiscirt habe „mit einem widerlichen Inhalte und mit im höchsten Grade schmutzigen, unanständigen und schlüpfrigen Bildern". Am 7. Nov. 1836 stellte nun Stockdale gegen die Hansards bei der Queens Bench eine Klage gegen die Hansards wegen Verleumdung an. Obwol die Entscheidung in der materiellen Frage zu Gunsten der Beklagten ausfiel, erklärte doch der (whiggistische) Oberrichter Lord Denman, daß der vom Unterhause den Hansards ertheilte Auftrag, die sämmtlichen Parlamentsberichte zu veröffentlichen, weder sie noch andere Drucker und Verleger berechtige, eine Schmähschrift gegen irgend Jemand herauszugeben. Das entzündete nun einen Kampf des Unterhauses um seine Allmacht, speciell um sein Recht gegenüber der Competenz der Gerichtshöfe. Denn gegenüber dem Ausspruche des Lord Denman erklärte das Unterhaus auf den Antrag eines Comité's, daß es das unbeschränkte Recht habe, von seinen Verhandlungen so viel, als es nur immer wolle, zu veröffentlichen; die Publication seiner Berichte gehöre zu den verfassungsmäßigen Rechten und Functionen des Parlaments und vorzugsweise des repräsentativen Theils desselben; es sei selbst der einzige Richter über Dasein und Ausdehnung seiner Privilegien, jede dagegen gerichtete Klage sei als Privilegienbruch anzusehen und als solcher zu bestrafen, und namentlich sei kein Gerichtshof berechtigt, darüber zu entscheiden.

Im J. 1837 erhob Stockdale eine zweite Klage, der die Hansards nach den Anweisungen des Unterhauses die Einrede entgegenstellten, daß die Veröffentlichung eine privilegirte sei. Diese Einrede wurde abgewiesen, der Gerichtshof erkannte die Beklagten für schuldig, und bestimmte einen Schadenersatz, den die Hansards auf Befehl der Gemeinen, die einen Bruch vermeiden wollten, bezahlten. Man wollte bisher Seitens des Unterhauses womöglich einen Cassationsproceß vermeiden.

Da jedoch der Verkauf jenes Berichtes fortdauerte, so stellte Stockdale am 26. Aug. 1839 eine neue Klage an. Diesmal war die Geduld des Unterhauses zu Ende; die Gemeinen wiesen die Hansards an, sich dem Gericht nicht zu stellen. Und nun verurtheilte das Gericht die Hansards in contumaciam zu 600 Pf. St., und als diese Summe nicht bezahlt wurde, vollzogen auf Stockdale's Drängen die Sheriffs von London, die Herren Evans und Wheelton, am 12. Nov. in der Druckerei die nöthige Pfändung. Als aber das Parlament im Januar 1840 zusammentrat, regte Lord Russell die Sache an, und der Attorney General erklärte (16. Jan.): wenn man die Sache nicht durch Einschreiten des Hauses jetzt erledige, so gehe das Recht des Hauses auf immer verloren. Auch Peel, anders als viele Tories, trat auf die Seite der Vertheidiger der Rechte des Unterhauses. Auf Beschluß des Hauses wurden dann bald nachher der Buchhändler Stockdale, dann auch die Sheriffs (die inzwischen auf Befehl des Gerichtshofes jene Straffumme an Stockdale ausgezahlt hatten) festgenommen und der Haft des Sergeant-at-arms (Stabträger des Unterhauses) übergeben. Die Queens Bench schritt nun mit dem Befehle ein, die verhafteten Sheriffs ihr zu stellen. Das geschah nun zwar am 25. Jan.; aber der Gerichtshof wagte doch nicht, dem Protest des Unterhauses Trotz zu bieten, — so blieben sie in der Haft des Unterhauses, während (unter der Parteinahme der meisten Juristen und Journale und vieler Tories beider Häuser gegen das Unterhaus) Stockdale aus seiner Haft noch zwei neue Klagen gegen Hansard, resp. gegen den Sergeant-at-arms anstellte, die nur die Folge hatten, daß auch sein Advocat Howard verhaftet wurde. Mr. Wheelton wurde freilich krankheitshalber freigelassen; die andern aber mußten bis zum Austrag im Parlament als Gefangene schmachten. Russell beendigte denn auch den Conflict, indem er am 5. März einen Antrag einbrachte, der dahin lautete, daß, „wenn fortan Jemand straf- oder civilrechtlich wegen der auf Befehl eines der beiden Häuser gedruckten Publicationen verfolgt werden sollte, ein Certificat, daß die Schrift vom Parlament ausgehe, für die Gerichtshöfe eine hinreichende Beglaubigung sei, um die Klage nicht anhängig zu machen". Am 14. April sanctionirte die Krone das Gesetz; Tags darauf erhielt der Sheriff Evans seine Freiheit. Stockdale aber und Howard wurden erst vier Wochen später entlassen; Howard hatte nämlich bei dem Gerichte eine Verurtheilung des Sergeant-at-arms erzielt, und das Haus der Gemeinen hatte erst noch einen Cassationsbeschluß zu Gunsten seines Beamten veranlaßt.

officiell dem maritimen auswärtigen Handel geöffneten großen südchinesischen Handelsplatze Kanton die Zahl der Hong (der ausschließlich zum Handel mit den Fremden privilegirten chinesischen Kaufleute) vermehrt, die Beschränkung aber der Handelszeit auf den Herbst aufgehoben würde: so trat Lin seit März 1839 nunmehr höchst gewaltsam auf. Er ließ vor den britischen Factoreien am Kantonflusse einen chinesischen Schmuggler hinrichten, dann durch seine Soldaten die Factoreien absperren, bis aus den Depotschiffen und Waarenlagern die dort aufgehäuften Opiumvorräthe ausgeliefert wären. So mußten endlich 20,283 Kisten Opium ausgeliefert werden, die Lin dann im Juni vernichten ließ. Ohne genügende materielle Mittel zur Hand, mußte der Resident Capitän Elliot sich mühsam durch klugen Takt zu halten suchen; zugleich wurde der indische Statthalter Lord Auckland um Hilfe angerufen. Inzwischen aber wurde Lin kühner; er sprach das Recht an, die englischen Schiffe vor deren Zulassung zum Handel zu durchsuchen, forderte auch die Gerichtsbarkeit der chinesischen Behörden über jeden Engländer, der sich bei dem mit dem Tode bedrohten Opiumschmuggel betheilige; und vorläufig verbot er die Einführung irgend welcher englischer Waaren. Schon kam es mitten unter den Untersuchungen zu Raufereien und Gefechten (wie zu Macao und mit chinesischen Dschunken bei der sog. Bocca Tigris) zwischen Europäern und Chinesen. Die englischen Kaufleute und Elliot mußten Kanton verlassen und sich nach der Insel Hongkong zurückziehen, wo eine englische Fregatte lag. Seit Ende October konnte indessen dann die Einfahrt nach Kanton blokirt, am 3. Nov. eine Anzahl chinesischer Kriegsdschunken zerstört werden, während dagegen die Chinesen ihre Gegner für vogelfrei und jagdbar gleich den Thieren des Waldes erklärten.

Die schlimme Lage der chinesischen Dinge benutzte nun ein Theil der toryistischen Opposition zu einem scharfen Stoße gegen die Regierung in London. Am 7. April 1840 brachte Sir J. Graham die Resolution ein, „gegen die Regierung einen Tadel auszusprechen, weil sie es in Beziehung auf die Verbindungen zwischen diesem Lande und China habe an Sorgsamkeit und Voraussicht fehlen lassen, und weil sie namentlich den Oberaufseher in Canton nicht mit den erforderlichen Vollmachten hinsichtlich der zunehmenden Uebel des Opiumhandels versehen habe". Es gab sehr scharfe dreitägige Debatten. Die meisterhafte Rede Macaulay's gegen Graham[53]) schlug nicht so durch, wie er wol gehofft hatte. Gegen Graham, Gladstone (dessen glänzende, inhaltreiche Redekunst sich aber diesmal aus Haß gegen Palmerston zu bedenklich sophistischer Apologie auch sehr schlimmer chinesischer Frevel verirrte) und andere Gegner (Peel dagegen forderte energische Genugthuung für England, nachdrückliche Kriegführung bei kluger Berücksichtigung der eigenthümlichen Art der Chinesen) hatten Palmerston und seine Freunde gerade keinen leichten Stand. Am 10. April (gerade in der Zeit, wo nunmehr Admiral Elliot den Krieg gegen China ernsthaft begann) siegte das Cabinet nur mit 271 gegen 262 Stimmen.

Palmerston konnte jedoch diesen Pyrrhussieg damals immerhin ertragen, weil auf einem andern Punkte des Orients seine Politik höchst glänzende Erfolge davon getragen hatte. Die liberale, friedliche Politik der letzten drei ostindischen Generalgouverneurs (Lord William Bentinck [seit 1828], Sir Charles Metcalfe [seit 1835] und Lord Auckland [seit dem März 1836]) mit ihrer auch auf Indien erfolgreich ausgedehnten Reformthätigkeit wurde neuerdings durch die Nothwendigkeit unterbrochen, in Gegensatz zu dem Vordringen Rußlands und seiner Politik nach „Centralasien" zu treten. Es handelte sich hier besonders um die damals noch von England unabhängigen Indusländer und namentlich um Afghanistan. Gegenüber dem langsamen Umspannen Persiens durch die russische Politik wurde vor Allem Afghanistan wichtig, wo neuerdings das hadernde Dynastengeschlecht der Durani durch die Vezierfamilie der Barekſi verdrängt wurde. Seit 1828 dominirte der kluge und energische Dost Muhammed in Kabul, nicht minder in Ghazna und Kandahar; die flüchtigen Duranifürsten Siman und Sudschah waren in Hindostan von den Britten internirt, ein Neffe derselben (Kamran) hielt sich mit Mühe in Herat, — während der russisch gesinnte Perserkönig Muhammed auf die Eroberung von Herat und Kandahar sann. Damals war Dost Muhammed zur Verbindung mit England geneigt; da jedoch der mächtige Afghanenfeind Rundschit Singh zu Lahore, der Herr des Pendschab, viel mehr auf Erhaltung der afghanischen Anarchie bedacht war und die ostindische Compagnie diesen Bundesgenossen damals nicht entbehren konnte: so wurde es damals in Calcutta Politik, mit Rundschit Singh den Duraniprinzen Schah Sudschah (seit 1833) bei dem Versuche zur Wiedergewinnung eines Theils der afghanischen Länder gegen Dost Muhammed zu unterstützen; nur daß Sudschah's Angriff auf Kandahar vollkommen scheiterte. Da man nun zu fürchten hatte, daß Dost Muhammed, ja vielleicht auch Rundschit Singh, durch den klugen russischen Agenten in Teheran, Graf Simonitsch, der seine Arbeiten zugleich auf Herat, Kabul und Lahore richtete, für Persien und Rußland gewonnen werden könnte: so griff Lord Palmerston selbst, der diesmal den Namen „Lord Firebrand", mit dem ihn Tories und continentale Gegner schon damals verfolgten, mit Recht führte, mit glücklicher Energie ein. Zunächst (1837) wurde als Gegengewicht gegen Simonitsch der kluge und thatkräftige Schotte Mac Neil nach Teheran gesendet, der sehr bald die Cirkel seines russischen Gegners durchkreuzte und namentlich mit dem durch die (russisch geschulten) persischen Truppen bedrohten Sultan Kamran von Herat, dem Schlüssel des Ostens, in Verbindung trat. Aus des persischen Sultans Lager vor Herat (Muhammed belagerte diese Stadt persönlich seit Herbst 1837) mußte Mac Neil freilich im Juni 1838 ohne Erfolg abziehen. Aber Sultan Muha[illegible] mußte nach dem letzten Sturme (24. Juni 1838) [illegible] von [illegible];

53) Vergl. Steger a. a. O. S. 258—277.

denn die Afghanen hatten hier unter dem britischen Major Eldred Pottinger sich ausgezeichnet tapfer geschlagen. Zugleich aber hatte die englische Regierung am 19. Juni die Insel Charek im persischen Golf besetzen lassen; und am 11. Jan. 1839 occupirten englische Seesoldaten auch Aden, das arabische Gibraltar, bisher ein Piratennest, nunmehr der Schlüssel zur Meerenge Bab-el-Mandeb. Nun drückten Mac Neil und Palmerston immer nachdrücklicher auf Persien, bis dieses Land seine damalige Verbindung mit Rußland, wie auch die Angriffe auf Herat und Afghanistan völlig fallen ließ und — unter Beseitigung russischen Protectorats — endlich auch am 28. Oct. 1841 einen Handelsvertrag mit England schloß. — Viel imposanter aber wurde die afghanische Action. Alle Bedeutung des Dost Muhammed und alle seine Wünsche zur Allianz mit England hinderten nicht, daß nicht die Staatsmänner zu Calcutta ihn abwiesen, weil sie nicht wünschen konnten, daß dieser glaubenseifrige Muhammedaner jemals an Rundschit Singh's Stelle im Pendschab Macht und damit auch starken Einfluß auf die nach Millionen zählenden orthodoxen Muhammedaner Indiens gewinnen sollte. Als daher im J. 1837 ein Krieg zwischen Afghanen und Shiks ausgebrochen war und Dost Muhammed sich schon mit Persien und Rußland in Beziehung gesetzt hatte; da war es, wie der kluge britische Agent Alexander Burnes im Spätjahre 1837 erkannte, — wesentlich nur die Kurzsichtigkeit und Kargheit der britischen Regierung, die den Dost Muhammed damals sehr wider seinen eigenen Willen nachdrücklich in die Arme der Russen trieb, die deutlich genug dahin arbeiteten, die afghanische Dynastie zu ihrem Vorposten gegen das Industhal zu machen. Um nun aber die russische Politik in Afghanistan vernichtend zu treffen, rüsteten nun Palmerston und Auckland zu einem großen Kriegszuge. Am 26. Juni 1838 schloß der Resident Mac Naghten zu Lahore mit Rundschit Singh den Vertrag, um jenen Duraniprinzen Sudschah an Dost Muhammed's Platz nach Kabul zurückzuführen. Dann bildete Auckland die große Indusarmee: sie bestand aus den Truppen des Fürsten Sudschah unter englischen Officieren, aus bengalischen Seapoys, aus vier königlichen Regimentern und den Truppen des Shiksfürsten; 54,000 Mann musterten (sammt dem enormen Troß) Auckland und Rundschit Singh zu Firuzpur am Sutludsch, erklärten dann dem afghanischen Emir den Krieg. Die Bombay-Truppen sollten zu Karratschi landen. Nun war der Plan, die Hauptmasse (28,000 Mann) sammt den Bombay-Truppen durch den südlichen Hauptpaß nach Afghanistan, den Bolan-Paß unter Sir John Keane auf Kandahar, — 11,000 Mann dagegen unter General Wade über Dschellalabad direct auf Kabul marschiren zu lassen. Die Masse der Shiks sollte das obere Indusgebiet bewachen. — Die Unternehmung gelang in brillantester Weise. Nachdem die Hauptmacht aus Firuzpur den Sutludsch abwärts marschirt war, unterstützt durch den [illegible] der von Süden, dem Indusdelta herkommenden [illegible] auch noch (Januar 1839) die räuberischen [illegible] Theilfürsten von Sindh (dem untern Indusgebiete) zur Anerkennung der britischen Oberhoheit genöthigt hatte, gingen die ersten Briten unter dem General Sir Willougby Cotton am 14. Febr. 1839 bei Bukkar über den Indus. Von den 28,000 Mann der Engländer blieben 9000 am Indus stehen. Von Shikarpur an zogen Cotton, Sudschah, Keane gemeinschaftlich mit ihrem Heere (bei dem sich auch der spätere Retter Hindostans, der tapfere Capitän Havelock befand) unter nicht geringem Verluste an Zugvieh durch die Steppe Ketsch Gond und erreichten am 10. März den berühmten Bolan-Paß. Nach furchtbaren Strapazen und vielen Kämpfen mit Afghanen und Belutschen wurde am 25. April Kandahar genommen; zwei Monate später zog Keane mit 12,000 Mann nach Ghazna, wo damals noch die Pforten aus Sandelholz am Grabe des Ghazneviden Mahmud standen, die dieser erste große moslemitische Eroberer Hindostans vor mehr als 800 Jahren aus dem Siwatempel zu Somanath in Guzurate mitgenommen hatte. Ghazna wurde am 23. Juli mit stürmender Hand dem tapfern Sohne Dost Muhammed's, dem Haider-Khan, abgenommen. Damit kam Dost Muhammed's Herrschaft zum Wanken; er gab Kabul auf, flüchtete in den Hindukhu, und am 7. Aug. betrat Sudschah mit den englischen Scharen wieder das Königsschloß zu Kabul, wo General Wade am 3. Sept. ebenfalls eintraf. Zu noch größerem Triumph gereichte es, als am 3. Nov. Dost Muhammed in Kabul bei dem britischen Residenten Sir William Mac Naghten erschien, sich den Engländern ergab und zu ehrenvoller Internirung nach Hindostan abführen ließ.

Dieser brillante Feldzug (allerdings eine jener großen politischen Unternehmungen, die nur der britischen Politik, nicht den Interessen der ostindischen Compagnie dienten, und welche die Unmöglichkeit des indischen Doppelregiments auf die Dauer anfingen klar zu legen) erregte in England allgemeine Bewunderung. Der Eindruck war so gewaltig, daß er bei allen innern und europäisch-auswärtigen Schwierigkeiten dieser Zeit und d. J. 1840 dem sinkenden Cabinet Melbourne noch immer die Existenz fristen konnte. Die innern Angelegenheiten angehend, so drückte auf das Cabinet namentlich die schwierige Lage der Finanzen, die damals bei großer materieller Noth im Lande und dem Mangel an finanziellen Capacitäten unter den damaligen Whigs andauernd immerhin starke Ausfälle in den Einnahmen auswiesen. Drang nun auch der Minister Baring im J. 1840 bei dem Parlament mit seinen Vorschlägen zur Deckung des Deficits leicht durch, so war dagegen die Verstimmung groß, weil das Cabinet andauernd sehr namhafte Rüstungen zu Wasser und zu Lande treffen mußte, — da man in dieser Zeit (von den chartistischen Unruhen u. dgl. m. im Innern abgesehen) einerseits in dem gesammten Orient in kriegerische Unternehmungen verstrickt war, andererseits mit Rußland dauernd schlecht, mit Frankreich nicht mehr befreundet stand, und endlich die Kriegsflotte in den Zeiten der Ruhe und der Ersparnisse bis zum Exceß vernachlässigt worden war. In der That wurde bei solchen Verhältnissen das Regiment des zur Zeit dominirenden

Bruchtheils der Whigs täglich unpopulärer, die Sehnsucht nach tüchtigeren Staatsmännern an der Spitze des Reiches immer stärker; nur daß die Conservativen noch immer keine Lust hatten, die Regierung des großbritannischen Reiches mit den sich immer höher aufthürmenden Schwierigkeiten im Innern und den vielen auswärtigen ungelösten Fragen so leicht zu übernehmen. Bei solchen Stimmungen konnte sich das Cabinet Melbourne noch immer durch das Jahr 1840 hindurch retten. Namentlich gelang es, die irländische Municipalreformfrage durch einen Compromiß zu erledigen, der (die Bill brachte Lord Morpeth am 14. Febr. im Unterhause in zweiter Lesung ein, und das Oberhaus verstümmelte sie dann noch mit bedauerlichem Erfolg) schließlich, — so erlangte das Gesetz am 10. Aug. die Sanction der Krone, — nur zehn städtische Corporationen unter Ausdehnung des Wahlrechts auf die Zehnpfundsterlingbürger bestätigte, 58 der alten Corporationen aufhob, aber jedem Orte über 3000 Seelen die Möglichkeit bot, unter bestimmten Cautelen und Bedingungen das städtische Wahlrecht und die neuen municipalen Formen, Rechte und Ordnungen anzunehmen. Wo dieses letztere nicht geschah, da (in den sog. nicht incorporirten Orten) wurden die Localangelegenheiten und das Gemeindeeigenthum entweder von den Armenpflegern oder von Localcommissären verwaltet, die nach der Polizeiordnung gewählt waren.

Daneben aber führte, ebenfalls in den irischen Dingen, damals Lord Stanley einen gefährlichen Stoß gegen die Regierung. Mit Ende Februar hatte derselbe eine Bill angeregt, welche die ungenügenden Gesetze über Registratur der Parlamentswähler in Irland abändern sollte. Da zu erwarten stand, daß zähe Strenge in dieser Sache vielen keltischen Lärmmachern das juristisch dann nicht mehr nachweisbare Wahlrecht nehmen würde, so erhob sich unter O'Connell's Schar ein gewaltiger Sturm, und große Verlegenheit bei der Regierung, die doch so sehr auf die Hilfe der „irischen Brigade" angewiesen war. Trotzdem gewann Stanley in einer ganzen Reihe von Abstimmungen den Sieg; und als dann Ende Juni die Regierung mit einer eigenen Bill auftrat, mit Mühe einige Siege gewann, zog wol Stanley (6. Juli) seine Bill vorläufig zurück, — aber die von ihm geschleuderten Bomben hatten gezündet. Namentlich zweigte O'Connell, den Parteien des Unterhauses wie der Regierung zürnend, sich wieder von der Regierung ab und ließ (als das Parlament am 11. Aug. vertagt war) die drohende Repeal-Agitation in Irland wieder in Scene setzen. Die Schwäche der Regierung wurde immer deutlicher; ihre Unpopularität traf auch die Königin selbst, die ebenso wie der Hof anfing, nicht blos wie früher von den roheren Tories, sondern namentlich auch bei der materiellen Noth der Zeit von dem aufgeregten Pöbel mit grimmer Feindseligkeit betrachtet zu werden. Aus solchen Stimmungen heraus erzeugte sich das schändliche Mordattentat des 10. Juni gegen Victoria's Leben, verübt von dem 18jährigen Kellner Eduard Orford, der dann in das Irrenhaus zu Bedlam gesperrt wurde. Anderweitige Unverschämtheiten der folgenden Zeit, namentlich das wiederholte Einschleichen verbrecherischer Gesellen in die königlichen Gemächer zu Windsor und Buckingham-Palace, ahndete (1841) eine Parlamentsacte durch die mit Prügeln verstärkte Strafe der Deportirung. Die edle und muthige Haltung der Königin bei dem Orford'schen Attentat gewann derselben bald die sicherlich nicht durch ihr Zuthun etwas verblaßte Popularität in erhöhtem Grade zurück.

Die Hauptstütze des Cabinets Melbourne war damals noch immer die durch Palmerston mit Erfolg geleitete auswärtige Politik. Hatte Palmerston bei dem Abschluß der belgischen Frage zu Anfang d. J. 1839 entscheidend und gar sehr im Sinne des allgemeinen Friedens mitgewirkt, so war es für ihn immerhin ein Erfolg, daß endlich der scheußliche Bürgerkrieg in Spanien mit Ende d. J. 1839 mit dem vollständigen Siege der liberalen Elemente in Spanien seinen Abschluß finden konnte[54]). Wenig Ruhm dagegen brachte in den Augen des Auslands dem Minister die (von ihm auch später nur zu sehr beliebte) Praxis, mit der er damals kleine und schwache Staaten mit furchtbarem Druck heimsuchte. Wir meinen die Art, mit der Palmerston einerseits Portugal — neuerdings von Englands sehr gerechtem Unwillen bedroht wegen Betrieb schändlichen Sklavenhandels — nicht allein im J. 1839 mit allerdings gerechtfertigten Zwangsmaßregeln heimsuchte, sondern auch 1840 die grollenden Portugiesen dadurch strafte, daß er in brüsker Form die Entschädigung für die Verluste englischer Unterthanen während des lusitanischen Bürgerkrieges eintrieb; mit der er andererseits Neapel schraubte. Hier gab die Monopolisirung des Schwefelhandels den Anstoß zum Conflict; die treulose und trotzige Art der neapolitanischen Regierung und die Schroffheit Englands führten die Sache (März 1840) zum Bruche, zur Blokade Neapels durch Admiral Stopford, bis dann schon nach 14 Tagen durch französische Vermittelung Neapels Nachgiebigkeit erzielt wurde. Unvergleichlich bedeutsamer und für England schätzenswerther war dagegen die neue levantinische Politik Palmerston's, wo er mit ungemeinem Geschick und Gewandtheit sich an der einmal wieder brennend auflodernden orientalischen Frage betheiligte.

Während im osmanischen Orient seit dem Vertrage von Kiutajah die Politik Rußlands offenbar die Oberhand mächtig genug behauptete, hatte im Südosten Mehemet-Ali von Kahira seine Macht immer nachhaltiger ausgedehnt; nur daß, was man zur Zeit in Europa noch nicht klar erkannt hatte, die Ausbreitung seiner Macht in Arabien und die Niederhaltung Syriens seine Kräfte stark verzehrte. Während nun die wenig geschickte Diplomatie des britischen Gesandten Lord Ponsonby zu Stambul Jahre lang den Russen kein Terrain abgewinnen konnte, erlangte England endlich seit 1837 mehr Einfluß, als damals Mehemet-Ali die Anträge

54) Der damalige whiggistische Gesandte in Madrid, Mr. Villiers, wurde beiläufig in der ersten Hälfte d. J. 1839 abberufen und trat als Lord Clarendon ins Oberhaus.

des Sultans, ihm Aegypten erblich, Syrien für Lebenszeit zu überlassen, abgelehnt hatte, und nun Sultan Mahmud sich mit Chosrew- und Reschid-Pascha als Ministern umgab. Bereits wurde es deutlich genug, daß binnen Kurzem ein neuer Krieg zwischen Stambul und Aegypten ausbrechen würde. England, der Macht Mehemet-Ali's entschieden abgeneigt, trieb den Sultan zum Kriege. Palmerston wollte einerseits das Uebergewicht der Franzosen in Kahira brechen, die die Zerbröckelung des osmanischen Reiches und namentlich Mehemet-Ali entschieden begünstigten; die Allianz der Engländer mit Frankreich war ohnehin seit Jahren bei der vorschreitenden Annäherung Louis Philipp's an die deutschen Großmächte, bei der Lauheit Frankreichs in der spanischen Sache, bei Englands Eifersucht auf die fortschreitende Festsetzung der Franzosen in Algerien, immer wesenloser geworden. Andererseits wünschte Palmerston das russische Uebergewicht in Stambul durch eine selbständige Kraftäußerung des Sultans zu sprengen. Es war schon ein wichtiger Gewinn, als Palmerston (16. Aug. 1838) einen guten Handelsvertrag mit der Türkei erzielte.

Allmälig gelang es Palmerston aber, mit Rußland, welches Frankreich völlig zu isoliren strebte, sich zu verständigen. Und unter diesen Umständen brach im Frühjahre 1839 der Rachekrieg des Sultans gegen seinen trotzigen Vasallen aus. Die Niederlage der Osmanen bei Nisib (24. Juni), die Ibrahim-Pascha's Feldherrngenie herbeigeführt hatte; der Tod des Sultan Mahmud (am 30. Juni); der Abfall Fewzi Achmed's mit der Flotte zu Mehemet-Ali: machten die Lage der für die Türkei bemühten Mächte sehr schwierig. Und als nun Chosrew-Pascha am 5. Juli den Aegyptern billige Bedingungen stellte, die Mehemet-Ali aber nicht annahm, erzielte Palmerston die Collectivnote der Großmächte (27. Juli), die dem Divan den Gesammtschutz Europa's anbot; nur daß Frankreich dann auf diesem Standpunkte nicht aushielt. Palmerston seinerseits war nun bemüht, durch gemeinsame Action der Großmächte die sichere Fundirung des russischen Protectorats zu Stambul zu verhindern, aber ebenso wenig zu dulden, daß durch Frankreichs Einfluß Mehemet-Ali von Syrien mehr als das Paschalik von Akka bleibend gewinne. Bei der starken Antipathie des russischen Kaisers gegen das damalige Frankreich kam es dahin, daß Rußland (Ende December) sich anschickte, auf die wesentlichsten im Vertrage zu Hunkiar Iskelessi stipulirten Vorrechte zu verzichten, während Frankreich immer bestimmter für Mehemet-Ali eintrat und die Standhaftigkeit dieses Machthabers gegenüber den Großmächten stärkte. Bereits hatte Frankreichs gesonderte Haltung die angestrebten Conferenzen der Großmächte zu London vereitelt; bereits rüstete man in England wie in Frankreich; da kam durch eine parlamentarische Wendung am 1. März 1840 in Paris der unruhige und ehrgeizige Thiers zur Regierung, der nunmehr entschieden zu Mehemet-Ali sich wandte, — unterstützt (Anfangs Juni) durch eine Wendung in Stambul, wo zur Zeit ein neues Cabinet an das Ruder kam, das keine fremde Intervention haben mochte und auf raschen Abschluß mit Aegypten abzielte. Da schloß England nun (15. Juli) mit Rußland und den deutschen Mächten den Quadrupelvertrag, welcher bestimmte, daß Mehemet-Ali zwar Aegypten erblich, das Paschalik Akka auf Lebenszeit behalten, dafür aber Arabien und Candia herausgeben sollte. Eine Ablehnung dieser Anträge sollte den Verlust auch Akka's nach sich ziehen; bei weiterer Hartnäckigkeit wollten die Mächte den Sultan bewaffnet gegen die Aegypter unterstützen.

Die Isolirung Frankreichs entzündete den wildesten Zorn der Franzosen; und der Krieg gegen England und Deutschland schien vor der Thür zu stehen. In England dagegen, wo man auch auf die damals noch immer gespannten Verhältnisse mit Nordamerika [55]) Rücksicht nahm, war man keineswegs kriegslustig; die Gegner Rußlands perhorrescirten die neue Allianz mit Rußland, die Tories die neue Abweichung von ihrer alten Praxis, die jede Intervention ausschloß; viele Whigs beklagten sehr den Bruch mit Frankreich. Da nun auch Thiers selbst nicht so entschlossen war, wie es Anfangs schien; da die englische Regierung bei dem misglückten Attentat Louis Napoleon's (4.—6. Aug.) auf Boulogne eine sehr loyale Haltung gegen Louis Philipp zeigte; da auch sonst in Frankreich allmälig eine Art Ernüchterung

---

55) Mit Nordamerika war seit Jahren eine halbe Spannung im Gange, die sich zuerst von Streitigkeiten über die Grenze zwischen dem Neuenglandstaate Maine und der britischen Colonie Neu-Braunschweig herschrieb, und unter dem Druck der canadischen Revolution brennend wurde. Im J. 1839 drohte sogar ein Krieg, als der britische Statthalter in Neu-Braunschweig auf dem streitigen Gebiet an dem Flusse St. John Hoheitsrechte ausüben wollte, die Regierung der Union aber sich nachdrücklich auf eine noch immer nicht ausgeführte Stipulation des Friedens von 1783 berief. Während man britischer Seits wie Seitens der Bevölkerung des Staates Maine einander schon mit den Waffen zu bedrohen anfing und das Capitol zu Washington von den heftigsten Reden gegen England wiederhallte, wußte glücklicherweise der Präsident Van Buren eine verständige Mäßigung zu behaupten. Aber da die im J. 1840 sich nähernde neue Präsidentenwahlagitation im Lande den Anstoß gab, aus Parteizwecken gewaltig mit dem Säbel zu rasseln, so fürchtete man in Europa, hoffte man in dem chauvinistischen Frankreich schon den Ausbruch eines amerikanischen Seekrieges gegen England. Da ergriff aber (noch vor Abschluß des levantinischen Quadrupeltractats) Palmerston den verständigen Ausweg, seinen Gesandten Fox in Washington im Juni 1840 zu ermächtigen, die streitige Grenzfrage durch eine gemeinsame Commission und nöthigenfalls (was auch Van Buren's Gedanke gewesen war) durch Schiedsspruch einer dritten Macht erledigen zu lassen. Ein böser Zwischenfall, der noch einmal die Gefahr eines Krieges zwischen Amerika und England nahe zu rücken drohte, fand auf andere Art seine Erledigung. In New-York hatten nämlich die Amerikaner einen britischen Unterthan, Namens Mac Leod, — der im J. 1837 (s. oben) bei den canadischen Unruhen sich an der englischerseits mit denkbar bestem Rechte vollzogenen Wegnahme und Zerstörung des amerikanischen Freischarendampfschiffs „Carolina" mitbetheiligt haben sollte, — auf einer Geschäftsreise verhaftet und auf Mord angeklagt. Während die englische Gesandtschaft diese skandalöse Geschichte mit Recht als einen internationalen Fall behandelte und die Befreiung des ungerecht Verhafteten durch die amerikanische Centralregierung forderte, schlug der Staatssecretär Forsyth dieses ab, erklärte, der Fall gehe nur den Staat New-York selbst und dessen Gerichte an. Glücklicherweise konnte Mac Leod bei der Gerichtsverhandlung ein Alibi nachweisen, und so sprach ihn die new-yorker Jury frei.

eintrat, so wurde wenigstens der offene Bruch vermieden, so drohend auch auf beiden Seiten des Kanals die Verhältnisse noch mehrere Monate lang aussahen; leider fehlte es dabei in England (so wenig wie bei solcher Gelegenheit allezeit bis auf diesen Tag in Deutschland) keineswegs an fanatischen (natürlich radicalen) Gegnern Palmerston's, Urquhart an der Spitze, die mit Ostentation ihre Sympathien für Thiers an den Tag legten.

Inzwischen that die Quadrupelallianz im Orient ihre Wirkung. Die (wol nicht ohne englischen Einfluß eingetretene) Erhebung der Völker des Libanon; die (9.—16. Sept.) Beschießung und (11. Oct.) Einnahme von Beirut durch englische, österreichische und türkische Schiffe und Truppen, unter Admiral Stapford und Commodore C. Napier; die Erstürmung von Saida (26. Sept.), und namentlich (3. und 4. Nov.) die Einnahme des seit Napoleon's I. Zeiten als unbezwinglich geltenden Akka oder St. Jean d'Acre, zogen den Verlust Syriens für Mehemet-Ali, die Nachgiebigkeit des letztern und den höchsten nationalen Enthusiasmus in England nach sich. In Frankreich freilich wallte der chauvinistische Zorn noch einmal hoch auf; aber vor der Gewalt der Thatsachen verstummte allmälig wenigstens in den leitenden Kreisen die (bei Louis Philipp überhaupt niemals vorhanden gewesene) Kriegsfurie. Und während Palmerston einerseits (in Einverständniß mit den andern Mächten) die Pforte anwies, die unkluge Maßregel der in Stambul verfügten Absetzung Mehemet-Ali's zurückzunehmen, und nur die schnelle vollständige Räumung Syriens, Candiens und Arabiens forderte: so nöthigte Louis Philipp durch Verweigerung der von Thiers begehrten riesigen Kriegsrüstungen den unruhigen Premier, am 29. Oct. sein Amt an Soult und Guizot (damals Gesandter in London) abzutreten. Inzwischen hatte Commodore Napier den levantinischen Krieg energisch fortgeführt; am 26. Nov. erschien er vor Alexandrien und nöthigte hier den alten Mehemet-Ali, durch Vertrag sich zu unterwerfen: Ibrahim und alle ägyptischen Scharen sollten Syrien räumen, die osmanische Flotte sollte ausgeliefert, Mehemet-Ali's Absetzung Seitens der Pforte zurückgenommen, der Besitz Aegyptens seiner Dynastie erblich gesichert werden. Palmerston's Gewandtheit zwang dann wieder dem Trotz der Pforte die Anerkennung dieses Vertrages ab; und nachher wußte er wieder Frankreich so zu gewinnen, daß dieses bei dem allgemeinen Vertrage vom 13. Juli 1841 mitgewirkt hat, welcher der Pforte das Recht zusprach, wieder wie vor dem Vertrage von Hunkiar Iskelessi die Dardanellen und den Bosporus allen fremden Kriegsschiffen zu sperren.

Palmerston hatte in der levantinischen Frage brillant für England gesiegt. Er hatte im specifisch britischen Interesse Mehemet-Ali's Macht gebrochen, die Souverainetät der Pforte neu gestärkt, Frankreich überflügelt, und Rußlands Protectorat in Stambul wieder beseitigt. Freilich schmähten ihn viele Politiker ob der nun unvermeidlichen tiefen Entfremdung zwischen England und Frankreich; freilich tobten die Männer von Urquhart's Schule (aber auch fanatische Tories) gewaltig sowol über die Verbindung mit Rußland, wie über die offene Anerkennung, die Palmerston der Haltung Rußlands in der jüngst erledigten Sache im Parlament zu Theil werden ließ. Aber das Volk im Großen war entzückt über die seltene Energie, die glänzenden Erfolge seiner levantinischen Politik; die Thaten der britischen Flotte im levantinischen Meere, der Scharfsinn und die Kühnheit des starken Leiters der auswärtigen Politik, der die Weltstellung Englands wieder einmal in ganz Europa fühlbar gemacht hatte, — sie wurden, wie die Triumphe in Afghanistan, noch immer eine starke Hilfe für das wankende whiggistische Ministerium.

Obwol nun doch bei der Adreßdebatte des am 24. Jan. 1841 durch die Königin (die am 21. Nov. 1840 eine Tochter geboren hatte) neu eröffneten Parlaments namentlich liberaler Seits manche Angriffe gegen Palmerston's Politik, namentlich gegen die levantinische „Executionspolitik" an der Seite der Mächte der „heiligen Allianz", hörbar wurden, die aber für den großen Diplomaten viel weniger bedenklich wurden, als (wenigstens für die Zukunft) seine eigene Aeußerung, „daß je nach den Umständen eines einzelnen Falles, und nicht nach allgemeinen, ein für allemal feststehenden Grundlinien" (also gar nicht mehr nach völkerrechtlichen Gesetzen) „die entsprechenden Maßnahmen und Entschlüsse zu treffen seien"[56], so hatte die auswärtige Politik damals doch andauernd auch der Unterstützung Wellington's und Peel's sich zu erfreuen. Aber nun waren es die inneren Fragen, die allmälig das hinsiechende Cabinet Melbourne seinem Untergange entgegentrieben; ein Untergang, der sich schon dadurch ankündigte, daß in Folge vieler Nachwahlen zum Unterhause die ohnehin nur dünne Majorität für die Regierung sich immer mehr abschwächte, bis endlich nahezu gleiche Stärke der Männer der Opposition und der Regierung bemerkbar wurde. Die Stockung in der durchgreifenden organischen Gesetzgebung, die damit zusammenhängende Schwäche der Verwaltung wurde allmälig immer lästiger; so bereiteten sich denn allmälig gewaltige Schläge gegen die regierenden Whigs vor. Die ersten Arbeiten allerdings gaben nur zu Plänkeleien Veranlassung; nur daß, während manche derselben keine höhere Bedeutung hatten, die an sich ziemlich einfache Frage über die Erneuerung der staatlichen Armencommission durch die Häkeleien der Gegner in der Committeeberathung lange verschleppt wurde. Ernste Angriffe führte zuerst wieder Lord Stanley, der gefährlichste Gegner, in seinem hoch rhetorischen Feuer und Ungestüm von Macaulay wol als der „Prinz Rupert der Debatte" genannt. Wohl bemerkend, daß die factische Allianz O'Connell's mit den Whigs immer lockerer geworden war, erneuerte Stanley (vergl. oben) am 3. Febr. seinen vorjährigen Antrag auf sorgfältigere Registrirung der irländischen Parlamentswähler. Der brachte die Regierung zwei Tage später eine völlig analoge Bill ein, die aber —

56) Vgl. Pauli „Englands auswärtige Politik im Rückblick auf Lord Palmerston", in den Preuß. Jahrbüchern. Bd. [illegible], ([illegible].) Heft 2. (Februar) S. 144.

um O'Connell entschieden festzuhalten — zur Vermehrung der ländlichen Wählerschaft Irlands alle Bauern dieser Insel zu Wählern machte, die einen Pachtcontract nachwiesen, der von der Armenbehörde auf mindestens 5 Pf. St. geschätzt war und nicht unter 14 Jahre lief. Diese starke (Schottland und England überbietende) Erweiterung des Wahlrechts irischer Farmer gab den Tories, vor Allem Stanley, Anlaß zu den heftigsten Angriffen; die Debatten nahmen bald allenthalben einen äußerst gereizten Ton an, bei dem die Kelten und die Stanleyaner sich an wüthender Heftigkeit überboten, und nur Peel mit gewohnter Mäßigung sich hielt. Die Regierung siegte in der zweiten Lesung am 24. Febr. mit nur 299 gegen 294 Stimmen; dieser Umstand, die Verschiebung der weitern Debatte bis nach Ostern, die Erkenntniß, daß die Ausdehnung des irischen Wahlrechts doch nur ein ministerielles Manöver ohne ernsten Hintergrund sei, bestimmte dabei den O'Connell, die Repeal-Agitation in Irland immer energischer zu schüren. O'Connell wurde nicht gerade milder gestimmt, als nun das Cabinet in seiner steigenden Verlegenheit am 26. April in der Committeeberathung wieder zurückhakte und den proponirten 5 Pf. St.-Census auf 8 Pf. St. erhöhte. Die Debatten gestalteten sich hierüber, jetzt unter Peel's sehr entschiedenem Vortreten, mehr und mehr zu einem indirecten Mistrauensvotum gegen die Regierung; am 5. Mai fiel die 8 Pfund-Clausel mit 300 gegen 289 Stimmen; die Sache war so verfahren, daß Stanley freilich wie Morpeth ihre Bills zurückzogen, — aber der Stern der Whigs war sichtbar im Niedergang. Der Stoß aber kam aus den Budgetdebatten.

Nothstand, Handelsstockung, die vielen Kriege der Gegenwart hatten das vorjährige Deficit im Budget noch mehr anwachsen lassen. Bei der Schwierigkeit, auf den altherkömmlichen Wegen, d. h. durch neue oder erhöhte Steuern Deckung zu gewinnen, — vereinigt mit den politischen Schwierigkeiten der innern Lage und dem Wunsche der Whigs, ihre Partei womöglich durch Heranziehung der Freihändlerpartei zu verstärken, entwickelten die Finanzmänner des Cabinets seit dem 12. März (detaillirt am 30. April) zuerst den Plan, die hohen Zölle auf Bauholz und Zucker bedeutend zu reduciren; ja, wie eine Bombe schlug gerade die Erklärung Lord Russell's ein, daß er am 31. Mai die Korngesetze durch das Haus wolle in Erwägung ziehen lassen. Wie weit fortschreitende wirthschaftliche Einsicht, patriotische Rücksicht auf die Lage des Landes, auf seine industriellen und materiellen Beziehungen, und dazu pfiffige, egoistische Berechnung bei dieser Wendung mitgewirkt haben, steht dahin. Jedenfalls erregte Russell's Ankündigung große Bewegung im Lande. Aber wenn gar viele liberale Anhänger der Regierung, und namentlich die Männer der Manchester-Partei oder der Anti-Corn-Law-League, auch mit Freuden die neue Wendung begrüßten: noch waren die alten Mächte, die durch die Reform der Zölle benachtheiligten Handelshäuser, die anschließenden Elemente, und namentlich die agrarischen Interessen überwiegend stark. Zunächst begann der Kampf im Parlament. Am 3. Mai begann der Herzog von Buckingham (bis 1839 Lord Chandos) im Oberhause, Viscount Sandon im Unterhause den Angriff gegen das Cabinet; damals — 7. Mai — erklärte Russell, daß es der Plan der Regierung in Sachen der Kornzölle sei, an Stelle der bisherigen (s. oben) „beweglichen Zollrolle", der sog. sliding scale, einen festen aber niedrigen Kornzoll, etwa 8 Schilling auf Weizen, 5 Schilling auf Roggen u. s. w., zu setzen. Gewaltige Debatten über Russell's Plan und des Viscount Sandon Antrag, „daß eine Bevorzugung fremden Zuckers als dem christlichen Werk der Sklavenemancipation feindselig zu verwerfen sei", erdröhnten jetzt durch das Unterhaus; binnen 8 Sitzungen sprachen 80 Redner, — aber mit sichtbarem Uebergewicht der Schutzzöllner aller Art. Am schärfsten sprach Stanley gegen die Haltung der Regierung und Peel gegen den absoluten Freihandel, wie gegen die ihm unhaltbar erscheinende Idee der Fixirung der Kornzölle, für die gleitende Scala, — nur daß er bei einer bestimmten Absage an den Bestand des zeitweiligen schwachen Cabinets seine letzten Gedanken über die Zollfrage noch nicht entwickeln mochte. Für das Cabinet trat am gewandtesten Lord Palmerston ein, der sich seinerseits immer entschiedener zum Freihändler entwickelt hatte. Es war dann doch wesentlich die Ueberzeugung der Opposition, daß die Minister nur aus politischer Speculation auf neue Popularität die Fahne des verschämten Freihandels aufgesteckt, was die entschiedenen parlamentarischen Niederlagen des Cabinets seit dem 18. Mai in allen Zollfragen, zunächst in der Zuckerfrage, herbeiführte. Da der Rücktritt der Whigs trotzdem nicht erfolgte, so kündigte Peel am 27. Mai das energisch motivirte Mistrauensvotum an: „die Minister besitzen das Vertrauen des Hauses nicht hinreichend, um Maßregeln durchzubringen, die sie für das öffentliche Wohl als unerläßlich erachten; unter solchen Umständen verträgt ihr Verbleiben im Amte sich nicht mit dem Geiste der Verfassung". Fünf Abende lang wurde um diese Resolution gekämpft, — am 4. Juni stimmten 312 für Peel, 311 für die Minister. Da nun die Auflösung vor der Thür stand, so ließ das Cabinet sich den Finanzetat auf sechs Monate, vom 1. April an gerechnet, bewilligen; am 22. Juni vertagte die Königin das Parlament; am folgenden Tage wurde es aufgelöst, das neue Unterhaus für den 19. Aug. berufen.

Die neuen Wahlen waren höchst belebt und höchst interessant, weil neben Tories und Whigs diesmal auch die Parteien und Programme der Freihändler, Schutzzöllner und Chartisten gegen einander in das Feld rückten. Da die Zeit noch nicht gekommen war, wo bei zunehmender Auflösung des althergebrachten britischen Parteiwesens namentlich die alte Partei der Whigs zu einer vergleichsweise kleinen politischen Gruppe zusammenschmolz und die neuen liberalen Elemente sich selbständig formirten, so hielten ihre künftigen Erben, die Freihändler, selbstredend zu den whiggistischen Fahnen. Aber der Hauptkampf der Freihändler war nach einer andern Seite gerichtet. Die League Cobden's und seiner Freunde hatte

allerdings mehr und mehr an Anhang und an Ansehen im Lande gewonnen; nicht blos die gerade in den mercantilen und industriellen Kreisen aller Schichten stark vertretenen Dissenter, besonders deren Geistlichkeit, sondern auch die Geistlichkeit der anglikanischen Kirche begann sich immer lebhafter für Abschaffung der Kornzölle zu erwärmen. Aber noch war die Agitation — völlig anders als bei der Bewegung für die Reformbill — nicht sehr weit über die eigentlichen Fabrikgegenden hinausgedrungen; noch war die Masse des einflußreichsten Staatsbürgerthums nicht hinreichend dafür gewonnen. Und bei den Wahlkämpfen selbst regte die oft geäußerte Idee der freihändlerischen Fabrikanten, daß die Erniedrigung der Kornpreise auch zur Herabsetzung der Arbeitslöhne führen werde, die Chartisten (wiederholt durch schroffe Tories unterstützt) zu erbitterter Gegenwehr auf. Seit Anfang Juni waren bereits, namentlich bei Manchester, höchst leidenschaftliche Meetings im Gange. Indessen gelang es doch den Freihändlern, die verständigeren Arbeiter überwiegend für die Losung: „billig Brod" zu gewinnen; und mit allen Mitteln verständlichster volksthümlichster Agitation arbeitend, gewannen doch diesmal die Gegner der Kornzölle wenigstens in den Fabrikdistricten erhebliche Erfolge. Vor Allem ihr wackerer Führer Cobden wurde zu Stockport für das Unterhaus gewählt, und ebenso Dr. Bowring zu Bolton, Mark Philips und Milner Gibson, einer der mildesten und liebenswürdigsten Radicalen, für Manchester. Aber in der Hauptsache fiel diesmal, — da die ländlichen Interessen überwiegend zu den Tories hinüberzogen, da ferner auch viele nicht-freihändlerische Liberale von Peel ein lange ersehntes kraftvolles und geschäftsgewandtes Regiment (wie es den so lange aus der officiellen Routine entfernt gewesenen Whigs so schwer zu erzielen gewesen war) bestimmt erwarteten; da ferner die bisherige Regierung das Zutrauen auf ihre entschlossene, ehrliche, planvolle Adoptirung der volksthümlichen Wünsche nach neuer Ausdehnung des Wahlrechts und Abstellung der agrarischen und colonialen Handelsmonopole und hohen Schutzzölle, völlig eingebüßt, außerdem aber durch ihre jedes Erfolges mehr und mehr unfähige Schwäche, durch ihr haltloses Tasten und nicht sehr rühmliches Anklammern an ihre Aemter sich wenig würdevoll gezeigt hatte, — das Ergebniß der Wahlen sehr zu Ungunsten hier der Freihändler, dort der Regierung aus; Peel als fortbildungsfähiger Staatsmann von hoher wirthschaftlicher Einsicht trug wirklich den Sieg davon. Auch O'Connell, der jetzt in Aussicht auf die Zukunft in Irland die Repealbewegung wieder kolossal in Flammen setzte und (seiner Stellung nach übrigens mehr Protectionist als Freihändler) zugleich die edle Agitation des trefflichen Pater Mathew gegen das leib- und seelenverderbliche Branntweinsaufen seiner Kelten mächtig unterstützte und für sein Ziel auszunutzen verstand, war damals kein besonders nutzbarer Bundesgenosse der Whigs. Die Wahlen brachten allenthalben, selbst in Städten wie London, Newark, Liverpool, Lancaster, in Dublin (hier verlor O'Connell seinen Sitz und mußte anderswo sein Mandat suchen), namentlich aber in den Grafschaften, den Whigs sehr empfindliche Niederlagen; schließlich konnte man berechnen, daß die Opposition mit 37 Stimmen der bisherigen Majorität überlegen geworden war.

Das neue Parlament sammelte sich am 19. Aug. 1841; der bisherige whiggistische Sprecher Shaw Lefevre wurde im Unterhause wieder gewählt, am 24. Aug. die feierliche Eröffnung der Session vollzogen. Gleich der Kampf um die Antwortadresse auf die Thronrede, die noch immer sehr scharf für Revision der bisherigen Zollgesetze sich aussprach, damit allerdings das Problem der nächsten Zukunft sehr deutlich ins Licht stellte, brachte nun die so lange erwartete Entscheidung. Im Oberhause, wo Lord Spencer (der frühere Lord Althorp) die bei ruhigen Zeiten übliche sympathische Umschreibung der Thronrede vertrat, wo mit ihm Clanricarde und Fitzwilliam als Freihändler auftraten, und Lord Melbourne mit vieler Gewandtheit den Standpunkt des Cabinets verfocht, — Graf Ripon (Goderich) aber als heftiger Schutzzöllner (der im J. 1815 noch als Mr. Robinson die damalige Kornbill eingebracht hatte) und Wellington bei großer Mäßigung in der Form doch sehr entschieden in der Sache, der Herzog von Richmond nicht minder entschieden für die Kornzölle in alter Gestalt sprachen, — fiel die ministerielle Adresse mit nur 96 gegen 168 Stimmen noch am 24. Aug. durch. Im Unterhause hatte gleichzeitig der Freihändler Mark Philips die ministerielle Zustimmungsadresse beantragt; darüber entbrannte nun ein Kampf von vier Sitzungen, in denen die bisherige Politik der Minister wie die neue Zollfrage das Grundobject des Streites ausmachten. Unter den namhaften Freihändlern imponirte vor Allem Cobden, der am zweiten Abend (25. Aug.) dieser Debatten sprach. In dieser seiner **Maiden-Speech** concentrirte der berühmte Redner, neuerdings noch gestärkt durch ein Manchester-Meeting von fast 700 Geistlichen der verschiedensten Bekenntnisse Englands in seinem Sinne, alle wirthschaftlichen, handelspolitischen und namentlich ethischen Momente, die für baldigen Sturz der Kornzölle sprachen; er fiel nicht blos durch das Treffende und die Gewalt seiner schlichten Rede auf, sondern noch mehr dadurch, daß er — die Richtung seiner allmälig so stark anwachsenden „Manchester-Schule" deutlich im Beginnen kennzeichnend — sehr entschieden den Eindruck der vollständigen Selbständigkeit, der Unabhängigkeit von den alten Parteien, speciell ausgesprochen „der Gegnerschaft gegen jedes Monopol, wo er es auch finden möge", machte[57]). Diesmal aber trug, wie von Anfang an vorauszusehen gewesen war, die Wucht der Grafschaften Englands, mit ihren großen agrarischen Interessen, den Sieg davon über die liberalen Elemente Irlands und Schottlands mit sammt den britischen Whigs und den Vertretern der Industrie und des Freihandels. Die von

---

57) Vergl. seine Rede bei „Richard Cobden. Sein Leben und sein Wirken. Von einem Freihändler und Friedensfreunde" (Bremen 1869.) S. 40 fg. und *Prentice*, **History of the anti-corn-law-league I, 257.**

Stuart Wortley eingebrachte Gegenadresse der Opposition verlangte positiv den Rücktritt gegenwärtiger und Ernennung neuer Minister. In diesem Sinne stürmten namentlich der neuconservative Benjamin Disraëli, der alttoryistische Viscount Sandon, sogar der unberechenbare Radicale Röbuck, mit wilder Energie gegen die Whigs, die (27. Aug.) plötzlich wieder einmal an O'Connell einen begeisterten Vertheidiger fanden, — während Peel in einer Art ministeriellen Zukunftprogramms doch seine finanziellen Pläne nur mit sehr kluger Vorsicht andeutete. Lord Russell's beredte Apostrophe an das Haus konnte dann nicht hindern, daß bei der Abstimmung die Whigs mit 269 gegen 360 Stimmen, also mit 91 Stimmen Minorität, geschlagen wurden. Das war die große Entscheidung. Schon am 30. Aug. theilten die Lords Melbourne und Russell dem Oberhause und dem Hause der Gemeinen mit, daß die Regierung ihre Entlassung eingereicht und die Königin dieselbe angenommen habe. Die Königin hatte dann den Herzog von Wellington zu sich berufen und auf dessen Rath Sir Robert Peel mit der Bildung des neuen Cabinets betraut. Die Frage wegen des königlichen Hofstaates machte dieses Mal keine Schwierigkeiten; die vornehmen whiggistischen Damen des Hofes nahmen diesmal einfach und ohne daß die Sache weiter zur Verhandlung gekommen wäre, ihren Rücktritt.

Dritter Abschnitt.

Die Regierung Sir Robert Peel's (1841—1846).

Der große Führer der conservativen Partei des Unterhauses war also berufen, die schwierige Erbschaft zu übernehmen, die ihm das whiggistische Reformcabinet hinterlassen hatte. Die Schwierigkeiten der Lage Peel's waren wahrhaft ungeheuer, so stark auch die neue Majorität im Unterhause für ihn zu sein schien. Freilich war Macht und Ansehen der bisher leitenden whiggistischen Staatsmänner tief gesunken, das Zutrauen zu Peel's Talenten und Charakter, und namentlich zu seiner (den meisten Whigs seit Langem abhanden gekommenen) Geschäftskenntniß und administrativen Gewandtheit, im Lande weit über die Reihen der Conservativen hinaus sehr bedeutend. Aber die Schwierigkeiten für Peel begannen, sobald er nun mit seiner Partei selbst regieren sollte. Damals (und entsprechend in den folgenden Zeiten) nicht in der Art zerklüftet, wie die liberale Partei, waren doch unter den Conservativen sehr verschiedene und nur schwer zusammenzuhaltende Richtungen. Es gab leidenschaftliche schroffe Tories, die noch immer innerlich die Reformbill nicht verwunden hatten. Aber auch die gemäßigten Conservativen, die sich längst mit dieser großen und nothwendigen Maßregel ausgesöhnt hatten, waren zu sehr großen Theilen in der neuen Lebensfrage dieses Landes, in der Zollfrage, zur Zeit von jeder Neigung zu Concessionen weit entfernt. Noch andere waren, darunter ja Männer von der Bedeutung wie Stanley und Graham, erst seit einigen Jahren der conservativen Partei zugetreten und den Hochtories noch immer verdächtig. Seiner gegenwärtigen Stellung nach bereit, gesunde lebensfähige alte Elemente des britischen Staatswesens nach Kräften zu erhalten; bei seinem Ohr und gutem Verständniß für die Forderungen des Zeitalters besonnenen Reformen sehr wohl zugeneigt; in versöhnlichem Sinne gar wohl befähigt, an der Spitze der gemäßigten Conservativen und der mehr nach Rechts stehenden Liberalen die Staatsleitung mit Erfolg zu führen, — konnte Peel doch auch den Zusammenhang mit den trotzigern toryistischen Elementen nicht fallen lassen. Jetzt doch das anerkannte Haupt der gesammten conservativen Partei, die er eigentlich erst seit 1835 wieder disciplinirt hatte, — mußte er, die furchtbare Zollfrage vor sich, den schweren Versuch wagen, zugleich neue und unabweisbare Reformen einzuleiten und durchzuführen, und dabei alle Kräfte aufbieten, die schwierige und nur mühsam zu lenkende, vielgetheilte conservative Majorität dauernd zu fesseln und mit sich vorwärts zu ziehen. Und dieses Alles, während in Irland und allen an Irland hangenden Kirchen- und Staatsfragen die leidenschaftliche Gegnerschaft O'Connell's mit elementarischer Sicherheit zu erwarten stand; während nach Außen hin, bei den noch immer nachwirkenden gespannten Verhältnissen zu Frankreich und zu Nordamerika, die schwierigen Kämpfe mit China zur Zeit noch gar nicht befriedigend standen und der so glücklich begonnene afghanische Zug zu einer schweren Tragödie sich umgestaltete. Es war in der That eine Arbeit von nahezu erdrückender Schwere, die dem neuen Haupte der englischen Staatsregierung auf die Schultern gewälzt wurde.

Die Bildung des neuen Cabinets selbst machte dagegen zunächst keine größern Schwierigkeiten. Bis zum 1. Sept. 1841 war diese Arbeit im Wesentlichen vollendet. Und zwar hatte Peel als Premierminister sich selbst die jetzt zu vorwiegender Bedeutsamkeit gekommene Finanzpartie vorbehalten, während Wellington dem Cabinet ohne Portefeuille angehörte. Das auswärtige Amt übernahm Lord Aberdeen; Lordkanzler wurde natürlich wieder Lord Lyndhurst, und der Herzog von Buckingham (ebenso wie der ebenfalls als Chef des Handelsamtes in das Cabinet eingetretene Graf Ripon), der neue Lord privy seal (Großsiegelbewahrer), repräsentirte die schroffste Ablehnung der Cobden'schen Agitation. Aus den Reihen der alten Conservativen wurde Goulburn wieder Kanzler der Schatzkammer, diesmal die rechte Hand des Premiers, und Lord Ellenborough zum Generalgouverneur von Ostindien bestimmt, während aus der Zahl der neuen Conservativen Lord Stanley als Colonialminister und Sir James Graham als Minister des Innern eintraten. Der junge Gladstone, außer seiner parlamentarischen Thätigkeit bis dahin namentlich auch als theologischer Schriftsteller in streng hochkirchlichem Sinne (aber auch durch Macaulay's schneidende Kritik seiner Ansichten) bemerkbar und namhaft geworden, wurde damals unter Peel zuerst Münzmeister, bald darauf Vicepräsident des Handelsamtes.

Am 3. Sept. wurden die neuen Minister von der

Königin (deren Zutrauen sich dann Peel sehr bald in hohem Grade zu gewinnen wußte) feierlich empfangen und vereidigt; am 8. Sept. waren alle Arrangements so weit vollendet [58]), daß im Hause der Gemeinen die Neuwahlen der aus dem Unterhause als Minister in das Cabinet getretenen Deputirten veranlaßt werden konnten. Sämmtliche Minister sind ohne Schwierigkeit wieder gewählt worden. Nun aber, wo Peel einige schroffere Tories und schroffe Anhänger der Korngesetze hatte in das Cabinet ziehen müssen, wo die Hochkirche wie der Grundbesitz nicht ohne Mistrauen auf seine ersten Schritte blickten; wo Peel vor Allem auf seine Unentbehrlichkeit für die Conservativen fußen mußte, begann die Schwierigkeit bei der Bildung eines festen positiven Programms. Noch war es nicht möglich, einen umfassenden neuen Finanzplan vorzulegen; noch mußte Peel mit aller Kraft zuerst die widerstrebenden Glieder seines Cabinets und seiner Partei zusammenhalten. Als daher am 16. Sept. das Parlament wieder zusammentrat, legte Peel allerdings dem Unterhause die Grundzüge seiner Politik dar, noch aber so kurz und reservirt, daß sich die Richtung, die er in der großen Handels- und Finanzfrage zu verfolgen gedachte, nicht sicher erkennen ließ. Er forderte für diese Sache Zeit bis zum kommenden Frühjahre; zunächst übernahm er noch das Budget der bisherigen Regierung und wollte das Deficit durch Fundirung von Schatzkammerscheinen und eine neue geringe Anleihe decken. Unwillige Conservative, mehr aber Cobden erhob zürnend seine Stimme über diese Zögerung; Cobden gab unter furchtbarer Schilderung der Nothstände in den Industriebezirken mit großer Unbilligkeit dem neuen Premier „die muthwillige Verlängerung der Noth der arbeitenden Classen" schuld, wollte alle Verantwortlichkeit für die Noth der nächsten sechs Monate auf Peel's Schultern wälzen [59]). Es gelang aber Peel, den Widerstand der Gegner wie der eigenen Partei zu überwinden; sein erster finanzieller Vorschlag wie die beantragte Verlängerung der Armengesetze wurden genehmigt, dann das Parlament am 7. Oct. vertagt.

Während aber Peel darauf hinarbeitete, den auf finanzielle Sparsamkeit und Erleichterung gerichteten Wünschen der Nation gerecht zu werden, trat ihm bereits das irische Gespenst drohend entgegen; er hoffte und äußerte wol, die Praxis seines conservativen Fortschrittes auch auf Irland ausdehnen und allmälig auch mit O'Connell ausgleichende Beziehungen herstellen zu können. Einstweilen aber hatte O'Connell die Rückkehr der Tories zu den Geschäften mit unverhehlter Feindschaft beantwortet, neue Verbindungen angeknüpft, die Repealagitation ins Kolossale ausgedehnt; hatte er doch selbst bei eventueller Kriegsgefahr seinen Kelten kühle Neutralität empfohlen, da einmal „Englands Schwäche Irlands Heil sei!" Eine Theorie, die nach Jahren seine Nachfolger in schnödester Weise in kleine Münze umgesetzt haben.

Hoffte man aber in England, an Stelle der kostspieligen Palmerston'schen Kriegs- und Interventionspolitik eine sparsame Friedenspolitik zur Geltung kommen zu sehen, so war das wenigstens für den Orient nicht sofort möglich. Begehrten für China Englands Ehre und Interesse einen energischen Abschluß des dort schwebenden Kampfes, so nahmen die Dinge in Afghanistan eine Wendung, die, — wenn auch durch die Whigs kaum verschuldet, doch in England den wildesten Zorn gegen ihre Amtsführung noch nachträglich weckte, — die dann zu großartigen kriegerischen Anstrengungen nöthigte. Hier nun war es für Peel ein Glück, daß der endliche siegreiche Abschluß dieser Kriege in hohem Grade stärkend und günstig auf die Volksstimmung zu Gunsten seiner Regierung einwirkte.

China betreffend, so (vergl. oben) hatte im April 1840 der Admiral Elliot ein starkes englisches Geschwader, darunter mehrere Dampfschiffe, aus Singapore nach den chinesischen Gewässern geführt. Seine Vorhut schlug die Chinesen bei einem Versuche zurück, die britischen Kauffahrtheischiffe bei Macao zu verbrennen. Bei der sog. Bocca Tigris blieben einige englische Kriegsschiffe zurück zu wirksamerer Handhabung der Blokade von Kanton. Die Hauptflotte aber führte Elliot weiter nordwärts und eroberte die Tschusan-Inseln im Golf von Tsche-Kiang (5. Juli), und erzwang ferner durch Blokade der chinesischen Küste von Ningpo bis zur Mündung des Riesenstromes Yang-tse-kiang und durch Streiffahrten bis zum Golf von Petscheli die Annahme einer Depesche Palmerston's von Seiten des chinesischen Kaisers. Nun wurde Lin abgesetzt und sein Nachfolger Keschan eröffnete am 30. Aug. zunächst an der Mündung des Peiho Conferenzen mit den englischen Behörden. Die neuen Unterhandlungen führten aber einstweilen noch zu gar keinem Ergebniß. Factisch bestand zwar eine Waffenruhe; aber das kaiserliche Edict, die „rothborstigen Barbaren" und ihre Schiffe auf jede Art zu vertilgen, wurde nicht aufgehoben, und die Flußmündungen bei Kanton (wo die ernsthaften Verhandlungen nun Monate lang sich ohne Ergebniß hinschleppten) wurden einstweilen unablässig durch Batterien und Sperrmittel möglichst ungangbar gemacht.

Als endlich die Verhandlungen wieder zu Anfang d. J. 1841 abgebrochen wurden, da stürmte nunmehr der Commodore Bremer am 7. Jan. d. J. zwei chinesische Forts bei Kanton und zerstörte viele chinesische Kriegsdschunken. Dadurch sah sich Keschan allerdings gezwungen, am 20. Jan. mit dem Residenten Capitän Elliot (s. oben) einen Vertrag zu schließen, demzufolge die Engländer die Tschusan-Inseln aufgaben, aber Hongkong abgetreten erhalten, 10 Millionen Dollars Schadenersatz erhalten, ferner die Handelsbeziehungen hergestellt werden sollten. Da jedoch am 11. Febr. aus Peking ein kaiserlicher Befehl eintraf, welcher alle Abkommen dieser Art im Voraus verwarf, so mußte man Seitens der Engländer endlich an energischere Maßregeln denken. Aus Indien wurden starke Massen englischer und eingeborener Soldaten nach dem durch 45,000 Chinesen be-

58) Vergl. Alpheus Todd, Die parlamentarische Regierung in England; übersetzt von Aßmann. Bd. I. S. 119. 59) Richard Cobden's Leben a. a. O. S. 46 fg.

setzten Kanton geführt; der tapfere General Sir Hugh Gough eroberte am 24. Mai die alten englischen Factoreien, stürmte ferner am 25. Mai oberhalb der Stadt mehrere beherrschende Forts mit 2400 Soldaten und Matrosen, gleich darauf ein verschanztes chinesisches Lager, und schickte sich an, am 26. Mai auch einen festen dominirenden Punkt innerhalb der Stadtmauern zu erobern, — da schloß zu Gough's gerechtem Unwillen Elliot mit den Chinesen auf die alten Bedingungen hin eine Waffenruhe; gegen 6 demnächst zu zahlende Millionen Dollars wurden die eroberten Stellungen der Engländer geräumt. Damit kam man aber nicht weiter; die Dinge kamen erst in rechten Zug, als am 9. Aug. der an des wenig durchgreifenden Elliot Stelle aus England abgesandte energische Sir Henry Pottinger mit umfassenden Vollmachten und sehr nachdrücklichen Befehlen anlangte und Sir William Parker das Commando der Flotte übernahm.

Die englische Flotte überwältigte nun bis Ablauf d. J. 1841 die chinesischen Hafenplätze Amoy, Tinghai, Ningpo und Shanghai. Und als endlich die Flotte noch verstärkt und auch die Landungstruppen bis auf 7000 Mann verstärkt waren: da drang die englische Heeresmacht mit großer Kühnheit in das Stromsystem des Yang-tse-Kiang (mit Anfang des Juli 1842) ein; am 21. Juli erstürmten die Engländer die an diesem Riesenstrome und dem hier durchgehenden großen sog. Kaiserkanal belegene Stadt Tsching-hiang-fu bei schwerem Verlust unter entsetzlichem Blutvergießen und schauderhaften Schreckensscenen. Dieser Verlust machte in China einen schrecklichen Eindruck; und als nun die Briten am 9. Aug. bei der Riesenstadt Nanking erschienen und sich bereiteten, auch diese zweite Metropole des Reiches zu erobern: da gab der Kaiser nach. Am 29. Aug. schlossen die chinesischen Gesandten Kijing und Ilipu den Frieden, der den Chinesen die Kriegssteuer von 21 Millionen Dollars auferlegte und die Abtretung Hongkongs an die Engländer, wie auch die Oeffnung der Häfen Kanton, Amoy, Futschen, Ningpo und Shanghai für den fremden Handel (mit dem Rechte auf Gründung von Consulaten und Factoreien) stipulirte. Nur der Opiumhandel blieb Schleichhandel. Nach Ratification des Vertrags durch den Kaiser am 8. Sept. (in London wurde der Friede am 31. Dec. vollzogen) und Zahlung von 6 Millionen verließen die Briten die Gegend von Nanking, behielten aber die Inseln Tschusan und Kulangsu besetzt bis zu voller Abzahlung der Kriegssteuer.

Endigte also der chinesische Krieg mit einer gewaltigen Stärkung des britischen „prestige" in Ostasien: so trug dagegen die Entwickelung der Verhältnisse in Afghanistan einen überwiegend düstern Charakter. Nach Vollendung der afghanischen Restauration im Spätsommer 1839 nämlich (s. oben) war die Hauptmasse der anglo-indischen Armee wieder nach Indien zurückgezogen worden. Als Besatzung blieben aber in Afghanistan zurück in Kabul (hier mehr denn 6000 Mann unter Sir Willoughby Cotton) und Kandahar (wo der tapfere General Nott, ein Farmerssohn aus Hampshire, commandirte) die erste bengalische Division und zwei königliche Regimenter, während in Ghasna und Dschellalabad (hier später unter Sir Robert Sale) indische Truppen blieben. In Kabul hielt neben Schah Sudschah der britische Resident Mac Naghten Hof. Nun begingen die Engländer aber in Afghanistan viele Fehler. Man kannte Land und Volk der Afghanen viel zu wenig, bemühte sich auch wenig darum; und während die britischen Civil- und Kriegsbefehlshaber und Schah Sudschah ohne rechten Einklang neben einander standen; während Mac Naghten mehr die große Politik und die Ueberwachung der russischen Politik betrieb: sparte man zur Unzeit mit Geld, verstimmte hier die geldgierigen afghanischen Häuptlinge, dort selbst die Shiks, die seit Rundschit Singh's damals (1839) eintretendem Tode antibritischen Stimmungen Raum zu geben begannen. Noch schlimmer war es, daß man wiederholt — ohnehin in falsche Sicherheit eingewiegt — die durch ihre Niederlagen schon so erbitterten, wild fanatischen Afghanen in ihren religiösen Vorurtheilen wiederholt verletzte, ja ungestraft selbst die Ehre afghanischer Frauen verletzte.

Nun hatte es bald nach der Besetzung des Landes mehrfache kleine Erhebungen im offenen Lande gegeben, die die Briten zu stetem kleinen Kriege mit fliegenden Colonnen nöthigten. Der harte Winter d. J. 1840/41 brachte solche Bewegungen zwar zum Stehen; aber im Sommer 1841 wiederholten sie sich in verstärktem Maße. Nun war es ein Unheil, daß damals der tapfere General Willoughby Cotton durch den zwar alterprobten, aber damals gichtkranken und schwerfälligen Generalmajor Elphinstone ersetzt, — Mac Naghten aber zum Gouverneur von Bombay bestimmt wurde; mehr noch, daß derselbe mit seinem designirten, eifersüchtigen Nachfolger Burnes nicht einig war. Ihre Uneinigkeit und Eifersucht auf einander verblendete sie, wenigstens Burnes, endlich über den wahren Ausgangspunkt des Uebels. Es war nämlich damals zu Tage getreten, daß selbst der nichtsnutzige und undankbare Schah Sudschah gegen die Engländer conspirirte; und Burnes sah in diesem Manne allein den wenig gefährlichen Mittelpunkt der mit erhöhter Kraft aufzuckenden Unruhen. Während dagegen der klügere Mac Naghten den eigentlichen Führer der afghanischen Empörung in Akbar Khan erkannt hatte, — in dem schlauen und energischen Sohne des Dost Mohammed, in dem jungen Häuptling, der aus Buchara kam und die Bewegung in dem Hochlande bei Kabul leitete, — und daher Lord Auckland um neue europäische Truppen bat, erklärte Burnes diese Maßregel für überflüssig. Es war zu Aller Unheil. Obwol man schon erkannte, daß die von den Briten geworbenen afghanischen Soldaten völlig unzuverlässig waren, beruhigte man sich doch, als die Garnison von Kandahar eine Bewegung der Beludschen im November 1839 ebenfalls besiegt (November 1840 bis Juli 1841), und General Sale Ende October 1841 zu besserer Hütung und Haltung der Straße nach Peschawr zuverlässige Truppen nach Dschellalabad geführt hatte.

Inzwischen war Lord Auckland doch bange ge-

worden. Die kommenden Ereignisse warfen ihren Schatten voraus; in Indien selbst, namentlich soweit der fanatische Islam herrschte, an den Höfen pensionirter Radschahs, gährte es überall; die moslemitischen Sipoys der Compagnie und die Shiks des Pendschab zeigten keine Neigung zu einem neuen Zuge nach Afghanistan gegen ihre muhammedanischen Glaubensgenossen. Da beschloß Auckland am 1. Oct. 1841, das afghanische Land zu räumen. Ehe das aber geschehen konnte, brach die furchtbare Katastrophe herein. Eben schickte Mac Naghten sich an, seine Reise von Kabul nach Bombay zu beginnen: da brach am 2. Nov. in Kabul selbst die Empörung aus; sie begann mit Ermordung des Capitän Burnes und seiner Begleiter, wie aller in der Stadt zerstreuten Engländer. Da die 6000 Mann starke britische Garnison zu allem Unheil größtentheils vor der Stadt in Baracken campirte, die Citadelle nur mit 600 Engländern besetzt war, die abgelegenen Magazine nur schwach gedeckt waren: so wurde die britische Gegenwehr sehr schwierig. Bald gingen die Vorräthe verloren; bald merkte man, daß ganz Afghanistan sich empört hatte, daß auch Dschellalabad und Kandahar belagert waren. Von Akbar Khan selbst in ihrem Lager bei Kabul belagert, bei einem Angriffe (23. Nov.) auf das Dorf Bimaru völlig geschlagen, militärisch jämmerlich geführt: so mußten die Briten endlich seit 11. Dec. mit Akbar Khan capituliren; der schurkische Asiate schleppte aber die Verhandlungen derart hin, daß die durch Winter und Hunger und Desertion decimirten Engländer endlich in volle haltlose Verzweiflung geriethen. Als dann am 23. Dec. bei neuen Unterhandlungen Mac Naghten durch Akbar Khan selbst ermordet worden war: da ging das britische Commando die schmachvollsten Bedingungen ein, und dann, nachdem man alle Geschütze bis auf sechs (und drei Bergkanonen) ausgeliefert hatte, — trat man den Rückzug nach Dschellalabad am 6. Jan. 1842 an. Es waren noch 4500 Soldaten, darunter 700 Europäer, mit einem Troß von 12,000 Menschen. Die treulose Mordlust Akbar Khan's und der Afghanen, der Schnee und die Kälte, die Wuth der mit Akbar verbündeten Gebirgsvölker, die beschwerliche Leitung des Trosses und die elende Führung der obersten Commandeurs der Engländer brachten es dahin, daß die gesammte Masse der Abziehenden zum Theil in Akbar's Gefangenschaft gerieth, zum größern Theil aber den völligen Untergang fand, namentlich die bengalischen Soldaten (6.—13. Jan. 1842). Der einzige Engländer Dr. Brydon entkam verwundet zu General Sale nach Dschellalabad.

Diese furchtbare Katastrophe, die notorisch mit dahin gewirkt hat, die Führer des spätern schrecklichen Sipoysaufstandes im J. 1857 bei ihren Plänen zu ermuthigen, erregte weithin Hoffnung und Furcht. Während in Afghanistan der elende Schah Sudschah in seiner Burg ermordet, auch die Stadt Ghasna, wo Oberst Palliner commandirte, am 16. Dec. 1841 überrumpelt, die in die Burg retirirte Garnison im März 1842 unter Bruch der Capitulation ebenfalls ermordet wurde, — hielten allerdings Nott in Kandahar mit 13,000 Mann Sale in Dschellalabad mit 2500 Mann mit dem ruhigen Heldenmuthe und der zähen Standhaftigkeit, die in solcher Lage stets die englische Armee so wundervoll ausgezeichnet hat, allen Angriffen der zahlreichen und wüthenden Afghanen mit Erfolg und glanzvoll Stand. Dagegen vernahm man weit und breit in Indien, soweit nämlich moslemitischer Fanatismus und Groll indischer Machthaber die Stimmung beherrschten, die blutigen Nachrichten mit wahrem Entzücken. Da seit 1835 (unerhört in einer Eroberungscolonie und später wesentlich mitwirkend zu den Blutjahren 1857/58) auch die einheimische indische Zeitungspresse sich durch Gesetz in schrankenloser Preßfreiheit bewegte, so konnten die muhammedanischen Journale des Landes die willkommenen Unglücksnachrichten mit Behagen ausbeuten, die Erfolge der Afghanen mächtig übertreiben, die bevorstehende Invasion Indiens durch zahllose moslemitische Afghanen und Perser zur Austreibung der Engländer ankündigen. Man forderte sehr unverblümt sogar die muhammedanischen Sipoys auf, an dem Tage der Entscheidung zu vergessen, daß sie das „Salz der Compagnie äßen"; — mehr aber, die wilden Rohillas erklärten, die Frankenherrschaft sei zu Ende, sie verweigerten bereits die Steuern. Stärker noch gährte es im Dekhan und im Sindh. Der Nisam von Haiderabad hatte 15,000 fanatische Moslims (Afghanen, Rohillas, Araber aus Mascat, Wechabiten) in seinen Diensten, deren Boten nach Madras zogen, die Sipoys zum Abfall von England zu verleiten; des Nisam Bruder warb emsig gegen die Engländer, der Nabob aber von Karnol rüstete in großem Maßstabe zum Kriege.

Die Hoffnungen aber der fanatisirten Eingeborenen und die Besorgnisse der Europäer sollten nicht in Erfüllung gehen. Sobald Lord Auckland (30. Jan. 1842) die volle Wahrheit über die afghanische Katastrophe erfuhr, hatte er sich mit Energie angeschickt, die unter allen Umständen nothwendige neue Expedition zu blutiger Rache an Akbar Khan und zur Befreiung der Engländer in Kandahar und Dschellalabad sofort vorzubereiten, wie auch den drohenden moslemitischen Erhebungen in Indien zu begegnen. Die Ausführung, die bei der Angst der Bengalen vor den Afghanen und bei der Geldklemme nicht leicht war, mußte er aber seinem Nachfolger, den am 25. Febr. zu Calcutta eintreffenden Tory Lord Ellenborough, überlassen. So wurde denn der fanatische Bruder des Nisam von Haiderabad in bleibende Haft genommen, dem Nabob von Karnol die Landeshoheit entzogen, arabische Meutereien im Dekhan mit Waffengewalt niedergeschlagen, die Emire von Sindh scharf überwacht. Volle Ruhe in Indien brachte aber erst der brillante neue Feldzug nach Afghanistan. Während unter General Pollock ein starkes englisch-bengalisches Heer gesammelt wurde, um zuerst Dschellalabad zu entsetzen, wo General Sale trotz Noth und Erdbeben, die (19. Febr. 1842) seine Schanzen zerrissen, sich standhaft hielt, behauptete General Nott mit 10—13,000 Mann zu Kandahar sich gegen alle Angriffe der Afghanen und Beludschen bis tief in den Sommer d. J. 1842. Als dann Pollock's Marsch mit 13—15,000 Mann

(Pollock zog im April 1842 aus Peschawr aus, entsetzte am 16. April Dschellalabad; dann aber wollte Ellenborough in falscher Ansicht der afghanischen Dinge sich lange nicht zur Fortsetzung des Kriegs entschließen, bis die Wuth der Armee, der Presse, des Parlaments und der Befehl der Regierung im Sommer ihn dazu nöthigten) nach dem oberen Stromthale des Kabul den Druck auf Kandahar schwächer werden ließ, brach auch Nott aus seinen Stellungen siegreich heraus, drang mit 7000 Mann nordwärts vor und eroberte am 6. Sept. Ghasna; die blühende Stadt wurde mit harter Grausamkeit zerstört. Dann wandte Nott unter andauernd glücklichen Gefechten sich gegen Kabul. Inzwischen hatte Pollock, der also schon im April die heldenmüthige Garnison von Dschellalabad entsetzte, die Bergvölker und die Afghanen bei Gandamak und (13. Sept.) bei Tesin zersprengt. Akbar Khan's Truppen wurden jetzt überall mit Macht niedergeworfen; am 16. Sept. wurde Kabul wieder erobert, hier vereinigte sich Nott mit Pollock's Armee. Dann gelang es, die noch vorhandenen britischen Gefangenen glücklich zu befreien, auch die feste Stadt Istalif zu erobern und zu zerstören. Da nun Lord Ellenborough, ohnehin als scharfer Tory den Whigs wenig wohlwollend, die Umkehr von deren weisen wie von ihren unweisen Schritten auch in Indien sich zur Aufgabe gestellt hatte, so hatte er gleich von Anfang an verkündigt, daß die neue Expedition nur Rache üben, Englands kriegerisches Prestige herstellen, dann aber Afghanistan räumen sollte. Die Rache war furchtbar; auch Kabul wurde von vornherein sammt der wundervollen Landschaft ringsum furchtbar verheert, und namentlich die bengalischen Sipoys, deren Brüder in Masse durch die Wuth der Afghanen im Januar umgekommen waren, übten wilde Grausamkeiten aus. Im October aber, — Kabul war bis zum 12. Oct. zerstört worden, — begannen die Engländer das Land zu räumen; bis Januar 1843 war die englische Armee wieder auf dem östlichen Ufer des Indus. Dost Mohammed aber wurde als Gegenstück zu der Befreiung der britischen Gefangenen Akbar Khan's nunmehr durch Ellenborough nach Afghanistan entlassen.

Imponirend genug hatten Nott und Pollock die Waffenehre Englands hergestellt. Freilich ist der Eindruck der Januar-Katastrophe bei den Afghanen niemals völlig verwischt worden. Denn noch heut, so erzählt der scharfe Beobachter Hermann Vámbéry [60]), „lebt die Erinnerung an jene Kämpfe mit unglaublicher Frische im Angedenken der Afghanen. Jede Familie pflegt eine stolze Erinnerung; jeder Ort in der Umgebung von Kandahar, Kabul und Dschellalabad wird durch eine merkwürdige Heldenthat gekennzeichnet; und Akbar Khan, der verrätherische Mörder Mac Naghten's, ist selbst nach seinem Tode so verherrlicht worden, daß sein Sohn Dschelal-eddin-chan bei der großen Masse des afghanischen Volkes und selbst bei den Ulema's in höherem Ansehen steht, als irgend einer der afghanischen Prinzen". Aber auch unmittelbar in jener Zeit konnte Lord Ellenborough weder die Friedenspolitik so einhalten, noch auch weitere Annexionen vermeiden, wie er es doch gern gethan hätte. Das wurde nämlich unmöglich gemacht durch die Bewegungen, welche während des Feldzuges der Generale Nott und Pollock namentlich am untern Indus in Gang gekommen waren. Hier beobachteten die Emire der Landschaft Sindh mit ihrer uralt fanatischen und tapfern Bevölkerung alle Bewegungen der Engländer; man ersehnte und hoffte eine neue Niederlage der britischen Waffen, um dann mit der ganzen Wuth des Islam sich zu erheben. Die britischen Behörden erfuhren, daß die Emirs von Sindh nicht aufhörten, die Shiks zum Kriege zu reizen; daß die Aufreizungen auch aus Afghanistan betrieben wurden, daß man lügenhafte Nachrichten über angebliche Unfälle Nott's verbreitete; endlich verbot sogar der fanatische Nasir-Khan seinen Leuten, den Briten Proviant zu verkaufen, und versuchte es, die Stromfahrt auf dem Indus durch Zölle zu hemmen. Da bald genug eine für die Sicherheit der Armee in Afghanistan sehr gefährliche Erhebung von ganz Sindh zu befürchten stand, so griffen die Engländer energisch durch. Schon hatte (2. Sept. 1842) die englische Behörde zu Bombay auf eigene Hand eine europäische Abtheilung nach Karratschi geschickt; Ellenborough bestätigte die Maßregeln, beschloß die Eroberung des Landes und schickte den energischen General Sir Charles Napier mit starker Macht nach Sindh. Seine sehr bestimmten Forderungen an die Emire führten bald zu dem erwarteten Bruche; denn die Emire nahmen zwar nominell (13. Febr. 1843) die Bedingungen Napier's an, aber sie sannen insgeheim nur auf Krieg, den ihre Beludschen-Krieger ohnehin gern führen wollten. Als daher der britische Resident Major Outram am 14. und 15. Febr. mit seinen Begleitern zu Hyderabad mit Gewalt angegriffen und zur Rückfahrt nach Napier's Lager genöthigt wurde, eröffnete Napier den Kampf. Mit nur 2800 Mann und 12 Geschützen lieferte er den 22,000 wüthend tapfern Beludschen mit 15 Kanonen unter sieben sindhischen Fürsten bei Miani am 17. Febr. eine mörderische Schlacht. Trotz ihrer Uebermacht, guten Stellung und Tapferkeit wurden die Sindhier total geschlagen; 5000 Sindhier fielen, sechs Emire wurden gefangen und als Staatsgefangene nach Bombay geführt. Die wiederholten Niederlagen des letzten dieser Fürsten, des Schir Mohammed von Mirpur im März und Juni 1843, die Flucht desselben nach den wilden Felsenwüsten des Suleimangebirges (die natürliche Grenzmauer des westlichen Industhales, das östliche Randgebirge von Afghanistan und Beludschistan), beendigte den Krieg; das untere Indusgebiet wurde eine neue britische Provinz. (In demselben Jahre wurde der in Verbindung mit den sindhisch-afghanischen Kämpfen meuternde mahrattische Maharadscha von Scindia durch die Schlachten bei Maharadschpur und Puniar, im December 1843, gebändigt, seine berühmte Felsenfestung Gwalior, „das indische Gibraltar", von den Engländern besetzt, auch dieses Gebiet zu einem abhängigen Vasallenfürstenthum gemacht.)

60) In der Zeitschrift „Unsere Zeit" (1868. Zweite Hälfte), in dem Aufsatze: „Die Fortschritte Rußlands in Centralasien." I. S. 678.

Während solchergestalt in den Ländern zwischen Ganges und Farrah-Rud britisches Blut und Geld gewaltig verbraucht wurde, hatte auf allen übrigen Punkten des britischen Machtbereiches das neue Cabinet Peel in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung eine friedliche Haltung bewahrt. Die Differenz mit Frankreich hatte sich unter dem bekannten chauvinistischen Geheul der französischen Presse andauernd geschärft; namentlich der nach Abschluß der für Frankreich so wenig glänzenden ägyptisch-levantinischen Episode am 20. Dec. 1841 von den Großmächten abgeschlossene Vertrag wegen Unterdrückung des Sklavenhandels und des Durchsuchungsrechtes der Schiffe, den unter dem Druck der französischen Stimmung die pariser Regierung nicht ratificiren wollte, gab Anlaß zu neuem Streite. Es war dann Lord Aberdeen's Nachgiebigkeit, die, da er schließlich Frankreichs Andrängen sich fügte und auf die Ratificirung nicht weiter bestand, auf dieser Seite den Weg zu besserem Verständniß wieder ebnete; mit Nordamerika (s. oben) kam es durch den neuen Gesandten Lord Ashburnton endlich zur Ausgleichung und zum Abschluß einer verständigen Convention (9. Aug. 1842).

Es lag aber der britischen Regierung um so mehr daran, in Europa und Amerika einen anständigen Frieden zu behaupten, weil damals die seit 1837 (s. oben) zunehmend sich steigernde kritische Lage der industriellen Arbeiter, der Industrie und des Handels zu einer überaus gefahrvollen Krisis, zu dem schweren Nothstande der Jahre 1841—1842, emporgewuchert war. Die Folgen der schlimmen Jahre seit 1837; die andauernde Ueberproduction in den englischen Industriebezirken, in welche andauernd aus dem südlichen England die ländlichen Arbeiter einströmten; die erhöhten Schutzzölle Amerika's, die fühlbar werdende deutsche Concurrenz, — dann die neue schwere Misernte des Jahres 1841; die Kornzölle; endlich der Umstand, daß die Kriege mit China und Afghanistan für längere Zeit den dortigen Absatz englischer Waaren absperrten, wie auch die französischen Kriegsbesorgnisse seit 1840: — — dieses Alles führte seit dem Sommer 1841 zu einer furchtbaren Stockung der Geschäfte. Namentlich in den industriellen Bezirken des Landes war der Nothstand furchtbar. „In Manchester zählte man im März d. J. 1842 etwa 116 Factoreien, die völlig still standen, 661 geschlossene Läden und Comptoirs, 5492 leere Wohnungen; fünf große Spinnereien, deren Werth man auf mehr denn 212,000 Pf. St. anschlug, wurden zu 66,000 Pf. St. verkauft. Die Fleischer, Weißzeughändler und Materialisten sahen ihren Absatz um 40 Proc. verringert. An 2000 Familien, die 8866 Köpfe zählten, lebten — die Person von 1 Schilling 2¼ Pence wöchentlich; sie hatten 22,413 Gegenstände für 2784 Pf. St. versetzt, was kaum ein Drittel des wahren Werthes ausmachte. An manchen Punkten sank der Arbeitslohn auf ½ Schilling pro Woche hinab. Zu Stockton stieg die Armensteuer binnen drei Jahren auf das Dreifache, in andern Orten auf das Vier-, ja Achtfache des sonst gewöhnlichen Betrages. In Marsden waren von 5000 Einwohnern an 2000 der öffentlichen Unterstützung bedürftig; in Leeds 40,000; in Greenock von 35,000 Einwohnern an 15,000; in Accrington waren von 9000 Einwohnern nur 100 voll beschäftigt. In Bolton waren von 50 Factoreien 30 entweder geschlossen, oder arbeiteten höchstens an vier Tagen in der Woche; von 2110 Eisenarbeitern waren 788 ganz entlassen, von 8124 Arbeitern überhaupt 5061 ganz oder theilweise brodlos. In Wigan blieben viele Familien den ganzen Tag über zu Bette, um so dem Hunger besser zu widerstehen; Manche aßen Mehl mit gekochten Nesseln. Im ganzen Reiche betrug der Acciseausfall des dritten Quartals 1842, mit dem Jahre 1841 verglichen, 434,000 Pf. St." [61]).

Ihre volle Wuth und die daraus entspringenden Gefahren politischer und socialer Art entfaltete diese Krisis erst im Laufe d. J. 1842. Aber es war ihre Einleitung, während deren die Parteien wie die Regierung sich zu der Parlamentssession d. J. 1842 zu rüsten hatten. Während nun sowol die Bewegung gegen die Kornzölle, wie — namentlich später — die Chartisten (beide Richtungen damals einander noch sehr entschieden feindlich), beide aus diesen Nothständen andauernd neue Kraftmittel, freilich höchst verschiedener Art, zogen, arbeitete Peel unter großen Schwierigkeiten an seiner finanziellen Reform. Denn da er als Vertreter des Schutzzolls gewählt war und sich doch der Ueberzeugung nicht erwehren konnte, daß eine wesentliche Veränderung der Kornzölle und eine Beseitigung der bestehenden Einfuhrverbote für fremdes Vieh und Fleisch nöthig sei, so hatte er bei seinen neuen Plänen die entschiedene Unzufriedenheit vieler seiner Parteigenossen und den Widerspruch seiner Amtsgenossen zu überwinden. Dieses Alles wurde ihm keineswegs leicht; ja, der Herzog von Buckingham trat unmittelbar vor dem Zusammentritt des auf den 3. Febr. 1842 berufenen Parlaments aus dem Cabinet [62]).

Die Thronrede am 3. Febr. kündigte die Vorlage von Finanzmaßregeln und Gesetzen über die Einfuhr von Korn und andern Handelsgegenständen an. Während nun die unablässig (namentlich auch mit Hilfe der Geistlichkeit) arbeitende Anti-Corn-Law-League zu dieser Zeit ein Meeting der Delegirten aller Anti-Korngesetz-Vereine des ganzen Landes damals nach London berief und durch eine große Procession bereits dem Parlament eine bestimmte Richtung zu geben suchte, legte Peel am 9. Febr. unter ungeheurem Zudrang der Bevölkerung in mehrstündiger Rede seine Ansicht über die gegenwärtige Lage Englands und seine Pläne aus einander. Für die Korngesetze wich Peel nur theilweise von der bisherigen Praxis ab. Er hielt fest an dem Princip der sog. gleitenden Scala, schlug aber Verbesserungen vor in deren Anwendung und eine Ermäßigung der bestehenden Zollsätze. Als Maximum des Zolls wollte er fortan 20 Schillinge statt der bisherigen 35 Schillinge und 8 Pence

61) So nach Angaben in der „Gegenwart" Bd. III. (1849), „die Productionskrisen" S. 751. 62) Vergl. Alpheus Todd a. a. O. S. 120.

aufstellen, und darnach die übrigen Zölle auf die Einfuhr von Weizen und den andern Cerealien normiren. Peel's Plan erregte einen gewaltigen Sturm; die agrarischen Schutzzöllner fanden ihre Interessen zu hart mitgenommen, die Whigs aus Lord Russell's Schule forderten einen festen Zoll; die Partei Cobden's war durchaus nicht zufriedengestellt, und machte (während die League hier und da bei ihrer unermüdlichen Agitation sich zu scharfen revolutionären Drohungen gegen die „blinde, selbstsüchtige Herrschaft der Aristokratie" verstieg) namentlich durch ihren großen Redner Cobden, der im Parlament sehr bald durch seine kühle überlegene Geistesgegenwart, seine entschlossene Ueberzeugung, seine scharfe Logik, unumwundene Offenheit und praktischen Verstand den namhaftesten Einfluß gewann, die stärkste Opposition. Es war dann wesentlich die praktische Klugheit der Peel'schen Maßregeln, wie die Unentbehrlichkeit seiner Persönlichkeit, was damals in dieser Frage ihn siegen ließ. Ein Gegenantrag Russell's, einen festen Zollsatz von 8 Schilling pro Quarter einzuführen, wurde mit 349 gegen 326 Stimmen abgeworfen; ebenso fielen die freihändlerischen Anträge Villiers' gegen die Kornzölle nach fünftägiger Debatte gegen eine gewaltige Majorität [63]). Andererseits wurden die Bemühungen der schroffen toryistischen Schutzzöllner, die durch Mr. Christopher eine höhere Getreidescala forderten, mit 306 gegen nur 104 Stimmen geschlagen. Am 5. April passirte Peel's Bill endgültig das Unterhaus, um dann nach harten Kämpfen auch bei den Lords durchzudringen.

Damit war jedenfalls für die nothleidenden Consumenten in England eine wesentliche Erleichterung angebahnt. Aber Peel trat ergänzend noch mit andern Maßregeln auf, die schon jetzt seine zukünftige Bahn andeuteten, die unter Absprengung vieler schroffen Tories mit Hilfe der gemäßigten Liberalen und Freihändler durchgebracht wurden. Es galt nämlich, das seit mehreren Jahren schwebende Deficit zu schließen. Peel verwarf die Deckung desselben durch eine Anleihe als einen „armseligen Nothbehelf". Ebenso wollte er, als dem Landeswohl nachtheilig, sich nicht dazu verstehen, die bestehenden indirecten Steuern zu erhöhen oder neue dieser Art einzuführen; die bestehenden sollten vielmehr in umfassender Weise herabgesetzt werden. Er that daher (11. März) den lange gefürchteten und doch unvermeidlichen Schritt, zu den seit den Napoleonischen Kriegen in England (wie noch heute in Nordamerika) mit Abscheu (namentlich bei den besitzenden Classen) betrachteten directen Steuern vorzugehen. Er beantragte, die schwebenden finanziellen Schwierigkeiten des Landes durch Erhebung einer directen Abgabe von dem Vermögen der sogenannten besitzenden Classen, und zwar zu einer Höhe von 7 Pence von jedem Pfund Sterling (also durch eine Einkommensteuer von etwa 3 Proc.), dauernd aus dem Wege zu räumen. Auch dieser Antrag ist nach ebenso interessanten wie stürmischen Debatten endlich in beiden Häusern des Parlaments durchgegangen.

63) Vergl. Richard Cobden's Leben a. a. O. S. 52—62.

Als Ergänzung brachte nun Peel am 5. Mai im Unterhause seinen neuen Plan ein, den bestehenden Zolltarif gründlich zu reformiren. Indem er sich dabei principiell zu den Grundsätzen des Freihandels bekannte, aber mit feinem praktischem Tacte sich hütete, die zunächst durch solche Veränderungen betroffenen Interessen zu stark zu beschweren, daher mit großer Mäßigung verfuhr, ging er bei seinem höchst umfassenden Plane dahin, das bestehende ziemlich bunt combinirte Zollsystem von Grund aus zu vereinfachen und lediglich die finanziellen Gesichtspunkte vorwalten zu lassen. Alle jene zahlreichen Zölle, die nur den Verkehr hemmten, ohne dabei doch das Staatseinkommen zu vermehren, sollten einfach wegfallen. Dann aber sollten die Zölle theils abgeschafft, theils vermindert werden, die den Lebensunterhalt und die Fabrikthätigkeit vertheuerten, während andererseits damit eine Beseitigung oder Ermäßigung der überhohen Zölle Hand in Hand ging, die nur zu Gunsten der Fabrikanten eingeführt waren. Damit gewann Peel sowol den Großhandel, wie die Freihändler und die gemäßigten Elemente der Whigs, darunter den früheren Handelsminister Labouchère; sie halfen ihm diesmal wider die energische Opposition der schroff schutzzöllnerischen Tories in beiden Häusern des Parlaments und zahlreichen Meetings durch. So hatte Peel durch kluge Verwerthung der verschiedenen Interessen des Landes, wie durch geschickte Ausspielung der verschiedenen Parteien des Parlaments gegen einander bereits sehr wesentliche Erfolge erreicht. Aber die Lage der Regierung wurde dadurch nicht leichter. Gerade jetzt machte die schwere Productionskrisis (s. oben) ihre unheilvollen Wirkungen immer fühlbarer. Mochten auch immer Tausende der armen, unglücklichen Arbeiter ihre Noth mit bewundernswürdiger Ausdauer und Ehrenhaftigkeit ertragen, — die Zahl der Verbrechen gegen Eigenthum, Leben und öffentliche Sicherheit stieg doch in bedrohlicher Weise; die Zahl der criminellen Verhaftungen in England und Wales stieg von 20,731 im J. 1835 bis auf 27,760 im J. 1841 und auf 31,309 im J. 1842. Haufen müßiger Arbeiter zogen im Lande umher und verübten in Dörfern und kleinen Städten Erpressungen; in Newcastle schloß man aus Furcht vor Vagabunden die Läden; es kam wieder zu vielen Brandstiftungen. Da blühte die Sache der Chartisten, die zur Zeit bei den Arbeitern weithin den Freihändlern den Vorrang abgewannen. Sie gaben damals den Trades-Unions (Gewerk- und Arbeitervereinen) einen höchst bösartigen Charakter; sie steckten Fahnen auf mit der Inschrift: „bread or blood!" sie veranstalteten kolossale Meetings, — sie formirten endlich eine wahre Riesenpetition, die (nach Angabe der Chartisten) mit mehr als drei Millionen Unterschriften bedeckt war. Diese Petition enthielt einerseits die (s. oben) bekannten constitutionellen Forderungen der sog. Volkscharte und den peremtorischen Befehl an das Parlament, diese neue Verfassung sofort und ohne alle Veränderung anzunehmen, andererseits aber — beiläufig in einer maßlosen, drohenden und wilden Sprache, die beinahe an die täglichen wilden Kundgebungen des modernen deutschen Socialismus er-

innert — noch eine Masse anderer Forderungen, die in Wahrheit fast allen damals in England politisch und social bestehenden Verhältnissen (z. B. das Eigenthumsrecht am Grundbesitz, an Kanälen und Eisenbahnen, das Papiergeld, die Maschinen, die Kirche) als „gehässigen Monopolen" und „groben und offenkundigen Uebeln" den Krieg erklärten. Namentlich begehrten die Chartisten auch, daß die (damals auf 800 Millionen Pf. St. berechnete) sog. Nationalschuld (die jährliche Summe der Interessen betrug etwa 30 Millionen) nicht mehr verzinset, d. i. daß also ganz harmlos ein Nationalbankrott als eine gerechte und nützliche Sache durchgeführt werden sollte. Am 2. Mai 1842 nun bewegte sich ein unabsehbarer Zug von Chartisten, der zu seiner Entwickelung mehrere Stunden brauchte, nach dem Parlamentsgebäude, als Ehrengefolge der Riesenbittschrift. Dem Oberhause wurde sie durch Lord Brougham, dem Unterhause durch das radicale Mitglied für das londoner Quartier Finsbury, Mr. Thomas Duncombe, übergeben. Am 3. Mai stellte dann Mr. Duncombe den Antrag, die Bittsteller entweder selbst oder durch ihren Anwalt vor den Schranken des Hauses sprechen zu lassen. Daran knüpfte sich eine sehr lebhafte Debatte, die sehr bald auf den materiellen Inhalt der Bittschrift einging. Da war es denn sehr bemerkenswerth, daß namentlich die hochliberalen Mitglieder des Hauses die Hauptforderung des Chartismus, das allgemeine, gleiche und geheime Stimmrecht für jeden 21jährigen Engländer, mit aller Energie bekämpften. Namentlich Macaulay[64]) trat den Chartisten ruhig, aber sehr entschlossen entgegen. Er erklärte (wenigstens so lange noch die untersten Classen seines Landes von der dermaligen furchtbaren Unwissenheit beherrscht wären) das allgemeine gleiche Stimmrecht für gleichbedeutend mit dem Ruin aller Cultur und jeder Art der Regierung Englands. Er hatte wenigstens darin sehr recht, wenn ihm die socialistischen Forderungen der Petition für identisch erschienen mit Oeffnung der auf Zersprengung jedes Eigenthums gerichteten Bahn; und wenn ihm die Gegenrede derer thöricht vorkam, die da meinten, die Arbeiter hätten die schmachvolle Bittschrift blos unterschrieben, ohne zu wissen und zu billigen, was dieselbe in Wahrheit enthalte. Allerdings aber meinten (und meinen noch heute) viele britische Liberale und Radicale, daß die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes für geraume Zeit im Wesentlichen nur die Macht ordinärster Mittelmäßigkeit, daneben aber auch die Macht der industriellen und agrarischen Barone des Landes steigern werde.

Duncombe's Antrag fiel mit 287 gegen 49 Stimmen. Aber nun wurde der Chartismus immer gewaltthätiger. Die Wuthausbrüche der furchtbar nothleidenden wie der politisch und social fanatisirten Fabrikarbeiter nahmen in Menge zu. Namentlich aber waren die Chartisten unwissend oder gewissenlos genug, das gerade in dieser schlimmen Zeit der Geschäftslosigkeit und Geschäftsstockung völlig sinnlose Gewaltmittel der Strike's massenhaft in Scene zu setzen. Gern hätten diese bösartigen Agitatoren die sog. „heilige Woche" erzielt, d. h. eine allgemeine Arbeitseinstellung in ganz England. Dieses freilich gelang nicht; wol aber waren an vielen Punkten die Arbeiter doch verblendet genug, sich zur Einstellung der wenigen überhaupt noch möglichen und vorhandenen Arbeit bestimmen zu lassen. Darüber kam es namentlich im August des Jahres 1842 zu vielen blutigen Tumulten. Großen Unwillen bei allen übrigen Classen Englands erregte es namentlich, daß diese Arbeitseinstellungen ihren Anfang gewöhnlich bei den Kohlenarbeitern nahmen; also gerade bei solchen Arbeitern, die weitaus am glänzendsten bezahlt wurden, und deren Arbeit trotz der sonstigen Noth am wenigsten Gefahr lief, unterbrochen oder geschmälert zu werden. (In Wales schweiften bei Nacht große Banden junger Männer als Weiber verkleidet herum und machten unter dem Namen „Rebecca und ihre Töchter" Angriffe auf die Zollhäuser.) Die unter den obwaltenden Umständen für die materielle Lage der Arbeiter so furchtbar thörichten Strike's aber schadeten ihnen nun selbst. Denn als nun seit August 1842 die Ernteaussichten im Lande sich brillant gestalteten, als das öffentliche Vertrauen wieder auflebte und damit auch die Nachfrage nach Fabrikaten wieder wuchs: da hinderte die perfide Agitation der Chartisten, die durch die Noth der Massen und die frivol angezettelten Strike's offenbar nur den Druck zu Gunsten ihrer politischen Zwecke verstärken wollten, noch geraume Zeit die gesunde Rückkehr vieler der Arbeiter zu ihren rettenden Geschäften. Die Regierung ihrerseits mußte auf der einen Seite die segensreichen Folgen ihrer verständig reformirten Finanzpolitik, andererseits den neuen Aufschwung der Ausfuhr abwarten, den ihr der Abschluß des chinesischen und der bevorstehende Abschluß des afghanischen Krieges in nahe Aussicht zu stellen schien. Den Unruhen gegenüber sah sie sich unmittelbar auf die möglichst stricte und unverbrüchlich gerechte Anwendung der bestehenden Gesetze angewiesen; in ihrer festen und ruhigen Haltung wurde sie dabei durch ihre polizeilichen, richterlichen und militärischen Organe mit Muth, Consequenz und Schnelligkeit unterstützt.

Als politische Erscheinung hat nach Ablauf der großen Noth des Jahres 1842 der Chartismus zu wahrhaft kolossaler und eminent gefahrvoller Höhe sich erst sechs Jahre später wieder erhoben; eine nachhaltige Bedeutung aber gewann die chartistische und Arbeiterbewegung doch schon nach kaum Jahresfrist, als (vergl. unten) es endlich den Führern der Anti-Corn-Law-League gelang, zwischen beiden Bewegungen einen Compromiß, resp. eine Allianz herzustellen und den Druck der freihändlerischen Agitation durch die wuchtige Masse der Chartisten zu verstärken. Im J. 1842 aber wirkte die Arbeiterbewegung wenigstens in anderer Art auf die Arbeiten des Parlaments ein. Einerseits half der Blick auf den schweren obschwebenden Nothstand dem Minister des Innern, Sir Graham, trotz der Angriffe der Extremen auf der radicalen wie auf der toryistischen Seite, die Bill über die Fortdauer der neuen Armengesetze durchzubringen. Andererseits gaben die so vielfach schauerlichen

64) Vergl. Steger a. a. O. S. 309—324.

Fabrikzustände wie die Unruhen in den Fabrikbezirken wiederholt Anlaß zu parlamentarischen Discussionen, zunächst noch ohne praktische Folgen. Dagegen passirte mit besonderer Schnelligkeit beide Häuser des Parlaments die Bergwerksbill (Gesetz des 10. Aug. 1842) des eifrigen frommen Philanthropen Lord Ashley (später Lord Shaftesbury), die namentlich die theilweise furchtbare moralische und intellectuelle Lage der Arbeiter in Bergwerken und Kohlengruben in Betracht zog (nach dem Census von 1841 gab es in Großbritannien 193,825 Bergwerksarbeiter, von denen 118,233 in den Kohlengruben waren)[65]) und wesentlich auf die Einschränkung der Verwendung von Weibern und Kindern in den Kohlengruben, wie auch auf Anstellung von Bergwerksinspectoren nach Art der Fabrikinspectoren abzielte.

Peel hatte nun allerdings in der parlamentarischen Campagne (sie schloß am 12. Aug.) des Jahres 1842 sehr namhafte Erfolge davongetragen; aber seine Stellung war darum keineswegs leicht oder gar bequem. Die Rückwirkung der finanziellen Reformen auf die Stimmung der Conservativen erschwerte es dem Cabinet doch, die Majorität fest zusammenzuhalten. Die chartistische Agitation, die Arbeiterunruhen hielten das Land in Besorgniß und Gährung; namentlich aber nahmen die Dinge in Irland eine immer drohendere Gestalt an. O'Connell hatte den Tories von Anfang ihrer Rückkehr ins Amt kein Vertrauen geschenkt; und je weniger bei den sonstigen Schwierigkeiten der Lage des ungeheuren Reiches zur Zeit für Irland geschah, um so energischer setzte er nun, jetzt in immer drohenderem Ernst, die seit 1840 (s. oben) durch die sog. „National loyal repeal association" wieder eingeleitete Repeal-Agitation fort. Die umfassende Organisation, die zahllosen Meetings, die klerikale Hilfe, die Aufstachelung des keltischen Feuers brachten die irischen Massen um so mehr in Fluß, als der große Demagoge zu ungestörter Thätigkeit sammt seinem Anhange sowol 1842 wie 1843 sich nur seiner Sache widmete, sich dem Parlament fern hielt. Er hatte jetzt der Regierung in London und Dublin eine wahrhaft ungeheure Massenbewegung entgegengestellt, deren Fäden alle in seiner Hand zusammenliefen.

Unter diesen Umständen war es sehr wesentlich der über alles Erwarten glänzende Ausgang (s. oben) des chinesischen und dann des afghanischen Krieges, wie nachher der Kämpfe Napier's in Sindh, was dem Cabinet neue Stärke gab. Als daher das Parlament am 2. Febr. 1843 wieder zusammentrat, konnte Peel wider Erwarten der verschiedenen Parteien des Unterhauses die Erklärung abgeben, daß er nicht die Absicht habe, in dieser Session für die innere Gesetzgebung irgend wesentliche Veränderungen in Vorschlag zu bringen. Die liberale Opposition machte allerdings verschiedene, aber erfolglose Anstrengungen. Bei der Behandlung der asiatischen Frage wurde der afghanische Rache- und Verwüstungszug lebhaft angegriffen; Lord Ellenborough, der die aus Kabul zurückgeführten Tempelpforten von Somnath diesem Tempel zurückgegeben und diesen Schritt durch eine Proclamation begleitet hatte, die das indische „Nationalgefühl" neu beleben sollte, wurde ob dieser Handlung nicht blos in der „Times" als phantastischer Thor verhöhnt, — die kirchlich gesinnten Mitglieder beider Häuser zürnten auch gewaltig über diesen Schritt, in dem man eine Beförderung des indischen Heidenthums erkennen zu müssen glaubte. Nur mit knapper Noth wurde der Generalgouverneur mit in das Dankesvotum aufgenommen, welches Lords und Gentlemen ob des afghanischen Krieges den indischen Beamten und Feldherren beschlossen. Auch die Annexion von Sindh, über welche die indischen Großbehörden selbst sehr verschiedener Meinung waren, machte (zumal die neue Provinz zunächst bedeutend mehr Kosten machte als sie wieder einbrachte) die kaufmännischen Kreise und die entsprechenden Elemente im Parlament bedenklich. Doch kam es für Indien für den Augenblick noch zu keiner wirksamen Opposition. Dasselbe galt denn auch für die specifisch britischen innern Angelegenheiten. Ein Antrag des Lord Howick wie Cobden's, die Nothstände des Landes, resp. die Wirkungen der Schutzzölle speciell auch auf die Interessen der ländlichen Arbeiter und Pächter zu untersuchen, wurde mit bedeutender Mehrheit abgelehnt. Ebenso drangen die freihändlerischen Anträge von Villiers und Lord Russell auf Beschränkung und endliche Abschaffung der Kornzölle nicht durch; nur daß darüber der Kampf zwischen den grollenden Schutzzöllnern und der Cobden'schen Partei mit furchtbarer Leidenschaft, aber ohne Schaden für das Cabinet, durchgefochten wurde. Nur daß damals (Februar 1843) die Ermordung des Mr. Drummond (Peel's Privatsecretär und vertrauter Freund) auf offener Straße durch einen Wahnsinnigen, der ihn für den Minister gehalten hatte, am 18. Febr. zu einer erbitterten Scene zwischen Peel und Cobden führte, die das persönliche Verhältniß zwischen beiden Männern für lange verdarb, weil Peel der Meinung war, die er erst später aufgab, daß Cobden geäußert habe, Peel sei für die Leiden des Volkes persönlich verantwortlich, — und weil man solchen Aeußerungen die Aufregung jenes Fanatikers zuschrieb[66]). Die parlamentarische Campagne schloß ohne größere Ergebnisse gegen Ende August des Jahres 1843.

Das Schwergewicht fiel diesmal auf die Entwickelung der Dinge außerhalb des Parlaments. Einerseits machte die Agitation gegen die Kornzölle immer gewaltigere Fortschritte. Die Concessionen Peel's im Jahre 1842 hatten den Muth und die Siegeshoffnung der League und ihrer Chefs bedeutend gesteigert; der Kampf gegen die toryistischen Schutzzöllner gab der Bewegung bereits mehr und mehr den für die ganze Folgezeit bestimmenden demokratischen Charakter. Die Anstrengungen aber der League in Meetings, in energischer volksthümlicher Beredsamkeit in Wort und Schrift, in Bearbeitung möglichst aller Berufsclassen des Landes (wo namentlich

65) Ludlow und Lloyd Jones, Die arbeitenden Classen Englands; übersetzt von Julius von Holtzendorff, S. 26 und 86.

66) Richard Cobden's Leben a. a. O. S. 69 fg.

Cobden persönlich große Gewandtheit entfaltete, allmälig auch das agrarische Landvolk, Grundherren, Pächter, Bauern und Feldarbeiter für seine Sache zu gewinnen)[67], in scharfer Agitation gegen die (gegenüber den Steuern der Mittelclassen) zu geringe, resp. zu gering gewordene, Grundsteuer der agrarischen Aristokratie, waren wahrhaft ungeheuer. Bereits waren außer dem Grafen Radnor (s. oben) eine ganze Reihe anderer liberaler Aristokraten und großer Grundherren Mitglieder der League, wie Graf Ducie, Lord Russell's älterer Bruder — der Herzog von Bedford, Graf Spencer u. a. m. Nachdem die League während der Jahre 1841 und 1842 etwa 20,000 Pf. St. für alle Zweige ihrer Geschäfte, für Meetings, Vorlesungen, Schriften, Zeitungen u. s. w. ausgegeben hatte, vermochte sie im J. 1843 die Mittel aufzubringen zu dem Bau eines Centrallocals, der berühmten Freetrade-Hall zu Manchester.

Während die League in den Industriebezirken bereits dominirte, dann auch die agrarischen Landschaften langsam gewann, eroberte sie nun auch London, wo man die großen Theater von Covent-Garden und Drury-Lane für die Meetings der Freihändler miethete, die alle 14 Tage am Mittwoch stattfanden. Ebenso gelang es, unter den Blättern der Hauptstadt die Zeitungen „Morning-Advertiser", „Morning-Chronicle", „Sun" und das Witzblatt „Punch" für die League zu gewinnen. Bald erwarb die League in London solche Macht, daß bei einer Nachwahl der Freihändler Mr. Pattison (gegen alle Bemühungen der Regierung, welche den Mr. Baring, Compagnon eines großen londoner Bankierhauses, unterstützte) als Abgeordneter der City gewählt wurde; ebenso trat jetzt der große Bankier Jones Lloyd in London der League bei, wurde endlich (1844) der immer einflußreicher gewordene Mr. Bright in dem bisher protectionistischen Durham zum Abgeordneten gewählt, — begann endlich auch die „Times" sich zu der Sache der League etwas freundschaftlicher als bisher zu stellen. Am bedeutsamsten aber wurde es, daß Ende 1843 und Anfang 1844 die Allianz der League mit den Chartisten sich endlich erfolgreich einleitete. Man schloß ein Compromiß, demzufolge die Chartisten sich anschickten, ihre bisherigen Feindseligkeiten gegen die League einzustellen und den Freihändlern ihre Mitwirkung zu Gebote zu stellen; die Männer der League dagegen erkannten die wesentlichsten constitutionellen Forderungen der Chartisten an und versprachen, nach siegreicher Beendigung des Kampfes gegen die Kornzölle dann auch bei dem Kampfe um neue politische, besonders parlamentarische Reformen sich mit Eifer zu betheiligen. Diese Allianz, die dann weiterhin die Demokratisirung des modernen England so stark weiter geführt hat, ist indessen doch erst im J. 1845 zu ihrer ganzen Wirksamkeit gediehen. Im J. 1844 wurde wesentlich bemerkbar bei der außerparlamentarischen Arbeit der Freihändler zuerst ein neues Manöver, welches die Demokratie Englands seitdem andauernd mit Erfolg angewendet hat. Sie kamen nämlich auf den Gedanken, die Bestimmung der Reformbill für sich zu benutzen, welche allen Besitzern eines bäuerlichen Freigutes mit einer jährlichen Rente von 40 Schillingen das Recht eines Wählers zum Unterhause in den ländlichen Bezirken belieẞ; die League kaufte daher für sehr zahlreiche ihrer Anhänger unter den sog. arbeitenden Classen kleine Freigüter zu jenem Werthe, und erhöhte so schon im J. 1844 die Zahl ihrer Wähler in den nördlichen Fabrikdistricten um 5000 Köpfe.

Während dergestalt die Sache des Freihandels zunehmend bessere Chancen gewann, kam es 1843 in Irland zur Katastrophe. Die ältere Repealbewegung der dreißiger Jahre war so zu sagen ein Kinderspiel gewesen gegenüber der gegenwärtigen Agitation. Die ganze „grüne Insel" hallte wieder von dem Toben der riesenhaften keltischen Volksversammlungen, die von Hunderttausenden besucht wurden. Namentlich mit dem Jahre 1843 nahm die Bewegung eine so drohende Gestalt an, daß die Engländer diesmal an vollen Ernst O'Connell's glaubten und den nahen Ausbruch einer Revolution erwarteten. O'Connell griff die toryistische Regierung mit bis dahin noch nicht erhörter Heftigkeit an; er schuf keltische Vergleichsgerichte, um die gewöhnlichen Gerichtshöfe entbehrlich zu machen; wieder wurde eine Art militärischer Organisation in der Insel bemerkbar, vielfach bewaffnete sich das Volk, die Pächter weigerten Zins und Abgaben; und wenn neben den üblichen vereinzelten Gewaltthaten das Volk trotz der wüthenden Reden und Resolutionen der Meetings im Großen noch immer nicht zu offenem Aufstand vorschritt, weil O'Connell persönlich das Heft fest in seiner Hand hielt, — so glich Irland allmälig doch immer mehr der gefüllten Mine, die bei dem nächsten Zufall explodiren konnte. Endlich schritt hier die Regierung ein.

Die Regierung hatte im Laufe des Jahres ihre Truppenmacht in Irland ansehnlich verstärkt; sie hatte im Parlament sehr bestimmt erklärt, daß sie die parlamentarische Union zwischen Irland und England unter allen Umständen aufrecht halten werde. Eine von ihr eingebrachte Bill über den Gebrauch von Feuerwaffen in Irland wurde trotz des heftigen Widerspruches der irischen Radicalen von beiden Häusern angenommen. Endlich enthob die Regierung auch alle irischen Friedensrichter, die sich bei der Agitation betheiligten, ihrer Stellen. Nun hatte dagegen O'Connell für den 8. Oct. 1843 eine kolossale Volksversammlung mit ungewöhnlichem Gepränge nach Clontorf bei Dublin berufen. Tags zuvor erließ die Regierung dagegen ein Verbot, in Folge dessen sagte auch O'Connell die Zusammenkunft ab. Trotzdem kamen zahllose Massen zu dem Meeting, dessen wirkliche Abhaltung aber durch starke Truppenhaufen — jedoch ohne Anwendung blutiger Gewalt — verhindert wurde. Einige Tage nachher wurde O'Connell mit mehreren seiner namhaftesten Adjutanten verhaftet, wegen Verschwörung angeklagt und vor Gericht gestellt.

O'Connell's Verhaftung, sein Proceß, die Erneuerung der irischen Zwangsbill mit dem Verbot der aufrührerischen Volksversammlungen machten der lärmenden

67) Richard Cobden's Leben a. a. O. S. 62 fg.

keltischen Bewegung ein jähes Ende. Die neue parlamentarische Campagne konnte mit dem 1. Febr. 1844 unter besseren Aussichten eröffnet werden, zumal auch der Handel und die Staatseinnahmen sich wesentlich wieder hoben. Der Proceß O'Connell's allerdings verlief sich im Sande; nach wiederholter Vertagung wurde zwar (Sommer 1844) gegen den Agitator ein „Schuldig" gefunden; aber O'Connell wurde kurze Zeit nachher (Anfang September) auf eingelegte Appellation vor dem Oberhause wegen bei der früheren Instanz vorgefallener Formfehler freigesprochen, resp. das ursprüngliche Urtheil wurde cassirt, und die Regierung verzichtete auf Wiederaufnahme des Processes. Jedenfalls gerieth der drohende Gang der keltischen Repeal-Agitation seit dieser Zeit ins Stocken. O'Connell selbst entwickelte nicht mehr die alte Kraft; unter den Repealern (s. unten) selbst entstanden Spaltungen, und — während ohnehin bei den auf die brennende irische Frage bezüglichen Debatten im Parlament die Regierung, die britischen und die irischen Abgeordneten mehr Mäßigung entwickelten, als wol sonst dabei üblich war — wurden Seitens der Regierung neue Schritte zur Aussöhnung Irlands in Angriff genommen. Man dachte an eine Erweiterung des irischen Wahlrechts; man faßte namentlich die weitere Erleichterung der irischen Katholiken ins Auge, die allerdings der Regierung ungleich mehr Sorge machten, als die Anfänge mehrerer gleichzeitiger Bewegungen auf dem Gebiete der schottischen und englischen protestantischen Kirchen [68]. Außer der Abschaffung der Reste verschiedener schmählicher und kleinlicher religiös-politischer Strafgesetze gegen die irischen

68) Hier kommen wesentlich die schottische secessionistische und die britische Puseyitische Bewegung in Betracht. Zuerst Schottland angehend, so nahm hier die presbyterianische Kirche, der Presbyterianismus eine ähnliche Machtstellung ein, wie auf dem Boden Englands und Irlands die anglikanische Staatskirche. Aber diese Verbindung mit dem Staate hatte allmälig die principielle volle Freiheit der kirchlichen Gemeinde geschmälert; namentlich war mehr und mehr das Recht vieler Gemeinden auf die selbständige Wahl ihrer Prediger durch Patronatsrechte der Gutsherren und durch Hoheitsrechte des Staates abhanden gekommen oder doch beeinträchtigt worden. Endlich aber wollten doch die Gemeinden und mit ihnen die Majorität der schottischen Generalsynode (der jährlich stattfindenden schottischen Kirchenversammlung, der general assembly of the Church of Scotland), namentlich die strengeren Presbyterianer unter Führung des Dr. Chalmers, letztere Rechte nicht mehr anerkennen. Während nun namentlich der Staat, gestützt auf den Buchstaben des Gesetzes und die Aussprüche der Gerichte, seine Rechte nicht aufgeben wollte, war der Einfluß der strengeren Presbyterianer auf der Synode so groß, daß diejenigen Presbyter, welche dem Buchstaben des geschriebenen Gesetzes gemäß einen sog. aufgedrungenen Pfarrer eingesetzt hatten, von ihr ihrer Würde beraubt wurden. Darüber war im J. 1841, noch vor Peel's Regierungsantritt, die Sache an das Parlament gekommen. Namentlich im Oberhause wurde die neue Spaltung lebhaft debattirt; aber man fand kein Mittel, die aufgeregten Parteien wieder zu beschwichtigen. Die härteren und principiell consequenten Presbyterianer schieden endlich (Secessionisten, ob der schwebenden Frage Non-Intrusionisten genannt) im J. 1843 aus der schottischen Staatskirche aus und bildeten eine „freie", eine „Non-intrusion"-Kirche.

Viel bedenklicher als diese scharf protestantische Bewegung in Schottland war die auf englischem Boden erwachsene, offenbar dem Katholicismus zusteuernde Puseyitische Strömung in der anglikanischen Staatskirche. Die Orangisten hatten zur Zeit und seit der Emancipation der Katholiken mit drohendem Hohne eine katholisirende Bewegung in dem protestantischen England prophezeit; sie behielten allerdings Recht. Und zwar wurde zu großem Erstaunen und Unwillen des protestantischen Englands gerade Oxford, die alte Universität, aus der die hohe Geistlichkeit der Staatskirche sich wesentlich ergänzte, der Ausgangspunkt einer solchen Strömung, die allerdings dadurch verständlich wird, daß der Anglikanismus mit seiner Stellung mitten zwischen Katholicismus und schärfer ausgeprägtem Protestantismus solche Neigungen wol entzünden kann. Dr. Edward Pusey nun (geb. 1800), Kanoniker an der Christ-Church, Professor des Hebräischen zu Oxford, publicirte seit 1833 sammt andern ihm gleichgesinnten Männern und Collegen, wie Palmer, Newman, Ochley, Ward, Bowden, Thoredike, Kehle, Perceval, eine Reihe von Tractaten, die das Programm einer neuen Sekte zu bilden schienen. Pusey zog allerdings noch immer eine bestimmte Grenze zwischen seiner Ansicht und dem Katholicismus; „er erhob die anglikanische Kirche gleichsam aus der Häresie in das Schisma; er verwarf die Reformation, hielt an der ältern Kirche fest, und stritt mit Rom nur, wie etwa vor tausend Jahren Columba mit Bonifacius". Es war der Hauptsache nach darauf abgesehen — exclusive der Jurisdiction des Papstes —, die anglikanische Kirche der katholischen möglichst ähnlich zu machen. Bald mehr hierarchisch angefärbt, bald mehr mystisch, polemisirten die Puseyiten gegen die Reformation, empfahlen die Rückkehr zu der wahren alten apostolischen Kirche; man verfocht die Autorität der kirchlichen Tradition, betonte die magische Wirkung der Sacramente, ertheilte nur den Geistlichen die Befähigung zur Bibelerklärung, schrieb die Entstehung des Sektenwesens in England dem freien Bibellesen der Laien zu, legte besonderes Gewicht auf die apostolische Succession der Bischöfe. Dazu verwarf man die Suprematie der weltlichen Macht, wollte nicht mehr die Predigt, sondern die Spendung der Sacramente und das Gebet der Geistlichen als die Hauptsache bei dem Gottesdienste angesehen wissen. Sogar die Herstellung der Messe, die Einführung der Fasten und der Ohrenbeichte erschien wünschenswerth. Ja, man focht sogar den altprotestantischen Grundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben an; man pries das Verdienst der sog. guten Werke, bekannte sich zu dem Glauben an Stufen der „innern Gnade" und an das Fegefeuer. Endlich veröffentlichte Newman im Jahre 1841 unter dem Titel: „Remarks on certain passages of the thirty-nine articles" einen neuen Tractat, welcher jetzt auch das fundamentale Symbol der Staatskirche, die sog. 39 Artikel, anfocht, und die Forderung aufstellte, daß die anglikanische mit der römischen Kirche in Einklang gebracht werden müsse. Während der Bischof von Oxford nun die Fortsetzung dieser Art von Tractatenschreiberei untersagte, erhob sich über Newman's Schrift ein literarischer Sturm, an dem sich Anglikaner, Puseyiten und Katholiken mit gleichem Eifer betheiligten; in Oxford aber und unter den Männern der hochkirchlichen Richtung in der Staatskirche nahm der Puseyismus immer stärkern Aufschwung; man lehrte die Nothwendigkeit der Wiedervereinigung mit Rom, empfahl die Heiligenverehrung, den energischen Gebrauch des Zeichens des Kreuzes, verfocht die katholische Stellung der Jungfrau Maria, die Unfehlbarkeit der Kirche, pries das Cölibat, das Mönchswesen, — allmälig sogar auf den Kanzeln. Man näherte die Liturgie immer mehr der katholischen Messe an, man dachte an die Gründung eines anglikanischen Benedictinerordens. Endlich sprach sich Dr. Pusey selbst im J. 1843 in einer Predigt für die katholische Transsubstantiationslehre aus.

Diese Art der Untergrabung des Protestantismus durch die eigene Geistlichkeit machte endlich die Staats- und Kirchenbehörden doch bedenklich. Eine Commission der Universität Oxford mußte jene Predigt Pusey's prüfen; es wurde verfügt, daß Pusey für die nächsten zwei Jahre keine Kanzel im Bereich der Universität besteigen sollte. Damit und mit der oxforder Verdammung des Ward'schen Buches „vom Ideal der Kirche", welches die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben als „verdammliche Lutherische Ketzerei" beschimpfte, trat die Katastrophe ein. Hatte bisher der Katholicismus, namentlich sein gewandter Stimmführer in Eng-

Katholiken, wurde namentlich die Verwaltung verschiedener irischer milder Stiftungen nicht mehr lediglich in protestantischen Händen gelassen, sondern zu diesem Zwecke eine gemischte Verwaltungscommission ernannt.

Das Hauptinteresse nahm aber doch auch 1844 sehr bald wieder die große Frage um die Reform der britischen Finanzwirthschaft in Anspruch; resp. der im Unterhause von der Partei Cobden's mit immer wachsender Energie und Zuversicht geführte Kampf um die Abschaffung der Kornzölle. Cobden stellte am 12. März den Antrag auf gänzliche Aufhebung dieser Zölle; allerdings wurde er auch diesmal mit 224 gegen 133 Stimmen geschlagen, und auch als Villiers im Juni den Angriff wiederholte, konnte Peel noch immer unter Zustimmung der weit überwiegenden Mehrheit der Abgeordneten die Erklärung abgeben, daß die Regierung die Absicht habe, die Korngesetze in ihrer durch Peel reformirten Gestalt aufrecht zu erhalten; aber es hat sich doch schon damals bestimmt gezeigt, daß die Zahl der Gegner der Kornzölle im Unterhause andauernd in entschiedenem Zunehmen begriffen war. Ueberhaupt begann sich in Folge dieser wichtigen Lebensfrage und des Kampfes um den Freihandel die Stellung der alten Parteien in bemerkenswerther Weise umzubilden; namentlich arbeitete Lord John Russell, seit Melbourne's Ausscheiden aus dem öffentlichen Leben mehr und mehr der Commandeur der Whigs, in kluger Erwägung der Zukunft und der Zeitlage sich immer weiter hinein in die mercantilen Anschauungen der freihändlerischen Krise; das trat recht klar zu Tage bei den Debatten um die durch Peel eingebrachte Zucker-Bill, d. i. die Bill, die als weiterer gemäßigter Schritt zum Freihandel hin die Ermäßigung der Zuckerzölle und die Zulassung alles aus freier Arbeit gewonnenen Zuckers gegen einen Differentialzoll zu Gunsten der britischen Pflanzer einführte. Russell hatte sogar auf Zulassung von Zucker jeder Art angetragen; eine Forderung, die damals und später bei den frommen Philanthropen und Gegnern der transatlantischen Sklaverei großen Unwillen erregte, weil man dadurch die verabscheute Sklaverei und Sklavenarbeit nur zu stützen fürchtete. Russell war denn auch mit seinen Ansichten gegenüber der Peel'schen Bill nicht durchgedrungen.

Während nun sowol die Korn- wie die Zuckerfrage ihrer Lösung durch eine nahe Zukunft entgegenreiften, that in der Campagne des Jahres 1844 Peel einen andern großen Schritt von weitgreifender Bedeutung: es war die berühmte Reform des englischen Bankwesens, die sich an die für dieses Jahr (vergl. oben) vorbehaltene Kündigung des Freibriefs der englischen Bank knüpfte. Indem diese, der äußern Form nach allerdings rein private, aber in den intimsten Beziehungen zu der Regierung, deren Geldgeschäfte sie führte, stehende Bank eine ganz neue Gestalt erhielt, blieb auch das Bankwesen im Allgemeinen nicht unberührt. Peel hatte schon im J. 1819 eine Maßregel gegen den übermäßigen Gebrauch des Papiergeldes durchgesetzt; sein System wurde jetzt vervollständigt. Der von Lloyd ausgegangene, jetzt durch Peel ins Leben geführte Entwurf gab der Verwaltung der Bank eine völlig neue Grundlage. Der eine Grundgedanke der neuen Bankacte war es, daß die Bank von England ihre Notenausgabe niemals über ein gewisses Verhältniß zu ihren Metallvorräthen hinaus erweitern soll; es wurde bezweckt, die Einlösbarkeit der Noten zweifellos sicher zu stellen. Mehr aber, die Acte wollte auch die Bank zum Regulator des Geldmarktes machen. Dies suchte man nun durch zwei Maßregeln zu erreichen: 1) durch die vollständige Trennung der Notenausgabe von den übrigen Bankgeschäften. Peel wollte die erstere eigentlich auf eine rein metallische Basis stellen, aber die Umstände erlaubten ihm dies nicht. Die Bank war stets in inniger Verbindung mit dem Staate gewesen; derselbe schuldete ihr noch 11 Millionen Pf. St., und war nicht in der Lage, sie sofort zurückzuzahlen, — was hätte geschehen müssen, wenn man die Bank ganz unabhängig und selbständig hinstellen wollte. Man gestattete der Bank also für den Belauf dieser Summe und drei Millionen Schatzkammerscheine Noten auszugeben, indem man annahm, daß der Verkehr Englands immer ein Minimum von Noten bedürfe, welches nicht viel weniger als 40 Millionen betragen werde. Für jede Note aber, die mehr ausgegeben wurde, mußte der volle Nominalbetrag in edlen Metallen hinterlegt sein. Nur ein Fünftheil derselben durfte in Silber bestehen (seit 1853 hat das Notendepartement gar kein Silber mehr). — Es sollten also (weil, wie Peel erklärte, in der bloßen Möglichkeit, Papiergeld jederzeit in Silber umzutauschen, erfahrungsgemäß keine Garantie gegen das Uebermaß der Ausgabe von Papiergeld gefunden werden könne) der übermäßigen Emittirung des Papiergeldes Schranken gesetzt und ein bestimmtes gesetzliches Verhältniß des auszugebenden Papiergeldes zu den vorhandenen

land, Dr. Wiseman, die Puseyitische Bewegung auf das Entgegenkommendste behandelt: jetzt zeigte es sich, daß die meisten der Puseyiten, die einmal der Reformation abgesagt hatten, dem Zuge nach Rom nicht mehr widerstehen konnten. Viele theologische und aristokratische Puseyiten wurden katholisch; der namhafteste, Newman, wurde katholischer Priester und hat sich namentlich als Vorkämpfer der Gegner der Branntweinpest und als Schöpfer der Mäßigkeitsvereine einen Ruf erworben. Nicht minder namhaft wurden die Uebertritte des Archidiaconus Dr. Manning und des Dr. Wilberforce, des Bruders des oxforder Bischofs.

Pusey selbst blieb Anglikaner und suchte sich literarisch gegen den Vorwurf des Kryptokatholicismus zu vertheidigen; er hat auch in spätern Jahren wenigstens die hierarchischen Velleitäten seiner Genossen abgelehnt. Der Versuch der römischen Curie, in der zweiten Hälfte des 5. Jahrzehnts (s. unten) ein katholisches Kirchensystem in England zu erneuern, erregte dann in der Nation den heftigsten Sturm; damit wurde in dem Volke auch der romanisirende Geist jener Anglikaner sehr entschieden verhaßt. Seit dieser Zeit welkte die Puseyitische Bewegung wieder ab. Allerdings gab es noch andauernd schroffe katholisirende Geistliche dieser Richtung, die je nach Umständen ihrer Stellen entsetzt oder durch andere ihnen geneigte höhere Geistliche gehalten wurden; aber die Puseyitischen Neigungen haben doch mehr und mehr abgenommen. Noch immer zwar kommen solche Erscheinungen vor; aber ihre Vertreter sind dann gewöhnlich solche Männer, bei denen diese Entwickelung nur die Vorstufe ist zu ihrem spätern Uebertritt zur katholischen Kirche, die seit dem Ausgange der funfziger Jahre mit ähnlicher Energie, wie gegenwärtig in Norddeutschland, selbst auf den Kampfplatz trat, um England für Rom zurückzuerobern.

Baarmitteln hergestellt werden. Damit verband sich also die scharfe Sonderung der Zettelausgabe von den übrigen Bankgeschäften, des sog. issuing von dem banking department. Außerdem sollten beide Departements verpflichtet sein, regelmäßig wöchentlich eine Uebersicht ihres Geschäftsbetriebes zu veröffentlichen.

Es arbeitete aber 2) die Acte darauf hin, der englischen Bank das Monopol der Notenausgabe zu verschaffen. Es sollten keine neuen Zettelbanken errichtet werden; die bestehenden durften ihre Circulation fortsetzen, aber ihre Notenmenge nicht über den Belauf erhöhen, den sie in dem letzten Jahre vor der Reform hatten; sie verloren ihr Recht, wenn sie fallirten, liquidirten oder aus sonst einem Grunde die Emission aufgaben, — ebenso Banken, deren Inhaber vor der Acte nur aus sechs oder weniger Personen bestanden, wenn die Anzahl der Theilnehmer die Zahl sechs überstieg. — Die Bank von England darf in diesen Fällen ihre eigene Emission um zwei Drittel der auf solche Weise ausfallenden Notenausgabe gegen Sicherheit erhöhen.

Gegen diesen Entwurf haben damals und später englische und deutsche Praktiker manche Einwürfe erhoben. Wie 45 Jahre früher Thornton gegen Adam Smith, so machte jetzt namentlich Lord Ashburton Einwürfe geltend; und anerkannt wird allerdings unter andern von der Kritik — in Bezug auf die Form der Beschränkung, die der Bank auferlegt ist —, „daß allerdings sich nicht leugnen läßt, daß die Masse der fremden Depositen in der Bank mit ihrer eigenen metallenen Basis in einem nothwendigen Zusammenhange nicht steht, daß unter Anderem 10 Millionen Pf. St. in Barren oder Münzen, die dem Staate oder Privatleuten gehören und der Bank jeden Augenblick gekündigt werden können, durchaus noch nicht die sofortige Einlösung von 10 Millionen Pf. St. Noten garantiren". In Betreff des Druckes auf die Privatbanken beabsichtigte Peel offenbar, durch seine Acte dem Schwindel, der damit getrieben war, Einhalt zu thun; und er hielt der Opposition immer entgegen, daß von 1839—1843 an 29 solcher Banken fallirt hätten. Nur daß die Kritik bemerkte, daß die Privilegien der Bank von England so groß waren, daß kräftige Privatbanken daneben kaum aufkommen konnten, und daß, jemehr die Bank von England Alleinherrscherin ward, auch die Forderungen an sie steigen mußten. Es ist die Folge aller Centralisation, daß bei Krisen der Stoß auf den Mittelpunkt sich verdoppelt. Es mußte sich also zeigen, wie die Bank mit der neuen Gestalt — die Acte wurde nunmehr Landesgesetz — die nächste Krise bestehen würde [69]).

Neben solchen Arbeiten trat auch die Arbeiterfrage wieder in den Vordergrund; hier wurde namentlich bemerkbar der große, auf die Industrie so fatal zurückwirkende, fast fünf Monate andauernde Strike fast aller Kohlengruben, der sehr schlimme Besorgnisse rege machte. Anknüpfend trat damals Lord Ashley auf mit einer Bill, die seine ältern Anträge aus dem vorigen Jahrzehnt (s. oben) namhaft erweitern sollte. In hartem Gegensatze und Kampfe namentlich mit den Freihändlern oder der Manchester-Schule (die hier wie später auf dem Continent alle Hilfe für die Leiden der Arbeiter nur von der vollkommensten Bewegungsfreiheit der Einzelnen, wie auch von dem vollendeten Freihandel erwarteten, und — indem sie hierin auch mit Peel sich einigermaßen begegnete — jede Art des Eingreifens des Staates in das Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber ablehnte) setzte dann Lord Ashley wirklich das Gesetz vom 6. Juni 1844 durch (act to amend the laws relating to labour in factories), dem nachmals so viele analoge folgten. Außer der Ausbildung des Systems der königlichen Fabrik-Inspection durch die Creirung von Unter-Fabrik-Inspectoren, die Errichtung eines öffentlichen Amts für diese Branche, die nöthigen Mittheilungen, die einem solchen Amte über die Eröffnung neuer Fabriken gemacht werden sollten, die Ernennung attestirender Chirurgen durch die Inspectoren, enthält die Acte Bestimmungen zum Schutz von Kindern und jungen Personen, die bei dem Naßspinnen von Flachs, Hanf, Jute oder Werg beschäftigt werden, für die Vermeidung von Unglücksfällen bei Kindern, für die Ueberwachung des Maschinenwerks, für die Untersuchung bei Unglücksfällen, resp. deren Entschädigung. Das Alter, in dem Kinder zuerst beschäftigt werden können, wurde firirt auf acht Jahre; die Stunden ihrer Beschäftigung wurden bestimmt auf 6—7 Stunden täglich oder auf 10 Stunden einen Tag um den andern; die Beschäftigung der Frauen wurde der junger Personen gleichgestellt, u. dgl. m. [70]).

Neben so bedeutungsvollen Arbeiten auf dem Gebiete der innern Reformpolitik wurden noch andere wichtige Veränderungen in der Staatsleitung bemerkbar. Für Peel war es jedenfalls nicht unerwünscht, daß in diesem Jahre 1844 sein College Lord Stanley — als Redner damals allerdings nur durch Graham erreicht, aber in seiner stürmischen, ungestümen, verletzenden Weise im Unterhause für Peel bei seiner schwierigen Stellung zwischen den Parteien oft ein unbequemer College — in das Oberhaus übertrat. Sehr unangenehm dagegen waren zwei andere Fälle. Der eine betraf den Minister des Innern, Sir Graham. Bekanntlich hatte einer der vielen Freischaren-Einfälle, die Mazzini damals gegen die italienischen Regierungen veranlaßte, — es hatte der Einbruch der Söhne des österreichischen Admirals Bandiera in Calabrien (16. Juni 1844) mit deren Niederlage und Erschießung geendigt. Nun stellte es sich nachträglich heraus, daß die Briefschaften und Befehle Mazzini's, die zunächst die jungen Bandiera's zur Falschwerberei in der österreichischen Marine veranlaßt hatten, durch Graham's Gefälligkeit der österreichischen Regierung mitgetheilt worden waren. Die Kunde von dieser Verletzung des Brief-

69) Vergl. die Zeitschrift: „Die Gegenwart". Bd. III. (1849) a. a. O. S. 753 fg. und das berliner „Preußische Wochenblatt" VI. Jahrgang 1857. Nr. 48. S. 404.

70) Vergl. Ludlow und Lloyd Jones, Die arbeitenden Classen Englands; übersetzt von Julius von Holtzendorff, S. 22 fg., und V. A. Huber, Die Arbeiterfrage in England S. 5—12.

geheimnisses rief in Englands Presse und Parlament einen Sturm des Unwillens hervor; nun stellte es sich zwar heraus, daß Graham sich dabei auf ein älteres Gesetz stützen konnte. Aber wenn auch seitdem die Verletzung des Briefgeheimnisses aufhörte, der Ruf Graham's konnte sich von diesem Stoße niemals wieder ganz erholen.

Aeußerlich bedeutungsvoll wurde dagegen die Wendung der indischen Dinge. Lord Ellenborough nämlich war durch die beständigen Kriege zu Antritt seiner Statthalterschaft bis tief hinein in das Jahr 1843 gehindert worden, zu selbständigen Reformen vorzuschreiten. Allerdings hat der wackere und tüchtige Mann nach Eroberung von Sindh die dort bestehende Sklaverei aufgehoben, für die Wohlfahrt und Ruhe dieser neuen Provinz Sorge getragen, das niedere Volk dieses Landes — viel geplagt wie es damals war durch die Art, wie der Adel und dessen Belutschen den Nährstand ausnutzten — vielfach erleichtert, für den Verkehr auf dem Indus Sorge getragen. Auch konnte er (1843) eine wichtige, durch Lord Auckland vorbereitete Maßregel, die auf allmälige Abschaffung der indischen Sklaverei, resp. Hörigkeit hinzielte, zur Ausführung bringen. Auch die Besserung der Finanzen, zu der auch die in Sindh gemachte Beute Manches beitrug, war nicht unmittelbar Ellenborough's Werk. Dagegen wurde die ostindische Compagnie, die ohnehin durch die afghanischen und sindhischen Feldzüge wenig erbaut war, durch die Vernachlässigung und den Nepotismus bei dem Civildienste, die man dem Lord Schuld gab, wie auch durch die hochfahrende Haltung des allezeit furchtbar starrköpfigen Ellenborough gegenüber dem Directorium der Compagnie schwer erbittert. Die Directoren machten daher endlich — es war in der indischen Geschichte bis dahin ohne Beispiel — von ihrem Rechte Gebrauch und riefen im April 1844 Lord Ellenborough ab. Der Fall machte gewaltiges Aufsehen; aber das Cabinet Peel konnte nicht umhin, den Beschluß zu sanctioniren. Am 15. Juni 1844 verkündigte die amtliche Zeitung der indischen Regierung, der Hof habe, kraft der gesetzlich ihm verliehenen Gewalt, Lord Ellenborough seines Amtes enthoben. Sein Nachfolger wurde einer seiner Verwandten, der in dem Peninsularkriege und in den Kämpfen des Jahres 1815 erprobte Generallieutenant Viscount Henry Hardinge, der 1828 unter Wellington und wieder 1834 und seit 1841 unter Peel das Kriegsdepartement verwaltet hatte. Hardinge kam am 23. Juli 1844 zu Calcutta an.

Dagegen stellten sich seit 1843 zu Frankreich bessere Verhältnisse her. Das Cabinet Peel stellte sich mit Guizot allmälig auf freundschaftlichen Fuß; der Herzog von Bourdeaux wurde in England nirgends zu officiellem Empfang zugelassen. Die Königin Victoria aber beehrte im September 1843 den König der Franzosen durch einen Besuch auf dem Schlosse Eu. Freilich konnte die französische Politik in Spanien und der Sturz Espartero's den Interessen und Wünschen der Briten wenig zusagen; freilich konnte das sog. „herzliche Einverständniß" zwischen England und Frankreich zunächst nur mit größter Mühe durch Guizot's und Aberdeen's Mäßigung behauptet werden. Denn im J. 1843 hatte sich in der Südsee ein neuer Conflict vorbereitet. Die britische Regierung hatte allerdings das durch den französischen Admiral Dupetit-Thouars der Königin Pomare auf Otaheiti aufgedrungene Protectorat anerkannt; aber ihr Unbehagen darüber nicht verhehlt, daß jetzt die französischen Interessen neben denen der englischen Mission und des Handelsverkehrs auf den Gesellschaftsinseln Raum gewannen. Die Pomare selbst reagirte allmälig gegen den französischen Druck, dazu angeregt namentlich durch die britischen Missionäre, insbesondere durch den herrischen Missionär Pritchard, der früher Jahre lang Gewissensrath, Arzt und Minister der Königin gewesen war, jetzt als britischer Consul erschien. Nach verschiedenen Reibungen kam es endlich zwischen Dupetit-Thouars und seinen Gegnern zum offenen Bruch. Der französische Admiral setzte die Königin Pomare ab, erklärte die Gesellschaftsinseln für unmittelbares französisches Gebiet, und zwischen den Franzosen und mehreren Häuptlingen der Kanaken kam es zu blutigen Gefechten. Pritchard aber protestirte, zog seine Consulatsflagge ein und erklärte, daß er seine diplomatische Amtsübung einstelle. Von diesen fatalen Dingen erhielt man im Februar 1844 zu London und Paris Nachricht. Louis Philipp und Guizot waren allerdings von Anfang an gewillt, das Verfahren des Admirals zu desavouiren; aber ehe man sich offen gegen England aussprach, wartete man erst noch den Eindruck ab, den diese Nachrichten in London machen würden. Nun brach aber bei der britischen Presse und im Parlament über die neue polynesische Frage ein großer Sturm los; und wenn auch die englischen Minister sehr maßvoll sich aussprachen, so erregte der britische Zorn doch die entsprechende Wuth der französischen Presse, namentlich bei der Opposition, die es auch der Regierung Guizot's nicht verzeihen konnte, daß dieselbe (26. Febr. 1844) im „Moniteur" die über den früher mit Pomare geschlossenen Vertrag hinaus gethanen Schritte Dupetit-Thouars' misbilligte. Bald nachher gab es auch wegen Nordafrika Mishelligkeiten zwischen England und Frankreich. Der Krieg der Franzosen gegen Marocco brach aus; nicht zur Freude der Engländer, die einerseits die neue Ausdehnung der französischen Herrschaft in Afrika sehr ungern sahen, andererseits die lästige Störung des Handels scheuten, zumal die Handelsinteressen Englands gerade in den maroccanischen Häfen bisher entschieden dominirten. England bot daher seinen ganzen Einfluß auf, um den Kaiser Abderrhaman von Marocco zur Nachgiebigkeit zu bestimmen; und wenn auch bei der Gereiztheit der öffentlichen Preßorgane in England und Frankreich die französische Regierung die angetragene förmliche Vermittelung in Marocco, die Lord Aberdeen anbot, nicht annehmen mochte, so gab man doch von den Tuilerien aus sehr gern die vertrauliche Zustimmung zu den englischen Friedensbemühungen. Es gelang dann den angestrengten Bemühungen des großbritannischen Consuls zu Tanger, des Mr. Drummond Hay, wirklich, den Sultan Abderrhaman zur Annahme des französischen Ultimatums zu bestimmen. Da erregte es denn das große Misbehagen

der Engländer und großes Vergnügen in Frankreich, daß trotzdem die französischen Waffen noch im letzten Augenblicke mehrere brillante Erfolge über die Maroccaner davontrugen. Marschall Bugeaud, der allerdings noch keine Nachricht über Drummond Hay's Erfolge erhalten hatte, trug am 14. Aug. den berühmten Sieg am Isly davon. Der Prinz von Joinville aber, der mit der Flotte vor Tanger lag, erfuhr zwar schon am 4. Aug. die friedliche Botschaft aus Fez; aber in seinem Thatendurst erklärte er, er habe noch keine völlig officiell beglaubigte Kunde von der friedlichen Wendung, und zerstörte — unter den Augen der Briten von Gibraltar — am 6. Aug. die Schanzen von Tanger, bald nachher auch die von Mogadore.

Bedenklicher war es, daß gleichzeitig der Conflict zu Otaheiti sich verschärft hatte, wo nicht nur Pomare auf ein britisches Kriegsschiff entwichen, sondern endlich auch der Consul Pritchard nach längeren Reibereien durch die Franzosen verhaftet, dann aus der Insel vertrieben war. Darüber geriethen Presse und Meetings, Parlament und Regierung in London in gewaltigen Zorn; nicht minder hoch wallte jetzt der französische Chauvinismus auf. Nun hatte Louis Philipp aber nicht die mindeste Lust, über diese Händel mit England zu brechen; er unterhandelte deshalb vertraulich durch den König der Belgier mit England, was bei der Entschlossenheit der englischen Regierung diesmal aber nicht leicht wurde. Endlich kam es dahin, daß das französische Cabinet (29 Aug.) die Form der Austreibung Pritchard's officiell missbilligte, weiter aber dem Pritchard eine Entschädigung für die vorgefallenen Unannehmlichkeiten und etwa ihm zugefügte Verluste in Aussicht stellte. Damit war das allen Theilen erwünschte freundliche Verhältniß zwischen den Höfen und den Regierungen zu London und Paris wieder hergestellt, und Louis Philipp mit Guizot erwiderte im October 1844 den vorjährigen Besuch der Königin Victoria durch eine Reise nach England. Die Franzosen freilich schmähten laut die andauernde Rücksicht auf England [71]).

Unvergleichlich wichtiger wurden aber für England mit Ablauf des Jahres 1844 die inneren Fragen. Die Folgen der Arbeiten der letzten Jahre wurden bereits bemerkbar. Unterstützt durch das Nachlassen der materiellen Noth im Lande waren die Einnahmen im Wachsen begriffen; die ökonomischen Reformen wirkten belebend und aufmunternd auf den mercantilen und industriellen Unternehmungsgeist. Die Herabsetzung des Porto's, die neuen Zollmaßregeln trugen jetzt ihre Früchte; bemerkenswerth war jetzt besonders der Aufschwung großartiger Eisenbahnunternehmungen. Andererseits machte die Verschiebung der Parteien merkwürdige Fortschritte; der Art, daß Peel fortdauernd mehr auf die Hilfe der bisherigen Opposition angewiesen wurde, während die conservative Majorität anfing, immer mehr ihrer Auflösung, resp. Umbildung entgegenzugehen. Dies trat sehr bald hervor, als bei (4. Febr. 1845) Eröffnung der neuen parlamentarischen Campagne Peel zugleich höchst wichtige Concessionen für das katholische Irland verkündigte, wie auch neue bedeutsame Schritte auf der Bahn der Finanz- und Zollreform; einerseits nämlich die Verstärkung der Staatsmittel zur akademisch-theologischen Erziehung in Irland, andererseits die Erneuerung der Einkommensteuer im Zusammenhang mit andern großartig entworfenen Finanzplänen. — Am hitzigsten wurde der Kampf um die irische Frage, um die sog. Maynooth-Bill. In Maynooth nämlich (einige Meilen westlich im Binnenlande von der Hauptstadt Dublin) befand sich das katholische Priesterseminar für die keltischen Irländer. Im J. 1795 durch das damals noch bestehende irische Parlament ins Leben gerufen, — vorzugsweise zu dem Zwecke, daß die irischen Priester ihre Ausbildung nicht in dem feindlichen Auslande zu suchen hätten, war es die einzige katholische Anstalt dieser Art, die aus Staatsmitteln Unterstützung erhielt; nur daß diese staatlichen Mittel andauernd nur mäßig bemessen geblieben waren und am wenigsten den Ansprüchen der Irländer genügen konnten, die noch dazu die bittersten Parallelen zogen mit der brillanten Ausstattung der anglikanischen Universitäten. Nun waren die öffentlichen Bewilligungen für Maynooth an die jährliche Genehmigung des Parlaments geknüpft; Peel wollte das aber jetzt zu einer großen Maßregel versöhnender Munificenz benutzen. Leicht wurde ihm dieses aber nicht. Zunächst fand er in seinem Cabinet selbst Schwierigkeiten. Einer der wackersten und nützlichsten Adjutanten des großen Staatsmannes war bisher Mr. Gladstone gewesen. Zuerst (s. oben) als Vicepräsident des Handelsamts, dann seit Mai 1843 als Präsident desselben und Mitglied des eigentlichen Cabinets, konnte Gladstone als Peel's „rechte Hand" angesehen werden, d. h. was den Kampf um die Peel'schen mercantilen und commerziellen Reformen anging, in Folge dessen Gladstone, dem namentlich die Revision des Zollwesens (s. oben) zufiel, mehr und mehr zum Freihändler sich umbildete. In analoger Weise entwickelte sich Gladstone von dem Manne starren anglikanischen Hochkirchenthums allmälig auch als Theologe zu freieren Anschauungen, nämlich in Betreff der politischen Behandlung der übrigen Bekenntnisse. Aber, wenn er auch schon 1842 den Dissenters gegenüber sehr staatsmännische und tolerante Ideen entwickelt hatte: den Katholiken gegenüber war er damals noch wenig zugänglich. Hatte Peel schon damals die Ansicht, daß einmal die Zeit kommen möchte, wo die britische Regierung auch die Kosten des katholischen Cultus auf den Staat übernehmen werde (namentlich auch, um besonders den niedern Klerus der höhern Geistlichkeit und Rom gegenüber freier zu situiren), — so war nach seinen Schriften Gladstone (der allerdings die bisherige Dotirung von Maynooth knickerig fand) damals im Princip gegen die staatliche Dotirung des Maynooth-Collegiums. Da er nun mit seinen Ansichten bei seinen Collegen nicht durchzudringen vermochte, so trat er noch vor Eröffnung des Parlaments im Februar 1845 aus dem Cabinet. Mit Peel blieb er darum doch in

71) Vergl. A. L. von Rochau, Geschichte Frankreichs. Th. II. S. 91—101.

guten Verhältnissen; er erklärte auch, daß er nicht die Absicht habe, mit seinen Freunden einen religiösen Kampf zu beginnen.

Als nun am 5. April die Maynooth-Bill im Unterhause wirklich eingebracht wurde und Peel seinen Vorschlag näher entwickelte, 30,000 Pf. St. zu Neubauten und die jährliche Summe von 26,360 Pf. St. für die Anstalt selbst zu bewilligen, erfolgte in der That in und außer dem Parlament ein wahrer Sturm der religiös-politischen Bewegung. Der glühendste Haß gegen die katholische Kirche und jede auf deren Begünstigung gerichtete Maßregel loderte wieder auf; und mit den Männern der anglikanischen Staatskirche (der High-Church wie der Low-Church) gingen diesmal die schottischen Presbyterianer und die Dissenter, namentlich die Wesleyaner, vollkommen Hand in Hand. Die „Exeter-Hall" berief einen förmlichen Convent, der das neue „No-Popery" Geschrei leitete, während der hochtoryistische Herzog von Newcastle einen förmlichen Aufruf gegen die Maßregel erließ, einen Petitionssturm organisirte. Es sollen in England und Schottland nicht weniger als drei Millionen Unterschriften gegen die Bill aufgebracht worden sein, — Petitionen, die vielfach zugleich forderten, man möge Peel in Anklagestand versetzen. Opponenten anderer Art dagegen wollten alle Kirchen selbständig stellen und jede Art von Staatshilfe abgelehnt wissen; noch andere wollten die Maynooth-Dotation aus dem riesigen Eigenthum der anglikanischen Kirche in Irland bestritten sehen.

Alle diese Stimmungen spiegelten sich wieder in dem parlamentarischen Kampfe, wo namentlich der toryistische Vertreter der Universität Oxford, Sir Robert Inglis, die protestantische Opposition führte; ihm schlossen sich alle Hochtories an. Peel konnte hier nicht so gut, wie im J. 1844 [72]) bei der Arbeiterfrage und der Zuckerfrage (wo er Anträgen, die für seine Staatsleitung zu weit gehend und bedenklich erschienen, durch Stellung der Cabinetsfrage die Spitze abgebrochen hatte), seine ministerielle Existenz aufs Spiel setzen. Er sah sich, was seitdem immer entschiedener sich geltend gemacht hat, jetzt sehr bestimmt auf den Beistand der Whigs und vieler Radicalen angewiesen. Bei der zweiten Lesung, am 18. April, siegte die Maynooth-Bill allerdings mit 323 gegen 176 Stimmen. Aber unter der Majorität von 323 Stimmen befand sich nicht nur Mr. Gladstone (der in beständigem Ringen und Arbeiten mit sich selbst endlich doch die Möglichkeit gefunden hatte, jetzt für das Cabinet Peel zu sprechen und zu stimmen, während er bei der ersten Lesung sich des Wortes und der Abstimmung enthalten hatte), sondern auch 163 Whigs und Radicale verschiedener Farben. Unter ihnen namentlich Macaulay, der in einer glänzenden Rede für die Bill doch die Genugthuung sich nicht versagt hat, in spitzen Worten daran zu erinnern, daß Peel (wie einst bei Emancipation der Katholiken) abermals die schrofferen Anglikaner und Tories getäuscht habe, die ihn zur Macht erhoben, und deren Leidenschaften und Vorurtheile er zu lange benutzt habe. Macaulay selbst mußte nachmals für seine gegenwärtige Begünstigung der Katholiken büßen, indem ihm nämlich die scharf protestantische Wählerschaft von Edinburgh bei den Neuwahlen des Jahres 1847 ihre Stimme nicht wieder gab. — Die Bill selbst stieß weiter auf keine ernsthaften oder nachhaltigen Hindernisse. Abschwächende Amendements bei der Committeeberathung des Hauses drangen nicht durch; die dritte Lesung im Unterhause wurde mit 317 gegen 184 Stimmen erzielt; ein letzter Versuch, die Dauer der Bill auf drei Jahre zu beschränken, abgeworfen, im Oberhause schließlich die Bill mit 181 gegen 50 Stimmen ebenfalls in letzter Abstimmung angenommen.

Einen nicht minder heftigen Kampf, bei dem aber auch die ultramontanen katholischen Stimmführer Irlands gegen das Cabinet sich erhoben, veranlaßte die ziemlich gleichzeitig berathene Bill zu Gunsten neuer höherer katholischer Lehranstalten in Irland. Als Complement nämlich zu den seit 1833 durch Mr. Stanley in Irland eingeführten, von kirchlichen Agitationen nicht beeinflußten, sog. Nationalschulen oder Denominationalschulen (confessionslose Volksschulen), die seither sich guter Erfolge zu erfreuen gehabt hatten, forderte die durch den Minister des Innern, Sir James Graham, am 9. Mai eingebrachte Bill die Gründung von drei akademischen Collegien in Irland (im Süden, Westen und Norden der grünen Insel), die von Staatswegen gegründet und ausgestattet werden sollten. Unter den obwaltenden Zuständen sollten sie selbstredend vorzugsweise der katholischen gebildeten Bevölkerung Irlands zu Gute kommen; der Plan war, in denselben unter Ausschließung des theologischen Elementes vorzugsweise weltliche Wissenschaften lehren zu lassen; der Staat und die Confession sollten principiell auf die confessionelle Haltung dieser Collegien keinen bestimmenden Einfluß ausüben, — vielmehr sollte es der privaten Fürsorge der verschiedenen Confessionen überlassen bleiben, für den eventuell zu bietenden Religionsunterricht ihrer Angehörigen von sich aus die nöthigen Anordnungen zu treffen.

Gegen diesen Plan erhob sich einerseits in seinem ultramontan-katholischen Eifer der alte Agitator O'Connell. Selbstredend setzte er seine Rhetorik in Bewegung gegen einen Plan, der seiner Freunde und Adjutanten, der römischen Priester, dominirenden Einfluß unter Umständen beschränken konnte, und ihm natürlich „gottlos" erschien. Nur daß jetzt seine Agitation ihre beste Kraft verloren hatte. Die ruhige Hinnahme seiner früheren Verhaftung (s. oben) und seines Staatsprocesses hatte ihm in Irland viele Gegner geschaffen, zumal er selbst keine unabhängigen Naturen neben sich zu dulden liebte. Nun hatte durch die frühere Repealbewegung das „junge Irland" seine feste Organisation erhalten; und leidenschaftliche Männer aus diesen Kreisen, die Vorläufer der heutigen Fenier, denen die Repealbewegung nicht mehr (wie für O'Connell doch zuletzt immer) nur Mittel, sondern Zweck war; die offenbar auf Trennung Irlands

72) Vergl. Alpheus Todd, übersetzt von Assmann a. a. O., S. 120.

von England und Gründung der selbständigen irischen Republik abzielten; die mit moralischen Mitteln nicht mehr arbeiten wollten, sondern sich unumwunden für „physische Gewalt" erklärten, — trennten sich unter dem Protestanten Smith O'Brien offen von O'Connell. Die Theorien dieser Männer fanden selbstverständlich unter den niedern Classen und dem Proletariat Irlands bald bedeutenden Anhang; beide Parteien hatten ihr Hauptquartier in Dublin, — die neue, ausschweifend radicale Gruppe in dem Gebäude der „Irish Confederacion", die Partei O'Connell's in „Conciliation Hall". Auf Grund seiner alten Macht und der Freundschaft des katholischen Klerus behauptete O'Connell nun zwar noch immer sein altes Ansehen und sein Uebergewicht; aber er mußte doch den jungen Radicalen wiederholt offen die Zähne zeigen, und damit verlor die irische Agitation auch ihre wesentlichste Kraft. In der Collegienfrage nun konnte O'Connell zwar heftig gegen die Regierung donnern; es konnten wol die katholischen Bischöfe gegen die principielle Ausschließung der katholischen Lehre von den Collegien petitioniren und directen Einfluß auf den Unterricht für sich in Anspruch nehmen; es half aber O'Connell nichts, als er auch in das Parlament eilte und hier Hand in Hand ging mit den schroffen Anglikanern, die (ganz genau wie dieselben im Herbst 1869 mit erhöhtem Nachdruck und mit den irischen und britischen Katholiken im Bunde gegen die confessionslosen Schulen operirten) abermals unter Robert Inglis' Führung mit gleicher Energie und in demselben Sinne, natürlich als Anglikaner, die Bill bekämpften. Nach harten Kämpfen passirte die Bill endlich doch die beiden Häuser des Parlaments.

Allmälig aber überwog die Wucht der materiellen Fragen die confessionellen Interessen immer gewaltiger. Peel hatte bereits am 14. Febr. einen neuen großartigen Finanzplan vorgelegt. Die zunächst für drei Jahre bewilligt gewesene Einkommensteuer (s. oben), die mit dem Jahre 1845 ablief, hatte bisher Peel's Hoffnungen vollkommen gerechtfertigt; man konnte für das laufende Finanzjahr den Finanzüberschuß auf 5 Mill. Pf. St. berechnen. Peel schlug nunmehr vor, die Einkommensteuer auf neue drei Jahre zu bewilligen, — einerseits weil nicht zu erwarten stand, daß die seither nothwendig erhöhten Ausgaben für Heer und Flotte so schnell würden vermindert werden können, andererseits weil neue und umfassende Zollreductionen eingeführt werden sollten. Dieselben betrafen einmal die Zuckerzölle, an denen andauernd weiter experimentirt wurde; ferner sollten sämmtliche Ausfuhrzölle abgeschafft werden (mit Ausnahme des erst 1842 für Steinkohlen festgestellten Ausfuhrzolles); endlich sollten von 813 Einfuhrzöllen, die der englische Tarif noch immer enthielt, volle 430 fortan wegfallen, damit namentlich die Einfuhr von Rohstoffen (besonders der rohen Baumwolle) wesentlich erleichtert werden [73].

Darüber entbrannte ein heftiger Kampf. Die Grundbesitzer fanden ihre Interessen mehr und mehr zu Gunsten der Fabrikanten hintangesetzt; die Einkommensteuer erregte immer wieder den größten Unwillen vieler einflußreichen Elemente; die Haltung des Cabinets Peel in der Maynooth- und irischen Collegienfrage hatte ohnehin die strengeren Tories bedeutend verstimmt. So konnte Peel auch diese neuen Reformen nur mit Hilfe der Whigs, Radicalen und Freihändler sicher durchsetzen.

Zufrieden waren aber die Freihändler mit Peel darum doch noch lange nicht. Es war nun gerade die Frage der Kornzölle, die jetzt ihrer Erledigung und dem vollen Siege der Cobden'schen Partei immer rascher entgegenreifte. Allerdings war die Majorität des Unterhauses den Cobden'schen Plänen noch immer keineswegs geneigt und zugethan. Ihre Ideen gewannen nur langsam fortschreitend Anhänger im Unterhause. Cobden's Antrag (13. März), ein Committee zur Untersuchung der Folgen des Schutzsystems auf den Ackerbau zu berufen, fiel wieder mit 121 gegen 213 Stimmen [74]; und der auch in dieser Session wiederholte Antrag von Villiers auf völlige Abschaffung der Kornzölle blieb wieder (10. Juni) mit 122 Stimmen gegen 254 in der Minorität. Allerdings wuchs die Zahl der Anhänger Cobden's im Parlament mit jedem Jahre; aber auf diesem Wege allein hätte es noch lange dauern können, bis die Anti-Corn-Law-League endlich die erwünschte Mehrheit eroberte. Jedenfalls waren die parlamentarischen Hoffnungen der Gegner der Kornzölle noch immer ziemlich bescheiden, als die Königin Victoria in Person am 9. Aug. 1845 die Session des Parlaments schloß und eine Reise nach Deutschland und Frankreich antrat. Da gaben der mit wachsender Macht betriebenen Agitation der Anti-Corn-Law-League unerwartete Naturereignisse eine unwiderstehliche Wucht.

Die Agitation der Cobden'schen Partei war seit ihrer Annäherung an die Chartisten (s. oben) mit neuem Schwunge betrieben worden. Das letzte Mistrauen der Chartisten gegen die Freihändler war beseitigt worden in einem großen Massenmeeting zu Northampton am 5. Juni 1845. Das Meeting wurde veranstaltet, um den Führern der Freihändler und der Chartisten die Gelegenheit zu bieten, ihre Ansichten in Gegenwart der Anhänger beider Parteien zu discutiren. Seitens der Freihändler erschienen Cobden und Bright, seitens der Chartisten Feargus O'Connor; die versammelte Masse belief sich auf etwa 6000 Menschen. Man debattirte namentlich über zwei Resolutionen, deren eine (von Feargus O'Connor vertreten) dahin ging, „daß es zweckmäßig sei, alle Gesetze über Handelsreform aufzuschieben, bis die Charte des Volkes die Basis der britischen Constitution geworden"; die andere, durch Cobden vertheidigt, erklärte: „daß das Protectionssystem die Rechte und Interessen des Volkes schädige und sofort abgeschafft werden müsse". Nach langen Debatten wurde Cobden's Vorschlag mit weit überwiegender Mehrheit angenommen; und seit

73) Den Ausfall an Zuckerzöllen berechnete Peel vorläufig auf 1,300,000 Pf.; den an den Ausfuhrzöllen auf 120,000 Pf.; den an andern Schutzzöllen auf 1 Million Pf. und den durch Wegfall der Glasaccise auf 642,000 Pf. St.

74) Richard Cobden's Leben a. a. O. S. 76 fg.

diesem Augenblicke war endlich die Allianz zwischen den Chartisten und der Anti-Corn-Law-League fest „ad hoc“ besiegelt. Daneben hatte die League ihre gewöhnlichen Anstrengungen unermüdlich fortgesetzt; die Erwerbung immer neuer wahlberechtigter Grundstücke für ihre Anhänger (s. oben), immer neuer namhafter Zeitschriften, die Absendung immer neuer wandernder Redner durch alle Theile des Reiches, die Verbreitung vieler Tausende, ja Hunderttausende von Flugblättern und andern Tausenden ihrer speciellen Zeitschriften, die Abhaltung zahlloser Meetings, nahm unablässig zu. Der im Mai 1845 zu London im Covent-Garden-Theater errichtete Freihandelsbazar (der Vorläufer der sechs Jahre später stattfindenden ersten großen allgemeinen Industrie-Ausstellung) warf in den vier Wochen seines Bestehens der League den Gewinn von 25,000 Pf. St. ab.

Inzwischen kamen der League die Witterungsverhältnisse zu Hilfe. Der überaus nasse Sommer des Jahres 1845 erweckte bald die ernstlichsten Befürchtungen für die diesjährige Ernte in Großbritannien und Irland; allmälig stellte es sich heraus, daß die Ernte auch in dem übrigen Europa nur mangelhaft ausfallen, daß für Zufuhr von Getreide ernstlich nur auf Amerika zu rechnen sein werde. Mehr aber, damals begann auch die heillose Kartoffelkrankheit ihren Zug durch Europa zu nehmen. Im October konnte man sich nicht mehr verhehlen, daß England von der härtesten Theuerung, Irland aber von der furchtbarsten Hungersnoth bedroht sein werde.

Unter diesen Umständen arbeitete die League mit Hochdruck; man beschloß, eine freiwillige Steuer von 250,000 Pf. St. aufzubringen; Cobden aber forderte in einem Meeting zu Manchester die sofortige Oeffnung aller Häfen für fremdes Getreide, die Ablehnung aller etwa angebotenen vermittelnden Gesetzesvorschläge. Lord Morpeth, Lord Shaftesbury (bisher Lord Ashley) traten jetzt der League bei; und Lord John Russell, der schon in der letzten Session des Parlaments erklärt hatte, daß er nur noch auf einen Zoll von 4—6 Schillingen bestehen würde, sprach sich jetzt mehr und mehr für volle Zollfreiheit des fremden Getreides aus.

Peel nun, der die genaueste Kenntniß von der schlimmen Lage der verlorenen Ernte und von den etwa zu hoffenden Zufuhren hatte, war allmälig sowol durch Cobden's Gründe wie durch die Gewalt der Thatsachen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Kornzölle nicht mehr zu halten seien. Nicht gesonnen, unter Hoffnung auf spätere parlamentarisch zu erzielende Indemnität aus eigener Macht die große Maßregel zu vollziehen, sondern des Willens, dieselbe durch das zu berufende Parlament selbst vollziehen zu lassen, — legte er dem Cabinet am 31. Oct. eine Denkschrift vor, welche seine Vorschläge (incl. der schnellen Freigebung der Getreideeinfuhr) enthielt. Das Cabinet konnte sich aber weder über die Nothwendigkeit, noch über die Form der außerordentlichen Maßregeln einigen. Der November verging, ohne daß die Minister — nur drei standen entschieden zu Peel — zu gemeinsamem Entschlusse gelangen konnten. Da ließ der schlaue Russell am 22. Nov. einen Brief veröffentlichen, in welchem er nicht allein zu Gunsten der freien Getreide-Einfuhr sich aussprach und die sofortige Berufung des Parlamentes forderte, sondern auch das englische Volk aufrief, durch Vorstellungen am geeigneten Orte eine Veränderung der bestehenden Getreidegesetzgebung anzubahnen. Andere namhafte Whigs publicirten analoge Erklärungen. Jetzt mußte Peel schnell handeln, um nicht — wenn er Maßregeln derselben Art ausführte — zu erscheinen, als arbeite er unter einem moralischen Zwange. Er conferirte noch einmal mit seinen Collegen und legte ihnen am 2. Dec. einen Entwurf zur Neuordnung der Korngesetzfrage vor. Er drang auch jetzt nicht durch; namentlich Lord Stanley leistete den härtesten Widerstand. Nunmehr bot er am 5. Dec. der Königin seinen Rücktritt an.

Die Königin berief dann sofort Lord Russell zur Bildung eines neuen Cabinets. Zu seiner Unterstützung ließ Peel durch die Königin das Anerbieten machen, daß er selbst und diejenigen Mitglieder des bisherigen Cabinets, die mit ihm übereinstimmten, jedem Ministerium, das zum Zwecke der Lösung der brennenden Frage gebildet werden sollte, ihre Unterstützung gewähren wollten; vorausgesetzt, daß die Vorlage auf gewisse fest begrenzte Principien gegründet und in vorsichtigem und versöhnlichem Geiste abgefaßt werde. Russell erkannte das Loyale dieses Anerbietens an, drang jedoch darauf, daß Robert Peel und seine Freunde die fernere Verpflichtung übernähmen, bei einem Ausgleichungsplane mitzuwirken, dessen Grundzüge mitzutheilen er sich erbot. Dieses aber lehnte Peel ab, weil „solche Verabredungen und von Vornherein übernommene Verpflichtungen nur dazu angethan seien, das Haus der Gemeinen zu verstimmen, alle Parteien in Verlegenheit zu setzen, und ihn in seiner Wirksamkeit zu lähmen“. Für die einzelne vorliegende Frage biete er seine volle Unterstützung, nicht aber gedenke er „seine Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln aufzugeben“.

Mit diesen Entschließungen erklärte sich Russell nun zwar einverstanden. Aber er vermochte kein Cabinet zu bilden. Während draußen Cobden am 17. Dec. im Covent-Garden-Theater ein gewaltiges Meeting von 30,000 Menschen abhielt, und laut der Ruf ausging: „Die Reform auch ohne Minister, aber keine Minister ohne Reform!“ — konnten die Whigs sich nicht verhehlen, daß sie selbst im Parlament auf eine feste Majorität gar nicht zu rechnen haben würden. Es kam dazu, daß selbst die Führer der Whigs sich über die Bildung des neuen Cabinets gar nicht einigen konnten; namentlich soll Lord Grey der Berufung Lord Palmerston's sich entschieden widersetzt haben. So mußte Russell am 20. Dec. der Königin seinen Auftrag zurückgeben.

Nun wurde Peel sofort wieder berufen; der große Staatsmann erklärte sich sogleich bereit, das Amt des Premierministers wieder zu übernehmen. Noch an demselben Abend trat er vor seine bisherigen Collegen und theilte denselben mit, daß Er jedenfalls, er möge nun

Unterstützung finden oder nicht, fest entschlossen sei, als Minister Ihrer Majestät dem Parlament gegenüberzutreten und solche Vorlagen zu machen, wie sie die Bedürfnisse des Staates erforderten. Dieses entschiedene Auftreten zog endlich die noch Schwankenden entschieden auf Peel's Seite hinüber; mit Ausnahme Lord Stanley's willigten alle ein, den Premierminister bei seiner neuen Wendung zu unterstützen, das bisherige Cabinet übernahm die Geschäfte wieder [75]), — nur Lord Stanley schied aus dem Ministerium aus. Peel gewann an Stanley's Platz sofort seinen Freund Gladstone, der nun wieder als Staatssecretär für die Colonien in das Cabinet eintrat [76]).

Demnächst wurde das Parlament zum 19. Jan. 1846 berufen und am 21. Jan. durch die Thronrede der Königin eröffnet. Die Thronrede kündigte bereits neue zweckmäßige Maßregeln im Sinne einer immer liberaleren Zoll- und Handelspolitik an. Bei der Adreßdebatte gab Peel die nöthigen Erklärungen über die Ministerkrisis und seine gegenwärtige Stellung. Er sprach sich sehr bestimmt dahin aus, daß er sich frei von Parteibanden zu stellen beabsichtige, und erklärte weiter, er werde nicht am Ruder bleiben, wenn das Staatsschiff nicht die Richtung verfolgen dürfe, die es nach seiner Ueberzeugung einschlagen müsse. Diese Richtung zu bestimmen, behalte er sich selbst vor und nehme für sich die unumschränkte Befugniß in Anspruch zu beurtheilen, welche Maßregeln im Interesse des Landes vorzuschlagen seien. Begannen schon jetzt erbitterte Angriffe der Protectionisten auf Peel, — unterbrochen durch die nicht minder bestimmte Erklärung Russell's zu Gunsten des Freihandels: so wurde der Kampf nun in grandioser Weise leidenschaftlich, als Peel am 27. Jan. 1846 dem Unterhause seine neuen Pläne entwickelte. Ueberzeugt, daß die Abschaffung der Kornzölle jetzt eine nationale Nothwendigkeit geworden sei, erklärte er, daß er, immer entschiedener den Grundsätzen einer freien Handelspolitik zugewandt, diese Grundsätze nunmehr auf alle Zweige des Staatslebens, somit auch auf die Korngesetze anzuwenden entschlossen sei. Auch dieses Mal wurde ein umfassender Plan präsentirt. Lebensmittel aller Art für Menschen und Thiere, mit Ausnahme von Getreide, sollten sofort frei, englischer Colonialweizen schon jetzt für einen nur noch nominellen Zoll eingeführt werden; für Getreide aber schlug der Minister eine niedrig bemessene gleitende Scala für den Verlauf der nächsten drei Jahre vor, — nach deren Ablauf (sie galten nur als Uebergangsjahre) sollte auch die Einfuhr von Getreide vollkommen frei gegeben werden. Dafür sollten aber den Grundbesitzern manche drückende Lasten abgenommen werden; namentlich sollte die Armenunterstützung der Eingeborenen der einzelnen Ortschaften diesen nicht mehr zur Last fallen, sobald erstere fünf Jahre hinter einander von ihrer Heimath entfernt gewesen wären; auch sollte der Staat ermächtigt werden, Anleihen zur Hebung des Ackerbaues herzugeben. Auf der andern Seite verlangte Peel, daß, wie er dem Grundbesitz das Opfer der Kornzölle zumuthe, so nun auch die Industrie auf den Zollschutz für verschiedene Fabricate verzichten sollte. In dieser Beziehung sollten die bestehenden Zölle auf die Hälfte des Betrages herabgesetzt, für gröbere Artikel in Wolle, Linnen und Baumwolle die freie Einfuhr bewilligt werden. Für diese Opfer hoffte Peel für die Industrie reichen Ersatz in dem allmäligen Siege der Freihandelsgrundsätze; auch ohne Aussicht auf unmittelbare Nachfolge und Gegenseitigkeit des Auslandes hoffte Peel auf dauerndes Obsiegen der britischen Industrie.

Peel's Anträge erregten in ganz England einen gewaltigen Sturm. Die Parteien der agrarischen Schutzzöllner und Hochtories erklärten Peel für einen Verräther; in den von ihnen beherrschten Tagesblättern, Broschüren und Meetings wurde auf den großen Staatsmann jeder erdenkliche Schimpf gehäuft; — dagegen nahm die Anti-Corn-Law-League die Peel'schen Vorschläge als Erfüllung ihrer Wünsche an und setzte unter Cobden's Leitung ihren ganzen gewaltigen Einfluß für Peel als Druck auf beide Häuser des Parlaments in Bewegung. Die imponirende Debatte im Unterhause über die Peel'schen Vorschläge begann am 9. Febr.; es handelte sich zuerst formell erst um die Vorfrage, d. i. um Peel's Vorschlag, über seinen Plan „in Committee zu gehen"; natürlich, daß die materiellen Seiten seiner Anträge unablässig erörtert wurden. Die Sache wurde mit ungeheurer Gründlichkeit durchgefochten, indem 103 Redner, 48 für, 55 gegen das Princip des Antrages sprachen. Die Debatte spiegelte die Stimmungen des Landes und der Parteien sehr treu ab. Die bisherige Torypartei war für immer gespalten; die Protectionisten und Hochtories unter Lord G. Bentinck und Disraëli griffen Peel mit unverhüllter Erbitterung an; aber ihren Bemühungen, Peel durch Heranziehung seiner frühern anderweitigen und abweichenden Aussprüche über die Kornfrage in die Enge zu treiben, brachen Peel und Graham einfach dadurch die Spitze ab, daß sie einfach erklärten, sich früher eben geirrt zu haben. Dagegen blieb ein nicht unbedeutender Theil der Tories, seitdem die Peeliten genannt, unter ihnen viele namhafte Talente, ihrem großen Führer treu. Den Fähigkeiten, der eminenten Einsicht, und den glücklichen Erfolgen aller Maßregeln Peel's seit seinem Regierungsantritt mit Recht vertrauend; nicht gesonnen, durch Peel's Sturz einen unabsehbaren Wirrwarr hervorzurufen; so blieben sie

75) Die Darstellung dieser Ministerkrisis folgt den Angaben bei Alpheus Todd, übersetzt von Aßmann, a. a. O. S. 122 fg. — Im Publicum glaubte man, daß Wellington sich erst dann zu dem neuen Schritte entschlossen habe, als Peel ihm nachwies, daß — wenn er jetzt die Abschaffung der Kornzölle nicht durchsetzen könne — er abermals abtreten und der Königin ernstlich rathen müsse, dann Cobden mit der Bildung eines neuen Cabinets zu beauftragen. Richard Cobden's Leben a. a. O. S. 81.

76) Gladstone konnte jedoch an dem großen Kampfe im Unterhause nicht persönlich theilnehmen. Denn auf Grund seiner neuen Erhebung zum Minister mußte er sich einer Neuwahl unterziehen, und erlebte es, daß der Herzog von Newcastle, der über seinen Wahlflecken Newark verfügte, nunmehr aus Unwillen über Gladstone's neue religiös-tolerantere Haltung (s. oben) seine Wiederwahl hintertrieb.

ihm um so mehr treu, als sie selber sich der Ueberzeugung hingaben, daß die Kornfrage nicht nothwendig als Parteifrage behandelt werden müsse. Unter den Freihändlern trat damals noch einmal Cobden (den später seine furchtbar erschöpfte Gesundheit hinderte, die letzten Stadien des großen Kampfes überall persönlich mit durchzumachen) mit voller Energie auf; neben ihm focht besonders John Bright, der seit seinem Eintritt in das Parlament durch seine kaustische Beredsamkeit sich furchtbar gemacht hatte und, wie Anfangs dem gefürchteten Debatter Lord Stanley, so jetzt namentlich Mr. Disraëli mit Erfolg die Spitze bot. Der gewaltige erste Kampf wurde in zwölf Sitzungen durchgefochten; er endigte am 27. Febr. mit Annahme der Peel'schen Resolutionen durch 337 gegen 240 Stimmen.

Anfang März wurde die Bill in das allgemeine Committee gebracht; es gab neue harte Gefechte, — aber sowol der Antrag von Villiers (2. März) auf unmittelbare Freigebung der Korneinfuhr wurde (dieser mit 265 gegen 78 Stimmen) abgelehnt, wie auch die Amendements der Protectionisten verworfen. Am 20. März stand die Bill zur zweiten Lesung, die am 28. März mit 88 Stimmen Mehrheit genehmigt wurde. Alle weiteren Versuche der erbitterten Protectionisten, noch bei der Specialberathung die Bill zu lähmen, resp. durch eine Coalition mit den (damals durch die irische Zwangsbill Peel's — s. unten — mächtig erbitterten) irischen Repealen dieselbe zu Fall zu bringen, scheiterten. Und am 16. Mai 4 Uhr Morgens wurde die Kornbill in dritter Lesung angenommen, und damit dem Oberhause überwiesen. Die Tarifbill (die einem weit geringeren Widerstande begegnete) passirte am 19. Mai das Unterhaus.

Es war nun zweifelhaft, wie das Haus der Lords sich zu der großen Frage stellen würde. Hier aber setzte der greise Herzog von Wellington seinen ganzen Einfluß für das Werk seines Freundes Peel ein. In dieser Hinsicht, nicht minder für die Stellung, die das Oberhaus in dem modernen England einnimmt, ist sehr charakteristisch ein Brief, welchen damals Wellington[77]) an Lord Stanley schrieb. „Seit vielen Jahren, in der That schon seit 1830, wo ich mich vom Amte zurückzog, habe ich danach gestrebt, das Haus der Lords nach dem Grundprincip zu leiten, auf welchem nach meiner Auffassung diese Institution in der Landesverfassung beruht, nämlich nach dem des Conservatismus. Ich habe ohne Unterlaß gegen alle heftigen und extremen Maßregeln gewirkt; ein Verfahren, durch welches man sich gerade nicht besondern Einfluß in einer politischen Partei in England erwerben kann, besonders nicht in einer der Regierung oppositionellen Partei. In wichtigen Angelegenheiten habe ich im Parlament unweigerlich die Regierung unterstützt, und immer meinen persönlichen Einfluß benutzt, um das Unheil irgend eines Streites oder einer Spaltung zwischen den beiden Häusern zu verhüten, wovon ich einige bemerkenswerthe Beispiele aufzählen kann, die ich hier anführen will. Sie dienen dazu, Ihnen die Art und Weise meines Verfahrens zu zeigen und möglicherweise auch einigermaßen den großen Einfluß darzuthun, den ich während so langer Jahre ausgeübt habe, ohne irgend einen offenkundigen Anspruch darauf zu haben."

„Als ich die Schwierigkeiten erkannte, in welche der verstorbene König William verwickelt war, in Folge eines Versprechens, Pairs zu ernennen, deren Zahl, wie ich glaube, nicht festgesetzt worden, beschloß ich — und bestimmte dazu auch Andere, und zwar eine bedeutende Anzahl — vom Hause wegzubleiben während der letzten Discussion über die Reformbill, nachdem die Unterhandlungen für die Bildung eines neuen Ministeriums fehlgeschlagen waren. Dieser Verlauf erregte damals großes Mißvergnügen bei den Parteien; dessenungeachtet rettete er, wie ich glaube, zur damaligen Zeit die Existenz des Hauses der Lords und die Landesverfassung."

„In Folge hiervon vermochte ich während der Periode von 1835—1841 das Haus der Lords, von vielen Principien und Systemen abzugehen, welche sie sowol als ich bei den Verhandlungen über die Irischen Zehnten, die Irischen Corporationen und andere Maßregeln angenommen hatten, zum großen Aerger und Mißfallen Vieler. Aber ich erinnere mich einer besondern Maßregel, der Vereinigung von Ober- und Unter-Canada; in den ersten Berathungen über diesen Gegenstand hatte ich gegen diese Maßregel gestimmt und dagegen protestirt; späterhin aber veranlaßte ich das Haus, ihr beizustimmen und sie anzunehmen, um den Schaden zu vermeiden, welcher dem Volkswohl durch eine Streitigkeit zwischen den beiden Häusern über eine so wichtige Frage entstanden wäre. Darauf unterstützte ich die Maßnahmen der Regierung und nahm den Agenten der Regierung in China, Kapitän Elliot, in Schutz. Alles dieses trug dazu bei, meinen Einfluß bei einigen Parteigenossen zu schwächen; Andere, und das war vielleicht die Majorität, mochten die Bahn, die ich verfolgte, gebilligt haben. Es war in derselben Zeit wohlbekannt, daß ich wenigstens von Anfang der Regierung des Lord Melbourne an mit ihr in Bezug auf alle militärischen Angelegenheiten, mochten sie hier oder auswärts vor sich gehen, auf alle Fälle in beständiger Verbindung war; aber in gleicher Weise auch in Bezug auf viele andere Angelegenheiten."

„Alles dieses führte natürlich dahin, meinen Einfluß in der conservativen Partei zu schmälern, während es zur Ruhe und zur Befriedigung des Monarchen und zur Aufrechthaltung der guten Ordnung wesentlich beitrug. Endlich trat Sir Robert Peel im December des vorigen Jahres von der Regierung zurück, und die Königin beauftragte Lord John Russell, ein neues Ministerium zu bilden. Am 12. Dec. schrieb die Königin einen neuen Brief, dessen Copie ebensowol wie die meiner Antwort darauf, ich hier einschließe; es scheint, daß Sie niemals diese Copie zu Gesicht bekommen haben, wiewohl ich sie unmittelbar darauf Sir Robert Peel mittheilte. Es war mir unmöglich, anders zu handeln, als es in meinem Briefe an die Königin angedeutet ist. Ich

77) Walter Bagehot, Englische Verfassungszustände; übersetzt von F. v. Holtzendorff, S. 136—140.

bin der Diener der Krone und des Volkes; ich bin bezahlt und belohnt worden und halte mich für gebunden; und wenn ich sage, daß ich nur dienen kann, wie es gefordert wird, — soweit ich es nämlich ohne Beeinträchtigung meiner Ehre thun kann, — so heißt das: so lange als ich Gesundheit und Kraft besitze, die mich zum Dienen befähigen. Aber es ist einleuchtend, daß hierin das Ende aller Beziehungen und Berathschlagungen zwischen mir und irgend einer Partei liegen muß. Wenn ich hätte konsequent sein wollen, so hätte ich wohl verweigern müssen, in der Nacht des 20. Dec. zum Cabinet des Sir Robert Peel zu gehören; und Einige mögen meinen, daß ich so hätte handeln sollen. Ich aber bin der Meinung, daß, wenn ich so gehandelt hätte, sich Sir Robert Peel's Regierung nicht wieder hätte bilden lassen, und daß wir am nächsten Morgen Mr. * und Mr. ** im Amte gehabt hätten. Aber auf alle Fälle ist es ganz klar, daß, wenn jene Einrichtung getroffen wird, welche früher oder später getroffen werden muß, es mit meinem ganzen Einfluß über die konservative Partei ein Ende hat, falls ich so unbesonnen sein sollte, denselben ausüben zu wollen. Sie werden hieraus ersehen, daß die Bahn für Sie ganz frei ist, und daß Sie, wenn Sie dieselbe betreten, nicht zu fürchten brauchen, mit mir in Meinungsverschiedenheiten zu gerathen; wie ich denn in Wahrheit durch meinen Brief an die Königin vom 12. Dec. den Beziehungen zwischen der Partei und mir ein Ende gemacht habe für den Fall, daß die Partei gegen die Regierung Ihrer Majestät Opposition machen wird."

„Meiner Meinung nach ist der große Gegenstand, um den es sich handelt, daß Sie den Posten annehmen und den Einfluß ausüben sollten, den ich so lange im Hause der Lords besessen habe. Die Frage ist nun die, wie dieses Ziel zu erreichen ist? Soll man ihre Meinung und Entschließung leiten oder soll man ihr folgen? Sie werden sehen, daß ich versucht habe, ihre Meinung zu leiten und bei einigen sehr bemerkenswerthen Gelegenheiten auch Erfolg gehabt habe; aber dieses hat nur durch einen großen Aufwand von Geschicklichkeit geschehen können."

„Was die wichtige Angelegenheit und die Fragen betrifft, welche jetzt dem Hause vorliegen, so schlage ich vor, daß man den Versuch mache, die Mitglieder zu veranlassen, daß sie es vermeiden, das Land auch noch in die Schwierigkeit einer Meinungsverschiedenheit, — möglicherweise eines Streites zwischen den beiden Häusern zu verwickeln und zwar über eine Frage, für deren Entscheidung häufig behauptet worden ist, die Lords seien persönlich dabei interessirt; welche Behauptung, so falsch sie auch in Betreff jedes einzelnen Lords persönlich sein mag, doch in Betreff der Grundbesitzer im Allgemeinen nicht geleugnet werden kann. Ich kenne wohl die Schwierigkeit der Sache, aber ich verzweifle doch nicht daran, die Bill durchzubekommen. Sie müssen am besten den Weg kennen, den Sie einzuschlagen haben, und der Sie am leichtesten dahin führen wird, das Vertrauen des Hauses der Lords zu erwerben. Meine Meinung ist, daß Sie dem Hause rathen, für dasjenige zu stimmen, was am meisten zur öffentlichen Ruhe beiträgt, und am wohlthätigsten auf die unmittelbaren Interessen des Landes wirkt!"

Wellington's Haltung und Einfluß hat in der That der Peel'schen Kornbill auch bei den Lords den Sieg verschafft. Daß die Bill unbeschädigt die erste Lesung (19. Mai) passirte, war nach der alten Praxis des Oberhauses nur von formeller Bedeutung. Die zweite Lesung beantragte Graf Ripon am 25. Mai; nicht ohne harten Kampf, und nicht ohne daß Wellington ernst und bestimmt mahnte, in dieser Sache keinen aussichtslosen Conflict mit Unterhaus und Krone zu veranlassen, wurde endlich die zweite Lesung am 29. Mai mit 211 gegen 104 Stimmen beschlossen. Auch in der Specialberathung wurden alle protectionistischen Amendements abgewehrt und bis zum 25. Juni die Bill endgültig beschlossen, wie auch gleich nachher die Tarifbill in letzter Instanz angenommen.

Neben diesem ungeheuren Erfolge in seiner inneren Politik war das Cabinet Peel auch in seiner auswärtigen Politik glücklich gewesen. In Hindostan hatte der neue Generalgouverneur Lord Hardinge nicht unbedeutende Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Die unter Ellenborough neu eroberte Provinz Sindh war, wie wir uns erinnern, zu einem Theil des angloindischen Reiches gemacht worden. Darauf hin war nach gewohnter Art den Seapoys die nur außerhalb der Reichsgrenzen gebräuchliche Feldzulage entzogen worden. Das nahmen aber diese indischen Truppen (die außerdem durch das mörderische Klima des Landes stark litten) übel auf, machten so gefährliche Meutereien, daß Lord Hardinge sich entschloß nachzugeben und den Garnisonen in Sindh denselben Sold zu zahlen wie den Truppen im Pendschab und in Arakan. (Andererseits hat Hardinge dagegen im J. 1847 die schon im J. 1827 durch General Combermere empfohlene, im J. 1835 durch Lord Bentinck entschlossen durchgeführte Befreiung der eingeborenen Truppen von der körperlichen Züchtigung wieder aufgehoben.) Während sich nun aber unter intelligenter englischer Verwaltung die neue Provinz Sindh schnell hob, Karratschi im J. 1845 schon 5000 Einwohner (im J. 1850 bereits 25,000) hatte, Lord Hardinge mit Ernst eine friedliche Politik zu bewahren strebte und eine Empörung in den mahrattischen Vasallenstaaten Kolapor und Sawant-Wari durch General Outran mit Kraft niederschlagen, das besiegte Land dann sorgfältig entwaffnen ließ (bis März 1845): bereitete sich im Pendschab ein furchtbarer Krieg gegen die Engländer vor. Unterstützt nämlich durch die Afghanen, die unter Dost-Mohammed sich wieder zu einer ganz stattlichen Macht zusammengeballt hatten, gedachten damals die seit Randschit-Singh's Tode (27. Juni 1839) den Briten immer mehr entfremdeten Sikhs, in großer Erhebung die Engländer aus Hindostan zu vertreiben. Die mit diesen Plänen wohl bekannten Engländer, die damals aber (durch ungenügende Berichte getäuscht) noch die Sikhs unterschätzten, verstärkten das kleine, seit 1843 am Sutludsch stehen gebliebene Beobachtungscorps, zogen bei Firuzpur, Umballah und

Ludianah einige Truppen zusammen. Allmälig rührten sich aber die Sikhs, und Lord Hardinge begab sich von Calcutta nach den Grenzen des Pendschab, wo er bald (22. Nov. 1845) sichere Nachricht erhielt, daß die Sikhs von Lahore nach dem Sutludsch zögen; daß sie von fanatischer Begeisterung ergriffen und zum Kriege entschlossen wären. Noch glaubten Hardinge und der Obergeneral Gough, der Besieger der Chinesen (s. oben) und seit December 1842 Oberfeldherr in Indien (und Sieger am 29. Dec. 1843 über die Mahratten bei Maharadschpur, s. oben) nicht, daß die Sikhs den Sutludsch überschreiten würden.

So wurden die Engländer überrascht. Die Sikhs gingen am 11. Dec. 1845 über den Sutludsch, berannten Firuzpur und bezogen 10 engl. Meilen vorwärts dieser Stadt bei dem Dorfe Firusschah ein verschanztes Lager, durch welches sie auch den aus Umballah nach Firuzpur ziehenden Engländern den Weg verlegen wollten; sie hatten 50,000 Mann und 150 Kanonen. Nun eilten die englischen Scharen von allen Orten in Eilmärschen auf Firuzpur; und am 18. Dec. mußte Gough in der blutigen Schlacht bei Mudki, 10 engl. Meilen von Firusschah entfernt, sich durch die Sikhs Bahn brechen. Durch neuen Zuzug bis auf 17,000 Mann verstärkt, griff Gough dann am 21. Dec. das Lager bei Firusschah an. Aber die Tapferkeit der fanatischen Feinde war so furchtbar, daß erst am zweiten Tage die Sikhs aus ihren Stellungen geworfen werden konnten; sie wichen zurück nach ihren Schanzen am Sutludsch, nahmen hier neue Truppen auf und versuchten, ihre alten Stellungen wieder zu erobern, wurden aber dabei gänzlich und mit gewaltigem Verluste geschlagen; aber auch die Engländer hatten die für indische Kämpfe beispiellose Menge von 3300 Todten und Verwundeten (darunter viele namhafte Officiere, wie Sale von Dschellalabad) zu beklagen.

Nach diesen harten Zusammenstößen warteten beide Theile erst längere Zeit, bis sie neue Streitkräfte an sich gezogen hatten. Während mehrere der Sikhhäuptlinge es gar nicht ungern sahen, wenn sie unter die Oberhoheit der Briten kommen sollten, war die Wuth ihrer wilden, schwer zu zügelnden, fanatischen, schwärmerisch begeisterten Soldaten in starkem Steigen. So gingen denn die Sikhs, 24,000 Mann stark, im Januar 1846 wieder über den obern Sutludsch und marschirten gegen das britische Ludianah. Der hier commandirende englische General Sir Harry Smith mußte mit Verlust zurückweichen; bald verstärkt, wandte er sich wieder gegen den Feind und gewann am 28. Jan. bei Allival mit nur 12,000 Mann einen großen Sieg, der die Feinde nöthigte, mit ungeheurem Verluste und mit Verlust ihrer ganzen Artillerie von mehr denn 60 Kanonen über den Sutludsch zurückzukehren.

Der entscheidende Hauptkampf aber erfolgte erst 14 Tage später. Hardinge und Gough marschirten endlich gegen die starke Stellung der Sikhs bei Sobraon; hier, am östlichen Ufer des Sutludsch, hatten die letzteren einen großen Brückenkopf erbaut, der eine nach dem westlichen Ufer führende Schiffbrücke deckte. Eine dreifache Schanzenkette war mit 70 größeren, mit mehreren hundert kleineren Kanonen besetzt und von 35,000 Mann Kerntruppen vertheidigt. Endlich aus Delhi durch schweres Geschütz verstärkt, eröffnete General Gough den Kampf am 10. Febr. Nach einer furchtbaren Beschießung stürmten (nicht ohne verrätherische Hilfe einiger feindlichen Häuptlinge, und nicht ohne bedenkliches Schwanken der Hindutruppen, die den Sikhs nicht gewachsen waren) namentlich die europäischen Soldaten (sie bildeten etwa ein Drittel der Armee), die Schanzen bei Sobraon mit dem Bajonnet; in den Werken entstand ein furchtbares Gemetzel, und da namentlich der Häuptling Tedsch-Singh zuerst floh und nach seiner Flucht über den Sutludsch die Schiffbrücke, wol nicht ohne schlimme Absicht, abbrach, so kamen sehr viele Sikhs theils durch das Schwert, theils im Wasser um. Die Sikhs hatten 10,000 Mann und 267 Geschütze jeder Art verloren.

Gough (der für diese Thaten den Dank des Parlaments und von der Krone als Lord Gough von Tschinkiangfu, Maharadschpur und Sutludsch die Peerie erhielt) ging demnächst über den Sutludsch. Am 14. Febr. standen die Engländer schon zu Kassur, 32 engl. Meilen von Lahore. An Widerstand dachten die Gegner nicht mehr; die Häuptlinge der Sikhs erschienen unter Gulab-Singh im Lager zu Kassur, den Frieden zu erbitten. Lord Hardinge wollte damals den größten Theil des Pendschab noch nicht mit dem britischen Reiche vereinigen; er zog es vor, die Sikhsfürsten durch strenge Verträge fest an England zu ketten. Der Zustimmung der Fürsten zu Hardinge's Bedingungen folgte die Begleitung derselben durch das englische Heer nach Lahore, wo Gough am 22. Febr. einzog. Da bei der Erschöpfung der Geldmittel der unmündige Maharadschah Dhalip die stipulirte Kriegssteuer von 18 Millionen Gulden nicht zahlen konnte, so wurde der abzuschließende (am 9. März 1846 unterzeichnete) Friedensvertrag noch mehrfach abgeändert. Außer Zahlung von 6 Millionen Gulden wurde namentlich von dem Hauptlande der Sikhs das Gebiet zwischen den Flüssen Sutludsch und Bjassa getrennt; dieser Landstrich, sammt andern Abtretungen im Himalaja zwischen Indus und Bjassa diente großentheils dazu, um ein zweites Sikhsfürstenthum für Gulab-Singh zu formiren. (Auch Kaschmir wurde damals vom Pendschab wieder getrennt und ein Haupttheil des für Gulab bestimmten Gebietes.) Mit Gulab wurde für die Folge am 16. März 1846 zu Amritsir der Vertrag geschlossen, durch den Gulab sein neues Gebiet für sich und sein Haus erblich als britischen Vasallenstaat erhielt, dafür 9 Millionon Gulden zu zahlen, im Kriegsfall den Briten sein Heer zu Gebote zu stellen hatte. Eventuelle Conflicte zwischen dem alten und dem neuen Sikhsstaate sollten der angloindischen Regierung zur Entscheidung vorgelegt werden. Die bisherige fanatisch-meuterische Soldateska der Sikhs sollte entlassen, ein neues Heer (nicht über 32,000 Mann stark) formirt, Europäer und Amerikaner unter diese Truppen nicht aufgenommen, die bisher in den letzten Schlachten gebrauchten Sikhskanonen ausgeliefert, den Engländern eventuell der Durchmarsch durch das Pendschab gewährt

werden. Ohne Zustimmung der Briten sollten die Fürsten der Sikhs ihre Grenzen nicht verändern; endlich sollte bis zur Vollendung der neuen Gestaltungen in diesen Ländern die Stadt und Festung Lahore von englischen Truppen besetzt bleiben.

Das Cabinet Peel konnte auch sonst auf den Stand der auswärtigen Verhältnisse nicht ohne Befriedigung blicken. Troß der steten Angriffe der parlamentarischen Opposition in Paris auf Regierung und auswärtige Politik Louis Philipp's war allmälig das Verhältniß Englands zu Frankreich wieder ein ganz freundschaftliches geworden. Allerdings suchten sich einige Zeit lang die beiden Mächte in Spanien in Sachen der Verheirathung der jugendlichen Königin Isabella II. den Rang abzulaufen; England perhorrescirte für diese Frage die Wahl eines französischen, Frankreich die eines coburgischen Prinzen. Unter freundschaftlichen Formen lehnte daher Louis Philipp die ihm durch die Königin-Mutter Christine für einen seiner jüngeren Söhne angebotene Hand Isabellens ab; und weiter kamen Lord Aberdeen und Louis Philipp dahin überein, daß allerdings Louis Philipp's jüngerer Sohn, der Herzog von Montpensier, Isabella's Schwester, die Infantin Luise Ferdinande heirathen sollte. Aberdeen machte nur den Vorbehalt, daß diese Ehe erst dann vollzogen werden sollte, wenn die Geburt eines Kindes der Königin Isabella die Erbfolge ihrer Schwester (also damit die dem alten utrechter Vertrage widersprechende Herstellung neuer dynastischer Verbindungen Frankreichs mit Spanien) einigermaßen unwahrscheinlich gemacht haben würde. Die französische Diplomatie ließ sich diese Bedingungen gefallen, indem sie jedoch dem Inhalte derselben die weniger ausdrückliche Formel unterlegte, daß die Heirathen der Königin und der Infantin nicht gleichzeitig stattfinden sollten[78]. Auch ein neuer Streit mit Englands alter und ewig eifersüchtiger Gegnerin, der großen nordamerikanischen Union, — der Streit um die gegenseitigen Ansprüche auf das Oregon-Gebiet, der einige Zeit über gefahrdrohend zu werden schien, wurde im Juni 1846 durch einen Vertrag über die beiderseitigen Grenzen und Berechtigungen friedlich ausgeglichen.

In jedem andern Lande und unter andern Umständen auch in England selbst würde eine solche Reihe ausgezeichneter innerer Reformen und bedeutungsvoller Siege, eine solche Reihe schätzenswerther Erfolge nach Innen und Außen, die Stellung des führenden Premierministers so fest als möglich gemacht haben. Aber unter den obwaltenden Verhältnissen war Peel's Stellung gerade durch seinen großen Sieg in der Korngesetzfrage unhaltbar geworden. Peel hatte durch seine Haltung seit Ende des Jahres 1845 nicht nur in einer einzelnen Frage, die schließlich eine einschneidende Parteifrage geworden war, mit seiner eigenen Vergangenheit auf Grund besserer Ueberzeugung gebrochen; er hatte auch mit allen Traditionen des bisherigen britischen Parteiwesens und der zugehörigen Taktik entschieden brechen müssen. Damit war aber seine Stellung als Staatsmann tief erschüttert; der Boden, auf dem er fußte, wankend geworden, — seine Kraft erschöpft. Ins Amt gebracht nicht ohne starke Hilfe auch der schroffen Tories und Protectionisten, waren diese jetzt seine erbittertsten Gegner; und gegenüber den unausgesetzten bittern Angriffen dieser Partei, namentlich von Seiten Bentinck's und Disraëli's, wurde Peel's persönliche Stellung — trotz seiner wachsenden Popularität im Lande — mit jedem Tage peinlicher. Entschädigen konnte ihn dafür keineswegs die Anhänglichkeit der damals noch ziemlich kleinen Zahl jener Freihändler von specifisch Cobden'scher Färbung, die bereits der alten Tradition britischer Parteitaktik abgesagt hatten und den ausgezeichneten Staatsmann gern dauernd im Amte gesehen hätten. Die Whigs boten dem Minister natürlich keine Stütze; denn es war nur natürlich, daß diese Partei wieder nach der Regierung trachtete, sobald die geschlossene Majorität der Conservativen gesprengt war; sie konnten auch immer annehmen, daß sich wenigstens vorläufig die Protectionisten eher mit ihrer Herrschaft befreunden würden, als mit der Peel's, dem seine alten Anhänger die Schritte nicht verzeihen wollten, zu denen nach ihren Traditionen nur die Whigs berechtigt gewesen wären.

Unter solchen Verhältnissen war trotz seines großen Sieges in der Kornfrage Peel's naher Rücktritt demnächst zu erwarten. Der Anlaß dazu aber ergab sich, resp. ihn nahm der große Staatsmann aus der immer brennenden irischen Frage. Die furchtbare Hungersnoth in Irland seit Herbst 1845 erzeugte fortschreitend schlimmere Zustände, derart daß schon zu Anfang des Jahres 1846 Leben und Eigenthum in dieser Insel in selbst für Irland ungewöhnlichem Grade gefährdet waren. Wohl waren (schon der Census des Jahres 1841 hatte es gezeigt) fortschreitend neue Tausende von irischen Kelten, theils ehrliche Arbeit suchend, theils aber auch schlimmes Gesindel, hinübergezogen nach den großen Plätzen Schottlands und Englands. Aber während jetzt der Tod in schauerlicher Gestalt Hunderte Armer und Elender jämmerlich hinraffte, waren, unter dem gleichzeitigen Sinken der großen Repeal-Agitation, die alten greulichen Bauernverschwörungen wieder erwacht und nahmen mit ihren blutigen Thaten einen schreckenerregenden Umfang an. Nun hatte bereits die Thronrede dem Parlament Maßregeln angekündigt zum Schutze von Leben und Eigenthum in Irland. Ziemlich gleichzeitig mit der großen Corn-Law-Repeal-Bill brachte daher Peel die „Irish-Coërcion-Bill" ein, welche nach dem Muster früherer Maßregeln dieser Art Ausnahmemaßregeln und Beschränkungen der individuellen Freiheit in Irland vorschlug. Zuerst dem Oberhause vorgelegt, hatte sie in der ersten Woche der Parlamentssession allerdings die Zustimmung der Lords erlangt; aber in dem Unterhause stieß diese Bill bei O'Connell mit seiner irischen Brigade, wie bei den englischen Radicalen auf hartnäckigen Widerstand; man erklärte die Maßregel für unconstitutionell und unnöthig. Die erste Lesung sogar wurde nur mit Mühe durchgesetzt.

78) Vergl. Rochau a. a. O. S. 107.

Als nun inzwischen die Kornbill ihrem letzten formalen Abschluß sich näherte, übergab Peel, — in seiner tüchtigen Art nicht gewillt, durch zweifelhafte Parteicombinationen und haltloses Schaukelsystem die Existenz einer bisher so kraftvollen Regierung schwankend hinzuschleppen, die dann doch nur durch die Gnade seiner alten und neuen Gegner ihr Leben vegetirend hätte fristen können; und keineswegs der Mann, der sich ängstlich an sein Portefeuille geklammert hätte, — Angesichts der wachsenden Opposition gegen die „irische Zwangsbill" am 21. Juni 1846 dem Cabinet eine Denkschrift über die Lage der Regierung; er erörterte in derselben ausführlich die Alternative eines Rücktritts oder einer Parlamentsauflösung, und falls man den letzteren Weg einschlagen sollte, welchen Grund man zweckmäßigerweise für den Appell an das Land angeben könne. Das Resultat dieser Erörterungen war, daß er sich entschieden für den sofortigen Rücktritt erklärte; weil dieser Schritt den Interessen der eigenen Partei, der Krone, des gesammten Volkes am meisten entspreche und ehrenvoller sei, als machtlos im Amte zu verbleiben oder zu einer Auflösung zu rathen mit nur geringer Aussicht auf eine gesicherte Majorität, die in großen politischen Fragen ehrlich und innig mit dem Ministerium zusammenwirken werde. Diese Denkschrift ließ Peel zunächst dem Herzoge von Wellington zugehen, und nach Empfang der Antwort desselben, die im Ganzen mit Peel's Ansichten übereinstimmte, beide Schriftstücke bei den übrigen Cabinetsministern circuliren, die dann Peel's Vorschläge einmüthig billigten.

Es war dann der Abend des 25. Juni 1846, der die große Entscheidung brachte. Es war derselbe Abend, wo das Oberhaus die letzte zustimmende Abstimmung über die Kornbill fällte; wo auch aus Nordamerika die Nachricht kam von der friedlichen Schlichtung der (s. oben) Oregonfrage. Peel hatte bei den endlich eröffneten Debatten um die zweite Lesung der irischen Zwangsbill erklärt, daß das Ministerium mit dieser Bill stehen und fallen wolle. Ihm antwortete eine zu seinem Sturze geschlossene Allianz zwischen Radicalen, Irländern, Whigs und Protectionisten. Nach langer Debatte wurde an jenem 25. Juni die zweite Lesung verworfen, die Regierung mit 292 gegen 219, also mit einer Majorität von 73 Stimmen geschlagen. Am nächsten Tage schon trat das Ministerium Peel zurück. An eben diesem 26. Juni machte Peel selbst dem Hause der Gemeinen die Mittheilung von seinem erfolgten Rücktritt. Er erklärte dabei, wenn er seine handelspolitischen Maßregeln nicht hätte durchsetzen können, so würde er der Krone gerathen haben, das Parlament aufzulösen. Nachdem es ihm aber gelungen sei, deren Annahme zu bewirken, hätte er einen gleichen Rath, lediglich um sein eigenes Ministerium im Amte zu erhalten, nur dann ertheilen können, wenn er vernünftigerweise hätte voraussetzen können, es werde ihm das die Unterstützung einer mächtigen, durch allgemeine Uebereinstimmung der Ansichten über alle erheblichen Fragen mit ihm verbundenen Partei sichern; ein Resultat, welches er bei der jetzigen Lage der Dinge nicht für wahrscheinlich halte. Ueberdies glaube er, daß das Land nach der Aufregung der jüngsten Zeit der Ruhe bedürftig sei [79]). Der große Mann schloß seine letzte ministerielle Rede mit einem kurzen Rückblick auf die Geschichte Englands während seiner Regierung, wobei er auch dem wackern Cobden den wohlverdienten Triumph der starken Hilfe zur Durchsetzung seiner großen reformatorischen Maßregeln nicht vorenthielt, und die berechtigte Hoffnung aussprach, daß sein Name wenigstens bei denen mit Wohlwollen genannt werden möge, „deren Aufgabe die Arbeit ist, und die ihr tägliches Brod im Schweiße ihres Angesichts verdienen, so oft sie ihre erschöpfte Kraft durch reichliche und unbesteuerte Nahrung wiederherstellen". Cobden aber sagte nicht lange nachher in einer Versammlung zu Manchester von Peel: „Wenn er durch seinen großen Schritt sein Amt verloren hat, so hat er doch sein Vaterland gewonnen. Was mich betrifft, ich würde mich lieber mit dieser seiner letzten Maßregel, obwohl sie zu seiner Abdankung geführt hat, ins Privatleben zurückziehen, als ohne sie auf den höchsten Gipfel menschlicher Macht hinaufsteigen." Die Bildung eines neuen Cabinets aber übertrug die Königin Victoria dem Lord John Russell.

Vierter Abschnitt.

Die Regierungen Lord Russell's und Lord Derby's (1846—1852).

Es gelang dem Führer der Whigs, Lord John Russell, sein neues Cabinet bis zum 3. Juli 1846 zu formiren; am 6. Juli wurde Russell als Erster Lord des Schatzamtes vereidigt. Das neue Ministerium bestand aus der damals ungewöhnlichen Zahl von 16 Mitgliedern. Russell hatte sich viele Mühe gegeben, seinem neuen Cabinet keinen ausschließlich whiggistischen Charakter alter Art zu geben. Er hatte sich namentlich und mit gutem Recht bemüht, Richard Cobden etwa als Handelsminister für sein Ministerium zu gewinnen. Cobden aber hatte abgelehnt — nicht etwa, weil er (wie ein natürlich deutscher Radicaler, dem nach der biedern Einfalt dieser Schule das Regieren selbst als eine Sünde erscheint, sich einbildet) „als echter Volksmann nie nach einem größern öffentlichen Amte strebte, vielmehr ein solches, wenn es ihm angeboten wurde, stets auf das Entschiedenste ausschlug"!!! [80]), — sondern weil Cobden überhaupt bei seiner edlen Selbstbescheidnng und Selbstlosigkeit zugleich im höchsten Grade gewissenhaft und streng gegen sich selbst war, und nicht gut mit Staatsmännern zusammenwirken konnte, von deren Grundsätzen (namentlich unter Andern von den Grundsätzen der auswärtigen Politik Palmerston's) er vielfach sehr bedeutend abwich. Zur Zeit aber machte ihm noch dazu seine

79) Vergl. Alpheus Todd, Ueber die parlamentarische Regierung in England; a. a. O. S. 123 fg. 80) Richard Cobden's Leben und Wirken a. a. O. S. 88.

durch die Anstrengungen der letzten Jahre tief erschütterte Gesundheit jede weitere politische Thätigkeit unmöglich. Dafür gelang es aber Lord Russell, als Unterpfand der Verbindung der Whigs mit den auch politisch liberalen resp. radicalen Freihändlern einen andern höchst populären Redner der bisherigen Anti-Corn-Law-League für sich zu gewinnen; Mr. Milner Gibson übernahm die Stelle als Vicepräsident des Handelsamtes. Auf der andern Seite war aber Russell's Versuch, drei namhafte Männer aus dem weitern Ministerium Peel's, die Herren Lord Dalhousie, Lord Lincoln und Herbert, die bisher aber noch keine eigentlich politische Rolle gespielt hatten, für sein Ministerium festzuhalten, nicht geglückt. Nur der alte Herzog von Wellington hatte sich bereitwillig finden lassen, auch unter Russell's Verwaltung den Oberbefehl über die Armee zu behalten. Außer Milner Gibson und Wellington war nun doch der Charakter des neuen Ministeriums durchaus whiggistisch; die Zusammensetzung aber nach alter Art der Whigs wurde wesentlich aristokratischer als jene des Cabinets Peel. Führer und Haupt des neuen Cabinets war also Lord Russell; neben ihm aber begann jetzt Lord Palmerston mehr und mehr die ebenso viel gerühmte wie geschmähte hervorragende Stellung zu erobern, die er seitdem mit steigendem Maße wiederholt bis zu seinem Ende in dem Rathe der Krone und des Landes eingenommen hat. Präsident des Geheimen Rathes wurde wieder Lord Lansdowne, Lordkanzler Lord Cottenham, Minister des Innern Sir George Grey (Neffe des großen Reformbillministers), Lord Howick, bisher im Unterhause, und namentlich im Sinne Cobden's, sehr thätig, — sein Vetter aber, bisher seit seines großen Vaters, eben des Reformbillministers, Tode (17. Juli 1845) jetzt Lord Henry Grey, Staatssecretär für die Colonien; Großsiegelbewahrer wurde Lord Minto, ferner Wood Kanzler der Schatzkammer, Macaulay wieder Generalkriegszahlmeister; Lord Morpeth erhielt die öffentlichen Bauten und Anlagen, Sir J. Hobhouse wurde Präsident des ostindischen Controlamtes, Labouchère Secretär für Irland.

Die Lage des neuen Whigministeriums war ungemein schwierig. Zunächst konnte man nicht gerade sagen, daß das Land der neuen Regierung mit besonders großem Vertrauen entgegenkam. Wohl zählte dieses Cabinet viele ausgezeichnet tüchtige Männer in seinen Reihen. Aber man hatte nicht vergessen, daß das Cabinet doch in der Hauptsache aus denselben Elementen bestand, die bis zum J. 1841 den Staat und die neue Reformpolitik schwach genug geleitet hatten und hinter Peel's großartig kraftvoller Leitung bedeutend in Schatten getreten waren. War es nun zu erwarten, daß diese Männer jetzt, — wo eine neue riesige volksthümliche Agitation einen neuen schweren Bann von dem Lande genommen, eine neue Reformbill der einschneidendsten Art erzielt hatte, — die rechte Kraft entwickeln würden, um die nothwendigen Consequenzen davon zu ziehen, zugleich die neu aufwogenden Elemente fest und gewandt zu leiten und die immer weiter fortschreitende Umbildung des britischen Nationallebens mit sicherer Hand segensreich weiterzuführen? Hier gerade waren wahrhaft großartige Schwierigkeiten zu überwinden.

Der Kampf um die Kornzölle hat mehr noch als die Wahl-Reformbill eine tiefe Kluft gerissen zwischen dem alten und dem neuen England unseres Jahrhunderts. Die Anti-Corn-Law-League allerdings hatte sich, nach alter Art der Engländer bei solchen Agitationen, gleich nach Durchsetzung der Peel'schen Kornbill, auf Antrag von Cobden und Bright, durch formellen Beschluß (29. Juli) einer Versammlung zu Manchester aufgelöst und begann, ihre noch schwebenden Geschäfte abzuwickeln. Cobden selbst, der durch die riesigen Anstrengungen der letzten Jahre nicht nur seine Gesundheit tief untergraben, sondern auch (er hatte natürlich seine Geschäfte stark vernachlässigen müssen) einen Schaden von mehr als 20,000 Pf. St. erlitten hatte, erhielt Seitens der bisherigen League eine Nationalbelohnung von 80,000 Pf. St.; er für seine Person eilte aber, sobald nur die großen Arbeiten im Parlament und in der League erledigt waren, durch eine längere Reise nach dem Continent seine Gesundheit herzustellen, die ihn nach Frankreich, in ein Pyrenäenbad, dann nach Spanien, Italien, Schweiz, Deutschland und Rußland führte; überall wurde der berühmte „Apostel des Freihandels und des Völkerfriedens" mit hohen Ehren aufgenommen. — Die League allerdings hatte sich aufgelöst; aber nun wirkte, und zwar viel stärker, nachhaltiger und intensiver als nach der Wahlreformbill, fortwährend weiter die Art, wie der Sieg errungen, die Mittel, die angewandt waren, und der Charakter, den die freihändlerische Agitation zuletzt immer mehr angenommen hatte. Zum zweiten Mal war wesentlich doch den alten Gewalten der englischen Gesellschaft eine tief einschneidende Reform durch eine mächtige Volksbewegung geradezu abgezwungen worden; die Agitation war viel großartiger, viel intensiver, viel zäher gewesen, als zur Zeit der Grey'schen Reformbill. Dies erneute Aufbieten der Massen der Nation mußte das Selbstgefühl, das Vollgefühl der Kraft bei den mittlern und niedern Schichten des Volkes sehr bedeutend erhöhen. Und wenn auch immer sehr zahlreiche Männer der britischen Aristokratie den großen Kampf an Cobden's Seite ausgefochten hatten: in der Hauptsache war es doch ein Kampf der englischen Demokratie, basirt auf die großen Städte und die Industrie, geworden, gegen die Aristokratie und die Interessen der großen Grundherren. Mit dem stolzen Siegesgefühle, mit dem neuen und riesigen Aufschwunge der Industrie seit dieser Zeit, die bald auch die Lage der sog. Arbeiter bedeutend bessern sollte, mit der ebenfalls seit jener Zeit merkbar sich steigernden materiellen Kraft der Pächter, wurde aber die Widerstandskraft der altbegründeten agrarischen Grundaristokratie gegen die demokratische Strömung auf allen Gebieten immer schwächer. Die Agitation freilich zu Gunsten einer neuen Ausdehnung des Wahlrechts trat noch nicht sofort wieder in den Vordergrund. Die Chartisten hatten freilich sich seiner Zeit (s. oben) mit den Freihändlern alliirt; aber, wenn auch Cobden selbst für geheime Abstimmung und kürzere Parlamentsdauer ge-

stimmt war, so neigte doch weder er selbst noch auch Bright zum „allgemeinen" Stimmrecht; andere Freihändler waren nach dieser Seite hin noch weit weniger radical. Wohl aber hat *Bright* aus dieser Zeit für sich die Aufgabe mitgenommen, die möglichste Demokratisirung des Stimmrechts nach allen Kräften zu fördern. Zur Zeit aber war das englische Volk durch den Kampf um die Kornfreiheit allzusehr ermüdet, um sich *sofort* schon wieder in eine erneute, nur von den allgefürchteten Chartisten geforderte, Arbeit zu stürzen; auch absorbirte (s. unten) Irland bald genug das allgemeine Interesse in sehr hohem Grade.

Als *nächste* Folge des großen Kampfes um die Kornfrage trat aber in dem *Parlament* weitaus am kenntlichsten hervor die *Zersprengung der alten Parteien*, die nun fortschreitend bis auf diesen Tag nachwirkt. Die in einer Lebensfrage geschlagenen alten Tories mit protectionistischer Färbung waren zur Zeit im Unterhause zwar noch immer sehr zahlreich, aber ohne sichere Führung, schwer erbittert. Die zum Theil hoch begabten *Peeliten*, nicht übermäßig zahlreich, machten den sehr schwierigen Versuch, eine eigene „liberal-conservative" Mittelpartei zu bilden; ein Versuch, dessen Durchführbarkeit sich doch erst erproben sollte. *Jedenfalls* war (und so ist es bis heute geblieben) der große Triumph der *conservativen* Partei Englands bei den letzten Wahlen ihr *letzter*; der Stoß in ihr Fundament, den Peel geführt hatte, ist nicht wieder überwunden worden, wenigstens nicht, soweit eine englische conservative Partei alter Art in Frage stand. Hatten aber darum die *Whigs* jetzt bessere Chancen als bisher? Der britische Liberalismus im Großen ja, aber *nicht* mehr die Whigs. Die mächtige Erhebung der neuen Manchesterpartei hat wesentlich die eine Folge der Grey'schen Reformbill gezeitigt, *die Umbildung der liberalen Partei* Englands. Das Eintreten der Vertreter der großen Städte in das Parlament brachte mehr und mehr neue Elemente ins Parlament, die — fast ohne Ausnahme liberal wie sie waren, — mit den Whigs doch *nicht* mehr ganz auf gleichem Boden standen. Nicht blos, daß doch auch die Whigs eine aristokratische Partei waren, daß die aristokratischen Häuptlinge dieser Partei in dem Schoße derselben Ton und Richtung angegeben hatten: bisher war es bei ihnen wie bei den Tories immer Brauch gewesen, *die großen Staatsfragen* in ganz bestimmter Art und nach sehr bestimmten taktischen Grundsätzen als Parteifragen zu behandeln. Das wurde sehr anders bei sehr vielen der neuen liberalen Deputirten, die mehr und mehr sich von den alten Parteigrundsätzen losmachten und als sog. *unabhängige* Liberale solche Fragen mehr nach ihrem inneren Werthe als nach dem Standpunkte der Partei zu betrachten anfingen; so konnten sie, und das hat namentlich die *Manchesterschule*, hat namentlich *Bright* oft gethan, wiederholt auch mit den Conservativen stimmen, sobald etwa diese „in dem gegebenen Falle die rechten Mittel zu dem rechten Ziele zu ergreifen schienen". Es ist *nicht* zu bestreiten, daß diese neue Praxis sehr wohl geeignet war, vielen bösen Uebelständen des bisherigen britischen Parteitreibens ein Ende zu machen. Aber es ist auch *nicht* zu verkennen, daß dieses, indem es die Parteien, namentlich die Whigs, immer mehr desorganisirte, vorläufig den festen Gang des britischen Staatswesens, die Bildung fester und klarer Majoritäten im Parlament und demgemäß auch die Bildung einer einheitlichen und kraftvollen Executive, fortschreitend immer mehr erschweren mußte. Die *Whigs* nun liefen seit jener Zeit immer mehr Gefahr, zusammenzuschrumpfen zu einer immerhin starken, aber nur schwer noch der Ergänzung und Erweiterung fähigen, wesentlich aristokratisch gefärbten Gruppe alter mächtiger Häuptlinge (wenn auch noch lange nicht in der Art „Officiere ohne Heer", wie bald nachher die Peeliten). Die radical gefärbten Liberalen alter Schule neben ihnen (die Russell das Wort von der „Finalität" der Grey'schen Reformbill niemals verziehen haben) und weit mehr nun eben noch die „unabhängigen Liberalen" der Manchesterschule unter Cobden und Bright, waren und blieben keine unter allen Umständen zuverlässigen Alliirten; und dieses hatte seit Alters auch von O'Connell's irischer Brigade gegolten.

Als nun das *neue Ministerium Russell* zu arbeiten begann, war seine Lage ganz eigenthümlich. Die neue Regierung begegnete auch im *Parlament* nur wenig Sympathien. Ueber den Sturz Peel's hinaus bestand *keinerlei* Verbindung zwischen den agrarischen Protectionisten und der neuen Staatsgewalt; aber auch Industrielle und Kaufleute hatten zu der finanziellen Capacität des Cabinets kein übermäßiges Zutrauen. Und bei der numerischen Minorität der liberalen Elemente im Parlament war Russell (ähnlich wie unter andern Verhältnissen einst Melbourne) jetzt namentlich angewiesen auf die Hilfe *Peel's* und seiner Partei; Peel hatte auch erklärt, das neue Cabinet bei *allen* die wahre Wohlfahrt des Landes bezweckenden Maßregeln unterstützen zu wollen.

Zunächst waren nun allerdings *alle* Parteien darin einverstanden, der neuen Verwaltung „ehrliches Spiel" (fair play) zu geben, damit Russell seine Ansichten und Bestrebungen an den Tag legen könne. So gelang es Lord Russell, zunächst die Frage wegen der *Zuckerzölle* zu erledigen. Unter den obschwebenden Verhältnissen war zunächst die Dauer der bisherigen Peel'schen Zuckerbill auf einen Monat verlängert worden. Am 20. Juli legte dann *Russell* seinen neuen Plan dem Unterhause vor. Nach demselben sollten die Zuckerzölle im Allgemeinen herabgesetzt und fünf Jahre hindurch von Jahr zu Jahr noch mehr vermindert werden. Bei den Debatten kamen die alten Schwierigkeitn dieser Frage wieder zu Tage. Ein Theil der Interessenten begehrte eine Bevorzugung der schwer ringenden westindischen Colonien, andere wenigstens die Ausschließung des in Sklavenländern erzeugten Zuckers; die Freihändler wiesen beides entschieden ab. Letztere machten namentlich immer von Neuem geltend, daß die Ausschließung des Sklavenzuckers eine Heuchelei sei gegenüber der Zulassung der durch nordamerikanische Sklaven gebauten Baumwolle, auf deren Zufuhr der Be-

trieb eines der wichtigsten britischen Industriezweige beruhe. Gegenüber der Opposition der Protectionisten unter G. Bentinck trat namentlich Peel für das Ministerium ein. Obwol er selbst noch als Minister im J. 1846 bei weiterer Regulirung dieser Frage eine Ausschließung des Sklavenzuckers im Sinne gehabt hatte (weniger aus Rücksicht auf die religiösen Gegner der Sklavenarbeit, als auf die schwierige Lage der westindischen Colonien), so erklärte er doch jetzt, daß es angesichts der jüngsten Begebenheiten kaum thunlich sei, das Ministerium in dieser Angelegenheit im Stiche zu lassen, und es so gleichfalls zum Rücktritt zu nöthigen. Die Russell'sche Zuckerbill fand dann endlich auch in beiden Häusern des Parlaments Annahme.

Desto drohender aber gestaltete sich die irische Frage. Freilich war die Repealbewegung mehr und mehr erlahmt; das „junge Irland" trennte sich immer entschiedener von dem alten O'Connell, der neue Agitator Smith O'Brien spielte im Parlament keineswegs eine glänzende Rolle, — O'Connell aber, wenn er auch sagte, „er thue es nur, um klar zu zeigen, daß England den irischen Schwierigkeiten in keiner Weise gewachsen sei", vertagte mit dem Wiedereintritt seiner alten whiggistischen Freunde in das Regiment die Repeal noch einmal und vertauschte seinen alten Ungestüm mit einer ungewöhnlichen Mäßigung. Aber die Hauptsache lag damals nicht in der politischen Bewegung, sondern in der schrecklichen materiellen Lage vieler Hunderttausende der unglücklichen keltischen Einwohner Irlands. Schon jetzt nämlich wurde es zum allgemeinen Entsetzen klar und deutlich, daß die furchtbare Misernte des Jahres 1845 sich auch im Sommer und Herbst 1846 in Großbritannien und Irland wiederholen werde. Es traten daher an die neue Regierung sofort die schwierigsten Aufgaben heran, sowol für die Sicherheit von Leben und Eigenthum der Besitzenden, wie für die Lebensfristung der Armen und Elenden in Irland die entsprechenden rettenden Schritte zu thun. In ersterer Beziehung nun ist es zu etwas Rechtem nicht gekommen. Die furchtbare und stets fortschreitende Zunahme der agrarischen blutigen Frevel in Irland in dieser Zeit hatte Peel zu der Erneuerung der irischen Zwangsbill veranlaßt; er war darüber gefallen, — Russell konnte daher diese Bill nicht mehr wieder aufnehmen. Aber die irischen und radicalen Elemente des Parlaments zürnten gewaltig, als der Minister Labouchère am 7. Aug. die provisorische Erneuerung der „irischen Waffenbill" beantragte, durch welche der Besitz von Schußwaffen in Irland an gewisse Beschränkungen geknüpft war. Allerdings sollten mehrere der gehässigsten Clauseln dieser Bill diesmal wegfallen. Die Regierung setzte auch wirklich bei schwachbesetztem Hause die zweite Lesung dieser Bill mit nicht ganz unbedeutender Mehrheit durch; aber — mit der den modernen whiggistischen Regierungen seit Lord Grey's Rücktritt anhaftenden Schwäche, mit jener vielbeklagten „Biegsamkeit" namentlich der whiggistischen Executive, — erklärte Russell am 17. Aug. plötzlich, daß er in Folge des Widerstandes, den die Bill gefunden, und der durch Streichung wichtiger Punkte den praktischen Werth der Bill zu paralysiren geeignet war, es vorziehe, dieselbe lieber ganz fallen zu lassen. Somit wurde auf alle Ausnahmemaßregeln für die öffentliche Sicherheit in Irland verzichtet. Als ersten ernsten öffentlichen Schritt aber dieses Cabinets zur Linderung des Nothstandes in Irland genehmigte das Parlament den Vorschlag der Regierung, kraft dessen der Statthalter von Irland den irischen Grafschaften auf deren Antrag Geld zu öffentlichen Bauten vorschießen durfte.

Am 28. Aug. wurde die diesjährige Session des Parlaments geschlossen. Aber mit der neuen schlechten Ernte; mit der steigenden Theuerung in England und Schottland, nahm das Elend in Irland einen wahrhaft verzweiflungsvollen, grauenhaften Charakter an. Auf dem Hintergrunde der alten schlechten Agriculturzustände dieses Landes, der Zwerg- und Kartoffelwirthschaft, der althergebrachten ausgedehnten Armuth; bei dem Mangel an Communicationsmitteln nahm die Noth zu. Dazu kam die Art des Volkes, welches leichtsinnig, fidel, wenig vorsorglich ist und — ganz anders als die Angelsachsen — zu praktisch solider Selbsthilfe wenig gestimmt, mit Vorliebe auf Staatsunterstützung zählt. Schon im vorigen Jahre hatten viele Irländer, die gewohnt waren, durch Erntearbeiten in England einen zeitweiligen Unterhalt zu erwerben, bei der Ankündigung einer Regierungsunterstützung es vorgezogen, diese in Anspruch zu nehmen. Und als jetzt die (s. oben) im Parlament beschlossenen öffentlichen Bauten angekündigt wurden: so gefiel es sofort zahllosen irischen Arbeitern in Irland, ihre Privatverpflichtungen gegen ihre bisherigen Arbeitgeber (namentlich Grundherren und Pächter) aufzugeben und Staatsarbeit zu suchen; wodurch dann nicht allein dem Staate ohne Noth erhöhte Kosten aufgebürdet, sondern auch sehr viele, namentlich ländliche Arbeitgeber in die größte Verlegenheit gebracht und außer Stand gesetzt wurden, in ausgedehnter Weise denjenigen Beistand zu leisten, der ihnen gesetzlich zufiel. Kam es doch vor, daß selbst kleine Pächter ihr eigenes Grundstück liegen ließen, um für den Staat Straßenbauten zu machen. Zu Anfang des Jahres 1847 hatte die Staatsregierung in Irland nicht weniger als 500,000 Arme zu einem durchschnittlichen Tagelohne von eilf Pence zu ernähren. Da die Zahl der in solcher Weise Brod und Hilfe suchenden Menschen zu groß wurde, um sie allein bei öffentlichen Arbeiten zu beschäftigen, so übernahm es die Regierung, auf ihre Verantwortung hin die letzte Bill dahin zu erweitern, daß die öffentlichen Hilfsgelder gegen angemessene Sicherheit auch zu Arbeiten auf dem Grund und Boden von Privaten zur Beschäftigung von Arbeitern verwandt werden durften.

Der furchtbare Nothstand der ärmeren Irländer erweckte nun überall in England starke, werkthätige und hilfreiche Sympathien; in Irland selbst führte er zu einem versöhnlichen Zusammenwirken sonst getrennter Elemente, indem die irischen Parlamentsmitglieder der verschiedensten Farben beider Häuser des Parlaments zu Anfang des Jahres 1847 mit andern irischen Grundherren

sich vereinigten, um die besten Mittel zur Hebung der furchtbaren Leiden Irlands zu berathen und mit ihren Vorschlägen der Regierung zur Seite zu stehen. Angesichts solcher Nothstände trat auch das Parlament früher als gewöhnlich wieder zusammen. Am 19. Jan. 1847 wurde die neue Session eröffnet; am 21. Jan. leitete Russell die Reihe der zur Abhilfe der Noth geplanten Maßregeln mit dem Antrage ein, die Getreide- und die Schiffahrtsgesetze (soweit letztere Getreideladungen betrafen) bis zum 1. Sept. 1847 zu suspendiren; dieser Schritt, der zugleich auf England, Schottland und Irland berechnet war, wurde bis Ende Januar berathen und schnell genehmigt. Auch die Protectionisten machten hier keine Opposition; nur daß sie sich gegen die daraus etwa zu ziehenden Consequenzen verwahrten. Die Freihändler aber, die hier einen neuen Angriffspunkt erkannten, setzten damals ein Comité ein zur Untersuchung der allgemeinen Wirkungen der (seit ihrer Einführung in Cromwell's Zeit so lange für eine Grundbedingung der britischen See- und Handelsmacht gehaltenen) Schiffahrtsgesetze. — Am 25. Jan. trat dann Russell mit einer Reihe auf Irland speciell berechneter wohlthätiger Maßregeln hervor. Abgesehen von der beantragten Indemnität für die (s. oben) letzten Schritte der Regierung in Irland, so sollten in jedem Wahlbezirke Irlands Wohlthätigkeitscomité's formirt werden mit der Befugniß, die ihnen aus öffentlichen Mitteln und Privatsubscriptionen zuströmenden Gelder zum Ankauf von Lebensmitteln zu verwenden, die unter die Bedürftigen zu vertheilen wären. Von den aus Anlaß des Nothstandes den Grundbesitzern in der letzten Zeit vom Staate geliehenen Summen sollte nun schrittweise in einem Zeitraume von 22 Jahren die Hälfte zurückgezahlt werden. Den Grundbesitzern sollten ferner neue 50,000 Pfd. St. zum Ankauf von Saatkorn bis zum Ablauf des nächsten December, und eine Million zur Verbesserung der noch brach liegenden Ländereien vorgeschossen werden; und zwar in der Art, daß die Regierung da, wo die Eigenthümer sich der Ausführung dieser Verbesserung widersetzten, gegen einen bestimmten Kaufpreis Eigenthümerin der betreffenden Ländereien werden könne. Der Verkauf zu schwer belasteter Güter sollte erleichtert werden. Weiter aber sollte sowol zu weiterer Linderung der herrschenden Noth wie zu bleibender Verbesserung auch die Armenbill von 1838 (s. oben) erweitert werden. Indem man zugleich die schlimme Liebhaberei der Kelten Irlands für die Zwergwirthschaft, für das endlose Parzelliren der Grundstücke, die Auflösung großer Theile des Volkes in eine Masse von aus der Hand in den Mund lebenden kleinen Grundeignern und „Köttern", treffen wollte, bestimmte man Folgendes. Indem man die Verordnungen wegen Herstellung öffentlicher Arbeitshäuser erweiterte, bestimmte man zugleich, daß diejenigen Armen, für deren Aufnahme in den Arbeitshäusern der Raum fehle, zur Unterstützung (namentlich durch Lebensmittel) auch außerhalb der Armenhäuser berechtigt sein sollten. Auf diese Unterstützung sollte jedoch Niemand Anspruch haben, der im Besitz eines Grundstückes von mehr als einem Viertelmorgen sei; außerdem sollte die auf sämmtliche kleinere Grundstücke fallende Armentaxe nicht wie bisher von dem Pachter, sondern von dem Grundherrn erlegt werden. Alle diese Anträge sind der Reihe nach angenommen worden. Außerdem hat die Regierung selbst — nachdem sie zuerst eine Bill G. Bentinck's, der Protectionisten (und Eisenbahnspeculanten), die durch eine Staatsanleihe von 15 Millionen Pf. St. den Bau irischer Eisenbahnen mächtig fördern wollte, entschieden bekämpft und dadurch zu Falle gebracht hatte — mit gewohnter whiggistischer Biegsamkeit später eine Bill zu demselben Zwecke, aber mit weit geringeren Geldforderungen, im Parlament eingebracht und durchgesetzt.

Die Energie, mit der England — das Parlament hat überhaupt im Ganzen zehn Millionen Pfund Sterling zur Unterstützung Irlands bewilligt — dem nothleidenden Irland zu Hilfe kam, ist für diese Zeit auch nicht ohne segensreiche Wirkungen geblieben. Zunächst traten mehrere neue Momente ein, welche die hinter Irlands entsetzlicher Noth lauernde schwere politische Gefahr bis auf die letzte Hälfte des siebenten Decenniums unseres Jahrhunderts und bis auf das neue Aufleben der blutigen „Fenischen" Bewegung wieder hinausgeschoben haben. Zuerst erlosch das Feuer der Repeal-Agitation. Der alte O'Connell nämlich, der in diesem Frühling sich auf eine Reise zum Papst nach Rom begeben hatte, war unterwegs zu Genua am 15. Mai gestorben. Damit aber hatte die Repealbewegung in ihrer bisherigen Gestalt ihren Halt verloren. In Irland war nach O'Connell's Ableben factisch Niemand da, der diese Sache in der Art und Weise des großen Demagogen hätte fortführen können. Denn die neuen Gegner O'Connell's, die lärmenden Stimmführer des „jungen Irland", die Männer der selbständigen irischen Republik und der „physischen Gewalt", hatten persönlich weder die Einsicht, die schlaue Besonnenheit, noch die Autorität wie O'Connell. Es kam dazu, daß die Kraft der Agitation durch eine neue Wendung für lange Jahre wesentlich geschwächt wurde.

Man war längst darüber einig, daß bei der Natur der Kelten Irlands, die so sehr zur Zwerg- und Kartoffelwirthschaft neigt; bei ihrer Liebhaberei für geheime Verbindungen, die stets mit Brand und Mord bei der Hand waren und darum auch die Anlage industrieller Etablissements durch ewige muthwillige Strike's und Mordthaten fast unmöglich, jedenfalls zu einem großen Wagstück machten, — Irland zur Zeit wirklich zu stark bevölkert, daß ein geordnetes System der Auswanderung für die Insel die wesentlichste Hilfe war. Was bisher aber nur sporadisch geschehen war, das wurde jetzt unter der furchtbaren Noth in riesenhaftem Maßstabe ausgeführt. Der gräßliche Nothstand der Insel überwand jetzt die Heimathliebe der Irländer. Alle Hilfe aus England konnte zunächst doch nicht hindern, daß nicht Hungersnoth und Seuchen die Zahl der Kelten Irlands binnen wenigen Monaten nahezu decimirten[81]). Die Aus-

81) Vgl. R. Pauli, Aufsätze zur englischen Geschichte S. 238.

dehnung der Noth, der Gluth des Stammeshasses, des seit Jahrzehnten geschürten Grolls gegen England, die Wuth des religiösen Fanatismus ließen die großen rettenden Maßregeln nicht sofort überall durchgreifend wirken. Es kam dazu, daß die Bestimmungen der neuen Armenbill (s. oben) nicht blos die Arbeitshäuser füllten, sondern auch andere Folgen hatten. Die Grundherren begannen, die zu kleinen verpachteten Landparzellen einzuziehen: dies war der letzte Stachel, der die proletarische ländliche Bevölkerung trieb, ihr Land zu verlassen. So begann denn eine Auswanderung nach Nordamerika (der sog. Irish Exodus) in bisher unerhörter Ausdehnung; das irische Volk zog, von der Staatsregierung dabei nunmehr auf alle Weise gefördert, zu Hunderttausenden über den atlantischen Ocean. Damit trat zunächst eine bedeutende Erleichterung für Irland ein; durch diese 4—5 Jahre lang sich fortsetzende Auswanderung wurde die Kraft der Agitation vollkommen gebrochen (vgl. unten); aber auch andere Folgen blieben nicht aus. Jubeln ultramontane Schriftsteller laut darüber, daß diese Wendung dahin geführt habe, in dem protestantischen Nordamerika einen neuen starken Grundstock streng katholischer Elemente zu schaffen: so klagen Freunde der amerikanischen Union, daß die Irländer in den großen Städten des Ostens das bis dahin dort nur erst schwach vertretene Element wüster Barbarei, brutalen Rowdy- und Strolchenthums mit greulichem Erfolg angepflanzt und zu scheußlicher Blüthe gebracht haben. England aber hatte es zu empfinden, daß die ihm feindlichen Elemente in Amerika durch diese Auswanderer mächtig gestärkt, daß 20 Jahre später das amerikanische Irland ein gefährlicher Ausgangspunkt des irischen Fenianismus der Gegenwart wurde.

Das seinem Ende zuwandernde Parlament des Jahres 1847 hat außer der irischen Frage noch mehrere andere Punkte von nicht geringer Bedeutung zu behandeln gehabt. Der Eifer der Philanthropen brachte wieder die Arbeiterverhältnisse zur Debatte, und setzte (nachdem schon unter dem 30. Juni 1845 das Gesetz publicirt war, welches die Arbeit der Frauen, der jungen Leute und der Kinder über 8 Jahre in den Druckereien regulirte und auch diese Classe arbeitender Engländer und Engländerinnen sammt den Druckereien unter Schutz und Controle der Fabrikinspectoren stellte) — abermals gegen den entschlossenen, theilweise auch durch Peel getheilten, Widerstand der Manchesterschule — diesmal die berühmte „Zehnstunden-Bill" durch. Diese Acte, dieses Gesetz vom 8. Juni 1847 („Gesetz zur Festsetzung der Arbeitsstunden junger Personen und Frauenzimmer in Fabriken"), beschränkte bekanntlich die Arbeitszeit junger Leute unter 18 Jahren und der Frauenzimmer fortan, d. i. für die mit dem 1. Mai 1848 beginnende Zeit, auf zehn Stunden täglich und auf 58 Stunden wöchentlich [82].

Sonst haben wir hier nur noch zu erwähnen, daß auch die lange schwebende Frage wegen des anglikanischen Bisthums Manchester endlich in dieser Session trotz der Opposition der zahlreichen Gegner der Staatskirche entschieden wurde. Bei der zunehmenden Bedeutung von Manchester bestand schon längst der Plan, diesen Bezirk von dem Bisthume Durham abzutrennen und hier ein neues selbständiges Bisthum zu bilden. Um aber die Zahl der anglikanischen Bischöfe im Oberhause nicht zu vermehren, hatte man Anfangs daran gedacht, die Sitze von St. Asaph und Bangor in Wales zu combiniren. Bei der gegen diese Idee erhobenen Opposition griff die Regierung endlich zu dem Auskunftsmittel, zwar in Manchester ein neues Bisthum zu formiren, jedoch dem neuen Bischof nicht eher Sitz und Stimme im Oberhause zu verleihen, als bis eine Vacanz unter den englischen Bischöfen eingetreten wäre, worauf dann wieder der dann neu zu erwählende Bischof nicht in das Oberhaus eintreten sollte. Von dieser Reihenfolge waren nur die Erzbischöfe von Canterbury und York, sowie die Bischöfe von London, Durham und Winchester ausgenommen.

Die diesjährige Session des Parlaments wurde am 23. Juli 1847 geschlossen. Da seine Lebensdauer aber jetzt abgelaufen war, so wurde es gleich nachher aufgelöst und neue allgemeine Wahlen ausgeschrieben. Die neuen Wahlen wurden ohne ungewöhnlich heftige Agitation vollzogen; die Physiognomie des Unterhauses wurde dadurch nicht unbedeutend verändert. Die toryistischen Protectionisten blieben in einer anständigen Minderheit; die Peeliten stellten eine immerhin bedeutende Mittelpartei dar; die liberalen Elemente (Whigs, unabhängige Liberale und Freihändler, und Radicale) hatten zusammen eine Majorität von etwas über 30 Stimmen erobert. Interessant aber war der Ausfall mehrerer einzelnen Wahlen. Von hervorragenden Männern des damaligen öffentlichen Lebens wurde damals der hochbegabte Peelite Mr. Gladstone zum Vertreter der Universität Oxford gewählt, was er seitdem bis zum Jahre 1865 geblieben ist, ohne sich durch den conservativ-hochkirchlichen Charakter seiner Wähler in seinen fortschreitend liberaler, resp. praktisch-toleranter sich gestaltenden Ideen stören zu lassen. Mr. Cobden, damals noch in Madrid (s. oben), wurde abwesend sowol von dem Wahlbezirke Stockport wie vom West-Riding (des westlichen Yorkshire) gewählt; der große Freihändler zog diesmal den bedeutenderen Sitz für West-Riding vor. Dagegen wurde der berühmte Macaulay diesmal durch seine edinburgher Wähler — leidenschaftliche Presbyterianer, die mit ihm wegen seines Auftretens zu Gunsten der katholikenfreundlichen Maynooth-Bill (s. oben) Peel's zerfallen waren — bestraft. Macaulay wurde bei seiner Candidatur in Edinburgh schmählich verhöhnt, und statt seiner wählte man den gut protestantischen Papierfabrikanten Cowan zum Abgeordneten. Der große Redner und Schriftsteller erhielt später (im November 1848) aus Schottland die Genugthuung, daß ihn die Universität Glasgow zu ihrem Rector wählte; er selbst, nunmehr für längere Jahre aus dem Parlament ausgeschlossen, wandte seine ganze ungeheure Kraft auf die Ausführung

82) Vgl. Ludlow und Lloyd Jones, Die arbeitenden Classen Englands, a. a. O. S. 23.

seines großen Werkes über die Geschichte Englands, das ihm bald einen über die ganze cultivirte Welt sich ausbreitenden Ruhm erwerben sollte. Bemerkenswerth war auf der andern Seite, daß die Chartisten es möglich machten, wenigstens Einen Vertreter ihrer Sache ins Parlament zu bringen; es war der phantastische Feargus O'Connor, ein geborener protestantischer Irländer.

Das neue Parlament trat am 18. Nov. 1847 zusammen; nachdem es sich constituirt und wieder den frühern Sprecher Shaw Lefevre gewählt hatte, wurde es am 23. Nov. durch königliche Commissäre eröffnet. Das neue Parlament fand, wie noch mehr vorher die Wahlen, England in einer sehr schwierigen materiellen Lage. Es ist sehr wahr: die Abschaffung der Kornzölle und die Annahme des Freihandelssystems haben Englands wirthschaftliche Lage binnen wenigen Jahren in großartig glänzender Weise verändert, seiner Industrie und seinem Verkehr einen wahrhaft riesenhaften Aufschwung gegeben, die materielle Lage der untern und der mittlern Classen in einer höchst vortheilhaften Weise verändert. Aber diese große Entwickelung wurde doch zunächst durch eine schwere wirthschaftliche Krisis eingeleitet, die im J. 1847 nur mit großer Mühe überwunden werden konnte. Diese Krisis entstand in folgender Weise. Die furchtbare Misernte des Jahres 1846 hatte sowol Großbritannien wie auch die meisten Länder des Continents schwer heimgesucht; in Folge dessen nahm natürlich die Nachfrage nach englischen Manufacten momentan beträchtlich ab, — die Kornpreise aber stiegen schnell auf eine beträchtliche Höhe, und während die Arbeiten in den Industriebezirken stockten und vermindert wurden, gingen für die Korneinfuhr aus dem Auslande an 16 Millionen Pfund Sterling aus England hinaus. Der Baarvorrath der Bank schmolz stark zusammen. Die Höhe der Kornpreise veranlaßte gewaltige Getreidespeculationen; und während nun schon das Geld theuer wurde, zeigten sich im Sommer 1847 sichere Aussichten auf eine nahe und sehr glänzende Ernte. Das gab der übertriebenen Speculation einen schweren Stoß; die Kornpreise begannen schnell zu fallen, eine Reihe großer Korn-Import-Geschäfte machten Bankerott und rissen viele andere nach sich. Die daraus resultirende Krisis wurde durch andere mitwirkende Umstände noch bedeutend verschlimmert. Die großen Freihandelsreformen hatten seit 1844 einen außerordentlichen Aufschwung der Unternehmungen hervorgerufen, für den allmälig die materiellen Kräfte Englands nicht mehr ausreichen wollten. Allein im J. 1844 waren 66 neue Eisenbahnprojecte durch das Parlament gegangen; für die Eisenbahnbauten allein waren in den Jahren 1844—1847 über hundert Millionen Pfund aufgenommen worden. Die meisten Actionäre sahen jetzt wol ein, daß sie zuviel unternommen hatten; ein großer Theil war kaum mehr im Stande, die Einzahlung fortzusetzen; die Directoren aber erzwangen den Weiterbau, bei dem sie persönlich im höchsten Grade interessirt waren. Also in einer Zeit, wo die Kräfte der Nation auf Haltung der Fabriken hätten verwandt werden müssen, trieb man sie auf ein anderes Gebiet, wo der Aufschub gar nichts geschadet hätte. Der Bau von Eisenbahnen soll in den ersten sechs Monaten des Jahres 1847 allwöchentlich eine Million Pf. St. verschlungen haben. Die große Menge von Kapitalien und Arbeitskräften, die auf den Bau der Eisenbahnen verwandt wurden, konnten einstweilen natürlich keine Ausfuhrartikel hervorbringen, während sie fortwährend Einfuhrartikel verbrauchten. Namentlich stieg, in Folge des guten Lohnes der Eisenbahnarbeiter, der Verkauf von Zucker, Thee, Kaffee, Rum, Tabak u. dgl. m. mit dem Jahre 1846 ganz ungemein gegen die früheren Jahre; so z. B. um 824,000 Gallonen Rum und fremde Branntweine, um 721,000 Centner Zucker u. s. w., während die Einfuhr der rohen Baumwolle um 104,500,000 Kilogramme geringer war als 1845. Wurde nun dadurch die ohnehin schon ungünstige Handelsbilanz noch viel ungünstiger, so verschlang ferner im J. 1847 die Anleihe für Irland weitere 8 Millionen Pf. St.; nicht minder ungünstig wirkten auf den Preis des allerorten gesuchten Kapitals die Mehrkosten für Baumwolle, indem der Preis dieses Rohstoffes damals um 50—60 Procent gestiegen war.

Bei dem Drängen nach Geld warf sich nun fortschreitend Alles mehr und mehr auf die Bank von England, um dort Geld zu erhalten. Um dem zu starken Abfluß des Geldes vorzubeugen, hatte die Bank ihr Disconto erhöht; sehr angenehm war dies gerade nicht, weil eben die industrielle Ueberlegenheit Englands vorzüglich auf seinem niedrigen Zinsfuße beruhte. Die Krisis wurde mit dem August 1847 brennend; damals folgten die großen Bankerotte einander Schlag auf Schlag, rissen immer neue Firmen nach sich; selbst eine Anzahl von Privatbanken fielen, namentlich aber Häuser mit ostindischen Geschäften und andere Firmen, die theils ihre Speculationen überspannt, theils bei gutem Wetter ihr Dasein nur künstlich gefristet hatten und darum jetzt dem Unwetter unterlagen. Die Bank half so viel sie konnte; noch im September wurden neue Credite, natürlich gegen entsprechende Deckung, gegeben; aber, da man fürchtete, daß auch die sog. Noten-Reserve, d. h. diejenigen Noten, die ausgefertigt, aber noch nicht im Umlaufe waren, immer mehr zusammenschmelzen, die Discontirung immer schwieriger werden würde, so wurde Ende September angekündigt, daß neue Vorschüsse nicht mehr gemacht, die älteren zum festgesetzten Termine eingezogen werden würden. Auf allgemeines Drängen suspendirte die Bank endlich unter Einwilligung der Regierung am 25. Oct. die Peel'sche Bankacte von 1844; d. h. sie gab die Erlaubniß, die genaue Beziehung von Metallvorrath (s. oben) und Notenausgabe bei Seite zu setzen und letztere nach Discretion der Bank auszudehnen; jedoch war acht Procent als niedrigster Discontosatz zur Einschränkung dieser Freiheit festgesetzt. Die Maßregel hatte Erfolg, weil der Mangel an Vertrauen und die Angst, die Bank könne ihre Hilfe versagen, ein Hauptgrund des Schreckens gewesen war. Das Vertrauen kehrte denn auch bald zurück, sobald man glauben durfte, die Mittel der Bank würden ausreichen, und die Notenreserve ward

nicht einmal erschöpft [83]). Die Handelsverhältnisse hoben sich allmälig wieder; nach Vernichtung aller innerlich ungesunden Elemente tobte das Unwetter aus, und unter den segensreichen Wirkungen der glänzenden Ernte des Sommers lenkte auch der Verkehr in geordnete segensreiche Bahnen wieder ein.

Zur Zeit freilich, als das neue Parlament zusammentrat, war die Spannung und Besorgniß noch immer groß. Der Zorn der alten Protectionisten, der Groll vieler Gruppen (namentlich auch des kaufmännischen) Publicums war groß; und wie er bisher — von jener Seite gegen die neue Handelsfreiheit, von dieser gegen die Peel'sche Bankacte gerichtet — in der Presse getobt, zugleich zu vielen Rettungsvorschlägen verschiedener Art geführt hatte, so machte er sich nun auch im Parlament Luft. Peel mußte mit Energie für seine Bankacte eintreten, der man vorwarf, sie habe die Bank außer Stand gesetzt, zur rechten Zeit durch Vermehrung der Circulationsmittel dem Lande zu Hilfe zu kommen; die spätern Operationen hätten nur wenig mehr helfen können. Am 30. Nov. trug daher im Namen der Regierung Sir Ch. Wood im Unterhause, Lord Lansdowne im Oberhause auf Ernennung eines Comité's an zur Untersuchung der Ursachen der Handelskrisis und der auf Ausgabe von Banknoten gerichteten Gesetze; der Antrag wurde in beiden Häusern genehmigt. Sachkundige Untersuchungen ergaben aber nur, daß allerdings die Peel'sche Bankregulative den Ausbruch einer Anzahl von Bankerotten insofern beschleunigt hatte, als viele bereits hinfällig gewordene Etablissements keine neuen künstlichen Mittel gefunden hatten, ihr Dasein zu fristen, und so allerdings durch die große Handelskrisis umgeworfen worden waren. Ueber das Ganze der Sache äußerte sich der deutsche Volkswirth Roscher bald nachher [84]) in folgender Weise: „Denken wir uns eine Krisis, die nur auf grundloser, panischer Angst beruht, wo aber die Banknoten volles Zutrauen genießen, so könnte hier allerdings die Peel'sche Beschränkung der Bankthätigkeit sehr schädlich sein. Setzt man den Fall, daß eine augenblickliche Invasion den Cours der Staatspapiere stark erniedrigte, so könnte diese üble Folge durch eine augenblickliche Vermehrung der Banknoten sehr gemildert werden. Wenn die Folgen einer Misernte, wie die von 1846 im J. 1847, starke Geldausfuhren bewirken, und nun die Bank zugleich, gerade wegen dieser Geldausfuhr, ihre Notencirculation verringert: so kann die dadurch herbeigeführte Stockung einer vermehrten Thätigkeit des exportirenden Gewerbfleißes, welche die Handelsbilanz am besten wieder ausgliche, allerdings sehr leicht stören. An sich schon hat die Krise nur allzusehr das Bestreben, die Fremden zum Mistrauen zu veranlassen, so daß sie kein Geld creditiren, wohl aber ihre Forderungen in Geld eintreiben. Wie stark die Bank in solchen Fällen von Metall entblößt werden soll, das hängt viel weniger von der Menge der Noten ab, als vom Grade des öffentlichen Mistrauens; sie kann bei nur fünf Millionen Zetteln ebensowol gezwungen sein, all ihr Geld herzugeben, wie bei zehn Millionen. Wenn also die Verminderung der Zettel von zehn auf fünf Millionen den panischen Schrecken vermehren sollte, so würde die Bank eben dadurch selbst ihren Geldvorräthen schaden. Ich meinerseits würde den Streit auf folgende Art zu schlichten suchen. Das Peel'sche Gesetz kann in solchen Fällen, wo die Geldausfuhr nicht Wirkung, sondern die Ursache der Krisis ist, das Uebel nur verschlimmern; hier wird es daher suspendirt werden müssen. (Ich denke dabei namentlich an Misernten, große Zahlungen von Seiten des Staates an ausländische Empfänger, u. s. w.) Ist hingegen die Geldausfuhr blos eine Wirkung der Krise, so besteht der große Nutzen der Peel'schen Maßregel darin, daß die Bank nun gezwungen wird, ihr Creditgeben gleich bei dem ersten Anfange der Verlegenheit einzuschränken. Der eigentliche Ausbruch der aus der Verlegenheit entbrennenden Krankheit erfolgt dann zwar früher, aber eben dadurch auch milder und heilbarer, als sonst geschehen wäre."

Außer der Handelskrisis beschäftigte das neue Parlament in dieser ersten kurzen Herbstsession von 1847 namentlich noch die schlimme Lage Irlands. Hier hatten sich die Dinge seit dem Frühling immer trostloser gestaltet. Denn trotz der englischen Hilfe und der Auswanderungszüge waren die Kelten immer elender geworden. Und die allgemeine Misère löste stellenweise alle sociale Ordnung fast auf; die geheimen agrarischen Mordverschwörungen nahmen immer schlimmer überhand. Namentlich in den Grafschaften Clare, Limerick und Tipperary wurde die blutige Rache an wirklichen oder vermeintlichen Gewaltthaten der Grundherren zu einer förmlichen Fehme, der die Strafe der Behörden fast niemals beikommen konnte. Unter diesen Umständen schlug im Parlament die Regierung eine sehr gemäßigte Zwangsbill für Irland vor. Der Lord-Statthalter in Irland sollte bestimmte Districte der Insel „in Ausnahmezustand" erklären, dadurch über deren Bewohner in Betreff ihres Besitzes von Waffen eine bestimmte Controle ausüben können; jede Vermehrung der Schutzpolizei innerhalb eines solchen Bezirkes mußte von demselben vergütet werden. Diese Bill, die diesmal sogar von den gemäßigteren irischen Abgeordneten gebilligt (von Feargus O'Connor freilich mit radical-fanatischer Wuth und Repeal-Velleitäten angefochten wurde), ging dann auch ohne Hinderniß durch beide Häuser des Parlaments. Bald aber sollte sich die irische Frage mit den auch Großbritannien sehr stark berührenden Wellenschlägen der großen europäischen Revolution des Jahres 1848 verschlingen.

Das Parlament war nach kurzer Session am 20. Dec. 1847 vertagt worden, um am 8. Febr. 1848 wieder zusammenzutreten. Zunächst beschäftigte sich dasselbe mit finanziellen Schwierigkeiten. Am 18. Febr. legte Russell das Budget vor. Die Theuerung und die Han-

83) Vergl. Roscher in der Zeitschrift: „Die Gegenwart". Bd. III. (1849) S. 752 fg. und den Artikel „Die Suspension der englischen Bank-Acte" in dem „Preußischen Wochenblatt", Jahrgang VI. 1857. Nr. 48. S. 404. 84) a. a. O. S. 754.

dels- und Geschäftskrisis des abgelaufenen Jahres hatten in den Einnahmen einen starken Ausfall veranlaßt, sodaß ein Deficit im Betrage von Einer Million Pfund Sterling entstanden war; dasselbe Deficit sah Russell für das kommende Jahr voraus. Da die damaligen europäischen Verwickelungen und die neue Spannung mit Frankreich (s. unten), dessen stete Rüstungen in England große Bedenken erregten, Ersparnisse im Heer- und Seewesen wenig räthlich machten, so schlug Russell eine Erhöhung der verhaßten Einkommensteuer von drei auf fünf Procent vor. Dieser Vorschlag erregte aber in Parlament, Presse und Land einen wahren Sturm des Unwillens, den Russell nicht zu überwinden vermochte. Abgesehen davon, daß man zu Russell und seiner Freunde finanziellen Capacitäten nicht das Vertrauen hatte, wie seiner Zeit zu Peel; abgesehen von manchen ungleichen und zweifelhaften Repartirungen der bisherigen Einkommensteuer und der Schwierigkeit der Zeitlage überhaupt: so konnte und wollte das britische Publicum sich im Ganzen damals noch nicht (trotz des Abwerfens des Schutzzollsystems) an den doch unvermeidlichen Uebergang von den indirecten zu den verhaßten directen Steuern gewöhnen. Nachdem Russell daher am 21. Febr. zu einiger Vermittelung den Vorschlag durchgesetzt hatte, ein Comité zur Untersuchung der Ansätze für Heer und Flotte zu ernennen, damit das Unterhaus selbst in die Lage komme, sicher zu entscheiden, ob an eine entsprechende Verminderung der Ausgaben gedacht werden könne: zog die Regierung am 28. Febr. die Idee, die Einkommensteuer zu erhöhen, einfach wieder zurück und setzte nachher unter Peel's Mitwirkung doch nur mit Mühe die Erneuerung der bereits bestehenden Einkommensteuer für die nächsten drei Jahre durch.

Inzwischen war (24. Febr.) die große europäische Revolution zuerst in Frankreich ausgebrochen. Die Engländer, die sich beeilten, die neue provisorische Regierung in Paris officiell anzuerkennen und ihre Friedensliebe unverkennbar kund zu geben, waren wie herkömmlich zuerst von warmer Sympathie erfüllt für die Bewegung in Paris, wie für die fortschreitenden Erhebungen in Europa, namentlich in Italien; (nur Schleswig-Holstein hatte sich von Anfang an geringeren Wohlwollens zu erfreuen). Während der englische Boden in ausgedehntem Maße das Asyl geflüchteter und vertriebener Machthaber des Continents wurde, wirkte jedoch die diesmalige Revolution (anders als die des Jahres 1830) lange nicht in dem Umfange zurück auf das englische Staatsleben, wie es 18 Jahre zuvor geschehen war; ohne die Grey'sche Reformbill und ohne die Erledigung der Kornzollfrage hätte jetzt ohne jeden Zweifel auch England in Flammen gestanden. Jetzt aber konnte der schlaue Staatssecretär des auswärtigen Amtes die Convulsionen des Continents für die durch ihn vertreteuen Interessen ausbeuten; in Großbritannien aber zündeten die über den Kanal und die Nordsee herübertreibenden Funken nur in den Kreisen der Chartisten und in Irland.

Der Chartismus hatte seit mehreren Jahren sich öffentlich weniger bemerkbar gemacht. Aber er hatte neuerdings neben jenem wilden und phantastischen Feargus O'Connor einen viel namhafteren Führer gewonnen, nämlich Mr. Ernst Jones. Jones war am 25. Jan. 1819 zu Berlin geboren, und zwar als Sohn des Husaren-Majors Jones, des Stallmeisters des Herzogs von Cumberland, Ernst I. August (des spätern Königs von Hannover), der sein Pathe war und nach dem er seinen Vornamen erhielt. Der Vater kaufte sich in Holstein an, und der Sohn wurde längere Zeit in Deutschland erzogen; derselbe war schwärmerischer Natur, derart daß er schon als eilfjähriger Knabe entlief, um den Polen gegen Rußland beizustehen. Später in Lüneburg ausgebildet, und ein junger Dichter, kam er im J. 1838 mit seiner Familie nach England. Hier wurde er zu London in dem Middle-Temple zum Juristen geschult, heirathete dann eine Miß Atherley aus Barfeld in Cumberland; die conservative Stellung ihrer Familie konnte seine radicalen Neigungen nicht zurückhalten. Jones wurde zu Ostern 1844 von dem Middle-Temple als Advocat aufgenommen; aber schon im J. 1845 gab er diese Stellung auf, um sich den Chartisten anzuschließen, unter denen er durch seine Arbeit in der Presse und in Meetings bald einer der ersten Führer wurde, was er auch bis zu dem Absterben dieser Bewegung, resp. bis 1858 geblieben ist. Jedenfalls ein reiner und hochherziger Charakter, veröffentlichte Jones jetzt Schriften, wie den „Labourer", die „Notes of the People", und die Zeitschrift „the People's Paper", das wesentlichste Organ seiner Partei, das er acht Jahre lang geführt hat. Während seiner Verbindung mit den Chartisten nahm er keine Bezahlung an für die von ihm geleisteten Dienste; ja, im Gegentheil gab er namhafte Summen aus für deren Zwecke, und verzichtete (1848) freiwillig auf ein Vermögen, das jährlich eine Rente von 2000 Pf. St. abwarf, und das ihm von einem Verwandten unter der Bedingung vermacht worden war, daß er von der Sache der Chartisten zurücktreten sollte. In das Parlament vermochte Jones weder vor noch nach 1848 zu gelangen; aber dieser Führer gab doch der Sache der Chartisten mehr Nachdruck und Charakter, als sie bisher gehabt hatte.

Als nun seit Ende Februar des Jahres 1848 die französische Revolution die Grenzen überschritt und durch ganz Europa zündete: da regte sich sowol die Umsturzpartei in Irland wie der Chartismus mit neuer Kraft. Die republikanischen und socialistischen Theorien wurden schärfer betont; die Hoffnungen der Massen belebten sich neu, — der Chartismus reifte zu einer großen Krisis. Die Chartisten forderten mit neuer Energie ihre sechs Grundrechte (s. oben); sie beriefen überall (so zu London, Birmingham und Sheffield) große Meetings, um eine neue Riesenpetition für das Parlament vorzubereiten. Aber ihre Hinneigung zu den socialistischen Theorien der Franzosen erbitterte alle Classen und Parteien des Landes, auch die schroffsten Radicalen; so konnte die Polizei ohne Mühe sowol ein angeblich gegen die Einkommensteuer innerhalb Londons in der Nähe des Parlaments abgehaltenes Meeting zerstreuen, wie auch

Unruhen in Nord-England (Manchester) und Schottland (Glasgow) unterdrücken. Nun drohte aber (zumal auch die Chartisten insgeheim mit „Jung-Irland" verbunden waren) in London selbst der Aufstand. Die Chartistenführer kündigten ihren Plan an, ihre mit angeblich fünf Millionen (thatsächlich waren es aber nur zwei Millionen) Unterschriften bedeckte Riesenpetition am 10. April dem Parlament zu übergeben; um aber ihren Forderungen Nachdruck zu geben, beriefen sie zugleich einen Congreß sämmtlicher Chartistenvereine nach London. Am 10. April sollte zu Kennington-Common, einem Platze bei London, ein Riesenmeeting stattfinden. Man wollte „die Lage der arbeitenden Classen in Betracht ziehen", dann aber in kolossaler Procession die Petition nach dem Parlament tragen. Die Regierung und das ganze Land gerieth — angesichts der damals oft genug an sog. „Misverständnisse" geknüpften Aufstände im übrigen Europa — in die höchste Unruhe und Besorgniß. Da entfaltete aber das Cabinet Russell ebenso viel Festigkeit als sichere Ruhe und Klugheit. Am 6. April wurde die Procession verboten. Und für den 10. April ließ General Wellington die nöthigen Truppen durch London strategisch vertheilen, die wichtigsten öffentlichen Punkte und Gebäude stark besetzen, den Weg von Kennington-Common zu dem Parlament überwachen; aber mit großer Klugheit wurden die Soldaten nicht in herausfordernder Weise zur Schau gestellt. Dafür aber wurden weiter an 150,000 londoner Bürger (darunter der nachmalige Kaiser der Franzosen) als Special-Constabler eingeschworen, als Nachschub der Polizei. So geschah es, daß das Meeting und die Uebergabe der Petition ohne Gewalt und Blutvergießen, und ohne daß ein breiter Blutstrom die besitzenden Classen von den sogenannten Arbeitern getrennt hätte, verliefen. Gleichzeitig aber loderte auch in Manchester die Bewegung hoch auf; und hier hielt am 10. April Jones eine feuersprühende Rede, ob deren er nachher zu zwei Jahren (mit schroffer Strenge gehandhabter) Einzelhaft verurtheilt wurde.

Damit hatte der Chartismus ausgespielt; die Motive dazu lagen aber darin, daß einerseits in den folgenden Zeiten Bildung und Charakter der sog. Arbeiter vielfach einen andern und gesundern Charakter (s. unten) gewannen, und daß andererseits die Radicalen wie die Whigs auf Grund der letzten Erfahrungen die Arbeit zur schrittweisen neuen Ausdehnung des Wahlrechts mit Eifer wieder aufnahmen. Es war zuerst die sog. Manchesterschule, namentlich John Bright (bei den Wahlen des Jahres 1847 aus Durham wieder verdrängt, dafür in Manchester neu gewählt), die jetzt mit Energie ihr einst (s. oben) den Chartisten gegebenes Versprechen aufnahm, und unter deren Auspicien noch 1848 die neue Reform-Association gegründet wurde. Daher tritt seit dieser Zeit die Anregung zu einer neuen Reformbill fortschreitend stärker wieder in den Vordergrund; aber der Chartismus starb ab. Umsonst suchte jener Agitator Frost (s. oben) nach Ablauf seiner Haft und seiner Rückkehr aus Australien (1856) die Sache neu zu beleben. Die Auflösung der Partei selbst berichten wir später seiner Zeit.

Weniger leicht wurde der Aufstand in Irland gebrochen. Die französische Revolution entflammte bei den Kelten der grünen Insel wieder die Erinnerung an das Jahr 1798. Man glaubte hier, die Zeit sei wieder gekommen, wo man auf französische Hilfe zu Abschüttelung der Herrschaft Englands zählen dürfe. Die Männer der „physischen Gewalt", die Führer des „Jungen Irland", wollten diesen Moment nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Wie sich daher Mr. Doheny mit den Chartisten in Verbindung gesetzt hatte; wie ein anderer Emissär nach Nordamerika gegangen war, so zogen die Herren Smith O'Brien, Meagher und Mitchell nach Paris, um französische Hilfe gegen England in Scene zu setzen. Aber ihre Unternehmungen waren nicht von Erfolg gekrönt. In Amerika war damals das irische Element der Bevölkerung nur erst schwach und noch ohne Einfluß; die Boten des jungen Irland gewannen nichts als einige Aeußerungen der Sympathie, die ihnen nichts einbrachten. In Frankreich aber wurden die irischen Führer durch die provisorische Regierung (Lamartine) mit kühl ablehnender Höflichkeit empfangen; die französische Regierung verwahrte sich möglichst entschieden gegen alle Pläne im Sinne einer revolutionär-kriegerischen Propaganda. Die Arbeit der Chartisten aber und deren Erfolg haben wir bereits kennen gelernt.

Mr. Smith O'Brien, der verwegenste Führer der keltischen Aufstandspartei und ihr Hauptvertreter im Unterhause, erschien gerade am 10. April nach längerer Abwesenheit wieder im Parlament. Gerade damals berieth die Regierung mit dem Parlament — im Hinblick sowol auf die Chartisten wie auf Irland — eine zeitgemäße Umgestaltung der alten (zum Theil verworrenen, zum Theil übermäßig harten) Aufruhrgesetze. O'Brien opponirte heftig; aber natürlich ohne Erfolg. Seit diesem Augenblicke arbeiteten die Führer des jungen Irland, obwol sie jetzt allein auf ihre eigenen Mittel angewiesen waren, mit heißblütiger Unbesonnenheit und trotz geringer Aussichten auf Erfolg, mit wilder Energie für den bewaffneten Aufstand Irlands gegen die Engländer. Smith O'Brien war als Protestant und mehr noch als religiöser Freidenker nicht, wie sonst O'Connell, durch die katholische Geistlichkeit unterstützt. Aber wenn ihm die kühle Besonnenheit des schlauen O'Connell abging, — sein Anhang bei dem niederen Volke war darum doch groß. Die Massen waren ja doch durch O'Connell seit langen Jahren energisch gegen England bearbeitet worden; die materielle Noth stachelte noch mehr, und gar gern fiel die stets zum Dreinschlagen bereite Menge, deren keltische Phantasie keine taktischen Berechnungen kannte, den wüthenden Aufreizungen des neuen Agitators zu. So nahm denn die irische Bewegung seit Mitte April 1848 bald eine überaus drohende Gestalt an. Die Zeitung „United Irishman" predigte täglich in schärfsten Ausdrücken Haß und Empörung gegen England; laut und offen arbeitete man nicht mehr blos für die O'Connell'sche Auflösung der parlamentarischen Union mit Eng-

land, sondern für völlige Ablösung Irlands von dem großbritannischen Reiche, resp. für Bildung der freien irischen Republik und für Allianz mit der französischen Republik. Weit mehr aber: in allen Grafschaften der Insel wurden Clubs organisirt, mit Piken und Flinten bewaffnet. Die Rüstungen zum Aufstande wurden so offen und ungescheut betrieben, daß selbst in der Hauptstadt Dublin die Schieß- und Exercierübungen der Insurgenten ohne alle Heimlichkeit betrieben wurden, und ihre Bataillone wöchentlich zweimal mit den Fahnen und Abzeichen ihrer Partei durch die Straßen marschirten.

Dem gegenüber war die englische Regierung auch nicht müßig. Schon im April wurde eine Fremdenbill und namentlich eine Bill im Parlament erzielt, welche der Regierung in Irland größere Bewegungsfreiheit gewährte. Bald machte man davon Gebrauch und stellte Mr. Mitchell, den Redacteur des „United Irishman", als Hochverräther (felon) vor Gericht. Sofort wurde die Zeitung unterdrückt und Mitchell zur Deportation nach Bermuda verurtheilt. Dieser Schritt steigerte natürlich die Aufregung der Kelten; an Stelle des unterdrückten Blattes erschien die neue Zeitung „the Felon"; die Vorbereitungen zum Aufstand wurden immer drohender. Da endlich erklärte der Lord-Statthalter der Insel, Lord Clarendon (der erfahren hatte, daß in Dublin selbst die lange vorbereitete Verschwörung demnächst zu offenem Ausbruch kommen sollte), am 18. Juli die Hauptstadt Dublin, die Städte Cork und Waterford, und mehrere Grafschaften in Belagerungszustand. Wenige Tage nachher beschlossen beide Häuser des Parlaments fast einstimmig für Irland die Suspendirung der Habeas-Corpus-Acte. Gestützt auf umfassende militärische Maßregeln, wurden dann die aufrührerischen Zeitungen unterdrückt und die zu erreichenden Häupter der Insurgenten verhaftet.

Damit waren der Empörung, von der sich ohnehin O'Connell's beste Anhänger, Klerus und Mittelclassen, fern hielten, die Nerven zerschnitten. Als nun wirklich Smith O'Brien (der seine Anhänger nur noch durch die Hoffnungen auf die Hilfe britischer Parteifreunde und auf den Abfall der englischen Soldaten ermuthigen konnte) endlich am 29. Juli 1848 die Fahne des Aufstandes offen erhob, mit seinen Scharen von insurgirten Handwerkern und Arbeitern in den westlichen Grafschaften die Empörung begann und die ländlichen Proletarier zu entflammen suchte: da genügten einige Gefechte der britischen Truppen und Polizeisoldaten, mit leichter Mühe sehr bald die pomphaft angekündigte Empörung niederzuwerfen. Die imponirende Kraft der Regierung, die Schwächung der Kelten durch die Auswanderung nach Amerika, die conservative Haltung namhafter Theile der übrigen Einwohner hatten zusammengewirkt, die Gefahr rasch zu beseitigen, die allerdings bei längerer Dauer des Aufstandes Angesichts der französischen Revolution und der amerikanischen Sympathien, aus Irland für die britische Macht sich hätte zusammenballen können. Die Führer des Aufstandes, namentlich Smith O'Brien, wurden verhaftet und im October zum Tode oder zur Deportation verurtheilt.

Zu weiterer Beruhigung Irlands hörte nunmehr die englische Regierung nicht auf, neue zweckmäßige Reformen zu schaffen. Vorausgreifend ist hier zu sagen, daß namentlich in der Session von 1849 die wichtige „Encumbered Bill" erlassen wurde, die nicht allein den Rest jener alten harten (s. oben) Gesetze beseitigte, denen zufolge der große Grundbesitz in Irland nicht in katholische Hände übergehen konnte, sondern auch in dem Encumbered Estates Court einen Gerichtshof schuf, welcher die Beweglichkeit und Erwerbung des Grundbesitzes in jeder Beziehung erleichterte. Viele alte bankerotte Grundherren, auf denen der Besitz mit endlosen Hypotheken (encumbrances) beschwerter Ländereien hart gelastet hatte, wurden dadurch freier gestellt; die irische Landwirthschaft aber gewann die Aussicht, durch Zufluß frischer Geldmittel und menschlicher Kräfte neu gehoben zu werden. Bereits im Laufe eines einzigen Jahres liefen bei dem neuen Encumbered Estates Court nicht weniger denn 1100 Applicationen ein wegen des Verkaufs belasteter Ländereien. Derselben parlamentarischen Session gehörten an die Bestimmungen der sog. Renewable Leasehold Conversion Act, die dem nachtheiligen Einfluß der sog. middle-men, d. i. der zwischen Grundherren und Pächtern stehenden Agenten, steuern sollten. Ruhe und Ordnung kehrten bis zum Spätsommer 1849 in Irland so weit zurück, daß selbst die Königin Victoria es wagen konnte, zu sichtlichem Beweis, wie ernstlich der Wunsch Englands sei, Irland wirklich zu versöhnen, zu einem längeren Aufenthalt nach Irland zu gehen; nur Georg IV. (s. oben) hatte dieses früher einmal gethan. Als Beweis naiv-kindlicher Sympathie flog der Königin einmal bei dieser Reise ein Täubchen mit einem Lorbeerblatt in den Wagen[85]).

Wesentlich entlastet aber wurde bis zum Jahre 1852, wo die Emigration wieder die in älteren Jahren gewöhnlichen geringeren Dimensionen annahm, die Insel durch die fortlaufende Massenauswanderung nach Amerika, die bis zu jenem Jahre Irland reichlich um drei Millionen seiner Einwohner entleert hat[86]). Die Folgen dieser Auswanderung für Irland sind sehr eigenthümlich gewesen. Zunächst hat für die ganze Zeit bis zur ersten Hälfte des siebenten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts die irische Frage für England ihre stärkste Schärfe verloren. In das entleerte Land strömten dichte Massen angelsächsischer und schottischer Einwanderer ein; und man hoffte längere Zeit, daß damit nicht nur das irische Keltenthum allmälig numerisch überwunden, sondern auch die feindseligen Strömungen in diesem Lande in die Minorität kommen sollten. Wollte man doch in sanguinischer Uebertreibung in der Mitte des sechsten Jahrzehnts wissen, daß die Katholiken Irlands kaum noch vier, die Protestanten aller Art aber nahezu drei Millionen betragen sollten. Abgesehen davon, daß letztere Angabe sicher weit übertrieben war, so hat später die Productionskraft der Kelten den Ausfall energisch ersetzt, und wenig-

85) Pauli, Aufsätze zur Englischen Geschichte S. 238 fg.
86) Pauli a. a. O. S. 238.

stens viele der Einwanderer sind den britischen Interessen entfremdet worden [87]). Jedenfalls sollte nach drei Lustren die irische Frage drohender denn je zuvor sich wieder erheben.

Nach Ueberwältigung des O'Brien'schen Aufstandes in Irland im Juli 1848 traten für das Parlament die finanziellen Fragen wieder energisch in den Vordergrund. Eifrig bemüht, mit neuen Mitteln das Deficit zu überwinden, brachte endlich am 25. Aug. Wood, der Kanzler der Schatzkammer, seinen Finanzplan zum Vortrag. Zur Ausgleichung der Ausgaben mit den Einnahmen sollten im Heer- und Flotten-Etat 828,000 Pf. St. gestrichen werden; da man in mehreren Einnahmequellen sichere Erhöhungen erwartete, auch noch den Rest der chinesischen Kriegssteuer im Betrag von 80,000 Pf. St. zu erhalten rechnete, so reducirte sich das wirkliche Deficit auf die Summe von 292,000 Pf. St. Weil aber für dieses Jahr neue außerordentliche Ausgaben eintreten würden, die das Deficit wieder bis auf mehr denn zwei Millionen Pf. St. anschwellten: so schlug Wood vor, dieses einmalige Deficit durch eine Anleihe zu decken. Nicht ohne harten Kampf wurden diese Vorschläge der Regierung endlich zum Gesetz erhoben.

Dagegen misglückte der Versuch der Regierung, den Juden, deren bürgerliche Gleichstellung nach allen andern Richtungen hin bereits vollendet war, nun endlich auch den Weg ins Parlament zu öffnen. Veranlaßt durch eine Demonstration der londoner City, die zugleich mit Lord Russell den ersten Börsenmann Europa's, Mr. Rothschild, gewählt hatte, hatte die Regierung im December 1847 eine hierauf bezügliche Bill dem Unterhause vorgelegt. Dieselbe war im J. 1848 allerdings vom Unterhause acceptirt; und zwar unter lebhafter Unterstützung durch Mr. Gladstone, der noch 1841 den hierauf zum ersten Mal gerichteten Antrag eines Mr. Divett bekämpft hatte, inzwischen aber in seinen toleranten Anschauungen bedeutend vorgerückt war. Das Oberhaus verwarf aber die Judenbill in zweiter Lesung am 24. Mai mit 125 gegen 96 Stimmen. Dagegen wurde die Genehmigung der Bestallung eines diplomatischen Agenten der Regierung am päpstlichen Hofe endlich durchgesetzt.

Die conservative Partei war also in solchen Fragen noch immer der whiggistischen Regierung hartnäckig widerstrebend. Aber auch die radicalen Elemente waren nur Elemente von zweifelhafter Sicherheit. Die europäische Bewegung ließ auch den britischen Radicalen den Reformgang des Cabinets zu langsam erscheinen. Als nun namentlich in Manchester der Unwille über die ersten finanziellen Pläne (s. oben) des Cabinets und über dessen Stellung zu der Wahlreformfrage sich laut äußerte, legte der Radicale Milner Gibson, seit 1847 wieder Abgeordneter für Manchester, seine Stelle im Ministerium im Mai 1848 nieder. Es geschah namentlich, seit Russell — als die sog. Radicalreformer mit Cobden und Bright (s. oben) im April 1848 ihren Reformverein gegründet, Hume aber im Parlament Erweiterung des Stimmrechts, Ballot und dreijährige Parlamente, sammt neuer Vertheilung der Repräsentation gefordert hatte — am 23. Mai (allerdings unter Rücknahme seines früheren Wortes von der „Finalität" der Grey'schen Reformbill) Hume bekämpft und dessen Vorschläge mit 351 gegen 84 Stimmen zu Fall gebracht hatte.

Gute Verbündete waren die Radicalen und Freihändler aber in allen auf neue Ausdehnung des Freihandels gerichteten Unternehmungen. Die Arbeiten des im J. 1847 zur Untersuchung der bestehenden Schiffahrtsgesetze niedergesetzten Comité's hatten in umfassender Weise nachgewiesen, daß dieselben gegenwärtig nicht nur durch die ganze Entwickelung seit dem Abfall der Nordamerikaner von dem Mutterlande allenthalben durchbrochen waren, sondern auch auf den Handelsverkehr und die Schiffahrt selbst unzweifelhaft nur noch einen nachtheiligen Einfluß ausübten. Die Regierung war daher zu dem Entschlusse gelangt, dem Parlament die Abschaffung dieser alten Bestimmungen vorzuschlagen. Die irischen Verwickelungen und die finanziellen Debatten ließen indessen die Sache nicht so schnell zur Erledigung kommen. Erst am 15. Mai 1848 legte der Minister Labouchère, jetzt Präsident des Handelsamtes, den neuen Plan dem Unterhause vor; zu nicht geringem Unwillen der conservativen Protectionisten erklärte der Minister, die Regierung schlage vor, — mit Ausnahme des Küstenhandels und der Fischerei, in Großbritannien sowol als in den Colonien sämmtliche Häfen den Schiffen aller Nationen ohne Unterschied zu öffnen; doch solle die Regierung die Gewalt behalten, solchen Nationen gegenüber, die England nicht auf gleichem Fuß behandelten, Einschränkungen obwalten zu lassen. Die Colonien sollten berechtigt sein, unter Einwilligung der Krone ihren Küstenhandel freizugeben. Unter lebhafter Betheiligung Cobden's und seiner Partei wurden in energischen Debatten die Gegenvorschläge der Protectionisten abgelehnt. Die Bill kam jedoch in dieser Session des Parlaments, die am 5. Sept. geschlossen wurde, nicht über die erste Lesung hinaus. Die Vollendung dieser Arbeit blieb der neuen, am 1. Febr. des Jahres 1849 eröffneten Session überlassen.

In der neuen Session nahm allerdings diese Frage ein hervorragendes Interesse für sich in Anspruch. Noch fern war die Zeit, wo auch die bisherigen Hauptführer der protectionistischen Tories mit gleicher Bestimmtheit wie gegenüber der Grey'schen Reformbill sich in die vollendete Thatsache der Peel'schen Reformen und in deren Consequenzen fanden. Daher hatten sie für den neuen

87) In Folge dieses „Exodus" der Kelten und angelsächsischer Zuwanderungen ist nun allerdings die alte Bevölkerung so vermischt, daß selbst die irische Sprache theilweise im Erlöschen begriffen ist; (nach einer Mittheilung von 1851 waren damals nur noch 23⅓ Procent der irischen und der englischen, und nur 4,88 Procent der Gesammtbevölkerung Irlands ausschließlich der irischen Sprache mächtig; s. die Zeitschrift „Ausland" 1869. Heft 1. S. 18). Aber viele der neuen Einwanderer waren theils selbst katholisch, theils sind sie es wieder geworden, — und irische Patrioten dazu. Wenigstens gab es nach der Zählung von 1861 (s. Ausland a. a. O.) [illegible] Katholiken, 678,661 Anglikaner und 586,563 Protestanten [illegible]schter Bekenntnisse in Irland. (1871 zählte man 5,402,759 [illegible], darunter 4,141,933 Katholiken, 683,295 Anglikaner, [illegible] Presbyterianer.)

Kampf um die Aufhebung der Navigationsacte, beziehentlich der veralteten Schiffahrtsgesetze, diesmal alle Kräfte gesammelt. Und während die Regierung im Stande war, günstige Mittheilungen zu geben über die von auswärtigen Staaten etwa zu erwartende Gegenseitigkeit; während die überwiegende Mehrheit der Presse, die in England neben und über Krone und Parlament immer mehr die Rolle der commandirenden und regierenden Gewalt sich eroberte, mit Wucht für die Freihändler Partei ergriff: eröffnete im Oberhause den Kampf mit seiner gewohnten Energie und stürmischen Beredtsamkeit Lord Stanley; im Unterhause dagegen wurde, da Lord G. Bentinck inzwischen gestorben war, der neue Führer der conservativen Opposition Mr. Benjamin Disraëli. Dieser merkwürdige Mann, — durch scharfen und beißenden Witz, stete Schlagfertigkeit in den Debatten, Esprit, energischen Eifer, Elasticität und namhafte taktische Talente ausgezeichnet, — dessen interessante Laufbahn im Parlament recht eigentlich jetzt begann, war [88]) der Abkömmling einer altspanischen Judenfamilie, die vor etwa vier Jahrhunderten durch die Inquisition aus Spanien vertrieben, nach Venedig übersiedelte, wo sie etwa 200 Jahre lang unter der Kaufmannschaft eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Benjamin, der jüngere Sohn eines dieser Kaufleute, der Großvater des gegenwärtigen Häuptlings der Tories, wanderte im J. 1748 nach England, wo er mit Erfolg als Bankier arbeitete, später zur anglikanischen Staatskirche übertrat, endlich als reicher Mann im J. 1817 auf seiner Villa bei Enfield starb. Sein Sohn Isaak wurde ein fleißiger und vielgelesener Schriftsteller; diesem Manne wurde im J. 1806 der gegenwärtige britische Staatsmann Benjamin Disraëli geboren. Der jugendliche Benjamin wurde, frühreif und ehrgeiziger Träume voll, wie er war, in einer londoner Schule (in Hampstead oder Highgate) gebildet, später bei einem Advocaten der City angestellt. Aber schon im J. 1826 erscheint Disraëli als Journalist, als Redacteur der londoner Zeitung „the Representative", damals im Sinne der Alt-Tories geleitet, aber nur von kurzem Bestande. Seit dieser Zeit machte sich Disraëli geraume Zeit einen Namen als talentvoller Romanschriftsteller, der in seinen politisch-tendenziös angehauchten Romanen zugleich Byron'sche Stimmungen und gewaltiges persönliches Selbstgefühl, radicale Grundanschauungen und entschiedene Absicht an den Tag legte, die höchsten Staffeln politischer Macht in England zu gewinnen, — was ihm am Abend seines Lebens auch wirklich gelungen ist. In seiner originellen Art fast frauenhaft reich an Widersprüchen und Fähigkeit zu raschem Wechsel in Stimmungen und Wegen (was dann die Conservativen im Jahre 1867/8 bei der demokratisirenden Reformbill Derby's und Disraëli's nur zu nachtheilig empfinden mußten); trotz seiner hochkirchlichen Strenge innerlich noch wesentlich durch sein jüdisches Racennaturell instinctiv bestimmt; bei mächtigem Selbstgefühl fast fatalistisch seinen Sternen trauend: so gewann der junge Schriftsteller nach Einführung der Grey'schen Reformbill, damals als jugendlicher Radicaler, unter O'Connell's und Hume's Flügeln den Muth, gegen den Einfluß des Hauses Lansdowne zu High-Wycombe in Buckinghamshire sich um den Platz des Abgeordneten zu bewerben (1832); diesmal, wie noch mehrmals hinterher, aber noch ohne Erfolg. In seinem glühenden Hasse gegen die Whigs und die Mittelclassen fand Disraëli aber allmälig den Weg, sich (um 1834) allmälig den Tories zu nähern, denen der bissige und elastische Redner und Schriftsteller bei ihrem relativen Mangel an ähnlichen Talenten (d. h. ehe Stanley und Graham conservativ wurden) eine werthvolle Acquisition werden konnte. Nur daß er darüber in einer bissigen Fehde mit dem groben O'Connell zunächst entschieden den Kürzern zog. Endlich brachten ihn die Neuwahlen nach König William's Tode im Sommer 1837 in das Unterhaus als Mitglied für Maidstone. Anfangs den Tories selbst ein bedenklicher Verbündeter, hat er mit seiner ganzen Zähigkeit sich hier seine Stellung erobert und befestigt, sich — trotz seiner chartistischen Sympathien im J. 1839 — den Tories immer werthvoller gemacht; nachher hat er (s. oben) unter Peel (jetzt als Mitglied für die Stadt Shrewsbury) umsonst auf Aufnahme in dessen Cabinet gehofft, ist dann bei der Freihandelsfrage und namentlich bei der Korngesetzfrage (wie die Briten annehmen, aus Unwillen über seine Nichtverwendung im Cabinet Peel) [89]) der unversöhnlichste Gegner Peel's geworden. Disraëli, seit 1843 mit der Idee erfüllt, als Führer eines „jungen Englands", d. i. einer durch radicale Ideen aufgefrischten Tory-Gruppe zu imponiren, wurde seit diesen Zeiten für den großen Peel eine arge Plage; endlich („bald bissiger und genialer Redner, bald schnöder Sophist; bald eminent staatsmännisch denkend, bald Abenteurer", immer aber ein brillanter Egoist) ist er also Führer der protectionistischen Tories im Unterhause geworden, — nachdem durch Austreten der Peeliten die conservative alte Partei im Unterhause ihre begabtesten Führer verloren hatte.

Bei Eröffnung nun des Parlaments im J. 1849 polemisirten die Protectionisten in beiden Häusern des Parlaments mit ungewöhnlicher Energie gegen die Wendung der Thronrede, die den seit 1846 steigenden Wohlstand des Landes gerühmt hatte. Nur daß im Oberhause der Herzog von Wellington mit schlagenden Thatsachen die Redensarten von der angeblichen Noth der Grundbesitzer seit jener Zeit glücklich zurückschlagen konnte. Sehr ernsthaft wurde nun aber der Kampf um die Abschaffung der Schiffahrtsgesetze. Am 12. Febr. beantragte der Minister Labouchère die zweite Lesung seiner darauf (s. oben) bezüglichen Bill; am 14. Febr. ging das Unterhaus darüber in Committeeberathung. Die Debatten in Presse und in Meetings secundirten die Arbeiten des Parlaments in leidenschaftlichster Weise. Namentlich versuchten unter Führung des Herzogs von Richmond, des Lord Stanley, der Herren Young und

88) Vergl. jetzt seine Biographie in dem neu erschienenen Buche von Friedrich Althaus, „Englische Charakterbilder". Bd. 1. S. 89 fg.

89) Vergl. Althaus a. a. O. S. 130.

Disraëli, große Meetings von Grundbesitzern, Farmern, Rhedern, Schiffscapitänen und Matrosen, der Ausführung dieser nächsten Consequenzen der Freihandelsreformen Hindernisse zu bereiten. Disraëli selbst beantragte am 8. März eine Compensation für die Farmer, die durch Aufhebung der Kornzölle schwer geschädigt wären; er betonte immer wieder, daß die Freihandelsrichtung den Staat in schwere Noth und finanzielle Verlegenheiten stürzen müsse, daß der Staat allerdings 1842—1848 Zölle bis zum Betrage von zehn Millionen Pfund abgeschafft habe. Aber er drang nirgends mehr durch; man fand, daß zum Ersatz auf der einen Seite 5,200,000 Pf. St. als Eigenthums- und Einkommensteuer eingenommen würden, daß andererseits Production und Einnahmen in den verschiedensten Industriezweigen um 33—66 Procent gestiegen wären. Nach langen und leidenschaftlichen Debatten unterlagen die Protectionisten in der dritten Lesung der Schiffahrtsbill mit 214 gegen 275 Stimmen (23. April); dazu kam, daß sie sich noch dazu eine sehr unangenehme Rüge ihres parlamentarischen Benehmens gefallen lassen mußten. Bis zum 12. Juni machte unter noch härterer Gegenwehr Lord Stanley's die Bill auch die üblichen Phasen im Oberhause siegreich durch. So daß nunmehr nur noch die unhumanen und theilweise barbarischen Formen und Manieren der englischen Zollverwaltung und Handhabung der noch vorhandenen Zölle an die alte Zeit der schroffen Zollwirthschaft erinnerten. Robert Peel konnte es zu Ende des Jahres 1849 mit zuversichtlicher Bestimmtheit in einem Briefe aussprechen, daß nach seiner Ueberzeugung „Protection“ und „protectionistische Bills“ in England niemals wieder Eingang finden würden.

Verschlang sich ferner allmälig die durch die Radicalen und Cobdeniten zur Forderung und Erzielung finanzieller Reformen (namentlich im Sinne knappster Sparsamkeit, besonders für die Wehrkraft des Landes) gegründete „Financial-reform-league“ bald vollkommen mit der Wahlreformleague derselben Parteien; fiel die auf Zulassung der Juden zum Unterhause gerichtete Bill Russell's (für die unter den Tories aus alter Stammverwandtschaft auch Disraëli stimmte) auch diesmal wieder, wie später noch oftmals, im Oberhause; machte die Lage Irlands noch lange werkthätige Unterstützung und zugleich stellenweise Suspension der Habeas-Corpus-Acte nöthig, — so machte sich für diese und die nächste Zeit auch die auswärtige Politik wieder entschieden bemerkbar. Es war die Zeit, in welcher Lord Palmerston seine „liberale“ Popularität weit über Englands Grenzen hinaus begründet hat; nur daß die gefährliche Kehrseite derselben Politik später ihm ebenfalls nicht vorenthalten geblieben ist.

Lord Palmerston war gleich bei seinem Amtsantritte im Sommer 1846 nicht mehr in der Lage, das unter Lord Aberdeen noch im J. 1845 durch gemeinschaftliche Operation mit einer französischen Flotte gegen den argentinischen blutigen Despoten Rosas besiegelte „herzliche Einverständniß“ mit Frankreich festzuhalten. Denn in Sachen der spanischen Heirathen (s. oben) hatte Louis Philipp (darauf fußend, daß Palmerston momentan für die Königin Isabella einen Coburger als Gatten proponirt hatte) sich seinerseits der mit Aberdeen verabredeten Verbindlichkeiten für überhoben erachtet, — aber er war dabei schwach genug, noch immer öffentlich durch Guizot so sprechen und den Schein bewahren zu lassen, als ob die Aberdeen'schen Verabredungen noch immer innegehalten werden sollten. Als am 26. Aug. 1846 die Königin Isabella mit ihrem Vetter Don Francisco de Assis (anstatt seines viel klügeren, von Aberdeen seiner Zeit begünstigten, Bruders Don Enrique), ihre Schwester aber mit dem Herzog von Montpensier verlobt worden war, versicherte Guizot dem englischen Gesandten Lord Normanby noch einmal, daß die Vermählung der beiden Paare „nicht gleichzeitig“ stattfinden werde. Nachher suchte Guizot aber diese Bestimmung in wenig würdiger Weise zu verflüchtigen; und am 10. Oct. wurden beide Paare getraut, zwar nicht „gleichzeitig“, aber an demselben Altare und Montpensier nur wenige Minuten nach der Königin Isabella. Dieser wenig würdige Streich der französischen Politik erschien in England als eine plumpe Ueberlistung; die englische Presse tobte mit den in solchen Fällen ihr geläufigen Wuthausbrüchen, und Palmerston war dadurch sowol Spanien wie der französischen Regierung bleibend entfremdet.

Konnte der britische Staatsmann dieser Wendung nur den Zorn der französischen Opposition, energische Betonung des verletzten utrechter Vertrags, und einen erfolglosen diplomatischen Feldzug gegen Louis Philipp bei den übrigen Höfen Europa's entgegenstellen: so war die Entfremdung zwischen England und Frankreich allerdings ein Grund mehr für die Leichtigkeit, mit welcher sich der (am 6. Nov. 1846) abgeschlossene Vertrag zwischen den Mächten der „heiligen Allianz“ vollziehen konnte, durch welchen (zur Strafe für den neuerdings hier entzündeten polnischen Aufstand) der Freistaat Krakau eingezogen, und dieser letzte Rest selbständigen polnischen Gebietes mit Oesterreich verbunden wurde. Selbstredend konnte in dieser Frage Palmerston über einen energischen Protest zu Gunsten der durch Einziehung Krakau's verletzten Verträge von 1815 nicht hinausgehen.

Bald aber fand Palmerston Gelegenheit zu einer glänzenden Revanche gegenüber den Großmächten des Continents. Bei der zunehmenden Spannung zwischen den conservativ-katholischen und den liberal-protestantischen Cantonen der Schweiz hatten (1847) jene bekanntlich den sog. Sonderbund gebildet und widerstrebten mit äußerster Zähigkeit, bis zu dem Beschlusse activen Widerstandes, den Forderungen der liberalen Majorität der Tagsatzung, die sich namentlich in dem Verlangen der Ausweisung der Jesuiten gipfelten. Bei diesem Conflicte hatten nun Frankreich und Oesterreich entschieden Partei für die sieben Sonderbundscantone genommen; sie wollten namentlich die Tagsatzung von dem eventuellen gewaltsamen Eingreifen in dieser Sache abhalten, und der Schweiz für die Jesuitenfrage die Vermittelung des Papstes, für die politischen Streitpunkte die der Großmächte aufnöthigen. Für den äußersten Fall wurden die sieben

Cantone zu energischem Widerstand ermuntert, der leicht die Handhabe zu auswärtiger Einmischung geben konnte. Da war es Palmerston, der, Dank den alten britischen Sympathien für die Schweiz, mit großer Schlauheit intervenirte. Während er einerseits gegenüber Frankreich und Oesterreich wider jede einseitige Einmischung dieser Staaten in die schweizerischen Dinge entschieden protestirte, eventuell für einen europäischen Congreß plädirte, — wurde andererseits der englische Gesandte in Bern instruirt, die Majorität der Tagsatzung zu möglichst schnellem Vorgehen gegen den Sonderbund zu drängen, und sie zu veranlassen, die Sache womöglich zur Entscheidung zu bringen, ehe noch ein Einschreiten der Großmächte möglich und ausführbar sei. Diese Politik hatte vollständigen Erfolg. Im Spätjahre 1847 machte bekanntlich der brillante Feldzug des eidgenössischen Generals Dufour dem Sonderbund und der Jesuitenherrschaft in der Schweiz ein schnelles Ende, und unbekümmert um das grollende Ausland bildete die Schweiz rasch und entschieden ihren schwerfälligen Staatenbund zu einem straffen Bundesstaate um. Die europäische Revolution der nächsten Jahre hinderte dann die auswärtigen Gegner an irgend welcher Störung dieses Processes.

Palmerston's europäische Popularität, aber auch der Haß aller reactionären Elemente gegen den gefürchteten „Lord Feuerbrand", stieg namentlich während dieser Revolutionsjahre zu bedeutender Höhe. In dieser Zeit, wo England selbst (s. oben) ohne bedeutende Anstrengungen sich der vergleichsweise nur schwachen Zuckungen revolutionärer Elemente in seinem Innern erwehrt hatte, — fast ganz Europa aber durch Bewegungen und bürgerliche oder Racenkriege erschüttert wurde, war für Palmerston die Lockung sehr gewaltig, in seiner Weise diplomatisch zu interveniren. Nicht nur, daß bei dem innigen Verband unter der europäischen Staatenfamilie der Gegenwart große Ereignisse in den Nachbarlanden sehr leicht aufmerksame Staatsmänner zur wachsamsten Theilnahme veranlassen; nicht nur, daß England, — dessen kriegerischer Nimbus als Weltmacht damals noch nicht in der Art erschüttert war, wie das leider durch den Krimmkrieg (s. unten) geschehen ist, — damals noch viel von dem alten Zutrauen seit der Zeit Napoleon's I. und des großen Canning besaß: Lord Palmerston liebte es auch, den in schwieriger Lage befindlichen Regierungen in seinen Depeschen Rathschläge und Mahnungen in Menge zugehen zu lassen. Da dieselben gewöhnlich in liberalem Sinne gehalten waren; da ferner Palmerston eine entschiedene Neigung entwickelte, sog. vollendete Thatsachen anzuerkennen, so konnte seine Staatsleitung — so lange auf dem Continent die revolutionäre Fluth noch nicht wieder vollständig der reactionären Ebbe gewichen war, einerseits den Elementen der Bewegung zur Ermuthigung und Belebung dienen, andererseits aber wurde sie den conservativen Elementen in sehr hohem Grade verhaßt. Abgesehen von den conservativen Parteien und von der Manchesterschule, die principiell (s. unten) jede Intervention perhorrescirte, war in England bei den liberalen Massen Palmerston's Politik damals höchst populär. War doch Palmerston's Name damals bei Freund und Feind in aller Munde; schien doch England seit Jahrzehnten nicht so stolz, so mächtig, so geachtet und gefürchtet dazustehen, so energisch repräsentirt zu sein, wie jetzt; galt doch England damals (und nicht blos zwischen dem Kanal und den Orkney-Inseln) weit und breit als der Staat, der überall berufen und bereit sei, den Unterdrückten zu helfen gegen die Feinde der Freiheit. Es war dabei aber nur der Uebelstand, daß man auf beiden Seiten dem britischen Staatsmann Pläne und Projecte zuschrieb, an die er wahrscheinlich gar nicht dachte. Palmerston war und blieb immer, ausgesprochen englischer Patriot wie er war, an die Interessen und die Machtmittel Englands vollkommen gebunden. Es konnte ihm (ganz abgesehen von den Einreden des Parlaments) gar nicht einfallen wollen, für „Ideen" oder für abstracten moralischen Einfluß das Schwert ziehen zu wollen; noch auch war er in der That jener „Feuerbrand", zu dem ihn der Haß und der Aerger vieler Continentalen carrikirt hat. Es war nun bei seiner Politik in dieser Zeit das Bedenkliche, daß England Gefahr lief, als zweideutig zu erscheinen, wenn es bei der reactionären Ebbe seit Mitte des Jahres 1849 ebenfalls den Verhältnissen Rechnung trug, und da keinen Principienkrieg führte, wo die von seinen Sympathien getragenen Richtungen unterlagen; mehr noch, daß man gerade hier besonders Gefahr lief, nur schwachen Staaten gegenüber zerschmetternde Energie zu entfalten, vor starken Mächten aber zu einem mehr oder minder verschämten Rückzuge sich veranlaßt zu sehen.

Viele Deutsche wenigstens konnten es dem britischen Staatsmann lange nicht verzeihen, daß bei einer Instruction an den Gouverneur von Helgoland in Sachen der neu auf das Meer geführten schwarz-roth-goldenen Flagge dieselbe verächtlich (mit einem Ausbruch der unbegreiflichen, damals noch lebenden, englischen Eifersucht auf die künftige deutsche Marine) gewissermaßen als eine „Piratenflagge" bezeichnet worden war. Verständlicher war es schon, wenn Palmerston — einer der wenigen außerdeutschen Staatsmänner, die sich mit der schleswig-holsteinischen Frage wirklich eingehend beschäftigt haben —, nachdem er im J. 1848 den deutschen Anstrengungen in dieser Frage nicht unfreundlich gewesen war und zuerst die (damals jedenfalls noch leichter als heute durchzuführende) Idee ausgesprochen hatte, den Streit durch eine Theilung Schleswigs nach seinen Nationalitäten zu schlichten, seit 1849 (Dank seiner Praxis, nur mit bekannten Größen und kraftvoll sich geltend machenden Mächten zu rechnen) bei der beklagenswerthen Schwäche Deutschlands in der schleswig-holsteinischen Frage mehr und mehr sich der antideutschen Seite zuwandte. — Aber die englische Politik in Italien ist, wenn auch oft in unverdienter Weise, vielfach als perfide angegriffen worden. Die Sendung Lord Minto's zu Ende des Jahres 1847 nach den fieberhaft erregten Landschaften der Apenninen-Halbinsel sollte wesentlich allerdings nur den leitenden Staatsmann in London über die Zustände und Stimmungen Italiens unterrichten; sie

sollte indessen auch, wie es in der Schweiz eben damals mit Erfolg geschah, in Italien der französischen und habsburgischen Politik entgegenarbeiten und, bei der seit dieser Zeit immer mächtiger anschwellenden Sympathie der englischen Nation für die nationale und freiheitliche Entwickelung Italiens, der in der Halbinsel erwachten Reformbewegung (namentlich in Turin) ermunternd wirken. Palmerston's Haltung in der Sonderbundsfrage hob aber auch die Hoffnungen vieler Italiener auf England in sehr hohem Grade. Nun bewahrte allerdings sowol Lord Minto, wie die ständigen englischen Gesandten in Italien, namentlich auch in Neapel, noch zu Ende 1847 gegen die Regierungen officiell nach verschiedenen Seiten hin eine sehr zarte Rücksicht, und vermieden sie es, sowol auffallende Schritte zu thun, wie zu den Bewegungsparteien ermunternd sich zu verhalten [90]). Aber dieses hatte doch nicht gehindert, daß nicht bei dem sicilianischen Aufstande im Januar 1848 englische Kanonen und Matrosen der Flotte (natürlich privatim) gegen die neapolitanischen Truppen mitwirkten [91]). Die Stellung zu Oesterreich wurde bei der damaligen Leidenschaftlichkeit, mit der die habsburgische Politik noch (wie nachher andauernd bis zum Sommer 1866) an ihrer Herrschaft in und über Italien festhielt, schon im Februar 1848 höchst gereizt; von der abstracten Erbitterung der russischen antirevolutionären Politik gegen England gar nicht zu reden [92]). Aber die Umwandlung Sardiniens in einen constitutionellen Staat machte Palmerston immer geneigter, auch die nationalen Bestrebungen dieses Staates zu fördern. Als seine diplomatischen Bemühungen, im März 1848 in Wien bei Metternich eine minder strenge Behandlung der Lombarden im Interesse des Friedens zu erzielen, Piemont Concessionen zu machen, fruchtlos blieben, und dann der Abfall der Lombardei und der Einfall Karl Albert's in diese Provinz erfolgten, suchte Palmerston (nachdem bisher die englische Vermittelung zwischen Neapel und dem aufständischen Sicilien, die namentlich Lord Minto betrieb, erfolglos geblieben, England in Neapel sogar in den ganz unsinnigen Verdacht, als wünsche es Sicilien selbst zu gewinnen, gerathen war) [93]) allerdings zunächst im Sinne des allgemeinen Friedens die Einmischung der Neapolitaner in den Krieg Oberitaliens gegen Oesterreich zu verhindern. Als aber nachher im April 1848 von Seiten der österreichischen Regierung die Vermittelung des zur Zeit in Italien so ungemein einflußreichen Englands in Anspruch genommen wurde, wünschte Palmerston die vollständige Abtrennung der Lombardei von Oesterreich zu erwirken: namentlich auch, um möglichst schnell hier den Krieg zu beendigen und der zwar äußerlich mit England befreundeten, aber andauernd mit Mistrauen betrachteten Republik Frankreich die Lust zur Einmischung abzuschneiden; nur daß Palmerston die wichtige Frage dabei nicht ohne Leichtfertigkeit behandelte. Als dann Oesterreich, nicht gewillt, durch die Lombardei in Englands Sinne gerade das verhaßte Piemont vergrößert zu sehen, Ende Juni die Vorschläge und die weitere Vermittelung Englands ablehnte; und als nunmehr [94]) auch die Versuche Oesterreichs, durch Freigebung der Lombardei unter directer Verhandlung mit der provisorischen Regierung zu Mailand Frieden zu gewinnen, an der Weigerung der letzteren scheiterten, sich von Piemont zu trennen, der Krieg aber weiter fortbrannte: da wurde England in diesen Gegenden wesentlich einflußlos. Stärker blieb Englands Stellung damals noch in Süditalien. Freilich hatte England nicht hindern können, daß nicht schließlich der Bruch zwischen Sicilien und Neapel vollständig wurde; vielmehr hatten die Sicilianer sich am 13. April 1848 von Neapel so vollkommen als möglich losgesagt, sogar am 11. Juli dieses Jahres des sardinischen Königs Karl Albert zweiten Sohn, den Herzog von Genua, zu ihrem König gewählt. Indessen vermochte der englische Einfluß wenigstens in Neapel selbst den König Ferdinand nach seinem Siege am 15. Mai über die communistisch-republikanische Partei zu maßvoller Ausbeutung dieses Erfolges zu bestimmen. Aber das Jahr 1849 wurde für Palmerston nicht gerade glänzend. Nachdem schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1848 Radetzky die Italiener und Sardinier wieder aus der Lombardei hinausgeschlagen hatte, feierte derselbe geniale österreichische Feldherr bekanntlich über Englands italienischen Lieblingsstaat, über Sardinien, im März des Jahres 1849 (nachdem endlose Friedensverhandlungen, bei denen England lebhaft betheiligt gewesen war, den Wiederausbruch des Krieges nicht hatten verhindern können) seinen großen Sieg, in Folge dessen Oesterreichs italienische Suprematie damals wesentlich wiederhergestellt wurde, — wenn auch Oesterreich aus Rücksicht auf die Verwendung der Westmächte an dem alten Länderbestande Sardiniens nicht rütteln konnte.

In Unteritalien aber war Palmerston's Ansehen ebenfalls im Sinken. Er hatte sich, seit die Kunde von dem Siege Ferdinand's in Neapel am 15. Mai 1848 die Sicilianer gegen die Bourbonen noch mehr aufgeregt hatte, seitdem die Sicilianer immer energischer auf der Wahl eines selbständigen Fürsten bestanden, einerseits bemüht, die Insulaner von Angriffen auf das Festland abzuhalten, andererseits sich aber allmälig in den Gedanken gefunden, eventuell die Selbständigkeit Siciliens anzuerkennen sammt einem dort zum König gewählten italienischen Prinzen. Zu großem Unwillen der Neapolitaner hatte England durch Unterhandlungen mit der provisorischen Regierung Siciliens über Schiffahrt dieselbe wenigstens factisch bereits anerkannt; eine englische Fregatte hatte die Botschaft von der Wahl des 11. Juli 1848 dem Herzoge von Genua überbracht. Der britische Gesandte Abercromby stellte (20. Juli) bei Karl Albert die Anerkennung des neuen Königs von Sicilien durch England in Aussicht, sobald der Herzog von Genua im

90) Vergl. Reuchlin, Geschichte Italiens. Bd. II. S. 35. 71.
91) Vergl. Pauli in den Preuß. Jahrb. 23. 2. (1869) S. 145.
92) Vergl. Reuchlin a. a. O. S. 54 fg. 93) Reuchlin a. a. O. S. 71—76.

94) Reuchlin a. a. O. S. 159—180.

Besitze des neuen Thrones sein würde. Aber (30. Juli) auch in Neapel und Palermo wurde erklärt, daß England sich im Fall einer neapolitanischen Landung in Sicilien nicht einmischen werde. Als dann seit Ende August 1848 in Neapel die Reaction immer entschiedener wieder zur Herrschaft kam; als dann im September General Filangieri bei Messina landete und der neue Krieg in Sicilien begann, intervenirten die Engländer nicht bei dem fürchterlichen Bombardement von Messina. Nachher jedoch erzielten (unter nachträglicher Zustimmung der Regierungen) die französischen und englischen Admirale bei Messina und die Gesandten zu Neapel einen Waffenstillstand; noch konnte darauf hin Palmerston glauben, daß Neapel nicht stark genug sei, die Insel vollständig zurückzuerobern. Die Niederlage Piemonts im J. 1848 ließ auch England den Herzog von Genua als König von Sicilien aufgeben; noch suchte Palmerston durch seinen Bruder, Lord Temple, als außerordentlichen Gesandten die Personal-Union für Sicilien zu retten, die auch das englische Unterhaus im Februar 1849 mit 221 gegen 80 Stimmen als wünschenswertheste Lösung billigte. Neapel wollte aber auf dessen Vorschläge nicht mehr eingehen; und dem Beispiele Frankreichs folgend, welches stets aus Eifersucht auf England und die Sympathie der Sicilianer für England gegen die Trennung der Insel von Neapel gewesen war, gab damals Palmerston die Trennung des sicilischen und des neapolitanischen Heeres auf; — jetzt wäre es wol Englands würdiger gewesen, sich von der Vermittelung zurückzuziehen. Statt dessen empfahlen beide Westmächte im März 1849 das Ultimatum Ferdinand's den Sicilianern, welches der Insel unter sehr erschwerenden Bedingungen nur einen eigenen Etat, eine eigene Verfassung und eigenes Parlament bot, aber ohne Einfluß auf Krieg, Politik und Gesammtleitung des Staates. Als die Sicilianer diesen Vorschlag ablehnten, brach der Krieg bekanntlich von Neuem aus und endigte bis Mitte Mai 1849 mit voller Unterwerfung der Insel, die dann bald wieder, trotz der englischen Mahnungen, nach althergebrachter Art der neapolitanischen Bourbonen regiert wurde.

Nicht minder unerfreulich war es für England, daß der strategisch so sehr wichtige Centralpunkt Italiens, Rom, — wo England, in der Reformperiode Pius' IX. sehr einflußreich, nunmehr in der Zeit der toll überfluthenden Mazzinistischen radicalen Volksbewegung allen Einfluß bei der Curie eingebüßt hatte, — seit dem Ende April 1849 nicht mehr der bewaffneten Intervention der Franzosen entzogen werden konnte, und seit Eroberung der ewigen Stadt am 30. Juni dauernd in den Händen der französischen Truppen blieb. Es begann eben die Zeit, wo die französische Politik, nunmehr in Louis Napoleon's Hand, in Europa die englische zu überflügeln anfing.

Palmerston, der gerade in den italischen Bewegungen seit Anfang des Jahres 1848 die Zünder erkannt hatte, an denen leicht ein allgemeiner Krieg entbrennen könnte, hatte in seiner diplomatischen Arbeit Alles aufgeboten, um namentlich einen Propagandakrieg der französischen Republik zu verhindern. Frankreich seinerseits hatte sich andauernd bemüht, wenigstens die unmittelbare Vergrößerung von Piemont und die Etablirung des festbegründeten englischen Einflusses auf Sicilien zu verhindern. Palmerston hatte zur Förderung seiner Politik, die ihn seit Beginn der Revolution von 1847/8 mehr und mehr mit den conservativen Mächten Europa's in Differenz brachte, seit Guizot's und Louis Philipp's Sturze unter allen Regierungswechseln die Allianz mit Frankreich zu erhalten gestrebt, was er auch weiterhin gethan hat, als Frankreich wieder zu dem Napoleonischen Kaiserthum zurückkehrte: zunächst, um dadurch möglichst den Frieden zu erhalten, seiner diplomatischen Intervention ein neues Schwergewicht zu verleihen, allzu verwegene Schritte Frankreichs zu hemmen. Nur daß dabei die gegenseitige Rivalität zwischen beiden Mächten des Westens sich nicht verleugnet hatte; nur daß in einem Hauptpunkte Frankreich also doch den Vorsprung über England gewonnen hatte. Nur daß unter der Wucht der europäischen Reaction England überhaupt in Italien sich jetzt geschlagen sehen mußte. Und mehr noch, die Sympathie der italischen Völker für England war doch wesentlich geschwächt, da sie erkannt hatten, daß Palmerston für Wohlfahrt und Freiheit der auswärtigen Nationen zwar Wohlwollen und gute Dienste, aber keine Energie und Nachdruck einzusetzen hatte. Nur Piemonts kluge Liberalen, vor Allem der geniale Cavour, hingen bleibend an England; noch zwar fehlte es der britischen Staatsleitung an vollem Verständniß für die neu auftretende Macht des sogenannten Nationalitätsprincips (zu dessen Gunsten allerdings die Beherrscher gerade des so bunt zusammengesetzten großbritannischen Weltreichs vernünftigerweise höchstens Noten und Zeitungsartikel, niemals aber wirksame Waffen in Bewegung setzen können), — aber für Piemont sprach doch die alte Tradition, die darauf hinwies, diesen Grenzwall zwischen Oesterreich und Frankreich möglichst zu verstärken. Dagegen gestalteten sich die Beziehungen zu Neapel allmälig immer feindseliger; je mehr namentlich in diesem Lande besonders seit dem Falle Piemonts und der Magyaren die grimmigste Rachsucht der Reaction gegen die Männer des Jahres 1848 ihre schrecklichen Orgien feierte. Vorgreifend bemerken wir hier, daß diese Spannung sich seit 1851 sehr wesentlich gesteigert hat. Der berühmte politische Staatsmann Gladstone, der noch im Frühjahr und Sommer des Jahres 1850 (s. unten) in dem damals heftig entbrannten parlamentarischen Kampfe gegen Palmerston's Einmischungspolitik energisch gegen „Lord Feuerbrand" gefochten hatte, machte im Herbst des Jahres 1850 eine Erholungsreise nach Italien. Während seines Aufenthaltes in Neapel erlebte er die Verurtheilung eines der Revolutionsminister, des edlen Karl Poërio, zu zwanzigjähriger Haft in Eisen und hörte, daß damals in diesem Reiche an 20,000 politische Gefangene in Fesseln lagen. Mit schrecklichen Mittheilungen über die Lage dieser Männer versehen, wandte sich Gladstone zunächst an Lord Aberdeen, um diesen zu einer Verwendung für Poërio und dessen Genossen zu veranlassen. Als ihm

dieser Staatsmann keine genügenden Zusagen gab, schritt Gladstone sofort zur Veröffentlichung seines Briefes, dessen schauerliche Schilderungen von der Lage der politischen Gefangenen und Verurtheilten in Neapel nur darin nach Angabe eines genauen Sachkenners zu weit gingen, daß sie Manches zu sehr generalisirten [95]). Dieser Brief erregte in ganz Europa ungeheures Aufsehen; Palmerston aber fand dabei Gelegenheit, nicht nur Gladstone persönlich an sich zu ziehen, sondern auch aus diesen Schilderungen für seine Politik Gewinn zu ziehen. Er ließ Gladstone's Schrift an alle Höfe Europa's schicken; und als die neapolitanische Regierung sich darüber beschwerte und den Widerruf der Beschuldigungen des Mr. Gladstone verlangte, erklärte Palmerston dem Hofe von Neapel, daß er die Darstellung Gladstone's für vollkommen begründet, ja sogar „noch für zu gemäßigt" halte, weil sie noch lange nicht Alles sage, was über Neapel bekannt sei [96]).

Außer mit Neapel gerieth Palmerston und mit ihm auch England überhaupt — auch mit seinem alten Alliirten Oesterreich in dauernde Spannung. Die wiederholten Anmuthungen, die Lombardei an Piemont abzutreten, hatten in Wien doch lebhaft verletzt; und als Oesterreich durch seine italienischen Siege wieder stark zu Kräften und noch größerem Selbstgefühl gekommen war, wurmten die lebhaften Abmahnungen Palmerston's gegen die schwere finanzielle Strafbelastung der wiedergewonnenen venetianisch-lombardischen Provinzen in Wien ganz gewaltig. Die unverhohlenen Sympathien des Volkes, der Presse, auch der Regierung Englands für die aufständischen Magyaren, deren Ueberwältigung durch die verbündeten Russen und Oesterreicher England freilich (August 1849) nicht hindern konnte, steigerte diese Spannung. Sie wuchs, als die britische Presse mit gerechtem Flammenzorn die entsetzlichen politischen Hinrichtungen in Ungarn geißelte, durch welche Haynau im Herbst 1849 den furchtbaren Kampf grauenvoll abschloß. Englands Name aber war in Oesterreich fast verfehmt, als Haynau sich im folgenden Jahre nach London wagte und dort, — weil er die magyarischen Blutgerichte angeordnet und wiederholt, in Brescia und Ungarn, Damen hatte öffentlich mit Ruthen streichen lassen, — bei einem Besuch der berühmten Brauerei von Barklay und Perkins (am 4. Sept. 1850) von einem Volkshaufen schrecklich gemishandelt wurde.

Ein guter Theil der Presse des Continents nahm im J. 1849 Gelegenheit, die Vorwürfe der englischen Presse mit Zinsen zurückzuzahlen, weil eben damals (1849) zwei Aufstände in englischen Besitzungen, in Ceylon und auf den ionischen Inseln, in ähnlicher Weise blutig unterdrückt und durch Peitschenstrafen wie durch Hinrichtungen gerächt worden waren. Mit Ceylon und dem dortigen Auftreten des Statthalters Lord Torrington hatte die Sache ihre Richtigkeit. Aber in Bezug auf die ionischen Inseln hat man der englischen Regierung doch einigermaßen Unrecht gethan. Es ist sehr wahr: das damals neu auftretende sog. Nationalitätsprincip wirkte auf die Völker des Südens und Südostens von Europa wie eine Elementargewalt. Und namentlich die Hellenen der ionischen Inseln waren seit der Schöpfung des freien Königreichs Griechenland so gewaltig von der Sehnsucht beherrscht, mit ihren rumeliotischen und moraïtischen Stammesbrüdern unmittelbar politisch vereinigt zu werden, daß sie auf der einen Seite die ewige finanzielle Insolvenz, die politische Corruption, die ganze Misère des jugendlichen griechischen Königreichs völlig übersahen, resp. nicht sehen wollten, daß sie andererseits die großen Wohlthaten der britischen Verwaltung, die tüchtige Rechtspflege, die gute Finanzwirthschaft, die vielen neu gebauten Landstraßen, die Verbesserung der Städte und Häfen, die Hebung des Schulwesens, wie die Besserung der Lage hier der Bauern, dort des einheimischen Klerus, nur allzu sehr geringschätzten. Allerdings muß zugestanden werden, daß die Verfassung, welche der Lord Ober-Commissär Sir Thomas Maitland unter dem 26. Aug. 1817 dieser sog. Republik gegeben hatte, sehr bedeutende Mängel hatte; daß die Macht der höchsten britischen Beamten auf diesen Inseln sehr ausgedehnt, daß Englands Stellung in diesem Lande nicht sowol Protectorat als vielmehr Herrschaft war, wie auch daß viele britische Beamte und Officiere nach Art ihres Volkes die Hellenen gar nicht zu nehmen wußten, und ausgedehnte persönliche und Racen-Antipathien erweckten. Auch Statthalter von humanerer und griechenfreundlicherer Richtung als jener Maitland, waren neuerdings nicht mehr im Stande, die Sehnsucht der Jonier nach Verschmelzung mit dem Königreich Hellas zu beschwichtigen, von der die Masse der unklaren Köpfe die Heilung aller Beschwerden der Inseln sich erträumte; die Klügeren drängten dagegen auf Reform der mangelhaften Verfassung und auf Gewinnung der den Joniern damals noch vorenthaltenen Preßfreiheit. Waren noch Sir Frederick Adam und namentlich Lord Nugent (1832—1835), welcher letztere auch die Oeffentlichkeit des ionischen Parlaments zugab, sehr populär gewesen, so hatte Nugent's Nachfolger, General Douglas, allerdings (1837) die Ausdehnung des bisher ziemlich beschränkten passiven Wahlrechts zu diesem Parlament auch auf Gewerbetreibende zugestanden; aber gerade unter seiner Regierung entwickelten sich ernsthafte Differenzen, die sich damals (seit 1838) doch noch wesentlich um die sehr berechtigten Wünsche der verständigeren Jonier in Sachen der zu erweiternden parlamentarischen Rechte, der Preßfreiheit, und des Gebrauchs der griechischen Sprache in allen amtlichen Verhandlungen bewegten. Der Kampf um diese Rechte; die hartnäckige Abwehr der britischen Schutzmacht (die dabei oft zu recht kleinlichen Maßregeln sich vergriff); der Einfluß der italienischen Revolutionen und Aufstände; der wachsende nationale Drang, aber auch der phantastische und

95) Reuchlin a. a. O. Bd. II. 2. S. 229. 96) Als darauf die Regierung von Neapel durch den Schotten Macfarlane die Schilderung Gladstone's von Poërio's Lage und Leiden für unwahr und übertrieben erklären ließ, antwortete Gladstone mit einer neuen Schrift, in der er seine Angriffe noch schärfer motivirte und außer der Regierung von Neapel auch die dort zur Zeit dominirende Jesuitenpartei für diese Zustände verantwortlich machte.

durch althergebrachte Uebelstände des Volksthums genährte unruhige und unzufriedene Sinn des ionischen Volkes, — ließ die Jonier nicht mehr zur Ruhe kommen. Reformvorschläge des Statthalters Lord Seaton (zweiter Nachfolger des Generals Douglas) gegen Ende der vierziger Jahre fanden in London keine Genehmigung.

Als daher das Revolutionsjahr 1848 anbrach, forderten die angesehensten Männer der ionischen Inseln in einer an den britischen Colonialminister gerichteten Petition (26. März 1848) Preßfreiheit, zunächst für die Volksvertreter; ferner geheime Wahlen, Ausdehnung des Wahlrechts, und die Bildung eines ionischen Nationalheeres. Da diese Wünsche in London aber kein Gehör fanden, so wurde die Stimmung immer gereizter; und auf der Insel Kefalonia, der größten von allen, die stets die erbittertste gewesen war (sie war gefüllt mit ländlichem Proletariat, wie es sich hier aus ältern agrarisch-feudalen Zuständen entwickelt hatte, und klagte namentlich auch über die Ungunst, mit der England besonders die kefalonische Marine behandelt habe), brach im September 1848 ein Aufstand aus, der, von Männern adeliger Abkunft, wie G. Metaras, Tybaldos, und mehreren Geistlichen geführt, sich bald über St. Maura, Ithaka, Paros und Zante ausbreitete. Das Programm des Aufstandes war „Freiheit und Vereinigung mit Griechenland!“ Ursprünglich rein politischer Natur, nahm aber die Erhebung bald einen sehr zweideutigen Charakter an; die Insurgenten gefielen sich sehr bald in Mordthaten aus Raubgier und Privatrache, in Plünderungen und in Zerstörung gerichtlicher Papiere (Schuldverschreibungen u. dgl. m. — ganz nach gewissen antiken Mustern). Die britischen Behörden in Korfu erklärten daher Kefalonia sofort in Belagerungszustand, warfen Truppen nach dieser Insel und bändigten den Aufstand mit leichter Mühe. Als dann am 2. Mai 1849 in Korfu der neue Lord-Statthalter, Sir Henry Ward, ein englischer Radicaler (früher, s. oben, Parlamentsmitglied für Sheffield), eintraf, proclamirte er in Uebereinstimmung mit dem ionischen Senat eine allgemeine Amnestie (zu Anfang des August 1849), von der nur überwiesene gemeine Mörder ausgeschlossen waren.

Diese Schonung trug schlechte Früchte. Denn schon in den Tagen vom 28—31. Aug. 1849 brach in den östlichen Bezirken der Insel Kefalonia (in den Cantonen Valtes, Kantaleo, Leo und Scala) der Aufstand von Neuem aus; diesmal geführt von Theodoros Vlakko, Bombotis, dem Priester Gregorio Nodero und dem Abte Eustachio Zapandi. Auch diesmal trug die Bewegung einen nationalen Charakter. Weil aber bei der Energie Lord Ward's und dem schlimmen Charakter der Insurgenten diesmal der höhere Klerus, die großen Grundbesitzer und die Bauern von der neuen Empörung nichts wissen wollten: so verübten die Insurgenten, — theils in fanatischem Terrorismus, theils in dem dummen Haß der socialistischen Proletarier gegen alle Besitzenden, — Schandthaten der infamsten Art, die selbst in Griechenland nur in der Zeit der wildesten Türkenkämpfe entschuldigt worden wären. Die ionischen Schufte verbrannten unter Anderem (unter den Augen der eingeschüchterten Einwohner von Scala) den Ritter Nicolo Metaras mit vier Dienern in seinem Hause! Zu Valtes ermordeten dieselben Helden den Constantin Metaras, indem sie ihm Flintenkugeln in die Gelenke des Fußes schossen und dann verbluten ließen! Solche Schandthaten veranlaßten Lord Ward zu furchtbarer Strenge. Ward verhängte über das östliche Kefalonia das Martialgesetz, zog Truppen aus Korfu und Zante herbei, schlug die Insurgenten an mehreren Punkten und vernichtete die letzten Banden am 15. Oct. in den Gebirgen. Die Hinrichtung von 21 überwiesenen Mördern durch den Strang, die Auspeitschung zahlreicher Gefangener (darunter zwei Geistliche) mit der britischen „neunschwänzigen Katze“, das Niederbrennen von Häusern der Insurgenten, endlich die Verhaftung mehrerer angesehener compromittirter Griechen waren die Schlußscenen dieser Greuel.

Ob die grausame Bestrafung dieser kefalonischen Banditen wirklich mit der Hinrichtung der magyarischen Generale gerade in Eine Linie gestellt werden durfte, kann hier unerörtert bleiben. Sicher ist nur, daß man in Jonien die Greuel der Meuterei bald vergaß, dafür desto länger und bitterer dem Lord Ward die grausame Bestrafung der sog. Märtyrer der nationalen Sache nachtrug; daß auch die nunmehr erfolgten Concessionen die Stimmung zwischen Griechen und Briten nicht wieder verbesserten. Es erfolgte nämlich zuerst am 26. Oct. 1849 eine neue Amnestie; dann gab der Colonialminister Lord Grey (außer Ermäßigung der Kosten für die englischen Garnisonen und der Civilliste des Lord-Obercommissärs) die ersehnte Preßfreiheit, die natürlich sofort zu energischen Angriffen auf England und zu neuer Betonung der zu erstrebenden Verbindung mit Griechenland benutzt wurde; ferner sehr namhafte Verbesserungen des Wahlrechts zum ionischen Parlament. Und wenn man wohl begreift, wie die damals sich (s. unten) einleitende Terroristrung Griechenlands durch Lord Palmerston die Jonier auch nicht sympathischer für England stimmen konnte, so versteht man auch, wie schon damals Stimmen der englischen Presse, der radicale „Morning-Chronicle“ und die durch Cobden beeinflußten „Daily-News“, wie auch der „Expreß“, ziemlich deutlich zu verstehen gaben, daß England besser thun würde, diese „finanzielle Last abzuschütteln“, und Jonien an Griechenland abzutreten [97].

Aber auch sonst machten in diesen Jahren verschiedene britische Colonien und außereuropäische Besitzungen der englischen Regierung und ihren Großbeamten bedeutende Noth und Sorgen. Da war im J. 1849 Canada wieder unruhig geworden. Die alten Antipathien zwischen Angelsachsen und französischen Ansiedlern waren abermals zum Ausbruch gekommen; auch gab es eine starke Partei, die zum Abfall von England und zur Vereinigung mit der nordamerikanischen Union drängte. Es kam am 25. April 1849 zu Montreal zu einem förmlichen Aufstande, wobei der Gouverneur Lord

97) Vergl. das „Preußische Wochenblatt“, Jahrgang 1858. Nr. 47. S. 423 fg. und Nr. 48. S. 431—434.

Elgin insultirt und durch den Pöbel das Parlamentsgebäude zerstört wurde. Unter diesen Umständen inaugurirte der Colonialminister Lord Henry Grey zuerst die neue britische Colonialpolitik, die — fortschreitend bis auf diesen Tag sich weiter entwickelnd — im Wesentlichen darauf hinausläuft: die Colonien (immer nur Ostindien ausgenommen) möglichst selbständig zu stellen, ihnen den Charakter demokratischer Republiken zu verleihen, sie allmälig zu selbständigen, an England nur affiliirten Staaten zu machen, — sie so zu stellen, daß eine künftige Ablösung von dem Mutterlande für England möglichst schmerzlos, finanziell möglichst wenig nachtheilig werden, auch den spätern Handelsbeziehungen zu England möglichst wenig nachtheilig werden sollte. Gelang es durch ausgedehnte Anerbietungen von freier Selbstregierung Canada auch jetzt wieder zu beruhigen und für lange Zeit die Sehnsucht nach Verbindung mit Amerika abzuwenden, so wurden (die Verfassungen selbst sind erst unter dem Ministerium Aberdeen ins Leben getreten) auch die südafrikanischen und die australischen Colonien in ganz ähnlicher Weise behandelt. Nur daß für die Capcolonie erst eine sehr schwierige Zeit (die man in London dem vielangefochtenen Grey wesentlich schuld gab) Anstoß zu solchen Veränderungen gab.

Die alte holländische Colonie am Cap der guten Hoffnung in Südafrika war bekanntlich seit 1815 definitiv in britischen Besitz übergegangen. Die ewige Gegnerschaft zwischen den holländischen Boers und den Kaffern in den östlichen Districten machte von Anfang an dem britischen Gouvernement große Noth; und bei den Fehden und Verträgen mit den Kaffernhäuptlingen wurden seitens der Engländer viele Fehlgriffe gemacht. Inzwischen war seit 1821 doch Friede hergestellt, und bei guter Leitung nahm namentlich die neue Ansiedlung Albany einen schnellen und erfreulichen Aufschwung. Aber seit 1829 entstanden aus Gebietsstreitigkeiten und wegen der ewigen Räubereien neue ernsthafte Conflicte mit dem Kaffernstamme der Amakosa. Die Tödtung des mächtigen Häuptlings Seko im J. 1830 und die (noch dazu vor der Ernte verfügte) Austreibung des großen Häuptlings Makomo aus seinen Sitzen an dem Flusse Tschumie (einem Zufluß des bekannteren Keiskamma) im J. 1833 veranlaßten im J. 1834 den Ausbruch eines großen Kaffernkrieges, wo zunächst die vier Stämme der Amakosa (unter denen die Häuptlinge Makomo und Pato besonders bekannt sind), die zusammen 34,000 Männer und 136,000 Weiber und Kinder zählten, sich gegen die Europäer erhoben. Namentlich die Stämme der Gaika und Zlambi wurden gefährlich. Seit dem 21. und 22. Dec. 1834 überschwemmten bewaffnete Kaffernhorden völlig unerwartet die Ostgrenze der Colonie (am großen Fischflusse), verheerten vier Wochen lang fast ohne Gegenwehr die Cantone Albany, Somerset und Uitenhage. Als aber der Gouverneur der Colonie, Sir Benjamin d'Urban, mit starker Macht den Osten erreicht hatte, führten seit Februar 1835 die Obersten Smith und Somerset den Krieg so geschickt, daß sie die Räuber bald über den Keiskamma drängten, auch die entfernteren Haufen der Amakosa zu Paaren trieben. Da aber der Krieg sehr kostspielig wurde und namentlich die Colonialmilizen unter den Beschwerden des Feldzuges schwer litten, so schlossen die Briten im September 1835 mit den Amakosa einen Frieden, der allerdings die Grenzen der Capcolonie vom Keiskamma bis zum Flusse Kei (die neue Provinz Adelaïde) erweiterte, aber die Kaffern in diesem Gebiete nicht ihres Landes beraubte, sondern zu britischen Unterthanen machte, die unter die Aufsicht britischer Beamten gestellt wurden. Es war sehr gegen die Ansichten und Interessen der Colonie, daß nun der damalige Colonialminister in London, Lord Glenelg (s. oben), den die Missionäre überzeugt hatten, durch den Krieg und den neuen Vertrag sei den Amakosa schweres Unrecht zugefügt worden, diesen Vertrag umstieß und die neue Provinz Adelaïde wieder räumen ließ. Der auf seinen Befehl durch den Vicegouverneur des Ostens, Capitän Andries Stockenstrom, neu geschlossene Vertrag (in Folge dessen Benjamin d'Urban sein Amt niederlegte und durch Sir George Napier ersetzt wurde) brachte nicht blos den Kaffern den schlimmen Glauben bei, als würden sie von England gefürchtet; die wunderliche Idee, den Häuptlingen der Kaffern nunmehr selbst die Abstellung der Grenzräubereien zuzuweisen, schlug vollkommen fehl und nöthigte die Colonisten, mit großen Kosten die doch oft unmögliche Aufgabe zu versuchen, nun selbst sich durch bewaffnete Hirten und feste Ställe zu schützen.

Die nächste Folge dieses Misgriffs war die gefährliche Zersetzung der alten Colonie durch Auswanderung ungeheurer Massen holländischer Boers aus den englischen Gebieten in die Wildniß. Die Boers, diese Masse der altholländischen Colonisten in diesem Lande, ein derbes, kraftvolles, rüstiges, entschlossenes Geschlecht strammer Bauern, hatten überhaupt die englische Regierung und Verwaltung stets nur mit Unmuth ertragen. Ihre Stimmung war ohnehin stets gereizt, weil die englische Verwaltung, zum Theil durch gutgemeinte aber unkluge Rathschläge der Missionäre bestimmt, bei den ewigen Raub- und Grenzfehden in den östlichen und nordöstlichen Cantonen der Colonie mit den Kaffern, sich stets mit Vorliebe auf Seite der Kaffern stellte, die doch an Wildheit und Grausamkeit der Kriegführung den Boers sicherlich wenigstens nichts nachgaben. Dazu kamen andere Klagen. Bei der Abtretung der Colonie an England im J. 1815 waren die alten Gesetze, Gerichte, Municipalitäten unverändert geblieben. Aber schon im J. 1827 wurde ein neues Gesetzbuch eingeführt, das dem englischen Rechte sich anschloß und selbst die englische Sprache in die öffentlichen Verhandlungen einführte, obwol damals noch die Holländer mit Ausnahme des neuen Cantons Albany auf dem Lande weitaus die Mehrheit der weißen Bevölkerung bildeten. Weiter hob damals die Regierung die alten Drosteien des Landes auf und führte dafür Civilcommissäre an der Spitze der Cantone ein, die unmittelbar den Centralbehörden in der Capstadt unterstellt wurden [98]. Vor Allem aber erbitterte es die Boers,

98) Die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in der

daß die englische Philanthropie und Mission sich auch in die Verhältnisse dieser Grundbesitzer zu ihren farbigen Dienern und Sklaven mischte. Hier richtete die wohlgemeinte Philanthropie durch unkluge Maßregeln vielen Schaden an. Abgesehen von den wesentlich unbegründeten oder doch übertriebenen Beschuldigungen, die man über die Behandlung der Sklaven durch die Boers verbreitete, so wirkte es auf die Hottentotten sehr nachtheilig, daß die Regierung durch eine Ordinanz alle die Beschränkungen aufhob, welche bisher zur Aufrechthaltung der Disciplin unter den freien Hottentotten bestanden hatten. Schlimmer aber wirkte die Aufhebung der Negersklaverei. Die Boers waren an sich weder dem Verbot des Sklavenhandels, noch auch der Emancipation der Sklaven abgeneigt. Aber es entstanden auch hier abscheuliche Zustände, als nun am 1. Dec. 1834 die Freiheit der Sklaven proclamirt und der unglückselige „Lehrlingsstand" der bisherigen Sklaven eingeführt wurde. Die Boers fanden, daß sie in allen den Conflicten mit den allenthalben gegen ihre alten Herren aufgehetzten sog. Lehrlingen nur Schaden davontrugen; mehr noch, während dadurch der Betrieb ihrer Wirthschaften sehr erschwert wurde, erhielten sie (obschon sie den Werth ihrer Sklaven doppelt so hoch schätzten, als die westindischen Pflanzer) für die Freigebung nur dieselbe Entschädigung wie die Westindier, die überdem nur in London ausgezahlt wurde. Endlich wurden aus vielen der freien Neger faule Landstreicher, die das Land unsicher machten, die Hottentotten aufhetzten und selbst mit den räuberischen Kaffern conspirirten. Da nun endlich der Kaffernkrieg seit 1834 die Boers zu großen Lieferungen für die britische Armee nöthigte, die man ihnen hinterher nicht einmal angemessen ersetzte; da ferner der neue Vertrag des Capitän Stockenstrom ihre Interessen (s. oben) so hart verletzte, so riß endlich ihre Geduld. Sie beschlossen zu großen Theilen, die britische Colonie zu verlassen und sich mitten unter den Kaffern selbst eine neue Heimath zu gründen, die sie mit eigener Hand besser zu schützen hofften, als dieses zur Zeit durch britische Verträge und Gesetze geschah.

Schon im Februar 1835 nach erster Niederwerfung der Amakosa durch die Engländer (s. oben) waren nach Verwüstung des Cantons Albany 20 Familien dieses Districtes unter Ludwig Triechard (die aus dem östlich gelegenen Küstenlande Natal[99]) günstige, durch Kundschafter im J. 1834 bestätigte Nachrichten über die dortigen Zustände erhalten hatten) aufgebrochen, sich in Natal anzusiedeln. Nach viermonatlichen Irrfahrten erreichten sie endlich die Küste Ostafrika's bei dem obern Magrota und gründeten Orichstadt. Bald nach Triechard waren andere Massen von Boers unter Gerth Maritz aus Graaf-Reynett aufgebrochen und hatten (1800 Köpfe stark) unter furchtbar blutigen und siegreichen Gefechten mit dem Fürsten des Stammes der Matabili, Namens Moselekatse, sich am oberen Oranje-Fluß bis Ende Januar 1836 glücklich vorwärts geschlagen. Auf diese Nachrichten hin kam die Auswanderung der Boers (das sog. „Trekken der Boers") in der ganzen Osthälfte der alten Capcolonie mächtig und massenhaft in Gang. An die Spitze der Auswanderer trat ein sehr namhafter Mann, ein Veld-Cornet (Unterbeamter eines Districtscommissars) aus der alten östlichen Grenzprovinz, Namens Peter Retief; eine langwierige Dürre in den obern Landschaften beförderte überall die Lust zur Auswanderung. Nach Vereinigung mit Peter Retief, der nun Obercommandant der Auswanderer wurde, hatten die Boers 1600 Bewaffnete (April 1836); unterstützt durch eine Fehde zwischen Moselekatse und dem Häuptling der Sulu-Kaffern Dingaan, entdeckte bei seinem Zuge Retief die Pässe durch den Drakenberg nach dem Natallande, schloß (jetzt durch die Engländer in Urban zu Hilfe gerufen) mit Dingaan den Vertrag über die Abtretung von Natalland, zog im Januar 1837 über den Drakenberg, — wurde aber dann durch die Verrätherei Dingaan's aus dem Wege geräumt. Statt seiner führten nun Gerth Maritz, Peter Uys und Heinrich Potgieter den Zug und gewannen unter blutigen und siegreichen Gefechten mit den Sulu-Kaffern siegreich das Natalland. Darauf hin wurde die Auswanderung der Holländer aus der Capcolonie so stark, daß überhaupt 30,000 derselben die alte Colonie verließen; die Auswanderung (die reichsten Boers verließen oft ihr Gebiet, ohne noch den Verkauf abgewartet zu haben) griff bis nach der Capstadt hinein, und brachte durch das Abziehen so vieler Menschen, Heerden und Geldmittel die alte Colonie für mehrere Jahre in große Noth.

Die Ankunft starker Zuzüge unter dem ausgezeichneten Andreas Pretorius (Abkömmling einer deutschen Familie aus Rheinpreußen oder aus Schlesien) im October 1837 entschied die Sicherheit der Auswanderer. Nach völliger Besiegung der Sulu unter Dingaan

---

Colonie übte in dieser Zeit der Gouverneur; die ganze Colonie zerfiel in Bezirke (Cantone) oder Drosteien, deren jede unter einem Civilcommissar steht, der zugleich Friedensrichter ist, und dem verschiedene, aus den angesehensten Einwohnern des Bezirks erwählte, unbezahlte Friedensrichter zur Seite stehen. Während der Regierung des oben erwähnten Gouverneurs Benjamin D'Urban wurde im J. 1834 als gesetzgebende Gewalt das sog. Legislative Council eingeführt, das aus fünf officiellen (Gouverneur, dessen Stellvertreter, Coloniesecretär, Generalanwalt und Schatzmeister) und fünf durch den Gouverneur aus den Notabeln der Colonie ernannten Mitgliedern bestand. Anträge, die zweimal die Billigung dieses Rathes und die der Friedensrichter erhalten hatten, gingen nach London zur Genehmigung durch das Cabinet. Außerdem stand dem Gouverneur noch der officielle Verwaltungsrath (executive council) zur Seite. Der Gouverneur konnte übrigens selbständig Ordinanzen erlassen; nur war er gehalten, dieselben den beiden Räthen zur Billigung vorzulegen und im Fall ihrer Misbilligung seine Vorschläge sammt den Einwendungen der Räthe dem londoner Colonialminister zur Entscheidung vorzulegen.

99) Das Land Natal an der Ostküste von Südafrika war schon im J. 1499 von Vasco de Gama besucht worden. Die erste bleibende europäische Niederlassung gründete 1824—1829 der englische Lieutenant Farewell; stärker war dann die im J. 1834 durch den englischen Capitän Gardiner an dem herrlichen Hafen Port Natal angelegte Colonie D'Urban; diese Engländer nannten das neue Land die „Republik Victoria", konnten jedoch trotz ihrer Bitten aus der Capstadt keine Hilfe erhalten.

am 16. Dec. 1837 gründeten die in der Nähe der Natalbai angesiedelten Boers die neue Hauptstadt Pietermaritzburg (so nach Rediefund dem jüngst auch verstorbenen Maritz benannt); und die neue Colonie mit ihrem regierenden „Volksraad" von zwölf Männern und ihrem Commandanten Pretorius gedieh zusehends in dem herrlichen Lande, während die Colonie D'Urban seit 1838, wo Gardiner dieselbe verließ, hinsiechte. Die freien Holländer hielten sich wacker; und nachdem die Sulu's durch ihre Hilfe sich selbst in innern Fehden aufgerieben und endlich sich mit ihrem neuen Herrscher Panda (Februar 1840) unter den jetzt auf 25 Mann erhöhten Volksraad gestellt hatten, glaubten die Boers in Frieden leben zu können; außerdem wollten sie sich unter den Schutz des Königs von Holland stellen.

Allein die englische Regierung in der Capstadt wollte ihr Herrenrecht nicht aufgeben. Schon einmal hatten die Engländer die Einfahrt in die Natal-Bai (1838 — Januar 1840) mit einigen Soldaten besetzt. Nunmehr (November 1840) bestritt der Gouverneur Napier mit höchst unzutreffenden Gründen den Boers das Recht, einen selbständigen Staat zu bilden. Er wollte die neue Colonie für England militärisch occupiren. Daher schickte er Ende 1841 einen Officier, den Capitän Smith, aus, um mit 250 Soldaten und fünf Geschützen von Grahamstown auf dem kürzesten Landwege nach Natal zu marschiren; beiläufig ein Marsch von 600 englischen Meilen. Smith kam wirklich im Mai 1842 nach Natal; aber seinen Unternehmungen seit dem 24. Mai von D'Urban aus setzte Pretorius einen so gewandten und glücklichen Widerstand entgegen, daß Smith sich bis zum 25. Juni in seiner Verschanzung blokirt sah. Da endlich kam aus der Capstadt der Oberstlieutenant Cloete mit einer Fregatte und starker Macht an, gewann Terrain, schlug die Boers in die Flucht, die sich nun nach Pietermaritzburg zurückzogen. Darauf hin fügten sich die Boers; und während Cloete ihnen volle Amnestie und ungestörte Dauer ihrer eigenen Verwaltung gewährte, erkannten sie für Natal die Oberhoheit der britischen Krone an. Da jedoch die Engländer sehr bald den neuen werthvollen Besitz ernsthafter ins Auge faßten, der neuen Colonie Victoria einen Vicegouverneur schickten [1]), so begann schon bald nach jenem ersten Friedensschluß die Auswanderung vieler Boers von Neuem, die sich unter Smellenkamp dann nach dem Innern, nach dem obern Lauf der Oranje-Quellflüsse und dem Vaaldistrict zogen und namentlich Orichstadt stark besiedelten. Als ferner die englische Regierung, die bei ihrer Besitznahme im J. 1842 das neue Eigenthum der Boers in Natal garantirt hatte, bei der im Mai 1843 begonnenen festen Regulirung dieser Sache durch ihren Commissar in Natal den Boers zugestand, daß jeder Grundbesitzer in diesem nur erst durch Viehzucht zu hebenden Lande das Gebiet von 6000 Acres (= 3000 Morgen) behalten sollte, sobald er zwölf Monate lang vor Ankunft der Engländer dieselben bewirthschaftet hätte: wollte der damalige Colonialminister in London, Lord Stanley, der die Sache ohne Sachkenntniß nur als rationeller britischer Landwirth beurtheilte, das nicht genehmigen, sondern jedem Boer nur 3000 Acres zubilligen und außerdem von jedem Boer 50 Pf. St. als Vermessungskosten einziehen. Allein der Verwaltungsrath in der Capstadt, der die Verhältnisse besser kannte, mußte sich doch entschließen, im März 1845 jedem Boer je 6000 Acres zuzugestehen und (Juli 1846) auch sonst alle etwa beschränkenden Bedingungen fallen zu lassen.

Darüber war aber bei dem ewigen Hader um ihr Besitzrecht den Boers die Geduld gerissen; viele wanderten nach Orichsburg und den obern Oranje-Ländern aus; andere sammelten sich in Masse zu neuer Auswanderung am Drakenberg, — zumal der hochfahrende whiggistische Colonialminister Lord Grey seit 1846 alle Concessionen der Capregierung an die Boers wieder umstieß. Noch fataler gestaltete sich die Sache mit den in dem nördlichsten Theile des Natallandes angesiedelten Boers. Da die alte Natal-Grenze der Fluß Tukela war, so hatten sich massenhafte Boers in dem Sulu-Lande des Häuptlings Panda jenseits der Tukela bis zum Büffelfluß für vollkommen unabhängig angesehen; die Formalität, durch die der englische Oberstlieutenant Cloete (s. oben) am 5. Oct. 1843 den Panda bestimmte, auch das Land bis zum Büffelfluß als englisches Gebiet anzuerkennen, kümmerte die Boers nicht. Nachher durch die Sulu-Kaffern befehdet, schlugen sie sich unter Andreas Spieß bis Ende 1845 tapfer gegen dieselben, — dann, durch die Regierung zu Natal trotz ihrer Bitten im Stiche gelassen, schlossen sie mit Panda Frieden. Weil nun aber dieser Häuptling jetzt (Januar 1847) die Tukela als seine Grenze gegen England in Anspruch nahm, drohten die Engländer so erfolgreich, daß Panda die Boers wieder fallen ließ und sich hinter den Büffelfluß zurückzog. Als nun die englische Regierung zu Pietermaritzburg Ende 1847 dieses Boers-Gebiet vermessen lassen wollte, leisteten die Boers schroffen passiven Widerstand; da die Regierung endlich auch den Grundbesitz der dortigen Ansiedler nur unter unmöglich zu erfüllenden Voraussetzungen anerkennen wollte: so schickte sich die Masse der Boers dieser Gegend zur Auswanderung nach den neuen inneren Ansiedlungen im obern Oranje-Lande an (Februar 1848). Gerade damals kam der treffliche General Sir Harry Smith, der neue (s. unten) höchst populäre Gouverneur der Capcolonie, bei diesen Emigranten am Drakenberge an. Er erkannte sofort die starken Misgriffe, in die man sowol zu London wie zu Pietermaritzburg britischerseits in Sachen der Behandlung dieser Leute verfallen war; und um der neuen Colonie womöglich diese tüchtigen bäuerlichen, wetterharten Elemente zu erhalten, so suchte er sie persönlich zu versöhnen, hob durch eine Proclamation vom 10. Febr. alle gegen diese Boers erlassenen Verordnungen des Vice-

1) Der erste dieser Beamten erschien in Pietermaritzburg am 12. Dec. 1845; ihm wurde ein aus fünf Beamten errichteter Verwaltungsrath zur Seite gestellt, und durch einen königlichen Erlaß vom 8. März 1848 ein aus drei Beamten gebildeter gesetzgebender Rath.

gouverneurs zu Pietermaritzburg auf, bestätigte alle Ansiedler in ihrem Besitzstande und lud die Ausgewanderten unter sehr günstigen Bedingungen zur Rückkehr nach Natal ein. Alle diese Anordnungen setzte der energische Gouverneur auch gegen den Einspruch des Lord Grey wirklich durch. General Smith konnte indessen den Strom der Auswanderung doch nur zum Theil aufhalten; die Masse der Boers zog doch über den Drakenberg, — etwa 4000 Boers aber sind doch ruhig in dem Lande Natal sitzen geblieben.

Während nun General Smith weitere Schritte that, die wieder stark entvölkerte neue Colonie Natal oder Victoria (mit ihren 1145 □Meilen) zu reorganisiren, kam es im Laufe des Jahres 1848 mit den ausgewanderten Boers doch noch einmal zu harten Conflicten. Die Auswanderungen seit 1843 waren in das Land im Nordosten der alten Capcolonie und in Westen von Natal gegangen: in das Land zwischen dem südlichen Hauptquellflusse des großen Oranjestromes, dem sog. schwarzen oder Nu-Gariep; dem nördlichen Quellfluß oder Ky-Gariep; dem diesen zuströmenden Flusse Vaal, und dem Drakenberge. In diesem Gebiete von 2300 □Meilen hatten die Boers außer der ältern Ansiedlung Orichstadt namentlich an dem zum Ky-Gariep strömenden Flusse Maap die neue Stadt Bloemfontein angelegt. Hier war nicht gerade zu ihrer Freude schon im J. 1845 ein englischer Resident erschienen. Die schon seit 1836 in diesen Gegenden angesiedelten ältern, wie die neuern aus Natal zurückgekommenen holländischen Emigranten hatten sich indessen dahinein gefügt. Auch hatte im J. 1846 der Cap-Gouverneur Maitland im Interesse der europäischen Einwohner mit dem Häuptlinge der Griqua-Hottentotten einen Vertrag geschlossen, den Harry Smith am 24. Jan. 1848 noch zu Gunsten der Boers zweckmäßig umgestaltete. Ebendamals hatte er mit dem höchst intelligenten Fürsten Moschesch, dem, dem seit 1832 in diesen Gegenden durch französische Protestanten gepredigten Christenthume freundlichen Häuptling der Lesuto (d. i. der Kaffern von Basuto), zu Gunsten der Boers sich vertragen. Als er aber nachher über dieses Gebiet (die sog. Orange-River-Sovereignty) die britische Souveränität proclamirte, „nicht um eine Eroberung zu machen, sondern um den hier angesiedelten Unterthanen J. M. den nöthigen Schutz angedeihen zu lassen"; als die Boers auch zu gewissen Abgaben, wie auch zu eventuellem Kriegsdienst verpflichtet wurden, und als (März 1848) der Resident zu Bloemfontein als Gouverneur, in den Districten aber Civilcommissäre und Friedensrichter angestellt wurden: da ergrimmten die Boers und hielten überall zürnende Volksversammlungen ab. Als die Masse der durch Harry Smith's Concessionen nicht in Natal zurückgehaltenen Auswanderer unter Pretorius in dem Oranje-Lande ankam, wuchs die Aufregung. Momentan beruhigte nun zwar Harry Smith die Bewegung durch sein Manifest vom 28. März 1848, welches die Absichten der britischen Regierung in das beste Licht stellte und den Kriegsdienst der Boers nur auf den Fall der Vertheidigung ihres eigenen Landes beschränkte. Nichtsdestoweniger wählten die Boers bald nachher den tapferen Pretorius zu ihrem Generalcommandanten; eine Volksversammlung, die am 15. Mai gehalten wurde, beschloß, sich der Regierung der Capstadt nicht zu unterwerfen und zu den Waffen zu greifen. Pretorius bot nun die sämmtlichen Oranje-Boers auf, alliirte sich mit den Sulu, sammelte zu Winberg am Modderflusse sein Heer, und nöthigte zuerst den Major Warden zu Bloemfontein mit seiner handvoll englischen Soldaten zum Abzug nach dem Caplande (Ende Juli). Als aber General Harry Smith, der in den Kämpfen Wellington's seine Schule gemacht hatte, mit starker Macht von Colesberg her den Uebergang über den Nu-Gariep erzwungen hatte (22. Aug.), kam es am 29. Aug. in der Gegend von Bloemfontein, bei Bloemplats am Kroomellenbokflusse, zu einem blutigen Gefechte, in welchem die gut berittenen und trefflich schießenden Boers nach hartem Kampfe endlich der Taktik und der Artillerie Harry Smith's erlagen. Von Harry Smith nicht verfolgt, verließ Pretorius mit einem großen Theile der Boers nunmehr auch das Oranjeland und zog hinüber über den Vaalfluß, wo er im Norden des Oranjelandes — in einem auf 3780 □Meilen geschätzten Gebiete — die neue freie Transvaalsche Republik gründete, die mit ihrem „Volksraad" und dem durch diese Versammlung ernannten Generalcommandanten und mit ihrer Hauptstadt Potschefstrom im J. 1858 (unter dem seit 1854 dominirenden Sohne des Pretorius) schon gegen 30,000 weiße Einwohner zählte.

In der Oranje-Landschaft waren etwa 12,000 Boers geblieben. Harry Smith gewährte in diesem Lande wie in Natal jedem Ansiedler die beanspruchten je 3000 Morgen Landes; er befestigte Bloemfontein, theilte das Land in die Cantone Bloemfontein, Caledon, Winberg und Vaalberg. Natal andererseits wollte der Minister Lord Grey möglichst schnell anglisiren. Er hat daher die englische und schottische Auswanderung nach diesem Lande durch möglichst liberale Bedingungen nach Kräften zu fördern gesucht. Im J. 1850 zogen allein 3000 britische Emigranten nach diesem Lande; weil aber die Grundstücke durch Grey's Unkunde des Landes zuerst viel zu klein bemessen waren, so hatten die neuen Ansiedler Anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nur die Anwesenheit der seit 1848 hier zurückgebliebenen Boers wurde für die neue Colonisation in hohem Grade nützlich, theilweise geradezu rettend. Im J. 1858 hatte die Colonie bereits 8000 (1871: 30,000) weiße Einwohner.

Außer den Conflicten mit den Boers hatte die Capcolonie aber noch viel schlimmere Kämpfe mit den Kaffern zu bestehen. Der Vertrag des Capitäns Stockenstrom mit den Amakosa (s. oben) blieb genau so wirkungslos zum Schutz der Ostgrenze gegen die Räubereien der Eingeborenen, wie die Boers vorausgesagt hatten. Auch die Amendirung dieses Vertrags durch Conferenz zwischen dem Gouverneur Sir George Napier und dem neuen Gaikahäuptling Sandilla im December des Jahres 1840 fruchtete wenig. Und endlich brach nach manchen blutigen Reibungen unter der Regierung des Gouverneurs Sir Peregrin Maitland (seit 1844) im März 1846

ein furchtbarer Krieg mit den Amakosa aus. Zur Bestrafung mehrerer schwerer Frevel hatte Oberst Somerset im März 1846 einen Zug nach dem Amatolagebirge unternommen. Darüber entbrannte bald an der Ostgrenze und in den Cantonen Somerset und Albany (bis zur ernsten Bedrohung der Hauptstadt Grahamstown) der allgemeine Krieg mit den Amakosa; da der Generalgouverneur Maitland nicht bei Zeiten für Absendung genügender Truppen nach dem Osten gesorgt hatte, so mußte bis zum 9. Mai, wo er selbst in Albany eintraf, Somerset mit einer fliegenden Colonne das offene Land decken, während die Ansiedler ihre Höfe selbst vertheidigten und die Grenztruppen am großen Fischflusse ihren Posten behaupteten. Die britischen Truppen und die in Masse aufgebotenen Milizen der Colonie unter Capitän Stockenstrom konnten nun allerdings, theilweise durch christliche Kaffern unterstützt und durch ihre Hottentotten verstärkt, den Amakosastämmen im offenen Felde und bei Vertheidigung der Grenzforts namhafte Schläge beibringen; man occupirte auch das Land zwischen dem großen Fischflusse und dem Kei, — hinderte aber doch nicht die unablässigen Einbrüche der Kaffern in das Land hinter den Truppen. Ueberdem wurden auch die Engländer sowol durch die Grausamkeiten der Kaffern, wie durch die Strapazen des Klima's und des Landes schwer mitgenommen. Listige Unterwerfungsvorschläge der Kaffernhäuptlinge brachten bei der schwachen Oberleitung Maitland's die Sache auch nicht weiter. Besser wurde die Sache, als Anfang Februar 1847 Sir Henry Pottinger als neuer Gouverneur und der General Sir George Berkeley als Commandant der Grenzarmee in der Colonie erschienen (obwol man gern dem tapfern Somerset die letztere Stellung gegönnt hätte). Mit Ende Februar erschienen beide Männer auf dem Kriegsschauplatze; Pottinger verbot sofort allen Handelsverkehr mit den feindlichen Stämmen, Berkeley occupirte die Mündung des das Kafferngebiet durchströmenden Buffalo-Flusses. Nach Ablauf der Regenzeit begann Mitte September die große Expedition gegen die Amakosa in drei Colonnen, die zuerst das Amatolagebirge (den Sitz der Gaika) zum Ziele nahmen und wirklich bald genug diesen Stamm, dann auch die Stämme Pato's am Kei niederwarfen; als auch dieser Fluß überschritten war, mußte Pato sich im December 1847 ergeben.

Gerade damals wurde Sir Pottinger nach Madras abberufen; am 17. Dec. 1847 war sein Nachfolger, der ausgezeichnete Generalmajor Sir Harry Smith, seit seinen Kämpfen in den Kaffernkriegen 1834/5 der populärste Mann der Colonie und ein sehr genauer Kenner des feindlichen Volkes, in der Capstadt angekommen und hatte sofort seinerseits die Ausdehnung der Colonialgrenze bis zum Kei anerkannt; er wiederholte dasselbe auf dem Kriegsschauplatze, wo er am 23. Dec. erschien und das Gebiet zwischen Keiskamma und Kei nunmehr förmlich als „British-Kaffraria" in Besitz nahm. Sein Geschick in der Kunst die Kaffern zu behandeln, machte dem Kriege bald ein vollständiges Ende. Schon am 24. Dec. 1847 konnte die förmliche Proclamation des Friedens erfolgen; daran schloß sich am 7. Jan. 1848 eine feierliche Versammlung der unterworfenen Kaffernhäuptlinge mit ihren Räthen, die dann dem Gouverneur Harry Smith Treue und Gehorsam schworen. Abgesehen von der nunmehr stark eintretenden Schwierigkeit mit den Natal- und Oranje-Boers und deren Lösung (s. oben), hat Harry Smith nunmehr das neue Land organisirt. Zur Capcolonie unmittelbar geschlagen wurden die neuen Bezirke Victoria, Cradock, Albert und Colesberg, sodaß gegen Osten und Nordosten nunmehr die Flüsse Keiskamma und Tschumie, eine Landlinie bis zu dem obern Lauf des Nu-Gariep, und dann dieser Fluß (die Grenzmarke des Boerenlandes Oranje) bis zu seiner Vereinigung mit dem Nu-Gariep die Grenzen der eigentlichen Colonie bildeten. Das 160 □Meilen große Gebiet zwischen Keiskamma und Kei (welches die eigentliche Capcolonie außer Natal und Oranjeland bis zu 9230 □Meilen erweitern half) wurde als „British-Kaffraria" als neues Territorium organisirt, in acht Grafschaften zerlegt und unter Oberstlieutenant Mackinnon zu Kingwilliamstown am Buffalo-Fluß gestellt. Man legte hier mehrere Forts an, in deren Nähe allein Europäer und Missionäre sich ansiedeln durften. Sonst blieb das Land den Kaffern, deren Häuptlinge Smith zu britischen Beamten ernannte, und wo er nach Pottinger's Vorbilde (außer 2000 Mann englischen Soldaten) die nützliche, 400 Mann starke, Kaffernpolizei anstellte.

Trotz der glücklichen Beendigung des Kaffernkrieges waren die Colonisten doch vielfach unzufrieden. Abgesehen von vielen aus der Kaffernnoth resultirenden Entschädigungsforderungen, so wünschte man unter Andern die Verlegung des Centralsitzes der Regierung aus der Capstadt mehr nach der Mitte des Landes, Zerlegung des Landes in eine West- und Ostprovinz, Eröffnung neuer Verkehrslinien, und forderte namentlich eine neue, mehr volksthümliche, freiere Landesverfassung. Eine ernsthafte Spannung mit England entstand aber im J. 1849, als Lord Grey damals sich anschickte, auf Grund neuer Parlamentsbeschlüsse in Sachen der Deportirung der Verbrecher, eine Masse minder gravirter Sträflinge nach dem Caplande zu deportiren. Darüber entstand namentlich in der Capstadt große Aufregung; und als im September 1849 das Schiff „Neptun" mit 280 Sträflingen in der Tafelbai ankam, zwang das Volk den Gouverneur Harry Smith, die Ausschiffung der Verbrecher zu suspendiren. Auf seine Vorstellungen in London gab das Cabinet Russell nach und schickte, wie Russell selbst im Parlament am 8. Febr. 1850 mittheilte, die Sträflinge nach Vandiemensland. Einmal aber in Fluß gebracht, führte später (s. unten) die Capfrage bald zu der Schöpfung einer neuen afrikanischen Verfassung.

Viel großartiger aber gestalteten sich in derselben Zeit neue Kämpfe in der kolossalsten aller auswärtigen Besitzungen des großbritannischen Reiches, in Ostindien. Der mit den Shiks des Pendschab im Frühjahre 1846 abgeschlossene Frieden wurde eine Zeit lang seitens der Eingeborenen gehalten; namentlich nachdem die Eng-

länder den Intriguen des Hofes von Lahore gegen den neuen Herrn von Kaschmir, Gulab-Singh, bis Ende 1846 sehr energisch ein Ende gemacht hatten. Der mächtige Einfluß, den die anglo-indische Regierung seit jener Zeit auf die innere Verwaltung des Pendschab sich angeeignet hatte, wurde zur Anordnung einer Menge wohlthätiger Einrichtungen benutzt. Lord Hardinge selbst hoffte, nunmehr in ungestörter Ruhe sich nur der innern Verwaltung und der Wohlfahrt Ostindiens widmen zu können. Er hielt dabei die Ruhe für so gesichert, daß er im J. 1847 die anglo-indische Armee aus Ersparnißrücksichten wieder auf den Friedensfuß zu setzen sich anschickte. Die dortige Armee zählte damals in gewöhnlichen Zeiten 200,000 Mann, von denen die Europäer aber nur 10,000 Gemeine und (weil die Sipahis nur selten zu höheren Stellen als denen der Havildars und Subahdars oder Majors gelangten) 6600 Officiere ausmachten. In dem Kriege von 1837—1846 war nun die indische Armee um 120,000 Mann aller Waffengattungen und 834 Officiere vermehrt worden. Hardinge entließ nunmehr im J. 1847 an 50,000 Sipahis; mit großer Einsicht aber nur die Gemeinen, nicht die nur schwer auszubildenden indischen Officiere. Dabei verfuhr er mit großer Schonung und Liberalität; kein Soldat wurde wider seinen eigenen Willen verabschiedet, die Verabschiedeten erhielten Monatssold und Reisegeld bis zu ihrer Heimath, die irregulären Reiter per Mann 24 Pf. St. als Geschenk. Trotzdem ersparte der Statthalter für dieses Jahr mehr denn Eine Million Pf. St.; auch sonst führte er eine gute Geldwirthschaft, reformirte mehrfach die Gesetzgebung, und schuf unter Andern im J. 1847 einen gut geordneten selbstgewählten eingeborenen Gemeinderath in Calcutta.

Auf seinen eigenen Wunsch dann entlassen, erhielt er den Lord Dalhousie zum Nachfolger, der am 12. Jan. 1848 in Calcutta anlangte: ein Mann von großer Kenntniß der mercantilen Verhältnisse und der Geschäfte, der namentlich die innere Verwaltung reformirend fördern sollte. Aber auch dieser Mann mußte zuvor einen neuen furchtbaren Krieg im Pendschab bestehen. Die in dem letzten Kriege durch Gough und Hardinge besiegten Krieger und Häuptlinge der Shiks trugen ihre damaligen Niederlagen nur mit zornigem Unwillen: namentlich die Soldaten der aufgelösten Shiksarmee und deren Priesterschaft sahen einer neuen Erhebung mit Zuversicht entgegen. Und während nun die Engländer auch im Pendschab die drohenden Zeichen nicht genug beachteten, überwanden die Shiks ihren alten Haß gegen die Muselmanen und schlossen mit Dost-Mohammed von Kabul und andern afghanischen Häuptlingen, denen sie die Abtretung von Peschawr zusagten, für den im J. 1848 zu eröffnenden „heiligen Krieg" gegen die Engländer ein Bündniß. Schon im April 1848 zuckte das Feuer in Multan auf. Hier regierte damals über einige Shiks und 80,000 fanatische Muselmanen der Fürst Mulradsch (der Sohn eines durch Randschit-Singh seiner Zeit eingesetzten Rentmeisters oder Dewan, des Sawan Mal); diesen Mann wollte die englische Regierung als zu selbstständig durch die Vasallenregierung zu Lahore absetzen lassen. Als aber die englischen Officiere Agnew und Anderson mit einer Leibwache von Shiks in Multan erschienen, ließ sie Fürst Mulradsch — mit Hilfe ihrer eigenen Begleiter — ermorden. Die neu formirten Shikstruppen zu Lahore weigerten sich dann, Multan anzugreifen. Auch die Häuptlinge der Shiks zeigten sich sonst unzuverlässig. Da nun sowol der General Gough zu Simla, wie auch Lord Dalhousie während der Regenzeit unthätig blieben, so mußten isolirte Angriffe britischer Scharen auf Multan scheitern, so konnten zerstreute anglo-indische Scharen im Pendschab zertrümmert werden. Bis zum September 1848 war der Aufstand reif; die Shiks zu Peschawr fielen ab, öffneten den Afghanen die Chaiberpässe, die nunmehr Attock besetzten und ihr Heer mit den Shiks verbanden.

Nun endlich zog Lord Gough, 70 Jahre alt wie er war, sein Heer zusammen; mit starker Macht rückte er in das Pendschab ein, lieferte den Asiaten bald nach einander drei furchtbare Schlachten. Zuerst bei Ramnagor am östlichen Ufer des Tschenab, wo er am 22. Nov. 1848 allerdings das Schlachtfeld behauptete, aber so viele höhere Officiere einbüßte, daß er nicht daran denken konnte, den Uebergang über den Fluß zu erzwingen. Erst die furchtbaren Kämpfe (2. bis 5. Dec.) bei der Furth von Sadalapore ermöglichten diesen Uebergang. Aber die mörderische Schlacht am Tschelam bei Tschillianwalah (13. Jan. 1849), in welcher Lord Gough 2200 Mann und 89 Officiere verlor, hatte den Engländern nur das Schlachtfeld gelassen; nach einem solchen „Pyrrhussiege" konnte Gough den Feind nicht sofort verfolgen. Obwol nun die ersten Siege die Erneuerung der seit Monaten eingestellten Angriffe auf Multan ermöglicht hatten und Multan selbst am 22. Jan. 1849 erobert worden war, so hatten doch die Nachrichten von den großen Verlusten in den bisherigen Schlachten, die man den wenig glücklichen Maßregeln Gough's zuschrieb, in England so großen Unwillen erregt, daß die Direction der ostindischen Compagnie (im März) sich entschloß, nicht nur frische Truppen nach Indien zu schicken, sondern auch Gough abzuberufen und ihn durch den Sieger der Schlacht am Miani (s. oben), General Sir Charles Napier, zu ersetzen, der früher durch seine schroffe Haltung zu der Compagnie zu seiner Abberufung Anlaß gegeben und andauernd im Parlament das indische Haus leidenschaftlich angefochten hatte. Als aber Napier in Indien ankam, war der Krieg beendigt. Außer der Eroberung von Multan und Beseitigung des Fürsten Mulradsch, hatte Gough, — während die Muhammedaner in Indien sich nicht rührten und auch die Afghanen die Shiks nicht in dem versprochenen Maße unterstützten, — endlich die Truppen an sich gezogen, die Multan erobert hatten. Dann war es gelungen, die vereinigten Shiks und Afghanen, zusammen 60,000 Mann, unter Schir-Singh, Dost-Mohammed und dessen Söhnen zu einer neuen Hauptschlacht zu nöthigen. Weniger durch Gough's, als durch seiner Unterfeldherren Verdienst brachten die Engländer, jetzt 25,000 Mann stark, bei

Gudscherat (auf der großen Straße von Lahore nach Attock, zwischen den Flüssen Tschenab und Tschilum) den Asiaten namentlich durch furchtbares Kanonenfeuer eine entsetzliche Niederlage bei; 21. Febr. 1849. Nur mit Mühe flüchteten Dost-Mohammed und seine Söhne (Akbar-Khan starb noch in demselben Jahre) mit ihren Reiterschwärmen zurück über den Indus. General Gilbert aber verfolgte die Shiks so energisch, daß sie nicht mehr zum Stehen kamen. Am 11. März mußte sich Schir-Singh mit 16,000 Mann und 40 Kanonen ergeben; und während (16. März) Peschawr erobert wurde, mußten die besiegten Shikstruppen zu Rawil-Pindi zwischen den Flüssen Tschilum und Indus die Waffen strecken.

Darauf hin wurde nun das neu besiegte Pendschab (mit Ausnahme der Besitzungen Gulab-Singh's) durch Decret Lord Dalhousie's vom 29. März 1849 unmittelbar dem anglo-indischen Reiche einverleibt. Lord Gough erhielt als Trost für seine Abberufung am 4. Juni 1849 den Rang als Viscount von Gudscherat und Limerick; das Pendschab aber behielt eine Besatzung von 33,000 Mann, während noch andere 38,000 Mann dessen Grenzen deckten. Die neue Provinz wurde unter die Verwaltung von drei britischen Großbeamten gestellt, die direct aus Calcutta geleitet wurden; auch die einzelnen Kreise und Bezirke erhielten englische Beamte zu Vorstehern. Um aber die entlassenen Soldaten der zertrümmerten Shiksarmee unschädlich zu machen, wurde eine sehr namhafte Menge derselben in englische Regimenter aufgenommen; diese Angeworbenen wurden sehr vorsichtig behandelt, — in ihren religiösen und nationalen Gebräuchen sorgfältig geschont, und im Dienste bei Vergehen niemals mit Schlägen oder auch nur Schimpfwörtern belegt. Die Eroberung des Pendschab sicherte zunächst das anglo-indische Reich an seiner schwierigen Nordwestgrenze gegen die Afghanen; zu noch besserer Schutzwehr schob man die englischen Garnisonen über Peschawr hinaus, gründete zu Dschamrud am Eingange der Chaiberpässe ein verschanztes Lager; seitdem haben auch die Feldzüge nicht aufgehört, durch welche die wilden Gebirgsstämme der Jusofffi, der Afredis, der Kafirs in den Gebirgen zwischen dem obern Indus und dem untern Kabul von England abhängig gemacht werden. Ungelöst und streitig unter den britischen Staatsmännern aber ist noch heute die Frage, ob nicht doch wieder die Hauptpunkte des Afghanenlandes, mit Einschluß von Herat, durch englische Truppen und zwar bleibend occupirt werden müssen, um dadurch für den sich langsam vorbereitenden Weltkampf zwischen England — und Rußland, dessen Politik andauernd sowol nach dem nordöstlichen China, wie in Turan und den Oruslåndern vordringt, schon in Centralasien die nöthigen Positionen zum Schutz des indischen Reiches zu gewinnen. Vorläufig allerdings schien Afghanistan unschädlich zu sein; denn Dost-Mohammed ließ seit der Schlacht von Gudscherat von seiner Feindschaft gegen England ab und suchte seit 1850 seine Macht durch Gewinnung von Balckh zu erweitern.

Kehren wir nun zurück zu den Arbeiten des londoner Parlaments im Sommer 1849, so haben wir noch zu bemerken, daß Lord Ashley seine philanthropische Thätigkeit zu Gunsten der Fabrikarbeiter lebhaft fortsetzte, daß man bei den Lords dafür agitirte, die Arbeit armer, von ihrer Nadel lebender Mädchen zu unterstützen; daß der Peelit Sidney Herbert den Plan entwarf, durch ausgedehnte überseeische Auswanderung das Loos der Arbeiterinnen zu erleichtern. Das Parlament wurde am 1. Aug. 1849 geschlossen.

Für die Zukunft werthvoll wurde es, daß in einem Meeting in dem londoner Mansionhouse unter den Auspicien der Society of Arts und ihres Präsidenten, des Prinzen Albert (der nachher auch am 17. Nov. die neue Kohlenbörse eröffnete), der Plan zur Abhaltung einer großen Cultur- und Industrieausstellung aller Völker der Welt fest begründet wurde. Prinz Albert hatte, und so hat er es bis zu seines Lebens Ende mit steigendem Erfolge gethan, durch die Reinheit seines Privatlebens, durch die musterhafte und tief glückliche Ehe, die er mit der Königin Victoria führte, die Liebe des englischen Volkes wieder mit starken Banden an den heimischen Thron geknüpft. Treuer Freund und Berather seiner erhabenen Gemahlin, tüchtiger Erzieher seiner Kinder; in der Verwaltung und Leitung des königlichen Haushaltes ebenso praktisch, verständig-sparsam und pflichttreu, wie in allen übrigen Lebensbeziehungen [2]), war es dem Prinzen zugleich gelungen, sich ein Gebiet zu erobern, wo er, ohne mit der Politik der Parteien sich zu berühren und dem britischen feindseligen Neide und Argwohn zu verfallen, seine reiche Begabung segensreich entfalten konnte. Mit scharfem Blick hatte Albert die mächtig anwachsende Bedeutung der socialen Verhältnisse erfaßt und sich durch eifrige Studien zu einem tüchtigen Nationalökonomen ausgebildet. Wie dem großen Fortschritte der Industrie, hatte er auch mit Vorliebe der Lage der Arbeiter sein Interesse zugewendet. Mit praktischer Philanthropie wollte er, eines Sinnes mit Lord Shaftesbury, zunächst der Nothdurft des Leibes bei diesen Classen abgeholfen wissen, um ihnen dann auch Bildungsmittel aller Art zuströmen zu lassen; nicht nur waren seine eigenen Güter durchaus Musterwirthschaften; er spornte auch nach allen Seiten hin an zu durchgreifender Besserung der Wohnungsverhältnisse der Arbeiter in Stadt und Land, zu Heranziehung der arbeitenden Classen selbst zu besserer Erkenntniß und selbständiger Bekämpfung des Schmutzes und der Unwissenheit, die auf ihnen lasteten. So hat er auch den Vorsitz übernommen bei den Instituten zur Versorgung von Dienstboten, von hinterlassenen Kindern armer Geistlichen; bei der Eröffnung von Armenschulen oder bei der Conferenz über die auch von ihm mit hohem Interesse begleitete Nationalerziehung.

Voll Theilnahme auch für Schiffahrt und Seeleben (wie er denn im J. 1849 den Grundstein legte zu

2) Vergl. Pauli, Aufsätze zur Englischen Geschichte S. 489—495, und s. auch noch den Artikel „Vom Englischen Königshofe" in „Unsere Zeit", Jahrgang 1868. I. S. 653 fg.

dem Sicherheitshafen Grimsby, und dann mehrere Jahre lang als „Master des Trinity-House" der alten Corporation vorsaß, welche die Verwaltung der Wasserstraßen der Themsemündung, die Beleuchtung der Küsten und das Lootsenwesen besorgte); mit besonderem Interesse der Pflege der Wissenschaften und der Künste in England zugeneigt, im J. 1847 zum Kanzler der Universität Cambridge erwählt, mit Erfolg für namhafte Verbesserungen der akademischen Studienweise Englands thätig, ist Prinz Albert besonders seit 1851 überall in erster Linie betheiligt gewesen, wo große praktische wie theoretische Bildungsanstalten für die neuen Socialwissenschaften geschaffen wurden; bei den Schulen für alle Zweige der Künste, des Gewerbfleißes und der Volkserziehung; und namentlich bei den Vorbereitungen wie zu der ersten, so zu der zweiten großen britischen Weltausstellung. Die ganze Fülle seiner erhabenen Ideen ist niedergelegt in der Sammlung seiner 34 Reden, die die Zeit von 1840 (beginnend mit einer am 1. Juni 1840 vor einer Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei gehaltenen Rede) bis 1860 umfassen [3]).

Die ganze Art seines Wesens und seiner Auffassung seiner politischen Stellung in England trat dagegen deutlich im J. 1850 in schöner Weise hervor. Im Frühling 1850 war es im Werke, die Stellen eines Generaladjutanten und Generalquartiermeisters nach continentalem Muster in die eines Stabschefs des Oberbefehlshabers der Armee zu verschmelzen. Letzterer, der damals 81-jährige Herzog von Wellington, längst schon intimer Freund des königlichen Paares, wurde daher nach Windsor zur Berathung des Planes berufen. Wellington erklärte sich nur in dem Falle dafür, wenn jetzt bei seinem hohen Alter, das ihm einstweilen freilich noch gestatte, die ganze Arbeit, auch die des Stabes, selber zu besorgen, der Prinz Albert, wie er längst gewünscht, zu seinem Nachfolger im Obercommando designirt werde. Alsdann erscheine es passend, daß die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit auf einen Chef des Generalstabes übertragen werde; zu gleicher Zeit aber bliebe das Princip gewahrt, welches der Herzog beständig verfochten, daß die Armee unmittelbar dem Souverän untergeben sei. Prinz Albert aber, so lockend trotz vieler ungemein schwerwiegender Bedenken der Vorschlag für einen begabten Mann war, der die enormen Mängel im britischen Heerwesen hätte reformiren mögen, — überwand (die Denkschrift vom 5. April über diese Frage ist nachmals unter die Sammlung seiner Reden aufgenommen) alle seine Wünsche in dieser Richtung, wesentlich im Hinblick auf die eminente Aufgabe seiner ebenso bedeutungsvollen wie schwierigen Vertrauensstellung als intimster politischer Rathgeber der Königin, seiner Gemahlin. Ein eminent politisch begabter Geist, hatte Prinz Albert mehr und mehr, trotz der lauernden englischen Misgunst, die ihn in seiner delicaten, schwierigen Stellung überall verfolgte, die ihm überall die strengste Entsagung zur Pflicht machte, im Rathe seiner Gemahlin hohe Bedeutung erlangt; um so mehr, als es ihm gelang, durch eifriges Studium und scharfe Beobachtung sich vollkommen in Wort, Wesen und Geist des britischen Staatswesens hineinzuleben, als er selbst — der auf jede persönliche Machtstellung verzichtete — mit treuer Gesinnung und echt constitutioneller Haltung eine aufrichtige Liebe zu der freien politischen Entwickelung dieses Landes verband und damals wie später bei allem Wechsel der Parteien und Ministerien der Krone stets eine loyale und parteilose Haltung zu geben wußte. Erst später ist bekannt geworden, mit welcher Intelligenz und mit wie hohem Sinn der durch die bornirten Nativisten Englands bei jeder Gelegenheit verlästerte Prinz auch die auswärtigen Fragen zu würdigen verstanden hat [4]).

Das Parlament des Jahres 1850 wurde am 31. Jan. eröffnet. Die Thronrede konnte die fortschreitende Besserung der materiellen Lage des Landes rühmen, die Wiederherstellung der Habeas-Corpus-Acte für Irland verkündigen, endlich die Hoffnung aussprechen, daß die Abschaffung der Schiffahrtsgesetze auf Handel und Verkehr eine sehr günstige Wirkung ausüben werde. In der That konnte der Finanzminister mittheilen, daß die Einnahme einen Ueberschuß von zwei Millionen Pf. St. ergäbe, während die Armensteuer um 400,000 Pf. St. geringer sei als im Vorjahre. In der That hatte die Einführung der freien Schiffahrt weithin belebend gewirkt; Liverpool hatte unter Anderem seit Anfang des Jahres 1850 bereits eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung mit Havre eingerichtet, um einen Theil der nach Amerika bestimmten Güter vom Continent aus über Liverpool zu dirigiren. Dagegen machten aber die „protectionistisch" oder „restrictionistisch" gesinnten Tories unter Stanley und Disraëli, die schon im J. 1849 sehr heftige Meetings gegen die seit Peel's Reformen fortschreitend arbeitende Freihandelsgesetzgebung veranlaßt hatten, sehr energische Opposition. Erfolge aber hatten sie im Parlament nicht. Bei der Berathung der Antwortsadresse auf die Thronrede fiel das Amendement des Grafen Stradbroke im Oberhause, des Mr. Trollope im Unterhause, welches auf die durch die neue Gesetzgebung veranlaßte Noth der landwirthschaftlichen Classen im Lande hinweisen sollte, bei den Lords mit 103 gegen 152, bei den Gemeinen mit 192 gegen 311 Stimmen. Noch aber beantragte Disraëli am 19. März 1850 im Unterhause zu Gunsten der Grundbesitzer eine Revision der Armengesetze im Interesse der agrarischen Classen des Landes. Allerdings wurde dieser Antrag am 21. März mit 273 gegen 252 Stimmen abgelehnt. Aber seitdem machten die Protectionisten der Regierung andauernd die erbittertste Opposition, die wirklich dem Ministerium wiederholte Niederlagen in secundären, nicht unmittelbar politischen, Fragen zuzog, und dadurch dessen Stellung allerdings mehrfach untergrub.

Aber ungleich erbitterter noch war ein Kampf gegen die auswärtige Politik Lord Palmerston's. Die

3) Vergl. Pauli a. a. O. S. 494—503.

4) Vergl. Pauli, Aufsätze zur Englischen Geschichte S. 477—489.

Politik dieses Staatsmannes hatte seit 1847 und 1848 in dem Parlament sehr heftige Angriffe zu bestehen. Ein systematischer Gegner Palmerston's und seiner Interventionspolitik war von jeher, so liberal seine politischen Ansichten auch sein mochten, Cobden mit seinen Freunden. Cobden hatte schon bei seinem ersten schriftstellerischen Auftreten im J. 1835 in der Schrift „England, Irland und Amerika" einen offenen Protest gegen Palmerston's Politik ausgesprochen und die Ansichten entwickelt, die dann die Richtschnur seiner spätern politischen Haltung gewesen sind. Er hatte damals mit Energie die ältere Politik Englands in der Napoleonischen Zeit, die England im Interesse des übrigen Europa mit einer ungeheuren Staatsschuld belastet habe, bitter getadelt; er forderte eine friedliche Haltung Englands, und entsprechend unter Herabsetzung der Militärkosten eine möglichst sparsame Verwaltung. Und wie er damals die von Lord Chatam her ererbte politische Tradition Englands, welche Integrität und Fortbestehen der Türkei als ein unerläßliches Postulat für das Gleichgewicht in Europa erklärte, bekämpfte, so wandte er sich im J. 1836 speciell gegen die namentlich durch Urquhart vertretene Besorgniß der Engländer vor der wachsenden Macht Rußlands, forderte wiederholt für England im Interesse immer ausgedehnterer industrieller und commercieller Beziehungen die consequent durchgeführte Friedenspolitik. In demselben Sinne war er natürlich gegen alle stärkeren Anspannungen der britischen Wehrkraft mit ihren kostspieligen Militärkosten. In dieser Richtung gerieth er namentlich in scharfen Gegensatz zu dem Herzog von Wellington. Der letztere hatte zu Anfang des Jahres 1848, gerade als noch in Folge der spanischen Heirathen und des Sonderbundkrieges (s. oben) die Spannung mit Frankreich groß war, und als man die Möglichkeit eines Bruches mit Paris im Auge hatte, in einem Briefe an Sir John Bourgoyne in seiner praktisch scharfen und nüchternen Weise ausgesprochen, daß Englands Küsten zur Zeit fast vertheidigungslos wären; die Anwendung der Dampfkraft habe den bisherigen Schutz des Kanals wesentlich vermindert; die Häfen seien schlecht geschützt. Der alte Feldherr hatte daher starke Festungsanlagen und die Bildung einer Miliz von 150,000 Mann für nöthig erklärt. Dieser Brief war durch Indiscretion vor das große Publicum gekommen; gegenüber der Aufregung der meisten machte Cobden aber laute Remonstrationen gegen den alten Herzog, die für uns freilich mehr witzig als gerade die Sache erledigend klingen und — wie viele andere Anfeindungen Wellington's — das Gewicht der Bedenken des alten Feldherrn nicht widerlegten. Cobden nun hatte zwar für die volksthümlichen, namentlich für die nationalen, Bewegungen in Europa während der Jahre 1848 und 1849 lebhafte Sympathie. Anders als die Mehrzahl seiner Landsleute bis zum Jahre 1864 verstand und würdigte er sympathetisch auch die Erhebung der Schleswig-Holsteiner gegen die dänische Vergewaltigung; er sympathisirte mit Italien, und namentlich mit den gegen Oesterreich und Rußland kämpfenden Magyaren. In letzterer Sache nahm er im J. 1849 selbst an einem Meeting in der „London-Tavern" Theil, welches gegen den Einmarsch der Russen in die ungarischen Länder lebhaft protestirte (er hielt nachmals auch, 9. Oct., an demselben Orte ein Meeting gegen englische Betheiligung an einer damals aufgelegten österreichischen Anleihe). Aber von seiner Regierung verlangte er für diesen Fall, — indem er jeden eventuellen Gedanken, englische Truppen nach Donau oder Theiß zu schicken, entschieden verwarf, — nur einen energischen Protest gegen diesen Einmarsch. Indem er damals noch Rußlands Stärke niedriger, Englands Macht stärker anschlug, als sie wirklich waren, erklärte er jetzt und später wesentlich nur für defensive Kriege Englands stimmen zu können. Ehrenwerth, weil er wesentlich gegen die ältere brutale Händelsucht John Bull's gearbeitet hat, lief Cobden jedoch bei dieser seiner Richtung leicht Gefahr, eine verständige Idee zu übertreiben; sein System kann leicht zu einem derb materiellen „Mammonismus", zu stumpfer Gleichgültigkeit gegen feinere nationale Ehrenpunkte führen; und bei Englands Weltstellung werden schwerlich immer bloße Vertheidigungskriege (zumal wenn man übersieht, daß der kluge Vertheidiger nicht selten formell zuerst als Angreifer auftreten muß) geführt werden können. Jedenfalls aber konnte Cobden bei seiner Sinnesweise von der Palmerston'schen Art der Interventionspolitik in dieser Zeit nur wenig erbaut sein.

Die eigentlichen Gegner Palmerston's aber waren damals doch die Tories; sowol auf Grund ihrer traditionellen (s. oben) Abneigung gegen die Einmischung in fremde Händel, wie auf Grund der Begünstigung der meisten Revolutionsparteien in Europa durch den auswärtigen Minister, namentlich der Piemontesen gegen Oesterreich, griffen sie ihn wiederholt an; so namentlich Disraëli am 16. Aug. 1848. Aber der stärkste Schlag wurde doch im J. 1850 geführt. Die energische Vertretung der ottomanischen Pforte, die mit großer Standhaftigkeit — gestützt auf England und Frankreich — im Sommer und Herbst 1849 die durch Oesterreich und Rußland in Stambul geforderte Auslieferung der ungarischen und polnischen Führer des magyarischen Insurrectionskrieges verweigerte und ihren Willen auch wirklich durchsetzte, durch Lord Palmerston war vollkommen im Sinne des Parlaments und der öffentlichen Meinung in England, die damals hoch für Palmerston ging; es gelang dem britischen Staatsmann auch mit großer Klugheit, Gewandtheit und zugleich Entschiedenheit, mit Rußland (weniger mit dem damals leidenschaftlich gegen England aufwogenden Oesterreich) leidliche Einverständnisse zu behaupten; der Friede wenigstens wurde damals nicht gestört. Aber bald führte ein schroffer Schritt Palmerston's zu neuen Verwickelungen. Ein (als Jonier) unter englischem Schutz stehender portugiesischer Jude, Dom Pacifico, war in der Osterwoche des Jahres 1847 zu Athen durch den griechischen Pöbel insultirt, sein Haus demolirt und geplündert worden; eine Entschädigung war seither nicht zu erlangen gewesen. Nun hatte Palmerston persönliche Abneigung gegen König Otto; nun grollte er seit Langem der athenischen Regierung so-

wol wegen ihrer schlechten Zinsenzahlung, wie wegen ihrer Hinneigung zu Rußland, und wegen der ionischen (s. oben) Sympathien für Griechenland. Sei es nun, daß er eben nur zu gern seine Uebermacht gegen armselige und schwache Staaten zur Geltung brachte. Sei es, daß er hier das Rußland schlagen wollte, das damals so stark auf die Pforte und auf die rumänischen Länder drückte: genug, Palmerston stellte am 27. Nov. 1849 durch seinen Gesandten Wyse in Athen außer andern Forderungen das Begehren der Abtretung der angeblich zu Jonien gehörigen, strategisch bedeutsamen Inselchen Sapienza und Elafonisi, und einer Entschädigung für Dom Pacifico. Da die griechische Regierung sich dessen weigerte, so erschien am 11. Jan. 1850 der Admiral Parker mit 14 Kriegsschiffen und 7000 Mann vor Salamis und forderte jetzt (15. Jan.) jene Inseln für England, und für Pacifico die Summe von 800,000 Drachmen; die Regierung sollte sich binnen 24 Stunden entscheiden. Als die athenische Regierung dieses abschlug, wurden — obwol die Gesandten der übrigen Mächte mehr oder minder entschieden gegen ein solches Verfahren protestirten — seit dem 19. Jan. Seitens der Engländer griechische Schiffe weggenommen, die griechische Kriegsflotte zu Poros mit Beschlag belegt, der Piräeus, dann alle namhaften griechischen Häfen blokirt. Die Sache drohte aber einen europäischen Charakter anzunehmen, als Rußland (19. Febr.) eine fast drohende Note an Lord Palmerston erließ. Inzwischen bot Frankreich seine Vermittelung an, die denn auch angenommen wurde, und zunächst wenigstens das erwirkte, daß um die Mitte Februar an Admiral Parker der Befehl geschickt wurde, die griechische Blokade einzustellen; die Blokade hörte auch mit dem 2. März auf, aber die gekaperten 200 Schiffe wurden vorläufig nicht freigegeben. Die volle Ausgleichung der Sache zog sich indessen noch lange hinaus; die französische Vermittelung nahm einen ziemlich weitaussehenden Charakter an; die französischen Vermittelungsvorschläge wurden in ihrer ursprünglichen Gestalt von England abgelehnt, worüber sogar (Mai 1850) der französische Gesandte momentan London verließ. Inzwischen hatte Palmerston das Mittel gefunden, die Sympathie der russischen Politik für das bedrängte Griechenland zu beschwichtigen, indem er — gegenüber der damaligen Kraftlosigkeit der preußisch-deutschen Politik in der schleswig-holsteinischen Frage, die Partei Rußlands ergriff. Allenthalben verlassen, mußte die griechische Regierung, als Palmerston für den 25. April mit einer Erneuerung der Blokade drohte, sich fügen und der auf 330,000 Drachmen ermäßigten Forderung Englands sich endlich unterwerfen. Nun hörten die britischen Zwangsmaßregeln (Ende April) auf; die Vermittelungscommission aber hatte nun noch die einzelnen Posten der englischen Forderung speciell zu ermitteln, — da hat es sich denn herausgestellt, daß manche derselben mit arger Leichtfertigkeit aufgestellt worden waren; daß namentlich Dom Pacifico lediglich 150 Pf. St. als Entschädigung zu fordern haben sollte.

Jedenfalls bestand ein starkes Misverhältniß zwischen dem ostensibeln Zwecke, den man in Athen hatte erreichen wollen, und den ungeheuren gegen Griechenland aufgebotenen Streitkräften, — noch mehr zwischen dem ursprünglich angegebenen Object des Streites und der daraus entsprungenen, momentan gar nicht ungefährlichen diplomatischen Complication. Palmerston's Haltung in dieser griechischen Frage gab dann auch in England selbst Anlaß zu großer Misstimmung; und diese Chancen wollten die Tories und Protectionisten benutzen, um gegen Palmerston (und damit zugleich womöglich auch gegen das gesammte Cabinet Russell) einen großen Schlag zu führen. In der That projectirten Palmerston's Gegner die Gelegenheit auszunutzen zu einem großartigen Mistrauensvotum gegen die gesammte auswärtige Politik dieses Staatsmannes. Der Angriff begann im Oberhause; hier stellte (nachdem Palmerston schon einmal am 8. April einen Angriff auszuhalten gehabt hatte) Lord Stanley am 17. Juni 1850 den Antrag, das Verfahren in Griechenland zu misbilligen. Nach energischen Debatten wurde dieser Antrag mit 169 gegen 132 Stimmen angenommen. Es war dieses allerdings ein gefährlicher Stoß für Palmerston und weiter auch für das whiggistische Ministerium überhaupt. Allein, Palmerston wich diesem Anprall nicht. Als Gegengewicht gegen das Votum der Lords beantragte Mr. Röbuck einige Tage später bei den Gemeinen eine Gegen-Resolution des Unterhauses, welche die Billigung der gesammten auswärtigen Politik der Regierung aussprach. Dieser Antrag führte zu einer der interessantesten Debatten dieser Zeit; in dem fünf Sitzungen füllenden Kampfe wurde nicht blos die gesammte Politik Palmerston's energisch erörtert, — es war doch wieder der alte Kampf zwischen der conservativen Richtung in allen ihren Nuancen mit dem Liberalismus aller Schattirungen; hier nur die Manchestrier ausgenommen. Es kam bei diesem Kampfe den meisten Kämpfern nicht sowol auf die Details der griechischen Frage an, als auf den Hintergrund, auf dem der Streit sich abspielte. Man wußte in England, wo die damalige öffentliche Meinung weit überwiegend für die Art der liberal gefärbten Palmerston'schen Interessenpolitik gestimmt war, — wie tief verhaßt „Lord Feuerbrand" damals bei den conservativen Mächten des Continents war; man wußte, wie lebhaft die continentale Restaurationspolitik damals mit den auf Palmerston's Sturz gerichteten Bestrebungen der Tories sympathisirte; man hielt das Ganze für eine Intrigue des Auslandes gegen den populärsten Minister Englands. Um so lebhafter war die Majorität der Gemeinen daher gestimmt, für Palmerston Partei zu nehmen; es wurde ihr dieses aber durch Palmerston selbst bedeutend erleichtert. Denn dieser Staatsmann wußte in seiner Aussprache und Darlegung der von ihm überall und besonders in der Pacifico-Affaire befolgten Grundsätze mit brillanter Gewandtheit — namentlich in seiner fünfstündigen Rede am zweiten Tage dieser Debatte, am 25. Juni — den englisch-nationalen Gesichtspunkt herauszuarbeiten. Für seine Person selbst Engländer par excellence, mit allen Schwächen und Vorzügen des britischen Nationalcharakters vorzüglich vertraut, hob er mit

Energie heraus, daß es die höchste Idee von der Macht und Ehre seines Vaterlandes sei, die ihn in seiner auswärtigen Amtsführung beseelt habe; daß, wie einst dem römischen Bürger sein einfaches „Civis Romanus sum“ auf der ganzen Erde Schutz gewährt habe, so auch dem englischen Unterthan die Hinweisung auf sein britisches Staatsbürgerthum gleichen Schutz gewähren sollte! Dieser glänzende Appell an das englische Selbst- und Nationalgefühl deckte mit vollem Erfolg alle schwachen Seiten seiner Politik. Jeder Gedanke an die zahllosen als Reisende, Kaufleute, Missionäre, Naturforscher, Geschäftsleute auf dem gesammten Erdball zerstreuten Engländer mußte hier in den Dienst des stolzen Staatsmannes treten, der als der stärkste Schutzherr der britischen nationalen Ehre auftrat. Noch hatten die Doctrinen der Manchestrier die politische Denkweise des englischen Volkes nicht in der Art umgebildet wie heutzutage der Fall. Und so konnte dieser Schluß von Palmerston's großer, ohnehin mit glänzendem und schlagendem Humor durchgeführter Rede allerdings mit feurigem Beifall von allen Seiten des Unterhauses begrüßt werden. Sir Robert Peel, in der griechischen Frage sonst Palmerston's Gegner, gab doch der allgemeinen Empfindung warmen Ausdruck mit den Worten: „Wir sind Alle stolz auf ihn!“ Auch im Auslande fanden Palmerston's Schlußworte warme Bewunderung; namentlich in Deutschland, welches damals die bittere Kehrseite dieses modernen Römerthums, die später in der bösen Macdonald-Geschichte fatal zu Tage trat, noch nicht kennen gelernt hatte, und welches damals besonders scharf die schutzlose Stellung der im Auslande zerstreuten deutschen Bürger empfand. — Palmerston hatte schon in jener Sitzung seinen Sieg wesentlich entschieden. Russell's Erklärung: „er könne die Versicherung geben, daß, so lange seine Administration dauere, Lord Palmerston nie als Minister Oesterreichs, oder Rußlands, oder Frankreichs, oder irgend einer andern Macht, sondern als Minister Englands handeln werde“, kam der populären Auffassung des vorliegenden Kampfes geschickt entgegen. Und in der Morgenfrühe des 29. Juni entschieden sich im Unterhause 310 Stimmen (wider 264) zu Gunsten Palmerston's. Nur daß dann die britische Diplomatie, die doch nicht wünschte, in Europa isolirt zu bleiben, die Beziehungen Englands namentlich zu Rußland auf Kosten Schleswig-Holsteins (zunächst durch Unterzeichnung der Protokolle vom 4. Juli und 2. Aug. zu London) pflegte. Und den Jubel des Volkes und der Presse über den Sieg Palmerston's in jener großen Debatte dämpfte nur allzubald die schwere Trauerkunde von einem furchtbaren Verluste für das Land: Sir Robert Peel, der edelste Staatsmann dieses Landes, war am 29. Juni bei einem Spazierritt mit dem Pferde gestürzt und hatte dabei Verletzungen davongetragen, die bei seinem hohen Alter schon an einem der nächstfolgenden Tage (2. Juli) seinen Tod eintreten ließen. Der ausgezeichnetste Mann des damaligen Unterhauses, der unersetzliche Führer und Halt seiner neuformirten Mittelpartei, war er zugleich eine wesentliche parlamentarische Stütze des Cabinets Russell gewesen; noch am 28. Juni, eben im Laufe der griechischen Debatte, hatte er in einer großen Rede, wenn auch immer als Gegner der Art der auswärtigen Einmischungspolitik Palmerston's, sich doch sehr entschieden für die innere Staatsleitung des whiggistischen Cabinets ausgesprochen. „Ich habe“, sagte er damals, „das Ministerium unterstützt, weil ich dessen Politik in innern Angelegenheiten von ganzem Herzen billige. Ich denke, dessen Politik ist hier eine liberale und gewissenhafte Politik gewesen. Ich stimme mit ihm überein, und muß es hier mit Nachdruck wiederholen, daß in Bezug auf die Principien der Handelspolitik der Friede und die wahren Interessen des Landes hauptsächlich auf dieser Politik beruhen.“ Somit war Peel's jäher Tod auch für die Whigs ein unersetzlicher (und bis heute unersetzter) Verlust. In ihrer Trauer vertagten sich beide Häuser des Parlaments am 3. Juli für einige Zeit.

Die übrigen Arbeiten des Unterhauses beziehen sich in dieser Zeit auf den fortlaufenden Kampf theils der freihändlerischen und radicalen Richtungen um neue Ausdehnung ihrer Gebiete, theils um die in diesem Lande immer stärker in den Vordergrund tretende Arbeiterfrage. Die radicalen Bestrebungen zu erneuter Ausdehnung des Wahlrechts hatten damals nur erst geringen Erfolg; der praktische Sinn der englischen Liberalen war zur Zeit nur erst wenig geneigt, das Wahlrecht der Arbeiter in einer Zeit auszudehnen, wo in großen Kreisen dieser Classen theils noch immer socialistische Ideen dominirten, theils aber auch (so namentlich in den Arbeiter- oder Gewerk-Vereinen, den sog. Trades-Unions) unter neuen Gestalten sich der alte Zunftgeist immer bemerkbarer zu Tage drängte. Nicht blos der seit Jahren wiederholte Hume'sche Antrag auf Ausdehnung des Wahlrechts fiel wieder (schon 28. Febr.) mit 242 gegen 96 Stimmen; auch Locke King's Versuch (9. Juli), den Städten eine mit dem Lande gleichweite Wahlberechtigung (zehn Pf. St. Rente) zu gewinnen, fiel mit 159 gegen 100 Stimmen.

Dagegen wurde es für die Arbeiter ein sehr angenehmer Vortheil (den erst in unserer Zeit die furchtbare Tyrannei der Gewerkvereine, s. unten, wieder verdorben hat), daß sie durch Aufhebung der Besteuerung der Bausteine und des Bauholzes namentlich in den Vorstädten der Hauptstadt zahllose hübsche Häuser entstehen sahen, wo sie (so wurde die Neuerung namentlich seit 1852 wirksam) nun für eine Summe ein ganzes Haus miethen konnten, mit der sie bisher kaum wenige Zimmer mitten in der Stadt hatten miethen können. Die Ashley'sche Agitation erzielte das Gesetz vom 5. Aug. 1850, welches die Ausführung der „Zehnstundenbill“ von 1847 schärfer ordnete und neu regulirte, wie auch die Acte vom 14. Aug., welche [5]) Verordnungen traf für die Ernennung von Inspectoren der Kohlengruben, mit etwas ausgedehnteren Machtvollkommenheiten, als sie solchen Inspectoren durch die allgemeine Bergwerksacte

5) Vergl. Ludlow und Lloyd Jones, Die arbeitenden Classen Englands; a. a. O. S. 23 fg. und S. 26.

des Jahres 1842 verliehen gewesen waren; die ferner das Nöthige anordnete für die Erstattung von Berichten über alle Unglücksfälle an den ressortirenden Staatssecretär und über alle Untersuchungen von Todesfällen durch solche Unglücksfälle. Den continentalen Auffassungen wenig entsprechend aber war es, daß die „Sabbathorianer" d. i. die Vertreter der möglichst rigorosen englischen Sonntagsfeier, trotz des Widerspruchs der Parlamentscommission, Lord Ashley's durch 3280 Petitionen mit 547,538 Unterschriften gestützte Motion durchsetzten, die (30. Mai) für den Sonntag das Sammeln und Austragen der Briefe verbot.

Das Parlament wurde am 15. Aug. durch die Königin (die wieder am 27. Juni durch ein Attentat bedroht gewesen war) in Person geschlossen. Bis zu der Eröffnung der neuen Session des folgenden Jahres waren es namentlich zwei Momente, die nunmehr England lebhaft bewegten. Einmal ein Angriff von Außen her. Die durch Haynau's Mishandlung in London (s. oben) erregte stärkere Spannung mit Oesterreich, dessen damaligen Plan zur Gesammtaufnahme seiner außerdeutschen Provinzen in den deutschen Bund Palmerston (trotz seiner bleibenden Antipathie gegen Preußen) überdem dauernd bekämpfte, hatte freilich nicht zu viel zu bedeuten. Desto mehr ein Angriff des erst vor Kurzem in Rom restaurirten Papstes. Der Katholicismus hatte in England (nicht ohne Förderung durch die Puseyitische Bewegung) neuerdings nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Seit Alters waren (namentlich) in York, in Lancashire, (aber auch) in Stafford, Northumberland und London nicht unbedeutende ältere Reste katholischer Einwohner gewesen. Aber von 60,000 Seelen im J. 1786 war diese Zahl schon im J. 1835 bis auf 580,000 gewachsen; im J. 1830 zählte man 392 Kirchen und Kapellen, im J. 1841 schon 466 dergleichen und 577 Priester, die 1851 auf 583 geistliche Gebäude und 826 Priester gewachsen waren. Der Hauptzuwachs war allerdings überall durch die Einwanderung von Irländern nach der Hauptinsel entstanden. Bei der doch aber im Verhältniß zu der Einwohnerzahl des Landes sehr geringen Zahl der Katholiken erregte es großes Erstaunen, als der am 4. April 1850 aus Gaëta nach Rom zurückgekehrte Papst Pius der Neunte nunmehr durch die Bulle vom 29. Sept. 1850 England wieder mit einem System römisch-katholischer Bischofssitze überzog. Allerdings vermied er meistens die Titel anglikanischer Bischofssitze, aber er nahm besondere Rücksicht auf die großen neu aufgeblühten Städte. Der Papst schuf also die zwölf Bisthümer Southwark, Herham, Beverley, Liverpool, Salford, Shrewsbury, Newport, Clifton, Plymouth, Nottingham, Birmingham und Northampton. Ueber diese Bisthümer wurde gestellt das Erzbisthum Westminster, welches der Papst dem Cardinal Wiseman übertrug [6]).

Dieser Schritt des Papstes erregte in England den tiefsten Unwillen; bei den Laien wie bei der Geistlichkeit wogte der protestantische Geist zornig auf, erhöht noch durch eine neue an die Gläubigen in England im November gerichtete päpstliche Allocution; der Ruf „No Popery" ging wieder durch das Land. Es kam zu

---

6) Dieser berühmte Mann, Jahre lang das Haupt der katholischen Kirche in Großbritannien, war (vergl. seine Biographie in dem Artikel „Cardinal Wiseman", in der Zeitschrift „Unsere Zeit", Jahrgang I. 1865. 1. S. 289 fg.) — mit seinem Familiennamen Nicholas Wiseman geheißen — Abkömmling einer angesehenen englischen adeligen Familie, deren älterer Zweig noch heute in der britischen Marine vertreten ist. Die jüngere Linie siedelte im vorigen Jahrhundert nach Irland über. Des Cardinals Vater lebte zuerst als reicher Kaufmann zu Waterford in Irland; er siedelte nach Spanien über, wo seine Frau, eine irische Katholikin, ihm am 2. Aug. 1802 zu Sevilla den Sohn Nicholas gebar. Zuerst in Spanien erzogen, wurde Nicholas sechs Jahre alt nach Irland geschickt, wo er in einer Privatschule zu Waterford seinen ersten Unterricht erhielt. Dann kam er im neunten Jahre in das katholische Collegium von St. Cuthbert in Ushaw bei Durham, wo der bekannte katholische Historiker Englands, Dr. Lingard, sein Lehrer war. Hochbegabt wie er war, wurde Wiseman nach Ablauf seines 16. Jahres mit fünf andern jungen Engländern nach Rom geschickt, wo eben damals (1818) Papst Pius VIII. nach 20jähriger Unterbrechung das Collegium Anglorum hergestellt hatte. Energisch von Schwärmerei für Rom erfüllt; von dem Papste selbst, — der die jungen Männer als künftige Organe der katholischen Wiedereroberung Englands für Rom mit Entzücken begrüßte, — freudig empfangen; gewann das Talent und der Eifer Wiseman's in Rom große Anerkennung; im J. 1824 wurde er Doctor der Theologie, im J. 1825 Priester, im J. 1827 Vicedirector an jenem englischen Collegium und Professor der orientalischen Sprachen an der römischen Universität, wie auch Prediger für die in Rom lebenden katholischen Engländer. Als dann im J. 1828 der Rector des englischen Collegiums in Rom, der Dr. Gradwell, als apostolischer Vicar nach England geschickt ward, erhielt Wiseman dessen Stelle in Rom.

Als dann die Emancipation der englischen und keltischen Katholiken im J. 1829 für seine Pläne und Hoffnungen den Weg gebahnt hatte, da trat Papst Gregor XVI. bei allem äußern Zuwarten doch schon für künftige Pläne auf England mit Wiseman in immer intimere Beziehungen. Die so stark katholisch gefärbte Agitation O'Connell's und der Puseyitische Kampf in England erregten in Rom große Hoffnungen; seit 1834 kamen aus England geheime Petitionen der britischen Papisten nach Rom; sie begehrten die Herstellung eines hierarchischen Systems für England. Um nun Englands Boden genau kennen zu lernen, schickte der Papst im J. 1835 den Dr. Wiseman als Beobachter nach England. Und hier hat Wiseman die Katholicität seiner Glaubensgenossen zu stärken, die öffentliche Meinung zu sondiren, die Chancen für seine Kirche zu erforschen und auszunutzen, mit Eifer sich bemüht. Seine Vorlesungen in London seit 1835 erregten viel Theilnahme; der Takt, die literarische Schlagfertigkeit des auch als Schriftsteller namhaften Mannes, die Gründung der katholischen Vierteljahrschrift „Dublin Review" seit dem Mai 1836, die Ausbreitung des Puseyismus, führten damals dem Katholicismus in England viele neue Convertiten zu. Wiseman kehrte indessen im J. 1836 nach Rom zurück. Als im J. 1840 Gregor XVI. für England die seit Jacob's II. Sturz formirten vier apostolischen Vicariate in acht Districte zerlegte und für die vier neuen Abtheilungen vier Vicevicare (quâ Bischöfe in partibus) ernannte: da wurde Wiseman (Bischof in partibus von Melipotamus) Vicevicar eines dieser Districte und fungirte in England als Coadjutor des Dr. Walsh, des apostolischen Vicars des Centraldistricts und zugleich als Principal des katholischen St. Mary's College, zu Oscott bei Birmingham. Nach Walsh's Tode im J. 1849 wurde Wiseman dessen Nachfolger; damit an die Spitze der englisch-katholischen Geistlichkeit gestellt, wurde er am 29. Sept. 1850 zum Erzbischof von Westminster, am 30. Sept. aber zum Cardinal erhoben.

einem Sturm von protestantischen Meetings, Adressen, Resolutionen und Protesten gegen jenen Schritt des Papstes, der nach der englischen Auffassung von den kirchlichen Verhältnissen ihres Staates als „ein Eingriff in die Jurisdiction der Königin“ [7]) angesehen werden mußte. Dieser Stimmung des Volkes kam Lord Russell zunächst entgegen durch einen demonstrativen Brief an den anglikanischen Bischof von Durham, der — zugleich mit scharfer Misbilligung des kryptokatholischen Puseyitischen Agitirens — die entschiedensten Ausdrücke und den entschlossensten Protest gegen jenen Uebergriff der römischen Curie enthielt. Die englische Regierung hatte allerdings schon vor 1829 der Curie die Herstellung katholischer Bisthümer in den englischen Colonien gestattet; im Jahre 1845 war den katholischen Bischöfen dieser Colonien erlaubt worden, dieselben Titel anzunehmen, wie die Prälaten der anglikanischen Staatskirche. Drei Jahre später hatte zur Zeit der liberalen Reformen des Papstes Pius IX. das Parlament die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit dem päpstlichen Stuhle genehmigt; im J. 1849 hatte die Königin bei ihrem Aufenthalte in Irland die katholischen Prälaten in derselben Weise zu Dublin empfangen, wie die andern Würdenträger der Insel. Das Alles hatte man in England natürlich gefunden; aber man war eben schwer gereizt, als Pius IX. seinen alten Plan ausführte und aus den apostolischen Vicariaten und Vicevicariaten Englands mit den Bischöfen in partibus nunmehr eine neue local organisirte Hierarchie aufbaute; als Wiseman am 7. Oct. 1850 seinen von dem Flaminischen Thore in Rom datirten Hirtenbrief an das englische Volk erließ, worin er seine Ernennung zum Primas von England und seine Absicht, die Herrschaft eines solchen anzutreten, mit dem ganzen Pomp seines Amtes verkündigte. Für die Sache des Papismus war es vortheilhaft, daß Wiseman in der That durch Talent, Gelehrsamkeit, allgemeine Bildung und seinen politischen Takt entschieden ausgezeichnet war. Es gelang demselben wirklich, durch Predigten und öffentliche Broschüren die protestantische Indignation in England einigermaßen zu beschwichtigen. Wenigstens erreichte er so viel, daß der Ton der Mäßigung, den er jetzt anschlug, auch Seitens der protestantischen Gegner nicht ohne Anklang blieb. Während aber Regierung und Parlament sich in dieser neuen Frage zu einer ernsthaften Entscheidung rüsteten, wurde der Geist des Volkes nach einer andern Seite hin lebhaft interessirt durch die immer stärker an den Tag tretenden Vorbereitungen zu der großen Weltausstellung, die im J. 1851 zu London abgehalten werden sollte. Hatte dieselbe schon einmal das Riesenbankett bei dem Lord-Mayor am 21. März 1850 veranlaßt, welches die namhaftesten Männer des Landes vereinigte, so fand am 7. Sept. 1850 die feierliche Grundsteinlegung und Aufrichtung der ersten Eisenröhren des sog. Krystallpalastes (des aus Krystall oder starkem Glas und Eisen zu erbauenden Ausstellungsgebäudes) statt.

Das Parlament des Jahres 1851 wurde am 4. Febr. eröffnet. Konnte die Regierung mit Freude hinweisen auf den fortschreitenden materiellen Aufschwung des Landes (nur Irland noch immer ausgenommen) und auf den günstigen Umstand, daß die öffentlichen Einnahmen zwei Millionen Pf. St. Ueberschuß über die Ausgaben in Aussicht stellten: so blieb der schwarze Punkt der Lage die katholische Frage. Am 7. Febr. brachte Russell eine Bill ein (Papal-Aggression-Bill), die einerseits die Annahme bischöflicher Titel allen nicht zur anglikanischen Staatskirche gehörigen Personen, speciell Geistlichen, verbieten, andererseits alle Vermächtnisse und Schenkungen an solche Personen für null und nichtig erklären sollte. Es gab darüber lebhafte Debatten. Die Meinungen waren sehr getheilt. Jene Ansicht, welche dazu rieth, mit Rom ein förmliches Concordat abzuschließen, konnte sich weder bei dem Publicum, noch bei dem Parlament Anklang verschaffen. Den Radicalen und vielen Liberalen ging die Bill viel zu weit; auch manche der eifrig anglikanischen Peeliten, — namentlich Graham und Gladstone, welcher letztere immer entschiedener die vollste Gleichstellung aller Confessionen verfocht, — waren mit Russell nicht einverstanden. Und den eifrigen conservativen Protestanten that die Bill wieder nicht genug. Indessen gewann die Bill doch bei der ersten Lesung 395 gegen 63 Stimmen. Die Schlußentscheidung über diese Bill wurde dann durch anderweitige Zwischenfälle verzögert. Die den durch Russell geleiteten Ministerien wiederholt anhaftende Schwäche zeigte sich auch dieses Mal immer deutlicher; und Russell selbst sann auf einen entschiedenen Zug, der die zerbröckelnde Majorität wieder fester zusammenbinden sollte. Es war ein starkes Zeichen der Schwäche, daß der protectionistische Antrag Disraëli's, für die schwer durch die Abschaffung der Kornzölle getroffenen landwirthschaftlichen Classen Entschädigung zu gewähren, am 13. Febr. nur mit 14 Stimmen Majorität unter 548 anwesenden Mitgliedern abgewiesen wurde. Nun hatte damals der oben genannte Deputirte Locke King abermals einen Feldzug zu Gunsten der Erweiterung des Wahlrechts für die sog. arbeitenden Classen eingeleitet. Er wiederholte seinen Antrag auf Gleichstellung des Wahlrechts zwischen Stadt und Land in England und Wales. Obwol nun Russell lebhaft ermahnte, den Antrag abzulehnen, weil er selbst in dem nächsten Jahre eine neue Reformbill einbringen wolle, so erhielt die Bill des Mr. Locke King doch in erster Lesung die Mehrheit von 100 gegen 52 Stimmen (20. Febr.). Darauf hin trat Russell am 22. Febr. zurück. Aber es ging diesmal ebenso wie einst zu Lord Melbourne's Zeiten. Lord Stanley bemühte sich umsonst, ein neues Cabinet, zu dem etwa auch Gladstone gehören sollte, zu formiren. Die ebenfalls versuchte Combination Russell, Graham und Aberdeen scheiterte ebenfalls; desgleichen ein neuer Versuch des Lords Stanley. Auf Wellington's Rath wurde daher (3. März) das alte whiggistische Cabinet wieder berufen; stärker war es aber nicht geworden, erlitt vielmehr nachher noch eine Menge sogenannter „harmloser“ parlamentarischer Niederlagen;

---

7) Vergl. Fischel, Die Verfassung Englands S. 186.

sie waren vorläufig unschädlich, weil man das Cabinet trotz seiner Kraftlosigkeit noch immer „on sufferance“ vegetiren ließ, da das Parlament noch immer ein protectionistisches Cabinet Stanley über Alles fürchtete.

Russell legte bald nachher die antipäpstliche Bill mit einer Reihe von Modificationen vor, die er mit gewohnter Schmiegsamkeit den Anschauungen der liberalen Opposition angepaßt hatte; derart daß (ecclesiastical titles assumption-Bill) wesentlich nur noch das Verbot der Führung der katholischen geistlichen Amtstitel bestehen blieb; jetzt setzte die protestantische Opposition ihm zum Trotz mehrere verschärfte Amendements durch. Die Bill wurde in dritter Lesung mit 263 gegen 46 Stimmen (4. Juli) angenommen. Sehr wirksam ist diese Bill nicht geworden; sie war (wie Mr. Röbuck schon am 7. Febr. gesagt hatte) sehr leicht zu umgehen; wie sich denn Cardinal Wiseman einfach zwar nicht „Erzbischof von“, sondern „in Westminster“ nannte. Wiseman hatte indessen doch die Empfindlichkeit des protestantischen Publicums kennen gelernt; er verfuhr daher seitdem mit vielem Takt und vieler Mäßigung. Er vertrat seine Kirche würdig durch Gelehrsamkeit, namhafte schriftstellerische Werke, Vorlesungen und Predigten. Durchaus nicht ultramontan und fanatisch; vielmehr durch und durch Engländer und von gallikanischen Anschauungen beseelt (was ihn auch den Puseyiten mit deren britisch-nativistischen Grundanschauungen so nahe stellte); persönlich wohlwollend und von ehrenhaftem, durchaus reinem Charakter und Privatleben, erwarb er sich auch in protestantischen Kreisen große Popularität. Als er endlich am 15. Febr. 1865 starb, hatte er den Katholicismus in England bedeutend gefördert. Er hatte andauernd die zerstreuten Katholiken in England gesammelt, neue Gemeinden, neue Kirchen, Schulen, Klöster und geistliche Seminarien gebildet, die niedere Geistlichkeit vermehrt, Hirtenbriefe erlassen, Synoden zusammenberufen; kurz alle Mittel in Bewegung gesetzt, die Interessen seiner Kirche zu beleben und zu stärken. Es betrug in England in der That bei Wiseman's Tode die Zahl der katholischen Kirchen und Kapellen etwa 907, die von 1367 Geistlichen bedient wurden; außerdem besaß man 17 Manns- und 74 Frauenklöster. Die Zahl der katholischen Bevölkerung in England und Wales betrug damals etwa 900,000 Seelen (in Schottland belief sie sich damals auf 275,000 Seelen unter 3 Bischöfen, 178 Geistlichen und mit 191 Kirchen); Wiseman's Nachfolger, der (früher, s. oben, durch den Puseyismus aus der anglikanischen Kirche nach Rom gelangte) Erzbischof Manning, hat die Wege seines Vorgängers verlassen; durch und durch schroff römisch und leidenschaftlich ultramontan, fehlt ihm die Popularität seines Vorläufers. Die modernste Richtung des britischen Katholicismus geht namentlich darauf hinaus, unter der Peerie des Landes Uebertritte zum Papismus zu erzielen. Im J. 1869 zählte man aus England im Oberhause 17 Lords und bei den Gemeinen 36 Deputirte katholischer Confession.

Die wesentlichsten Arbeiten des Parlaments im J. 1851 betrafen neben der Titelbill finanzielle Fragen. Viel Glück hatte das hinsiechende Ministerium Russell allerdings diesmal auch auf diesem Gebiete nicht. So günstig das ursprüngliche Budget des Ministeriums (s. oben) sich auch ausnahm, so war es doch nach verschiedenen Seiten hin misfällig aufgenommen worden; namentlich war die altverhaßte sog. Fenstersteuer im Parlament und Seitens starker Volkselemente Gegenstand heftiger Angriffe, denen sich auch die nicht minder unbeliebte Einkommensteuer nicht entziehen konnte. Nach Beendigung der Ministerkrisis legte Russell daher das Budget in amendirter Gestalt vor; er hatte namentlich die Fenstersteuer definitiv fallen lassen. Aber nun erhob sich um die Einkommensteuer ein harter Kampf. Der alte Radicale Hume forderte, die weitere Bewilligung dieser Steuer nur auf Ein Jahr (resp. je Ein Jahr) weiter zu genehmigen, „um diese Steuer zu vervollkommnen!“ Obwol namentlich der Finanzminister Wood Alles aufbot, um diesen Antrag zu Falle zu bringen, weil er als Finanzmann mit vollem Rechte den enormen Posten von fünf Millionen Pf. St. Einnahme nicht von einer jährlich zu erneuernden Abstimmung wollte abhängig gemacht sehen: so erfuhr die Regierung (Anfangs Mai) doch die entschiedenste Niederlage; mit 244 Stimmen (darunter namentlich die Protectionisten, die die Einkommensteuer durch Korn- und andere Zölle ersetzt zu sehen wünschten) siegte Hume gegen die 230 des Cabinets, und die Steuer wurde nur für Ein Jahr erneuert.

Bedeutungsvoll war dabei der beständige Fortschritt der Freihandelsrichtung. War noch im J. 1841 der ministerielle Antrag, die Holzsteuer von 50 auf 40 Schilling herabzusetzen, damals als schlimme freihändlerische Ausschreitung lebhaft bekämpft worden: jetzt (14. April) wurde die Herabsetzung dieser Steuer von 15 auf 7 Schilling und 6 Pence ohne Opposition angenommen. Ebenso wurde, hier nicht ohne harte Gegenwehr der Protectionisten, die Zuckerfrage am 5. Juli dahin entschieden, daß der Centner des Plantagenzuckers mit 10 Schilling, anderer Zucker vorläufig mit 14 Schilling besteuert, aber binnen drei Jahren ebenfalls bis zu 10 Schilling erniedrigt werden sollte.

Das Parlament wurde am 8. Aug. geschlossen; seine Arbeiten waren dieses Mal bei dem Publicum nur mit geringer Aufmerksamkeit beobachtet worden. Das Hauptinteresse für die meisten Engländer lag für dieses Jahr in der großen ersten Cultur- und Industrieausstellung aller Völker der Welt zu London, die wirklich trotz aller engherzigen Gegenbemühungen und Befürchtungen einer Gruppe religiöser und politischer Fanatiker in entschieden großartiger Weise gelungen war, und den Triumph der Arbeiten einer Reihe echt humaner Männer Englands, an ihrer Spitze Prinz Albert, bildete. Die Ausstellung wurde in dem endlich vollendeten Krystallpalaste (des Baumeisters Joseph Paxton, der die berühmten Treibhäuser in den Gärten des Herzogs von Devonshire zu Chatsworth erbaut hatte) in dem Hyde-Park bei London am 1. Mai 1851 von der Königin und den höchsten Per-

sonen des Staates und der anglikanischen Kirche officiell eröffnet und religiös geweiht. Alle Befürchtungen vor Tumultscenen bei der Anhäufung der Menschen aus ganz London, aus Großbritannien, Amerika und Europa an diesem Tage erwiesen sich erfreulicherweise als eitel. Im Ganzen wurde der Krystallpalast während der Dauer der Ausstellung durch 6,201,826 Menschen besucht; das Entree warf 505,107 Pf. St. ab, wovon 150,000 Pf. St. reiner Ueberschuß waren. Die Ausstellung wurde am 15. Oct. ebenfalls mit einer religiösen Feierlichkeit geschlossen. Der Krystallpalast aber sollte nach einem Parlamentsbeschluß vom 24. Juli nur Ein Jahr im Hyde-Park bestehen bleiben, um dann abgebrochen und zu Sydenham wieder aufgestellt zu werden.

So brillant nun dieses schöne Werk gelungen war, so wenig erfreulich war zur Zeit die Lage des whiggistischen Cabinets. Die innere Staatsleitung hatte während der Session des Parlaments eine Menge höchst empfindlicher Niederlagen erlitten; sie zeigten deutlich, daß das Ministerium nicht mehr im Stande war, das Parlament ernsthaft zu beherrschen. In Sachen der auswärtigen Politik aber stand England, immer das Schlachtopfer Schleswig-Holstein ausgenommen, so gut wie isolirt da; die zur Zeit überall wieder zur Herrschaft gelangte europäische Restauration, resp. Reaction, stand überall Palmerston's Tendenzen und bisheriger auswärtiger Haltung feindlich gegenüber. Dieses Verhältniß wurde recht deutlich, als am 25. Oct. der magyarische Staatsmann Kossuth auf seiner Ueberfahrt nach Amerika für einige Zeit in England erschien; als nun die Huldigungen, die die englischen Liberalen und Radicalen dem Magyaren brachten, zu einem wahren Raketenfeuer wurden gegen den continentalen Absolutismus; und als nun Palmerston bei dieser Gelegenheit gegen eine radicale Deputation, die ihm für sein früheres Eintreten zu Gunsten Kossuth's und der magyarischen Flüchtlinge in der Türkei dankte, Aeußerungen that, die allerdings mit bequemen Verhältnissen zu Oesterreich und Rußland nicht recht vereinbar waren. Unter diesen Umständen wurde auch das Verhältniß zwischen Palmerston und seinen Collegen kein sehr angenehmes; zumal da dieser herrische und energische Staatsmann auch seinen Collegen gegenüber nicht ohne Eigenmächtigkeit aufzutreten liebte. Da wurde, — gerade als noch ganz England theils in zornigem Groll, theils in bereits auftauchender Besorgniß vor der Zukunft die Folgen des großen Napoleonischen Staatsstreiches vom 2. Dec. 1851 erwog, — die politische Welt am 24. Dec. durch die Nachricht überrascht, daß (22. Dec.) Lord Palmerston aus dem Cabinet getreten sei und als Minister des Auswärtigen den Lord Granville zum Nachfolger erhalten habe. Die Sache ist für die gegenwärtige Generation vollkommen klar gestellt worden. Wie die neuesten Historiker Englands und Deutschlands die Entwickelung darstellen, so war der Verlauf der folgende. Palmerston hatte — unter allen Staatsmännern Europa's der erste — sofort sich beeilt, den Napoleonischen „Staatsstreich" vom 2. Dec. 1851 vollkommen gebilligt und anerkannt; ja noch mehr, seine Eile war so groß gewesen, daß er zu diesem Schritte die Billigung weder seiner Collegen, noch auch der Königin nachgesucht, sondern die so wichtige Anerkennungsdepesche ganz auf eigene Faust nach Paris abgesendet hatte, — während doch das Cabinet nur beschlossen hatte, in keiner Weise zu interveniren. Da die hierüber im Cabinet ausgebrochene Differenz nicht lange verborgen blieb, so hatte unter specieller Mitwirkung Russell's und der Krone Palmerston aus dem Cabinet ausscheiden müssen; nicht ohne daß das constitutionelle Recht der Krone, die höchste Controle über ihre Regierung zu üben, öffentlich laut angegriffen, Palmerston's Entlassung auf die alte Abneigung (s. oben) der Königin gegen Palmerston und auf die ohne Grund vorausgesetzte und vielgeschmähte Einwirkung des Prinzen Albert zurückgeführt wurde [8]).

Palmerston's Sturz erregte in England ungeheures Aufsehen. Der betreffende Schritt des berühmten Staatsmannes erklärte sich wol zunächst aus seinem Grundsatz, womöglich immer mit der Regierung Frankreichs in möglichst guten Beziehungen zu bleiben. Möglich auch, daß Palmerston die wahre Natur des neu zur Herrschaft gelangten Bonapartismus erkannte und sich bei Zeiten bemüht hat, mit dem natürlichen Gegner der europäischen Restauration und der heiligen Allianz gute Beziehungen einzuleiten. Wenn aber die Billigung des französischen Staatsstreiches damals in vielen englischen radicalen Kreisen Palmerston's bisherige Popularität schwächte, — das Cabinet Russell war durch Palmerston's Sturz nicht stärker geworden. Man ließ es sich in England doch lange nicht ausreden, daß Palmerston's Austritt aus dem Cabinet wesentlich nur das Werk einer ausländischen (etwa österreichisch-russischen) Intrigue sei und als eine Niederlage der britischen Diplomatie, als ein „englischer Staatsstreich" angesehen werden müsse. Und Palmerston selbst bereitete sich vor, seinen bisherigen Collegen bald genug einen empfindlichen Stoß zu versetzen.

Der Eintritt des Jahres 1852 fand das Land und die Regierung in sehr wenig erfreulicher Stimmung. Die Schwäche der Reformpolitik des Cabinets Russell, die allerdings weit hinter der gewaltigen Energie Peel's zurückblieb, hatte das Volk verdrossen und verstimmt gemacht; zumal das Cabinet seit Palmerston's Ausscheiden kein Mitglied von hervorragender Kraft mehr besaß. Der Glanz der auswärtigen Staatsleitung löste sich mehr und mehr in grauen Nebel auf. Und dazu kam jetzt, daß in Folge des französischen Staatsstreiches das britische Volk von einer fast gespenstischen Furcht vor einer französischen Invasion erfüllt war, mit der bei der allgemeinen Verstimmung der continentalen zur Zeit dominirenden Gewalten gegen die bisherige britische Politik und bei Befürchtungen des englischen Volkes vor einer „romanisch-papistischen" Invasion gegen die protestantische Kirche des Landes neue Momente innerer Unsicherheit sich verbanden. Es kam dazu, daß man in England zu dieser Zeit zu fühlen begann, daß die vorhandene Landmacht

8) Vergl. Pauli, Aufsätze zur englischen Geschichte S. 481 fg. Alpheus Todd a. a. O. S. 125 und 198.

und die Schwierigkeit ihrer Ergänzung für einen großen Krieg, etwa mit Frankreich, bei etwa schnellem Ausbruch der Feindseligkeiten entschieden nicht ausreichend sei; Wellington's Befürchtungen vom Jahre 1848 (s. oben) kamen jetzt zu Ehren. Der Zustand der Armee wie selbst der Flotte, den die Presse mit britischer Offenheit und Schonungslosigkeit prüfte, schien in der That gar wenig vertrauenerweckend zu sein. So wimmelte es denn zu Anfang des Jahres 1852 von Meetings, Petitionen und Plänen aller Art, durch die man sich Trost und Sicherheit zu verschaffen suchte. Allmälig aber gewann der furchtlose und zäh entschlossene Charakter dieses kräftigen Volkes wieder die Oberhand über die Angst; und man ermannte sich, indem man sich das Wort gab zu energischer Vertheidigung des Vaterlandes und seiner besten Güter; indem man — die Einleitung zu einer später sehr folgenreichen Bewegung — überall freiwillige Schützencorps organisirte, Schieß- und Exercierübungen ins Leben rief. Der kriegerischen Stimmung des Volkes und solchen Maßregeln zur Selbstvertheidigung, — der wesentlich nur, und zwar sehr zum Schaden seines Ansehens, Cobden mit seinem einseitigen Industrialismus und wohlgemeinten aber kurzsichtigen Friedensworten entgegenzutreten versuchte, — kam denn auch die Regierung entgegen, indem sie theils die Kriegsschiffe mit Proviant und Mannschaften versah, die Kanalflotte verstärkte, eine bessere Bewaffnung der Infanterie in Aussicht nahm; indem sie ferner das noch heute fortwirkende System eröffnete, welches theils auf Steigerung der artilleristischen Waffen, theils auf bessere Armirung der britischen Küsten und Häfen abzielte; (nur daß noch heute ein oder mehrere feste Centralplätze im Lande fehlen, wo sich nach etwa gelungener Landung einer feindlichen Armee das englische Heer sammeln kann). Werthvoll und für die Zukunft wichtig aber war es (ohne daß es jedoch damals schon den schlimmen Zuständen des Krimkrieges hätte vorbeugen können), daß man bei diesen Arbeiten in der Verwaltung der Admiralität und in dem Proviantwesen schwere Misbräuche und Vernachlässigungen entdeckte, die von der Presse scharf gegeißelt wurden und auch hier zu entschiedenen Reformen aufforderten.

Gleichzeitig mit dieser Bewegung wurde das industrielle England durch einen großen socialen Kampf aufgeregt, der sich seit Ende des Vorjahrs vorbereitet hatte. Es war zum ersten Mal auf dem Boden Englands ein regelmäßig in rangirter Schlacht geführter Kampf „zwischen Kapital und Arbeit", wie die banale Phrase lautet; richtiger zwischen den „Arbeitgebern" mit großem Kapital und der Masse der „Arbeitnehmer" mit ihren kleineren coalirten Mitteln. Die englischen Maschinenbauer, die gebildetste, einflußreichste und am besten bezahlte Classe der sog. Arbeiter in diesem Lande, hatten sich schon seit langer Zeit zu einer umfassenden Genossenschaft (sog. amalgamated society) für gemeinsame Zwecke ihres Standes verbunden; ihre 120 Vereine mit 12,000 Mann Mitgliedern hatten in London einen regierenden Centralvorstand aus sieben Mitgliedern gebildet, von denen jedes für die Geschäftsleitung mit wöchentlich je zwei Schilling besoldet wurde. Ihr Chef war Mr. Newton; ihr Bureau war zu Witechapel. Ursprünglich zu wesentlich humanen und Unterstützungszwecken für die Arbeiter gegründet, versuchten sie bei ihrer Macht und Massenhaftigkeit dann auch mit vielem Erfolge, nach und nach die mehrfachen Uebelstände und Härten ihres schweren Berufes zu lindern und zu beseitigen. Der Centralvorstand hatte bisher die Sache gut geleitet und bei Conflicten mit den Arbeitgebern die unnützen Arbeitseinstellungen mit Einsicht vermieden. Neuerdings nun hatte Mr. Newton einen Streit der Arbeiter mit den Fabrikherren in der großen Maschinenfabrik von Hibbart, Plett und Söhnen zu Oldham dahin geschlichtet, daß die letztern zusagten, mit Neujahr 1852 gewisse Beschwerden der Arbeiter abzustellen. Die Beschwerden betrafen: das Zuvielarbeiten der beschäftigten Arbeiter (denen dadurch die Möglichkeit namentlich geistiger Genüsse verkürzt wurde), während andere Arbeiter (allerdings die minder fähigen) nichts zu thun hätten; die sog. Stückarbeit; zu viel Arbeit in Händen der Lehrlinge und sog. ungelernter (d. i. nicht fachmäßig geschulter) Arbeiter; und zu großer Ersatz der Menschenarbeit durch Maschinen. Hibbart, Plett und Söhne hatten sich, — da sie zur Zeit sehr stark beschäftigt waren und jeden Strike vermeiden wollten, — verpflichtet, einen Theil der „ungelernten" Leute zu entlassen und einen Theil der Maschinenarbeit durch Arbeiter zu ersetzen. Bald aber wurden sie inne, daß sie durch dieses Verfahren ihrem Geschäfte großen Schaden zufügen würden, und weigerten sich nun, diese Bedingungen zu erfüllen.

Dieser Schritt empörte die Maschinenbauer; die große Union dieser Arbeiter beschloß, den Krieg aufzunehmen, und machte nun (indem sie die Forderung der Abschaffung der ungelernten Arbeiter und Reduction der Maschinen zunächst fallen ließen) mit veränderter Taktik zu ihrem allgemeinen Programm: Abschaffung des systematischen dauernden Arbeitens über die gewöhnliche Stundenzahl hinaus, und ferner die Abschaffung der sog. Stückarbeit, d. i. die Uebertragung ganzer großer Theile von Arbeit an Einzelne mit herabgedrückten Lohnsätzen. Der Plan war der, schrittweise die einzelnen Arbeitgeber zur Annahme dieser neuen Bedingungen zu nöthigen. Da die sieben Vorstandsmitglieder diesen Feldzug nicht auf ihre eigene Hand unternehmen wollten, so ließen sie die 120 Vereine erst darüber abstimmen, und von 12,000 Arbeitern stimmten alle außer 16 für die neuen Forderungen.

Als dies bekannt wurde, beschlossen die Arbeitgeber, zuerst loszuschlagen. Fast ohne Ausnahme alliirten sich die Maschinenfabrikanten in dem ganzen Lande und faßten den harten, aber streng und pünktlich ausgeführten Beschluß: mit dem 10. Jan. 1852 alle ihre Geschäfte zu schließen, wenn gegen einen Einzelnen von ihnen die neuen Forderungen der amalgamirten Union geltend gemacht würden; ebenso sollte kein Arbeiter angenommen oder behalten werden, der sich nicht bestimmt verpflichte, den Anforderungen der Union

zu entsagen und aus dem Verbande auszuscheiden. Die Arbeiter in ganz England wallten hoch auf in Zorn über diese Beschlüsse; und Arbeiter aller Zweige der Geschäfte stellten den Maschinenbauern ihre Unterstützung zu Gebote, um in dem Kampfe, der auf die Unterwerfung der Arbeitgeber unter die Herrschaft der Arbeitnehmer abzielte, den Sieg zu ermöglichen. In Meetings und Presse (wo unter Andern die „Times“ andauernd den Abhandlungen Mr. Newton's ihre Spalten öffnete) wurde lebhaft gekämpft. Aber die Presse und das Publicum (soweit es nicht die „Arbeiter“ waren) nahmen einmüthig gegen die Maschinenbauer und den zu Tage tretenden Zunftgeist der Arbeitervereine Partei. Da nun durch den Strike plötzlich an 10,350 Arbeiter brodlos geworden waren, so wurde es den Amalgamirten sehr schwer, sich zu halten. Wohl hatten sie einen Fonds von 30,000 Pf. St., und erhielten durch andere Arbeitervereine starke Zuschüsse. Aber sie konnten weder die Familien damit dauernd unterhalten, noch auch die Taglöhner und Handarbeiter fesseln, die wider ihren Willen durch den Strike der Maschinenbauer brodlos wurden. Da letztere Art der Hilfsarbeiter gegen die Haltung der Maschinenbauer protestirte; da die standhafteren Maschinenbauer (denen ohnehin einer der aus der Aristokratie erwählten Schiedsrichter, der wohlwollende und intelligente Lord Cranworth, versöhnlich zuredete) kein Geld hatten weder nach dem Auslande zu ziehen, noch auch Productivgenossenschaften zu bilden, so gewannen endlich diesmal die Arbeitgeber den Sieg. Aber die Arbeitseinstellung hatte 15 Wochen gedauert; und man berechnete die Verluste, die die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer zusammen sich zugefügt hatten, bis auf die enorme Höhe von 22 Millionen Thaler „Kriegskosten“.

Inzwischen war es dem hinsiechenden Cabinet Russell nicht gelungen, sich in der gehofften Art aus den Reihen der Peeliten zu ergänzen und zu verstärken. Es war daher wesentlich schwach, als am 3. Febr. 1852 das Parlament — jetzt in dem neu erbauten prachtvollen gothischen Parlamentspalast — wieder eröffnet wurde. Die Thronrede konnte allerdings wieder mit großer Freude auf die gute Finanzlage und die steigenden guten Folgen der Freihandelspolitik hinweisen. Sonst verhieß sie namentlich Reformen in der Rechtspflege, wobei man vorzugsweise die im Volke heftig geforderte zeitgemäße Umbildung des furchtbar schwerfälligen Kanzleigerichts im Auge hatte; ferner eine Bill zur Erweiterung des Wahlrechts, und bei aller Betonung einer friedlichen Politik neue Maßregeln zur Stärkung der Wehrkraft des Landes. Der parlamentarische Feldzug begann wenig günstig für die Regierung. Die am 4. Febr. durch Lord Russell über die Motive der Entlassung Lord Palmerston's aus dem Cabinet gegebenen Erklärungen mit der daran sich schließenden Debatte waren nicht sehr geeignet, der Misstimmung in liberalen Kreisen über Palmerston's Rücktritt ein Ende zu machen und das zerbröckelnde Ministerium zu stärken; und jedenfalls stand in Palmerston dem Cabinet Russell jetzt ein gefährlicher Gegner gegenüber. Die Hoffnungen dagegen, die Russell auf seine neue Wahlreformbill setzte, gingen ebenso wenig in Erfüllung. Ueberraschen konnte dieses freilich nicht. Es ist sehr wahr, und oben ist es bei Besprechung der großen ersten Grey-Russell'schen Reformbill ausführlich erörtert worden, — theoretisch und namentlich mit continentalen (besonders deutschen und amerikanischen) Augen betrachtet, so bietet das englische Wahlsystem auch seit 1832 die zahlreichsten Anomalien dar und erheischte dringend Verbesserungen. Aber dieser Standpunkt ist erst gegen Ende der sechsziger Jahre mehr zur Geltung gekommen. Im J. 1852 konnte es sich für England nur erst fragen: war bei der Nation in dieser Richtung ein so entschieden gefühltes Bedürfniß und ein so energischer Drang nach einer Wahlreform vorhanden, wie jener, der Lord Grey zum Siege geführt hatte? Genau betrachtet, so mußte man diese Frage damals verneinend beantworten. Mit dem Durchdringen Cobden's und Peel's in der Korn- und Freihandelsfrage, mit der rasch zunehmenden Verbesserung in der materiellen Lage des Arbeiterstandes hatte die chartistische Bewegung ihren elementaren Nachdruck verloren: sie zerbröckelte. Und außerhalb der chartistischen Kreise wurde die Frage nach einer neuen Ausdehnung des Wahlrechts damals kaum erst bei den Manchestriern als ein politisches Problem ersten Ranges betrachtet; wer zur Zeit als Politiker eine neue Wahlreform forderte, handelte mehr im Sinne theoretischer Grundsätze, als auf Grund einer drängenden Bewegung in der Nation.

Wenn nunmehr jetzt Lord Russell selbst, der früher die „Finalität“ der ersten Reformbill laut proclamirt hatte, diese viel verspottete Idee von sich wies; wenn er selbst jetzt mit einer neuen Maßregel dieser Art auftrat, so war dieses einerseits ein Schritt gewöhnlicher Klugheit, die ihm rieth, bei Zeiten eine unhaltbar gewordene Stellung zu räumen; andererseits war es lediglich ein politisches Manöver parlamentarischer Taktik. Ganz ähnlich wie die Whigs kurz vor ihrem Sturze im Jahre 1841 die Freihandelsflagge aufzogen, um sich die entschwundene Popularität womöglich wieder zu sichern, handelte Russell jetzt mit der neuen Reformbill. Nur daß er in dieser Sache einerseits mehr inneres Recht hatte als 1841; nur daß andererseits noch die populäre Agitation fehlte, die damals so hoch gegen die Kornzölle fluthete. Russell konnte aber für sich geltend machen, daß Er nebst Grey an der ersten Reformbill das Hauptverdienst hatte; jetzt zog er wieder die alte Fahne auf und suchte durch sein jetziges Auftreten den Radicalen aller Farben die wirksamste Waffe aus der Hand zu drehen. Mehr noch, — mußte das Cabinet Russell demnächst doch abtreten, so war es (da voraussichtlich dann die Tories unter ihrem Führer Stanley, seit 1851 nach dem Tode seines Vaters Lord Derby, folgten, denen die Whigs unter Russell gegenüberstanden, wie im Mittelalter die Clane unter ihren Häuptlingen) allerdings für die Whigs ein wesentlicher Vortheil, wenn sie mit der nun zuerst wieder von Seiten der Regierung neu aufgenommenen Frage wegen Ausdehnung des Wahlrechtes den Tories einen unbequemen Stein in den Weg rollen konnten, und wenn

sie zugleich sich damit einen neuen Hebel des Einflusses bei dem Volke schufen, dessen sie bei ihrer sinkenden Popularität gar sehr bedurften. Russell war gewarnt durch die ersten Erfolge (s. oben) des Mr. Locke King, der allerdings in dem vorjährigen Parlament bei der zweiten Lesung im Unterhause mit seiner Bill wieder gegen mehr als zwei Drittel Majorität durchgefallen war. Eben diese Motive gaben auch seitdem den neuen ministeriellen Vorschlägen dieser und der folgenden Zeiten die Richtung; während es allerdings wol noch besser gewesen wäre, einerseits dem schweren Uebel der Wahlbestechung energisch zu begegnen; und während es andererseits wohl angezeigt (aber freilich bei der Antipathie der britischen Liberalen und Radicalen gegen die landschaftlichen Interessen sehr wenig populär) gewesen wäre, eine Ausgleichung anzubahnen zu Gunsten der Grafschaften, die, obwol sie die größere Masse der Bevölkerung umfaßten, in der Zahl ihrer Abgeordneten unvergleichlich hinter jener der Städte zurückstanden, die doch auch oft noch durch ihre Vorstädte die Grafschaftswahlen beeinflußten. Auch dem zum Unwesen ausgearteten Ueberwuchern der Privatbills hätte gesteuert werden mögen. Russell aber schlug nun (9. Febr.) einerseits vor, in den Grafschaften die Qualification der Wähler von 50 auf 20 Pf. St. herabzusetzen; andererseits sollte der städtische Satz von 10 Pf. St. Miethe auf 5 Pf. St. Gemeindeschätzung reducirt werden; (der Unterschied von Miethe oder rental und Gemeindeschätzung oder rating ist der, daß bei ersterer der wirklich gezahlte Miethzins in Betracht kommt, bei letzterer die Abschätzung des Miethswerthes eines Hauses, die für die Gemeindesteuern zu Grunde gelegt wird, und die immer erheblich niedriger ist als die wirklich gezahlte Miethe; 5 Pf. St. rating ist etwa = 6 Pf. St. rental). Außerdem sollten die kleinsten Wahlkörper zu gemeinsamen Bezirken gruppirt werden, mit Anschließung besserer Vertheilung der dadurch erledigten Sitze.

Die neue Bill wurde aber im Parlament gleichgültig aufgenommen; die Presse aber, die über die Erhaltung der Wahlflecken und die Nichtberücksichtigung mehrerer neu aufgeschossener Städte bitter zürnte, überschwemmte (namentlich die „Times“ am 14. Febr.) den Vorschlag mit einer Fluth geistreich-boshafter Witze. Ernsthaft in Erwägung genommen wurde aber die Bill in dem Parlament nur darum nicht, weil bald nachher das Ministerium Russell über eine andere Frage zu Falle kam; es war die Milizbill.

Zur Stärkung des Defensionswesens im Lande nämlich sollte, wie Russell am 16. Febr. vorschlug, einerseits die reguläre Infanterie um 4000 Mann, die Artillerie um 1000 Mann vermehrt, außerdem aber eine neue Local-Miliz geschaffen werden. Russell wollte zwei Altersclassen schaffen, von denen die jüngere 80,000 Mann, die ältere 30,000 Mann Milizkrieger (junge Männer aus dem 20. bis 23. Lebensjahre) stellen sollte, die für die Vertheidigung ihrer Wohnsitze im Kriegsfall verwendet und wovon dann ein Fünftel sofort einberufen werden sollten. Nach längeren Debatten wurden — nur gegen den heftigen Widerstand der Manchesterschule Cobden's, die principiell gegen jede Ausdehnung des britischen Militärwesens gestimmt war, — die Resolutionen Russell's allerdings in erster Lesung angenommen; aber doch wurde diese sonst im Allgemeinen mit Beifall aufgenommene Bill der Grund seines Sturzes. Am 19. Febr. durch die toryistische Opposition im Unterhause lebhaft attakirt mit einer Interpellation wegen der Preßbestechungsversuche des Statthalters in Irland, Lord Clarendon; nicht minder gedrückt durch den damals (s. unten) wieder ausgebrochenen und zur Zeit wenig glücklich geführten Kaffernkrieg: so sah sich Russell bei der Specialdebatte über die Milizbill am 20. Febr. mit einem Male durch Lord Palmerston in die Enge getrieben. Palmerston unterstützte allerdings die Milizbill, machte aber jetzt den Antrag, die neue „locale“ Miliz in eine „allgemeine“ umzuwandeln, die im Kriegsfall als eine mobile Landwehr nicht blos in ihren speciellen Bezirken, sondern überall in dem ganzen Lande ihre Verwendung finden dürfe. Das an sich höchst verständige Amendement veränderte natürlich den Charakter der Russell'schen Bill von Grund aus; aber trotz Russell's Abmahnungen wurde dasselbe bei schwach besetztem Hause mit 136 gegen 125 Stimmen am 20. Febr. 1852 bei den Gemeinen angenommen.

Unter diesen Umständen zog es Russell, der die amendirte Bill nicht übernehmen wollte, vor, jetzt mit Ehren zurückzutreten. Am 23. Febr. wurde beiden Häusern der Rücktritt des whiggistischen Cabinets mitgetheilt. Anstatt nun, wie vielfach erwartet worden war, dem Lord Palmerston den Auftrag zur Bildung eines neuen Cabinets zu ertheilen, berief die Königin jetzt zu diesem Zwecke den Grafen Derby (Lord Stanley). Derby befand sich in einer sehr schwierigen Lage. Die Whigs im Parlament waren nur durch die Uneinigkeit unter den liberalen Parteien im Unterhause gefallen; die Tories hatten durchaus nicht die Majorität für sich. Das Land aber sah in den Tories nur die Protectionisten, kam ihnen mit tiefstem Mistrauen entgegen, weil es neue Versuche zu Ungunsten der Freihandelsreformen fürchtete. Derby durfte also nur dann auf einigermaßen sichere Herrschaft rechnen, wenn er sich entschloß, die unhaltbare Stellung als Protectionist aufzugeben. Es war die Bedeutung des Jahres 1852, daß die Tories zu dieser für sie rettenden Maßregel sich endlich bequemt haben; nur daß ihnen dieselbe damals noch nicht zu Gute gekommen ist. Die durch die Kornfrage gerissene Kluft war es, die es Derby unmöglich machte, den höchst begabten Gladstone, jetzt den natürlichen Führer der Peeliten, für sich und für die Bildung einer neugeformten conservativen Partei zu gewinnen. Derby versuchte es sogar, den Lord Palmerston, — dessen parlamentarische Erfahrung und diplomatische Gewandtheit ihn zu einem schätzbaren Freunde und einflußreichen Vermittler, wie zu einem höchst gefährlichen Gegner machten, — für sein Cabinet als auswärtigen Minister zu gewinnen. Palmerston lehnte Anfangs auch nicht ab; seine Unterhandlungen mit Derby

scheiterten aber an der Weigerung seiner früheren Collegen, zu einer Coalition mit den Tories die Hand zu bieten. Palmerston blieb daher in starker, nicht feindseliger, Neutralität zunächst ohne Amt und wartete seine Zeit ab. Das Cabinet Derby, welches endlich am 27. Febr. vor das Parlament trat, wurde daher ausschließlich toryistisch (und mit Einer Ausnahme — neben dem Premierminister — ohne hervorragende Capacitäten) combinirt. Derby selbst übernahm die Stellung als erster Lord der Schatzkammer; der Graf Lonsdale wurde Präsident des Geheimen Rathes, Sir Ed. Sugden Lordkanzler, Lord Salisbury Siegelbewahrer; Graf Malmesbury übernahm das Auswärtige, Walpole das Innere, der Herzog von Northumberland die Marine, Sir John Pakington die Colonialverwaltung, Lord Manners die öffentlichen Arbeiten, Major Beresford das Kriegswesen. Lord Eglinton wurde Statthalter Irlands, Herries Präsident des indischen Controlamtes, Henley Handelsminister, Graf Hardwicke aber Generalpostmeister. Führer des Unterhauses aber und Finanzminister wurde, was die Tories selbst so lange für unmöglich gehalten hatten, Benjamin Disraëli, dessen Ehrgeiz jetzt seinen ersten großen Triumph feierte und dessen bedeutungsvolles Eingreifen in das Schicksal seiner Partei nunmehr erst recht beginnt.

Lord Derby entwickelte am 27. Febr. sein ministerielles Programm; er verhieß nach Außen friedliche Politik, strenge Einhaltung der völkerrechtlichen Verpflichtungen, Uebernahme der Neugestaltung der Miliz und (während die Wahlreform abgelehnt wurde) Vollendung der Justizreform. Die Korn- und Freihandelsfrage angehend, so gab Derby, — der offenbar schon jetzt das Manöver einleitete, seinen und seiner Partei Rückzug aus der unmöglich gewordenen Stellung als „Protectionist" mit Kanonendonner einzuleiten, — allerdings zu verstehen, daß er hier noch seine alten Ueberzeugungen bewahrt habe; aber er wollte mit Ablauf dieser Session das Haus auflösen und seine Politik in der Korn- und Freihandelsfrage der allgemeinen Stimmung des Landes anpassen, wie sie in dem neuen Parlament ihren Ausdruck finden würde.

Lord Derby's Plan der Staatsleitung war allerdings den Umständen ganz wohl angepaßt; aber er kam auf diesem gewundenen Wege nur unter den größten Hindernissen vorwärts. Er hatte, sobald die liberalen Parteien im Unterhause sich zu gemeinsamer Opposition verbanden, notorisch bei allen erheblichen Parteifragen die Mehrheit gegen sich. Die Freihändler waren durch seine reservirten Erklärungen über ihre Hauptfragen so wenig zufriedengestellt, daß sie die Erneuerung der alten Agitation vorbereiteten, daß Cobden die Wiederberufung der alten Anti-Corn-Law-League einleitete, daß man für den neuen etwa nöthigen Feldzug gegen die Protectionisten binnen kurzer Zeit enorme Geldsummen zeichnete. Aber auch die Verschiebung der Auflösung des Parlaments bis zum natürlichen Ablauf der gegenwärtigen Session wurde nicht nur in der Presse als Mittel der Tories angegriffen, um vor den Neuwahlen erst die nöthige „Corruption" ins Werk zu setzen; auch die Führer der Whigs, Freihändler und Peeliten erklärten im Parlament, daß das Verfahren des neuen Cabinets beispiellos und unconstitutionell sei, und forderten die möglichst schnelle Appellation an das Land. Russell rügte am 15. März heftig, daß die vorgeschlagene Verzögerung der Parlamentsauflösung und der Versuch des Cabinets Derby, die Staatsgeschäfte zu leiten, während es sich bei den Gemeinen selbstgeständlich in der Minorität befinde, der Verfassung nicht entspreche und ohne Beispiel sei. Ausführlicher und in gleichem Sinne äußerte sich nach ihm der Peelit Sir James Graham. Später machten Gladstone und Palmerston geltend, daß das neue Ministerium die verfassungsmäßige Pflicht habe, eine bestimmte Zusicherung zu geben, daß — sobald die nothwendigen parlamentarischen Geschäfte erledigt sein könnten, der Krone der Rath ertheilt werden solle, an das Land zu appelliren. Im Hause der Lords sprach der Herzog von Newcastle ähnliche Ansichten aus. Derby berief sich namentlich auf das von Robert Peel im J. 1835 beobachtete Verfahren; er erklärte schließlich: „zu einem Rücktritt könne er sich nicht verstehen, da er und seine Partei nicht nach dem Amte getrachtet oder sein Gelangen dazu herbeigeführt habe; er wolle aber auch wegen des Zeitpunktes, wo er zu einer Parlamentsauflösung rathen würde, kein bestimmtes Versprechen geben. Er selbst habe indessen den lebhaften Wunsch, daß ein Appell an das Land, sobald es irgend im Interesse des Staatswohls möglich sei, erlassen werde. Ja, er glaube, das neue Parlament werde noch vor Ablauf des nächsten Herbstes versammelt sein, um seine endgültige Entscheidung abzugeben". Die Lords waren mit dieser Erklärung zufriedengestellt. Eine ähnliche Erklärung gab Disraëli im Unterhause auf eine Anfrage Russell's; am 22. März gab dann auch Russell sein Einverständniß mit diesen Ausführungen und seine Bereitwilligkeit zu erkennen, der Regierung bei der schleunigen Erledigung der nothwendigen Geschäfte behilflich zu sein [9].

Obwol die Schwierigkeiten für Derby also nicht klein waren, auch die Colonialverhältnisse in Südafrika und Ostindien neue Kriege erzeugt hatten, so griff das neue Cabinet doch energisch zu. Am 29. März brachte der Minister des Innern, Mr. Walpole, seine neue Milizbill ein; es sollte eine Macht von 80,000 Freiwilligen aufgeboten werden, wovon im ersten Jahre jedoch nur 50,000, im zweiten aber 30,000 einzuziehen wären. Die Dienstzeit war auf fünf Jahre berechnet. Jeder sich Meldende sollte eine Prämie von 4 Pf. St. erhalten. Der zu den jährlichen Uebungen bestimmte Zeitraum war auf zwei Wochen bestimmt, die jedoch bis auf sieben Wochen ausgedehnt werden konnten. Die Ausgaben wurden auf 1,200,000 Pf. St. berechnet und sollten auf fünf Jahre vertheilt werden. Unter Russell's und Palmerston's Zustimmung erhielt die Bill, der namentlich Cobden mit seinen Freunden widersprach, die Möglichkeit der ersten Lesung. Nur daß dieser Erfolg, wie auch die

9) Vergl. Alpheus Todd a. a. O. S. 125 fg.

Bewilligung des Militärbudgets und der Mutiny-Bill (Anfang April) die Tories bei dem Drängen der Opposition doch nicht hoffen lassen durften, aus der versprochenen Auflösung des Parlaments etwa nicht Ernst machen zu wollen. Ebenso wenig kamen die Ablehnung der stets erneuerten radicalen Anträge auf Ausdehnung des Wahlrechts und auf Ballot (bei dem im Interesse seiner persönlichen Zukunft sich beiläufig der Peelit Graham diesmal der Abstimmung enthielt, um es mit den Radicalen nicht zu verderben) etwa den Tories zu Gute.

Nachdem dann die Milizbill Ende April auch die zweite Lesung mit Glück passirt hatte, that der kühne Disraëli einen jener unerwarteten Schritte, dem seitdem so viele andere gefolgt sind. In der Sitzung am 30. April nämlich acceptirte er das Budget seines whiggistischen Vorgängers Wood vollständig und schlug die Erneuerung der Einkommensteuer auf Ein Jahr vor. Es war der erste ostensible Schritt der öffentlichen Abwendung seiner Partei von dem Protectionismus; allerdings war der Triumph der Freihändler vollständig, als Disraëli in seiner Rede nun die Folgen der Peel'schen Reformen rühmend anerkennen und den Fortschritt feiern konnte und mußte, den seit 1846 die arbeitenden Classen in ihrer materiellen Lage gemacht, den die Staatsfinanzen mit ihren jetzigen Ueberschüssen, den die Industrie und die Ausfuhr des Landes, den die Tonnengehalte der Aus- und Einfuhr bei der Schiffahrt, den der Postverkehr (mit dem System des Pennyporto's und der Post-Geldanweisungen) jährlich mehr machten. Der Landwirthschaft aber kam es zu Gute, daß man sich jetzt mehr und mehr anschickte, die Entdeckungen der Industrie auch für den Ackerbau fruchtbar zu machen.

Obwol aber das Budget die Mehrheit bei den Gemeinen erhielt, suchte doch die Opposition fortdauernd dem Cabinet klar zu machen, daß die neue Regierung von der Mehrheit des Hauses eben nur momentan geduldet werde. Disraëli selbst hatte durch sein Auftreten überdem die Einigkeit unter den Tories und unter den Ministern selbst nicht gerade vermehrt; und Derby selbst gab öffentlich zu verstehen, daß noch immer „die Nothwendigkeit eines Compromisses zwischen Consumenten und Producenten" nicht beseitigt sei; doch gab auch er andererseits noch gegen Ende Mai nicht minder bestimmt zu erkennen, daß er den Schutzzoll nicht mehr zu einer Kernfrage seiner Politik machen werde.

Inzwischen wurden die nothwendigsten Geschäfte des Parlaments glücklich erledigt; die Milizbill passirte (freilich nachdem zahllose Petitionen gegen die neue Bill ihre praktische Lebensfähigkeit bereits in Frage gestellt hatten; waren doch bis zum 11. Mai 1194 Bittschriften mit 199,544 Unterschriften gegen die Bill, 131 mit mehr denn 20,000 Namen gegen die Aushebung eingelaufen) am 7. Juni die dritte Lesung mit 220 gegen 148 Stimmen. Als eine Genugthuung für die englische Diplomatie galt damals auch die sogenannte Lösung der schleswig-holsteinisch-dänischen Frage zu Gunsten Dänemarks durch das sog. am 8. Mai 1852 zu London durch die Bevollmächtigten der europäischen Großmächte unterzeichnete „Londoner Protokoll"; allein der Ruhm — in deutscher Auffassung natürlich die Schuld, resp. die Schmach, dieses schmachvolle und haltlose Werk aufgerichtet zu haben, gebührte weit weniger dem Lord Malmesbury, der den Vertrag eigentlich nur noch zu unterzeichnen hatte, als vielmehr seinem Vorgänger Palmerston. Es ist sogar eine Thatsache, daß Malmesbury selbst [10]) diesen schmachvollen Beschluß nur mit höchstem Widerwillen betrachtet hat und sich glücklich schätzte, daß der Vertrag nicht sein Werk gewesen sei.

Die Auflösung des bisherigen Parlaments erfolgte dann am 1. Juli 1852 und es begann ein sehr hartnäckiger Wahlkampf. Bemerkenswerth war dabei namentlich das Hervortreten Graham's als liberalen Gegners der Tory-Regierung; er hatte schon im Mai in einem offenen Schreiben an seine Wähler zu Ripon (wo er im J. 1847 durch Verwendung des whiggistischen Lord Grey gewählt worden war) den Rath gegeben, bei neuen Wahlen die Candidaten einfach zu fragen, ob sie Anhänger oder Gegner des Tory-Regiments wären. Graham hat dann auch bei den Wahlen selbst als mögliches Haupt der künftigen Opposition in einer Wahlrede zu Carlisle sich für eine neue Reformbill, ja bedingungsweise sogar für das Ballot ausgesprochen, und dadurch sich den neuen Sitz für Carlisle erstritten. Das Cabinet aber hatte den Graham'schen Handschuh aufgenommen, und nach Abwerfung des Protectionismus im Allgemeinen nur noch den Conservatismus zu seiner Devise genommen; Derby und seine Freunde wollten nur noch Verfechter der altbritischen Institutionen, der protestantischen Staatskirche (für die Derby persönlich begeistert war) und Gegner einer neuen Wahlreform sein. Unter diesen Umständen fielen im Laufe des Juli die Wahlen in der That nicht allzu feindselig für die Tories aus. Im Ganzen waren 260 neue Mitglieder gewählt, von denen nur 20 früher schon einmal im Parlament gesessen hatten. Die Whigs rechneten 329 Oppositionelle, 36 Zweifelhafte und 289 Ministerielle, sodaß das Cabinet etwa 30 neue Stimmen gewonnen hätte (die Peeliten hatten zwei namhafte Sitze verloren); die Tories dagegen rechneten für sich 305 Stimmen, 325 Liberale und 24 Zweifelhafte. Die Wahlen der Städte waren meistens oppositionell: in den Grafschaften dagegen hatten die Tories gesiegt; in ganz England, Wales und Schottland war nur Ein katholischer Abgeordneter gewählt worden. Aber um so wilder war es in Irland zugegangen. Russell's Titelbill und Derby's Verbot der Prozessionen und des Tragens der Priesterkleidung außerhalb des Bereiches der Kirchen hatten hier den confessionellen Groll wieder entzündet; daher kam es zwischen Orangisten und Ultramontanen wiederholt zu blutigen Auftritten, namentlich zu Cork, Galway und Limmerick. Im Ganzen fielen aber die irischen Wahlen sehr anti-englisch aus, namentlich waren die Redacteure

10) Vergl. das „Preußische Wochenblatt", Jahrgang VII. 1858. Nr. 10. S. 92.

mehrerer fanatisch ultramontaner Zeitungen gewählt. Schlimm aber war es, daß man der Regierung Schuld geben durfte, daß sie (namentlich die Admiralität und der Kriegssecretär) die Waffen der Wahlbestechung in ganz ungebührlicher Weise angewandt hatte. Gewiß aber war Eins: auch das neue Parlament war entschieden den Protectionisten feindlich. Das Cabinet befand sich noch immer in der Minorität, — nur daß die alte Zersplitterung der Opposition (Peeliten, Whigs, Unabhängige, Radicale, Manchestrier, irische Ultramontane) noch fortbestand, nur daß man noch nicht wußte, ob sich dieselbe so leicht gegen Derby würde einigen können.

Das zuerst zum 20. Aug. berufene neue Parlament wurde dann bis zum 21. Oct. vertagt; besser aber wurde die Lage dadurch für Derby nicht. Einmal, weil sich das Cabinet inzwischen etwas übereilt und mit zweifelhaftem Rechte in einen Streit mit Nordamerika wegen der Fischerei in der Foundy-Bai an der Küste von Neufoundland eingelassen hatte (zum Glück lenkte Lord Malmesbury noch bei Zeiten ein, und im November konnte man bereits hoffen, daß die neu eingeleiteten Verhandlungen mit Amerika zu einer beiderseitig ersprießlichen Ausdehnung des Handelsverkehrs führen würden); und dann weil am 14. Sept. Englands größter Kriegsheld, der den Tories befreundete, im Lande schon lange wieder hochverehrte, am Hofe hochgeachtete Herzog von Wellington, so oft namentlich im Oberhause und am Hofe als Vermittler und kluger Rathgeber angerufen, — gestorben war. (An Wellington's Stelle wurde darauf der Peelit Viscount Hardinge, der in Indien bewährte Feldherr, Oberbefehlshaber der britischen Landmacht, der in dieser Stellung bis 1856 blieb; später hat der Herzog von Cambridge diese Stellung erhalten.) Da überdem selbst Lord Derby, so großartig aristokratisch bedeutsam seine Persönlichkeit und seine Rednergabe auch sonst war, schöpferische Initiative der Ideen und höhere administrative Befähigung doch vermissen ließ; da die auswärtige Staatsleitung Palmerston's Schwung und Granville's ruhige Festigkeit nicht mehr zeigte, sondern in mehreren secundären Fragen starke Misgriffe machte, so wuchs im Lande die Misstimmung gegen die Regierung; und man sah es kommen, daß in vielen großen Fragen der innern und äußern Politik die Allianz zwischen Whigs und Radicalen sich bilden würde, der Derby erliegen müsse. Da es dem Chef der Tories nicht gelang, weder die Peeliten noch Lord Palmerston für sein Cabinet zu gewinnen, so zeigten sich bereits dicht vor dem factischen Zusammentreten des neuen Parlaments (4. Nov.) die Vorboten der heftigsten Opposition. Bemerkenswerth war einerseits eine Rede Macaulay's in Edinburgh. Der berühmte Schriftsteller und Staatsmann war für seine edinburgher Wahlniederlage des Jahres 1847 zunächst dadurch entschädigt worden, daß die Universität Glasgow ihn im November 1848 zu ihrem Rector wählte; ferner aber waren die Wähler von Edinburgh selbst bei den Wahlen dieses Jahres 1852 wieder zu ihrem alten berühmten Deputirten zurückgekehrt, ohne daß er selbst sich um diesen Sitz beworben hatte. Jetzt nun hielt er dicht vor Eröffnung des neuen Parlaments in Edinburgh eine Rede an seine Wähler, in der er sich, treu seiner bei ihm so mustergültig ausgebildeten Whignatur, als entschiedensten Gegner des Cabinets Derby bezeichnete, für sich selbst die Erklärung abgab, niemals wieder in ein Ministerium treten zu wollen, und materiell sich für Freihandel, neue Reformbill, Ballot, aber Beibehaltung der bisherigen langen Parlamente aussprach. Bedeutungsvoller war noch eine Rede Cobden's in einer Versammlung der Freihändler zu Manchester, die einerseits die entschiedenste Abwehr jedes toryistischen Angriffs auf das Freihandelssystem proclamirte, zugleich aber auch sehr bestimmt aussprach, daß für den Fall einer neuen Cabinetsbildung er selbst — Cobden — sich vollkommen für geeignet halte, ein Minister zu werden.

Nach dem Zusammentritt des Parlaments (4. Nov.) wurde zunächst der alte liberale Sprecher Mr. Shaw Lefevre ohne Widerspruch wiedergewählt. Am 11. Nov. fand dann die feierliche Eröffnung der Session durch die Königin statt. Die Thronrede erkannte endlich das neue Freihandelssystem unumwunden an; aber sie ließ noch immer durchblicken, daß die neue Gesetzgebung denn doch „andern Interessen" unvermeidlichen Schaden zugefügt haben könne, und daß vielleicht Maßregeln zu schaffen wären, die diesen Schaden billigerweise mildern könnten. Bei der Adreßdebatte (wo Graham, Macaulay, Russell und Wood in der vordersten Reihe der Opposition, Palmerston mehr bei den Peeliten saß) gaben Disraëli und Derby noch unumwundenere Erklärungen im Sinne des nicht mehr anzufechtenden Freihandelssystems. Damit waren aber die Manchestrier noch nicht zufrieden; in ihrem Sinne brachte Mr. Villiers am 22. Nov. eine Motion ein, derzufolge das Unterhaus in den unumwundensten Ausdrücken noch einmal die unbedingte Wohlthätigkeit der Abschaffung der Kornzölle (und die Nothwendigkeit der steten Fortentwickelung der Freihandelsrichtung) nicht blos für die gewerbetreibenden, sondern auch für die grundbesitzenden Classen aussprechen sollte. Dagegen schlug Disraëli ein abschwächendes Amendement vor, welches die Resolution wesentlich nur auf die sog. arbeitenden Classen beschränkte. Derby aber sprach sich bei den Lords über die Motion Villiers' in der Art aus, daß man deutlich erkannte, er sei entschlossen, auf Grund der eventuellen Annahme dieses Antrages sofort abzutreten. Die Debatte begann am 23. Nov.; sie war leidenschaftlich genug, — da trat Lord Palmerston mit einer vermittelnden Resolution auf, die Disraëli's Amendement nur in einigen Wendungen und zwar so geschickt erweiterte, daß die Regierung keinen Anstand nahm, sich sofort für dieselbe zu erklären. Trotz der heftigsten Gegenwehr Russell's und Cobden's gegen jeden Compromiß wurde endlich, nachdem Villiers mit 256 gegen 336 Stimmen in der Minorität geblieben war, Palmerston's Antrag mit 468 gegen 53 Stimmen angenommen. Palmerston also war gegenwärtig Herr der parlamentarischen Situa-

tion; das Cabinet Derby war (nachdem auch bei den Lords ein analoger Antrag zu Gunsten des Freihandels am 6. Dec. acceptirt worden war) noch einmal gerettet, aber allerdings nur noch für eine ziemlich kurze Zeit. Hatten Derby und Malmesbury — nicht weniger als Palmerston damals gewillt, mit Frankreich in guten Beziehungen zu bleiben — damals sofort das so eben in Frankreich hergestellte Napoleonische Kaiserthum anerkannt: so stürzte das Cabinet nunmehr über dem Budget. Der Finanzminister Disraëli hatte die schwere Aufgabe übernommen, nach Abwerfung des toryistischen Protectionssystems sein neues Budget auf neuer Grundlage zu erbauen; man hat ihm nachgerühmt, daß er diese für ihn enorm schwierige Aufgabe mit wirklicher Meisterschaft gelöst, daß er seinen Stoff so vollständig und so durchdringend, wie Niemand es von ihm erwartet hatte, beherrscht und verarbeitet hat. Ebenso meisterhaft war die Rede, mit welcher er am 3. Dec. bei Vorlegung seines Budgets seine Pläne ausführte und entwickelte, die dahin zielten, „von dem Princip der Handelsfreiheit ausgehend, das Finanzsystem mit dem Handelssystem in Einklang zu setzen". Die bisherige Finanzwirthschaft gab einen Ueberschuß von mehr denn zwei Millionen Pfund; auf diesen Ueberschuß wollte der Minister verzichten und das Budget anders formiren. Den Ueberschuß wollte nun Disraëli verwenden zu Gunsten „jener großen Interessen, die durch die Gesetzgebung seit 1845 gelitten hätten": nämlich der Schifffahrt, der westindischen Colonien, des Ackerbaues. Zur Entschädigung der Schiffahrtsinteressen schlug der Minister vor eine Verminderung der Lichterzölle; zu Gunsten der westindischen Pflanzer die Erlaubniß, den Zucker in den Docks zu raffiniren; zur Entschädigung der Landwirthschaft eine Herabsetzung der Malz- und Hopfensteuer. Zu Gunsten der Masse des Volks wurde eine Verminderung des Theezolls und eine Gradation der Einkommensteuer in Aussicht gestellt. Weil nämlich durch die Reduction aller jener indirecten Steuern ein Ausfall von 3—4 Millionen Pf. St. zu erwarten stand, so wollte Disraëli die Einkommen- und Vermögenssteuer auf Gehalte und fundirtes Vermögen in Irland ausdehnen, — in England aber sollte eine Aenderung der bisherigen Verhältnisse in der Art eintreten, daß ein durchgehender Unterschied zwischen dem gewerblichen Einkommen und dem gesicherten oder Besitzeinkommen gemacht werde. Von ersterem sollte jedes unter 100 Pfund, von diesem unter 50 Pfund steuerfrei sein; für letzteres blieb der Steuersatz 7 Pence auf 1 Pf., während er für jenes auf 5½ Pence für 1 Pf. reducirt wurde. Die Haussteuer sollte in der Art ausgedehnt werden, daß Häuser von 10 Pf. Rente zur Steuer herangezogen würden; eine mäßige Steuer fiel außerdem auf Wohnhäuser und Kramläden. Mit solchen Mitteln hoffte Disraëli seinen Ausfall zu decken und noch einen namhaften Ueberschuß zu gewinnen.

Der neue Plan fand jedoch sehr heftige Gegner; namentlich bekämpfte Gladstone die neue Gestaltung der Einkommensteuer, Russell die Erhöhung der directen Steuern überhaupt mit großer Energie. Weiter polemisirten mit großer Heftigkeit Duncombe gegen das Budget überhaupt, Wood gegen Herabsetzung der Malzsteuer, Cobden (der dafür allerdings die Modification der Einkommensteuer billigte) gegen die Erhöhung der Haussteuer, „die nur darauf ausgehe, gewisse Arten von städtischem Eigenthum höher zu besteuern, um dafür gewisse Arten ländlichen Eigenthums niedriger besteuern zu können"; die Peeliten Goulbourn und Gladstone namentlich wieder gegen die veränderte Einkommensteuer. Graham griff am 14. Dec. das gesammte Budget an, während der Radicale Osborne mit grimmiger Heftigkeit die Theorie Cobden's wiederholte, daß Disraëli's Plan lediglich versteckt „auf Entlastung der Landjunker zum Nachtheil der Städte hinauslaufe".

Disraëli's leidenschaftliche Abwehr, der wieder Gladstone's grobe Zurechtweisung des Ministers folgte, hinderte nicht, daß nunmehr (16. Dec.) Disraëli's erste Resolution, die Ausdehnung und Verdoppelung der Haussteuer, mit 305 gegen 286 Stimmen abgelehnt wurde. Darauf hin beschlossen die Minister am 17. Dec. 1852, ihre Entlassung zu nehmen, die von der Königin auch sofort angenommen wurde. Die neue toryistische Episode war zu Ende; sie war aber für das Land wie für die Tories in gleichem Grade werthvoll. Das Land hatte gesehen und erzielt, daß das gefürchtete Protectionssystem durch die Tories selbst endgültig begraben worden war. Die Tories aber hatten sich mit verständigem Entschluß aus einer unhaltbaren Position herausgezogen; sie hatten nun wieder Aussichten, sich als eine verständig-conservative Partei zu reorganisiren, zumal wenn sie sich mehr und mehr entschlossen, noch manche andere Velleitäten und „unnütz fortgeschleppten alten Ballast von verjährter Parteipolitik über Bord zu werfen". Und für das letztere konnten sie auf ihren Disraëli zählen, der ihnen jetzt als gewandter Debatter, als Mann praktischen Geistes und tüchtigen Verwaltungstalents immer werthvoller geworden war. Mehr aber noch als der Sturz Derby's bedeutete die neue ministerielle Combination der nächsten Zeit, daß England an einem Wendepunkte seiner innern Geschichte angelangt war.

Fünfter Abschnitt.

Die Regierungen Lord Aberdeen's und Lord Palmerston's (1852—1858).

Das Ministerium Derby war nicht durch Eine Partei, sondern durch eine compacte Majorität aller liberalen Schattirungen des Unterhauses, von Duncombe und Cobden bis zu den Peeliten gestürzt worden. Wer aber sollte nun der Erbe der Tories werden? Die Whigs allein, — so sehr war bis dahin die alte Parteibildung Englands zersetzt, — hatten nicht mehr die Kraft, für sich allein zu regieren. Man mußte also ein Coalitionsministerium bilden; man

mußte also den Versuch machen, die vielen ausgezeichneten Kräfte der Opposition zu combiniren, und versuchen, ob und wie weit die nur erst durch die Opposition gegen Derby zusammengehaltenen Führer positiv würden zusammenwirken können. Es wurde zuerst nur mit Whigs und Peeliten versucht; die Königin berief (Lord Palmerston, der an der Budgetdebatte sich nicht betheiligt hatte, kam für den Moment noch nicht in Frage) zuerst die Lords Lansdowne (Whig) und Aberdeen (Peelit). Da der erstere zur Zeit krank war, so erhielt Lord Aberdeen als Premierminister den Auftrag, das neue Cabinet zu bilden. Es gelang ihm auch, die namhaftesten Führer der Opposition dazu zu gewinnen, daß sie mit Verleugnung persönlicher Ansprüche und Interessen sich entschlossen, die Bildung einer starken und einigen Verwaltung zu versuchen. Am 27. Dec. 1852 konnte Aberdeen dem Hause der Lords mittheilen, daß ihm die Bildung der neuen Regierung gelungen sei. Den Kern des neuen Cabinets bildeten allerdings Whigs und Peeliten. Premierminister war Lord Aberdeen, nach dem officiell dann auch die neue Regierung benannt wurde. Lordkanzler wurde Lord Cranworth, — Finanzminister oder Schatzkanzler Mr. Gladstone; zum Führer des Hauses der Gemeinen mit einem Sitz im innern Cabinet — ohne Portefeuille — war Lord Russell ausersehen, der nur vorläufig auch die Leitung des auswärtigen Amtes übernahm, dessen Verwaltung er nachher im Februar 1853 an Lord Clarendon übergab, welcher letztere unter Russell 1847—1852 Statthalter von Irland gewesen war; (Russell wurde dann Präsident des Staatsrathes). Als Minister des Innern fungirte zu Vieler Ueberraschung Lord Palmerston (der nun die Milizbill durchführen sollte, durch die er einst Russell's Sturz bewirkt hatte), während von den Peeliten ferner der Herzog von Newcastle als Colonialminister, Graham als erster Lord der Admiralität, Mr. Sidney Herbert als Kriegssecretär, Mr. Cardwell als Präsident des Handelsamtes eintraten. Neben den Whigs Granville (Präsident des Geheimrathes), Herzog von Argyle (Geheimsiegelbewahrer), Sir Charles Wood (Präsident des indischen Controlamtes) und Lord Lansdowne (Minister ohne Portefeuille), — war der gemäßigte Radicale Sir William Molesworth erster Commissär der öffentlichen Bauten, während noch mehrere andere Radicale minder bedeutende Aemter erhielten, wie auch verschiedene Mitglieder der „irischen Brigade", die Herren Monsell, Keogh, Sedleir und andere Männer von sehr namhaften Talenten.

So war denn in sehr umfassender Weise eine Coalition der liberalen Parteien versucht worden; auch die in vielen Nüancirungen sich abstufenden „unabhängigen Liberalen" und Radicalen hatten einen Theil des Gewinns davongetragen; mehr noch, seit diesem denkwürdigen Wendepunkte in der innern Geschichte Englands sollte sich nunmehr gerade bei dieser Partei das Selbstbewußtsein fortdauernd steigern. Andauernd an Zahl zunehmend, aber noch weit entfernt von der Aussicht und Kraft, selbständig die Regierung übernehmen zu können, hatte sie doch gezeigt, daß sie bereits jetzt einen sehr wesentlichen Theil der parlamentarischen Entscheidungen in der Hand hatte, und daß sie verlangen konnte, bei der Regierung dieses Landes ihre Wünsche sehr bestimmt berücksichtigt zu sehen.

Das neue Cabinet (das sog. „Ministerium aller Talente") hatte in der That in seinen Reihen eine solche Fülle parlamentarischer und politischer Notabilitäten, wie kaum ein anderes zuvor. Es wurde denn auch, nachdem die ersten Angriffe der radicalen, der irischen und der toryistischen Presse verrauscht waren, im Allgemeinen mit großer Zuversicht im Lande begrüßt; um so mehr, da in der That die kurze Zeit des Regime's Derby (namentlich ob der noch nicht ausreichend vollzogenen Umbildung seiner Partei) wenig positive Ergebnisse geschaffen, da die auswärtige Staatsleitung in der That viel zu wünschen übrig gelassen und sich namentlich auch durch auffallende Sympathien mit dem neuen französischen Kaiserthum discreditirt hatte: wenigstens für diese Zeit, wo in England noch einmal so starke Antipathien gegen den Bonapartismus aufwogten, daß man damals und zu Anfang des Jahres 1853 noch immer — abermals durch Cobden ebenso energisch, aber freilich auch wesentlich einseitig bekämpft — eine französische Invasion befürchten zu müssen glaubte. Mit Vergnügen vernahm das Land die Erklärungen Lord Aberdeen's — sein am 27. Febr. 1852 vor den Lords gegebenes Programm: daß in Sachen der auswärtigen Politik sein Grundprincip sein werde die gebührende Achtung der Unabhängigkeit aller andern selbständigen Staaten, groß oder klein; das Bestreben, jede Einmischung in die innern Angelegenheiten derselben zu vermeiden; Wahrung der Ehre und der Interessen Englands; und namentlich das ernste Bestreben, den europäischen Frieden zu erhalten. Weiter wurde eine vorsichtige Weiterentwickelung des Peel'schen Finanz- und Freihandelssystems zugesagt; nicht minder die Verbesserung des Wahlsystems zum Unterhaus (das Ballot war zwischen den neuen Ministern als offene Frage behandelt worden). Das Parlament vertagte sich dann bis zu dem 10. Febr. 1853.

Es schien im J. 1853 in der That einige Zeit lang, als sollte das neue mit so großen Hoffnungen begrüßte Cabinet wirklich zu fester Popularität gelangen können. Bei der Wiedereröffnung des Parlaments am 10. Febr. entwickelte Russell bei den Gemeinen die bevorstehenden Reformmaßregeln im Innern, unter denen die schon so oft vergeblich erstrebte parlamentarische Emancipation der Juden, Ausdehnung des Volksunterrichts bis zu den ärmsten Volksclassen, die völlige Abschaffung der Transportirung von Verbrechern nach Neusüdwales und Vandiemensland, Reformen in der Justiz, und die (für das Jahr 1854 bestimmte) Parlamentsreform besonders betont wurden. Unter den neuen Ministern gewann damals namentlich Mr. Gladstone zuerst seine Berühmtheit als Finanzminister. Gladstone, der bereits am 8. April zweckmäßige Vorschläge zur Reduction der Staatsschuld eingebracht hatte, legte am 18. April sein Budget vor. Er zielte namentlich darauf hin, die verhaßte Einkommensteuer, die damals etwas über sechs Millionen

Pf. St. einbrachte, von 1855 an allmälig zu verringern, um sie dann seit 1860 womöglich gänzlich fallen lassen zu können; bis dahin solle sie aber auch auf Einkommen über 100 Pf. (bis jetzt war nur das Einkommen über 150 Pf. besteuert) ausgedehnt, und mit 1854 auch auf Irland ausgedehnt werden. Durch solche und andere zweckmäßige Vertheilungen der Steuern (Ausdehnung der Vermächtnißsteuer, der Steuer auf geistige Getränke) und bessere Vertheilung der Ausgaben, wie auch durch angemessene Ersparungen hoffte Gladstone sowol Irland manche Erleichterungen verschaffen, wie auch zahlreiche andere Steuern, namentlich die Thee-, Kaffee-, Zuckerzölle ermäßigen, die Steuer auf die Zeitungsannoncen auf die Hälfte reduciren, dabei aber doch noch Ueberschüsse gewinnen zu können. Gladstone's Vorschläge wurden in Parlament und Presse mit großem Beifall aufgenommen und sein Budget (trotz heftiger, namentlich gegen die Einkommensteuer gerichteter Angriffe seitens der Tories) nach längeren Berathungen bis Ende Juni acceptirt. Die Einkommensteuerbill wurde Anfang Juni mit 189 gegen 55 Stimmen, am 13. d. M. die Erbschaftssteuerbill mit 268 gegen 185 genehmigt; Milner Gibson bewirkte dann noch, daß (1. Juli) die Annoncensteuer vollständig abgeschafft wurde.

Nicht minder interessant war die rege Thätigkeit, die Lord Palmerston — dem Cabinet unschätzbar durch seine Erfahrung, seine parlamentarische Gewandtheit, seine in früheren Zeiten oft bewährte Kunst, unbequeme aber talentvolle (und beiläufig nicht zu bedenkliche) parlamentarische Gegner zu „ölen", d. h. durch Ertheilung namhafter und gewinnbringender Stellungen, besonders im Auslande, unschädlich zu machen, — mit seinen reichen und unerschöpflichen Talenten jetzt als Minister des Innern entfaltete. Lebhaft, energisch und voll besten Humors warf er sich mit größtem Eifer in sein neues Amt und erzielte hier wirklich sehr gute Erfolge; man dankte ihm die Bills zur Einführung rauchverzehrender Schornsteine, zur Vervollkommnung der Wasserleitungen, zur Beschränkung der Kirchhöfe innerhalb der Grenzen der Städte u. dgl. m.; nur daß man ihm später vorgeworfen hat, daß er (namentlich bei den sanitätspolizeilichen Verbesserungen) etwas eifrig mitgewirkt habe, gegenüber den freilich argen Schattenseiten des britischen „Selfgovernments" auch der Ausbreitung der Bureaukratie die Wege zu ebnen, die allerdings bei dem Ueberhandnehmen des Industrialismus mit dessen socialen Folgen kaum aufzuhalten ist. Lord Russell endlich brachte seine umfassenden Pläne über die Volkserziehung am 4. April in das Parlament.

Daneben kam jetzt auch nach verschiedenen Seiten hin die constitutionelle Neugestaltung der großen englischen Colonien zum Abschluß, resp. zur Ausführung. Was zunächst die Cap-Colonie angeht, so war dort die neue durch Sir Harry Smith bis 1849 hergestellte Ordnung der Dinge noch nicht von langer Dauer gewesen. Kaum nämlich hatte (s. oben) im Februar des Jahres 1850 Lord Russell die Colonie durch den Beschluß beruhigt, die Absendung von Sträflingen nach diesem Lande aufzugeben, so kam es im Innern zu neuen höchst gefährlichen Bewegungen. Die unterworfenen Kaffern empörten sich von Neuem; Sandilli und Pato thaten gewaltigen Schaden und verübten an Ansiedlern und Soldaten schreckliche Grausamkeiten; die Sache wurde um so gefährlicher, weil sich dieses Mal auch ein Theil der Hottentotten der Bewegung anschloß. Sir Harry Smith, der über keine genügende Truppenmacht gebot, war in diesem Kriege nicht von seinem früheren Glück begleitet, sodaß sich Russell entschloß, Smith zu Anfang des Jahres 1852 abzuberufen und ihn durch den (geb. im J. 1794) Generalmajor George Cathcart zu ersetzen, der einst den Napoleonischen Kriegen seit 1812 beigewohnt und später in Westindien und Canada gedient hatte. Als Cathcart in Afrika ankam, hatte Smith jedoch bereits mit Hilfe frischer Truppen (Januar 1852) bessere Erfolge erzielt. Cathcart nun, der selbst namhafte Scharen mitbrachte, führte den Krieg so energisch, daß die feindlichen Häuptlinge sich nach einander alle unterwerfen mußten (endlich auch [9. März 1853] Sandilli) und sich den Bedingungen Cathcart's fügten, der wieder den Fluß Kei als englische Grenze bestimmte und die Häuptlinge jenseit desselben verwies. Ebenso gelang es ihm in den Jahren 1852/3, den ewigen Reibungen zwischen den Boërs des Oranje-River-Landes und den Basuto's des Königs Moschesch — die jetzt zu offenem Kriege geführt hatten, bei dem die englischen Ansiedler die Regierung um Hilfe baten — mit 3000 Mann ein Ende zu machen und auch dort zwischen Eingeborenen und Ansiedlern Frieden herzustellen. Die Politik des Cabinets Aberdeen machte aber dort noch andere Verbesserungen möglich. Einerseits nämlich schloß General Cathcart mit den Boërs des Oranje-River-Landes am 23. Febr. 1854 zu Bloemfontein den Vertrag ab, wonach die Engländer von jetzt ab ihre Hoheit über dieses Gebiet aufgaben, und die Boërs nicht länger mehr hinderten, hier ebenfalls (wie ihre Brüder im Norden) eine selbständige Bauernrepublik, die „Oranje-Fluß-Republik", zu formiren; am 10. März räumten die englischen Truppen und Behörden dieses Gebiet [11]). Andererseits aber hatten

11) Die Oranje-Republik hat sich seitdem bedeutend entwickelt; nur daß sie wiederholt durch die (seitens der Boërs wild genug geführten) Kriege mit den Basuto's des Königs Moschesch beunruhigt wurde. Der im März 1858 ausgebrochene Krieg, der für die Boërs nicht übertrieben glänzend verlief, wurde durch den Capgouverneur Grey wieder beschwichtigt. Im J. 1859 hatten die dortigen Boërs ein Gebiet von 2260 □Meilen wirklich occupirt, auf welchem 1868: 37,000 Weiße und etwa 50,000 Farbige lebten. Der neue Krieg des Präsidenten Brand gegen Moschesch seit 1864 erweiterte 1866 das Gebiet südöstlich auf Kosten der Basuto's; 1868 haben sich dann die hart mitgenommenen Basuto's unter englischen Schutz gestellt (360 □Meilen mit 60,000 Seelen). An Haber zwischen den Boërs und der Capcolonie mangelt es aber auch jetzt nicht.

Besser gedieh und gedeiht unter Pretorius und (seit 1854 unter) dessen Sohne die transvaalsche Republik (jetzt 5400 □Meilen mit 30,000 Weißen und 300,000 Betschuanen), in deren Gebiet Goldfelder und Diamantengruben aufgefunden sind; diese Republik hat nicht nur auf Kosten der Betschuanen und Zulukaffern andauernd ihr Gebiet ausgedehnt, sondern auch 1868 und 1869 in Einverständniß mit den benachbarten Portugiesen sich den Weg nach der See eröffnet, indem sie das Stromthal des Umsuti bis zur Delagoabai gewonnen hat.

die (seit 1841 immer lebhafter geäußerten) Wünsche der Colonie nach einer selbständigen und volksthümlichen Verfassung endlich ihre Erfüllung gefunden. Schon im J. 1850 war der Gouverneur Smith ermächtigt worden, den seit 1834 bestehenden gesetzgebenden Rath durch Aufnahme der angesehensten Colonisten zu einem constituirenden Parlament zu erweitern, das nach gegebenen Grundzügen eine neue Landesverfassung herstellen sollte; dieses geschah denn auch bis zum Jahre 1852. Spaltungen unter den neuen Colonisten und namentlich der neue Kaffernkrieg war aber die Ursache, daß das erste freie Colonialparlament erst am 1. Juli 1854 eröffnet werden konnte. Das Cap-Parlament besteht aus dem Gouverneur, dem legislative Council unter dem Vorsitz des Oberrichters (Chief Justice), und dem House of Assembly. Die erstere Versammlung, das Oberhaus der Colonie, besteht aus 15 auf je zehn Jahre gewählten Mitgliedern, von denen alle fünf Jahre die Hälfte ausscheidet. Das Repräsentantenhaus besteht aus 64 auf je fünf Jahre gewählten Deputirten, die Diäten erhalten. Jedes Jahr muß das Parlament versammelt werden. Der Gouverneur kann beide Häuser auflösen; er hat das Veto gegen alle Bills; Verfassungsveränderungen müssen durch die Krone sanctionirt, andere Bills können aber (müssen aber nicht nothwendig) ebenfalls durch den Gouverneur der Sanction der Krone vorbehalten werden. (Als General Cathcart im J. 1854 nach der Krim abberufen worden war, wurde sein Nachfolger Sir George Grey, welcher die Grenzen des Ostens durch neue friedliche Unterhandlungen mit den Kaffernhäuptlingen sicherte. Zu noch besserer Deckung des Ostens siedelte die englische Regierung nach Beendigung des Krimkrieges seit 1857 Scharen der für diesen Krieg geworbenen deutschen Legion in der Landschaft „British-Kaffraria" an, die später (1860) mit der Hauptcolonie unmittelbar verbunden worden ist. Mit diesem Gebiet, aber ohne das Basutoland und andern neuesten Annexionen, zählte die große Capcolonie, deren Verfassung 1872 nochmals verbessert wurde, 1870 gegen 600,000 Einwohner (darunter etwa 200,000 von europäischer Abkunft). Das (durch das sog. Freikaffernland mit 580 □Meilen von der Capcolonie getrennte) Natal ist durch einen Vertrag mit den Zulu-Kaffern vom 13. April 1865 ebenfalls sicher gestellt worden, und zählte 1870 auf 970 wirklich occupirten □Meilen unter 270,000 Einwohnern etwa 30,000 Weiße).

Neben den Verhältnissen der Capcolonie wurden nun auch die von Canada in dieser Zeit in verständiger Art geregelt. Der am 22. März zu Toronto und noch heftiger (s. oben) am 25. April 1849 in der Regierungshauptstadt Montreal ausgebrochene Aufstand, der durch den toryistischen oder alt-sächsischen Pöbel veranlaßt war, weil der Gouverneur den Beschluß des Colonialparlaments (der die Landschaft Obercanada heranzog zur Theilnahme an der Entschädigung der durch die Aufstände 1837 und 1838 von Untercanada erlittenen Verluste) am 25. April 1849 genehmigt hatte, führte nun dahin, daß man in London noch nachgiebiger wurde gegen alle Wünsche der Canadier. England ging und geht andauernd darauf aus (und zwar bisher mit Erfolg), die Canadier so frei und gut zu stellen, daß sie selbst durchaus kein Interesse haben sollen, sich mit Amerika zu vereinigen. Bis zum Siege der Union über die Secessionisten war letzteres um so weniger zu erwarten, weil Canada der Zufluchtsort aller aus der Union geflüchteten Sklaven war. — Seit 1849 nun hatte die Krone zunächst bestimmt, daß der Regierungssitz von 4 zu 4 Jahren zwischen Toronto und Quebeck wechseln sollte. Auf den Wunsch der Einwohner nahm dann aber die Krone im J. 1858 als künftige Hauptstadt des gesammten Landes das auf der Grenze von Ober- und Unter-Canada belegene Ottawa in Aussicht, welches dann endlich am 1. Oct. 1865 wirklich zum Sitz der Regierung gemacht worden ist. Die Landesverfassung war damals so geordnet, daß das Oberhaus (Council) durch von der Krone resp. durch den Gouverneur auf Lebenszeit berufene Mitglieder gebildet, die Assembly (das Unterhaus) von den Einwohnern gewählt wurde. Es sind 130 auf je 4 Jahre gewählte Deputirte, die von allen 21jährigen Unterthanen der britischen Krone in diesem Lande mit Grundbesitz von wenigstens 5 Pf. St. Einkünften gewählt werden. Der von der Krone bestellte Gouverneur (der auch die Aufsicht führte über die Statthalter der ebenfalls mit Parlamenten versehenen kleineren benachbarten Colonien) berief, vertagte und löste das Parlament auf, hatte auch das Veto bei den meisten Bills; er konnte (brauchte aber nicht nothwendig) die Beschlüsse des Parlaments der Krone zur Genehmigung präsentiren. Im J. 1854 erhielt nun ferner das canadische Parlament das Recht, die Verfassung der Colonie selbstständig abzuändern, — unter Vorbehalt der Sanction solcher Beschlüsse durch die Krone. Und unter dem nachfolgenden Ministerium Palmerston wurde im J. 1856 die Zusammensetzung des Oberhauses oder legislativen Councils dahin demokratisirt, daß allerdinngs die zur Zeit noch am Leben befindlichen durch die Krone ernannten Räthe für ihre Lebenszeit Sitz und Stimme behalten, von nun ab jedoch immer 48 Mitglieder aus den beiden canadischen Provinzen zu gleicher Hälfte und nach Districten gewählt werden sollten. Damit zugleich ging aber seitens der britischen Staatsregierung die Tendenz Hand in Hand, wie man den Colonisten ihre innere Regierung selbst überließ, nunmehr auch denselben den größten Theil ihrer Verwaltungskosten selbst zu tragen zu überlassen, und allmälig ihnen auch die Sorge um die Kosten für ihren äußeren Schutz zum großen Theil zuzuschieben. Dafür hatte aber namentlich Canada auch wieder das Recht, selbst britische Staatsverträge nach seinem Belieben für sich abzulehnen oder anzunehmen: ein Recht, welches selbst die amerikanischen Unionsstaaten der Centralregierung gegenüber nicht besitzen.

Während in solcher Weise Canada zu neuer Blüthe gedieh, waren dagegen die britischen Colonien in Westindien und Guyana in stetem beklagenswerthem Rückgange. Namentlich Jamaica war in kläglicher Lage; die Folgen der Aufhebung der Sklaverei, deren wir oben gedacht, waren hier wie in Guyana, wo allerdings der

Bodenwerth noch tiefer gesunken war, noch kaum in einiger Heilung begriffen, als die Freihandelsreformen den Colonien einen neuen schweren Schlag versetzten. Die mächtige Herabsetzung der in England bis dahin noch zum Vortheil der Colonien bestehenden Differentialzölle auf fremden Zucker im August 1846 durch das Parlament (s. oben) und die weitere Beseitigung der Unterschiede in der Behandlung des westindischen und des sonstigen, auch des Sklavenzuckers, wurde — da die Sklavenländer wie Cuba und andere viel billiger producirten — den englischen Colonien tödtlich. Der Zuckerpreis in England sank von bisher 37 Schilling per Centner in den Jahren 1847/8 auf 24 Schilling herab. Die Folge war der Ruin neuer zahlreicher Plantagen; sie litten um so mehr, als nunmehr auch die großen englischen Handelshäuser keine Lust mehr hatten, nach alter Art den Pflanzern die zur Zuckerproduction nöthigen Kapitalien auf Bürgschaft der Ernte hin vorzuschießen. Es hat ungeheuer lange gedauert, bis wenigstens auf Jamaica der Freihandel die durch die neue „Reform" geschlagenen Wunden wenigstens einigermaßen zu mildern vermochte. Die Einführnng von Kuli's (besonders seit 1846 und 1848) konnte nur erst wenig helfen, zumal die Insel Jamaica 1850 und 1851 wieder durch Seuchen schwer mitgenommen wurde.

Unter diesen Umständen wirkten auch die parlamentarischen Verhältnisse namentlich auf Jamaica nichts weniger als beruhigend. Die mehr denn 200 Jahre alte Verfassung dieser Insel war allerdings so frei und selbständig, daß Wünsche in dieser Richtung kaum aufkommen konnten; das formale Element angehend, so wurde das Oberhaus allerdings zum Theil aus bestimmten Classen von Beamten ex officio gebildet, zum Theil durch die Wahl des Gouverneurs (Mitglieder auf Lebenszeit berufen, die die Krone zu bestätigen hatte) formirt. Das Unterhaus aber mit weit größeren Rechten als die sämmtlichen übrigen Colonialparlamente wurde auf je sieben Jahre von sämmtlichen Freeholders der Insel gewählt. Nun hatten Krone und Parlament in England nach Vollendung der Emancipation der Sklaven (s. oben) die politischen Rechte der Creolen und sonstigen weißen Einwohner, sammt den Rechten der activen und passiven Wahlfähigkeit, auch auf die nun freien Farbigen ausgedehnt. Freilich war damit noch keine Versöhnung zwischen den Racen angebahnt. Im Gegentheil noch die Schreckensscenen des Jahres 1865 haben gezeigt, wie schrecklich die Antipathien zwischen den Racen sich erhalten haben. Zunächst also drang durch die neue Ordnung der Dinge der Racenhader auch in das Colonialparlament. Wenn nun das Oberhaus in der Regel aus den besten Männern der Colonie zusammengesetzt war, so war und blieb dagegen das Unterhaus lange zusammengesetzt aus Leuten, die mit grimmiger Wuth über die veränderte Lage der Dinge grollten, die im Sinne jener Creolen stimmten, welche noch immer nicht zu neuer Art der Wirthschaft sich entschließen konnten. Da das Unterhaus mit fast souveräner Macht über Vertheilung, Erhebung, Verwaltung der Steuern zu entscheiden hatte, so rächte sich dasselbe (trotz wiederholter Neuwahlen und Auflösungen) namentlich in den vierziger Jahren andauernd durch Verkürzung der Beamtengehälter, ja selbst durch Verweigerung der zur Regierung nothwendigsten Gelder; um so erbitterter, je mehr in den Jahren 1847 und 1848 das Freihandelssystem sich erweiterte. Manche Erleichterungen, die das Ministerium Russell gewährte, namentlich Garantie der von den Antillen während der harten Uebergangszeit seit 1834 und 1838 gemachten Schulden, und Uebernahme des rückständigen Soldes der Colonialbeamten seitens des Mutterlandes, erzeugten dann freilich allmälig eine etwas bessere Stimmung. Nun aber wurde das Unterhaus von Jamaica noch mehr denn zuvor mit „Strebern" gefüllt, weil es in Jamaica üblich ist, die meisten Beamten aus Mitgliedern des Unterhauses zu ernennen. Dazu übte die Majorität der Creolen im Parlament andauernd durch seine Beschlüsse einen schweren Druck aus auf die freie niedere, meist farbige Bevölkerung. Man legte schwere Taxen auf die Consumtionsartikel, auf Baumaterialien, man schraubte die Eingangszölle sehr hoch; zu großem Schaden des innern Verkehrs besteuerte man auch die Fuhrwerke sehr hoch. Und während sich allmälig eine sehr starke und wohlhabende farbige Mittelclasse zwischen Creolen und eigentlichen Schwarzen ausbildete, blieb die Lage der Schwarzen wesentlich sehr unerfreulich. Obwol (wie die meisten Farbigen) meistens Dissenters, mußten die Farbigen doch auch der Episkopalkirche steuern; die Schwarzen ferner waren bei ihrer Unwissenheit an den Wahltagen das Element, dessen Stimmen überaus schamlos gekauft wurden, — und bei den meisten Processen, namentlich bei den Juries, entschied sich je nach der Hautfarbe der Richter, Verwalter, localen Beamten und Geschworenen der Ausfall des Urtheils. Das waren und blieben trostlose Zustände, die endlich im J. 1865 noch einmal schrecklich explodiren sollten.

Um so erfreulicher dagegen gedieh das neue England mit seinen vielen Staaten in Australien. In diesem jüngsten Welttheile hat sich der deutsche und englische kühne Unternehmungsgeist nach mehreren Seiten hin glänzend gezeigt. Parallel mit der erhöhten Colonisation und dieser theilweise voran gingen kühne Forschungsreisen. Seit 1840 unternahmen Eyre, Grey, Mitchell und Stuart tief in das Innere des australischen Continents hineindringende Züge. Der Deutsche Dr. Leichardt kam im J. 1845 der Mitte dieses Continents näher als einer seiner Vorgänger; leider ist er seit 1849 in den Wildnissen des Innern verschollen. Gregory untersuchte 1855 und 1856 das System des Victoria-River und gelangte bis zum 20° 16′ südl. Breite. Und nach weiteren Unternehmungen Goyder's, Freeling's, Spence's und Hacke's im J. 1857 durchschritt Stuart auf seiner Reise 1860—1862 mit Glück das Innere des Continents von Südaustralien bis zur Nordküste und zurück, während dagegen Burke und Wallis im J. 1861, Mac Intyre und Rowman im J. 1866 bei solchen Zügen ihren Untergang fanden.

Die ältesten Niederlassungen und Verbrechercolonien in Neusüdwales waren lange isolirt geblieben. Aber im

J. 1829 wurde die Colonie in Westaustralien gegründet und im J. 1835 die Niederlassung von Port Philipp angelegt, aus welcher das sog. Victoria-Land erwachsen ist. In das Jahr 1836 fällt die Colonisirung von Südaustralien; während aber die in Nordaustralien wiederholt gemachten Anfänge bisher ohne Erfolg blieben, wurde dagegen die herrliche Doppelinsel Neuseeland, wo 1814—1837 der edle Samuel Marsden von Paramatta mit Erfolg das Christenthum gepredigt hatte, seit 1840 zu einer bald immer stärker durch Europäer bevölkerten englischen Colonie gemacht.

Australien war dasjenige überseeische Land, welches neben Nordamerika für Engländer und Deutsche die stärkste Anziehungskraft zur Auswanderung entfaltete. Doch geschah das erst in der Mitte des 19. Jahrh. Bis 1806 waren nur erst Sträflinge nach Neusüdwales geführt worden; (man berechnet, daß in den Jahren 1793—1838 etwa 74,000 Verbrecher nach Australien geführt sind und daß im J. 1840 die Colonie noch 42,000 unmittelbar Transportirte in ihrer Mitte hatte). Seit 1806 kamen auch namhaftere Massen freier Ansiedler nach Australien, die nun geraume Zeit über gleichsam die Herren der ihnen wie Sklaven für die Zeit ihrer Strafzeit vermietheten Deportirten wurden. Allmälig aber wurden die Disciplinarrechte dieser Herren regulirt, nicht minder auch die besseren der Sträflinge selbst in freie Ansiedler umgewandelt. Jemehr aber die Zahl der freien Ansiedler wuchs, desto lebhafter wurde der Wunsch der Colonisten, die weiteren Zusendungen englischer Verbrecher eingestellt zu sehen. Seit 1838 und mehr noch 1840 begannen ihre Klagen und die Stimme der öffentlichen Meinung in England wirksam zu werden; die Regierung in London beschloß im J. 1840 und 1843, Neusüdwales nicht mehr als Verbrechercolonie zu benutzen. Nun wurde Vandiemensland der wesentlichste Deportationsplatz. Geraume Zeit über wurden von den reicheren Colonisten in Neusüdwales, die ihrerseits die billigen Sträflingsarbeiter ungern entbehrten, nunmehr freigelassene Sträflinge aus der Nachbarinsel bezogen; ja, zu andern Misgriffen seiner Colonialverwaltung fügte Russell's Colonialminister Lord Grey im J. 1849 auch den, daß er im Einverständniß mit dem (auch hier bestehenden) legislativen Rathe von Neusüdwales den Vertrag schloß, der die londoner Regierung wieder berechtigte, Sträflinge nach Australien zu senden, — nur unter der Bedingung, daß sie für jeden Verbrecher auch einen freien Einwanderer auf ihre Kosten nach der Colonie schaffe. Als nun aber wieder Massen deportirter Leute — ohne die Zugabe freier Ansiedler — nach Neusüdwales kamen, wurden die kleineren freien Ansiedler unruhig. Bald bildete sich eine Antitransportations-League, die zuletzt den Sieg davontrug. Im J. 1852 wurden die Deportirungen nach den Colonien des östlichen Australiens und nach Vandiemensland (s. oben) eingestellt und nur noch Westaustralien als Ablagerungsplatz für englische Verbrecher beibehalten.

Aber auch sonst hatten die neuen Colonien mit manchen schweren Entwickelungskrankheiten zu kämpfen. Am frühesten gelangte allerdings Neusüdwales zu hoher Blüthe; hier namentlich war seit Anfang des 19. Jahrh. die mit raschen Schritten zunehmende Wollproduction und Weidewirthschaft von der höchsten Bedeutung geworden. Namentlich seit 1822 eine wirkliche, stark von englischen Auswanderern besuchte Colonie, erhielt das Land im J. 1824 an Stelle des absoluten Gouverneurs eine Art Verfassung, wo der Gouverneur nunmehr an die Zustimmung des „executiven Rathes" der großen Beamten gebunden war; im J. 1829 ward dieser Rath zu einem legislativen Rathe erweitert, indem der Gouverneur zu den Beamten des bisherigen Rathes vier andere Männer zu ernennen hatte. Bereits regte sich aber auch hier mit Energie und Erfolg die freie Presse. Die Zahl der freien Einwanderer wuchs namentlich in den dreißiger Jahren sehr bedeutend. Die Verfassung aber wurde im J. 184²/₃ abermals erweitert, indem man dem bisherigen legislativen Rathe der acht Männer nunmehr 24 von der Colonie zu erwählende Repräsentanten beigesellte. Diese neue Versammlung (unter ihr auch der nachmals in England so bedeutend gewordene Robert Lowe, der, Sohn eines Pfarrers zu Bingham in Nottinghamshire, geb. 1811, ein junger Radicaler, welcher im J. 1842 als Jurist nach Sidney ausgewandert war und bis 1850, wo er nach England zurückkehrte, um als Mitarbeiter der „Times" im J. 1852 für Kidderminster in das londoner Parlament gewählt zu werden) trat im August 1843 zusammen. Während einerseits ihre Führer, namentlich Lowe, sich wesentliche Verdienste um das Unterrichts- und Justizwesen der Colonie erwarben, war die Haltung dieses primitiven Parlaments wesentlich oppositionell; sowol weil der Gouverneur noch immer zu ausgedehnte Machtbefugnisse hatte, wie wegen der damaligen Politik der britischen Regierung in Sachen der Colonisirung und des Landpreises.

Der Charakter der älteren Colonie nämlich als Sträflingsplatz hatte merkwürdige Spuren hinterlassen. Die Proconsulatur des Gouverneurs ging wiederholt Hand in Hand mit der Tendenz, die theils die reiche Squatter-Aristokratie in Australien, theils die kaufmännischen und aristokratischen Speculanten in London theilten, dieses Land energisch auszubeuten. Der Nationalökonom Wakefield hatte im Einklang mit den großen Squatters in Australien die Theorie aufgestellt: „Wohlfeile Arbeit und theures Land". Um nun die Sache praktisch zu machen und namentlich zugleich die überfüllten Armenhäuser Englands zu leeren, wurde einerseits seit 1838 in Australien von Staatswegen der Preis für den Acre Land von 5 auf 12 Schillinge erhöht, die Zahl der zu verkaufenden Grundstücke beschränkt und (während dadurch die Masse der gewöhnlichen Ansiedler mit mäßigen Mitteln zurückgehalten wurde) viele Tausende von Armenhausinsassen auf Staatskosten nach Australien geführt. Letzteres ist namentlich in den Jahren 1832—1843 mit besonderer Energie geschehen. Die Folgen waren aber nicht die erwarteten.

Jener Edward Gibson Wakefield selbst hatte nämlich im J. 1832 die südaustralische Landcompagnie gegründet, die im J. 1835 durch die englische Regierung

anerkannt wurde und unter Mitwirkung der Regierung die neue Colonie Südaustralien anlegen wollte. Mit großen Mitteln kaufte man dort das nöthige Land, traf die nöthigen Vorbereitungen, schickte aber doch die ersten Auswanderer zu früh ab und gründete übereilt die neue Stadt Adelaïde, die sofort in großartigster Gestalt angelegt wurde. Die Kunst der Speculation trieb nun allerdings den Werth von Grund und Boden auf dem Gebiete der neuen Stadt und in deren Umgebung gewaltig in die Höhe, lockte viele Einwanderer nach der neuen Colonie; aber die unpraktische Art der großen Herren, die hier Platz genommen hatten, und die Treibhausnatur der ursprünglichen Anlage führte bis zum Jahre 1841 zu einer schweren Krisis. Die erträumten Reichthümer stürzten um so mehr zusammen, je mehr die Schwierigkeiten gerade des Bodens dieser neuen Colonie und ihrer Bewirthschaftung erkannt wurden. Adelaïde entvölkerte sich, sank momentan zu einem Dorfe herab; es blieben fast nur kleinere Landwirthe und solche Arbeiter in der Colonie zurück, die in der bisherigen Zeit, wo die Löhne enorm gestiegen waren, Geldmittel gewonnen hatten. Solche Elemente retteten die Colonie; zumal nun auch die Hilfsquellen des Landes besser bekannt, die Viehzucht ausgedehnt, und namentlich auch die üppige Fruchtbarkeit der großen Ebenen am St. Vincentgolfe und Loftusgebirge entdeckt wurde, die es möglich machte, daß die neue Colonie schon 1843 gewaltige Massen des schwersten Weizens ausführen konnte. Mit Sparsamkeit und Energie konnte der im J. 1841 hier eintreffende (zweite) Gouverneur Grey die Colonie weiter erhalten. Aber der neue Misgriff des londoner Parlaments und der Regierung, damals Lord Stanley, welcher im J. 1842 zuerst in Südaustralien (dann in den ganzen australischen Colonialländern) als Minimalpreis für den Acre neu zu besiedelnden Landes Ein Pfund Sterling feststellte, hemmte die Auswanderung namentlich nach Adelaïde. Die Unterstellung dieses Gebietes direct unter das Colonialministerium hatte wenigstens den Vortheil, daß dieses der Colonie von ihrer Schuldenlast von — 405,433 Pf. St. die Summe von 155,000 Pf. völlig erließ. Aber mit Schulden stark beschwert, wäre Südaustralien doch wol innerlich verkümmert, hätte man nicht glücklicherweise im J. 1845 in den öden Burra-Hügeln Kupferminen von bisher unbekannter Ausdehnung und Massenhaftigkeit entdeckt. Damit war der Colonie sofort ihre Zukunft gesichert. Der neu in Betrieb genommene Bergbau gewährte sofort den Landwirthen einen ungeheuren Markt, dem Lande eine ungeheure Ausfuhr. Südaustralien nahm seitdem so sehr zu, daß das Land im J. 1850 bereits 64,000 Einwohner zählte.

Während in solcher Weise die südaustralische künstliche Colonie nur mit Mühe emporgekommen war, hatte dagegen die völlig von der Regierung unabhängige, zuerst von Vandiemensland her angelegte neue Colonie von Port Philipp, die seit 1835/6 in vollem Gange sich befand, sich ganz vortrefflich entwickelt. Die thörichte bureaukratische Abneigung der londoner Regierung gegen die neue Anlage in dieser Australia felix mit ihren herrlichen Chancen für Weidewirthschaft hinderten das schnelle Aufblühen ganz und gar nicht. Im April 1837 wurde die Colonie endlich auch von Sidney her anerkannt und die neu entstehende Hauptstadt mit dem Namen Melbourne belegt; nur daß jetzt auch bei dieser Stadt das seitens der Regierung beliebte Verkaufssystem des Bodens ähnliche schwindelhafte Speculationen und ungesunde Steigerungen des Bodenwerthes wie in Adelaïde herbeiführte, denen dann in den Jahren 1841—1843 in Gestalt starker Fallissements und bedenklicher Krisen die natürliche Reaction auch hier folgte. Aber die prachtvollen Hilfsquellen der Colonie, namentlich auch ihre herrlichen Weiden und deren Ausnutzung hielten diese Colonie von dem befürchteten Verfall mit Erfolg zurück. Das Land gedieh vielmehr zu immer schönerer Entwickelung. Und eigenthümlich war es, daß — während in Südaustralien das aristokratische Project, durch Verkauf ungeheurer Grundstücke zu hohen Preisen sofort eine künstliche Aristokratie zu formiren und die „Arbeiter" nicht zu selbständigen Landwirthen werden zu lassen, gescheitert und jene Colonie nur durch die Arbeiter gerettet worden war — in Port Philipp mit seiner demokratischen Entstehung gerade die Weidewirthschaft (genau wie in Neusüdwales) eine naturwüchsige neue Aristokratie hatte entstehen lassen. Es war die der sog. Squatter, der großen Weideland- und Schäfereibesitzer, welche ihre ausgedehnten zuerst occupirten Ländereien (wie in Rom einst die Herren des ager publicus) gegen einen mäßigen, der Krone gezahlten Pachtzins inne hatten, und sehr gern das Wakefield'sche System ausnutzten, um einerseits zahlreiche Arbeiter an sich zu ziehen, andererseits auch hier die stärkere Ansiedelung kleiner Landwirthe zu hemmen. Gegen dieses Princip konnte erst später mit Erfolg angekämpft werden. Vorläufig war das Hauptinteresse der neuen Colonie: die Abtrennung von Neusüdwales. Man regierte sich allerdings in Port Philipp vom Anfange an selbst; der seit 1839 aus Sidney als sog. Superintendent hier anlangende Mr. Latrobe hatte nur eine nominelle Autorität. Mehr aber; nachdem schon 1841 die administrative Scheidung der neuen Colonie von Sidney durch die Regierung eingeleitet war, die Colonisten (1843) auch sich weigerten, Deputirte nach der neuen (s. oben) Legislatur von Neusüdwales zu schicken, setzte es die seit 1845 immer energischer betriebene Agitation der Einwohner wirklich durch, daß — mit der Neugestaltung der australischen Landesverfassung im J. 1850 — Port Philipp, nunmehr Victoria genannt, vollkommene legislative und administrative Selbständigkeit erhielt, unmittelbar unter das britische Colonialministerium gestellt wurde. Latrobe wurde Vicegouverneur des Landes und eröffnete am 11. Nov. 1853 die erste Legislatur von Victoria.

Neben solchen Entwickelungen in Adelaïde und Port Philipp war die alte Colonie in Neusüdwales durch die Erhöhung des Landpreises im J. 1838 und 1842 und durch das ganze System der Regierung, immer nur vergleichsweise große Landcomplexe zu verkaufen und die Ansiedler möglichst gedrängt beisammen zu halten, an-

dauernd aufgehalten; die jähe Einstellung der Sendungen von deportirten Verbrechern und der damit plötzlich eintretende Mangel an billigen Arbeitern, wie auch das gleichzeitige Sinken der Wollpreise trugen nicht wenig dazu bei, die Krisis der Colonie zu steigern. Es war ein Glück, daß damals der Viehzüchter Heinrich O'Brien die Kunst erfand, die Schafe als Talg zu verkochen, und damit einen neuen ausgezeichneten, für die ungeheuren Viehzüchtereien unschätzbaren, rettenden Ausfuhrartikel entdeckte. Damit erhielt die Aristokratie der großen und mächtigen Viehzüchter oder Squatters in Neusüdwales eine neue feste Basis; diese Partei allein war es aber auch, die (während die legislativen Versammlungen der Colonien andauernd, aber ohne Erfolg, die unweise Erhöhung des Landpreises bekämpften) aus der Maßregel des Gouvernements Vortheil zog. Der seit 1838 fungirende Gouverneur Gipps hatte nämlich verlangt, daß die Squatters, die bisher ihre Heerden gegen eine jährliche Pachtlicenz auf ihnen zugewiesenen großen Weidestrecken weiden ließen, schrittweise dieses ihr Pachtterrain in großen Strecken zu hohen Preisen kaufen sollten. Die Squatters widerstrebten mit Recht, setzten dafür im J. 1846 in London bei dem Parlament das kolossale Recht für sich durch: Pachtbriefe für je 14 Jahre für auf mindestens 4000 Schafe berechnete Weidestrecken, zu einer Jahrespacht von 10 Pf. St., und ferner 2 Pf. 10 Sch. für jedes neue Tausend Schafe; während der Pachtzeit durfte sich ferner Niemand auf den gepachteten Weidestrecken ankaufen, und zugleich erhielten die Squatters das Vorkaufsrecht, sowol auf das Ganze, wie auf einzelne Strecken zu dem Minimalpreise von 1 Pf. St. für den Acre. Damit war etwa ein Gebiet von beinahe 2 Millionen Acres für die neue Aristokratie wesentlich abgesperrt.

Trotzdem nahm auch in Neusüdwales die britische Einwanderung unablässig zu. Seit 1846 war die schlimmste Krisis überwunden. Die Einwanderung bestand aber theils aus größern Besitzern, theils (mit neuem Aufschwunge in den Jahren 1848—1851) aus Insassen der Armenhäuser, die auf Staatskosten übergeführt wurden. Besser übrigens als die Staatsthätigkeit gedieh die rationelle Privatthätigkeit der Familie Chisholm in Ansiedelung zahlreicher Auswanderer. Alle Macht der Squatters machte es aber doch nicht möglich, daß die (s. oben) erneute Absendung von Deportirten nach den östlichen Colonien Australiens hätte durchgeführt werden können. Der Zorn der Bevölkerung im J. 1849 und der große Antitransportationsbund trug über die Squatters und die Absichten der londoner Regierung den Sieg davon.

Allmälig nun gereift, sollte Neusüdwales sammt Port Philipp aus London seine constitutionelle Verfassung erhalten. Im J. 1850 formirte das englische Parlament bis zum 13. Mai diese Verfassung, die allerdings wesentlich liberal gehalten war, die aber in Australien nicht überall befriedigte. Namentlich fand die Idee, in den legislativen Räthen oder Oberhäusern der Colonien die Ernennung durch die Gouverneurs festzuhalten und dadurch gewissermaßen Pairskammern zu schaffen, in Australien mehrfach starken Widerspruch. So besonders in der Colonie Victoria, die mehr und mehr nach Art eines amerikanischen Staates sich entwickelte. Da nun die englische Regierung in London den Colonien gestattete, die neuen Verfassungen zu prüfen, zu verändern, resp. abzulehnen und darüber mit dem Mutterlande zu verhandeln, so kam es — die australischen Petitionen klangen zuweilen beinahe wie Vorboten der Unabhängigkeitserklärung — zu langwierigen Unterhandlungen, resp. Debatten im Unterhause, die endlich im J. 1855 zum Abschlusse (16. Juli) führten. Die englische Regierung nahm endlich das durchgreifende Princip an, sich mit Ausnahme der allgemeinsten Reichsangelegenheiten aller Controle über diese entfernten Länder zu begeben und den Colonisten die Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten ganz zu überlassen. So stehen denn nunmehr die fünf australischen Colonien unter einem Captain-General, der seit 1850 auch zugleich Commander-en-Chief ist. In jeder Colonie ist ein „stellvertretender" Gouverneur. Der Gouverneur vertritt die Krone; ihm zur Seite steht das Ministerium oder der executive Rath. Der von der Colonie bezahlte Gouverneur fungirt gewöhnlich sieben Jahre lang; er herrscht, aber regiert nicht — die Regierung führen die der Legislatur verantwortlichen Minister. Die Oberhäuser sind, wo sie bestehen, sowol ein Privy Council wie ein Civilappellhof. In der am meisten demokratischen Colonie Victoria, deren neueste Verfassung seit Ende 1856 factisch zu arbeiten begann, bestand seitdem das Oberhaus oder legislatives Council aus 30 Mitgliedern der angesehensten Classen, die (sie müssen 30 Jahre alt sein und ein bestimmtes Vermögen haben) in sechs Wahlbezirken gewählt werden. Das Oberhaus kann nicht aufgelöst werden, aber alle zwei Jahre werden sechs Mitglieder neu gewählt. Das Unterhaus, die legislative Assembly, zählt 78 Mitglieder, die in 37 Wahlbezirken durch Ballotage gewählt werden; jeder Staatsbürger von 21 Jahren ist Wähler. Die Verfassung kann selbständig durch das Parlament der Colonie (mit Zweidrittelmehrheit beider Häuser) revidirt werden; sanctionirt werden Beschlüsse dieser Art aber durch die Krone. — In Neusüdwales wurde dieselbe Verfassung eingeführt; nur daß hier das Oberhaus doch durch den Gouverneur und das Ministerium aus Mitgliedern formirt wird, die auf Lebenszeit fungiren. (In Vandiemensland — seit 1855 wieder Tasmanien genannt; in Süd- und West-Australien besteht das Einkammersystem, sodaß ein Drittel des Parlaments durch den Gouverneur ernannt, zwei Drittel durch das Volk gewählt werden.) Verboten blieb den Colonien: 1) Zölle einzuführen, die den durch Großbritannien abgeschlossenen Verträgen zuwider sind; 2) Artikel zu besteuern, die für die Truppen eingeführt werden, und 3) Differentialzölle aufzulegen.

Gerade in der Zeit seit 1850 nun wurden in Australien neue Entdeckungen gemacht, die nicht blos den Wohlstand der östlichen Colonien gewaltig steigerten, sondern auch die Einwanderung aus dem Mutterlande ungeheuer vermehrten, und namentlich Victoria an die Spitze der ganzen englischen Welt des Südens geführt haben. Es wurden nämlich, wie in Californien, so auch

in Neusüdwales und Victoria ungeheure Goldlager entdeckt. Nachdem man nämlich bereits in viel früheren Zeiten im Innern der Colonie Neusüdwales vereinzelte Goldklumpen gefunden, nachdem bereits im J. 1839 der Reisende Strzelecki bei Bathurst ein Goldlager entdeckt hatte, war man sowol durch die Stimmen der Wissenschaft wie durch das Vorbild Californiens endlich aufmerksam auf diese Art voraussichtlich in dem innern Lande zu findender metallischer Schätze geworden. Lord Grey allerdings, der unselige Colonialminister Lord Russell's, that trotz aller Mahnungen der Sachverständigen nicht das Geringste, um die australischen Behörden zu genügenden Vorbereitungen für den Fall solcher Entdeckungen und ihrer Ausnutzung zu veranlassen. Endlich entdeckte nun der Australier Edward Hargreaves, der seiner Zeit Californien besucht hatte, in dem Innern des Districts Bathurst, westlich von den sog. Blauen Bergen, an dem Flusse Turan, wie an andern Flüssen und an dem diese Gewässer aufnehmenden Macquarie, und überhaupt an dem Westrande des Hochlandes sehr ausgedehnte Goldlager, zu Anfang des Jahres 1851. Als diese Entdeckungen im Mai dieses Jahres in der Colonie bekannt wurden, brach hier ein förmliches Goldfieber aus. Während hier die verständige Oberleitung des Gouverneurs Sir Charles Fitzroy mit mäßigen Mitteln gute Ordnung erhielt und zugleich die Staatsinteressen angemessen wahrnahm, strömten Tausende nach dem neuen Goldlande und entdeckten immer ausgedehntere Goldlager in dem ganzen Stromgebiete der Flüsse, die von den Blauen Bergen westwärts strömen, um endlich den Murray zu bilden.

Das Vorbild von Neusüdwales zündete auch in der Colonie Victoria. Und hier entdeckte man bald Goldlager in den Quarzriffen der Gebirge wie in den alluvialen Diggings der Flüsse, die an Ausdehnung und Ergiebigkeit weit bedeutender waren, als die von Neusüdwales. Bei Ballarat und an dem Aleranderberg, und zu the Ovens wurden noch im J. 1851 ungeheure Goldlager entdeckt. Damit entstand eine mehrjährige sociale Umwälzung, die der Entwickelung der Colonie Victoria einen völlig stürmischen Charakter verlieh. Viele Tausende von Arbeitern, Knechten, Matrosen und niedern Beamten verließen ihre Stellen und zogen den Goldbergwerken zu; bald folgten ihnen Hunderttausende von Einwanderern aus den benachbarten Colonien, aus Europa und Amerika. Geraume Zeit entstanden in dem innern Lande von Victoria sociale Zustände wie nur in den Anfängen des californischen Goldfiebers. Es geschah wenigstens zum Theil auch deshalb, weil einerseits die Auswanderung nach den Minen die Regierung momentan desorganisirt, weil andererseits der sonst sehr tüchtige Gouverneur Latrobe (der übrigens für seine Provinz die Ausdehnung der großen Privilegien für die Squatters, deren wir oben bei Neusüdwales gedachten, auch auf Victoria andauernd mit Erfolg bekämpfte) momentan die Uebersicht verloren hatte. Die neue Bevölkerung der Goldminen aber, deren Ausbeute sehr bald der Land- und Viehwirthschaft, dem Handel und Verkehr der Colonie ungeheuren indirecten Vortheil zuführte — die sog. Diggers nun geriethen allmälig mit der Regierung in Conflicte. Die Diggers klagten wiederholt über die Härte und die beschwerlichen Formen, mit denen die Polizei von ihnen die Steuern (die sog. Licenzen) für die Bearbeitung der Goldfelder eintrieb, während dabei weder Leben und Sicherheit der Diggers gegen Raub und Anfälle geschützt, noch auch die in trostlosem Zustande befindliche Hauptstraße nach Melbourne ausgebaut wurde. So entstand denn seit Mitte des Jahres 1853 eine Verbindung unter den Diggers, die — zu Bendigo concentrirt — namentlich die Herabsetzung der hohen Licenzen erstrebte, und wirklich durch ihr revolutionäres Auftreten im October 1853 die Herabsetzung der Licenzen per Monat von 30 Schillingen per Mann auf 1 Pf. St. erreichte. Aber zwölf Monate nachher kam es doch zu ernsthaftem Aufruhr. Obwol der neue Gouverneur Sir Charles Hotham seit November 1853 sich mit Ernst um die Lage der Diggers kümmerte, so regten doch starke Misgriffe der niedern Beamten zu Ballarat und notorische Bestechlichkeit eines Richters in einem bösen Criminalfalle im October 1854 die Masse der dortigen Diggers zu starken Gewaltthaten auf. Ein Reformbund der jungen australischen Goldgräberdemokratie forderte Abschaffung der Goldlicenzen, Verhinderung jeder weitern Sendung von Deportirten oder entlassenen Verbrechern nach Victoria, und zugleich das allgemeine Stimmrecht für das Parlament zu Melbourne. Daraus gingen dann im Laufe des November und December immer schärfere Reibungen hervor zwischen den Diggers und den Beamten und Soldaten der Colonialregierung, bis endlich am 30. Nov. die Diggers die „australische Unabhängigkeit“ proclamirten, — worauf dann am 3. Dec. der General Robert Nickle diese Insurgenten in einem Gefechte völlig überwand.

Darauf hin griff aber die legislative Versammlung des Staates ernstlich ein. Man ersetzte den unpraktischen ersten Colonialsecretär Mr. Foster durch den intelligenteren Mr. Haines, untersuchte die Lage der Diggers gründlich und wohlmeinend, führte im März 1855 die zweckmäßige Anordnung ein, welche die Licenzen der Diggers per Mann auf Ein Pf. St. jährlich herabsetzte. Als dann auch die mercantile Krisis von 1854 überwunden, die Verhältnisse mehr in geregelte Bahnen geordnet, der Minenbetrieb (besonders seit 1858) mehr in die Hände von Gesellschaften gekommen war, — nahm seitdem die Colonie Victoria unter den mitwirkenden Vortheilen der neuen (s. oben) demokratischen Verfassung und mit Ausnutzung ihrer andern ungeheuren natürlichen Hilfsquellen einen mächtigen Aufschwung. Ihre letzte Entwickelung seit 1856 zeigen wir später; ebenso die von Neusüdwales, wo das Goldfieber ohnehin früher nachgelassen, und wo die landwirthschaftlichen und Squatter-Interessen schon früher wieder mehr in den Vordergrund getreten waren.

Die Auswanderung nach Neuseeland endlich gedieh Anfangs nur sehr langsam; die erste größere, durch jenen unseligen Mr. Wakefield selbst geleitete Ansiedlung in den Jahren 1838/9 ist im Wesentlichen mislungen

und fristete nur eine kümmerliche Existenz; zu Wellington am Port Nicholson. Als aber im J. 1840 die Colonisten wie die hier (s. oben) sehr mächtigen Missionäre die englische Regierung veranlaßt hatten, unter Zustimmung der sämmtlichen Maori-Häuptlinge (die der Königin ihre Souveränetätsrechte abtraten, ihre Würde und ihr Land garantirt erhielten, bei Landverkäufen der Krone das Vorkaufsrecht zugestanden), Neuseeland zur englischen Colonie zu erklären, nahm die Sache einen andern Charakter an. Der erste Gouverneur, Capitän Hobson, gründete die Hauptstadt Auckland, wo die Regierung selbst die Ansiedlungen leitete. Die Wakefield'schen Ansiedler dehnten sich allmälig auch weiter aus; aber sie hatten theils mit der Mission, theils mit der Regierung, theils mit den Maori's des Häuptlings Heki schlimme Händel, die seit 1845 zu einem, den neuen Niederlassungen überhaupt sehr gefährlichen Kriege führten. Misgriffe der beiden ersten Gouverneurs, Unterschleife mehrerer Beamten, unsinnige Landspeculationen, Hader zwischen den Behörden, den verschiedenen Ansiedlungen, der Mission, hatten ohnehin die Lage gewaltig erschwert. Da hat denn der neue tüchtige Gouverneur Sir George Grey (der früher [s. oben] Südaustralien gerettet, und später [nach General Cathcart] am Cap sich so gut gezeigt hat) im J. 1847 den Frieden hergestellt, überall energisch durchgegriffen, überall reformirt, und namentlich (um den endlosen Rechtsstreitigkeiten und Händeln mit den eingeborenen Maori's zu begegnen) die Bestimmung fest durchgeführt, daß der Ankauf und Wiederverkauf (an Colonisten) von Maori-Land ausschließliches Kronrecht und nur durch den Gouverneur auszuüben, unmittelbarer Landkauf zwischen Maori und Ansiedlern aber nicht zu erlauben sei. Bis zum Jahre 1850 hatte Grey es so weit gebracht, daß die Einwanderung nun wieder mächtig zunahm. Der Beschluß seiner Arbeiten (vor seiner Uebersiedlung nach der Capcolonie) war im J. 1853 die Verkündigung der Colonialverfassung Neuseelands, wie das Parlament in London sie genehmigt hatte. Demnach steht auch hier an der Spitze der Colonialregierung der von der Krone ernannte Gouverneur. Derselbe hat den Eingeborenen gegenüber das ausschließliche Recht der Gesetzgebung. Gegenüber den Colonisten aber ist er umgeben durch sein verantwortliches Ministerium oder executiven Rath, aus sechs Beamten bestehend. Das Parlament angehend, so ernennt der Gouverneur die (jetzt 20) Mitglieder des Oberhauses auf Lebenszeit; das Unterhaus (jetzt etwa 40 Deputirte) wird durch die Colonisten nach liberalem Wahlmodus auf je fünf Jahre gewählt. Die Colonie zerfällt in sechs Provinzen, deren jede ihr eigenes Provinzialparlament auf je vier Jahre wählt, welches einerseits auf gleiche Zeit den Chef der Provinz ernennt und selbständig über die Finanzverwaltung und über alle Fragen entscheidet, die nicht die (dem Centralparlament vorbehaltenen) Angelegenheiten des Zollwesens, der Gerichtsbarkeit, der Münzen, Maße und Gewichte, des Postwesens, der Schifffahrtsgesetze, der Ehe-, Erbschafts- und Eigenthumsgesetze betreffen.

Indem wir die Geschichte der letztgenannten Colonie seit 1860 der letzten Partie dieses Artikels vorbehalten, werfen wir nun noch den Blick auf Ostindien. Hier hatte seit Eroberung des Pendschab mehrere Jahre lang Waffenruhe geherrscht. Aber allmälig sammelte sich Stoff zu einem schweren Conflict mit Birma. Die Birmanen hatten im Widerspruch mit den Verträgen vom Jahre 1826 mehrfach den Handel und Verkehr der Engländer nach und in ihrem Lande gestört. Namentlich in Folge der zerrütteten Zustände des Reiches von Ava waren Störungen des Verkehrs eingetreten, und englische Kauffahrer zu Rangun hatten durch den Gouverneur dieses Platzes Belästigungen und Beschädigungen erfahren. Der Statthalter Ostindiens, Lord Dalhousie, forderte im December 1851 Genugthuung und erhielt von den Birmanen auch freundliche Zusicherungen. Da die Asiaten damit aber nur Zeit zu Rüstungen zu gewinnen suchten, so begannen die Engländer im Frühjahre 1852 die Feindseligkeiten. Unterstützt durch eine starke Flotte von Dampfschiffen, erschien ein britisches Corps seit dem 5. April vor Rangun, erstürmte diesen Platz am 14. April. Von da ab bis zum 9. Oct. dieses Jahres eroberten die Engländer ferner die Plätze Martaban, Bassin, Pegu und Prome, occupirten überhaupt die ganze Provinz Pegu, nöthigten die birmanischen Truppen, sich nach Ava zurückzuziehen, und gewannen die Sympathien der, der Burmesenherrschaft abgeneigten, Stämme der Taling und Karen, die die Mehrheit der Einwohner von Pegu bilden. Am 20. Dec. 1852 erklärte Lord Dalhousie officiell, daß Pegu eine Provinz des britischen Reiches werden sollte. Der damals durch eine Palastrevolution erhobene neue Herrscher der Burmesen knüpfte nun zwar im März 1853 Unterhandlungen an; sie wurden aber im Mai dieses Jahres wieder abgebrochen, weil man sich über die neue Grenzlinie nicht einigen konnte. Neue Erfolge der britischen Waffen nöthigten aber schon im Juni 1853 die Burmesen, den Kampf einzustellen. Und bis zum 30. Juli kam es zu einem Vertrage, welcher den Engländern die Landschaft Pegu bis zu der von ihnen geforderten Grenze gewährte, die Schiffahrt auf dem Irawaddy ihnen öffnete, und die britischen Gefangenen befreite.

Seitdem hat Lord Dalhousie, — genial in seinen Plänen, energisch und rücksichtslos wie er war, zugleich der Gründer des indischen Eisenbahn- und Telegraphennetzes, Schöpfer der Landstraße von Calcutta nach Peschaur, — während seiner weitern Herrschaft (bis 1856) die unmittelbaren Besitzungen Englands in Ostindien noch bedeutend ausgedehnt. In Folge des Aussterbens der regierenden Fürstenlinien wurden mehrere bisherige Vasallenstaaten dem britischen Reiche einverleibt; so schon 1848 das Fürstenthum Sattara im westlichen Dekhan, 1849 Sambelpore an der Nordostecke Dekhans, und Dschitpur in Bundelkund, 1854 (trotz des Widerstrebens der verwitweten Begum) das westlicher gelegene Fürstenthum Dschansi, wie auch das Königreich Nagpur nebst einem dem Nizam von Hyderabad gehörigen Theile von Berar, 1855 das Fürstenthum Tanjore, und namentlich (7. Febr. 1856) wegen der allerdings schmachvollen Mis-

regierung des Fürsten das große und starkbevölkerte Königreich Audh mit seiner prächtigen Hauptstadt Lucknow. Aber die letzte Annexion sollte für die Engländer wahrhaft verhängnißvoll werden; wie denn Lord Dalhousie auch sonst, trotz seiner sonstigen Wohlthaten für das Land (wozu auch noch die Eröffnung des großen Gangeskanales und die Schiffbarmachung des Godawery kam) durch sein despotisches Naturell und seine oft schroffen Reformen nur zu oft zum Schaden Englands die nationalen Vorurtheile der Inder verletzt hatte.

Zur Zeit seiner Herrschaft fand übrigens auch noch eine abermalige Veränderung in der Stellung der ostindischen Compagnie statt. Schon im April des Jahres 1851 tauchte im Parlament der Vorschlag auf, eine Commission untersuchen zu lassen, ob die Compagnie noch würdig sei, Indien weiter zu regieren, oder ob die Regierung des Mutterlandes die Verwaltung unmittelbar in die Hand nehmen sollte. Obwol großartiges Wirken für das materielle Wohl des Landes nicht geleugnet werden konnte, so waren doch der Vorwürfe und Anklagen mancherlei: Bedrückung der arbeitenden Classen, allerlei Erpressungen, lastende Monopole, Ausschließung der Eingeborenen von allen Verwaltungsstellen, Nepotismus in der Verwaltung u. s. w. Mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Petitionen aus Indien erbaten jetzt und später die Gunst, unmittelbar von der Krone regiert zu werden.

In der Parlamentssession nun des Jahres 1853 brachte am 3. Juni der Minister Sir Charles Wood, als Präsident des indischen Controlamtes, den neuen Plan der Regierung zur Reform der Verwaltung Indiens im Unterhause ein. Die Ansichten der Parteien über diese Frage waren sehr getheilt; die Tories und die Radicalen waren in sich keineswegs einig über die zu der neuen Bill zu nehmende Stellung. Nach langwierigen heißen und interessanten Debatten, wo namentlich wieder Macaulay (24. Juni) die Pläne der Regierung gewandt vertheidigte, Cobden und Bright namentlich das fortbestehende System der „doppelten Regierung" Indiens anfochten, gewann die Regierung den erwünschten Sieg. Das neue Gesetz des Jahres 1853 zeigte, daß das Recht der Compagnie auf die Theilnahme an der Regierung als vollständig erloschen galt, und daß die Festhaltung des bestehenden Regierungsorganismus, soweit es geschah, von der legislativen Gewalt völlig frei aus Gründen der Zuträglichkeit beschlossen wurde. Das neue Gesetz wurde mit Auslassung einer Zeitbestimmung für die Dauer des neuen Freibriefes, wenn man so die Bill noch nennen kann, gegeben, und somit dem Parlament und der Krone die Freiheit vorbehalten, nach Gutdünken auf die Angelegenheit zurückzukommen.

Der Directorenhof erhielt eine wesentliche Umbildung. Er sollte seit dem 4. Mai 1854 aus achtzehn Mitgliedern bestehen, von denen zwölf von den (2600) Actionären der Compagnie gewählt, sechs von der Krone ernannt werden sollten. Um die Bedingung, daß in dem Hofe die Erfahrung und die Kenntniß der localen Verhältnisse ihre besondere Vertretung fänden und als solche dem Controlamte zur Seite ständen, sicher erfüllt zu sehen, setzte das Gesetz fest, daß die von der Krone ernannten Mitglieder und die Hälfte der von den Actionären gewählten — zehn Jahre im Dienste der Krone oder der Compagnie in Indien gelebt haben müßten.

In Betreff des Patronats wurde das im J. 1833 aufgestellte Princip der Concurrenz zum Dienste der Compagnie allgemein durchgeführt und noch bestimmter ausgebildet. Die Verwaltung in allen Zweigen blieb in den Händen des Directoriums, das aber in seinen Beschlüssen von dem Willen des Controlamtes vollständig abhängig wurde. Die Regierung in Indien anbetreffend, so wurde der im J. 1833 bestellte Gesetzgebungsausschuß dahin erweitert, daß zu demselben jede Statthalterschaft oder Vicestatthalterschaft ein Mitglied sandte und die Oberrichter der verschiedenen Präsidentschaften darin Sitz und Stimme hatten. Die 1833 dem Statthalter im Rathe übertragene höchste legislative Gewalt wurde nunmehr dem Statthalter im Rathe in Verbindung mit dem Gesetzgebungsausschusse zugetheilt. Die Mitglieder dieses Ausschusses — sofern sie nicht durch ihr Amt darin saßen — mußten zehn Jahre im Civildienste der Compagnie gestanden haben.

Während aber das englische Parlament im Frühjahr und Sommer 1853 in solcher Art wichtige Reformen bearbeitete, thürmten sich allmälig Wolken auf, die bald genug dem Ministerium Aberdeen gefährlich werden sollten. In England selbst hatten wieder einmal die Verhältnisse der Arbeiter einen überaus drohenden Charakter angenommen. Die im Interesse der Wohlfahrt der Arbeiter seit einer Reihe von Jahren im Parlament erzielten Gesetze vermochten naturgemäß doch nicht dem beständigen Conflict zwischen gewissen collidirenden Wünschen und Interessen der Arbeiter und der Arbeitgeber vorzubeugen. Bei immerhin gutem Lohn in guten Zeiten blieb doch die Lage sehr zahlreicher Classen von Handwerkern und Arbeitern eine nichts weniger als leichte; die vielen Versuche, aus der Arbeiterschaft selbst heraus ihr Loos gegen gefährliche Schwankungen im Erwerbsleben möglichst sicher zu stellen, hatten damals noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die gutbezahlten Kohlen- und Eisenarbeiter hatten wenigstens den Vortheil, daß die weiblichen Mitglieder ihrer Familien seit 1843 nicht mehr an ihren schweren Arbeiten Theil nehmen durften; aber in ihren Wohnungen waren sie völlig von den Arbeitgebern abhängig, sodaß sie bei jedem Strike legal einfach aus diesen ihnen nicht selbst gehörenden Häusern ermittirt werden konnten; nirgends war daher auch das Verhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern so schroff, wie in den Districten dieser Industrie, und nirgends der Mangel der nöthigen Schulbildung und die Schwierigkeiten, dieselbe zu gewinnen, so groß als bei den Arbeitern dieser Classe. Die ungemein zahlreichen Arbeiter dagegen in den eigentlichen Fabrikdistricten des nördlichen Englands seufzten unter der Auflösung ihrer Familienbande, indem (bei erschreckend frühzeitigem Heirathen und schrecklich zahlreicher Sterblichkeit der Kinder) die Frauen, Mädchen und Kinder

zu Tausenden in den Fabriken mitbeschäftigt wurden. Noch im J. 1856 fand man, daß nicht weniger als 700,000 Kinder von 8—15 Jahren in den verschiedenen Zweigen der Industrie in den Fabrikdistricten Englands beschäftigt waren. Der Schulbesuch war immer sehr mangelhaft; noch im J. 1856 konnte der Antrag, den Schulbesuch obligatorisch zu machen, im Parlament nicht durchgesetzt werden; er galt den Manchestriern „als unverträglich mit der persönlichen Freiheit". Die Massenwohnungen in den Fabrikstädten waren großentheils mangelhaft und (wie noch 1855 die ernsthaften Versuche, Manchester zu kanalisiren, zeigten) sehr schwer zu verbessern. Die Versuche nun der Arbeiter selbst, durch großartige Anlagen von Sparkassen, durch Uebersiedlung vieler Arbeiter auf angekaufte kleine Bauerngrundstücke, ferner — so besonders seit 1848 — durch Gründung von cooperativen Productionsgesellschaften und von Consumvereinen oder Proviantmagazinen (diese letzteren namentlich gegen das schmachvolle „Trucksystem" vieler Fabrikanten gerichtet), durch selbständige Erbauung von Arbeiterwohnungen und durch Gründung von Kranken- und (für altersschwache Arbeiter geschaffene) Hilfskassen ihre Lage aufzubessern, — scheiterten damals noch wiederholt. Dramatisch aber wurde die Sache immer und immer wieder durch die auf Grund des seit 1824/5 legal bestehenden freien Associationsrechtes immer energischer wiederholten Strike's, die in den Arbeiten und finanziellen Kriegsrüstungen der Trades-Unions ihren immer festeren Halt erhielten. Der Kampf wurde aber um so erbitterter, seitdem die Arbeitgeber als furchtbarste Waffe gegen die Arbeitseinstellungen ihrerseits das Mittel des „lock-out" entdeckt hatten. Das heißt: sobald die Arbeiter an irgend einer Stelle die Arbeit einstellen, aus den Fabriken „auskehren" („turn-out"), — so stellen alle übrigen Fabrikanten desselben Geschäftszweiges, unter Umständen auch die der nächstverwandten Geschäfte, verabredetermaßen ihrerseits die Arbeit ein, schließen ihre Fabriken, dehnen dadurch systematisch die Arbeitslosigkeit aus, erschweren damit die Möglichkeit einer längeren Unterstützung der Feiernden und machen die Krisis damit „acut". So beantworten die Eisenfabrikanten die Strike's der Kohlengruben gewöhnlich damit, daß sie dann ihre Eisenhütten schließen und ihre „Oefen ausblasen".

Ein Hauptkampf dieser Art fand also im Jahre 1853 statt, wo eine fast allgemeine Arbeitseinstellung ausgebrochen war. Die Strike's herrschten damals in den meisten Gewerken, in den Manufacturdistricten und in den Kohlengruben. Allein in den Industriebezirken feierten damals 70,000 Arbeiter; Gewaltthaten kamen in diesen Bezirken nicht vor. In den Kohlendistricten war die Bewegung am heftigsten, führte wiederholt zu blutigen Auftritten; aber hier ging der Strike schnell vorüber, weil die Kohlenarbeiter unter einander wenig einig und nur mit ungenügenden Geldmitteln versehen waren. Die Weber und Spinner aber in Lancashire hielten volle [illegible] aus; sie brachten wöchentlich etwa 3000 Pf. [illegible] die sie als Abgabe für die Feiernden von dem Lohne der noch arbeitenden Kameraden erzwangen. Die Arbeiter forderten damals eine ausgedehnte Lohnerhöhung; mehr noch, sie begehrten wesentlich eine Gleichförmigkeit des Arbeitslohnes in allen Fabriken. Sie verlangten eine Lohnerhöhung von zehn Procent; diese wurde ihnen auch von vielen Fabrikanten bewilligt, — nun aber wollten die Arbeiter, daß man für diese additionellen zehn Procente einen Durchschnittslohn festsetze, zu dem dieselben geschlagen werden sollten. Sie erklärten es aus vielen Gründen für ihren Interessen zuwider, Verschiedenheit der Löhne in den verschiedenen Fabriken, resp. Fabrikstädten zu dulden, weil nur zu leicht die schlechter bezahlten Arbeiter den Interessen der am besten bezahlten nachtheilig würden. Dieses sog. Aequalisationssystem (dessen Anhänger „Unionisten" genannt wurden) erklärten aber die Arbeitgeber für identisch mit dem Ruin der Fabriken. Beiderseits wurde lange in Presse und Meetings gestritten; Cobden und Hume suchten zu vermitteln, namhafte Landlords suchten die Interessen der Arbeiter zur Geltung zu bringen. Endlich aber wurden die Arbeiter dadurch (nachdem beide Theile ungeheure Verluste erlitten hatten) zur Ergebung genöthigt, daß die Arbeitgeber in Stand gesetzt wurden, namentlich nach den Industriebezirken von Lancashire viele Tausende neuer Arbeiter — aus dem Auslande, aus Irland, aus den Armenhäusern zu ziehen. Die Zeit sollte erst noch kommen, wo einerseits die besten Arbeiter alle Mittel intelligenter Selbsthilfe in wohlthätigster Art glänzend zur Geltung bringen, andererseits die durch die irische Einwanderung arg verwilderten Trades-Unions die heute erzielte fast vollständige Knechtung der meisten Arbeitgeber durch die Arbeiter durchführen sollten. Einstweilen gab es noch viele trostlose Scenen der bisherigen Art, denen die Gesetzgebung allerdings mit Erfolg abzuhelfen sich bemühte. Namentlich die Vernachlässigung der 1844 durch das Parlament angeordneten Schutzmaßregeln gegen Unglücksfälle, welche durch die Baumwollenmaschinen leicht veranlaßt werden konnten, wurde 1854 scharf gerügt und mit hohen Strafgeldern bedroht, die moralisch sehr entschieden wirkten, wenn auch eine Gesellschaft von Baumwollenfabrikanten eine Versicherung (1855) gründete zu gegenseitiger Entschädigung für solche Strafgelder. Schon 1853 war ferner die Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken wenigstens einigermaßen besser geregelt worden.

Endlich wollen wir, obwol sonst die Geschichte der englischen Literatur nicht zu den Aufgaben dieses Artikels gehört, hier auch der Einwirkung der Arbeiterfrage auf die britische Dichtung gedenken. Abgesehen von Schriftstellern wie Charles Dickens mit seiner warmen Liebe und Sympathie für die arbeitenden Massen und deren schwierige Lage; wie die eifrig-radicale Geschichtschreiberin Miß Martineau (Schwester von Mr. Martineau, Redactur des „Westminster-Review", des literarischen Centralorgans der Radicalen), die ihrerseits mit kalter Herzenshärte selbst die wirthschaftlichen Härten der Manchesterschule vertheidigte; abgesehen überhaupt von der indirecten Einwirkung der politischen und socialen Probleme, die sich an die Lage der Arbeiter knüpfen, auf

die Literatur, — so hat es unter den Arbeitern selbst dichterische Naturen gegeben, die ihre Empfindungen poetisch ausprägten. Hatten die Chartisten — der als Aufrührer zu zweijähriger Haft verurtheilte Schulmeister Thomas Cooper mit blutig revolutionären Farben, der bekanntere Ernst Jones (s. oben) mit phantastischer Schwärmerei — ihre Ideen in kolossalen Epen ausgeprägt: so waren aus der Reihe der Arbeiter selbst echte Volksdichter theilweise ansprechender und begabter Art herausgetreten. Namentlich haben hier der liebenswürdige Ebenezer Elliot aus Mosborough bei Sheffield (1781—1849), der dichterische Feind der Korngesetze, der milde Sänger des Volkslebens und selbst des „Proletariats in der Pflanzenwelt", und (neben der theilweise grimmen Amazone und Volkstribunin Miß Eliza Cook) der begabte poetische Fabrikarbeiter Gerald Massey, der sich auch als Journalist im chartistischen Sinne Ansehen erwarb, eine große Bedeutung gewonnen.

Während in solcher Gestalt die inneren Probleme des englischen Staatslebens immer wieder in den Vordergrund sich drängten, sah sich England mit einem Male zu einer großen auswärtigen Action gedrängt in dem fernen levantinischen Südosten Europa's; ein neuer Act der sog. orientalischen Frage that sich auf. Die russische Politik hatte die osmanische Pforte niemals außer Augen gelassen. Und gerade in einer Zeit, wo die europäischen Continentalmächte durch die Erschütterungen der Jahre 1848—1851 stark geschwächt, Frankreich durch die Arbeit des kaum erst zu fester Herrschaft gelangten Louis Napoleon zu besserer Sicherung seiner Macht ausreichend beschäftigt, England isolirt und namentlich dem Napoleonischen Frankreich vollkommen entfremdet, — Rußland aber vorzugsweise mächtig und kraftvoll erschien, hoffte Kaiser Nicolaus einen entscheidenden Schritt in der orientalischen Frage zum Vortheil Rußlands versuchen zu können. Die Russen hatten seit Ende September 1848 auf Grund einer rumänischen Bewegung nicht ohne sauersüße Zustimmung der Pforte die sog. Donaufürstenthümer besetzt gehalten. Es war schon zweifelhaft gewesen, ob nicht die Benutzung (1849) der Donaufürstenthümer als russische Basis bei den Kämpfen gegen die Magyaren in Siebenbürgen eine Verletzung der türkischen Neutralität in sich schloß. Seitdem aber war ob der Standhaftigkeit der Pforte in der Frage wegen Auslieferung der magyarischen Flüchtlinge (seit Ende August 1849 bis Februar 1850), die auch auf des britischen Gesandten zu Stambul, Sir Stratford Canning's Rath (unter Abweichung von dem Vertrage des 13. Juli 1841) zur Fahrt der englischen Mittelmeerflotte unter Admiral Parker nach den Dardanellen im October 1849 (wo sie bis zum 9. Jan. 1850 blieb) Anlaß gab, Rußland mit der Pforte mehr oder minder gespannt. Die Nachgiebigkeit Rußlands bei der weitern Forderung der Pforte (Januar 1851), die Donaufürstenthümer wieder geräumt zu sehen, war auch nicht besonders wohlwollend gegen die Pforte gemeint. Nun hielt Kaiser Nicolaus die Pforte damals offenbar für viel schwächer als sie wirklich war. Namentlich die rasche Nachgiebigkeit der ottomanischen Regierung gegenüber Oesterreich, bei dessen schroffer diplomatischer Intervention zu Gunsten der durch Omer-Pascha schwer bedrängten Montenegriner (Januar 1853) war nur eine Folge der Erwägung, daß ja Oesterreich der russischen Politik einen Grund zu neuer Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Türkei entziehen wollte.

Nun hatte neuerdings auch Frankreich (seit 1850) lebhaft angefangen, sein altes Schutzrecht über die nicht sehr zahlreichen „Lateiner" oder römischen Katholiken in Palästina wieder geltend zu machen; der von der französischen Gesandtschaft (Marquis de Lavalette) in Stambul mit Energie geführte Streit um die Rechte der Lateiner an den heiligen Stätten in diesem Lande, der sich leicht zu einem gewaltigen Kampfe um den Einfluß Frankreichs und Rußlands im osmanischen Reiche erweitern konnte, war zu Anfang des Jahres 1853 wesentlich im Sinne der französischen Ansprüche entschieden worden.

Nun glaubte der Kaiser Nicolaus, — der zu Anfang des Jahres 1853 die tiefste Antipathie gegen das neue Napoleonische Regiment in England vorwalten sah, — ohne Bedenken einen kühnen Schritt unternehmen zu können. Hätte Rußland schon damals voraussetzen dürfen, daß sich nachmals England und Frankreich doch so schnell verständigen würden, wie es nachher geschah; daß auch die deutschen Mächte keineswegs gesonnen waren, in der zu Petersburg erwarteten Weise die Pläne Rußlands zu unterstützen, so würde es sehr wahrscheinlich wenigstens jene Schritte vermieden haben, die nachher zum Kriege an der Donau und in der Krim führten. Es war ohnehin sicherlich zuerst im J. 1853 noch nicht die Absicht der russischen Politik, geradezu einen Krieg mit der Pforte einzuleiten. Vielmehr ging die Absicht Rußlands zunächst darauf hin, durch eine kräftige Demonstration die Pforte zu Zugeständnissen zu nöthigen, welche der russischen Regierung ein bestimmt formulirtes Recht zum Eingreifen in die inneren Zustände des osmanischen Reichs, soweit die griechisch-christlichen Unterthanen des Padischah in Betracht kamen, verleihen (und damit allerdings die Zerbröckelung der osmanischen Macht auf der Balkanhalbinsel mächtig fördern) sollten.

In der günstigen Lage, England zur Zeit von Frankreich getrennt, mit Oesterreich aber ganz und gar nicht befreundet zu sehen; ohne große Besorgniß vor der Energie der meisten damaligen britischen Staatsmänner gegenüber dem russischen Ehrgeize, — so begann Kaiser Nicolau's seine Unternehmungen gegen die Pforte durch den Versuch, zuerst den damaligen Gesandten Englands in St. Petersburg, Sir Hamilton Seymour, für die Ansicht zu gewinnen, daß die Pforte am Vorabend ihres Unterganges stehe, und daß es für die Mächte wichtig sei, sich im Voraus für die in diesem Falle zu treffenden Maßregeln unter einander zu verständigen. Diese vertraulichen Mittheilungen des Kaisers an Sir Hamilton Seymour (die Depeschen des Gesandten sind nachmals durch die englische Regierung im März 1854 dem Parlament vorgelegt worden) fallen etwa in die Zeit

vom 9. Febr. bis zum 18. April 1853 [12]). Der Kaiser suchte die nächste Vertraulichkeit mit England herzustellen, welches Land er zur Zeit als die einzige Macht behandelte, die eine vollkommen selbständige Politik neben und mit Rußland betreiben könnte; er suchte England durch eventuell im Orient zu gewinnende Vortheile für seine Pläne zu gewinnen. Es war damals, daß der Kaiser das osmanische Reich mit dem seitdem classisch gewordenen Ausdruck „der kranke Mann" bezeichnete; daß der Kaiser, der für sich selbst weder unmittelbare Erwerbungen, noch die Zulassung eines neuen „großgriechischen" Reiches von Byzantion in Anspruch nahm, dagegen eher an die Gründung verschiedener suzeräner slawischer Staaten — etwa unter russischem Schutz — Gedanken knüpfte und England für die Zukunft eines Zerfalls des osmanischen Reiches auf Candia und Aegypten hinwies. Hamilton hatte dabei bei diesem freien Ideenaustausch nur selten widersprochen, wesentlich nur Eroberungspläne Englands in Sachen Aegyptens bestritten, die Großmuth des Kaisers für die schwache Türkei in Anspruch genommen, und — mit den maßvollen Ansichten des Ministers Nesselrode sich begegnend, — eher die Ansicht festgehalten, daß Englands Verständniß mit Rußland lieber zu dem Zweck zu behaupten wäre, um den Umsturz des osmanischen Reiches zu verhindern. Nur daß die Idee des Kaisers von dem nahen Ende der Pforte schließlich doch nicht ganz ohne Einfluß auf den Gesandten geblieben zu sein scheint, wenn er auch das Ende der Türkei für nicht so nahe halten konnte wie sein kaiserlicher Gastfreund.

Lord Russell nun, damals (s. oben) interimistischer Minister des Auswärtigen zu London, durch Seymour von den Ideen des Kaisers unterrichtet, sandte am 9. Febr. an Seymour eine Depesche, die allerdings in freundschaftlichen Formen und unter Anerkennung der bisherigen osmanischen Politik des Kaisers Speculationen auf die Zerbröckelung der Türkei ablehnte. Aber Russell machte einen bedenklichen Fehler, indem er schließlich (noch neu in dem auswärtigen Amte) unter lebhafter Anempfehlung der Nachsicht gegen die Pforte dabei das vertragsmäßige Recht anerkannte, welches Rußland zu einem „exceptionellen Schutz der christlichen Unterthanen des Sultans" in Anspruch nahm. Nämlich auf Grund des alten Vertrags von Kudschuk-Kainardschi (vom Jahre 1774); während die Staatsrechtslehrer behaupten, daß die betreffenden Artikel dieses Friedens (Art. 7, 8, 14, 16, 17, 23) nicht Rußland, sondern der Pforte die Pflicht auferlegten, die christliche Religion im osmanischen Reiche zu schützen; Dinge, die allerdings den englischen im Orient grau gewordenen Ministern und Geschäftsträgern zu Stambul, Sir Stratford Canning (Lord Redcliffe) und Oberst Rose ganz genau bekannt waren.

Im weiteren Verlaufe dieser Besprechungen hat dann Russell's Nachfolger, Lord Clarendon, in den Depeschen vom 23. März und vom 5. April mit größerer Bestimmtheit als sein Vorgänger die Meinung vertreten, die Türkei sei noch immer lebensfähig. Aber neben manchen sympathetischen Aeußerungen im Einzelnen und neben der Ablehnung jeder Absicht, Englands Gebiet in der Levante auszudehnen, betonte Clarendon nicht blos Englands Friedensliebe und Vertrauen in die Absichten des Kaisers; er meinte doch auch, die Interessen Rußlands und Englands im Osten seien wesentlich identisch. Der Depeschenwechsel zwischen Petersburg und London erreichte in der Mitte des April 1853 sein Ende, die Unterhaltungen zwischen dem Kaiser und Seymour mit dem 18. April ihren Abschluß, ohne etwas Besonderes erzielt zu haben. Doch glaubte Lord Clarendon sich über Rußlands nächste Absichten beruhigen zu können auf Grund einer russischen Depesche vom 15. April, die allerdings die englische Ansicht von der Toleranz und Humanität der Pforte gegen ihre christlichen Unterthanen bestritt, aber andererseits doch zugab, daß die Pforte am besten durch Enthaltung der fremden Mächte von ungerechten Forderungen an dieselbe und durch ein Verfahren, das ihrer Würde und Unabhängigkeit keinen Eintrag thue, gesichert werden könne. Vorausgesetzt, daß keine Macht von der Schwäche der Pforte auf Kosten der Rechte Anderer Zugeständnisse zu erlangen suche, so sei Rußland vollkommen bereit, für die Erhaltung des osmanischen Reiches im Verein mit England zu arbeiten und jede Besorgniß wegen Auflösung desselben beiseite zu lassen.

Es war allerdings Rußland nicht zu verdenken, daß es für die hier bezeichnete Politik die vollkommen gleichmäßige Politik der übrigen Mächte gegen die Pforte voraussetzte, — in Erinnerung an die letzten Schroffheiten Lavalette's und Leiningen's in Stambul. Aber Seymour wie Clarendon waren doch bedeutend betroffen, als sie erfuhren, wie unterdessen ein außerordentlicher russischer Gesandter, der Admiral Fürst Mentschikoff (nach vorgängiger Musterung der pontischen Flotte und der Truppen bei Sebastopol, und unter dem Einmarsch von zwei russischen Corps in Bessarabien) seit Ende Februar 1853 in Stambul aufgetreten war. Nachdem Mentschikoff zuerst factisch durch sein Verhalten den Rücktritt des antirussischen Ministers des Auswärtigen, Fuad-Effendi, herbeigeführt hatte, war er, zuerst (2. März) unter auffällig rücksichtslosen Formen, mit Forderungen hervorgetreten, die gegen den englischen und französischen Gesandten zu verschweigen, er dann von dem türkischen Minister Rifaat-Pascha verlangte. Ueber dieses befremdliche Ansinnen war Clarendon durch den damals noch allein in Stambul arbeitenden Oberst Rose bis zum 31. März unterrichtet worden. Rose selbst hatte bereits auf eigne Hand die britische Mittelmeerflotte unter Admiral Dundas von Malta herbeirufen wollen; Dundas hatte das abgelehnt, Clarendon, — damals noch voll Zutrauen zu Rußland, und unbeirrt durch fast ironische Aeußerungen russischerseits, — war mit Dundas' Benehmen einverstanden gewesen, während man bereits in Paris ernstlich unruhig wurde. Namentlich aber Lord Aberdeen, der mit Kaiser Nicolaus lange persönlich befreundet war, hatte in Rußlands Ab-

12) Vergl. den Artikel „Die orientalische Frage" in der Zeitschrift „Die Gegenwart". Bd. XII. S. 1029.

sichten so sicheres Vertrauen, daß er noch am 25. April im Oberhause erklärte, es sei keine Gefahr für den europäischen Frieden vorhanden. Inzwischen erhielt man doch bis Anfang Mai in London aus Stambul sehr bestimmte Nachrichten über Mentschikoff's Forderungen, die Clarendon momentan glauben ließen, der Fürst habe nur auf seine eigene Verantwortlichkeit hin gehandelt. Mentschikoff begehrte aber, — ohne bestimmt auf die Form zu bestehen, in der das Zugeständniß ausgesprochen werden sollte, — ein allerdings der Form nach nur religiöses Protectorat Rußlands über alle der Pforte unterworfenen griechischen Christen. Es wäre das aber jedenfalls geradezu die Etablirung der Anerkennung der Mitregentschaft Rußlands in den innern Angelegenheiten des osmanischen Reiches gewesen. Die Pforte verwarf denn auch mit Entschiedenheit die Forderung Rußlands, und am 21. Mai verließ Mentschikoff die Stadt Stambul unter Drohungen.

Unter dem 22. Mai machte nun Englands Gesandter in Stambul, Lord Stratford de Redcliffe, seinem Minister mit schneidender Entschiedenheit klar, was die Forderung Rußlands für die Türkei in Wahrheit zu bedeuten habe, und klärte die londoner Regierung auf über die Consequenzen, die Rußland aus dem sog. exceptionellen Schutzrechte über die Christen in der Türkei (welches Russell so harmlos anerkannt hatte) zu ziehen gedachte. Noch (31. Mai) suchte nun Clarendon die friedlichen Beziehungen zu Rußland zu erhalten, indem er in Petersburg entschieden, aber in freundschaftlichem Sinne Erklärungen darüber nachsuchte, welches Ziel Rußland im Auge habe und wieweit das Gebiet des Sultans und der allgemeine Friede bedroht sei. Auch wurde erklärt, daß die Minister des Sultans ihrem Herrn die Annahme der Mentschikoff'schen Forderungen nicht hätten anrathen können und dürfen.

Inzwischen entwickelten sich aber die Dinge im Orient im großen Styl. Die Rüstungen Rußlands in seinen südlichen Provinzen, die Verstärkung seiner Armee in Bessarabien, der Flotte bei Sebastopol, nahmen einen immer ausgedehnteren Charakter an; zugleich setzte sich der diplomatische Kampf fort zwischen den türkischen und den russischen Staatsmännern vor Europa. Am 31. Mai kündigte eine Note des Grafen Nesselrode dem Reschid-Pascha die Absicht Rußlands an, Truppen über die Pruthgrenze gehen zu lassen, — „nicht um Krieg gegen den Sultan zu führen", sondern um (nach der damals von Rußland neu entdeckten Pfand-Theorie) sich vorläufig in den Besitz sogenannter „materieller Garantien" gegenüber der osmanischen Regierung zu setzen. Inzwischen war die öffentliche Meinung in England sehr unruhig geworden. Die toryistischen und die radicalen Blätter forderten energisches Vorgehen gegen Rußland; selbst die „Times", bisher noch immer nicht ohne Wohlwollen für Rußland, begann die nationale Aufregung zu theilen; und während Kaiser Nicolaus in England allgemein als Friedensstörer angegriffen wurde, begannen Volk und Regierung sich mehr und mehr der Napoleonischen Regierung in Frankreich zu nähern, mit der man seither auch in der türkischen Sache wegen der brusquen Politik Lavalette's in Sachen der heiligen Stätten nicht hatte sympathisiren können. Der Groll gegen Rußland wuchs in England, als man zugleich erfuhr, daß Rußland damit umging, von Persien — wenn es nicht sofort seine Schuld an Rußland berichtigen wolle, — die Abtretung der strategisch höchst wichtigen Provinz Asterabad an der südöstlichen Ecke des kaspischen Meeres zu fordern. So erhielt denn (in Einverständniß mit der französischen Regierung) die englische Mittelmeerflotte unter Admiral Dundas seit dem 2. Juni den Befehl, sich dem Lord Redcliffe zur Verfügung zu stellen und von Malta nach den türkischen Gewässern zu segeln. Diese Flotte war dann mit der französischen seit dem 14. Juni in der seitdem so berühmt gewordenen Besika-Bucht an der Insel Tenedos, welche die Mündung der Dardanellen beherrscht, stationirt.

Trotz dieser Demonstration glaubte aber Rußland weder an nachhaltigen Ernst und entschlossene Widerstandskraft von Seiten der englischen Regierung, und noch weniger an die Möglichkeit einer nachdrucksvollen Kriegsallianz zwischen England und Frankreich. Nach mehrfachen politisch-religiösen Demonstrationen in St. Petersburg und nach Veröffentlichung (26. Juni) eines schwungvollen Manifestes erfolgte am 2. Juli der Einmarsch der Russen unter General Gortschakoff in die als „Pfand bis zur Wiederherstellung der Rechte des Kaisers" zu occupirenden rumänischen Donaufürstenthümer. Weder die Pforte noch die Westmächte konnten diese Occupation in den (in Sachen Rumäniens zwischen Rußland und der Pforte) bestehenden Verträgen irgendwie begründet finden. Der Einmarsch der Russen wurde daher in Stambul wie in Paris und London als ein erster Act directer Feindseligkeit gegen den Sultan erklärt und dem Sultan das unbestreitbare Recht zuerkannt, darauf mit einer Kriegserklärung zu antworten. Indessen, noch immer dachte man nirgends ernsthaft an Krieg. Die Pforte begnügte sich zunächst mit einem Proteste gegen das Vorgehen der Russen. Clarendon bekämpfte siegreich die Aufstellung der Russen, als ob zu deren Vorgehen nach Rumänien erst die Entsendung der Flotte nach Tenedos den Anstoß gegeben hätte. Die Westmächte, wie man seit dieser Zeit die bald immer inniger verbündeten Staaten England und Frankreich genannt hat, schritten allerdings, ebenso wie die Pforte, zu immer stärkeren Rüstungen; aber namentlich England hoffte noch immer, den offenen Krieg durch eine einmüthige Erklärung der Großmächte gegen Rußlands Haltung abwenden zu können. Darüber traten dann die Gesandten der europäischen Großmächte zu Wien (23. Juli) zu einer Conferenz zusammen, die früher namentlich Frankreich befürwortet hatte. Und hier entstand auf französischer Grundlage die sogenannte Wiener Note, welche mehrere minder bedeutende Forderungen Rußlands positiv gewähren, aber das geforderte russische ausschließliche Protectorat über die griechischen Christen einfach mit Stillschweigen übergehen sollte (31. Juli). Die Note berührte die in den bisherigen russisch-türkischen Verhandlungen

in Frage gekommenen Punkte, kannte aber durchaus kein Recht Rußlands, als Patron der griechischen Kirche zu fungiren, erneuerte die Zusage des Sultans, bei den Stipulationen der Verträge von Kudschuk-Kainardschi und Adrianopel treu beharren zu wollen, und versprach, der griechischen Kirche dieselben Vortheile zu gewähren, die andern christlichen Riten durch Vertrag oder besondere Verfügung gewährt worden seien.

Rußland wollte nun allerdings auf diesen Ausweg eingehen (3. Aug.); aber die Pforte war nicht geneigt, auf diese Vorschläge ohne gewisse Modificationen einzugehen. Inzwischen — während in England die öffentliche Meinung immer aufgeregter gegen Rußland wurde und der berühmte Kenner des neuen wie des alten Orients Mr. Layard im Parlament gegen Ende Juli mit großer Energie die Haltung Rußlands angriff und die schwache Haltung der britischen Regierung lebhaft anfocht, — hoffte das britische Cabinet noch immer, den Frieden erhalten zu sehen, und entließ bei dem Schluß der Session (20. Aug.) das Parlament nicht ohne Hoffnung auf baldige Ausgleichung des russisch-türkischen Conflicts. Die Dinge gingen aber anders. Die Pforte verlangte, daß aus der wiener Note jeder Ausdruck entfernt werde, der gefährliche Dunkelheiten enthalte, der ihre Souveränetätsrechte in Frage stellen könnte, und namentlich die Entfernung aller Ausdrücke, welche der falschen Auslegung des Vertrags von Kudschuk-Kainardschi seitens der Russen Vorschub leisten könnten; endlich wollte die Pforte die Note erst nach Räumung Rumäniens unterzeichnen. Daran scheiterte dann auch endlich die Vermittelung; im Laufe des September wurde es vollkommen klar, daß weder Rußland die amendirte, noch der Sultan die unveränderte wiener Note annehmen wollte; bereits erklärte dann Clarendon, daß der Vertrag von 1841 (s. oben) hinfällig sei, und während trotz der noch immer nicht ausgehenden Friedensbemühungen, wenigstens des Peelitischen Theils des englischen Cabinets die Stimmung des Volkes in Presse und Meetings immer heißer gegen Rußland sich erhitzte, die Flotten der Westmächte durch den Sultan nach dem Bosporus gerufen wurden (sie segelten 1. Nov. 1853 dahin ab), erließ (damals noch wider den Rath der Verbündeten) die Pforte am 4. Oct. 1853 die Kriegserklärung gegen Rußland; die Kämpfe selbst sollten jedoch nicht beginnen, wenn bis zum 23. Oct. Rußland die Donaufürstenthümer geräumt hätte. Am 1. Nov. erfolgte die russische Kriegserklärung. Während dann die Osmanen unter Omer-Pascha den Russen an der walachischen Donau sehr erfolgreichen Widerstand leisteten, arbeitete das englische Cabinet noch immer daran, den Frieden wiederherzustellen. Als dann endlich doch (27. Nov.) die Westmächte in einem Vertrage der Pforte ihre Unterstützung zugesagt hatten, falls Rußland billige Friedensvorschläge abweisen sollte, — da gab (30. Nov.) die Vernichtung der türkischen Flotte bei Sinope durch den russischen Admiral Nachimoff in Paris wie in London dem Kriegszorn seinen vollen Aufschwung. Namentlich die Engländer fühlten sich durch diesen Schlag unter den Augen ihrer Flotte geradezu persönlich beleidigt, und die alte kriegerische Natur des Volkes kam trotz alles Mammonismus und Mercantilismus der neuen Zeit allmälig wieder glühend zu Tage. Die Presse nahm in ihrer großen Mehrheit mit der größten Entschiedenheit Partei gegen Rußland; am heftigsten (wenn auch nach englischer Praxis zum Theil aus Gegnerschaft gegen das so lange lavirende liberale Ministerium) die toryistischen Blätter. Es gab eigentlich nur Eine Partei in England, die damals und später ernstlich noch den Frieden wollte; es war die Partei der Manchestrier, Cobden an der Spitze. Cobden hatte schon in der Zeit seines ersten schriftstellerischen Auftretens (1836) im Gegensatz zu Urquhart die Antipathie seiner Landsleute gegen und ihre Furcht vor Rußlands Uebermacht im Osten lebhaft bekämpft und namentlich auch eine Einmischung in einen eventuellen russisch-türkischen Streit perhorrescirt. Obwol kein Freund des russischen Systems, persönlich wesentlich dem Republikanismus von Nordamerika zugeneigt, fand er doch Rußland viel höher civilisirt als die Türkei, und würde es für kein Unglück für England und dessen Verkehr erachtet haben, wenn Stambul statt türkisch etwa russisch gewesen wäre; auch die Idee von dem zu erhaltenden, namentlich mit britischem Geld und Blut zu pflegenden, europäischen Gleichgewicht wollte ihm nicht einleuchten. Neuerdings nun mehr und mehr den Ideen hingegeben, wie sie (einst zuerst Southey und Leigh Hunt ausgesprochen, und) neuerdings der sog. Friedensverein aussprach; ohne immer den Frieden um jeden Preis zu wollen, doch lebhaft eingenommen für den Gedanken, daß ein Schiedsgericht zur Ausgleichung aller internationalen Mishelligkeiten eingeführt werden sollte, — so war Cobden in seiner gewohnten Consequenz energisch eingenommen gegen eine, etwa gar kriegerische, Einmischung in die levantinische Frage zu Gunsten der Pforte. Nun konnte er freilich auf dem Congreß der Friedensfreunde zu Edinburgh im October 1853 nicht ohne beißenden Witz bemerklich machen, wie sehr sich diejenigen Engländer getäuscht hatten, die noch vor wenigen Monaten einen nahen Krieg zwischen Frankreich und England fürchten zu müssen glaubten. Aber mit seinen bis zum wirklichen Ausbruche des englisch-russischen Krieges in Presse und Parlament, in scharfem Gegensatz zu der Volksstimmung entwickelten Ansichten über die Frage des Tages richtete er wenig mehr aus; seine Ideen über die Hohlheit der Worte von der nothwendigen Integrität und Unabhängigkeit des türkischen Reiches, über die Lebensunfähigkeit der Türkei, über die Unmöglichkeit, den Verfall der Türkei aufzuhalten, über die Ungefährlichkeit der russischen Macht für England, — wie auch, daß es gleichgültig sei, ob die Lage der Rajahs durch Rußland allein oder durch die gesammten europäischen Mächte erwirkt werde; ja, daß es England nichts angehe, wenn selbst die Ostsee wirklich ein russischer Binnensee werden sollte, — solche Aeußerungen dienten nur dazu, Cobden's Ansehen im Lande ganz gewaltig zu erschüttern. Und genau dasselbe gilt von seinem Freunde Bright und der Manchesterschule überhaupt. Allerdings hatten Cobden

und seine Freunde den richtigen Takt, als nachher nun der Krieg wirklich ausbrach, ihre Polemik gegen den Krieg einzustellen. Aber ihr als russenfreundlich aufgefaßtes Auftreten bei den verschiedenen Gelegenheiten, wo während des Kampfes Friedensversuche gemacht wurden, und die Hartnäckigkeit, mit der namentlich Bright nachher später den Krimkrieg stets als eine Thorheit bezeichnete, that für viele Jahre der Manchesterschule in England gewaltigen Schaden; sie hatte eben einen an sich berechtigten Gedanken in einseitigster Weise weit über das richtige Maß hinaus bis zur Carricatur übertrieben und sich in eine Bahn verrannt, wohin ihr das nationale Ehr-, Kraft- und Selbstgefühl dieses Volkes durchaus nicht folgen konnte.

Der Eindruck nun von der Schlacht bei Sinope und von verschiedenen Miserfolgen der Türken in Asien trieb die Engländer um so entschiedener an, auf rasche Hilfe für die Pforte zu dringen, als sich nur wenige mit Urquhart davon überzeugt hielten, daß militärisch die Pforte auch mit ihren eigenen Kräften der Macht Rußlands doch immerhin gewachsen sei, und als ferner Rußland auch die billigen Friedensvorschläge ablehnte, welche (vor Erledigung dieses neuen diplomatischen Zuges konnte keine der betheiligten Mächte einseitig zu den Waffen greifen) die weiter arbeitende Conferenz der Großmächte zu Wien am 5. Dec. formulirt hatte. Auf Grund des Princips, daß die Erhaltung des Besitzstandes der Pforte als ein integrirender Punkt des europäischen Gleichgewichts anzusehen sei, waren die vier europäischen Großmächte übereingekommen, Waffenstillstand, möglichst rasche Räumung der Donaufürstenthümer, Friedenscongreß in einer neutralen Stadt, Erneuerung, resp. Revision der russisch-türkischen Verträge, nöthige Reformen und Verbesserungen in der Lage der Christen in der Türkei vorzuschlagen. Inzwischen gab neben dem Drängen der Presse und Meetings in England der am 15. Dec. angedrohte und momentan auch ausgeführte Austritt Lord Palmerston's aus dem Cabinet Aberdeen der britischen Politik einen rascheren Gang. Bald genug wurde der Lord bestimmt, wieder in das Cabinet einzutreten; jetzt, wo seine Bedeutung zunehmend sich steigerte, konnte er das neue Programm durchsetzen: Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, Einlaufen der verbündeten Flotten in das schwarze Meer, Behauptung desselben, bis die Russen die Donaufürstenthümer würden geräumt haben, und Krieg mit Rußland, falls dasselbe nicht nachgeben würde. Am 17. Dec. 1853 erhielten die Flotten der Westmächte dann auch den Befehl, in das schwarze Meer zu segeln; es folgten bald die strengen Weisungen, jedes russische Kriegsschiff, das sich zeige, nach seinem Hafen zurückzubringen, jeden Angriff auf türkische Schiffe oder Städte mit Gewalt abzuweisen. Am 3. Jan. 1854 erschien die gesammte Flotte der Verbündeten dann wirklich in dem schwarzen Meere.

Inzwischen entwickelten sich die fortgesetzten Verhandlungen mit Rußland immer hoffnungsloser für den Frieden. Die Thronrede, mit welcher die Königin Victoria am 31. Jan. 1854 das Parlament eröffnete, gab bereits zu erkennen, daß die Aussichten, den Frieden zu erhalten, fast ganz verschwunden seien, und stellte namhafte Rüstungen für die Land- und Seemacht in Aussicht, — für den Krieg, in den man nun unabwendbar hineintrieb. Schon am 4. Febr. kündigten die russischen Gesandten in London und Paris ihre Abreise an; am 13. und 14. d. M. nahmen der englische und französische Gesandte in Petersburg ihre Pässe. Und nun, während für die Türkei ein britisches Landheer unter Lord Raglan (Fitzroy Sommerset) formirt und für die Ostsee die Flotte gebildet wurde, die der Admiral Sir Charles Napier führen sollte, sandte (nachdem bereits am 29. Jan. im Einverständniß mit der Königin Victoria der Kaiser Napoleon III. die erste Sommation an Kaiser Nicolaus in einem eigenhändigen Briefe abgeschickt hatte) Lord Clarendon (ebenso das französische Cabinet) das Ultimatum nach Petersburg. Rußland, wo bereits großartige Kriegsrüstungen im Gange waren, sollte binnen sechs Tagen nach Empfang erklären, ob der Kaiser bis zum 30. April die Donaufürstenthümer räumen lassen wolle. Eine Weigerung sollte als Kriegserklärung Rußlands betrachtet werden. Inzwischen aber hatte bereits (9. Febr.) ein Manifest des russischen Kaisers seinem Volke verkündet, daß England und Frankreich sich in einer Reihe mit den Feinden des Christenthums Rußland gegenüberstellten, das für die orthodoxe Kirche streitet. Inzwischen aber führte bereits am 11. März Admiral Napier die erste Division der Ostseeflotte in See, und wurde am 12. März zu Stambul zwischen England, Frankreich und der Pforte ein Allianzvertrag geschlossen. Motivirt durch das Hilfsgesuch der Pforte und durch die Ueberzeugung, daß die Existenz des türkischen Reiches in seinen gegenwärtigen Grenzen zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts wesentlich sei, — wurde neben den Bestimmungen über die Art und Weise der Hilfsleistung bemerkt, daß die contrahirenden Parteien gleichmäßig sich verpflichteten, jeden russischen Vorschlag einander gegenseitig mitzutheilen, und daß der Sultan außerdem auf Unterhandlungen so wenig als auf definitiven Abschluß ohne Zustimmung seiner Verbündeten sich einlassen sollte. Ebenso sollte die künftige Zurückziehung der Hilfstruppen nicht von dem Ermessen des Sultans abhängig gemacht sein, sondern eingeleitet werden, sobald der Zweck des Vertrags durch den Abschluß eines Friedensvertrags erreicht sein würde. Dabei waren von der Pforte die entsprechenden Vortheile für deren christliche Unterthanen ausbedungen, andererseits bestimmt zugesagt, daß die während des Krieges zu besetzenden Punkte des türkischen Reiches nach Beendigung des Krieges von den Truppen der Westmächte sofort geräumt werden sollten.

Eine formelle Antwort auf das durch Lord Clarendon und Graf Walewski an den Grafen Nesselrode gerichtete Ultimatum erfolgte nicht; vielmehr erklärte (19. März) der Kaiser von Rußland, daß er es nicht für angemessen halte, auf das englisch-französische Ultimatum eine Antwort zu ertheilen [13]. Darauf fand dann

13) Vergl. Preußisches Wochenblatt. Jahrg. III. 1854. pag. IX.

am 27. März in dem Parlament, im Ober- und Unterhause die Verlesung der königlichen Botschaft statt, durch welche angezeigt wurde, „daß England sich nunmehr mit Rußland im Kriegszustande befinde". Eine gleiche Erklärung wurde damals von Frankreich erlassen. Es verging nun noch einige Zeit, bis die beiden Westmächte mit einander die förmliche Kriegsallianz vollzogen; einerseits hoffte man damals wol noch in Paris und London auf den eventuellen Zutritt der deutschen Großmächte zu ihrem Bündniß, resp. zur Uebernahme gewisser Verpflichtungen in irgend einer Form; andererseits mußte zuvor noch eine Ausgleichung stattfinden über die verschiedenen Ansichten und die bisherige verschiedene Praxis der beiden Westmächte in Bezug auf die Rechte der Neutralen in dem Seekriege. Aus wichtigen Rücksichten aller Art (namentlich auch auf Amerika) gab dann England sein altes hartes Princip auf; England erklärte sich bereit, jetzt Feindesgut auch auf Schiffen mit befreundeter Flagge zu respectiren, — Frankreich seinerseits versprach, Freundesgut, als unter dem Schutze des Völkerrechts stehend, anzuerkennen, auch wenn es am Bord von feindlichen Schiffen gefunden wurde. Am 10. April 1854 wurde dann das englisch-französische Schutz- und Trutzbündniß unterzeichnet. Man kam dahin überein: den Frieden zwischen Rußland und der Pforte auf festen und dauerhaften Grundlagen herzustellen und für Europa eine Bürgschaft auszuwirken gegen die Wiederkehr der Verwickelungen, die den allgemeinen Frieden jetzt gestört hatten. Ein Artikel schloß einseitige Friedensverhandlungen aus; keine Eröffnung sollte von einer der vertragsschließenden Parteien angenommen, keine Verständigung mit Rußland eingegangen werden, ohne vorgängig darüber gemeinsam berathen zu haben. Jede Partei verzichtete auf irgend welchen besondern Vortheil.

Der große nun entbrennende levantinische Krieg nahm die Kraft und Aufmerksamkeit des englischen Volkes und Parlaments so vollständig in Anspruch, daß andere bedeutungsvolle Fragen davor für längere Zeit vollkommen zurücktreten mußten. Namentlich wurde die neue, in der Thronrede verheißene, Reformbill, welche Lord Russell am 13. Febr. dem Unterhause vorgelegt hatte [14], und die von der Presse im Ganzen günstig beurtheilt worden war, am 11. April mit Rücksicht auf die auswärtigen Zeitverhältnisse wieder zurückgezogen. Finanziell hatte sich die Regierung dahin gerüstet, daß Mr. Gladstone (da der sonst zu erwartende Ueberschuß des Budgets durch die Rüstungskosten in ein Deficit von nahezu drei Millionen Pf. St. umschlug) am 6. März bei Vorlage des Budgets den sehr verständigen Vorschlag machte, das Kriegsdeficit nicht durch eine neue Anleihe zu decken, sondern für das Jahr 1854 die Einkommensteuer (die auch auf alle Staatsbürger ausgedehnt wurde, die eine Einnahme von hundert Pf. St. hatten) um 50 Procent zu erhöhen. Auch wurden Schatzkammerscheine ausgegeben, die nach sechs Jahren einzulösen waren. Von Presse und Parlament damals wohlwollend angenommen und sogar (Ende März) im Unterhause einstimmig genehmigt, — hat die Erhöhung der Einkommensteuer später Mr. Gladstone höchst unpopulär gemacht. Als nämlich (s. unten) die Kriegserfolge auf sich warten ließen und Aberdeen's Staatsleitung immer mehr in Miscredit gerieth, beschuldigten die kleinen Leute, die die Steuern am empfindlichsten fühlten, Gladstone geradezu, er habe die Nation damit für den Krieg strafen wollen, den seine Partei nur mit Widerwillen führe!!

Der Krieg selbst, der für Rußland an der Donau andauernd nur schwache Lorbeeren brachte, wurde jetzt ernsthaft in die Hand genommen. Admiral Sir Charles Napier (geb. 1786), schon in frühern Jahren als Seemann ausgezeichnet, namentlich als portugiesischer Flottenführer unter Dom Pedro im Kampfe gegen Dom Miguel siegreich, und später im Kriege gegen Mehemed-Ali mit neuen Lorbeeren geschmückt, früher hochliberaler Deputirter für Marylebone, jetzt durch die Stimme der Nation selbst auf den neuen Posten geführt, — leitete die Ostseeflotte mit Ende März nach dem baltischen Meere; sein erster energischer Tagesbefehl, dem sehr bald die Erklärung der russisch-baltischen Häfen in Blokadezustand und Wegnahme russischer Kauffahrer folgte, wurde in der sog. Kiöge-Bucht erlassen. Die verbündeten Flotten in dem schwarzen Meere unter Hamelin und Admiral Sir James Whitley Deans Dundas (geb. 1785 und seit 1851 Parker's Nachfolger als Commandeur der Mittelmeerflotte) wandten sich mit dem 24. März 1854 von Baïkos aus nordwärts, um theils bei Varna, theils vor Odessa sich aufzustellen. Seit Ende April sammelten sich die ersten Abtheilungen der englischen und französischen Landtruppen zu Galipoli auf dem alten thrakischen Chersonesos; der englische Obercommandant, Fitzroy

14) Die diesjährige Reformbill Russell's war in ihren Hauptzügen jener des Jahres 1852 sehr ähnlich, ging aber zum Unwillen der Conservativen, namentlich aus Rücksicht auf die radicalen Elemente in und außer dem Cabinet, besonders in der Absorbirung der kleinen Wahlflecken ungleich weiter als jene. Demnach sollten 13 kleinere Plätze das Wahlrecht ganz, 33 theilweise verlieren; indem damit 66 Sitze im Unterhause disponibel würden, sollten dann 3 an Schottland, 63 an andere englische Wahlkörper fallen. Und zwar sollten 46 Sitze den Grafschaften (deren Wahlbezirke besser nach der Einwohnerzahl zu formiren wären als bisher), 9 an mehrere große Städte fallen, 5 andere auf Birkenhead, Staleybridge, Burnley und einen neuen londoner Wahlbezirk ganz neu kommen, außerdem auch die große Rechtsschule (Inns of Court) und die Universität zu London vertreten werden. Die Qualification der Pächter sollte von 50 auf 10 Pf. St., die der städtischen Wähler von 10 Pf. St. Miethe auf 6 Pf. Gemeindeschätzung herabgesetzt werden. Endlich sollten, um dem vielgerügten Mangel der Miethqualification abzuhelfen, welche den shopkeepers ein zu großes Gewicht gab, eine Reihe sogenannter fancy franchises eingeführt werden, um auch den Gebildeten, die nicht ihr eigenes Haus bewohnen, die Chance des Wahlrechts zu geben. Darnach sollte dasselbe jedem zufallen, 1) der einen jährlichen festen Gehalt von wenigstens 100 Pf. St. bezog; 2) der 10 Pf. St. an festen Zinsen aus öffentlichen Fonds bezog; 3) wer 2 Pf. St. jährliche Steuern zahlte; 4) wer drei Jahre hindurch 50 Pf. St. in der Sparkasse hatte. Die Bill, deren Principien auch auf Schottland und Irland Anwendung finden sollten, erwog auch bereits die Möglichkeit, den Minoritäten ihre Vertretung zu gewähren.

James Henry Sommerset Lord Raglan (geb. 1788, als junger Mann unter Wellington in Spanien geschult, bei Waterloo seines rechten Armes beraubt, seit 1852 Generalfeldzeugmeister) begab sich jetzt ebenfalls zu der Armee in der Levante.

Die britische Nation, die sich mehr und mehr in den Krieg gegen Rußland und für die „Civilisation" hineinlebte, hoffte bald von der Ostsee wie aus der Levante Siegsberichte zu vernehmen. Aber diese blieben nur allzulange aus. Bitter war zuerst die Enttäuschung der auf Admiral Napier gesetzten Hoffnungen. Die Flotte war der Stolz der britischen „Eichenherzen", und gerade dem Admiral Napier, dem „Fighting Charley", dem verwegensten Seehelden der Zeit, glaubte man, trotz seines hohen Alters, selbst das Unmögliche zutrauen zu dürfen, — mehr noch, dieses von ihm auch verlangen zu dürfen. Nun hatten ihn der Reformclub Londons und selbst die Minister Palmerston und Graham bei einem solennen Bankett vor seiner Abreise nach der Flotte bei Spithead glänzend gefeiert; es waren viele prahlerische und siegesgewisse Reden gehalten worden, — aber weder den hier geäußerten Hoffnungen der Festgenossen, noch dem stolzen Tagesbefehl Napier's selbst aus der Kiögebucht entsprach der Erfolg. Die Ostseeflotte hatte doch verschiedene Mängel; die Matrosen waren zum Theil ungeübt, die höhern Officiere hatten zum Theil noch keinen größeren Seekrieg geführt, und für die seichten Gewässer des finnischen Meerbusens fehlte es an Kanonenbooten. Es kam dazu, daß Napier sich überzeugte, wie die russische Flotte hinter den Werken von Kronstadt und Sweaborg versteckt lag, und wie der Angriff mit den hölzernen Schiffen auf die in Granit geschnittenen Batterien dieser Festungen der englischen Flotte sehr wahrscheinlich höchst verderblich werden müßte. Der Verlust dieser Flotte aber machte momentan Englands Küsten wehrlos. Dafür mußte nun der Seehandel Rußlands (dessen Ausfall die offen bleibende Landverbindung durch Deutschland nicht decken konnte) vollständig verstopft, die Küsten durch Streifzüge unsicher gemacht, Rußland genöthigt werden, starke Heeresmassen, die in der Krim und an der Donau schmerzlich entbehrt wurden, im Norden auf den Beinen zu halten. (Auch im weißen Meere erschienen die englischen Schiffe, blokirten Archangel und zerstörten den Hafen von Kola; weniger glücklich ist ein Angriff auf Petropaulowsk in Kamtschatka ausgefallen.) Darüber wurde das Publicum in England höchst ungeduldig, endlich unzufrieden; dieselbe Presse, die vorher den alten Napier präconisirt hatte, fiel endlich mit der in solchen Fällen (freilich nicht blos in England) herkömmlichen, überaus wüsten Ungeschliffenheit und Ungerechtigkeit über den Admiral her; die gemeinschaftlich mit einem französischen Geschwader und Landungscorps unter Baraguay d'Hilliers schnell und glücklich ausgeführte Wegnahme der Alandsinseln und der Festung Bomarsund (16. Aug.) konnte die Stimmung des enttäuschten Publicums nicht bessern, dem die auf Rußland sehr fühlbar drückende Natur der andern Schritte Napier's, namentlich also die vollkommene Sperre der Ostsee, nicht imponirte. Als daher Napier ohne besonders glänzende Lorbeeren im Spätjahre mit der Flotte nach England zurückkehrte, empfing ihn allgemeines Murren, Hohn, Erbitterung; das Ministerium, das sein Verfahren stets gebilligt und ihm die größte Vorsicht eingeschärft hatte, gab ihn, — wie das in solchen Fällen ebenfalls ein Naturgesetz zu sein scheint, — natürlich jetzt preis. Man fand, daß der Admiral sich zu streng an seine Instructionen gehalten habe, und sprach sich in einer Art gegen Napier aus, daß demselben zunächst nichts Anderes übrig blieb als der Rücktritt von dem Commando.

So stand es also auf dem nordeuropäischen Kriegsschauplatze. Anders gestalteten sich die Dinge in der Levante. Freilich vermochten gerade die Flotten auch hier nicht eben viel auszurichten. Während die Landtruppen Frankreichs und Englands bei Gallipoli und am Bosporus sich sammelten, die Russen aber andauernd in unglücklichen Kämpfen an der untern Donau ihre Kräfte abstumpften, eine kleine Abtheilung endlich von französisch-englischen Truppen zu Wasser und zu Lande seit dem 26. Mai den König Otto von Griechenland (der schon am 20. April eine gemeinsame Drohnote der Westmächte empfangen hatte) mit Gewalt zwangen, den bereits durch griechische Freischaren gebrochenen Frieden mit der Türkei zu halten, auch den Hafen Piräeus bleibend besetzt hielten: wurde die Stadt Odessa, um den Russen Ernst zu zeigen, seit dem 22. April durch Admiral Dundas bombardirt, der dabei das Dampfschiff „Tiger" verlor. Viel Schaden konnte jedoch nicht angerichtet werden, weil in Odessa sehr viel Eigenthum englischer Häuser lagerte, das man schonen wollte. Auch die Batterien an der Sulinamündung wurden durch englische und französische Schiffe beschossen. — Während dann die Russen nach langer vergeblicher Belagerung von Silistria endlich die Donaufürstenthümer räumten und gegen Ende Juli über den Pruth zurückkehrten, weil Oesterreich (erbittert über die den früher gegebenen Zusagen zuwider erfolgte Ueberschreitung der Donau durch die Russen seit März 1854) unter dem 14. Juni sich mit der Pforte über Besetzung der rumänischen Länder vereinbarte und immer drohender gegen Rußland sich stellte: wurden die Depôts der westmächtlichen Landtruppen nach Stambul verlegt, während die Massen dieser Truppen, 40 bis 50,000 Mann unter St. Arnaud und 20,000 Mann englischer Truppen aus Großbritannien und aus Englands orientalischen Garnisonen, unter Lord Raglan, zu Varna concentrirt wurden. Bei längerer Unthätigkeit von Cholera und mangelhafter Verpflegung arg geplagt, lechzten die Truppen (wie das Publicum daheim) endlich nach entscheidenden Schlägen gegen die Russen. Der Wunsch der Osmanen und der Tscherkessen, die Macht der Russen in Kleinasien und Transkaukasien zerstört zu sehen, wurde nicht erfüllt. Auch die Engländer, deren Interesse dieses allerdings mehr entsprochen hätte, fügten sich endlich, namentlich (gegen des Admirals Dundas Wunsch) unter Lord Raglan's Autorität, der Ansicht der Franzosen, die auf Eroberung

der Krim und Zerstörung des großen russischen Kriegshafens Sebastopol abzielte.

So wurden dann nach entsprechenden Vorbereitungen die Franzosen und Engländer (die zusammen schon 15,000 Mann eingebüßt hatten), 60,000 Mann stark, und 6000 Osmanen zu Varna Anfang September eingeschifft. Am 12. Sept. erreichte die Flotte die Bucht von Eupatoria; die Heere wurden am 13. und 14. d. M. in der Bucht von Kalamita bei dem sog. alten Fort, 6 Stunden von Eupatoria und 11 Stunden von Sebastopol entfernt, ohne Widerstand der Russen glücklich ausgeschifft [15]). Am 19. Sept. brach die verbündete Armee in das Innere gegen die Russen auf, welche unter dem Fürsten Menschikoff, vier Meilen von Sebastopol entfernt, bei dem Flusse Alma etwa 45—50,000 Mann stark, auf den Höhen des linken Ufers in einer verschanzten Stellung standen. Hier kam es am 20. Sept. zu einer mörderischen Schlacht, in welcher die Engländer den rechten Flügel bildeten und unter Lord Raglan und dessen wackern und erprobten Unterfeldherren (Generallieutenant Sir George Cathcart, der von der Capcolonie gerufen war und als Chef der 4. Division hier die Reserve commandirte; Sir George Brown, geb. 1790, Generallieutenant, Commandeur der sog. leichten Division und an der Alma Führer des linken englischen Flügels, sammt dem Herzog von Cambridge mit der ersten Division; Generalmajor Sir Colin Campbell, der Chef der Hochländerbrigade; wie auch Generallieutenant de Lacy Evans und Sir Richard England mit der 2. und 3. Division auf dem rechten Flügel) mit altgewohnter zäher Ausdauer an der Seite der Franzosen stritten, und endlich durch Colin Campbell's stürmischen Bajonnetangriff auf die stärksten Batterien der Russen sich als echte Nachkommen der Helden von Waterloo bewährten. Die vierstündige Schlacht raubte aber der kleinen Armee Lord Raglan's nicht weniger als 1683 Mann an Todten und Verwundeten.

Die Begeisterung über diesen Sieg war allerdings groß; aber die erwarteten (und durch die sog. Tartarenbotschaft in pikantester Weise in Europa anticipirten) Folgen, nämlich die Einnahme und Zerstörung von Sebastopol, vermochten nicht sobald einzutreten. Vielmehr überzeugten sich die Heerführer der Verbündeten bald von der Unmöglichkeit oder doch außerordentlichen Schwierigkeit, durch raschen Stoß von der Nordseite her die Stadt und Festung Sebastopol schnell zu erobern, obwol die Festung erst unter dem Drucke des Kampfes selber durch das Genie des Rigaers Franz Totleben die Stärke erhalten hat, die sie dann den Verbündeten in unerwarteter Weise zeigte. Da übrigens die Russen ihre Kriegsflotte am zweiten Tage nach der Almaschlacht am Eingange des Hafens von Sebastopol zu versenken begannen, so wurde damit auch den verbündeten Flotten das Eindringen in diesen Hafen versperrt. Unter diesen Umständen marschirten die Alliirten durch die Krim, ostwärts um Sebastopol herum, und beschlossen, sich der drei Stunden von Sebastopol entfernten Stadt und Stellung von Balaklava zu Lande zu bemächtigen und Sebastopol von der Südseite her anzugreifen. So schlugen dann (28. Sept.) die Franzosen ihr Lager auf an der Bucht von Kamietsch, die Engländer an der von Balaklava. Während durch diese Buchten die Verbindung mit den Flotten erhalten wurde, war die von dem Meere aufsteigende Hochebene, wo sich die Hauptstellungen der Verbündeten befanden, im Osten durch das Thal der Tschernaja gegen Angriffe der russischen, durch Zuzüge aus dem Innern des Reiches andauernd sich verstärkenden Feldarmee gedeckt.

Der Angriff auf die Südseite von Sebastopol, wo man also in den immer neu sich erhebenden frischen Schanzen Totleben's an sich schon sehr bedeutende Hindernisse fand, wurde aber dadurch bedeutend erschwert, daß sowol die Terrainverhältnisse, wie die nicht ausreichende Stärke der verbündeten Heere es unmöglich machten, Sebastopol vollständig zu cerniren und die Verbindung der Besatzung mit den im offenen Felde operirenden Russen zu unterbrechen. Es kam dazu, daß die geologische Natur des Terrains von Sebastopol den Arbeiten der Belagerer sehr große Schwierigkeiten bereitete. Als man dann am 17. Oct. zuerst zugleich von der Landseite wie mit den Flotten eine großartige Beschießung von Sebastopol versuchte, erreichte man jedoch keine nennenswerthen Erfolge, da einerseits die Russen damals noch an Artillerie überlegen waren, andererseits es zu Tage trat, daß die Flotte (obwol namentlich der britische Viceadmiral Lord Edmund Lyons auf dem Schiffe „Agamemnon" große Kühnheit zeigte) mit ihren Holzschiffen den Landbatterien nicht vollkommen gewachsen war und namhaften Schaden erlitt. Daher konnten auch die Verbündeten nicht an Sturm denken. Ja, sie sahen sich zunächst genöthigt, mehrere grimmige Angriffe der zunehmend verstärkten russischen Armee auszuhalten. Am 25. Oct. griff der russische General Liprandi die Stellung der Engländer bei Balaklava an. Die tollkühne Tapferkeit, mit welcher der Reiterführer Lord Cardigan (bei einem isolirten Angriffe auf die russische Masse, dem sog. Rothen Ritte) 600 schottische Reiter dem Tode in die Arme führte, imponirte allerdings den Russen; aber diesmal bewahrte nur französische Hilfe die Engländer, unter denen sich diesmal Colin Campbell am meisten auszeichnete, vor einer wirklichen Niederlage. Aber 11 Tage nachher, am 5. Nov., griffen die Russen, durch ihren halben Erfolg bei Balaklava kühner gemacht, mit etwa 50,000 Mann unter dem General von Dannenberg abermals den rechten Flügel der Belagerer an, indem sie die Höhen von Inkerman besetzten, welche den Schlüssel des Hauptthales der Tschernaja bilden. Die Engländer, deren größere Masse zur Zeit bei den Belagerungs-

15) Die Haltung des Admirals Dundas sowol bei dieser Landung wie nachher (17. Oct., s. unten) bei der ersten großen Beschießung von Sebastopol gab zu vielen misgünstigen Kritiken Anlaß; die Rücksicht auf den französischen Admiral, wie sie zum Theil seine Operationen einerseits bestimmt, andererseits gehemmt hatte, hinderte Dundas dann auch, der wild aufschäumenden öffentlichen Stimmung gegenüber sein Verfahren öffentlich zu vertheidigen. Die Presse erzwang seinen Rücktritt vom Commando und seine Rückkehr nach England im December 1854.

arbeiten beschäftigt war, konnten ihnen momentan nur 6000 Mann entgegenstellen, die unter General Cathcart mit bewundernswürdigem Heldenmuthe mit Aufbietung aller Kräfte die Angriffe der russischen Uebermacht aufhielten, bis ihnen der französische General Bosquet zu Hilfe kommen konnte. Nach achtstündigem Kampfe mußten die Russen unter ungeheurem Verluste weichen. Aber auch die Engländer hatten 2400 Todte und Verwundete; der wackere General Cathcart und die Brigadiers Strangways und Goldie waren gefallen, General Brown und drei andere Generale verwundet. Lord Raglan aber wurde nach diesem ruhmvollen Kampfe zum Feldmarschall ernannt.

Hatte Lord Raglan bisher die Armee ruhmvoll geführt, so sollte in der nächsten Zeit sein und des englischen Kriegswesens Ruhm in bedenklichster Weise erbleichen. Es wurde immer deutlicher, daß die Stadt Sebastopol nur durch lange und regelmäßige Belagerung erobert werden könne. Nun war man tief im Herbst; und das Klima dieser Gegend machte sich bedenklich fühlbar. Die Herbst- und Winterstürme dieser seit der Urzeit her in dieser Beziehung berüchtigten Gewässer und Küsten hat seit jener Zeit den Schiffen der Westmächte ungeheuren Schaden gethan. Und zu der mitteingewanderten Cholera kam hinzu, daß bei dem sonst gesunden Klima der Krim gerade im Herbst die Zeit und gerade bei Sebastopol das Gebiet ist für sehr bösartige „intermittirende und remittirende" Gallenfieber, die namentlich für den Fremden oft einen tödtlichen Verlauf nehmen; (ein Hauptgrund davon liegt in den fiebererzeugenden Dünsten des Thales von Inkerman). Der Mangel an Baumwuchs, das schlechte (oft brackige) Wasser auf der Halbinsel von Sebastopol, der Mangel an gutem Trinkwasser waren weitere schlimme Zugaben. Die vollen Unannehmlichkeiten lernten die Alliirten kennen, als nun die gewaltigen Regengüsse des Herbstes eintraten, die zwar Gefechte im offenen Lande nicht mehr möglich werden ließen, aber auch die Belagerungsarbeiten erheblich erschwerten.

Schlimmer noch wurde die Sache, als nun der Winter in diesen zwar sehr südlich belegenen, aber darum doch unwirthlichen Landschaften ziemlich streng hereinbrach. Da machte es sich recht sehr bemerkbar, daß bei dem englischen Kriegswesen viele höchst gefährliche Mängel Platz gegriffen hatten. Es zeigte sich, daß einmal während der langen Friedensjahre seit der Schlacht bei Waterloo, wo England wenigstens in Europa keinen großen Krieg zu führen gehabt hatte, das Verwaltungswesen des europäischen Heeres dieser Weltmacht wesentlich antiquirt, verrostet, durch die der continentalen Armeen bedeutend überholt war; es trat da zu Tage, daß die Verwaltung theils in der Hand bejahrter Greise sich befand, theils gewissenlos und nachlässig, öfter noch sehr pedantisch und unbehilflich war; endlich zeigte sich bei der Abströmung der Kelten Irlands nach Amerika und bei der Abneigung der Fabrikarbeiter Englands gegen die Führung der Waffen eine große Schwierigkeit, die englische Armee auf dem Kriegsschauplatze so schnell und so nachhaltig zu ergänzen, wie es theils die starke Verluste seit der Landung bei Eupatoria, theils die Nothwendigkeit, nicht zu schwach neben den Franzosen zu erscheinen, so sehr wünschenswerth machten.

Der letztere Punkt machte bei dem „officiellen" England zuerst sehr großen Lärm. Angesichts der Schwierigkeiten der Kriegslage war nach guter englischer Gewohnheit das Parlament früher denn gewöhnlich, nämlich am 12. Dec. 1854, wieder eröffnet worden, um namentlich neue und energische Mittel zu erfolgreicher Führung des Krieges aufzubringen. Das hoch aufgestaute Mistrauen gegen Lord Aberdeen's Staatsleitung machte sich in beiden Häusern des Parlaments höchst energisch geltend. Nur mit großer Mühe und unter den härtesten Debatten wurde dann dem Parlament die Zustimmung abgerungen zu einer Bill, welche der Herzog von Newcastle (der mit dem neuen, seit Anfang Sommer desselben Jahres 1854 nach continentalem Muster formirten Kriegsministerium betraute Staatsmann, der dafür seiner Zeit das Colonialministerium an Sir George Grey, Vetter des frühern kläglichen Colonialministers Henry Grey, und selbst früher unter Lord Russell 1846—1852 Minister des Innern, abgetreten hatte) am 14. Dec. zuerst im Oberhause einbrachte, und welche die Regierung zur Anwerbung von 15,000 Ausländern ermächtigen sollte. Unter Beschränkung der Fremdenlegion auf 10,000 Mann, wurde die Bill am 19. Dec. bei den Lords mit Mühe zu siegreicher dritter Lesung gebracht; im Unterhause, wo Russell in dieser Sache die Cabinetsfrage gestellt hatte, fand die Bill in dritter Lesung gleich nachher Annahme nur mit 173 gegen 135 Stimmen. Das Parlament vertagte sich dann wieder bis gegen Ende Januar 1855.

Die Allianz, die am 2. Dec. 1854 mit Oesterreich geschlossen wurde, und die damals mehr Hoffnungen erweckte, als sie nachher erfüllt hat, stärkte allerdings die Stellung des Ministeriums. Noch mehr hätte in dieser Richtung bei gewöhnlichen Verhältnissen gewonnen werden können durch die in England mit größter Sympathie begrüßte Allianz, die jetzt auch das italienische Königreich Sardinien mit den Westmächten gegen Rußland schloß. Während der König Ferdinand von Neapel während dieses ganzen Krieges auf verschiedene Weise, namentlich durch Ausfuhrverbote, seine entschiedene Abneigung gegen die Westmächte zu erkennen gab, so übernahm zu Anfang Januar des Jahres 1855 in Turin an Stelle des Ministers Dabormida der Graf Cavour das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Seiner politischen Stellung nach „ein ganzer Whig im alten Sinne", ein vieljähriger Freund und Bewunderer Englands, fand sich dieser ausgezeichnete Staatsmann aus zwingenden Gründen der piemontesisch-italienischen Nationalpolitik wie aus Rücksicht auf die neue Stellung Oesterreichs zu den Westmächten bewogen, sich dem vorjährigen Vertrage vom 10. April zwischen England und Frankreich anzuschließen. Die Allianz wurde in aller Form am 26. Jan. 1855 abgeschlossen; unter finanzieller Unterstützung von Seiten Englands, wollte Sardinien 15,000 Mann unter General La Marmora stellen, die

auf englischen Schiffen nach der Krim geführt werden sollten. Vorgreifend bemerken wir, daß diese ausgezeichneten italienischen Soldaten den Engländern bei Sebastopol sehr namhafte Dienste geleistet haben; dagegen ruhte auf der neuen Fremdenlegion kein Segen. Es war zunächst sehr schwer, die betreffenden Werbungen mit Erfolg auszuführen; innerhalb der Grenzen des deutschen Bundes durften keine britischen Werbebureau's aufgerichtet werden. Und die Zahl der deutschen Abenteurer, die — um hohen Sold, grobe Uniformen und barbarische Behandlung zu finden — nach Helgoland und Chatham zogen, war nicht so groß, als man in England erwartet und gehofft hatte. Die Werbungen aber in dem Gebiete der amerikanischen Union führten sogar zu Zerwürfnissen mit der russenfreundlichen Regierung in Washington, in Folge deren nach einer höchst gereizten Correspondenz der britische Gesandte Crampton ausgewiesen wurde: eine Insulte, die man nicht rächen konnte, weil es zur Zeit höchst unthunlich war, mit der mächtigen Union (mit der Großbritannien noch 1854 einen für seine amerikanischen Colonien sehr günstigen Handelsvertrag, den sog. Reciprocitätsvertrag, geschlossen hatte) es zu einem offenen Bruche zu treiben. Die englischen Söldner aber, die aus Deutschen aller Länder, die in der Schweiz, in Italien und Amerika geworben wurden, sind truppweise erst seit dem Hochsommer 1855 nach Stambul, nach Sinope und nach der Krim geführt worden.

Die piemontesische Allianz also hätte die sinkende Popularität des Cabinets Aberdeen wol bei normalen Zuständen wieder auffrischen mögen. Dieses aber war nicht mehr möglich, weil eben damals dasselbe Cabinet unter dem Zorn der öffentlichen Meinung in England in Presse und Parlament wegen der Zustände des Heerlagers vor Sebastopol zusammenbrach. Schon lange hatten es große Kreise in dem des Krieges und seiner Lasten seit mehreren Jahrzehnten entwöhnten Lande mit Unwillen empfunden, daß der Finanzminister Gladstone bei dem (am 12. Aug. vertagten) Frühjahrs- und Sommerparlament des Jahres 1854 zu Anfang des Mai nun sogar die Verdoppelung (vergl. oben) der Einkommensteuer und die Erhöhung verschiedener indirecter Steuern erlangt hatte (zur Deckung eines Credits von sieben Millionen Pf. St.); nicht minder, daß ein Theil der neuen Milizen einberufen worden war. Und während unter den Lasten und Aufregungen des baltischen und des levantinischen Kampfes so anmuthige Friedensarbeiten, wie die Eröffnung des neu zu Sydenham errichteten Krystallpalastes[16]) am 11. Juni 1854, wesentlich unbeachtet blieben, so wurde nun seit Eintritt der Regenzeit und des Winters auf der Krim das Volk Englands immer tiefer erregt durch die unheilvollen Nachrichten über die Zustände in dem britischen Lager vor Sebastopol. Die ungünstigen klimatischen Verhältnisse hatten hier ihre Wirkung gethan; die Heerlager der Verbündeten wurden durch Lagerkrankheiten, namentlich durch Cholera und Typhus, wie auch durch die Noth des Winters grausam heimgesucht. War überhaupt das Sanitätswesen im Kriege damals noch nicht in der Art entwickelt, wie nachmals seit der Schlacht bei Solferino, so ließ namentlich das britische viel zu wünschen übrig. Dazu kam nun, daß die Heerführung und die Verwaltung und das Verpflegungswesen des britischen Heeres sich wenig um einander kümmerten; die Verwaltung war schwerfällig, pedantisch und wenig praktisch, namentlich aber verrostet; und so kamen denn namentlich bei den Engländern schreckliche Verluste vor. Warme Kleider, Pelze, Holzvorräthe kamen zum Theil zu spät an; die Baracken, Zelte und Lazarethe waren mangelhaft; massenhafte Zusendungen aus England mit Hilfsmitteln aller Art wurden theils schlecht benutzt, theils verdorben, theils aufgestapelt, weil die Beamten und die Officiere und Soldaten nicht entsprechend mit einander Hand in Hand gingen; grausame Stürme hatten außerdem Schiffe mit den werthvollsten Ladungen vernichtet. So sank die englische Armee damals momentan bis zu „einer französischen Division" an numerischer Stärke herab.

Solche Nachrichten erregten in England einen wahren Sturm. Auf der einen Seite wurde namentlich das niedere Volk (wie spätere londoner Pöbelunruhen zeigten) zu einem Grade der Wuth erregt, wie nur je die pariser Revolutionäre der wildesten Faubourgs. Die politische Presse (auch die Romandichtungen, wie z. B. Dickens in „Little-Dorrit") erhob den Feuerruf gegen das verrottete aristokratische System der Heerführung und Heerverwaltung; die ungleich bessere Lage der Franzosen und manche andere Erscheinungen des Tages brachten in England wie jenseits des Kanals die bedenklichsten Urtheile zu Tage über das System aristokratisch-parlamentarischer Regierung und die Schäden der Selbstverwaltung; Viele blickten bewundernd auf die Leistungen des Bonapartismus in Frankreich. Und während nun die englische Privatwohlthätigkeit in großartigster Weise das Elend in der Krim zu lindern sich bemühte, erfolgte ein Sturm im Parlament.

Das Parlament trat am 23. Jan. 1855 wieder zusammen; und schon am Abend dieser Sitzung beantragte (wie Manche glauben, nicht ohne stille Mitwirkung Palmerston's) der radicale Abgeordnete von Sheffield, Mr. Röbuck, die Niedersetzung eines Aus-

16) Bei dem Abschluß der großen londoner Industrieausstellung des Jahres 1851 bildete sich ein durch Mr. Leech veranlaßter Verein, der sich als „Krystallpalastcompagnie" constituirte, im März 1852 das Gebäude den bisherigen Eigenthümern Fox und Henderson abkaufte, und dann, auf ein Kapital von 500,000 Pf. St. gestützt, die brillante Schöpfung Paxton's nach Sydenham verpflanzte, wo sie großartig erweitert und verschönert wieder aufgebaut wurde. Der neue Bau hatte am 5. Aug. 1852 begonnen; dieser „Volkspalast" sollte sowol ein ständiger Völkerbazar werden, wie andererseits für einen mäßigen Eintrittspreis den Engländern aller Stände eine permanente Ausstellung bieten von Kunstwerken aller historisch merkwürdigen Völker von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten, und von ausgezeichneten (ethnologischen, zoologischen) Sammlungen aus den Reichen der Natur, wichtiger Rohproducte, und von Producten der Industrie aus allen Welttheilen.

schusses zur Untersuchung der Kriegsverwaltung und der Zustände im Lager vor Sebastopol. Als aber dieser Antrag am 25. Jan. behandelt werden sollte, theilte der Schatzsecretär Mr. Hayter im Namen Lord Russell's mit, daß dieser seine Entlassung aus dem Cabinet ereten und erhalten habe. Am 26. gab dann Russell selbst die Erklärung ab, daß er unter dem schrecklichen Eindrucke der unheilvollen Nachrichten aus dem Lager vor Sebastopol nicht mit gutem Gewissen wagen könne, den Antrag Mr. Röbuck's zu bekämpfen; daß er selbst seither mit der obersten Besetzung des Kriegsdepartements, die er am liebsten in Palmerston's Händen gesehen hätte, nicht einverstanden gewesen sei, aber ohne Erfolg sich bemüht habe, hier und in der Gesammtleitung des Krieges die nöthige Remedur und die gewünschte Energie zu erzielen.

Unter solchen Umständen war Russell's Rücktritt ein schwerer Stoß gegen das Cabinet Aberdeen. Röbuck's schneidende Frage, was aus den 40,000 Mann Engländern in der Levante geworden sei? (von 54,000 nach dem Kriegsschauplatze geschickten Soldaten waren zur Zeit nach seiner Angabe nur noch 14,000 Mann, nach Gladstone's dagegen 28,000 Mann, in der Krim dienstfähig;) die erbitterten Debatten am 26. und 29. Jan. 1855 über Röbuck's Antrag, wo namentlich die Tories Sir Eduard Lytton Bulwer und Disraëli die Kriegsleitung möglichst heftig angriffen, Gladstone mit großer rednerischer Gewandtheit für seinen Freund den Herzog von Newcastle eintrat, Palmerston aber mit Würde darauf drang, die Wirkung dieser Debatte nur auf den Sturz des Cabinets zu beschränken, nicht vor Europa das heillose Schauspiel einer Preisgebung großer Nationalinteressen um politischer Conflicte halber aufzuführen, — entschieden über das Schicksal der zur Zeit regierenden Minister. Am 29. Jan. wurde der Röbuck'sche Antrag mit 305 gegen 148 Stimmen angenommen. Darauf hin nahm das Cabinet Aberdeen seine Entlassung; die Annahme desselben wurde beiden Häusern am 1. Febr. mitgetheilt.

Aufgefordert durch die Königin, versuchte zuerst der Lord Derby die Bildung eines neuen Cabinets, wobei auch dem Sir E. L. Bulwer ein Platz angetragen wurde. Da aber dieser Versuch erfolglos blieb; da auch Russell mit derselben Aufgabe scheiterte: so mußte die Königin endlich sich entschließen, den Lord Palmerston am 6. Febr. mit der Cabinetsbildung zu betrauen. Am 8. Febr. erfuhr das Parlament, daß Palmerston die ihm übertragene Aufgabe gelöst habe. Es wurde seitens der neuen Regierung sofort bemerklich gemacht, daß ein principieller Wechsel der Politik von dem neuen Cabinet nicht beabsichtigt werde; daß dasselbe vielmehr wesentlich nur (nach Ausscheiden Aberdeen's, Newcastle's und anderer) eine Umgestaltung der bisherigen Verwaltung und (mit einigen theilweisen Abänderungen) eine anderweitige Vertheilung der Aemter sei. Als Premierminister arbeitete natürlich Lord Palmerston; Präsident des Geheimen Rathes war Lord Granville geworden; die auswärtigen Angelegenheiten führte nominell auch jetzt Lord Clarendon, — für das Innere war der Peelit Sidney Herbert, für die Admiralität und die Finanzen wieder die Peeliten Graham und Gladstone thätig. Kriegsminister wurde jetzt der Lord Panmure (früher in dem letzten Whigcabinet als Mr. Fox Manle thätig); George Grey, Charles Wood, und Molesworth behielten ihre alten Aemter. Russell sollte mit Mr. Hammond (bisher Unterstaatssecretär im Ministerium des Auswärtigen) als Vertreter Englands zu den in Wien sich vorbereitenden neuen Friedensconferenzen abgehen; er verließ England zu diesem Zwecke am 20. Febr. Inzwischen erhielt sich die neue Gestaltung des Cabinets nicht sehr lange. Die energische Forderung, die namentlich Mr. Röbuck und noch mehr Mr. Layard (dieser mit einer Sprache, die an die blutigen Gespenster des französischen Nationalconvents erinnerte) in Sachen der Untersuchungscommission aufrecht erhielten, bestimmte die Peeliten Graham, Sidney Herbert, Cardwell und namentlich auch den, überhaupt principiell nur wenig kriegerischen, Gladstone (welchen letztern Palmerston besonders gern in seinem Cabinet zu halten gesucht hätte), bis zum 22. Febr. 1855 definitiv aus ihren Aemtern auszuscheiden. Das Cabinet wurde nun in der Art whiggistisch ergänzt, daß Gladstone als Finanzminister durch den überaus tüchtigen Sir George Cornewall Lewis (Sohn des Baronets Sir Thomas Frankland Lewis, geb. 1806 in Herefordshire, ein ausgezeichneter Gelehrter, vermählt mit Lady Therese Lister, der Schwester Clarendon's und Schwägerin Russell's, seit 1847 Secretär des indischen Controlamtes und Abgeordneter für Herefordshire, 1848 Unterstaatssecretär für das Innere, 1850 Schatzsecretär, und sehr namhafter Finanzmann) ersetzt wurde, während Wood die Admiralität, Sir Vernon Smith das indische Amt, Russell das Colonialministerium, und George Grey das Innere übernahmen. Handelsminister wurde damals Lord Stanley of Alderley (aus einer Seitenlinie der Stanley-Derby's; geb. 1802, und seit 1835 wiederholt im whiggistischen Staatsdienste beschäftigt), ein Mann von scharfem Urtheil und wie sein Premierminister von schlagendem Witz.

Die unter Palmerston neu gruppirten Minister genehmigten dann die Niedersetzung des Untersuchungsausschusses; etwas Besonderes ist dabei nicht herausgekommen, — man konnte in der That nicht die Minister Newcastle und Sidney Herbert oder einige Intendanten und Officiere nach Maßgabe des Admirals Byng strafen für eine ungeheure Calamität, die doch mehr noch durch das System des Kriegswesens (an dem doch keine Partei ernsthaft rütteln wollte), durch Pedanterie und steifleinene Ungeschicktheit verschuldet war, als durch persönliche Fehler; böser Wille der leitenden Staatsmänner war natürlich gar nicht in Frage gekommen. Wichtig aber war es, daß nunmehr Palmerston, zu dessen Kraft, Gewandtheit und Willensstärke das Volk das unveränderte Zutrauen hegte, die Stellung inne hatte, die ihn wirklich befähigte, seine ganze Thatkraft und politische Gewandtheit zu entfalten; nicht minder wichtig, daß das Volk Englands nun erst recht in kriegerische

Bewegung gerieth, wo seine Ausdauer, Opferlust und Leistungsfähigkeit so scharf herausgefordert wurde.

Und wenn nun die Privatwohlthätigkeit sich mit Energie des leidenden Heeres in der Krim annahm; wenn die edle Miß Florence Nightingale mit ihren Gehilfinnen durch unvergleichlichen Opfermuth und wahrhaft ideale weibliche Tapferkeit die Schrecken des Lazarethdienstes unendlich linderte und die stoische Ausdauer der englischen Soldaten in unvergleichlicher Weise unterstützte; so ermannte sich nun auch die so hart geschüttelte englische Verwaltung, um sowol den heillosen Schaden möglichst zu ersetzen, wie andererseits die Wiederkehr so greulicher Uebelstände zu verhindern[17]). Seit der Neubildung des britischen Cabinets, seit Mitte Februar 1855, war man seitens der englischen Regierung in entschiedenster Weise thätig, um die Armee, wie die Flotte zu den neuen Kämpfen wieder schlagfertig zu machen. Für die Ostsee wurde eine Flotte von zwanzig Linienschiffen, fünf „schwimmenden" Batterien, zehn Mörserbooten gerüstet, denen sich hundert Dampfkanonenboote anschließen sollten. An des alten Napier's Stelle trat als Führer der Ostseeflotte der alte Admiral Sir Richard Saunders Dundas (Sohn des Viscount Melville, am 11. April 1802 geboren, in dem letzten chinesischen Kriege ausgezeichnet bei der Eroberung der Insel Tschusan, seit dem 4. Juli 1853 Contreadmiral der blauen Flagge). Das Commando der Flotte im schwarzen Meere hatte an des Admirals Deans Dundas' Stelle schon im December 1854 der energische und hochbegabte Sir Edmund Lyons erhalten. Und während man alle Anstalten traf, das Flottenheer bis auf 70,000 Mann, die reguläre Landmacht des Reiches bis auf beinahe 200,000 Mann zu bringen, schickte Palmerston nach der Krim einerseits eine Commission zur Untersuchung der Schäden des Intendantur- und Sanitätswesens; an der Spitze dieser Commission stand Sir John M'Neill, (s. oben) seiner Zeit Gesandter in Persien, seitdem Mitglied des Armengesetzcollegiums, ein Mann von ausgezeichnetem Charakter. Neue Spitäler sollten zu Skutari und Smyrna angelegt werden. Außerdem wurde der Generalmajor Sir James Simpson (im J. 1791 in Schottland geboren, und seit 1812 in Spanien, 1815 in dem Waterloofeldzuge, 1845 in Indien unter Sir Charles Napier in den Beludschenkämpfen ausgezeichnet, seit 1851 Generalmajor) mit dem Range eines Generallieutenants nach Balaklava geschickt, um daselbst als Chef des Generalstabes dem greisen Lord Raglan zur Seite zu stehen. Namentlich diese Sendung hatte guten Erfolg; man hat es wol namentlich Simpson's energischer Thätigkeit zuzuschreiben, daß die gefährlichen Uebelstände in dem britischen Verpflegungs- und Lagerwesen abgestellt, die englische Armee in dieser Beziehung nicht mehr durch die Franzosen beschämt, daß überhaupt bessere Zustände geschaffen wurden. Und während der heroische Stoicismus der Armee die Ausfälle der Russen und die Noth des Winters tapfer überstanden hatte, bis endlich im Februar das Wetter besser wurde und die energische Hilfsleistung aus England die Leiden des Heeres wesentlich eindämmte; während unter Anderem Hafen und Stadt Balaklava mit dem Lager durch eine kleine Eisenbahn in Verbindung gesetzt wurde: so wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, um während des März und April 1855 aus England, Gibraltar, Malta, Jonien, 14 sog. Regimenter Infanterie, 6—8 Reiterregimenter und entsprechende Massen von Geschütz und andern technischen Waffen, aus Ostindien aber über die Landenge von Suez ebenfalls sieben Regimenter zu Fuß und drei zu Roß nach Balaklava zu führen und damit die Masse der dienstfähigen Soldaten vor Sebastopol bis auf etwa 45,000 Mann zu bringen.

Während in solcher Weise energisch gerüstet wurde, entzündete sich das britische Nationalgefühl immer gewaltiger zu nachdrücklichster Führung des Krieges, dessen politische Leitung man jetzt mit vollem Vertrauen in der Hand Palmerston's wußte, dessen beste Eigenschaften, dessen Kühnheit und kluge Vorsicht jetzt nützlich wurden. Während das Parlament dem neuen Finanzminister Sir Cornewall Lewis die nothwendig geforderten neuen Steuern und bedeutende neue Anleihen ohne Schwierigkeiten bewilligte, wollten die Regierungen und Höfe der beiden Westmächte vor aller Welt ihre unerschütterte Einigkeit beweisen; daher der Besuch des französischen Kaiserpaares in London (16. April 1855), der nachher (am 19. Aug.) durch die Reise der Königin Victoria und Albert's nach Paris und den Besuch des Grabes Napoleon's I. erwidert wurde. Der Empfang

17) Verloren haben die Engländer in diesem Kriege an Todten auf den Schlachtfeldern 2755, an durch Wunden und Krankheiten Gestorbenen 19,427, — zusammen 22,182 Mann. Die englische Armee hatte 1) in der Zeit von der Landung bei dem sog. alten Fort bis Ende März 1855, in welche Zeit die Schlachten an der Alma, bei Balaklava und bei Inkerman fallen, in den Hospitälern 4354 Verwundete, von denen 777, d. i. 17,5 Procent, starben. 2) In der Zeit vom 1. April 1855 bis zu Ende des Krieges, in den Lazarethen 7740 Verwundete, wovon 1063, d. i. 13,9 Procent, starben. In beiden Perioden zusammen wurden also — außer den 2755 im Kampfe Getödteten — 12,094 Mann verwundet, wovon 1840 starben. An innern Krankheiten allein betrug der Verlust 23,2 Procent der Stärke. In dem englischen Heere, wo Anfangs der Sanitätsdienst äußerst mangelhaft war, rächte sich diese Vernachlässigung durch die furchtbare Sterblichkeit, die in den ersten sieben Monaten 60 Procent der Stärke betrug. In der zweiten Periode, Dank den bewundernswerthen Anstrengungen der Miß Florence Nightingale und des Eifers der Verwaltung, die das Versäumte durch verdoppelte Fürsorge wieder gut zu machen bestrebt war, betrug die gesammte Sterblichkeit nur $11\frac{1}{2}$ Procent. Während im ersten Winter 1924 Erfrierungen vorkamen, betrug deren Zahl im zweiten nur 474, zusammen also 2398, wovon 463 zum Tode führten.

Als Gesammtergebniß ist weiter festgestellt: im Ganzen sind während des Krimkrieges etwa 83,000 Mann englischer Truppen nach der Krim geschickt worden; aber der Effectivstand der dienstfähigen Mannschaft überschritt nie die Höhe von 34,000 Mann. Die Reorganisation des britischen Militärmedicinalwesens hat es dahin gebracht, daß jetzt (1870) im Frieden die Sterblichkeit in der Armee von 17,8 auf 8,9 pro 1000 gesunken ist. Geschickte Benutzung der bisherigen Erfahrungen, Rücksicht auf das Klima, Ausnutzung der Hilfsmittel der Industrie haben es nachmals möglich gemacht, in dem abyssinischen Kriege (s. unten) den Krankenbestand auf 5,8 Procent und 1,3 Procent Todesfälle zu beschränken.

des französischen Kaiserpaares in England war wahrhaft enthusiastisch; bedauerlich nur, daß mit ungewöhnlicher Weichmüthigkeit zu Ehren des Gastes die unbequemsten Erinnerungen an die Schlacht bei Waterloo aus dem Wege geschafft worden waren, — bemerkbar auch, daß England nur allzudeutlich zu erkennen gab, daß es nicht mehr der Stärkere in dem Bunde war, daß man in dem Kriege die Allianz Frankreichs unumgänglich nöthig hatte. Alle populären Gefühle der Erbitterung gegen den seit Ausbruch des Krieges in dem Cabinet Aberdeen, überhaupt in der regierenden Aristokratie zu Tage gekommenen Mangel an Kraft, gegen die überhaupt ans Licht getretene Unfähigkeit, Schlaffheit, Nepotismus; aller Ekel großer Massen an gewissen Schäden und Schwerfälligkeiten der sog. Selbstverwaltung und des Parlamentarismus, — alle Vorliebe für energische despotische Centralisation, und alle kraftvolle Forderung eines Kampfes auf Leben und Tod gegen die russische Uebermacht drückte sich aus in dem enthusiastischen Jubel, mit dem man damals Napoleon III. in London empfing, den man damals noch für einen consequenten und aufrichtigen Gegner Rußlands hielt.

Nichtsdestoweniger war auch jetzt noch immer der Gang des Krieges auf vielen Punkten nicht derart, um die in England entbrannte, zugleich eminent kriegerische wie den Fehlern und selbst der Machtstellung der Aristokratie feindliche Bewegung in großen Schichten des Volkes zufrieden zu stellen. Am wenigsten befriedigte auch dieses Mal die Ostseecampagne. Der Admiral Richard Dundas, der im April 1855 nach der Ostsee gesegelt war, und sein energischer Unterfeldherr Sir Michael Seymour (geb. 1802, im J. 1854 der Stabschef Napier's, und damals zum Contreadmiral der blauen Flagge avancirt), ein Mann von großer nautischer Geschicklichkeit, thaten ihr Bestes. Aber auch diesmal konnte die englische Flotte wesentlich nur die russischen Küsten hermetisch sperren, zahllose kleinere Zerstörungen anrichten und große russische Heeresmassen im Norden festhalten; diese höchst wichtigen, aber natürlich nicht eben glänzenden Arbeiten imponirten natürlich der Masse der Engländer zu Hause nicht, — nur daß sie dahin wirkten, das Urtheil über den so schnöde zu dem alten Eisen geworfenen Napier wieder zu mildern. Da ein Theil der Wirkungen der britischen Blokade für Rußland dadurch geschwächt wurde, daß die preußische und österreichische Grenze dem russischen Verkehr andauernd geöffnet waren; da ferner Preußen jetzt immer weniger geneigt war, sich an den Kämpfen gegen Rußland zu betheiligen, und da nun auch Oesterreich durchaus nicht mit seiner Haltung gegen die Russen kriegerischen Ernst machte, — so warf endlich die englische Presse ihren glühendsten Zorn auf die deutschen großen Staaten. Während „Daily-News" namentlich Oesterreich verarbeitete, überschwemmte die „Times" Monate lang Preußen mit Angriffen, die gegen König, Regierung, Volk dieses Landes die unerhörtesten Schimpfreden in sich schlossen; seltener ließ Palmerston's damaliges Organ, die „Morning-Post", in ziemlich verständlicher Weise Drohungen ernster Art mit Frankreichs Invasion — an die Berliner (verblümter wol auch dann und wann an die Wiener) Adresse ergehen. Mit diplomatischen Noten aber so wenig rücksichtsvoller Art wie die im Sommer 1854 an Sachsen (wegen der bekannten sog. bamberger identischen Note der deutschen Mittelstaaten) gerichtete, bediente Lord Clarendon kleinere Staaten wenigstens in diesem Sommer nicht mehr. Aber ungerügt blieb die rohe und heuchlerische Unverschämtheit, mit welcher (nach der unwidersprochenen Angabe der damaligen englischen Zeitungen) Sir A. Malet, der damalige englische Gesandte bei dem deutschen Bunde, in einer Rede zu Homburg den König von Preußen nnd dessen Regierung für alle Leiden des Krieges verantwortlich machte, „indem sie in diesem Lande die zum Kriege drängende öffentliche Meinung der Mehrheit des Volkes gewaltsam niederhielten!!" Eine Zeit lang schien es wirklich, als sollte (wie Sir Harry Verney in einer Broschüre empfahl) Preußen durch eine Blokade seiner Häfen zur Theilnahme an dem Kriege mit Gewalt gezwungen, „Preußen sammt Oesterreich" — nach dem eleganten Ausdruck der „Times" — „auf den Kampfplatz geschleift werden". Erfreulicher war doch unbedingt der großartige Heldenmuth, mit welchem die Admirale Dundas und Seymour (der letztere sogar, obwol er kurz vorher bei einer Recognoscirung Kronstadts durch eine Höllenmaschine im Gesicht eine Wunde erhalten und die Sehkraft auf dem einen Auge verloren hatte) in den Tagen vom 9. bis zum 11. Aug. 1855 die mächtige Festung Sweaborg bombardirten. Der Angriff war mit großer Umsicht geleitet; die Engländer erlitten nur geringe Verluste, — dagegen richteten sie namhaften Schaden an, zerstörten namentlich die Magazine und die Stadt. Die granitne Natur aber der Festungswerke ließ in dieser Zeit, wo die Panzerschiffe und die modernen riesigen Geschütze noch nicht erbaut waren, an den eigentlichen Bollwerken nur wenig Zerstörungen anrichten, sodaß von einer Einnahme Sweaborgs die Rede nicht sein konnte; nur die Erbitterung gerade zwischen Briten und Russen war in beständiger Zunahme begriffen [18]). Obwol nun die britischen Geschwader in den europäischen Gewässern des Nordens wie im stillen Ocean (wo eine englische Flottille, die Petropaulowsk in Kamtschatka angreifen sollte, diesmal die Stadt leer fand), keine Gelegenheit zu imponirenden prunkvollen Kriegsthaten fanden, so urtheilte man doch daheim über ihre Arbeiten jetzt billiger als früher über Napier. Admiral Dundas hat auch für das Jahr 1856 sein baltisches Commando behalten und erst nach dem pariser Frieden die glänzende Abschiedsflottenrevue (18. April 1856) bei Spithead gehalten, ehe er „seine Flagge strich".

18) Gewaltiges Aufsehen hatte schon die Tödtung eines englischen Parlamentärs mit seinen Begleitern bei Hagö-Udd am 5. Juni gemacht; in England erklärte man es für barbarischen Bruch des Kriegsrechts, — die Russen suchten sich damit zu entschuldigen, daß sie behaupteten, die Engländer hätten wiederholt das Recht der Parlamentäre dazu misbräuchlich benutzt, um bequem und gesichert die russischen Stellungen auskundschaften zu können.

Inzwischen waren daheim in London im Parlament, in Presse, Clubs und Meetings das Ministerium Palmerston, die alten Sünden und Fehler der Aristokratie, dazu das Cliquenwesen, der Nepotismus, der Schlendrian in Administration mehrerer wichtiger Fächer, die langsamen Erfolge auf sämmtlichen Bühnen des russischen Krieges die Objecte der schärfsten Angriffe von Seiten sowol mehrerer energischen Tories, wie von Seiten vieler, nicht durch die Friedensliebe der Manchestrier angehauchter, unabhängiger Liberalen und Radicalen. Im Unterhause war es namentlich der energische Mr. Layard, ein genauer Kenner der Levante und der Dinge auf der Krim, der seine oppositionell-reformirende Richtung, immer durch Disraëli und E. L. Bulwer secundirt, gegen das Cabinet Palmerston direct kehrte. Dazu kam noch ein anderer Uebelstand. Rußland hatte seit Ausgang des Jahres 1854 die sog. vier Punkte (die Grundlage, auf welcher nach einer Erklärung vom 22. Juli 1854 man fortan allein mit Rußland weiter unterhandeln wollte, — „nämlich Aufhebung des bisherigen russischen Protectorates in den Donaufürstenthümern; vollkommene Freiheit der Donauschiffahrt; Revision der ältern Verträge von 1840 und 1841; Einverleibung der Türkei in das europäische Gleichgewicht; Beseitigung des bisherigen Uebergewichts Rußlands im schwarzen Meere, und die Verwerfung jedes Separatprotectorats einer einzelnen Macht über die Christen in der Türkei, unter der Voraussetzung, daß nur sämmtliche Großmächte gemeinschaftlich von der Türkei desfalls Garantien fordern dürften") — durch Erklärung gegen Oesterreich als Basis neuer Friedensverhandlungen acceptirt. Darauf hin hatten zu Wien am 15. März jene Friedensconferenzen begonnen, an denen auch Lord Russell für England persönlich theilnahm; da war es nun den Russen, die namentlich in der türkischen Gebiets-Garantie- und in der schwarzen Meeres-Frage bedeutende Schwierigkeiten machten, gelungen, factisch Oesterreich wieder von den Westmächten zu trennen, — die Conferenzen hatten zu keinem sonst gehofften Ergebniß geführt, sie waren am 4. Juni zu Ende gegangen, Russell selbst schon Ende April aus Wien wieder abgereist. Das schon zu Anfang Mai vollkommen klar gestellte Mislingen der Conferenzen und die Ergebnißlosigkeit der Unterhandlungen, nun namentlich auch das Entschlüpfen Oesterreichs aus der Allianz der Westmächte, wirkte mit, die Stimmung in England immer mehr, in diesem Falle allerdings mit Unrecht, gegen das Ministerium einzunehmen. Mr. Layard kündigte bereits in der ersten Hälfte des Mai eine Resolution voll der herbsten Schärfe und Bitterkeit an; sie erklärte die Lage des Landes für höchst bedrohlich, sie erklärte: „die Weise, in welcher Verdienst und Tüchtigkeit Partei- und Familieneinflüssen, sowie einem blinden Festhalten an dem althergebrachten geschäftlichen Schlendrian in Bezug auf die Besetzung der hervorragendsten Stellen in Diplomatie, Heer und andern Zweigen der Staatsverwaltung geopfert worden ist, widerstreitet den besten Interessen des Staates, hat bereits große Unfälle veranlaßt, und droht Schmach über das englische Volk und schweres Unheil über England zu bringen. Das Haus aber wird nach Kräften jedes Ministerium unterstützen, welches sich als Hauptziel die zweckmäßigste Einrichtung der Staatsverwaltung und die nachdrückliche Fortführung des Krieges als einziges Mittel zur Erlangung eines ehrenvollen und dauerhaften Friedens stellt". Während allerdings die Arbeiten jenes Röbuck'schen Untersuchungsausschusses viele Thatsachen klar stellten, die die unwillige Erregung nur nähren konnten: so stellte im Oberhause der sehr selbstwillige und schroffe Lord Ellenborough einen ganz analogen Antrag gegen das neue, resp. nur unwesentlich umgeformte Cabinet. Die Ellenborough'sche Resolution, die ein Verdammungsurtheil aussprach beinahe über die ganze bisherige Kriegsführung, führte am 14. Mai im Oberhause zu den erbittertsten Debatten; doch siegte hier die Regierung mit 181 gegen 71 Stimmen. Und am 24. und 25. Mai und 4. Juni und weiter erzielte Disraëli bei den Gemeinen nicht minder heiße Debatten über die Kriegs- und Friedensfrage; derart daß Layard — einstweilen in leidenschaftlichster Weise (und oft unwürdig genug) durch die ministerielle Partei in Parlament und Presse attakirt, wie andererseits durch Reformmeetings und die Mehrheit der Presse energisch vertreten und auf den Schild erhoben, — seinen Antrag momentan etwas zurückstellte. Die Layard'sche Resolution wurde dann erst am 15. Juni zur Debatte gestellt; sie gab dem berühmten Redner Veranlassung, mit zorniger Energie namentlich auch gegen das Protectionswesen in der Armee und gegen das System des Stellenkaufs in dem Officiercorps zu kämpfen, und wesentlich „nicht gegen die Aristokratie, sondern gegen die Oligarchie" seine Geschosse zu richten, damit „Ihrer Majestät Regierung aufhöre, eine Familiensache, ein Cliquen-Monopol" zu sein. Der neue heiße Redekampf, bei welchem auch der Tory E. L. Bulwer den positiven Theil der Layard'schen Vorschläge lebhaft empfahl, endigte damit, daß am 18. Juni die Layard'sche Motion mit 359 gegen 46 Stimmen abgelehnt wurde, während das Bulwer'sche Amendement ohne weitere Schwierigkeiten Annahme fand. — Trotz dieser mühsam errungenen Erfolge des Cabinets Palmerston blieb dessen Stellung noch immer bedroht. Das zeigte sich recht deutlich, als nunmehr (6. Juli) bei einer abermaligen Debatte über die Kriegs- und Friedensfrage und die letzten Ergebnisse der wiener Conferenzen auf Milner Gibson's Anfrage Lord John Russell, dessen Haltung als Unterhändler schon vielfach angefochten worden war, seine Stellung zu dem dritten Punkte, an welchem die Verhandlungen gescheitert waren, genau und offen präcisirte. Russell hatte vor seiner Reise nach Wien mit besonderer Energie in Parlament und Meetings gegen Rußland das Feuer geschürt; in Wien aber hatte er sich mehrfach anders besonnen. Sei es, daß ihm unter allen Umständen die Nothwendigkeit, Oesterreich fest zu gewinnen, als das Zwingende erschien; sei es, daß er einen schnellen Frieden wünschte, um den mannichfachen möglichen „Misverständnissen" mit Frankreich bei längerem Kriege aus dem Wege zu gehen:

genug, während er selbst Anfangs mit Lord Clarendon und den Franzosen die Idee vertreten hatte, daß zur Schwächung von Rußlands pontischem Uebergewicht über die Pforte es nöthig sei, Rußlands Flotte im schwarzen Meere bedeutend zu reduciren, so war er seit dem 16. April zu den Ideen der Oesterreicher übergetreten, welche letztere vielmehr auf die Schöpfung von Gegengewichten hinzielten, vermöge deren es möglich werden sollte, den dritten der vier Garantiepunkte eben so sicher zu realisiren, ohne Rußland die demüthigende Beschränkung seiner Flotte zuzumuthen. Diese Idee hatte aber bei Russell's Rückkehr nach London weder die Zustimmung der englischen, noch die der französischen Regierung zu gewinnen vermocht, und Russell selbst war allmälig wieder in seinen energisch kriegerischen Ton gegen Rußland hineingekommen. Die Mittheilungen nun vom 6. Juli gaben der Presse Veranlassung, Russell's Haltung und Benehmen als unziemlich geschmeidig, zweideutig, entschieden tadelnswerth, zu verurtheilen. Das Cabinet Palmerston aber, durch diese Wendung mit einem neuen Stoße bedroht, und momentan wesentlich nur dadurch über Bord gehalten, daß unter seinen Gegnern die Manchestrier als laute Friedensschreier täglich unpopulärer wurden, die Tories aber und die Radical-Reformer in ihren Zielen in nichts unter einander einig waren: das Cabinet Palmerston hielt sich nun mit Erfolg, indem es sich immer entschiedener den bei allen neuen Gelegenheiten ausgedrückten kriegslustigen Gesinnungen des Landes mit Energie hingab, — und andererseits den nunmehr angebotenen Rücktritt Russell's nicht mehr abwehrte. Denn während Sir E. L. Bulwer der (immerhin nicht ganz gerechten) Stimmung des Volkes über Russell's misfällige Haltung und wenig ausgiebige diplomatische Fähigkeiten einen Ausdruck gab, indem er am 10. Juli im Unterhause die Motion ankündigte: „es ist die Ansicht des Hauses, daß unser Minister bei den neulichen wiener Verhandlungen durch sein Verhalten das Vertrauen der Nation zu denjenigen, denen die Angelegenheiten des Landes anvertraut sind, erschüttert hat", — nahm Russell seine Entlassung, was er an dem Tage der Bulwer'schen Debatte (16. Juli) dem Parlament selbst mittheilte: was dann der Bulwer'schen Debatte die Spitze abbrach und die Rücknahme der Motion ermöglichte. Damit war dann aber Palmerston soweit über den Berg gekommen, daß des grimmigen Röbuck am 6. Juli angekündigte Motion, „schärfster Tadel des Hauses auf Grund des sebastopoler Untersuchungsausschusses über alle Minister, die als Mitglieder des Cabinets Aberdeen ihren Rath zu der Krim-Expedition gegeben haben", nach leidenschaftlichem Kampfe vom 17. zum 19. Juli am 19. d. M. mit 289 gegen 182 Stimmen abgeworfen wurde. — Russell's Stelle als Colonialminister übernahm Sir William Molesworth, und dessen Platz als Bautenminister Sir Benjamin Hall. Da der treffliche Molesworth (geb. 23. Mai 1810) aber bereits am 22. Oct. 1855 starb, so wurde er als Colonialminister durch Mr. Labouchère (der nachmals Lord Taunton wurde) ersetzt; als Deputirter für Southwark aber durch den Admiral Napier, der seitdem in dem Parlament jede Gelegenheit ergriff zu den widerwärtigsten Zänkereien mit seinem verhaßten früheren Chef, Aberdeen's Marineminister Sir Graham. Während ferner Hochkirche und Tories einen energischen Mann verloren hatten an Sir Robert Harry Inglis, bis Januar 1854 ein Vertreter der Universität Oxford, der am 5. Mai 1855 zu London gestorben war, — verstärkte sich Palmerston, indem er den Mr. Robert Lowe, der im Januar 1855 mit Aberdeen aus dem Cabinet geschieden war, im August 1855 wieder in sein Ministerium zog; Lowe erhielt die Stelle als Vicepräsident des Handelsamtes und (weil sein Chef Stanley of Alderley im Oberhause saß) die Aufgabe, die commerziellen Interessen des Landes und die darauf bezüglichen Anordnungen der Regierung im Unterhause zu vertreten. Die Session aber des Parlaments wurde am 14. Aug. 1855 geschlossen.

Inzwischen reiften die Früchte der kriegerischen Anstrengungen auf dem levantinischen Kriegsschauplatze. Für Lord Raglan war es ganz erwünscht gewesen, daß am 27. Jan. 1855 aus Paris der berühmte, im Vorjahre bei der Einnahme von Bomarsund bewährte, Ingenieurgeneral Niel vor Sebastopol erschien. Bisher hatte der englische Ingenieurgeneral, Sir John Burgoyne (geb. 1779, unter Wellington in dem spanischen Kriege ergraut, in der irischen Hungerzeit seit 1846 der Agent der Staatsregierung zur Linderung des Elends in Irland, seit 1851 Generallieutenant) mit seinen Ansichten nicht durchdringen können; der geniale Naturalist und erfahrene Praktiker hatte von Anfang an gewünscht, den Hauptangriff der Verbündeten gegen den sog. Malakoff, den wahren Schlüssel der Schanzen von Sebastopol, gerichtet zu sehen, aber nicht gegen den Widerspruch des französischen Ingenieurgenerals Bigot durchdringen können. Unfähig, bei seinem hohen Alter die Strapazen des Krimfeldzuges dauernd zu ertragen, hatte sich Burgoyne in der Mitte Februar 1855 nach England zurückberufen lassen, um dort seinen alten Platz als General-Inspector des gesammten britischen Festungswesens wieder einzunehmen; in der Krim trat der General Harry Jones an seine Stelle. Aber sein ursprünglicher Rath über das Hauptobject des Angriffs wurde, — nachdem die Alliirten sechs Monate in der Krim gelegen hatten, — von Niel als der richtige erkannt, der Hauptangriff nun gegen den Malakoff und die Vorstadt Karabelnaja gewendet, und die Belagerung seitdem mit unverändertem Eifer und besserem Erfolg fortgesetzt. Während nun von Zeit zu Zeit kleinere Gefechte mit russischen Ausfallstruppen stattfanden, und kleinere Trupps der feindlichen Parteien in und bei den Laufgräben sich schlugen, näherten sich allmälig die Werke der Alliirten dem Terrain der russischen Schanzen. Als endlich (die Engländer waren bei Sebastopol bereits wieder 32,000 Mann kampffähige Soldaten stark) das erste gewaltige Bombardement der feindlichen Festung begann (9. April), zeigte es sich bald, daß die Alliirten zwar furchtbare Zerstörungen anrichten konnten, daß aber die Russen (Dank

der Versenkung ihrer Flotte) noch immer über numerisch überlegene Geschützmassen verfügten, und daß der geniale Totleben die erwirkten Zerstörungen nur allzuschnell wieder zu ersetzen verstand. Während also die Belagerung, an der seit dem 10. Mai zuerst auch die sardinischen Hilfstruppen Englands theilnahmen, immer langwieriger sich gestaltete, so führten dagegen die Admirale Lyons und Bruat mit englischen Landungstruppen unter dem General Sir George Brown im Mai einen sehr wirksamen Schlag gegen die russischen Verbindungen im Rücken und gegen die russischen Magazine. Mit den Flotten und etwa 20,000 Mann Engländern, Franzosen und Osmanen nahmen diese Führer zuerst (24. und 25. Mai), ohne namhaften Widerstand der Russen, die Städte Kertsch (wo leider die kolossale Brutalität der Engländer, Soldaten wie Matrosen, die Stadt plünderte, an Frauen viel Schlimmes verübte, ein Antiken-Museum zerstörte) und Jenikale; dann haben sie bis zum 7. Juni die Russen völlig aus dem asowschen Meere vertrieben, und sowol durch Zerstörung oder Wegnahme mehrerer Hunderte von Handelsschiffen (und vieler Dampf- und Kriegsschiffe) die Rhederei der asowschen Hafenplätze für mehrere Jahre gelähmt, wie für jetzt namentlich durch Zerstörung oder Wegnahme unermeßlicher Vorräthe von Getreide, die in den Hafenplätzen Kertsch, Genitschi, Berdjansk, Mariupol und Taganrog aufgeschichtet (und etwa von den weichenden Russen noch nicht selbst vernichtet) waren (womit sich die Vernichtung anderer Kriegsvorräthe verband) der russischen Armee in der Krim, die nunmehr für ihre Verproviantirung auf die — nur noch auf dem Landwege zu beziehenden — Vorräthe in Cherson, Berislaw und Nikolajew angewiesen war, gewaltigen Abbruch gethan. Nur die Seichtigkeit und Unfahrbarkeit der Lagunen des sog. faulen Meeres hinderten die Flotte, in diesen Gewässern auch die Isthmusstraße bei Perekop und damit die Hauptverbindung der Russen der Krim mit dem Continent ihres Reiches zu gefährden.

Während nun der englische General Williams die osmanische Armee in Anatolien neu organisirte und nachher als tapferer Vertheidiger der Festung Kars großen Ruhm erwarb: so begannen die Alliirten vor Sebastopol unter Raglan und dem (seit 16. Mai) französischen Oberfeldherrn Pelissier das Bombardement abermals am 6. Juni, welches diesmal zur Eroberung des sog. grünen Mamelon durch die Franzosen, des Werkes „der Steinbrüche" durch die Engländer führte. Aber der große Generalsturm, den die vereinigten Heere am Jahrestage der Schlacht bei Waterloo, am 18. Juni, auf die russischen Hauptwerke, auf die Bastion Korniloff, auf den Malakoff und den sog. Redan unternahmen, scheiterte trotz allen heroischen Anstrengungen vollständig; die Engländer verloren dabei etwa an Verwundeten, Todten und Vermißten an 1300 Mann. Gefallen waren der Generalmajor Sir John Campbell, die Obersten Shadforth und Shean; verwundet der Generalmajor Eyre und der Ingenieur-Oberstlieutenant Tylden. Der alte Lord Raglan aber, der ohnehin schon früher durch die furchtbaren Angriffe der britischen Presse auf die Zustände der Armee vor Sebastopol schwer erschüttert war; der selbst unter diesen Zuständen und der Schwierigkeit des Kampfes schwer ausgestanden, neuerdings wiederholt an der Cholera gelitten hatte: Lord Raglan ertrug die letzte Niederlage nicht und starb am 28. Juni; auch der Admiral Lyons, der am 18. Juni mit der Flotte tapfer gekämpft hatte, hatte damals seinen Sohn, Capitän Mowbray Lyons, durch eine Kanonenkugel verloren. Als Oberfeldherr wurde Lord Raglan durch General Simpson ersetzt. Da damals auch General Brown, der den Sturm des 18. Juni hauptsächlich geführt hatte, nach England heimkehrte, so wurde die englische Armee vor Sebastopol unter Simpson's Obercommando jetzt geführt: die Reiterei durch Generalmajor Scarlett, unter dem Oberst Hodge die schwere, Oberst Lord Georg Paget die leichte Brigade befehligte; bei der Infanterie stand die erste Division unter Generallieutenant Sir Colin Campbell, mit dem Gardebrigadier Generalmajor Lord Rockby und der hochschottischen Brigade unter Oberst Cameron, — die zweite Division unter Generalmajor Barnard mit den Brigadiers Oberst Trollope und Oberst Lockyer; — die dritte Division unter dem Generallieutenant Sir R. England mit den Brigadiers Oberst Barlow und Generalmajor Sir W. Eyre; — die vierte Division unter dem erst neuerdings eingetroffenen Generallieutenant Sir Harry Bentinck mit den Brigadiers Oberst Spencer und Oberst Garrett; — endlich die leichte Division unter dem Generalmajor Sir W. Codrington mit den Brigadiers Oberst van Straubenzee und Oberst Shirley.

Der Miserfolg am 18. Juni hatte nur die Wirkung, den Eifer der Alliirten zu steigern. Die Laufgräben und Angriffswerke der Belagerer rückten den russischen Schanzen consequent näher; der gewaltige Ausfall des Russen Read am 16. Aug., der zu der Schlacht an der Tschernaja („an der Traktirbrücke") führte, wurde durch Franzosen und Sardinier energisch zurückgeworfen; und seit dem 19. Aug. wurde mit 800 Feuerschlünden ein wahrhaft infernalisches Feuer eröffnet, welches endlich die Kraft der Russen brach. Nachdem am 3. Sept. der große Kriegsrath der Generale Pelissier, Niel, Simpson, Jones stattgefunden, erfolgte am 8. Sept. 1855 der berühmte Hauptsturm auf Sebastopol; bekanntlich vermochten damals die Franzosen den Malakoff mit Gewalt zu nehmen, — der Angriff der Engländer dagegen unter Codrington und Markham, der gegen den Redan gewandt war, gelang nicht. Alle Tapferkeit der Engländer hatte nicht hindern können, daß sie nicht in dem Innern des Redan durch versteckte Batterien derart überschüttet wurden, daß sie binnen zwei Stunden an 2400 Mann verloren und ihre Eroberungen wieder räumen mußten. Als General Colin Campbell mit den Hochschotten am folgenden Morgen den Angriff wiederholen wollte, fand er die Forts von den Russen gesprengt, die bisher eilf Monate lang beschossene und belagerte Südhälfte von Sebastopol in Flammen, die Russen im Rückzuge über die Schiffbrücke nach der durch

einen Meeresarm getrennten Nordhälfte der Stadt, und nach den östlichen Gebirgen. Die große Aufgabe war erfüllt: am 11. Sept. wurde die belagerte Stadt durch Pelissier und Simpson besetzt.

In England war man über diesen Ausgang des großen Kampfes wenig erfreut; der britische Nationalstolz war durch dieses Misgeschick seiner Armee neben dem Erfolge der Franzosen schwer betroffen und beschämt. Das gab sich, nach der seit dem letzten Winter nur zu natürlichen Praxis, wieder durch die schneidendste Kritik der Heeresleitung zu erkennen. Die Tollkühnheit des tapfern Obersten Windham (zu Anfang des Jahres 1870 als Militärcommandant in Canada gestorben), der vor Allen in den Redan gedrungen war und dort so besonders furchtbare Verluste erlitten hatte, wurde kaum weniger hart angefochten, als einst der tolle Reiterangriff des Lord Cardigan bei Balaklava; und begreiflicherweise nur mit schweren Bedenken sah die „Times" im Sommer 1857 den General Windham „of Redan" in den ostindischen Krieg ziehen. Simpson selbst sollte durch seine mangelhaften Dispositionen den Miserfolg des Sturmes verschuldet haben; jedenfalls war er durch die Schlappe vom Redan in England so unpopulär geworden, daß ihm nichts übrig blieb, als seine Entlassung nachzusuchen. Er erhielt dieselbe um die Mitte des Monats November; während er nach Hause zurückkehrte, um die militärische Laufbahn nicht wieder zu betreten, wurde der Oberbefehl über die englische Armee in der Levante dem General Sir F. Codrington übertragen.

Mit dem Fall Sebastopols verlor der levantinische Krieg seinen großartigen Charakter. Hatte zu Anfang des Krieges Frankreich die englische Regierung weit an Energie und Feuer übertroffen: jetzt war das zähe britische Metall in voller Gluth und Kriegsfurie. Volk und Regierung Englands wollten jetzt den Krieg gegen Rußland möglichst nachdrücklich fortgesetzt wissen. Man hoffte, den Russen in den pontischen Landschaften und in Transkaukasien noch manche vernichtende Schläge beizubringen, welche einerseits das politische Uebergewicht Englands über Rußland vollenden, Rußland auf seinem Wege nach der Levante unbesiegbare Hindernisse bereiten, andererseits aber das britische Volk über das beschämende Gefühl hinwegbringen sollten, bei riesenhafter Kraftanstrengung bisher noch wesentlich nichts erreicht zu haben, was des alten Ruhmes der englischen Flagge und Fahne wirklich würdig, den Thaten Wellington's recht ebenbürtig war. Daher veranlaßte namentlich England die Uebersetzung Omer-Pascha's mit den Osmanen nach dem kolchischen Batum (seit Mitte September), um womöglich Kars noch vor den Russen zu retten. Und während bei Kertsch, mit der Nordseite Sebastopols, mit des Generals Gortschakoff Armee im Innern der Krim andauernd kleine Scharmützel fortliefen, so wurden nach Eupatoria bis zum 23. Sept. etwa 20,000 Mann verbündeter Krieger zu Wasser geführt, — unter ihnen eine starke britische Abtheilung unter dem General Sir Colin Campbell, — die eine Expedition nach dem Innern der Krim ausführen sollten. Aber bei der vorgerückten Jahreszeit ist dieselbe dann doch unterblieben. Die wichtigste Waffenthat war noch die durch die Flotte unter Edmund Lyons (der am 7. Oct. mit Landungstruppen aus der Bucht von Kamiesch gegen die russische Küstenlinie von Odessa bis zu dem Dniepr-Liman ausgelaufen war) seit dem 14. Oct. begonnene Beschießung von Kinburn, die am 17. Oct. zur Ergebung dieser Festung führte. Die Schanzen des benachbarten Oczakow wurden am folgenden Tage durch die Russen selbst gesprengt. Neue Zerstörungen und Wegnahme großer Kornvorräthe zu Jeisk am asowschen Meere durch die Flottille des Capitäns Sherard Osborne am 5. und 6. Nov., und die schreckliche Pulverexplosion zu Inkerman am 15. Nov., die auch 250 Engländer ruinirte, sind nur chronikalisch zu nennen.

Aber, während die britische Armee (bis Mitte October) allmälig bis auf 56,000 Mann gebracht und alle Vorkehrungen getroffen wurden, die Masse der unter britischem Oberbefehl in der Levante stehenden Truppen (mit Einschluß eines anglo-türkischen Contingents und der Fremdenlegionen) bis zum Frühjahre des Jahres 1856 auf 95,000 Mann (das rein-britische Heer doch bis auf 70,000 Mann) zu bringen: so zeigte es sich, daß Frankreich politisch und militärisch mit dem bisher gewonnenen Resultate zufrieden, und nicht geneigt war, nun noch für speciell englische Interessen sich zu schlagen. Schon am 5. Nov. kehrte die französische Kaisergarde (20,000 Mann) aus der Krim nach Frankreich zurück. Und als erst General Murawieff am 28. Nov. Kars zur Ergebung genöthigt und damit eine ausreichende Entschädigung für die russische Waffenehre gewonnen hatte: da war (zudem ohnehin der um Mitte November durch General Canrobert zwischen den Westmächten und Schweden abgeschlossene Vertrag für das furchtbar erschöpfte Rußland leicht eine drohende Wendung auch in dem hohen Norden einleiten konnte) Rußland nicht mehr abgeneigt, sich (16. Jan. 1856) zu einem Frieden auf der Basis zu bequemen, die nach dem Fall von Kars die Regierung Oesterreichs durch Paul Esterhazy (16. Dec. 1855) in Petersburg vorschlagen ließ. Zur Zeit der Stärkere, konnte Kaiser Napoleon III. jetzt sehr leicht durch die Macht seines Wortes den grollenden Lord Palmerston, der doch nicht zugleich die französische Allianz fallen lassen und den Krieg mit Rußland fortsetzen konnte, zur Annahme der neuen Friedensconferenzen, resp. des Friedenscongresses bestimmen, die oder der am 25. Febr. 1856 in Paris eröffnet wurde.

Der pariser Congreß mit der auffallenden, möglichst ostensibel dargelegten Hinneigung der — gegen England tödtlich erbitterten Russen zu Frankreich; mit seinen Verhandlungen, die von Seiten der Engländer die Lords Clarendon und Cowley (der Gesandte in Paris) führten; der unter des Kaisers Napoleon III. Auspicien am 30. März 1856 zu Paris abgeschlossene Friede bezeichnete die neue, zunächst bis zu der Schlacht bei Sadowa und der Niederlage des mexikanischen Kaiserthums dauernde, Vorherrschaft Frankreichs in Europa,

Die Bedingungen des Friedens (die Aufnahme der Pforte in das sog. europäische „Concert", die Garantie ihrer Integrität durch die bei dem pariser Congreß vertreten gewesenen Mächte; die neue Stellung der Rajah in dem osmanischen Reiche; die Beseitigung des russischen Protectorats über die unter osmanischer Suzeränität stehenden Donaufürstenthümer; die Entfernung der russischen Grenze von der Donau und die Abtretung eines Theils von Bessarabien; die Beseitigung der Hindernisse der freien Donauschiffahrt, und die commerzielle Freistellung und militärische Neutralisirung des schwarzen Meeres mit sammt der Beseitigung militärisch-maritimer Etablissements an seinen Küsten und mit sammt der Erneuerung des Vertrags von 1841 betreffend die Sperrung der Dardanellen und des Bosporus für fremde Kriegsschiffe; die völlige Entwaffnung der sog. Alands-Inseln) entsprachen in der Hauptsache allerdings der Situation und dem bis dahin durch die Waffen Erreichten. Nur daß der Artikel über die militärische Neutralisirung des schwarzen Meeres gefährliche Dunkelheiten enthielt, die sehr leicht durch Rußland benutzt werden konnten, um die dadurch für die Pforte erzielte Sicherheit vollkommen illusorisch zu machen. Nur daß die eigenthümliche, wesentlich „chimärische", Auffassung der „Integrität der Türkei und ihrer Garantirung" von Seiten Rußlands die drei Mächte Frankreich, England und Oesterreich veranlaßte, unter dem 15. April 1856 noch einen weitern Vertrag zu schließen, welcher (ein bleibendes Denkmal des Mistrauens dieser Mächte gegen Rußlands orientalische Politik) noch einmal ganz speciell die Unabhängigkeit und Integrität des osmanischen Reiches garantirte und jede Verletzung der Stipulationen des pariser Friedens vom 30. März 1856 als casus belli bezeichnete.

Nichtsdestoweniger war das englische Volk wesentlich verstimmt; in einem Moment, wo die Armee in Codrington und Campbell erprobte und beliebte Führer gefunden hatte; wo die Schwankungen in der Stellung des Ministerii vollkommen beseitigt, der kriegerische Schwung in vollem Zuge war; wo die ungeheure Kraft dieser Nation sich anschickte, der russischen Weltmacht tödtliche Schläge beizubringen und die Erinnerungen an die ersten 15 Jahre dieses Jahrhunderts wieder lebendig zu machen, — in diesem Moment war man genöthigt worden, die Waffen wieder aus der Hand zu legen und dieses Rußland der Hauptsache nach unbezwungen zu lassen, dem die englischen Interessen in allen Theilen der Welt[19]) immer feindseliger gegenüberstanden. Namentlich die orientalische Frage war, weder was den östlichen, noch was den westlichen Orient betraf, nicht auch nur im Entferntesten gelöst worden. In dem seit dem 31. Jan. eröffneten Parlament gab dann auch der Friedensschluß zu einigen sehr stürmischen Debatten Veranlassung; namentlich in den ersten drei Wochen des Mai 1856. Da jedoch hier die Manchestrier, die Männer des Friedens um jeden Preis, ferner die seit den letzten wiener Conferenzen entschieden friedlich gestimmten Glieder der Peeliten für Palmerston eintraten, da auch die Tories (weder durch innere Einigkeit, noch durch volle Klarheit über die Kriegsziele und Kriegsmittel) während des Krieges nicht gerade die Stellung gewonnen hatten, die sie zu erfolgreicher Opposition hätte befähigen können, so verlief der Kampf ohne nennenswerthe Ergebnisse. Ohne daß das gesammte Cabinet in seiner Stellung durch den Friedensschluß wesentlich gestärkt oder geschwächt worden wäre: jedenfalls hatte Palmerston jetzt die bedeutsame Stellung inne, die er dann noch eine ganze Reihe von Jahren, bis zum Ende seines Lebens, wie ein moderner Majordomus, mächtiger regierend als je ein Minister Englands seit Pitt's Tagen, eingenommen und behauptet hat. Russell war vorläufig bei der Nation in die tiefste Ungnade gefallen; Gladstone (obwol er noch nach seinem Rücktritt von den Geschäften eine von ihm als Minister eingeleitete Finanzbill durchsetzte, welche den Zeitungsstempel aufhob und — Vorläuferin der spätern Abschaffung der Papiersteuer — die Entstehung zahlreicher Pennyblätter ermöglichte, die damals zuerst die demokratischen Parteien mit Wucht gegenüber den whiggistischen und toryistischen Zeitungen bei den Massen vertraten) mußte, so gut wie die übrigen Peeliten, seine Friedensliebe und die Fehler der Kriegsverwaltung unter Lord Aberdeen durch lange Unpopularität büßen; noch unpopulärer waren zur Zeit Cobden, Bright, überhaupt die Manchestrier und Friedensfreunde (was allerdings die Herren Joseph Sturge und Thomas Harvey nicht abhielt, im Spätjahre 1856 nach Finnland zu reisen und dort an Ort und Stelle Nachrichten zu sammeln über die durch die britische Flotte unter Napier und Dundas angerichteten Zerstörungen an Privateigenthum, in der Absicht, durch das Zusammenwirken wohlwollender Privatleute in England einige Entschädigung zu veranlassen). Von andern Gegnern der Regierung hatte zur Zeit der grimmige Admiral Napier sich dadurch selbst unmöglich gemacht, daß er mit unerhörter Taktlosigkeit sofort nach Abschluß des Friedens nach Rußland eilte,

19) Hier sei bemerkt, daß diese Gegnerschaft sich selbst in den Eiswüsten des fernsten Nordamerika geltend gemacht hat. In den ungeheuren Landschaften nördlich von Canada collidirte die dort herrschende englische Hudsonsbay-Compagnie mit der von Sitka aus den Küstenstrich des Westens im Norden von 54° 40′ nördl. Br. regierenden russisch-amerikanischen Compagnie. Ein im J. 1834 geschlossener Vergleich stellte das gute Einvernehmen nur theilweise her; die Engländer hatten an der Mündung des Stikim- oder Pellyflusses in 56° 20′ einen Handelsposten gegründet, — auf einem von den Russen beanspruchten Gebiete; sie beriefen sich dabei auf den Vertrag vom J. 1825, der ihnen, ihrer Auslegung zufolge, das Recht gab, alle Ströme zu befahren, die aus englischem Gebiet kommen und in den großen Ocean münden. Es kam zu einer blutigen Fehde, die erst im J. 1839 durch ein neues Uebereinkommen beendigt wurde. Demnach sollte die Hudsonsbay-Compagnie zwischen 54° 40′ und 58° nördl. Br. sich ungehindert bewegen dürfen, dafür aber gehalten sein, zehn Jahre lang den Russen alljährlich 2000 Seeotterfelle zu zahlen. Sogleich eröffneten die Engländer einen neuen Hafen, Tako, nördlich von Sikina (Preuß. Wochenblatt. 1855. N. 34. S. 434).

um sich durch Besichtigung der Vertheidigungswerke von Kronstadt in seinem Glauben an die Unbezwinglichkeit derselben zu bestärken und von dem russischen Großadmiral gleichsam ein Zeugniß für die Richtigkeit seiner Behauptungen einzuholen. Die Tories endlich hatten trotz aller schneidenden Kritik der Regierungsmaßregeln weder die Sicherheit noch die Klarheit und einheitliche Haltung in Sachen der orientalischen Frage und der Kriegführung an den Tag gelegt, noch besaßen sie die Persönlichkeiten, die wenigstens dem Lord Palmerston die Stellung als Englands quasi-unentbehrlicher Staatsmann damals hätten streitig machen können.

Die schneidendste und böswilligste Kritik englischer und deutscher Radicalen und Conservativen hat es dem englischen Volke damals nicht ausreden können, daß Lord Palmerston, den auch die bedeutendsten Talente der unabhängigen Liberalen an Kraft nicht erreichten, bei dem Bankerott der Peeliten England aus der Misère herausgerissen und zu Ende des Jahres 1855 England so gestellt hatte, daß das Land sehr wohl befähigt war, noch Jahre lang einen Weltkampf zu bestehen. Es war doch eine Thatsache, daß nach zwei wenig angenehmen Jahren des Uebergangs die Flotte zu einer unerhörten Stärke angewachsen war; daß die Armee die Mängel ihres Fundaments überwunden, die richtigen Führer gefunden, in Ausrüstung und Bewaffnung sich von Grund aus rehabilitirt hatte. Alles dieses durfte man des neuen Premierministers Energie mit Recht zuschreiben. Und wenn gar Vieles davon auf die unverwüstliche Volkskraft kam; wenn der Reichthum Englands so fest begründet war, daß (wenn auch immerhin ungern) Cornewall Lewis, Palmerston's treuester Anhänger, nach dem Friedensschlusse auf Wunsch und Drängen des Volks und Parlaments den Plan, den Zuschlag zu der Einkommensteuer noch Ein Jahr lang zu erheben, leicht fallen lassen konnte, und daß vor allen andern kriegführenden Staaten dieses England den Frieden mit geordneten Finanzen und unerschüttertem Credit erreichte; wenn Englands Industrie und Handel so wenig durch den Krieg gelitten hatte, daß vielmehr unter Anderem der Werth seiner Ausfuhr nach Malta und Aegypten von etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Pf. St. im J. 1853 bis auf 9 Millionen im J. 1855 gestiegen war, — so diente auch dieses, den Ruhm dieses Cabinets nachmals zu erhöhen. Und so hat Palmerston, der eigentlich weder Whig noch Tory war; der, so zu sagen, mit vielem Geschick aus dem Verbande der Parteien heraus sich zu einer dominirenden Stellung über den namhaftesten Parteiführern des Landes emporgearbeitet hatte, — so hat er nun Jahre lang eine Art nahezu dictatorischer Gewalt ausgeübt.

Allerdings war seine Stellung zu dem Auslande zur Zeit nicht eben leicht. Die gewaltige Kraft, die England zu entwickeln vermochte, war doch eben nicht in brillanten Schlägen zur Erscheinung gekommen; das militärische „prestige“ Großbritanniens hatte vielmehr seit 1853 auf allen Gebieten des Erdballs rapide abgenommen, um dafür dem neuaufglänzenden Gestirn Napoleon's III. Platz zu machen. Glänzend waren zur Zeit nur zwei neue Erfolge im fernsten asiatischen Osten: es waren die neuen Handelsverträge, welche — mit Japan der Admiral Sir James Stirling zu Nangasaki am 14. Oct. 1854, mit Siam dagegen am 18. April 1855 zu Bangkok der bekannte Freihändler Dr. Bowring (der seit 1849 als britischer Consul zu Kanton fungirte, seit 1854 aber Oberaufseher des englischen Handels in China und Gouverneur von Hongkong geworden war, und von hier aus die commerziellen Interessen Englands in China und Hinterindien leitete) geschlossen hatten; der letztere Vertrag war zunächst auf zehn Jahre geschlossen und öffnete (neben andern namhaften Vortheilen) in liberalster Weise den Engländern einen reichen und vielversprechenden Markt. Während aber, und zwar hier nicht ohne Palmerston's sehr bestimmte Absicht, allmälig nach Abschluß des pariser Friedens ein Zusammenstoß mit China sich vorbereitete, zuckte aus Ostindien und dem persischen Golfe (s. unten), aus jenem Hindostan, (aus dessen entlegeneren Districten damals auch die schrecklichsten und abstoßendsten Nachrichten gekommen waren über die Tortur-Greuel bei der durch einheimische Beamten besorgten Steuereintreibung, welche unter britischer Hoheit schmählicherweise noch immer geduldet worden waren) das erste ferne Wetterleuchten jenes entsetzlichen Ungewitters, welches im folgenden Jahre die britische Herrschaft in Hindostan bedrohen sollte. In Europa aber war England mit Rußland vorläufig unversöhnlich entzweit; Preußen und Deutschland war durch die unerhörte moralische Mishandlung, die es seit Anfang des Jahres 1855 durch die „Times“, die „Morning-Post“, durch viele andere secundäre Blätter Englands und im Parlament so oft erfahren hatte, tief entfremdet. So sah sich England in seinen europäischen Allianzen sehr wesentlich angewiesen einerseits auf Oesterreich, mit dem es (so lange nicht die italienische Frage wieder brennend wurde) am meisten sympathisiren konnte sowol in der Abneigung gegen Rußland, wie in Behandlung und Auffassung der osmanischen und der Donau-Fragen und Interessen. Andererseits aber noch entschiedener auf das kaiserliche Frankreich. Die seit der Revolution des Jahres 1830 in England festgestellte Politik, womöglich immer am liebsten mit Frankreich zu gehen, war jetzt eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden. Zur Zeit der mehrfach schwächere Staat, aber doch wieder für Napoleon's III. Politik unentbehrlich, — so stand England geraume Zeit seit dem Krimkriege da. Es war Palmerston's Aufgabe und Kunst, diese Stellung festzuhalten: und in der That ist diese Aufgabe mehrere Jahre nicht ohne Geschick gelöst worden. Es galt eben, diese Allianz, die unter Umständen Europa Gesetze vorschreiben konnte, in der Art zu bewahren, daß die Würde Englands nicht geschmälert wurde, daß England nicht als der passive Theil erschien; daß nicht lediglich die Nachtheile dieser Allianz auf England fielen, daß Englands Einfluß die unruhige Unternehmungslust und Herrschsucht Frankreichs mäßige und zügele. Es ist den britischen Staatsmännern nicht

leicht geworden, ihre Stellung auf dieser Linie zu erhalten, — wie denn überhaupt nicht verkannt werden kann, daß Englands Einfluß nach Außen seit dieser Zeit lange entschieden im Sinken gewesen ist: der indische Krieg und nachher die neue französische Siegesbahn von Montebello nach Villafranca waren beide nicht sehr geeignet, für Englands Machtstellung zu wirken. Zunächst aber waren neben der von Frankreich nicht allzu platonisch erwiderten Liebeswerbung Rußlands um die Gunst der Tuilerienpolitik, für England besonders höchst beschwerlich die neuen Händel mit Nordamerika. Außer der seit 1855 fortgeschleiften Crampton- und Werbungsaffaire (s. oben), knüpften sich sog. centralamerikanische Streitigkeiten an den sog. Clayton-Bulwer-Vertrag vom 19. April 1850. Die Sache war folgende. Das schmale Festland, welches, die großen Ländermassen von Süd- und Nordamerika mit einander verbindend, als Wall zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean sich lagert, ist für Englands maritime Politik zu allen Zeiten von dem höchsten Werthe gewesen; und seit alter Zeit hat England versucht, hier festen Fuß zu fassen. Die Wichtigkeit dieser Gebiete wuchs, seitdem auch das republikanische Nordamerika auf dieselben seine Aufmerksamkeit richtete; im Zusammenhange mit der in starken und ausgedehnten Kreisen der Union gepflegten Idee, alles Land bis zu dem Isthmus von Panama in irgendwelcher Gestalt unter die Hoheit von Nordamerika zu bringen, ging consequent die Tendenz, den Einfluß oder Besitz europäischer Staaten in diesen Grenzen möglichst zu verdrängen und zu vernichten. Der natürliche Widerstand der englischen Politik gegen diese amerikanischen Tendenzen hatte wiederholt schon zu drohenden Conflicten geführt; für Centralamerika wurde es aber wichtig, daß unter dem Eindrucke des mächtigen californischen Aufschwunges und der vielen neuen Pläne, um durch einen großen Verkehrsweg die Weltmeere, die Welttheile, zunächst aber die Küsten Amerika's im schmalsten Theile Centralamerika's einander nahe und in Verbindung zu bringen, auf die seit 1849 aus Washington erfolgte Anregung am 19. April 1850 jener Clayton-Bulwer'sche Vertrag geschlossen wurde (er ist nachher am 30. April 1852 noch durch den Crampton-Webster'schen Vertrag bestätigt und theilweise erweitert worden), durch den ein solcher eventuell zu schaffender Weltverkehrsweg, namentlich ein großer Kanal, für immer als ein bleibendes, ungestörtes Gut aller cultivirten Nationen gesichert werden sollte. In dem ersten Artikel dieses Vertrags hatten sich Amerika und England verpflichtet (indem sie keine ausschließliche Controle über den zu erwartenden Kanal ausüben wollten), daß keine der beiden contrahirenden Parteien Befestigungen errichten oder unterhalten will, welche solchen Kanal beherrschen, wie auch keine in der Nachbarschaft, noch besetzen, befestigen, colonisiren, irgendwelche Herrschaft an sich reißen, oder ausüben über Nicaragua, Costa-Rica, die Moskitoküste, oder irgend einen Theil von Centralamerika; noch wird irgend einer von ihnen Gebrauch machen von einer Protection, welche sie gewährt oder gewähren sollte, oder von einer Allianz, welche sie hat oder später haben sollte, — zu dem Zweck, irgend solche Befestigungen zu errichten und zu unterhalten oder zu besetzen, zu befestigen und zu colonisiren Nicaragua, Costa-Rica, die Moskitoküste oder irgend einen Theil von Centralamerika, oder darüber Herrschaft an sich zu reißen oder auszuüben, noch auch u. s. w.

Aus diesem Artikel nun leitete die Regierung zu Washington das Recht her, von England zu fordern, daß es diesen Bestimmungen eine rückwirkende Deutung und Kraft geben sollte. Amerika forderte, daß die Engländer von ihren gegenwärtigen centralamerikanischen Besitzungen räumen sollten — das Gebiet zwischen den Flüssen Sibun und Sarstoon, d. h. das auf den britischen Landkarten als südlicher Theil von britisch Honduras verzeichnete Gebiet; daß sie ferner die Colonie Belize, d. i. den nördlichen Theil des britischen Honduras, nur nach den in der alten Convention zwischen Spanien und England im J. 1786 festgestellten Bedingungen behalten dürften; daß England die unter dem Namen der sog. Bai-Inseln begriffene Inselgruppe im Golf von Honduras und namentlich die Insel Ruattan als Eigenthum des Staates Honduras räumen, und endlich zu Gunsten des Staates Nicaragua das Protectorat über die sog. Moskitoküste wieder aufgeben sollte[20]). Die Streitfrage war seit Ende des

20) Was diese Verhältnisse angeht, so hatte England seit der Mitte des 18. Jahrh. stets nach dem Besitz der gesammten centralamerikanischen Ostküste getrachtet, aber seit 1783, resp. 1786 wesentlich nur den vergleichsweise kleinen District Belize behauptet, wo für England das Mahagonyholz geschlagen werden sollte. Auch die spätern Bemühungen Englands hatten an der Ausschließung der Engländer von diesem Festlande und seinen Inseln durch die Spanier nichts ändern können, bis dann 1821 Centralamerika von Spanien abfiel. Seit dieser Zeit aber strebte England mit Energie und Erfolg nach dem Besitz der sog. Bai-Inseln, namentlich nach der Insel Ruattan, welche (schon im 17. Jahrh. Lieblingssitz der Flibustier, und seit 1742 viermal vergeblich durch England besetzt) sich vortrefflich dazu qualificirte, ein centralamerikanisches Gibraltar zu werden und von hier aus mit einer Flotte die Gewässer der Antillen zu beherrschen. Nach dem Mislingen der ersten neuen Versuche hat später der britische Gouverneur von Belize, Mr. Macdonald, seit 1841 mit Honduras Streit gesucht, Ruattan und die andern Bai-Inseln gewaltsam in Besitz genommen; Oberst Francourt hat seit 1843 die neue Erwerbung noch mehr gesichert, die Inseln mit freigelassenen Negern bevölkert; Woodhouse verband am 10. April 1850 die Inseln mit Belize, am 17. Juli 1852 erhielten sie eine eigene Verwaltung.

In ähnlicher Weise war die Mahagony-Niederlassung Belize zwischen dem Rio Hondo und dem Flusse Belize (trotz der zuerst vorbehaltenen spanischen Souveränetät und des Verbots, Festungen anzulegen) sehr bald zu einer britischen Colonie mit Fort und Schleichhandel geworden; und seit dem Untergange der spanischen Herrschaft in Amerika gewannen die Engländer auch auf Kosten der Hondurasier das gesammte Uferland (sammt den zugehörigen Inseln) von dem Rio Hondo und der Honoonbai im Norden bis zu dem Flusse Sarstun und der Amatiquebai (im Golf von Honduras) für ihr Land, welches sie seit dem 17. Sept. 1853 die Colonie „Britisch-Honduras" nennen; ebenso wird im Norden des Rio Hondo trotz des Einspruchs der Yucatauer auf yucatanischem Gebiete rüstig Mahagony gefällt.

Was endlich die sog. Moskitoküste angeht, so war dieses Gebiet (die gesammte atlantische Küste von Nicaragua und ein Theil

Jahres 1855 von Amerika unter dem Präsidenten Pierce lebhaft und energisch aufgenommen worden. Die englische Regierung nun behauptete gegenüber den amerikanischen Prätensionen lange mit Entschiedenheit, daß die neuen Verträge keine rückwirkende Kraft haben, sondern nur für die Zukunft gelten könnten. Nach dem Urtheil sachverständiger Diplomaten hatten die Amerikaner nun wenigstens insofern Recht, daß (zumal unter der Zustimmung der beiderseitigen Unterhändler Britisch-Honduras von den Bestimmungen des ersten Artikels in dem Clayton-Bulwer-Vertrage speciell ausgenommen war) der neue Vertrag in der Art auch auf die Gegenwart Anwendung fand, daß er bestehenden Verhältnissen, die nicht mit jenem ersten Artikel des Clayton-Bulwer'schen Vertrages verträglich sind, wenigstens de jure ein Ende zu machen die Tendenz hatte. Diplomatisch wie juristisch geprüft, mußte sich es für Unbefangene leicht ergeben, daß die Amerikaner durchaus kein Recht aufbringen konnten, um von England die Zurückführung der Colonie Britisch-Honduras auf die alten Belize-Grenzen zu fordern. Dagegen stand für die Ansprüche auf Ruattan und die Bai-Inseln den Engländern durchaus kein genügendes Recht zur Seite; und wieder für die Greytown-Moskito-Frage (wo die Crampton-Webster'schen Verabredungen von 1852 sich bisher nicht hatten realisiren lassen) konnte Amerika sich mehr nur auf sein politisches Interesse, als gerade auf die Stipulationen der Herren Clayton und Bulwer berufen.

Die englisch-amerikanischen Händel haben sich dann in der Art entwickelt, wie die Fehden zwischen England und seiner übermächtig gewordenen trotzigen amerikanischen Tochter seither immer. In den Streitigkeiten wegen der Werbungen für England auf amerikanischem Gebiet verschaffte sich die Regierung in Washington in (vergl. oben) ziemlich schnöder Weise Genugthuung. Da es nämlich nicht zu leugnen war, daß der Gesandte Englands Mr. Crampton und seine Genossen, die britischen Consuln in Washington, Newyork und Cincinnati, ziemlich mit Bewußtsein die Gesetze Amerika's verletzt hatten, und daß Crampton's Bemühungen mehr darauf gerichtet gewesen, seinen Handlungen einen guten Schein zu geben, als daß dieselben an sich gesetzlich vor dem Gesetze Amerika's hätten gelten können: so hatte Lord Clarendon unter dem 30. April 1856 eine zur Ausgleichung bestimmte Depesche nach Washington geschickt. Dieselbe hatte aber nicht hindern können, daß Präsident Pierce unter dem 28. Mai Mr. Crampton seine Pässe zustellte und jenen drei Consuln das Exequatur entzog. Das washingtoner Cabinet notificirte dieses der britischen Staatsregierung, indem es, seinen schroffen Maßregeln dabei wenigstens formell den möglichst versöhnenden Charakter verleihend, erklärte, daß es durch Clarendon's Depesche vom 30. April die britische Staatsregierung selbst für völlig gerechtfertigt ansähe, — gegen deren Vertreter aber persönlich seine Beschwerde aufrecht halten müsse, und genöthigt sei, deren Entfernung zu bewirken. Gleichzeitig bevollmächtigte das Cabinet von Washington seinen Gesandten in London, den Mr. Dallas, zu neuen Verhandlungen in der centralamerikanischen Frage.

Die Nachricht von Mr. Crampton's Heimsendung erzeugte in England großen Unwillen und sehr bald lebhafte Unruhe, zumal die mit Palmerston in Verbindung stehende Presse einen kriegerischen und provocirenden Ton anschlug und Palmerston selbst in der Unterhaussitzung am 13. Juni sich nicht sehr friedfertig äußerte. Erst als die Whigs durch Lord Russell aussprachen, daß sie nicht Lust hätten, kriegerische Demonstrationen gegen Amerika zu unterstützen, gewann die friedfertige Partei im Ministerium die Oberhand. Als die Staatsregierung am 16. Juni im Unterhause erklärte, daß die diplomatischen Beziehungen zu Amerika nicht abgebrochen, daß die centralamerikanischen Unterhandlungen mit Mr. Dallas aufgenommen werden sollten, waren die Whigs, Liberalen, Radicalen und Manchestrier zufrieden, sodaß die Tories nicht mehr durchdringen konnten, die den natürlichen Wunsch hegten, mit dieser schäbigen Sache das Cabinet zu stürzen. Die Sache selbst wurde dann so abgewickelt, daß Clarendon unter dem 26. Juni 1856 die Depesche des amerikanischen Staatssecretärs Mr. Marcy über Crampton's Entfernung durch eine Note an Mr. Dallas beantwortete, die — nicht sehr glücklich ausgeführt — Crampton und die drei Consuln in ihrer Haltung zu vertheidigen suchte, schließlich aber die amerikanische Ohrfeige ruhig acceptiren zu wollen erklärte.

In der centralamerikanischen Frage dagegen hatte Clarendon früher eine schiedsrichterliche Ausgleichung als wünschenswerth vorgeschlagen; die Regierung zu Washington hatte (unter dem 24. Mai) eine solche Entscheidung über die dabei in Rede stehenden principiellen Fragen abgelehnt, eine solche nur für die untergeordneten Fragen (z. B. Grenzregulirungen) zulassen zu wollen erklärt. Clarendon nun hielt in einer Depesche (ebenfalls vom 26. Juni) an Mr. Dallas principiell

---

der Südostküste von Honduras), — ursprünglich nur vom Rio Escondido bis zum Rio Wanks, durch die Engländer aber vom Rio Roman in Honduras bis zur Mündung des San Juanflusses ausgedehnt, — seit 1841 indirect durch England beherrscht. Der oben genannte Commandant von Belize, Oberst Macdonald, hatte am 12. Aug. 1841 die Stadt San Juan del Norte erobert (sie wurde im J. 1848 als Greytown neu colonisirt) und das Land für den durch die Engländer als Herrscher und „König" dieses Landes anerkannten Indianerhäuptling (im J. 1845 zu Belize als Georg II. gekrönt) des Moskitostammes in Besitz genommen. Da die Engländer nun schmählicherweise auch für die nichtsnutzige klerikale Partei im Innern der centralamerikanischen Staaten Partei ergriffen gegen die sehr honette liberale, aber auch nationale Partei dieser Länder, so wurde England hier immer unpopulärer, die Intervention der Nordamerikaner immer populärer. Und weil nun gerade die Stadt San Juan del Norte (Greytown) die Mündung des großen San Juan-Flusses beherrscht, durch den der gewünschte Nicaragua-Kanal gelegt werden sollte, so brachten es die Amerikaner in dem Crampton-Webster'schen Vertrag vom 30. April 1852 dahin, daß England versprach, unter Umständen sowol seine Schutzherrschaft über den sog. Moskitoherrscher fallen zu lassen, wie auch die Stadt San Juan del Norte wieder an Nicaragua zurückzugeben. Bis zum J. 1856 hatten die Engländer nun aber diesen Vertrag noch nicht ausgeführt.

allerdings an der bisherigen britischen Auslegung des Clayton-Bulwer-Vertrages fest, suchte aber im Einzelnen die Bedeutung des Moskito-Protectorats so viel als möglich zu verdünnen, hielt scharf nur an dem Besitz von Britisch-Honduras fest, und deutete an, daß England sich wol dazu verstehen könne, unter der Form eines fremden Schiedsspruches Ruattan und die Bai-Inseln zu räumen. Die neuen Verhandlungen nun nahmen einen solchen Gang, daß bei der üblichen sömmerlichen Vertagung des Parlaments (29. Juli) die englische Regierung die Hoffnung auf eine gute Verständigung aussprechen konnte. Und in der Mitte des September 1856 wurden auch die Grundzüge der neuen Verträge zwischen England, Honduras und Amerika über die Honduras- und Nicaraguafrage bekannt. Es sollte demgemäß eine Convention geschlossen werden zwischen England und Honduras, welche Ruattan und die Bai-Inseln an Honduras zurückgäbe; außer Erhaltung aller den Einwohnern dieser Inseln durch England verliehenen Rechte, sollte Honduras sich verpflichten, die Inseln nicht zu befestigen, noch auch die Souveränetät über dieselben irgend einer andern Macht abzutreten. Eine zweite Convention zwischen England und Honduras sollte die Grenze anerkennen, welche Honduras gegen das Moskitoland in Anspruch nahm; die Colonie Britisch-Honduras sollte in ihren bisherigen Verhältnissen verbleiben, nur die Grenzen bestimmt festgestellt werden. Endlich hatten sich Clarendon und Dallas verständigt über einen Vorschlag, der den Staaten Nicaragua und Costa Rica zur Annahme empfohlen werden sollte; er ging in der Hauptsache dahin, daß die Stadt San Juan del Norte oder Greytown ein Freihafen und eine freie Stadt unter der nominellen Souveränetät von Nicaragua werden sollte.

In dieser Richtung haben sich dann auch die centralamerikanischen Dinge weiter entwickelt. Die Thronrede, mit welcher am 3. Febr. 1857 das Parlament wieder eröffnet wurde, sprach sich über den Stand der Unterhandlungen mit Dallas und Honduras sehr zutrauensvoll aus. Und während Lord Napier damals als neuer britischer Gesandter nach Washington geschickt wurde, hoffte man allerdings die centralamerikanischen Wirren noch rascher abwickeln zu können, als es nachher geschah. Die durch Clarendon und Dallas verabredeten Stipulationen fanden doch — namentlich englischerseits — noch mancherlei Anstand und Schwierigkeiten, die nachher Lord Napier nur mit Mühe zu überwinden bemüht war. Darüber war in Washington im Frühjahre 1857 das Scepter in die Hände des „demokratischen" Präsidenten Buchanan übergegangen, der, wie seine Partei damals überhaupt, mit Vorliebe die „friedliche und naturwüchsige" Ausbreitung des nordamerikanischen Elements und seiner Macht bis zu dem isthmischen Süden Amerika's begünstigte, und dem — in einer Zeit, wo namentlich Nicaragua mehr und mehr mit amerikanischen Ansiedlern und Abenteurern sich füllte — sehr wenig daran gelegen war, durch einen (dann doch auch die Ausbreitung der nordamerikanischen Macht eindämmenden) neuen Vertrag für Centralamerika und dessen flüssige Zustände neue, fest regulirte Verhältnisse zu schaffen. Er hatte auch das Vergnügen zu sehen, daß bis zum Frühjahr 1858 der Staat Nicaragua (dem die durch England mit Geld und Waffen indirect unterstützten lästigen Grenznachbarn in Costa Rica das rechte Ufer des San Juan-Flusses abgenommen hatten) sich der Regierung von Washington völlig in die Arme warf; in der letzten Hälfte des Jahres 1857 wurde durch den nicaraguanischen Gesandten Yrissari in Washington bereits der Freundschaftsvertrag abgeschlossen, welcher den Nordamerikanern das wichtigste Stück von Centralamerika in die Hände gab, indem er ihnen die Beschützung der Transitroute durch Nicaragua von Greytown bis zu den Häfen des stillen Oceans übertrug. Da weiterhin Englands Interessen durch den ostindischen, dann durch den italienischen Krieg möglichst stark in Anspruch genommen wurden, so kam in der That erst am 28. Nov. 1859 der Vertrag zu Stande, der unter den früher stipulirten Bedingungen Ruattan und die andern Bai-Inseln an Honduras zurückgab; bald nachher (28. Jan. 1860) wurde dann endlich auch der Vertrag geschlossen, durch welchen die Moskitoküste und Greytown an Nicaragua überlassen, Greytown zugleich den Schiffen aller Nationen geöffnet wurde.

Die von dem britischen Publicum und Presse wesentlich gebilligte Nachgiebigkeit gegen Nordamerika hatte einen doppelten Grund. Speciell für Centralamerika kam der Umstand in Betracht, daß man nach der mehr und mehr sich ausbreitenden Ueberzeugung durch die Emancipation der Sklaven die englischen Antillen und Jamaica rettungs- und hoffnungslos ruinirt hatte, daß diese Gegenden für England, — welches seine überseeische Macht und Bedeutung jetzt auf Südafrika, Ostindien, Australien und China stützte, — wesentlich werthlos geworden waren, und daß damit auch die Beherrschung des Antillenmeeres für England nicht mehr die Bedeutung hatte, wie noch dreißig Jahre früher. Aber die allgemeinen Gründe, die England immer und immer (auch unter Palmerston's anderweit so oft so rücksichtslos dreisten und brutalisirenden Regierung) vor jedem ernsten Conflict mit Nordamerika zurückweichen ließen (und heute wieder lassen), und zwar auch dann, wenn England das sonnenklarste Recht auf seiner Seite hatte, — sind wesentlich diese. Es ist wol wahr: die militärische Macht der Union stand damals noch immer weit hinter der britischen zurück, und selbst die Flotte der Nordamerikaner war mit der britischen nicht entfernt zu vergleichen. Aber es war ausgemacht, daß nicht blos im Falle eines Krieges Amerika den Engländern den zähesten und ausgiebigsten Widerstand hätte leisten können, sondern daß die Union auch dem großbritannischen Reiche den furchtbarsten Schaden thun konnte. Einerseits konnte (und kann) Amerika durch Legionen von Kaperschiffen dem britischen Handel die schwersten Wunden schlagen. Weiter aber stand und steht England gerade mit der Union unter allen Mächten der Welt im innigsten commerziellen und industriellen Zusammenhange. Großbritanniens Handel mit Nordamerika dürfte an Ausdehnung und Wichtigkeit so ziemlich dem Umfang und Betrag

der englischen Handelsverbindungen mit sämmtlichen übrigen Staaten der Erde (die britischen Colonien natürlich ausgenommen) gleichkommen. Namentlich aber waren andauernd für England unentbehrlich die Millionen Centner der in den Südstaaten der Union massenhaft producirten Baumwolle, durch welche die zu riesenhafter Ausdehnung gediehene englische Kattun-Industrie gefüttert und im Gange erhalten wurden. Ein Stillstand dieser Industrie mußte sofort die Donnerstimme der Manchestrier gegen die Regierung erschallen lassen; mehr aber, dadurch konnten sofort Hunderttausende von Arbeitern brodlos gemacht, schreckliche Hungerkrisen erzeugt, und weiter bei der complicirten Natur des Geldmarktes eine ausgedehnte finanzielle und commerzielle Katastrophe veranlaßt werden; eine trostlose Perspective für einen übervölkerten Fabrikstaat, in dessen Schooße sich bei jeder ernsten politischen Krisis sofort gefährliche sociale Stürme regen. Aber außer dieser, an sich schon und für sich allein schon, die eventuell entschlossene Stellung und Haltung Englands gegenüber der Union lähmenden Baumwollenfrage, so waren auch die meisten der andern geschäftlichen Beziehungen beider Länder so geartet, um bei jedem Kriege zwischen diesen großen Seemächten gerade England in den schwereren Nachtheil zu bringen. Englisches Kapital hatte sich massenhaft nach den Vereinigten Staaten gewendet, um dort in öffentlichen und privaten Unternehmungen aller Art eine einträgliche, wenn auch nicht gerade immer sichere Verwendung zu finden. Ein Krieg mit Amerika mußte — außer dem Aufhören des ungeheuren Absatzes englischer Fabrikate nach Amerika — für zahllose englische Unterthanen den ganzen oder theilweisen Verlust ihrer in Amerika angelegten Kapitalien zur Folge haben. Diese schwer empfundene commerzielle Abhängigkeit Großbritanniens von Amerika hat sehr bestimmend auf die Haltung der londoner Regierung gegen das Cabinet von Washington eingewirkt. England mußte sich also im J. 1856 wirklich tief vor den Yankees demüthigen, mußte den in der Krim ohnehin nicht gerade gehobenen Nimbus seiner Macht damals noch mehr verbleichen lassen. Es empfand gerade in diesem Jahre wieder, wie sehr die wachsende Macht Amerika's auch die freie politische Action der englischen Regierung beeinträchtigt; die russenfreundliche Haltung der Union während des levantinischen Krieges hatte von Neuem den britischen Staatsmännern gezeigt, wie Amerika die Engländer bei jeder schweren europäischen Verwickelung zu schädigen, ihre Verlegenheiten auszunutzen stets nur allzu bereit sein werde. Gerade im J. 1856 hat dann die lästige amerikanische Verwickelung offenbar stark dahin gewirkt, daß England, ohnehin schon (s. unten) im Begriff, mit China und Persien ein sehr ernstes Wort zu reden, in den Nachwehen des levantinischen Krieges und des pariser Friedenscongresses eine vergleichsweise so matte Rolle gespielt hat.

Zwei Punkte waren es, über welche bald nach Abschluß des pariser Märzfriedens neuer Zwist entstand: einmal die Schwierigkeit, die neue Grenzlinie zwischen Bessarabien und der Moldau in einer der Türkei und Rußland gleichmäßig genehmen Weise festzustellen, — andererseits die Frage der neuen Organisation der nunmehr den Russen entzogenen rumänischen Donaufürstenthümer. Namentlich der letztere Punkt, der ja heute noch immer eins der „Zündhölzchen" (um mit Palmerston zu reden) ausmacht, die leicht einmal ganz Europa in Brand stecken können, — verschob die Stellung der pacificirenden Mächte in seltsamer Weise. Die nationalen Wünsche und Interessen der Rumänen liefen stets auf eine unmittelbare Vereinigung der Walachei mit der Moldau; die Pforte, in solchen nationalen Fragen immer unbesonnen und zur Unzeit hartnäckig, wollte davon aber durchaus nichts wissen. Dagegen interessirten sich Frankreich, Sardinien und, sowol der neuen Deferenz gegen Frankreich wie seiner schlauen alterprobtem levantinischen Politik sehr entsprechend, Rußland sehr bestimmt für die Union der Fürstenthümer. Oesterreich (damals consequent gegen alle nationalen Bestrebungen solcher Nachbarvölker gestimmt, die Stammesgenossen unter dem Doppeladler hatten) stand natürlich zur Pforte. England aber, Anfangs mehr der französischen Idee zugewandt, näherte sich auch in dieser Frage allmälig mehr den in Stambul und Wien festgehaltenen Ansichten, je mehr Frankreich (nunmehr den britischen Staatsmännern wiederholt in kleiner Münze es heimzahlend, daß sie während des levantinischen Krieges von einer „Revision der Karte Europa's" durchaus nichts hatten wissen wollen) den Russen und deren Huldigungen entgegenkam. So wenig sympathisch seit 1848 und 1849 das Verhältniß zwischen Palmerston und Wien gewesen war; so wenig während des levantinischen Krieges die Beziehungen zwischen Wien und England die Innigkeit angenommen hatte, wie zwischen Wien und den Tuilerien: nach dem Congreß wurden doch die Beziehungen zwischen Wien und London wesentlich enge und vertraute. Während nun die rumänische Sache nur langsam sich entwickelte, und zunächst die Pforte thatsächlich mit ihren Ansichten das Feld behauptete: so entwickelten sich über die Ausführung der neuen (bei dem Congreß ohne genaue geographische Sachkunde bestimmten) bessarabischen Grenze so viele Differenzen, daß endlich (19. Sept.) die russische Regierung mit der Idee hervortrat, diese Sache, überhaupt die in der Schwebe gebliebenen Fragen, auf neuen Conferenzen zu schlichten. Frankreich war sehr bereit dazu; die englische Regierung aber, einerseits durch die sich einleitende scharfe Spannung mit Rußlands asiatischem Vasallenstaate Persien schwer gereizt, andererseits sehr wenig geneigt, um Rußlands willen die für die europäischen Zustände nicht unbedenkliche Neigung der neuen französischen Regierung zu pariser Conferenzen und Congressen, die leicht alle möglichen „Fragen" vor Frankreichs Forum ziehen konnten, zu begünstigen, — widerstrebte lange genug, — inmitten der Verlegenheit, keinen Grund zu finden, um ohne Verletzung des befreundeten Herrschers von Frankreich nicht zu willfahren. In der That nur erst nach längerem Widerstreben (ja selbst nach längerem, den Friedensbestimmungen widersprechendem, drohendem Verweilen britischer

Kriegsschiffe im schwarzen Meere), und um die Beziehungen zu den Tuilerien nicht ernstlich zu trüben, entschloß sich England endlich — nachdem schon der Kampf um die Stimmung der Pforte, die England und Oesterreich zunächst sehr gern noch in dem schwarzen Meere und in Rumänien beließ, und noch mehr der Kampf zwischen den französischen und den wiener und londoner Journalen schon längst entbrannt war, — mit Anfang December des Jahres 1856 dazu, auf die pariser Nachconferenzen sich einzulassen. Palmerston's verschämte Satelliten in den Journalen der Hauptstadt schwindelten dem Publicum natürlich wieder die alten Albernheiten vor von dem continentalen Einflusse, der (durch Prinz Albert) den „wahrhaft englischen" Staatsmann drücke. Die Arbeiten dieser Nachconferenz zu Paris begannen ernsthaft mit dem 29. Dec. 1856. Da sie nur auf sehr wenige Punkte sich beschränkten, so konnte bereits am 6. Jan. 1857 das Schlußprotokoll unterzeichnet werden. England hatte wirklich den Triumph, Rußland einigermaßen zu demüthigen, indem die Majorität der Conferenzmächte Rußland veranlaßte, die in dem pariser Frieden übersehene, nicht unwichtige sog. Schlangeninsel (an der Donaumündung), die Rußland zur Zeit noch beanspruchte, der Pforte direct zurückzugeben (wie das Donau-Delta überhaupt) und ferner an der neuen Moldaugrenze die Städte Bolgrad und Tobeh der Moldau zu überlassen. Dafür behielt Rußland auf dem rechten Ufer des Flusses Yalpuk die Stadt Komrat mit einem Gebiete von etwa 330 □Wersten. Bis zum 30. März 1857 sollten die Grenzen dann überall berichtigt, Oesterreichs Truppen aus Rumänien, Englands Flotte aus dem schwarzen Meere zurückgezogen sein.

Wie das Jahr 1856 überhaupt der Diplomatie Englands keine nennenswerthen Lorbeeren gebracht hatte, so war auch ein mehr secundärer diplomatischer Feldzug in diesem Jahre wesentlich im Sande verlaufen. Während des Krimkrieges hatte der seit Gladstone's literarischem Kriege (s. oben) und durch die Mishandlung seiner politischen Gefangenen den Engländern besonders verhaßte König Ferdinand von Neapel den Westmächten wiederholt (namentlich auch durch Ausfuhrverbote) seine Abneigung bekundet; andererseits hatte er doch wieder während des Krieges die Notirung einer russischen Anleihe an der Börse von Neapel nicht zugelassen. Nun hatte der sardinische Bevollmächtigte bei dem pariser Friedenscongreß im März 1856, der berühmte Graf Cavour, im Sinne seiner italienischen Politik die traurigen Zustände in den meisten Staaten der italienischen Halbinsel vor das europäische Forum gebracht. Und England war sehr gewillt, mit starkem Nachdruck die sardinischen Forderungen in Betreff der innern Politik der italienischen Staaten zu unterstützen. Nach dem Congreß wünschte England, — immer im Sinne der alten liberal-tendenziös gefärbten Einmischungspolitik Palmerston's, die dabei zugleich immer die Gefahr einer möglichen Bedrohung des Friedens durch die italienische Misregierung als Motiv solcher Einmischung an die Spitze stellte, solchen Forderungen Nachdruck zu geben. Dieser Nachdruck blieb aber aus, weil England nicht ohne Frankreich agiren wollte, Frankreich aber damals noch kein Interesse hatte, aus dem „Schmerzensschrei" Italiens politisches Kapital zu machen. So geschah es denn, daß beide Westmächte allerdings im Laufe des Sommers 1856 in allgemeinen Ausdrücken von dem neapolitanischen Gouvernement den Erlaß einer Amnestie und die Reform der Justizverfassung forderten, indem sie zwar formell „die Absicht einer Einmischung" abwiesen, dafür aber das „Gesammt-Interesse" von Europa geltend machten, welches den Westmächten das Recht gebe, vor einer Gefahr zu warnen, die aus der gegenwärtigen Lage Neapels und Siciliens sehr leicht zunächst für das übrige Italien hervorgehen könne. Die ersten Vorstellungen dieser Art wurden Ende Mai 1856 in Neapel gemacht; Neapel antwortete unter dem 30. Juni rund ablehnend, und so schroff und abstoßend als möglich. Da dadurch nicht blos England, sondern auch das in dieser Sache damals viel milder auftretende Frankreich schwer verletzt wurde, so beeilte sich Oesterreich, dem diese neuen italienischen Wirrnisse begreiflicherweise möglichst widerwärtig waren, — hierdurch besorgt gemacht, seinen Einfluß in Neapel geltend zu machen, um eine Redressur der von den Westmächten in der brusquen Sprache jener Depesche gefundenen Beleidigung zu erwirken. Dem fügte sich der König Ferdinand in so weit, daß sein Minister unter dem 26. Aug. eine beschwichtigende Note schrieb; in der Sache selbst aber blieb das Gouvernement fest bei seiner Ablehnung stehen. Die Westmächte waren aber keineswegs blos mit der Aenderung der Tonart zufrieden; namentlich auf Englands Betrieb wurden in einem Ultimatum die früheren Forderungen wiederholt, und für den Fall der Ablehnung mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen und mit einer Flottendemonstration gedroht. Da nun Neapel nicht nachgab, so wurden gegen Ende October die Gesandten der Westmächte aus der Hauptstadt des Königs Ferdinand zurückgezogen, die Flotten zu Toulon und Malta zum Schutz der westmächtlichen Unterthanen in Neapel bestimmt. Da jedoch in eben dieser Zeit die neue levantinische Frage England und Frankreich einigermaßen in Spannung gebracht und (s. oben) England dicht an die Seite Oesterreichs geführt hatte: so gerieth die neapolitanische Frage unter dem großen Lärm anderer wichtigerer Angelegenheiten allmälig in Vergessenheit; wie nicht minder die Spannung Englands mit Toscana, mit dem man beiläufig in London seit 1853 wegen der schmachvollen fanatischen Mishandlung der Madiai's mit Recht ebenso grollte, wie man den seit 1850 energisch geführten Kampf der sardinischen Regierung gegen die papistische Kirche und den Ultramontanismus mit starken Sympathien begleitete.

Während auch in Neapel England im J. 1856 keine Erfolge erreichte, vielmehr sehr wesentlich durch seine Einmischung in die innern Verhältnisse dieses Landes dem neuen russischen Staatskanzler Fürst Gortschakoff eine schöne Gelegenheit bot, in seinem berühmten Rundschreiben vom September 1856 das Verfahren der

Westmächte gegen Neapel wie gegen Griechenland (dessen Occupation durch die Truppen der Westmächte erst mit dem 27. Febr. 1857 aufhörte) mit beißender Ironie zu skizziren, — war bei dem pariser Frieden und in weitern, daran sich knüpfenden Verhandlungen wenigstens der moralische Erfolg über alte und grausame Barbarei gewonnen worden, daß auch England sich dazu verstanden hatte, der Privatkaperei zu entsagen und namentlich die neuen, zuerst während des Krimkrieges (s. oben) mit Frankreich vereinbarten (wenn auch immerhin noch unvollkommenen) milderen Grundsätze über die Rechte der neutralen Flaggen auch für die Zukunft („frei Schiff, frei Gut") allgemein anzuerkennen.

Sonst bot auch die parlamentarische Campagne des Jahres 1856 wenig Erfreuliches für die englische Regierung dar. Es sind in dieser Session nur wenige nennenswerthe Reformen durchgeführt worden; und namentlich der Umstand konnte Bedenken erregen, daß Palmerston gegen die Linke seiner Anhänger mehrfach nur mit Hilfe der Tories die Mehrheit im Unterhause behauptete. Hier war namentlich bemerkenswerth der Versuch der Regierung, das Oberhaus (wie viele Publicisten empfehlen, die außerdem nur noch die Abstellung der Vota im Oberhause durch Stellvertretung wünschen) allmälig zu reformiren durch Ernennung von Pairs auf Lebenszeit. Zu Anfang des März nämlich beschloß das Oberhaus mit großer Majorität, daß der Baronet Parker, den die Königin zum Pair von Wensleydale auf Lebenszeit erhoben hatte, nicht berechtigt sei, auf Grund dieses Titels im Hause der Lords seinen Sitz einzunehmen. Nun machte die Regierung freilich später den Lord Wensleydale zum erblichen Pair. Aber im Juli brachten ihr die Whigs unter Russell eine Niederlage bei (während viele Tories für die Regierung stimmten), indem sie den Gesetzentwurf über das Recht der Krone, vier Richter als Lords auf Lebenszeit in das Oberhaus zu setzen, zum Sturze brachten.

Diese und andere Niederlagen erlitt das Cabinet Palmerston jedoch lange, ohne sich in seinem Bestand ernstlich bedroht zu sehen. Die Opposition war eben gar zu sehr zerspalten, um daran denken zu können, ohne Weiteres ein neues Cabinet bilden zu sollen. Sie vermied daher, Krisen herbeizuführen, von denen man vermuthen konnte, daß Palmerston ihnen durch Auflösung des Parlaments die Spitze bieten würde, für welche namentlich die Tories nicht sichere Chancen genug zu haben glaubten, um darauf hin den Sturz des Cabinets zu unternehmen. Dieses änderte sich endlich mit dem Frühjahre 1857, und zwar auf Grund der neuen Conflicte Englands in dem östlichen Asien, die seitdem mehrere Jahre lang das Hauptinteresse in der Geschichte des großbritannischen Reiches bilden.

Die chinesischen Behörden hatten die Bedingungen des im J. 1842 (s. oben) zu Nanking geschlossenen Friedens stets nur unvollkommen erfüllt. Namentlich hatte England (während Amerika Zollbeschwerden führte, Frankreich über vertragswidrige scheußliche Mishandlung von Katholiken zu klagen hatte) über die mangelhafte Oeffnung der Stadt Kanton für den Handel und über die vertragswidrige Behandlung seiner höhern Beamten sich zu beschweren. Die hochmüthigen Kantonesen selbst verhinderten die Oeffnung ihrer innern Stadt für die Fremden; die kaiserlichen Behörden konnten oder wollten die Wünsche der Engländer nicht vollständig erfüllen, gefielen sich eher in beständigen lästigen Zerrereien und Nörgeleien. Alle bei weiteren Unterhandlungen für die endliche Oeffnung von Kanton durch die Engländer gewährten Fristen blieben erfolglos; die Nachsicht der Briten galt eben als Schwäche. Und als nun der seit dem Jahre 1849 (s. oben) als Consul in Kanton mit Energie thätig gewesene Dr. Bowring nach seiner Ernennung zum Oberstatthalter in Hongkong, im J. 1854 von der chinesischen Staatsregierung das Recht der Eröffnung Kantons energisch forderte, wurde er, — diesmal durch den schlauen, umsichtigen, thätigen und unbeugsamen chinesischen Oberstatthalter Yeh zu Kanton, — ebenso bestimmt abgewiesen, wie im J. 1850 sein Vorgänger Bonham.

Als nun der Krieg mit Rußland im März 1856 zu Ende gegangen war, beschloß die englische Regierung im Einverständniß mit Frankreich, welches ebenfalls Schiffe und Truppen nach China schicken wollte, durch starke Demonstrationen, eventuell durch Waffengewalt, die Ausführung und Revision der Verträge mit China zu erzwingen. Noch aber waren die nöthigen Vorkehrungen nicht getroffen; auch befand sich zu Hongkong erst eine schwache Schiffs- und Truppenmacht der Engländer, als schon ein unseliger Zwischenfall mit Einem Schlage einen grausamen Krieg entzündete. Die chinesische Lorcha (eine Art einheimischer, nach portugiesischer Art gebauter Schiffe) „Arrow", Eigenthum des Chinesen Su-Asing, für welche das dänische Haus John Burd u. Comp. die nöthigen Papiere erlangt hatte, um sie als „englisches Schiff" einregistriren zu lassen, war den Chinesen verdächtig geworden, weil ihre wilde Bemannung ihnen als Räuber und Schmuggler galten. Nun waren die englischen Papiere dieses Schiffes am 27. Sept. 1855 auf Ein Jahr ausgestellt worden. Sie waren abgelaufen und noch nicht erneuert, als am 8. Oct. 1856 die chinesischen Behörden Kantons diese Lorcha mit 12 Mann Besatzung wegnehmen ließen; sie hielten das Schiff nicht mehr für ein britisches. Anders sah das englische Consulat zu Kanton die Sache an. Man nahm hier einfach an, die „Arrow" sei ein regelmäßig einregistrirtes britisches Fahrzeug gewesen; durch die Wegführung der Mannschaft aber hätten die Chinesen das Recht des Consuls, über britische Unterthanen selbständig zu richten und zu entscheiden, verletzt, und müßten nun jede gewünschte Genugthuung leisten. Consul Parkes verlangte daher die öffentliche feierliche Uebersendung der gefangenen chinesischen Matrosen und eine förmliche Erklärung des Oberstatthalters Yeh, daß künftig ein ähnlicher Bruch der Verträge nie mehr stattfinden werde. Die Art, wie nun Yeh diese Forderungen zu erfüllen gedachte, genügte dem britischen Consul nun durchaus nicht; er forderte die unbedingte Erfüllung seines Be-

gehrens und namentlich die öffentliche Zurückführung jener Matrosen durch die chinesischen Behörden auf ihr Schiff. Endlich (21. Oct. 1856) wurde von Seiten der englischen Behörden in China der chinesischen Regierung in Kanton das Ansinnen gestellt, binnen 24 Stunden sich über Annahme des britischen Ultimatums zu entscheiden: eine Ablehnung sollte mit Gewalt gestraft werden. Da auch dieser Schritt ohne Erfolg blieb, so erhielt der Admiral Sir Michael Seymour (derselbe, der unter Napier und Dundas in der Ostsee gefochten hatte und neuerdings zum Oberbefehlshaber der britischen Flottenstation in Indien und China ernannt war) am 22. Oct. den Befehl, mit seiner Flotte die Annahme jenes Ultimatums zu erzwingen. Sofort begannen die fremden Kaufleute und Missionäre, ihre Habe und Familien nach Hongkong zu flüchten. Seymour aber eroberte am 23. Oct. ohne Mühe die vier Castelle an der Barrière zur Einfahrt in den Hafen von Kanton. Offenbar auf höhern Befehl räumten die chinesischen Truppen auch die Schanzen an der innern oder Macao-Durchfahrt. Als aber die Engländer nun weiter vordrangen, die Straßen in der Nähe der Factoreien besetzten und Gebäude und Brücken abzubrechen begannen, da erhob sich das wüthende Volk der Stadt, freilich nur um sofort durch das englische Gewehrfeuer aus einander getrieben zu werden. So wurde dann die Gasse Têulankei hinter den europäischen Factoreien strategisch besetzt, die benachbarten Inseln ebenfalls occupirt, Batterien aufgepflanzt, durch die (28. Oct.) der Palast des Statthalters Yeh beschossen wurde; von hier aus breitete sich bald ein großer Brand aus. Am 29. Oct. führte Seymour selbst mit 400 Mann einen Sturm aus auf die innere Stadt Kanton, brachte den Chinesen schwere Verluste bei, eroberte Yeh's Palast, welcher von den Engländern in Civil wie in Uniform geplündert wurde. Die Flucht der Einwohner aus der Stadt war in vollem Gange.

Bowring und Seymour hatten gehofft, durch ihre energische Note, wenigstens aber durch die ersten kriegerischen Unternehmungen gegen Kanton Yeh's Trotz zu brechen; sie wurden bald inne, daß Yeh persönlich ebenso zähe und hartnäckig war, wie das gegen die Fremden in der Hauptstadt Peking angenommene System der kaiserlichen Centralregierung überhaupt. Wohl trat Yeh am 30. Oct. mit den Briten in Unterhandlungen; aber die Forderung Seymour's, jetzt endlich den Fremden den friedlichen Zutritt in das innere Kanton zu gestatten, lehnte er hartnäckig ab. So begann das Bombardement der Stadt am 3. Nov. von Neuem mit verstärkter Heftigkeit, und wurde am 4. Nov. fortgesetzt. Dadurch ist furchtbares Elend veranlaßt worden; nicht nur die Chinesen hatten durch Brand und Plünderung enorme Verluste erlitten, auch die Fremden hatten schon jetzt sowol durch Brände in chinesischen Lagerhäusern wie durch Suspendirung ihrer großen Ausstände bei chinesischen Kaufleuten namhafte Summen verloren. Auch viele literarische Schätze gingen verloren.

Nun hatten zu allem Unheil Bowring und Seymour nicht die nöthigen Machtmittel zur Hand, um den zähen Widerstand der Chinesen durch neue imponirende Schläge sofort zu brechen und den Krieg schnell zu beendigen. Die indische Regierung in Calcutta wollte ohne vorgängige Genehmigung seitens des londoner Cabinets die Bitte Bowring's, ein Heer nach Kanton zu schicken, nicht erfüllen. Und nun führte Yeh den Krieg auf chinesische Weise; d. h. zuerst setzte er durch Proclamation vom 5. Nov. an die Kantonesen einen Preis von 130 Dollars auf jeden Kopf eines der englischen „Barbaren"! Damit war natürlich allen Schurken und Banditen der Weg gezeigt zu einem Mord- und Räuberkriege gegen die Engländer, und zwar zu einem Kampfe der greulichsten Art. Die Schläge des Admirals Seymour nun mit seiner immerhin schwachen Macht trafen trotzdem demnächst vernichtend (6. Nov.) eine chinesische Kriegsflotte bei Kanton; dann wurden die chinesischen eroberten Schanzen zerstört; weiter wurden, gewöhnlich mit schrecklichen Verlusten an Menschen für die Chinesen, seit dem 11. Nov. mehrere benachbarte Seefestungen, namentlich Süd-Wantong, Nord-Wantong, Anonghai, Tschuenpi, und andere Punkte bombardirt und erobert, — während bald nachher die Feindseligkeiten der Chinesen gegen ein amerikanisches Schiff (amerikanische Civilisten hatten allerdings mit den Engländern in Kanton geplündert) auch die Feindschaft der Amerikaner gegen China mobil machten. Am 4. Dec. aber eroberte Seymour die mit dem seltsamen Namen „französische Thorheit" bezeichnete, stark befestigte Halbinsel bei Kanton. Trotzdem war die chinesische Regierung fest entschlossen, den Krieg mit Ausdauer fortzusetzen. Da sie mit den Waffen nichts vermochten, so halfen sich die Chinesen, indem sie (14. Dec.) die fremden Factoreien in Kanton heimlich in Brand steckten und dadurch furchtbare Geldverluste herbeiführten. Und als seit dem 10. Jan. 1857 Seymour Kanton und dessen Umgegend völlig räumte und seine Macht vorläufig zu Hongkong sammelte, folgten in diesen schutzlosen Gegenden Mordthaten genug gegen wehrlose Europäer.

Da nun Bowring außerdem in schlimmer Verkennung des chinesischen Charakters nicht blos durch andere chinesische Provinzialbeamten mit dem Hofe zu Peking anzuknüpfen suchte, sondern sogar an Yeh selbst und dessen Mandarinen gegen 72 gefangene Piraten zur Hinrichtung auslieferte: so hielten die Chinesen die Engländer wirklich für gebrochen und gedemüthigt. Da ohnehin die Zerstörung des halben Kanton neuen, da von früherher die seit 1842 eingetretene Einnistung der Engländer in den chinesischen Küstenhandel, die Betheiligung vieler Abendländer bei dem Aufstande der Taiping, die Greuel des Kuli-Handels, die öftere Mishandlung von Chinesen in Australien und Californien vielen alten Haß gegen die Europäer gesäet hatte: so drohte der Krieg ein wahrer Volkskrieg gegen die Fremden zu werden. Zunächst wuchsen die Verlegenheiten der Engländer auf Hongkong. Denn Yeh rief nicht allein die sämmtlichen Chinesen aller Geschäftskreise auf, die Beziehungen zu den Engländern einzustellen, forderte nicht blos die Chinesen auf Hongkong auf (25. Dec.

1856), die Insel zu verlassen: er bedrohte nicht blos die widerstrebenden Chinesen und deren Familien mit dem Tode, — auch die auf Hongkong selbst verbleibenden Chinesen wurden verdächtig. Die Stadt Victoria sah sich durch Mord und Brand bedroht; zu Keulong (gegenüber auf dem Festlande) bildete der Doctor Tschan-Kunitsik einen „Ausschuß zur Vertilgung der Barbaren", der auf Köpfung und Vergiftung der Engländer in Hongkong hinzielte.

Die englische Regierung in London gedachte dieser schlimmen Lage ein schnelles Ende zu bereiten. Ein durchaus tüchtiger politischer Agent, Lord Elgin (es war James Bruce, Graf von Elgin und Kincardine, ein Sohn des durch seine griechischen Antiken-Entführungen bekannten Thomas Bruce, Grafen von Elgin; im J. 1811 geboren, seit 1841 zuerst Unterhausdeputirter, dann nach des Vaters Tode Mitglied des Oberhauses, unter Lord Derby als wohlthätiger Regent der Insel Jamaica ausgezeichnet, nachher seit 1846 Gouverneur von Canada, wo er in höchst schwieriger Zeit den innern Frieden erhalten, die erste Eisenbahn veranlaßt, endlich im J. 1854 den Handelsvertrag mit Nordamerika erwirkt hatte, im J. 1855 dann wieder in England), ein Mann von ebenso großen Talenten, wie besonnenem und versöhnlichem Charakter, wurde ausersehen, um mit namhaften Truppenmassen und umfassenden Vollmachten die chinesische Sache beizulegen. Während nun schon im März 1857 die ersten der vielen (im März, April und Mai dieses Jahres) zu Hongkong sich sammelnden Dampfschiffe, Kanonenboote und anderen Fahrzeuge in den chinesischen Gewässern ankamen, mit denen Seymour und Elgin weiter operiren sollten, ging Elgin im April 1857 über Paris und Malta nach dem Orient ab. Aber seine und seines Heeres Action in China wurde weit hinausgeschoben durch die gewaltige ostindische Katastrophe.

Vorher aber hatte die chinesische Katastrophe auf die innere Politik Großbritanniens energisch zurückgewirkt. Das Parlament war am 3. Febr. 1857 wieder eröffnet worden. Da war es nun die chinesische Angelegenheit und das sehr zweifelhafte Recht in dem Streitpunkte mit der Lorcha „Arrow", was die Parteien der Opposition, die Tories, die Peeliten (unter denen namentlich Gladstone gewaltig kämpfte), den bitter grollenden Russell, die Radicalen, und vor Allen die wüthenden Manchestrier (die den Abfall des ehemaligen Friedensfreundes Bowring von ihren Parteigrundsätzen nicht verziehen), zu dem Versuche bestimmte, den dictatorisch gebietenden Palmerston endlich zu stürzen. Namentlich die Manchesterschule führte den Krieg mit Leidenschaft. Während nun im Oberhause die Regierung in der chinesischen Debatte die Mehrheit mit 40 Stimmen gegen die Tories behauptete, freilich in der Debatte gegen die Angriffe der Lords Derby, Lyndhurst, St. Leonards, Ellenborough mehrfach den Kürzern zog, — lenkte im Unterhause Cobden den großen Angriff. Cobden warf der Regierung geradezu vor, sie habe den Streit mit China absichtlich herbeigeführt, um die durch den unverhofften Ausgang des levantinischen Krieges getäuschte Kriegslust des englischen Volkes zu befriedigen und dessen Aufmerksamkeit von innern Reformen abzulenken. Cobden stellte also im Unterhause den Antrag auf ein entschiedenes Tadelsvotum gegen das Cabinet; namentlich erschienen die durch die „Arrow"-Affaire veranlaßten Gewaltsamkeiten gegen China durchaus nicht gerechtfertigt, — dabei wurde höhnisch gefragt, ob England in entsprechender Weise gehandelt haben würde, wenn es nicht Peking, sondern Washington, nicht Kanton, sondern Charleston sich gegenüber gehabt hätte. Unterstützt durch Männer wie Bright, wie Graham und Gladstone, Sidney Herbert, durch die Tories unter Lytton Bulwer's und Disraëli's Führung, aber auch durch Russell, Röbuck und andere, siegte Cobden am 3. März 1857; das Cabinet blieb mit 16 Stimmen (mit 247 gegen 263) in der Minorität. Nun waren im Unterhause die Parteien dabei völlig gespalten gewesen; die Angriffe hatten namentlich der persönlichen Machtstellung Palmerston's gegolten: um Cobden, der selbst kein Amt begehrte, hatten sich dieses Mal Tories, Peeliten, Whigs scharen können; viele Whigs fürchteten von einem neuen Kriege in der That die Verschiebung innerer Reformen, für die man Palmerston ohnehin nur wenig Neigung zutraute. Für Palmerston stand ein anderer Theil der Whigs, und dazu nicht wenige Tories, die in solchen Fragen lieber mit dem gemäßigt liberalen Palmerston als gerade mit den radicalen Cobdeniten gehen wollten. Palmerston selbst nun hatte bei der schwierigen politischen Lage in der chinesischen Frage kaum anders handeln können, als er gethan; in und außerhalb des Parlaments stimmten sehr Viele mit ihm dahin überein, daß unter obwaltenden Umständen schwerlich irgend ein Cabinet auf 2000 Meilen Entfernung in so verwickelter Lage die Haltung seiner militärischen und diplomatischen Beamten würde desavouirt haben.

Unter diesen Umständen glaubte aber Palmerston nunmehr einen kühnen Zug wagen zu dürfen, d. h. er appellirte an das Land. Das Parlament wurde am 21. März 1857 aufgelöst. Die neuen Wahlen gaben dem berühmten Staatsmanne vollkommen Recht. Das Volk, ohnehin durch eine kraftvolle auswärtige Politik leicht gewonnen, musterte diesmal Palmerston's Gegner; und da in der That die Geschichte der letzten drei bis vier Jahre mit wenigen Ausnahmen keinen englischen Staatsmann zeigte, dem sich nicht in der Meinung des Volkes Palmerston an Thaten und Verdiensten weitaus überlegen gezeigt hätte, so gab das Volk Palmerston's Gegnern eine beispiellose Lection. Der Schlachtruf wurde „für oder gegen Palmerston"; die Folgen waren für die numerische Stärke der britischen Parteien im Parlament geradezu zertrümmernd. Nicht weniger denn 175 der bisherigen Deputirten waren aus dem Parlament ausgeschlossen worden. Die Tories verloren 91 Sitze; die Peeliten — jetzt zu einer kleinen Schar zusammengeschmolzen — hatten zwölf Sitze verloren; (Gladstone hatte sich nur mit Mühe bei der Universität Oxford behauptet, Graham sich gleichfalls nur mit

Mühe in Carlisle behauptet, während Leute wie der tüchtige Cardwell durchfielen). Am härtesten traf der Zorn des Volkes, hier zugleich auch die nationale Reaction gegen die Einseitigkeit des Systems und die im Grunde falsche Auffassung der auswärtigen Politik, — die sog. Manchesterschule. Palmerston's Hauptgegner, der edle Richard Cobden, war jetzt so unpopulär geworden, daß er weder in seinem alten Wahlorte (im Bezirke West-Riding), noch in Leeds, noch in Huddersfield wieder gewählt werden konnte und seitdem zwei Jahre lang nicht im Parlament saß. Ebenso fielen die andern Hauptführer dieser Partei sämmtlich durch; Bright mußte in Manchester einem Radicalen weichen, der aber für Palmerston und den chinesischen Krieg stimmte, — er selbst war bis 1859 ebenfalls nicht mehr im Parlament. Milner Gibson kam erst später durch eine Nachwahl für Ashton wieder in das Unterhaus; und ähnlich ging es nicht blos Freihändlern und Manchestriern, sondern auch echten Radicalen, — Leute wie Fox, Miale, Layard, Goderich, Roundell Palmer u. a. m. verfielen eben diesmal demselben Schicksal. Palmerston selbst, dem in London eine Wahl angeboten ward, blieb seinem alten Tiverton treu, — Russell hielt sich für die City; überhaupt hatte die Whigpartei (theils als Liberale alten Rufes, theils als entschiedene Anhänger Palmerston's, theils als liberale Stütze des liberalen Cabinets) die wenigsten Verluste erlitten. Palmerston selbst, dem jetzt im Unterhause eine Majorität zu Gebote stand, wie sie seit des alten Reformlords Grey Zeiten so massiv nicht mehr für einen Minister in Waffen gestanden hatte (die Mehrheit der Liberalen zusammen gegenüber den Tories betrug übrigens etwa 80 Mann), schien seine Macht für die Dauer fest begründet zu haben. Aber schon damals machten sachkundige Beurtheiler darauf aufmerksam, daß gerade der Umstand, daß so viele Abgeordnete diesmal — eigentlich ganz unenglisch — gewissermaßen auf Palmerston's Namen hin gewählt waren, sehr geeignet war, das natürliche Correctiv abzugeben für die exceptionelle persönliche Machtstellung des berühmten Staatsmannes. Denn das war gewiß: die neue Palmerstonianische Mehrheit waren Liberale, — Anhänger der auswärtigen Staatsleitung des Lords, aber sicherlich nicht gewillt, ihm auch dann zu folgen, wenn er etwa im Innern illiberal auftreten oder Reformen aufhalten würde. Und dieser neuen, innerlich gleichartigen, liberalen Majorität konnte Palmerston eben nur so lange sicher sein, als er sich entschloß, wesentlich in deren Sinne zu regieren. Gegen diese Majorität konnte er bei einer neuen Differenz nicht so leicht mit einer Auflösung vorzugehen auch nur wagen.

Als nun das neue Unterhaus als seinen Sprecher den ministeriellen Candidaten Mr. Denison gewählt hatte, und dann in aller Form am 5. Mai 1857 das Parlament wieder eröffnet worden war, standen die Dinge in China andauernd bedenklich. Dagegen konnte die Regierung wenigstens die Erledigung eines andern gleichzeitigen orientalischen Krieges melden, nämlich des neuesten Krieges mit Persien. Persien war den Engländern seit alter Zeit (s. oben) verdächtig und unangenehm gewesen. Seit der Zeit nämlich, wo die Tendenz der riesenhaften russischen Weltmacht, womöglich ganz Asien, — die Levante, das Amurland, China, zu dominiren und Englands Herrscherstellung in dem südöstlichen Asien, in der Levante und am Nil zu erschüttern, in kennbaren Zügen hervortrat, gewannen die centralasiatischen Länder an politischem Werthe für England in sehr hohem Grade. Rußland suchte nun seit langen Jahren auf zwei Hauptwegen sich den englischen Besitzungen in Hindostan zu nähern. Auf der Einen Seite hat es sich mit unvergleichlicher Ausdauer und Zähigkeit den sichern Weg gebahnt durch die Steppenländer des Südostens hinein nach den Landschaften von Turan; wesentlich seit 1819 diplomatisch in Chiwa beginnend, haben die Russen seitdem (und die letzten Schritte wurden gerade während des Krimkrieges gethan) einmal die Kirgisen fest an sich geknüpft, dann aber den ganzen Weg von Orenburg bis zu dem Aralsee durch gesicherte Militärstationen mit Schanzen, Brunnen, Vorräthen sich gangbar gemacht und endlich im J. 1854 mit 17,000 Mann unter Perowsky einen Zug nach Chiwa bis nach der bucharischen Grenze gemacht, Chiwa zu einer „Allianz" mit Rußland genöthigt, welche dieses Gebiet völlig in die Hände der russischen Politik gibt. Rußland hatte also auf dieser Seite zu Anfang des Jahres 1856 erreicht: es beherrschte den Aralsee, dessen sämmtliche Küsten, die Delta's des Sir-Darja und des Amur, und indirect namentlich Chiwa, — es konnte jetzt ungehindert die Waffen nach Samarkand und Buchara tragen, es konnte mit Erfolg von Chiwa her den innerasiatischen Handel Englands aufhalten, stören, erschüttern; es konnte nunmehr mit ganz anderem Nachdruck als vor Englands letztem schrecklichem Afghanenkriege, die turanischen wie die afghanischen Machthaber umspinnen und gegen England in Bewegung bringen.

Auf der andern Seite strebte Rußland nicht minder consequent darnach, Persien völlig zu seinem Klientelstaate zu machen. Und auch nach den Mißerfolgen (s. oben) zur Zeit des letzten britischen Afghanenkrieges sind diese Arbeiten nicht ohne Erfolg wiederholt worden. England dagegen war immer in der unangenehmen Lage, dieses Persien, die eine der Vormauern seines indischen Reiches, schonen, mindestens nicht zu sehr schwächen zu müssen, um diesen Staat nicht moralisch und materiell zu jedem Widerstande gegen Rußland unfähig zu machen. Rußland hatte nun längst die persischen Kriegsschiffe von dem kaspischen Meere vertragsmäßig verdrängt; es liebte, die innere Zerrüttung Persiens zu pflegen; es nährte die thörichte Antipathie der persischen Moslemen gegen die orthodoxe Pforte, — endlich hat es materiell im J. 1851 von der kaspischen Insel Aschuredek aus Landungen gegen die turkomanischen Räuber im Osten des kaspischen Meeres auf persischem Gebiete gemacht, seitdem hier Positionen behalten, die vortrefflich mit den spätern neuen Erwerbungen am Amur und Aralsee zusammenstimmen.

Persien war nun gerade in der jüngsten Zeit das

Object des Kampfes zwischen der russischen und der englischen Diplomatie geworden. Persien strebte andauernd nach dem Besitze des herrlichen Landes Herat. Es ist aber dieses Herat seit Alexander des Großen Zeit nicht blos eine der Handelsmetropolen Centralasiens; die Kornkammer dieses Landes, — es ist auch die wichtigste militärische und politische Station dieser Gegend. Schlüssel aller Straßen nach den afghanischen Staaten, den (nicht sehr sichern) Vorländern des anglo-indischen Reiches, — ist Herat auch der Punkt, wo man immer sehr bequem die Hebel ansetzen kann, um die Afghanen in Aufregung zu bringen und die englischen Länder zu bedrohen. Je weniger nun die persische Politik den Briten Zutrauen einflößen konnte, um so unwilliger wurde England, als die Perser im J. 1852, — gereizt durch Unterstützung eines Aufstandes in Khorasan von Seiten der Herater, nachher gelockt durch die Uneinigkeit zwischen Dost-Mohammed und andern afghanischen Machthabern über den Besitz Herats, — als die Perser im März 1852 Stadt und Sultanat Herat besetzten und ihrem Reiche einverleibten. England suchte das zu redressiren; es wurden aus Indien 9000 Mann zu Wasser nach der Hafenstadt von Schiras, nach Abuschehr in Farsistan, geführt, hier am 2. Oct. 1852 ausgeschifft. Darauf gab Persien nach; im Januar 1853 erlangte der englische Gesandte in Teheran, der Oberstlieutenant Sheil, daß außer Anderem Herat geräumt wurde und Persien sich verpflichtete, Herat überhaupt nicht wieder zu betreten, sich in die Verhältnisse dieses Landes nicht mehr zu mischen, selbst im Kampfe mit andern Angreifern Herats wenigstens die Stadt nicht wieder zu besetzen. Auch England wollte Alles thun, um die Unabhängigkeit von Herat zu erhalten. Persien war darüber natürlich wenig erbaut; und nur der Unwille des Volkes hinderte seit dem Herbst des Jahres 1853 den thatsächlichen Anschluß des Hofes von Teheran an Rußland gegen die Osmanen. Die Neutralitätserklärungen Persiens erschienen den Engländern so wenig glaubwürdig, daß seit April 1855 zu Bombay eine Flotte bereit lag, um 15,000 Mann gegen Persien zu führen, sobald dieses Land offen für Rußland Partei ergreifen sollte.

Zur Verwendung kam dieses Heer nun später aber doch. Der kluge Afghanenfürst Dost-Mohammed war seit 1854 durch Eroberung von Kandahar der dominirende Machthaber seines Landes geworden. Und bei der damaligen orientalischen Weltlage war ihm wie den Briten mit dem Abschluß der Allianz vom 30. März 1855 sehr wohl gedient. Die Perser nun glaubten sich dadurch sowol bedroht, wie ihres letzten Vertrags mit Sheil enthoben. Im December 1855 theilte die officielle Zeitung zu Teheran die Absicht der Regierung mit, zur Aufrechthaltung der Ruhe in Khorasan eine militärische Demonstration „in der Richtung von Herat" zu machen; das sei um so nothwendiger, weil Dost-Mohammed „durch seine Nachbarn" angestachelt sei, wie früher gegen Kandahar, so jetzt gegen Herat zu marschiren. Und in der That begann im Frühling 1856 der neue Krieg gegen Herat; die Perser überschwemmten die Landschaft, erklärten Stadt und Land für eine persische Provinz, und belagerten seit Juli 1856 die Stadt Herat sehr ernsthaft. Der afghanische Herrscher von Herat, Esa-Khan, rief trotz seiner Abkunft von dem alten, durch (s. oben) Dost-Mohammed's Partei seiner Zeit gestürzten, afghanischen Königshause den großen Machthaber der Afghanen zu Hilfe. Trotzdem fiel nach langer Belagerung Herat im October 1856 in die Hände der Perser, die überdem stark rüsteten und zu energischer Kriegführung entschlossen schienen.

Palmerston, der offenbar hinter diesem Zuge nur die russische Maschinerie zu erkennen glaubte, griff, — so bedenklich der neue Kampf, der in Abwesenheit des Parlaments begonnen wurde, dadurch auch werden konnte, — sofort energisch zu; das afghanische Gebiet sollte vollständig gesichert erhalten und Persien entschieden gedemüthigt werden. Da die zu Stambul zwischen Lord Redcliffe und dem persischen Gesandten für Paris, Feruk-Khan, geführten Ausgleichungsverhandlungen sich zerschlugen, so führte eine Flotte zu Anfang December 1856 von Bombay aus etwa 9000 Mann unter Sir James Outram nach dem persischen Meerbusen, während zugleich ein anderes Heer ausgerüstet wurde, welches mit Dost-Mahommed's Afghanen auf dem Landwege über Kabul und Kandahar marschiren und die Perser aus Furrah und Herat werfen sollte. Letztere Expedition wurde aber nicht nöthig. Das Heer im persischen Golfe eroberte am 10. Dec. 1856 wieder Abuschehr, welchen Hafen dann der britische Agent Jones am 11. Dec. zum Militärposten unter britischer Hoheit und zum Freihafen erklärte. Weiter aber occupirten die Engländer dann fest (wie früher 1838—1841) die schon am 4. Dec. besetzte Insel Kharek, die sehr geeignet ist, den Golf und namentlich die Delta's des Schatt-el-Arab und der Flüsse von Susiana zu dominiren. Die Perser gaben aber nicht sofort nach; als sie daher demnächst starke Truppenmassen gegen die zu Abuschehr gelandeten Briten führten, kam es zu verschiedenen hitzigen Gefechten. Und zwar trugen die Engländer in den Gefechten bei Borosdschun (5. Febr. 1857) und bei Kuschab (8. Febr.) den Sieg davon. Unter diesen Umständen sank der persischen Regierung der Muth, und der nunmehr in Paris angelangte Gesandte Feruk-Khan erhielt den Auftrag, daselbst mit Lord Cowley, dem englischen Gesandten bei den Tuilerien, den Frieden zu machen. In der That wurde dieser Friede am 4. März 1857 abgeschlossen. England erreichte durch den neuen Vertrag sehr wesentliche Vortheile. Persien mußte Herat räumen, auf alle Souveränetätsansprüche über diesen Staat verzichten, auf Afghanistan verzichten und versprechen, von den Häuptern Herats und der Afghanen niemals einen Act des Gehorsams zu verlangen, sowie fernerhin jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten Afghanistans sich zu enthalten. Ferner hat England für alle zukünftig etwa sich erhebenden Streitigkeiten sich das Recht gesichert, als Vermittler angerufen zu werden; sowie die Verpflichtung Persiens vertragsmäßig festgestellt, gegenüber Angriffen und Gebietsverletzungen von Seiten der Herater und

der Afghanen seinerseits nur auf Abwehr und Sicherung sich beschränken zu wollen, ohne daraus einen Vorwand zu einer dauernden Occupation oder Annexion entnehmen zu dürfen. Ferner erreichte England durch diesen neuen Vertrag, daß es innerhalb Persiens selbst nach allen Richtungen hin auf den Fuß der „meistbegünstigten" Nation gestellt wurde, und hatte damit unter Anderem das Recht erlangt, überall da, wo Rußland Consuln und Consular-Agenten besitzt, auch seinerseits solche zu bestellen, während nach den ältern Verträgen England nur für einige wenige Orte diese Befugniß eingeräumt worden war.

Ehe noch die Nachricht von dem Abschlusse dieses Friedens in das englische Kriegslager gelangte, hatte General Outram noch die Operationen fortgesetzt; er war in das Delta des Schatt-el-Arab eingedrungen und hatte die (unterhalb Basra belegene) Stadt Mohammerah am Kuren, der dem Schatt-el-Arab zuströmt, erobert (26. März) und mit Glück gegen die Perser behauptet. Nun erhielt Outram zwar den Befehl, die Kämpfe einzustellen; aber die Einnahme von Mohammerah hatte dem britischen Heere doch einen Punkt gesichert, wo sie für den Sommer, ehe sie nach Ausführung des Friedens Persien räumen sollten, gesunde Quartiere hatten. Auch drückte noch dieser Schlag glücklich auf den Hof von Teheran, welcher am 14. April den Frieden ratificirte. Die englische Regierung aber war sehr froh, daß Persien so schnell sich gedemüthigt hatte. Denn abgesehen von den unheilvollen, unabsehbaren centralasiatischen und russischen Verwickelungen für die englische Stellung in Indien, die jetzt so leicht durch Conflicte mit Persien heraufgeführt werden können, so lastete die Wucht der chinesischen Wirrnisse bereits schwer auf der britischen Regierung. Ein längerer Krieg, etwa in dem Innern von Iran, bot die bedenklichste Perspective; zumal man sich gar nicht verhehlen konnte, daß Dost-Mohammed nicht so zuverlässig, daß seine Machtstellung nicht so sicher, daß die Afghanen selbst gegen Persien doch durchaus nicht so einig waren, wie es für einen solchen Feldzug nöthig gewesen wäre. Und mehr noch: schon waren während dieses Krieges unter den eingeborenen indischen Soldaten Englands die Vorboten jener furchtbaren Bewegung sichtbar geworden, welche das Jahr 1857 mit dunkler Blutfarbe in Englands Geschichte hat verzeichnen lassen.

Regierung und Parlament waren also gleichmäßig erfreut, als am 5. Mai die Thronrede die vollständige Erledigung des persischen Haders verkündigen konnte. Für den Sommer 1857 kam man überein, größere Arbeiten dieses Mal ruhen zu lassen; wohl aber versprach auf Mr. Röbuck's Anfrage Palmerston für die nächste Session eine neue Reformbill. Noch ahnte Niemand, in welcher furchtbaren Weise nahezu das ganze Interesse des Parlaments für geraume Zeit auf den Orient gefesselt werden würde, — da traf zu Anfang Juli 1857 aus Hindostan die schreckliche Nachricht ein von dem greuelvollen Aufstande der nordindischen eingeborenen Truppen, der am 10. Mai zu Mirut begonnen hatte.

Diese furchtbare Empörung, die mehrere Monate über Englands Herrschaft auf der vorder-indischen Halbinsel in ihren Grundfesten erschütterte, und für Englands Weltstellung allerdings verhängnißvoll geworden ist, hatte offenbar sehr verschiedene Ursachen. Die ersten Nachrichten aus Indien in jener schrecklichen Zeit gaben längere Zeit den vielen Feinden der Engländer in ganz Europa (nicht blos den fanatischen klerikalen Kelten Irlands in ihren schmutzigen Zeitungen) Veranlassung zu den dunkelsten Schilderungen der englischen Herrschaft und ihrer Fehler und Sünden in Ostindien. In dieser Hinsicht ist jedoch viel übertrieben und mit leidenschaftlicher Ungerechtigkeit ausgebeutet worden. Es ist doch eine Thatsache, daß seit mehr denn 30 Jahren eine Masse tüchtiger Reformen durchgeführt waren; es ist doch nicht zu leugnen, daß — namentlich in den neu gewonnenen Landschaften an der Birmanengrenze und noch viel mehr im Pendschab und Sindh — die englische Herrschaft unter allen Umständen viel besser war, als die aller einheimischen Vorgänger und als die der noch regierenden halb- oder zu zwei Drittel unabhängigen indischen Fürsten. Allerdings aber kann durchaus nicht geleugnet werden, daß auch die Herrschaft der Compagnie, überhaupt aber die der Briten in Hindostan, nach verschiedenen Seiten hin viele und schwere Unterlassungssünden seit Alters zeigte, womit denn sich nicht wenige Fehlgriffe gefährlicher Art zum Schaden des englischen Namens vereinigten. Die Thatsache war nicht zu leugnen, daß namentlich in den ältern Provinzen des ungeheuren Reiches zur Hebung des materiellen Wohles der Bevölkerung und der sittlichen Lage der Einwohner verhältnißmäßig wenig geschehen war; während es dagegen niemals an Reibungen und Misgriffen fehlte, die den Contrast zwischen den Beherrschern und den Beherrschten, und die Divergenz ihrer Interessen zum Bewußtsein brachten. Die landwirthschaftliche Cultur war in Indien seit Beginn der britischen Herrschaft nahezu dieselbe geblieben; noch mehr, man hatte nur in geringem Umfange daran gedacht, die aus Hindostans Muhammedanischer Glanzzeit stammenden Werke, wie Wasserleitungen, wie die noch älteren riesenhaften Wasser-Reservoirs der alten Hindu's, die für Zeiten der Dürre berechnet waren, wie große Flußbauten u. dgl. m., zu pflegen und zu erhalten. Die Folge war gewesen, daß — als die Compagnie die Verarmung des Landes in der rapiden Abnahme der Einkünfte empfand, und man nunmehr zu besserer Praxis sich entschloß — man in der Präsidentschaft Madras etwa 10,000 solcher Werke unbrauchbar fand; daß in der Präsidentschaft Bombay etwa 80 Flußdämme hergestellt werden mußten; daß fruchtbare Ländereien namentlich in Bengalen in Einöden verwandelt, daß Hungersnöthe (namentlich in Orissa) nur zu gewöhnlich waren, wie z. B. im J. 1837 in einem besonders trockenen Sommer in Ostindien 500,000 Menschen Hungers gestorben sind. Es war eine Thatsache, daß durch Indo-

lenz in Sachen der Bodencultur und Industrie es dahin gekommen war, daß das gewaltige indische Reich mit seinen kostbaren und gesuchten Producten, wie Baumwolle, Zucker, Reis, Seide, Indigo, Gewürze aller Art, noch im J. 1853 nur für 20 Millionen Pf. St. Waaren (darunter für 7 Millionen Pf. St. Opium) exportirt hat und bei (rund) 150 Millionen Einwohnern doch nur für 10 Millionen Pf. St. Waaren importirte; daß noch im J. 1857 Ostindien, — obwol es vollkommen die Möglichkeit hatte, England in dieser Hinsicht von der lästigen amerikanischen Abhängigkeit zu befreien, nur den achten Theil des englischen Bedarfs an roher Baumwolle deckte! Es war eine Thatsache, daß bei diesem vielfach so dichtbevölkerten Lande dennoch die Communicationsmittel so mangelhaft waren, daß die innern Provinzen ihre Producte oft nur mit Mühe oder gar nicht weiter führen konnten; daß Indien damals nur erst für 60 deutsche Meilen Eisenbahnen hatte (namentlich von Calcutta nach Patna), weniger also als Spanien! — Erst seit 1850 beschloß endlich die Compagnie, alljährlich für mindestens zwei Millionen Pf. St. auf Herstellung von Kanälen und Brücken zu verwenden, und Lord Dalhousie legte seit 1848 den überaus nützlichen Gangeskanal (von Hurdwar bis Kanpur) an. Erst neuerdings hatte man ernsthaft an die Regulirung und Schiffbarmachung der großen indischen Ströme gedacht.

Der Grund davon lag wesentlich darin, daß Hindostan für die Engländer noch immer eine sog. Eroberungscolonie gewesen war. Die indische Politik der Engländer war stets eine „erobernde" gewesen; sie waren wiederholt zu immer neuen, gewöhnlich gar nicht zu vermeidenden Kriegen genöthigt gewesen, — und so war im Wesentlichen das administrative Element vor dem militärischen in den Hintergrund getreten. Darüber war, namentlich unter den Entwickelungen des letzten halben Jahrhunderts, die Organisation der indischen Regierung immer fehlerhafter geworden. Die Doppelheit der indischen Regierung in London wie in Calcutta und die verwickelte Natur dieser wunderbaren Maschinerie mit äußerst schleppendem Geschäftsgang hatte einerseits es dahin geführt, daß factisch Niemand da war, in dessen Person die Sorge für Indien energisch Gestalt gewinnen konnte, daß ferner durch die Doppelheit der Regierung in London (Controlhof und Directorenhof) die Frage völlig verdunkelt war, wer eigentlich die Verantwortlichkeit für die indischen Maßregeln trüge? — ob die königliche Staatsregierung in London oder der Directorenhof der Compagnie? daß endlich durch die Compagnie-Regierung wenigstens bei der Besetzung der zahllosen britischen Civilbeamtungen in Indien Patronage, Cliquen- und Connexionswesen in höchst nachtheiliger Weise Platz gegriffen hatte. Damit hingen denn auch solche schlimme Uebelstände zusammen, wie die nachlässige Duldung der Steuer-Tortur in entlegenen indischen Districten durch die eingeborenen Steuereintreiber.

Alle diese Uebelstände, die übrigens schon wiederholt im Parlament energisch betont, zur Grundlage der heftigsten Angriffe gegen die Forterxistenz einer weitern Compagnie-Regierung gemacht waren, hätten übrigens an sich schwerlich den Aufstand veranlaßt. Keiner dieser Uebelstände reichte heran an die Miswirthschaft der vorenglischen Zeiten; der vorhandene Druck konnte mit echtorientalischem Drucke am wenigsten von diesen Indern verglichen werden, deren ungeheure Massen seit den vorbuddhistischen Zeiten, also seit mehr denn 2400 Jahren, consequent an harten geistlichen und weltlichen, einheimischen und auswärtigen Druck gewöhnt waren.

Wirkliche Erbitterung gegen die Briten dagegen waltete in den Kreisen aus den höchsten und höhern Schichten der indischen Gesellschaft in ziemlich ausgedehntem Umfange. Die Zahl der namentlich durch Lord Dalhousie pensionirten Radscha's war gar nicht klein; bei diesen Familien und ihren Anhängern glühte natürlich der bitterste Haß gegen die „räuberische" Macht der Briten. Aber auch die obern Kasten der Hindu's, die Brahmanen und die Krieger, waren wiederholt stark verstimmt. Bei diesem uralten Culturvolke fielen seit ebenso uralten Jahrhunderten, nach Art der civilisirten Völker des Orients mit Einschluß der Anhänger des Korans, die Bestimmungen ihrer religiösen und ihrer bürgerlichen Gesetze vollkommen zusammen. Was bei ihnen religiöser Brauch oder geweihtes Herkommen war, hatte sich zu unverletzbarer Nationalsitte verhärtet: um so empfindlicher stießen die Engländer, die ohnehin die Kastenverschiedenheiten so vielfach ignoriren mußten, auch dann mit ihnen wiederholt zusammen, wenn sie (mit ängstlicher Beschränkung der Missionäre und Schonung aller religiösen Vorurtheile) nur die Gebote der wahrsten Humanität einigermaßen durchführen wollten. Nur mit großen Anstrengungen war es also gelungen, die Sutties oder Witwenverbrennungen möglichst abzustellen; die Menschenopfer bei Ghonds und Hindu's zu beschränken; die Mädchentödtung bei den Radschputen möglichst zu unterdrücken u. dgl. m.: Alles zu nicht geringem Groll namentlich der obersten Kasten. Bei solchen Schritten war man aber neuerdings nicht stehen geblieben. Namentlich hatte die Einmischung der Engländer in das Eigenthums- und Erbrecht große Misstimmung erzeugt. Eingriffe in die indischen Eigenthumsverhältnisse sind durch den Wunsch hervorgerufen worden, die sehr mannichfaltigen und oft unklaren Arten des Grundbesitzes und des Anrechts zur Nutznießung des Bodens, im Interesse der Steuerverfassung einheitlich zu reorganisiren. Was dagegen das Erbrecht der Hindu's angeht, so stand dieses mit ihrer Religion in genauem Zusammenhange. Stirbt ein Hindu ohne Testament, so geht sein Vermögen auf den nächsten Erben unter der Bedingung über, daß derselbe zum Seelenheile des Verstorbenen die nöthigen Todtenopfer darbringt und während seines eigenen Lebens die durch die Religion vorgeschriebenen Ceremonien vollzieht. So haftet also auf jeder Erbschaft eine Art religiösen Servituts; die religiöse Gemeinschaft und die Kaste hat einen gewissen Antheil daran. Daraus folgt nun erstens, daß jeder, der den Hindu-Glauben verläßt, dadurch eo ipso aus seiner Kaste ausgeschlossen ist und jeden Anspruch auf Erbschaften verwirkt, deren

religiöse Bedingungen zu erfüllen er nicht mehr im Stande ist. Und zweitens, daß das Hindu-Gesetz ein sehr ausgedehntes Adoptionsrecht kennt, damit dem Sterbenden in jedem Falle unbenommen bleibe, durch Adoption dafür zu sorgen, daß die getreue Erfüllung der religiösen Verpflichtungen, von denen er das Wohl und Wehe seines künftigen Zustandes abhängig glaubt, einem gewissenhaften Erben anvertraut wird.

Dieses Gesetz hatte unter der Herrschaft des Islam viele Anwendung gefunden; die britische Regierung hatte es anerkannt, eine Parlamentsacte unter Georg III. dasselbe bestätigt. Nun aber erließ unter dem reformeifrigen Lord Dalhousie im J. 1850 die Regierung zu Calcutta ein neues Gesetz, welches den Gerichtshöfen des indobritischen Reiches vorschrieb, alle bisher bestehenden gesetzlichen Bestimmungen und Gebräuche, nach welchen von einzelnen Personen durch ihren Austritt oder ihre Ausschließung aus einer religiösen Gemeinschaft, oder durch ihre Ausstoßung aus einer Kaste Eigenthumsrechte verwirkt oder Erbschaftsrechte geschmälert oder beeinträchtigt werden, — fortan nicht mehr als rechtskräftig anzuerkennen. Dieses neue Gesetz, welches also namentlich die Enterbungen solcher Hindu's, die zu andern Religionen (namentlich der christlichen) übertreten, durch ihre Aeltern und die dafür eintretenden Adoptionen anderer Männer nicht mehr anerkannte und nicht mehr schützte, also wesentlich das indische Adoptionsrecht erschütterte, — bedrohte die fundamentalen religiösen Anschauungen der Hindu's, besonders der Priester- und Kriegerkaste, sehr wesentlich. Und in Verbindung mit der Annexion des Königreichs Audh hat nun gerade dieses Gesetz sehr unheilvoll auf die zu sehr großem Theil aus Männern der obersten Kasten zusammengesetzte einheimische Armee, die ohnehin lebhaft erregt war, eingewirkt.

Die große Armee der Engländer in Ostindien war im J. 1857 ethnisch in der Art zusammengesetzt, daß unter den etwa 290,000 Mann der unter den Waffen stehenden Soldaten nur etwa 26,000 Mann Europäer (5 Cavalerie- und 22 Infanterie-Regimenter) sich befanden, welche der britischen Krone gehörten, von der Compagnie bezahlt wurden, zum Theil in Ceylon, zum Theil damals noch in Persien standen. Andere 15,000 Mann Europäer (6 Infanterie-Regimenter und 17 Batterien reitende und 12 Batterien Fußartillerie), alles geworbene Leute, gehörten unmittelbar der Compagnie. Alle übrigen Truppen — noch einige Tausend Mann Europäer abgerechnet, die als Officiere, Aerzte, Thierärzte bei den eingeborenen Regimentern zerstreut waren, — wurden aus Eingeborenen zusammengesetzt. Die Armee der Eingeborenen war also an Zahl reichlich sechsmal stärker, als die europäischen Truppen der Compagnie und der Krone in Indien zusammengerechnet. Die Artillerie war die einzige Waffe, an welcher die Engländer auch an Zahl das Uebergewicht über die Eingeborenen hatten. Die eingeborenen Soldaten waren ausschließlich angeworben; der Dienst der Compagnie war lange sehr beliebt, und während einerseits die Muhammedaner (die in Indien etwa 13 Procent der Bevölkerung bilden), die einen viel stärkern Procentsatz als die Hindu's zum Heere stellten, namentlich gern als Reiter dienten, waren andererseits bei den Hindu's (weit mehr als die vielfach entarteten Kschatrya's oder die Leute der Kriegerkaste) vor Allen die Brahmanen mit Vorliebe „Sepoy's" der Compagnie. Mehr als 70,000 Brahmanen standen damals als Sepoy's in den Waffen; ganze Regimenter bestanden nur aus solchen Leuten.

Die Armee der Eingeborenen war bisher für die Compagnie eine sehr tüchtige Waffe gewesen. Unter tüchtiger und energischer Führung waren die Hindu's wie die Muhammedaner sehr gut zu verwenden; namentlich die (sonst oft so stumpfe) Todesverachtung der Hindu's war von guten Generalen wohl zu verwerthen, und wenn sein erregbares Wesen einmal entflammt und durch Beispiel und Erfolg genährt war, war der Hindu zu sehr stürmischen Angriffen zu bringen. Allerdings aber waren sie schwer zu behandeln; bei der Erregbarkeit ihres Temperaments und bei ihren so leicht zu verletzenden religiösen Anschauungen mußte man stets sehr vorsichtig mit ihnen umgehen. Und konnte schon Saumseligkeit in Erfüllung der ihnen gemachten Zusagen, wie z. B. in der Soldzahlung, schlimme Meutereien entzünden (so z. B. im J. 1844 zu Madras), so war es noch gefährlicher, ihnen etwa in Sitten zu nahe zu treten, die mit ihrer Religion in irgend einem Zusammenhange stehen. Auch sonst war die Lage, namentlich der bengalischen Sepoy's, sehr begünstigt. Gerade diese stellten die meisten Hindu's aus hohen Kasten; sie liebten es, für 20 bis 25 Jahre im Dienste bei gutem Solde — der das gewöhnliche Wocheneinkommen eines indischen „Arbeiters" um das etwa Dreifache übertraf — und bei häufigem Urlaub zu bleiben, sich dann nach Ablauf ihrer Capitulation mit reich gespartem Solde und Pension auf ihre Grundbesitzungen zurückzuziehen, die ihnen inzwischen durch Frau und Kinder verwaltet wurden. Auch sonst war ihnen Manches nachgelassen: zur Schanz- und Straßenarbeit war namentlich der bengalische Sepoy nicht zu bewegen, und nur dann, wenn er „für allgemeinen Dienst" geworben war, konnte man ihn über die Grenze der jeweiligen Präsidentschaft führen.

Nun waren aber schon in der Zeit, als der energische Napier (s. oben) das indische Heer momentan führte, bedenkliche Mängel hervorgetreten. Im J. 1851 (in der Zeit, wo Dalhousie's Reformen anfingen, gefährlich zu wirken) hatte Napier bereits nicht blos auf die Verstimmung in ausgedehnten Kreisen der Eingeborenen hingewiesen, sondern noch mehr auf die Demoralisation unter den Sepoy's, besonders der sog. bengalischen Armee. Namentlich war bei diesen Soldaten der vornehmen Kasten ein Umstand bedenklich. Während jedes Regiment der ausgezeichneten irregulären Reiterei nur drei europäische Officiere hatte, so war dagegen bei den regulären Truppen der Eingeborenen das Verhältniß so, daß hier die englischen Officiere wesentlich allein

commandirten. Die starke Besetzung namentlich der Hindu-Infanterie mit europäischen Officieren war allerdings praktisch sehr nothwendig, wie jede Schlacht gezeigt hat. Nun aber hatte man daneben die halbe Maßregel eingeführt, daß Eingeborene zwar vom Sergeant und Lieutenant bis zum Major (vom Havildar und Dschimedar bis zum Subahdar) avanciren konnten, aber dann doch ihren Truppentheilen nur attaschirt wurden; d. h. der jüngste englische Fähndrich hatte principiell vor und über dem ältesten eingeborenen Major das Commando. In der Regel commandirte der eingeborene Major selbstständig nur über kleinere detaschirte Abtheilungen, bei denen keine englischen Officiere anwesend waren. Diese halbe Stellung war die Quelle vieler Uebel, zahlloser schleichender, bitterer Gehässigkeiten, namentlich unter verdienten, unter ehrgeizigen Naturen der Eingeborenen. Dieses um so mehr, als gerade in neueren Zeiten mit dem den Engländern so gewöhnlichen exclusiven Wesen, der herben Geringschätzung des Fremden, namentlich des Asiaten, eine übermüthige Verachtung der „Niggers" sich verband, wie man verächtlich die gebräunten Hindu's nannte. Uebermuth und Sicherheitsgefühl vieler Beamten und Officiere, nicht minder auch der Damen, spottete der Warnungen einsichtiger Kenner und Beobachter der Zustände des Landes und Volkes. Die Preßfreiheit der Eingeborenen, seit Jahren (s. oben) verwegen genug bewilligt, erging sich mit dem frivolen Cynismus des großstädtischen Roué's und der Zuchtlosigkeit des socialistischen Proletariers, mit dem Haut-gout orientalischen unfläthigen Schmutzes extra gewürzt, über die Frauen und Töchter der Europäer, deren minder abgeschlossenes Leben, deren Bälle und Liebschaften, unschuldiger wie bedenklicher Art, die orgiastische Phantasie der indischen Zeitungsschlingel zu (vielleicht) selbst in Europa und Newyork unerhörten Gemeinheiten aufregte. Aber auch die Presse der den Briten jetzt und später intim und treu ergebenen Parsi's geißelte scharf die hochmüthige, verschwenderische, üppige und weichliche Art nur allzuvieler britischer Officiere und Beamten.

Nun bestand offenbar die stärkere Abneigung gegen die englische Herrschaft seit Alters bei den Muhammedanischen Schichten des Volkes und der Stämme Ostindiens. Wie Jahr aus Jahr ein die Pilgerfahrten nach Mekka den Fanatismus der Moslems in Indien, die noch immer der alten Macht ihrer Herrscher in diesem Lande sich erinnerten, neu anfachten, so hatten sie seit den afghanischen Kriegen (vergl. oben) immer jede Krisis mit der Hoffnung begleitet, als werde sie zu dem Sturz der englischen Herrschaft führen. Die afghanische Katastrophe hatte ihnen gezeigt, daß die Engländer auch durch Asiaten besiegt werden könnten; warum sollte das nun nicht unter Umständen auch ihnen möglich werden? Die militärische Größe Englands hatte, wie man in Indien auch wol wußte, in der Krim einen harten Stoß erlitten; um so heißer wogte die Phantasie des Muhammedaners. Da jedoch, wie gesagt, die Muhammedaner nur 13 Procent der Bevölkerung Indiens ausmachen; da namentlich östlich vom Pendschab die Zahl der Muhammedaner unter den Einwohnern von District zu District immer dünner wird: so war, selbst wenn die vor den Hindu's kriegerischen Muhammedanischen Sowars und Sepoy's ernsthaft verstimmt waren, für die Engländer die Gefahr doch immer nur gering, so lange nicht die Unzufriedenheit mit der britischen Herrschaft zugleich in die Reihen der Hindu-Sepoy's eindrang und sich ein volksthümlicher, local fester und wohlgelegener Herd und Ausgangspunkt fand. Beides aber führte die Politik Lord Dalhousie's den Unzufriedenen zu.

Lord Dalhousie hatte nach europäischen Begriffen sehr wohlthätig in Indien regiert. Er hatte nicht blos endlich begonnen, durch Eisenbahnen, Kanäle und Telegraphen der innern Entwickelung der indischen Hilfsquellen die Bahnen zu öffnen; er hatte auch in Schulen, in Pflege der Presse, in Humanisirung der indischen Gesetzgebung völlig wie ein liberaler Europäer gehandelt. Aber leider hatte er gerade durch einen Schritt humaner Gesetzgebung, durch die (s. oben) Beseitigung der Enterbung der von ihrem Glauben abfallenden Hindu's großen Schaden gethan. Namentlich weil dieser Schritt außer andern ebenfalls dazu mitwirkte, die damalige britische Finanzpolitik in Indien zu unterstützen.

Die wiederholten, seit Einschränkung der politischen Macht der Compagnie (s. oben), im Interesse — nicht mehr der Compagnie, sondern der britischen Politik in Asien geführten Kriege, namentlich der afghanische und der chinesische, und deren Folgen hatten auf die indischen Finanzen sehr wenig günstig zurückgewirkt. Das Deficit war seit dem Jahre 1838 und den afghanischen Kriegen etwas Ständiges; und die indische Staatsschuld ist von 30 Millionen Pf. St. im J. 1838 bis zu 48 Millionen im J. 1854 angewachsen. Da nun die Interessen der Staatsschuld, die Dividende der Compagnie-Actien, dann die Ausgaben für die indische Regierung (sammt 56 Procent des Einkommens, die für die Landmacht verbraucht wurden) und für die auf Indien berechneten Institute in England andauernd sehr bedeutende Summen des indischen Budgets verschlangen, so erschien es als die dringende Aufgabe Dalhousie's, neben der Hebung der (s. oben) so stark geschwächten Steuerkraft des Landes auch neue, rascher fließende Quellen für Geldmittel zu öffnen. Da die Grundsteuer fast die einzige Einnahmequelle von großartiger Massenhaftigkeit bildete, so erschien Länder-Erwerb und Confiscation von Gütern als die nahezu einzige Maßregel, welche sofortige und erhebliche Hilfe gewähren konnte. Und gerade diese Art der Finanzpraktik ist unter Dalhousie's Regierung (1848—1856) in sehr ausgedehnter und systematischer Weise zur Ausführung gebracht worden; und dieses Princip, — sowol gegen Private, wie gegen Radscha's ausgeübt, — hatte dann sehr schlimme Folgen. Indem wiederholt Privatgüter, deren Eigenthümer ihr Besitzrecht nicht durch beglaubigte Urkunden nachweisen konnten (und wie schwierig ist dieses oft gerade im Orient!), von Staatswegen confiscirt

wurden, kam in die Grundbesitzverhältnisse an manchen Orten ein Schwanken, welches die Eigenthümer mit großen — wenn auch immerhin unendlich übertriebenen — Besorgnissen erfüllte. Gefährlicher aber, — und wie so oft, dort wegen der paar thatsächlichen Fälle, hier wegen des Princips und der davon befürchteten Consequenzen, — wirkte (s. oben) seit 1850 die neue Praxis, die indischen Adoptionen nicht mehr anzuerkennen, sowol wenn der orthodoxe Hindu seinen dem alten Glauben untreu gewordenen Sohn enterbte, wie wenn er als kinderloser Mann sich einen Sohn adoptirt hatte. Da seit 1850 mehrfach solche Fälle vorgekommen waren, wo die Regierung — wesentlich auch, um Land einziehen und Gnadengehalte oder Pensionen entziehen zu können, — die Legalität solcher Adoptionen in Bezug auf das Erbrecht in Zweifel gestellt und den Adoptivkindern den Grundbesitz, die grundherrlichen Rechte, die Gehalte und Pensionen, die den Vätern für sich und ihre legitimen Nachkommen bewilligt waren, entzogen hatte: so fühlten sich namentlich die vornehmen Hindu's sowol als Grundherren wie in ihren religiösen Gefühlen gefährlich beeinträchtigt und bedroht. Wiederholt endlich waren es ziemlich nichtige Vorwände gewesen, unter denen unter Lord Dalhousie eine ganze Reihe indischer mediatisirter Fürstenthümer, von den Besitzungen der Compagnie umschlossen, nunmehr im Sinne bequemerer Verwaltung und aus mannichfachen Zweckmäßigkeitsgründen den britischen unmittelbaren Besitzungen einverleibt worden waren. Dadurch war trotz aller sonstigen Verdienste Dalhousie's unter den Radscha's, wie unter den höhern Classen, resp. Kasten Hindostans eine gefährliche Gährung entstanden, die endlich durch Dalhousie's letzte große indische That, die Annexion von Audh, zu ihrem gefahrvollen Ausbruche kam.

Das Königreich Audh, ausgebreitet zwischen dem Gangesthal bei Kanpur und der Südgrenze des nordwestlichen und mittleren Nepâl, — ein Gebiet von ungefähr 1100 □Meilen Areal und nahezu fünf Millionen Einwohnern, — ein ehemaliges Lehen des Großmoguls zu Delhi, seit 1801 durch den Vertrag mit Lord Mornington (Wellesley) ein britischer Klientelstaat, wurde zu Dalhousie's Zeit von dem Nawâb-Vizir oder, wie seit 1819 die Herrscher von Audh sich nannten, Padischah Mohammed-Wadschid-Ali-Schah (seit dem 13. Febr. 1847) regiert. Soweit sich der „Despotismus im Schlafrock" unter den Augen der Engländer hier noch entfalten konnte, bestand allerdings in Verschwendung und sonstigen Gebrechen in Audh die orientalische Misregierung in voller Blüthe. Namentlich hatte auch im Laufe des 19. Jahrh. sich neben dem Hofe von Lucknow aus den zahlreichen ländlichen Lehnsträgern des Herrschers, aus den großen Grundherren (Zemindars oder Talukdars) eine feudale Aristokratie gebildet, die aus dem kriegerischen Volke Audhs große Leibgarden sich bildeten, feste Schlösser mit vielem Geschütz besaßen, mit Gewalt ihre Güter ausdehnten, der Autorität ihres Padischah Hohn sprachen, und namentlich durch willkürliche Steuern und ewige Privatfehden das Landvolk und den kleinen Mann zu Grunde richteten. Der Ruin ihrer Güter machte die verarmten Bauern dann oft zu Räubern. Die großen Feudalbarone, von denen Cholam-Huzrut etwa 10,000 Mann und zwei Castelle, Gorbuksh dagegen die Festung Bhitoli und 4000 Mann besaß (alle zusammen hatten 500 Kanonen), verübten ungestraft jede Gewaltthat und entzogen der heimathlichen Staatsregierung zu Lucknow factisch zwei Drittel der jährlichen Einkünfte. In Lucknow war man aber zufrieden, wenn diese (etwa 250) Barone den Großvezier des Königs bestachen und wenigstens das nöthige Geld für die Orgien des Hofes stellten. So war das Land in völlig aufgelöstem Zustande. Moralisch konnte nun allerdings die Briten kein schwerer Vorwurf treffen, wenn sie gerade dieses Land endlich confiscirten; aber der Vorwurf der „Misregierung" als Grund der durch Dalhousie (der 1848—1850 das Land durch Oberst Sleeman hatte bereisen lassen) am 7. Febr. 1856 ausgesprochenen Annexion ließ sich nur mit einiger Sophisterei aus den Verträgen interpretiren. Auch der Vorwurf, daß die Herrscher von Audh den Vertrag von 1801 gebrochen, leuchtete den Indiern wenig ein; damals hatten nämlich die einheimischen Truppen des Staats entlassen werden müssen, — jetzt hatte der Padischah wieder 60,000 Mann Haustruppen unter den Waffen.

Als nun der Padischah Wadschid-Ali-Schah nach seiner Entthronung nach Calcutta abging und der britische General Outram damals mit 12,000 Mann das Land besetzte und als Chief-Commissioner in Lucknow die Regierung übernahm, da schrie alles Volk auf — innerhalb und außerhalb der Audh-Grenzen — über die große Gewaltthat. Die Mutter des entthronten Königs aber zog mit ihrem jüngsten Sohne Ali-Khan, und mit ihrem Enkel (Wadschid's Sohne) Mohammed-Hamid-Ali-Khan, nach London, um hier (freilich ebenso erfolglos, wie zuvor andere Radschafamilien) gegen die Confiscation Klage zu führen. Die alte Dame ist zu Paris am 24. Jan. 1858, ihr Sohn Ali-Khan zu London im Februar desselben Jahres gestorben. Politisch gerechtfertigt und für die Gefühle des Volkes beruhigend konnte der Schritt des Lords Dalhousie nur werden, wenn die Zustände im Lande, die die früheren Zustände in Sindh und im Pendschab an Wildheit weit überboten, schnell und durchgreifend geordnet, wenn — neben den britischen Steuern — wenigstens den Massen des Volkes schnell die Vortheile der sichern und gerechten neuen Verwaltung fühlbar wurden. Dazu aber ließen es die Umstände nicht mehr kommen; vielmehr waren gerade mit dieser Annexion Umstände verbunden, die unter allen Umständen eine locale Empörung binnen kurzer Zeit wahrscheinlich machten, — die nunmehr dahin geführt haben, in Audh der Empörung der Armee eine breite geographische und volksthümliche Basis zu geben.

Zunächst nämlich löste Dalhousie die einheimische Armee von Audh auf; 20,000 Mann übernahm er in den Dienst der Compagnie, die andern 40,000 entließ er nach Auszahlung ihres rückständigen Soldes. Nur daß binnen Jahresfrist diese abgelohnten Kriegs-

knechte ihr Geld verzehrt und in ihrem Lande absolut keine sofort bereiten Mittel zu behaglicher Existenz vor sich hatten! Die Talukdars (nur der wilde Radscha von Torilsepog empörte sich und starb im J. 1857 als britischer Gefangener zu Lucknow) fügten sich grollend und zahlten allerdings der neuen Herrschaft ihre Steuern; aber die nothwendige Entwaffnung des Landes wurde nur lässig durchgeführt. Die Talukdars gaben zwar gegen Entschädigung ihre schlechtesten Geschütze heraus, behielten aber die besten heimlich zurück. Nur in der Stadt Lucknow selbst sollte Niemand bewaffnet erscheinen. Die Gewerbetreibenden in der Hauptstadt Lucknow selbst geriethen durch Aufhören des luxuriösen Hofes in manche Verlegenheit; mit den Talukdars fürchteten sie die Promptheit und Schärfe der englischen Steuererheber an Stelle des bisherigen schlaffen Regiments, — die Talukdars endlich fürchteten auch die genauere Prüfung ihrer großentheils unrechtmäßig erworbenen Besitztitel, nicht zu reden von der nothwendigen Beschränkung ihrer bisherigen Willkür. Die Engländer nun (in Audh war auf Outram zuerst Jackson, dann des ausgezeichneten Pendschab-Regenten — s. oben — älterer Bruder Sir Henry Lawrence gefolgt) räumten Audh etwas zu schnell und ließen außer schwachen europäischen Garnisonen namentlich eine einheimische Polizeitruppe zurück, — es waren drei Bataillone Infanterie unter je einem europäischen Officier, und 9 Schwadronen Reiterei. Jedenfalls war Audh das natürliche Centrum für eine indische Erhebung.

Diese Erhebung erlebte Dalhousie nicht mehr. Sein im Monat November 1855 ernannter Nachfolger, des großen Staatsmanns Canning Sohn, Graf Charles John George (geb. 1812), bisher unter Aberdeen und Palmerston Generalpostmeister, trat die Regierung Indiens am 1. März 1856 an. Während nun China und Iran bald die höchste Spannung der Regierung in Calcutta in Anspruch nahmen, zündete bei der indischen Armee die Annexion von Audh. Die Muhammedaner grollten weitaus am bittersten; mit Audh war in Hindostan der letzte nennenswerthe Muhammedanische Staat von einiger Unabhängigkeit confiscirt worden: damit also ihre letzte nationale Hoffnung verloren. Die Hindu's aber grollten in anderer Weise. Unter den Sepoy's dienten bei der kriegerischen und wilden Art der Zustände Audhs — nicht weniger denn 70,000 Soldaten aus Audh, die fast sämmtlich den Kasten der Brahmanen und der Krieger angehörten. Grollten diese an sich schon ob der Gewaltthat der Compagnie gegen ihr Fürstenhaus, so fürchteten sie nun auch für ihre persönlichen Interessen. Sie Alle hofften einst nach Ablauf ihrer Capitulation mit ihren Ersparnissen und Pensionen in der Heimath auf ihren Besitzungen ihr Leben zu beschließen; jetzt glaubten sie nach Annexion Audhs leicht auch dort die Eingriffe der Briten in zweifelhafte Besitztitel und in ihr Adoptionsrecht fürchten zu müssen. Und damit gewann, als in die Armee eingedrungen, die neue Unzufriedenheit der Hindu's mit der Calcutta-Regierung eine wahrhaft bedrohliche Gestalt.

Da die meisten der britischen Officiere außerhalb des Dienstes sich nur wenig um die Soldaten kümmerten, so konnten Sowars und Sepoy's ungestört ihr kolossales Complott machen; drohende Vorzeichen wurden von den Briten meistens übersehen oder zu gering geschätzt. Zunächst hatte — namentlich in Audh, wo die Zahl der Muhammedaner nicht ganz unbedeutend, — dann in der Armee selbst der alte gegenseitige Haß weichen müssen, und die gemeinsame Erbitterung gegen die Briten zu einer Allianz gegen die Europäer geführt, an welcher in der Armee die Brahmanen wie die Mollahs arbeiteten; die verschiedenen Heerestheile traten mit einander durch Boten und geheime Zeichen in Verbindung, die den Engländern, auch wenn sie einmal Verdacht schöpften, unverständlich blieben. So weit sich die Sache erkennen läßt, zielte dann der Plan auf eine Art Herstellung des Großmogul-Kaiserthums von Delhi; aber die Soldaten wollten dabei wahrscheinlich — wie es seiner Zeit die wilden Krieger der Shiks nach Randschit-Singh's Tode geplant hatten, — nach Austreibung der Engländer die höchste Gewalt im Lande selbst ausüben, und zwar durch sog. Pendschagets oder eingeborene Militär-Räthe. Offenbar wurde nun das Complott Monate lang vorbereitet; die Führer mußten die gesammte hindostanische Armee (Hindu's und Moslems) im Auge haben; am meisten mußten sie jedoch auf die größte der indischen Armeen zählen, auf die bengalische, weil in derselben (sie umfaßte 87,000 Mann) verhältnißmäßig die größte Masse Eingeborener sich befand, und weil in derselben die Sepoy's aus den obersten Kasten am stärksten vertreten waren, z. B. allein an 30—40,000 Brahmanen. Die übrigen Armee-Abtheilungen Indiens zählten viel mehr Sepoy's aus den untern Kasten, die zum Abfall keine Neigung hatten. Da nun im Frühjahr 1857 namhafte europäische Streitkräfte unter General Outram, „dem Bayard des indischen Heeres", in Iran standen; da überhaupt die europäischen Soldaten des Reichs in 188 Stationen vertheilt, nirgends aber in Masse concentrirt standen, so durften die Empörer wol hoffen, wenn das Volk ihnen zufiel, mit Einem Aufwogen die Hand voll Europäer in Indien erdrücken und vertilgen zu können. Nunmehr verbreiteten die heimlichen Führer bei Armee und Volk das Gerücht oder die Prophezeiung, daß die Herrschaft Englands in Indien nur hundert Jahre bestehen, daß sie am Jahrestage der Schlacht von Plassey (23. Juni 1757) untergehen werde. Man suchte bei den Massen in Civil und in Uniform das Gerede zu verbreiten, die Engländer wollten den Indern ihre Religion nehmen; und namentlich diente als Vorwand zur Aufhetzung der Soldaten-Massen der Umstand, daß damals neue Patronen eingeführt werden sollten, die mit Kuh- oder Schweinefett bestrichen waren: das eine sollte im Sinne der Meuterer die Hindu's, das andere die Moslims religiös verletzen. Es bestand nun der Plan, die Empörung zu gleicher Zeit überall in dem ganzen Lande — so weit das möglich — zu beginnen. Aber ein Plan solcher Art ist immer schwer festzuhalten;

er mislang auch hier. Nachdem nämlich schon früher einmal nicht unbedeutende Meutereien (12. Febr. 1857) zu Burhampur bei Murschedabad in Bengalen, und ferner (6. März) zu Madras vorgekommen waren; nachdem selbst die Sicherheit der Engländer durch wachsenden Trotz und Hartnäckigkeit der Sepoy's in vielen einzelnen kleineren Fällen gestört worden war: erfolgte, noch immer verfrüht für die Pläne der Führer, die erste große Erhebung zu Mirut.

Mirut, ehemals eine Residenz des alten Brahmanenstaates von Delhi, jetzt eine Stadt mit 30,000 Einwohnern, war wegen seines gesunden Klima's eine der wichtigsten britischen Militärstationen. Nur 8 Meilen nördlich von Delhi, war es das Centrum einer nicht unbedeutenden Macht. Eine halbe Meile nördlich von der Stadt Mirut war das Militärlager; ein Arm des Flusses Kali-Nuddi trennte die Baracken der Europäer von denen der Sepoy's. Die letzteren, auf der Südseite lagernd, damals ein Regiment Sowars und zwei Hindu-Infanterie-Regimenter, waren schon hoch aufgeregt; da wurden am 9. Mai 1857 mehrere Soldaten, die die Annahme der neuen Patronen verweigerten, in das seit 1850 erbaute Gefängniß geführt (mit dem damals versuchsweise die ältere Strafe der Transportation nach Strafplätzen ersetzt werden sollte). Dieses gab den Anstoß zum vorzeitigen Ausbruch des Riesencomplotts, welcher den Engländern die Gefahr enthüllte und die Pläne der Indier verwirrte. Am 10. Mai verweigerten die eingeborenen Truppen, zuerst die Reiterei, nunmehr in Masse den Gehorsam, erstürmten das Gefängniß, ermordeten die englischen Officiere und deren Familien, zündeten dann die Kasernen an. Die europäischen Truppen, — das hier seit 1853 liegende Hauptquartier der bengalischen Artillerie, eine reitende Artilleriebrigade, ein Cavalerie- und ein Infanterie-Regiment, wurden rasch gesammelt; sie sprengten die Meuterer aus einander, die nun, nur wenig verfolgt, nach Delhi abzogen, wo ihre Ankunft am 11. Mai Schreckensscenen hervorrief, die an die Vernichtung der Römer in Kleinasien auf des sog. großen Mithridates Befehl erinnerten. In dem stark bevölkerten Delhi, dessen strategischer Wichtigkeit die damalige europäische Garnison nicht entsprach, fielen sofort drei Regimenter Sepoy's und die bengalische Artillerie zu den Meuterern ab. Die wenigen hundert britischen Soldaten wurden nach tapferem Kampfe zur Flucht genöthigt; und während der tapfere Lieutenant Willougby sich mit einem Pulvermagazin in die Luft sprengte und dadurch 1000 Sepoy's tödtete, eroberten die Inder doch 150 Kanonen, enorme Vorräthe und 2 Millionen Pf. St. Nun aber verübten die wilden Sepoy's und mit ihnen der männliche und weibliche Pöbel von Delhi an den gefangenen Engländern und noch lieber an deren Frauen und Kindern die unerhörtesten Verbrechen. Langgesparte Rachlust, Rache für persönliche Unbill, Racen- und Religionshaß, und namentlich die orientalische Henkerphantasie vereinigten sich hier, um wahrhaft entsetzliche Orgien des Verbrechens und der Blutgier zu feiern. Was die antiken Sklavenkriege, was die Henker der Albigenser, was die Quälgeister des dreißigjährigen Krieges, was endlich die socialen Greuel der französischen Revolutionen an blutigen Schauderthaten gebracht hatten: das Alles wiederholte sich hier in umfassendster Gestalt; nur Eines kam noch hinzu, der allen Barbaren des Orients wie schlechten Weibern und feigem Pöbel des Abendlandes eingeprägte Hang, namentlich Wehrlose mit Vorliebe und Genuß langsam und raffinirt zu quälen. Diese Schandthaten nun, die sich mehrere Monate lang mit dem localen Weiterbrennen des Aufstandes fortsetzten, die ferner immer grimmiger wurden, je mehr die oft grauenhafte Vergeltungswuth der Engländer die Bestialität der Orientalen aufstachelte, sind den Hindostanern sehr theuer zu stehen gekommen. Zuerst nämlich erstickte der glühende Zorn über diese Abscheulichkeiten in der gesammten civilisirten Welt (Irland und vereinzelte Parteikreise des Continents und Amerika's selbstverständlich ausgenommen) jeden Funken der Sympathie mit den immerhin berechtigten Klagen der Inder. Ferner aber entzündeten diese Schandthaten, namentlich die massenhafte Schändung und infam-grausame Todtquälung oder Verbrennung von Kindern und Frauenzimmern, zuerst bei der Armee, dann und noch mehr bei der englischen Civilbevölkerung Indiens wie des Mutterlandes eine furchtbare Rachsucht, die nicht blos in Presse, Meetings und Parlament zu wahrhaft schauerlichen Aeußerungen führte, sondern auch an vielen Stellen des Kriegsschauplatzes in Scenen der schrecklichsten Vernichtungswuth explodirte. Endlich aber veranlaßte natürlich diese Art der Bestialität der Sepoy's und des indischen Mordgesindels die überall angefallenen und abgeschnittenen englischen Detaschements, sich für das Leben der Soldaten, wie für Ehre und Leben ihrer Frauen und Kinder mit einer todesmuthigen Hartnäckigkeit zu schlagen, die der verzweifelten Lage vollkommen entsprach.

Zunächst aber nach der Katastrophe von Delhi nahmen diese fürchterlichen Auftritte ohne Aufenthalt ihren weiteren Verlauf. Mochte immerhin das Complott zu frühe ausgebrochen, die Engländer nun blutig gewarnt sein: der Aufstand der indischen Armee selbst war darum wenigstens in einem sehr großen Theile des Landes nicht mehr zu verhindern. Und zwar lief das Feuer zu immer neuen Explosionen nun fort, wie eine Pulverlinie; oder man kann auch sagen, es setzte sich der Aufstand fort, wie eine Epidemie launenhaft nach allen Seiten umherspringt, sich überall da einnistet, wo sie die nöthigen Ansteckungsstoffe findet. Vorläufig zündete nun die Nachricht von dem Aufstande in Delhi, — wo nunmehr die Aufständischen den uralten Muhammedanischen 92jährigen Titularmogul, den Baberiden Akbar Bahadur, einen pensionirten Nachkommen Timur's, Baber's, und des letzten seit 1803 seiner Herrschaft beraubten Großmoguls, zu ihrem neuen Kaiser ausgerufen, demselben auch seine Söhne und Enkel zur Seite gestellt hatten, — sowol nach dem Pendschab hinüber wie abwärts in den Stromlandschaften des Ganges und der Dschumna, soweit sich

da indische Garnisonen der bengalischen Armee befanden. Ueberall nahm die Sache denselben Anfang: die meuterischen Sowars und Sepoy's suchten überall die unter und neben ihnen befindlichen Officiere, Soldaten und deren Familien zu ermorden, — oft gelang es ihnen, zuweilen aber gelang es auch den Europäern, sobald sie Zeit hatten sich zu besinnen, oder sobald sie an Zahl einigermaßen stark waren, sich momentan zu retten und dann zu verschanzen. So brannte der Aufstand westwärts hinüber nach Firuzpur und nach dem Gharra (unterhalb der Vereinigung der Flüsse Sutlutsch und Beas), und wurde hier ebenso unterdrückt, wie in mehreren kleineren Garnisonen an der Dschumna. Aber in den großen Garnisonen von Benares, Asimghar, Fyzabad, Fattipor, Allahabad, Agra, Mathura, Kanpur, Bareilly war der Aufstand furchtbar siegreich, und überall mit denselben Blutthaten begleitet. Wohl konnten sich zu Agra die Europäer verschanzen; wohl ist Allahabad den Sepoy's bald wieder verloren gegangen; auch in Kanpur wußte sich der alte General Wheeler zunächst noch siegreich zu vertheidigen. Aber binnen wenigen Wochen war doch das Duab der Dschumna und des mittleren Ganges sammt Rohilkund den Briten verloren; und die Sache sah momentan geradezu hoffnungslos aus.

Da bewährte sich nun die Kraft und Ausdauer des britischen Volkscharakters in großartiger Weise. Zuerst freilich waren die Engländer wie gelähmt und erstarrt; bald aber besannen sie sich, schüttelten Schlaffheit, Ueppigkeit und Weichlichkeit ab, boten der Gefahr die Stirn. Und dieses war zunächst die Hauptsache. Während der ersten Wochen des Aufstandes, wo überall die Sepoy's und Sowars abfielen und der Pöbel der Städte mit grimmigstem Haß gegen die Europäer seine Blutorgien feierte, mußte es so scheinen, als ob der Aufstand eine großartige Nationalerhebung sei. War dieses der Fall, zog überall die indische Armee dem neuen Kaiser von Delhi zu, schloß überall das Volk vom Indus bis nach Calcutta, von Nepâl bis Cap Comorin der Empörung sich an: so waren ohne Ausnahme die damals in Indien lebenden Europäer verloren: denn außer den Europäern in Calcutta, Madras und Bombay, die immer nur je 8 Procent der Bevölkerung ausmachten, standen die Europäer, — Soldaten und Civilbevölkerung — wie 50—60,000 Menschen einem Volke von 150,000,000 Seelen gegenüber. Unter diesen Umständen mußten also wenigstens zunächst die Beamten, Soldaten, Officiere Englands in Indien — bis man die Ausdehnung der Gefahr erkannte, und bis aus Europa Hilfe kommen konnte — nur noch um ehrenvollen Untergang zu kämpfen sich entschließen. Und sie haben dem Sturm wirklich mit Ehren Trotz geboten; nur daß die Tapferkeit des Soldaten sich seitens der furchtbar erbitterten Briten in unheimlicher Art wiederholt mit der Arbeit des Henkers paarte: der Strang und das „Wegblasen durch die Kanonen" halfen den verzweifelten Briten nicht minder die gefangenen Meuterer vertilgen, wie Schwert und Kugel die Gegner im offenen Kampfe.

Einhalt gethan wurde dem Aufstande sofort von zwei Stellen aus. Einerseits nämlich sammelte der damalige Obercommandant der indischen Armee, der alte Lord Anson, der zur Zeit des Aufstandes sich in dem Himalaya-Sommerquartier Simla befand, zu Mirut alle geretteten englischen Truppen der Nachbarschaft, zog aus den stärkeren Garnisonen, bis nach Kanpur, Hilfe heran, um mit wenigen Tausenden solcher Krieger (etwa 3—4000 Mann) den Angriff auf Delhi zu beginnen. Gewaltig Hand in Hand mit ihm ging nun jener Mann, der mit Recht als einer der Retter Indiens gepriesen ist: der ausgezeichnete Sir John Laird Mair Lawrence (im J. 1810 in Indien geboren, in Londonderry gebildet, seit 1831 in Delhi thätig), seit 1849 der gefeierte Commissär im Pendschab. Mit Meisterschaft hatte er dieses neue Land organisirt, fest an die englische Herrschaft geknüpft, innerlich binnen kaum acht Jahren mit England versöhnt; und so konnte dieser Mann, der allerdings seltene Energie, Takt, Muth, und Kunst, die Menschen zu behandeln, besaß, in dieser neuen Provinz nicht blos die nach Lahore und weiter zuckende Flamme austreten, die bengalischen Sepoy's entwaffnen, die Ruhe im Pendschab fest aufrecht erhalten, sondern auch bereits zu einem Feldzuge gegen Delhi rüsten. Inzwischen starb Lord Anson bei seinen ersten Schritten gegen Delhi am 27. Mai 1857; sein Nachfolger im Commando war der (s. oben) schon in der Krim thätig gewesene Generalmajor Barnard; aber sowol dieser Mann starb wie Lord Anson vor Delhi an der Cholera; wie auch dessen Nachfolger, General Reed, erkrankte. So übernahm dann am 22. Juli vor Delhi den Befehl General Sir Archdale Wilson (geb. 1803 zu Kirby-Cane in Norfolk), seit 1818 als Soldat in Indien ergraut, seit dem 31. Mai als Brigadier aus Mirut ausmarschirt und seit dem 7. Juni ebenfalls vor Delhi liegend, wo er zuerst als Chef der Artillerie commandirt hatte. Der Kampf bei Delhi war deshalb so sehr bedeutungsvoll, weil unmittelbar an der Quelle und dem ersten Centrum des Aufstandes ein kleines europäisches Corps eine ungeheure Masse der Insurgenten so zu sagen festgenagelt hielt und sich anschickte, hier vor Allem rächende Vergeltung auszuüben. Weiter aber wurde zum Trost der Engländer bemerkt, daß nicht blos die Himalaya-Regimenter, namentlich die Ghorka's, aus Haß gegen die Hindu's den Briten treu blieben, sondern daß auch, zunächst in der Gegend bei Delhi und Mirut, das Volk keine Miene machte, sich den empörten Sepoy's anzuschließen. Wohl hatte in Delhi und sonst der Pöbel furchtbar wüthen helfen: aber neben zahlreichen schönen Acten rettender Menschlichkeit bemerkte man bald, daß von Volkserhebungen gegen die in den ländlichen Districten zerstreuten britischen Magistrate und Steuererheber gar keine Rede war; noch mehr, daß zwei Dinge ausblieben, die allein schon die Armee vor Delhi hätten ruiniren können, — es fiel nämlich weder dem unentb[illegible] [illegible]ertroß dieser Armee [illegible] [illegible]desertiren, noch [illegible] daran, nach [illegible] insurgirter

Nationen die Briten vor Delhi einfach durch Vernichtung oder Verbergen der Vorräthe, Beseitigung des Zugviehs, Spionage, Abschneiden der Boten ꝛc. zu verderben. Andererseits suchten die meuterischen Soldaten selbst durch zwei Maßregeln die Rachgier gegen England zu kühlen, die sehr bald ihr eigenes Volk wider sie empören mußten: zunächst öffneten sie überall bei dem Ausbruche der Aufstände die Gefängnisse und suchten sich Mordgehilfen in allen eingesperrten Räubern, Mördern und Thugs, die nunmehr ihre Wuth als Banditen bald auch gegen die Eingeborenen kehrten; die Sperrung des Handels aber in dem Duab des Ganges und Dschumna, des Handels von Agra bis Patna, und mehr noch die gewaltsame Unterbrechung der Arbeiten am Gangeskanal (s. oben) wirkte für das materielle Wohl des Volkes sehr verderblich, das Volk selbst wurde aber dadurch nicht zu Gunsten der Seapoy's gestimmt.

Lord Canning inzwischen in Calcutta entwickelte in dieser Krisis eine kaum erwartete Kraft. Kaltblütigkeit, klarer Blick, höchste Energie, — dabei aber auch rechtzeitige Milde und rühmenswerthe Festigkeit gegenüber dem wilden Rachegeschrei der Presse und der Civilbevölkerung: dies zeichnete ihn aus. Zuerst nun setzte er unter dem 6. Juni 1857 ein allgemeines Kriegsgericht ein; die unruhige Bevölkerung in Calcutta wurde durch Bewaffnung der europäischen Einwohner im Zaum gehalten: am 11. Juni erfolgte die sog. Maulsperre-Ordonnanz, d. h. durch ein für ein Jahr erlassenes Preßgesetz wurde die indische Presse gebändigt. Mehr aber: man ergriff alle Mittel, um sich zu halten, bis Lord Palmerston Hilfe schicken konnte. Da nämlich die Nachricht von dem Aufstande in Delhi die Perser veranlaßt hatte, in sehr verdächtiger Weise mit der Räumung von Herat zu zögern, so mußte ein Theil der englischen Truppen unerwünscht lange in Mohammerah liegen bleiben (s. oben). Dafür zog Canning nunmehr die 5000 Mann, die Lord Elgin nach China führte, an sich, sodaß schon im Juli aus Calcutta und Bengalen neue europäische Scharen nach den blutigen Schauplätzen am mittleren Ganges geschickt werden konnten. Mahnende Proclamationen an die Einwohner waren ebenfalls erlassen worden. Hier war nun inzwischen die im Pendschab erstickte, bei Delhi gedämmte, Empörung immer furchtbarer geworden.

In Lucknow nämlich war die Emeute zuerst am 11. Juni 1857 unter der reitenden Militärpolizei, am 12. Juni unter den Seapoy's ausgebrochen, deren Barackenlager eine Stunde vor der Stadt am andern Ufer des Gumti sich befand. Henry Lawrence dämpfte die Emeute sehr schnell; nun aber wichen die Empörer etwa 3 deutsche Meilen zurück in das Innere. Bald brach nun in ganz Audh der Aufstand aus, und (während dafür der entthronte Padischah zu Calcutta als Staatsgefangener festgesetzt wurde) die Meuterer von Lucknow erhielten namhaften Zuzug. Da ließ Lawrence die königliche Residenz in Lucknow durch Capitän Fulton mit großem Geschick zu einer starken Citadelle verschanzen; er selbst rückte am 30. Juni mit 600 Mann aus gegen die Meuterer, wurde aber bei Chinhutt mit großem Verluste geschlagen. Nun sprengte er das Fort Muchi-Bawn (1. Juli), und sah sich unmittelbar über der 300,000 Seelen zählenden Stadt Lucknow mit nur 900 Engländern (Soldaten, Beamten, Frauen, Kindern) durch die ungeheure Macht der Rebellen in seiner Citadelle belagert. Führer der Audh-Insurgenten war der Minister Ibrahim-Khan, welcher den neunjährigen Prinzen Barges-Kader (einen Bastard des gefangenen Padischah) zum Könige unter der Hohheit des neuen Großmoguls zu Delhi ausrief; das Heer führte des Padischah Schwager Hissamet-ed-Daulah. Die Insurgenten bedrängten nun die Citadelle von Lucknow auf das Härteste; ebenso großartig (an Alexander's des Großen Soldaten in dem turanischen Kriege erinnernd) war die Ausdauer der Engländer. Als Lawrence am 2. Juli verwundet, am 4. d. M. gestorben, sein Nachfolger Major Banks ebenfalls am 20. Juli gefallen war, wurde der Held der endlosen Belagerung zuerst der Brigadier Sir John Eardly Wilmot Inglis (im J. 1815 in Schottland geboren, in den Pendschab-Kriegen ausgezeichnet), welcher seitdem mit heroischer Ausdauer die Burg für den durch Lord Canning gebildeten (s. unten) Entsatz rettete.

Zum Retter nämlich der Briten in Lucknow und in Kanpur hatte Canning einen der ausgezeichnetsten Officiere des indischen Heeres auserſehen; es war der edle, fromme, hochgebildete Sir Henry Havelock (geb. 5. April 1795 zu Bishops-Wearmouth bei Sunderland), der seit 1824 in birmanischen, afghanischen und Shikskriegen erprobt und ergraut, noch ganz zuletzt mit Outram (als Brigadier der zweiten Division) Mohammerah erobert hatte und im April 1857 aus Persien nach Calcutta zurückgereist war. Diesen ausgezeichneten Heerführer bestimmte Canning zum Chef der wenigen Tausende disponibler Soldaten, die Lucknow entsetzen, zuvor aber womöglich noch Kanpur retten sollten. Havelock vereinigte sich Ende Juni zu Allahabad mit General Neill, jenem tapfern aber entsetzlichen Manne, der durch furchtbare Energie in diesen Gegenden die Meuterei zum Stillstande gebracht, Allahabad wieder gewonnen, aber auch das schauerliche Mittel entdeckt hatte, die zur Hinrichtung bestimmten Brahmanen unter den gefangenen Seapoy's zuvor zu Dingen zu zwingen, die nach ihrer Ansicht sie unmittelbar in die Hölle führen mußten!

Die Hoffnung beider Generale, zunächst das nicht allzuweit entfernte Kanpur zu retten, war leider unerfüllbar. Kanpur (Kanhapur, Cawnpore), eine Stadt von 60,000 Einwohnern, durch ihre Lage am Ganges und Gangeskanal als Handelsstadt, — in diesem Kriege als Ausgangspunkt für die Audh- und Gwaliorkämpfe auch strategisch sehr wichtig, — war eine der größten Militärstationen seit 1777. Nach Delhi's Abfall erhoben sich auch hier Mitte Mai 1857 die Seapoy's, gegen welche der greise und verwundete General Sir Hugh Wheeler mit 100 Officieren, 210 Soldaten, 590 Männern, Frauen und Kindern, hinter schwachen Schanzen sich zu vertheidigen suchte. Seit dem 7. Juni

wurde die Sache aber immer gefährlicher, weil jetzt die Seapoy's namhaften Zuzug und tüchtige Führung erhalten hatten durch den Peischwa Nena-Sahib aus dem benachbarten Bithur. Nachkomme des letzten Mahratten-Peischwa, neuerdings durch die Compagnie seiner Pension beraubt, daher blutig zürnend, — war der äußerlich europäisch dressirte Orientale, der bisherige Genosse der englischen Officiere und Damen, im Stillen erbitterter Theilnehmer des Complotts geworden und jetzt leidenschaftlicher und grausamer Vorkämpfer gegen die Belagerten in Kanpur. Nach langer Blokade mußte Wheeler endlich, durch Mangel und Krankheiten geschwächt, am 26. Juni capituliren. Nena-Sahib gewährte freien Abzug; aber am 27. Juni veranlaßte er entweder mit orientalischer Treulosigkeit, oder hinderte wenigstens nicht, daß bei der Abfahrt der Europäer auf dem Ganges die indischen Soldaten sich mordend und plündernd auf die Boote warfen. Die Europäer wurden mit Gewalt wieder ans Land geschleppt; und hier ließ Nena-Sahib nun unerhörte Schandthaten verüben. Von den noch vorhandenen Unglücklichen wurden 88 Officiere und 190 Soldaten durch die Seapoy's feige erschossen; 120 Frauen und Kinder wurden (soweit sie nicht in die Harems des Innern geschleppt sind, aus denen manche Damen erst später wieder gerettet wurden) mit Säbelhieben und Keulenschlägen in Stücke gehauen; um so grimmiger, weil der Peischwa vernahm, daß Neill's Vortruppen, die leider die Schandthat nicht mehr hindern konnten, schon ganz nahe wären; die Leichen wurden in Einen Brunnen, resp. in Eine große Cisterne gestürzt.

Diese kolossale Blutthat machte Nena-Sahib's Namen für die Briten verfehmt; dieser Blutmensch war seitdem vogelfrei. Die Rache an Kanpur vollzogen Neill und Havelock nicht lange nachher. Sie schlugen nämlich das Heer des Nena-Sahib am 12. Juli bei Fattihpur total, und dann noch zweimal (15. und 16. Juli) bei Kanpur; am 17. Juli endlich eroberten sie Kanpur wieder, und hier metzelten Neill's Soldaten (namentlich die allgefürchteten Hochschotten) zur Rache für den Blutbrunnen in wilder Wuth etwa dreitausend Menschen, Männer und Weiber, nieder; hier namentlich fand jene moralische Zerbrechung gefangener Brahmanen statt.

Von hier aus suchte Havelock nunmehr Lucknow zu entsetzen. Aber dazu reichten seine Kräfte noch nicht aus. Allerdings hat er mit Nena-Sahib noch mehrere Male siegreich sich geschlagen; die Soldaten des Peischwa, Seapoy's und Audh-Insurgenten, besiegte er am 29. und 30. Juli bei Unao und Bupirgandsch in der Nähe von Kanpur auf dem Wege nach Lucknow; am 16. Aug. hieb er noch einmal Nena-Sahib's Schaaren bei dessen eigenem Schlosse Bithur zusammen. Aber die Massen der Seapoy's und der Audh-Insurgenten waren zu kolossal, als daß der verständige Havelock, der kaum 2—3000 Europäer unter seinen Fahnen hatte, die Tollkühnheit hätte wagen dürfen, nach Zurücklassung der nöthigen Garnison in Kanpur, wirklich mit einer Handvoll Leute tiefer in Audh einzudringen, und zwar zunächst ohne jede nennenswerthe Reserve zwischen Kanpur und Patna. Es kam dazu, daß jetzt mit Macht das Klima größere Bewegungen verbot. Denn in diesen Landstrichen wird die Temperatur seit April bis Ende Juni allmälig unerträglich heiß, und von Ende Juni bis zum September hindert die Regenzeit alle größeren Unternehmungen, namentlich für Europäer. Vom October bis zum März sind dann die bequemsten Monate zur Kriegführung. Solche Umstände hielten auch den tapfern Wilson vor Delhi auf; denn obwol derselbe trotz seiner schwachen Mittel mit höchster Gewandtheit und zäher Ausdauer die Insurgenten in dieser Stadt blokirte und alle Ausfälle der Seapoy's siegreich abschlug, so konnte er doch vorläufig auch nicht vorwärts kommen, und es wurde sein kleines Heer durch Cholera, Ruhr, durch Sonnenstich und Fieber gefahrvoll decimirt.

Nichtsdestoweniger konnten die Engländer in Indien Ende Juli mit der Lage der Sache verhältnißmäßig zufrieden sein. Canning und Lawrence in Calcutta und im Pendschab hatten sich ausgezeichnet bewährt; die herrlichen Helden Wilson, Havelock und Inglis hatten wenigstens in Nord-Indien den Aufstand eingedämmt. Die moralische und soldatische Ueberlegenheit der Engländer über die Seapoy's war bereits glänzend erwiesen worden. Es war ferner von höchstem Werthe, daß die Briten nun endlich Natur und Ausdehnung der Gefahr wirklich übersehen konnten. Da hatte man nunmehr erkannt, daß mit Ausnahme der Stadt Delhi und des Königreichs Audh der Aufstand nur ein Soldatenaufstand war; da zeigte es sich bereits deutlich, daß Indien — jetzt wie immer seit Alexander's des Großen Zeit — nur das Land der Trennung und Zwietracht war, und daß nichts leichter war für die Fremdherrscher, als die verschiedenen ethnischen und religiösen Racen dieses Landes gegen einander zu hetzen: außer den Ghorka's konnte man, Dank dem Genie des Sir John Lawrence, jetzt wirklich daran denken, Shiks gegen die Hindu's und Moslemen von Delhi zu werben! Da außerdem die Briten sich jetzt hatten vollkommen besinnen können; da die Brennstoffe in den Armeen von Madras und von Bombay nicht sofort explodirt waren, sondern die Briten Zeit gehabt hatten, sich außerhalb des riesenhaften Herdes der Empörung wenigstens gegen neue Ueberraschungen sicher zu stellen, so war allerdings die Hauptgefahr Ende Juli bereits überwunden.

Trotzdem blieb eine noch immer ungeheure Gefahr zu überwinden. Nicht davon zu reden, daß vorläufig der chinesische Krieg völlig liegen bleiben mußte; daß Persien noch immer tückisch trotzte; daß die Barbarenstämme aller afrikanischen Küsten vorläufig mit in solchen Fällen gewohnter Unverschämtheit die für den Moment gebrochen erscheinenden Europäer zu mishandeln wagten: daß die europäische Politik Palmerston's dadurch für lange schwer betroffen wurde: — so war es für England zunächst schon ein ungeheurer Uebelstand, daß der starke Grundpfeiler seiner indischen Herrschaft in Schwanken gerathen war, daß man die größten Anstrengungen machen mußte, um den kostbaren indischen Besitz nun zu sichern, und einen Krieg zu beendigen,

der auch im besten Falle nur Opfer kostete, mindestens keine neue Hebung der britischen Macht einbrachte. Nun aber war das Kriegsobject selbst möglichst kolossal: mit Einschluß des Landes Audh waren die sog. „Nordwestprovinzen" des indischen Reiches (die früher sog. Präsidentschaft oder das Gouvernement Agra-Allahabad), — also das ausgedehnte Gebiet des obern und mittlern Ganges, der Gogra und der Dschumna, das gesammte Land von Delhi bis Benares (mit Audh etwa 5100 □Meilen, bewohnt von 35 Millionen Einwohnern), in den Händen der Insurgenten. Nachdem nun schon in den ersten vier Wochen des Aufstandes mehr denn 30,000 Seapoy's abgefallen waren, hatte sich (das eigentliche Bengalen ausgenommen) die sog. bengalische Armee fast vollständig aufgelöst, und erhielten die Seapoy's gerade aus den durch Dalhousie und Canning entlassenen Audh-Garden die massivste Ergänzung, wie überhaupt aus dem Soldatenmaterial dieses Landes. Und nun konnte doch zur Zeit immer noch Niemand wissen, wie weit die Meuterei in der Bombay- und Madras-Armee brennen würde. Mehr aber: der Aufstand, den Havelock mühsam in Kanpur bändigte, dessen Wellen von Audh her aber wiederholt bis nach Patna im Bihar schlugen, ergriff allmälig den Theil Central-Indiens, wo die Briten zur Zeit möglichst wenig Kräfte entgegenstellen konnten. Hier nämlich befanden sich die Territorien äußerst zahlreicher theils pensionirter, theils in Vasallenschaft gestellter indischer Radscha's. Wenn nun auch lediglich die tapfere Begum (Fürstin) von Dschansi (im sog. Bundelkund, südsüdwestlich von Kanpur), auf der Heerstraße von Allahabad nach Saugor, aus Groll über die Annexion ihres Landes nach dem Tode ihres Gatten Gunghadar-Rao (im J. 1854) dem Beispiele Nena-Sahib's und der Baberiden von Delhi folgte und sich dem Aufstande anschloß, sodaß die Seapoy's in Dschansi mit andern Insurgenten ihre Stadt zu einem Hauptbollwerke des Krieges machen konnten: wenn also auch die übrigen Radscha's, theils aus Furcht vor Englands Macht und Rache, theils aus gegenseitiger Eifersucht, theils aus wirklicher Ehrenhaftigkeit den Briten treu blieben: so waren doch große Massen ihrer Völker, namentlich aber ihrer Truppen, ganz und gar nicht gewillt, dem Kampfe ihrer Waffenbrüder, der Seapoy's, fremd zu bleiben. Und hinein in diese Gebiete drang denn auch die Empörung während des Sommers 1857 immer erfolgreicher, während dagegen das Aufzucken brahmanischer Seapoysmeutereien in dem Gebiete der Armeen von Bombay und Madras wol vereinzelte Schandthaten der Meuterer möglich machte, aber die dortigen kleinen Erhebungen überall schnell durch die Engländer zerstampft werden konnten. Während der ursprüngliche Kriegsschauplatz bereits wahrhaft ungeheuer war, derart daß bei den großen Entfernungen (Delhi z. B. ist von Calcutta 950, von Bombay 850 englische Meilen entfernt) an combinirte Unternehmungen der Briten noch gar nicht zu denken war, griff doch im Juli die Meuterei nun hinüber nach dem centralen Indien, nach den Landschaften des Nizamgebietes, züngelte die Flamme höchst gefahrvoll hinauf nach Gwalior. Es war klar, daß das Mutterland energische Hilfe leisten mußte.

Palmerston hatte denn auch in dieser Richtung nichts versäumt; auf die erste Kunde von den furchtbaren Ereignissen war im Einverständniß mit Canning (s. oben) die chinesische Expedition sofort telegraphisch nach Calcutta dirigirt worden. Dann wurden aller Orten in Europa die englischen Linientruppen in Bewegung nach dem Orient gesetzt, mit dem türkischen Sultan und dem Vicekönig von Aegypten Verträge geschlossen wegen Ueberführung englischer Soldaten über die Landenge von Suez; in England selbst wurde mit Erfolg für den Rachekrieg in Indien geworben, — und während so binnen wenigen Wochen schon 22,000 Mann nach dem Orient expedirt wurden (überhaupt sollen während des indischen Krieges etwa 100,000 Mann Europäer aus dem englischen Reiche nach Ostindien geschickt sein), fügte der britische Staatsmann, mit sicherer Hand hier der Stimme des Volkes folgend, das Beste hinzu, nämlich an Anson's Stelle den wohlgewählten Oberfeldherrn; es war der wackere, früher schon (1848 und 1849) in den Shikskämpfen des Pendschab, neuerdings wieder in der Krim ruhmvoll bewährte Sir Colin Campbell. Seit Abschluß des levantinischen Krieges zum Generallieutenant und General-Inspector der Infanterie ernannt, ist der tapfere Mann schon an dem Tage seiner Ernennung für Indien, am 12. Juli 1857, zwei Stunden nach seiner Unterredung mit Palmerston, von London aufgebrochen, um über Alexandrien nach Calcutta zu reisen, wo er im October 1857 eintraf.

Als Campbell das Commando in Hindostan übernahm, war auf Einem Punkte wenigstens die große Entscheidung bereits gefallen. Während sich der Aufstand seit Juni und Juli in Centralindien immer stärker über Mhow, Indore, über das Saugor- und Nerbudda-Gebiet ausdehnte: während im Pendschab unter Lawrence's Oberleitung General Nicholson am 17. Juni zu Silkut, am 20. Juli zu Lahore eine Meuterei dämpfte, dann aber mit Erfolg Shiks anwarb (wie zu derselben Zeit der Brigadier Jakob an der westlichen Grenze des Pendschab und in Sindh Shiks und Afghanen gegen die diesen Stämmen höchst verhaßten Hindu's warb); während am 23. Juli die Seapoy's sogar zu Dinapur dicht vor Patna sich empörten und am 29. Juli bei Arrah des Generals Lloyd Truppen abschlugen: so hielten Wilson, Inglis und Havelock mit unerschütterlicher Zähigkeit aus. Wilson hatte endlich die Freude, den General Nicholson am 14. Aug. mit Briten und Shiks bei sich ankommen zu sehen; derselbe hat dann am 25. Aug. ein feindliches Corps bei Najefghar geworfen; und am 6. Sept. kam er wieder mit 6000 Mann Briten und Shiks und mit der längst erwarteten Masse starken Belagerungsgeschützes in Wilson's Lager an. Nun konnten die Werke von Delhi mit Nachdruck beschossen werden; am 14. Sept. aber begann Wilson den Sturm, und nach sechs blutigen Tagen trug die Wuth der Engländer und Shiks über die Verzweiflung und Uebermacht der Insurgenten den Sieg davon. Am 20. Sept. 1857 war ganz Delhi wieder in den Hän-

den der Engländer, die bei diesem Sturme 66 Officiere und 1178 Soldaten verloren. Der neue Kaiser Bahadur wurde als Flüchtling ergriffen und ob seines Alters zwar persönlich geschont, aber durch Spruch des Kriegsgerichts zu Calcutta zur Kettenstrafe und Verbannung nach Ranguhn verurtheilt. Mit Ausnahme Eines nach Audh entkommenen Prinzen wurden Bahadur's sämmtliche, mehrfach blutig compromittirte, Söhne und Enkel, 24 an der Zahl, nach der Eroberung von Delhi, bei welcher natürlich furchtbare Vergeltungsacte stattgefunden hatten, durch die Engländer kriegsrechtlich erschossen.

Mit dem Falle von Delhi hatte die Meuterei ihr erstes Centrum verloren; somit wurde nunmehr Audh strategisch und national, wenigstens für Nordindien, die Hauptbasis des Seapoy-Krieges. Abwärts die Thäler der Dschumna und des Ganges nach Audh retirirten nun die Insurgenten von Delhi; und General Wilson schickte ihnen zu energischer Verfolgung die fliegende Colonne des Capitän (dann Oberst) Greathead nach. Dieser Heerführer drang ihnen auf dem linken Ufer der Dschumna nach und schlug die weichenden Haufen der Rebellen zuerst bei Bulandschehr, 8½ Meilen südöstlich von Delhi (27. Sept.); am 29. Sept. sprengte er das Fort von Malaghar, eroberte am 5. Oct. das Fort von Alighar, und entsetzte endlich nach einer harten Schlacht am 9. Oct. die seit dem 5. Juli in ihren Schanzen belagerte englische Besatzung von Agra.

Inzwischen hatte während des Sommers 1857 der tapfere Brigadier Inglis in der Citadelle zu Lucknow einen mit jeder Woche schwieriger sich gestaltenden Stand gehabt. Mit wahrhaft antiker Tapferkeit hatten die wenigen Hundert englischer Soldaten und Officiere den Myriaden der Audh-Insurgenten Widerstand geleistet; und ihre Feinde waren eben überall kriegerisch tüchtige, im Waffenhandwerke ergraute, europäisch geschulte Krieger. Eine Reihe von gewaltigen Sturmversuchen hatte Inglis abgeschlagen (am 20. Juli; 10. und 18. Aug. und 5. Sept.). Endlich aber drohte doch bei Mangel an Proviant und bei Seuchen, welche die Zahl der tapfern Vertheidiger verringerten, die Lage der Heldenschar unhaltbar zu werden, zumal nun auch die Hindu's in Lucknow, die über mehr denn 50,000 Soldaten verfügten, anfingen, die Citadelle durch Minen zu untergraben. Da brachte endlich der treffliche Havelock zu Ende ebenfalls des September 1857 Rettung. Mit seiner seit Anfangs August (s. oben) auf nur noch Ein tausend Mann reducirten Schar hatte er wochenlang Kanpur behaupten müssen; endlich traf um die Mitte des September der ritterliche General Outram in Kanpur ein; Persien hatte endlich im August die Stadt Herat geräumt, und die noch zu Mohammerah aufgehaltenen britischen Soldaten konnten endlich für Indien verfügbar werden. Outram brachte also mehrere tausend Mann zu Allahabad gesammelter Europäer mit nach Kanpur. Obwol er selbst den höhern Rang hatte, überließ er nun neidlos dem hochpopulären Havelock, der inzwischen Generalmajor geworden war, die oberste Führung. Am 19. Sept. brachen beide Heerführer mit kaum 5000 Mann wieder aus Kanpur auf, schlugen am 21. Sept. die Seapoy's blutig bei Unao. Am 25. Sept. endlich kam es zu einer Hauptschlacht mit den fünffach stärkern Audh-Insurgenten, und zwar bei Park und Schloß Alumbagh, zwei Stunden südlich von Lucknow, wo die verzweifelte, hingebende Tapferkeit und namentlich die von den Hindu's so sehr gefürchteten Bajonettangriffe der Engländer und Schotten, den Sieg über die ungeheure Uebermacht davontrugen. Unter furchtbaren Kämpfen bahnte sich dann Havelock am 26. Sept. den Weg durch einen Theil der Stadt (die Straße Hazretgandsch) nach der Citadelle von Lucknow; hier hatte man sich allein kaum noch 24 Stunden halten zu können gehofft und für den letzten Fall sich entschlossen, sich in die Luft zu sprengen. Aber Havelock, der in diesen Schlachten den vierten Theil seines kleinen Heeres eingebüßt hatte, konnte weder die mit 50,000 Mann indischer Insurgenten besetzte Stadt Lucknow erobern, noch auch die Citadelle wirklich völlig entsetzen. Es war dieses für seine Handvoll Leute um so unmöglicher, weil jetzt nach Delhi's Fall Audh der wahre Centralpunkt des Aufstandes wurde und die geschlagenen Seapoy's des Nordwestens sich zu Tausenden nach Audh hinabzogen. Unter diesen Umständen mußte Havelock sich entschließen, mit seinem Heere in Lucknow zu bleiben und die von Inglis vertheidigte Position durch neue Werke bedeutend auszudehnen.

Seitdem war die Hauptthätigkeit der britischen Generale auf Havelock's Befreiung gerichtet. Von Agra her wandte sich seit dem 15. Oct., — seit dem 18. Oct. mit der Colonne des seit 1840 in China und dem Pendschab vielerprobten schottischen Obersten Sir James Hope Grant (geb. 1808) vereinigt, — die bisher durch Greathead geführte Schar durch das Duab der Dschumna und des Ganges, den Seapoy's nachdringend, auch nach Audh, und Oberst Grant setzte sich, nachdem er zuerst am 26. Oct. angelangt und daselbst bis auf 5000 Mann verstärkt, am 30. Oct. aber über den Ganges gegangen war, am 3. Nov. bei Outram in dem Alumbagh fest. Entscheidend helfen konnte aber auch er nicht, da inzwischen die Macht der Insurgenten in und bei Lucknow bis auf 70,000 Mann gewachsen war. Erfolgreich griff hier endlich der neue Oberfeldherr Colin Campbell ein.

Campbell war also im October in Calcutta angelangt; während alle aus Europa, Capland, Australien anlangenden europäischen Regimenter sofort nach Kanpur dirigirt wurden, entwarf Campbell den großen Plan für das Jahr 1858. Jetzt, wo die europäische Kriegsmacht gewaltig anschwoll, wo der Krieg in Indien einheitlich und planvoll geleitet wurde, begann die englische Ueberlegenheit sich immer bestimmter fühlbar zu machen. Die Bewegungen der Seapoy's waren zwar nicht planlos, aber ohne tieferen Zusammenhang; über den instinctmäßigen strategischen Zug, der die nordindischen Corps nach Audh führte, kamen sie um so weniger hinaus, als (wenigstens bis jetzt) außer dem in Audh commandirenden blutigen Rena-Sahib unter den Hindu's und Moslims noch kein Heerführer auf-

getreten war, der an Hyder-Ali und Tippo-Saïb, an Randschit-Singh und Dost-Mohammed herangereicht hätte. Das wilde, stürmische Feuer und die grausame Vernichtungswuth der Inder hielten allmälig nicht mehr so zähen Stand gegen die Briten, wie zu Anfang der Empörung. Die unüberwindliche Ausdauer der Engländer in diesem Feuersturme und Blut-Ocean, ihre Siege ohne Hilfe aus der Heimath, hatten bereits dermaßen imponirt, daß nicht blos die Shiks sich durch Lawrence immer massenhafter anwerben ließen, — es sind seit Sommer 1857 bis zum Ende des Krieges etwa 15,000 Shiks nach Hindostan marschirt; sondern daß auch Dost-Mohammed von Kabul seine Allianz mit England für diesen Krieg erneuerte, und daß die Afghanen und Belutschen sich sehr gern für den Krieg, d. h. für sie — zu Mord und Plünderung in den Städten der altverabscheuten Hindu's werben ließen; daß seit dem Juli 1857 fortschreitend Englands kluger Freund, der Großvezier von Nepâl, Dschung-Bahadur, 20,000 Ghorka's, kleine, braune Kerle, zum Morden und Zerstören wie geschaffen, für die Treibjagd auf das gehetzte Edelwild, die empörten indischen Arier, mobil machte; daß endlich selbst die aus niedern Kasten gebildeten Regimenter der Armeen von Madras und Bombay sich nicht weigerten, gegen die bengalischen Brahmanen zu fechten. Mit solchen Massen hoffte für 1858 Campbell sowol seine Hauptmacht zu verstärken, wie andererseits sein tapferer Unterfeldherr, General Sir Hugh Rose (jetzt Lord Strathnairn) die Kämpfe zu bestehen, zu denen er jetzt (seit Herbst 1857) in Bombay rüstete, und welcher Campbell's Plänen wacker begegnen sollte.

Vorläufig aber wollte Campbell (unbekümmert um die Guerilla's bei Patna und Dinapur, um die Unruhen unter den Santals, wie in Assam) möglichst rasch seinen Collegen Outram und Havelock Hilfe bringen. Campbell begab sich also seit dem 27. Oct. schnell nach Kanpur, dem Ausgangspunkte aller weitern Kämpfe dieser Zeit, formirte hier, wo er am 3. Nov. eintraf, aus allem vorhandenen Material eine Colonne von etwa 5000 Mann. Während einer seiner Unterfeldherren, jener kühne Oberst Brigadier Charles Ashe Windham (geb. 1810), der seit dem Redan-Sturme (s. oben) zum Generalmajor avancirt und im September 1857 als Divisionär nach Indien geschickt worden war, mit drei schwachen Regimentern, die aber zur Zeit zusammen nur 500 Mann enthielten, in Kanpur blieb, marschirte Campbell mit seiner Colonne am 9. Nov. 1857 aus Kanpur auf Lucknow. Bei Bunni, drei Stunden vor dem Alumbagh, vereinigte er sich dann mit Hope Grant, wandte sich dann mit zusammen 32 Geschützen, 7—8000 Mann und 700 Reitern im Einverständniß mit Havelock und Outram seit dem 12. Nov. gegen die Stadt Lucknow. Nachdem in heißem Kampfe die verschanzten Schlösser im Südosten vor der Stadt, die sog. Martinière und Dilkuscha, erobert waren, erstürmte Campbell am 16. Nov. den Palast Sekandrabagh am nordöstlichen Ende der Stadt, und vereinigte sich endlich nach erbittertem Straßenkampfe am Abend des 17. Nov. mit General Havelock, der seit Ende October die schwersten Kämpfe zu bestehen gehabt hatte.

Noch immer aber fühlte Campbell sich nicht stark genug, um schon jetzt Lucknow und Audh behaupten zu können. Da nun zugleich aus Kanpur die Nachricht eintraf von massenhaftem Andrängen mittelindischer Insurgenten in der Richtung auf diese Stadt, so entschloß sich der Oberfeldherr, Lucknow für jetzt zu räumen und zuerst die Masse der Nichtcombattanten in Sicherheit zu bringen. Am 22. Nov. marschirte Campbell um Mitternacht von der Citadelle ab, zunächst nach dem Alumbagh, wo Outram mit einer Division als Besatzung zurückblieb. Und hier traf England ein schwerer Verlust. Wie nämlich gegen Ende September der tapfere Nicholson an den Wunden gestorben war, die er bei der Einnahme von Delhi erhalten, und wie der grimme Neill bei Havelock's erster Vereinigung mit Inglis vor Lucknow gefallen war: so starb, durch die Arbeiten dieses gräßlichen Jahres tödtlich erschöpft, der edle Held Havelock am 25. Nov. zu Alumbagh an der Cholera: in England allgemein betrauert, wurde er nur durch die ultramontan-irische Gemeinheit der sog. „irländischen Seapoy's" des dubliner Schmutzblattes „the Nation" noch im Tode beschimpft.

General Campbell brachte dann die Befreiten von Lucknow glücklich nach Kanpur: hier aber traf er gerade noch zu rechter Zeit ein, um den General Windham aus höchster Noth zu retten. Im Laufe des Herbstes nämlich hatten sich die durch die indische Compagnie vertragsmäßig einem der namhaftesten Vasallen des Reiches, dem Maharadscha Dhulip-Sing von Gwalior (aus der Dynastie des Hauses Scindia) (seit 1844) gehaltenen Truppen, etwa zehntausend Seapoy's, gegen diesen hochgebildeten, europäisch erzogenen, den Briten mit vorzüglicher Treue ergebenen Radscha ebenfalls empört; sie hatten das Heer der Haustruppen dieses Mannes, etwas über 9000 Mann, größtentheils mit zum Abfalle fortgerissen, und waren dann, das bestausgerüstete und bestdisciplinirte aller einheimischen Contingente, unter dem Mahratten Tantia-Topi, dem talentvollsten aller Führer des Aufstandes, ausmarschirt, um den Insurgenten von Audh Hilfe zu bringen. Andere Krieger aus benachbarten kleinen Vasallenstaaten des Reiches hatten sich dem Heere des Tantia-Topi angeschlossen. Um den drohenden Stoß abzuschwächen, war nun Windham mit seiner schwachen Macht ausgerückt und hatte wirklich am 26. Nov. die von Kalpi her vordringende erste Division des Gwaliorcontingents geschlagen. Aber in den nächsten Tagen wurde Windham geschlagen und seitdem durch 25,000 Insurgenten in den Schanzen von Kanpur belagert und hart bedrängt.

Da erschien Campbell zu rechter Zeit vor Lucknow. Es gelang ihm, vor den blutgetränkten Mauern von Kanpur die Macht der Insurgenten am 6. Dec. in einer Hauptschlacht total zu schlagen, nach der Dschumna zurückzuwerfen. Und nun jagte ihnen Hope Grant mit seiner Heersäule nach, schlug die Gwaliorsoldaten am 9. und 10. Dec. an der Dschumna noch einmal wuchtig zusammen, — während dann der Bri-

gadier Showers, der von Delhi her das rechte Ufer der Dschumna abwärts gezogen war und das Land von den Insurgenten „säuberte", die Meuterer des Fürstenthums Dschodschpur (8000 Mann) bereits wiederholt, namentlich am 25. Nov. bei Karnel, geworfen hatte, und während nunmehr seit Campbell's und Grant's letzten Schlachten, im December der Oberst Seaton das Duab hinauf zog und die auf das linke Ufer der Dschumna gewichenen Seapoy's bei Pattiali, Farrakhabad und Minpuri in die Pfanne hieb. — Seit seiner Rückkehr nach Kanpur rüstete nun Campbell mit Kraft zu den großen Schlägen des Jahres 1858. Der Plan der Generale Campbell und Rose war folgender. General Rose wollte mit seinem Heerhaufen zuerst die Linie des Flusses Nerbudda besetzen, und dann von hier aus direct nordwärts ziehend die Insurgenten Centralindiens, also namentlich die Seapoy's und die meuterischen Contingente der Radscha's in den Landschaften Saugor, Bundelkund, Malawa, Mahrattenland und Radschputana, — überhaupt in den Gebieten zwischen dem Nerbudda und dem Vindhja-Gebirge im Süden bis nördlich zu dem Gebirgsrande des Dschumna-Thals, — energisch bekämpfen. Damit sollten die Massen der centralindischen Insurgenten theils unmittelbar vernichtet, theils ihre Reste nach Audh getrieben werden. Audh sollte aber nach Campbell's Absicht der Punkt werden, auf welchen die Insurgenten von allen Seiten her zusammengetrieben, wo sie dann endlich durch die englische Hauptmacht in wenigen Hauptschlägen zerschmettert werden sollten.

General Rose begann seine Arbeiten zuerst. Er bildete also im Herbst 1857 zu Bombay seine sog. Malawa- oder Nerbudda-Armee aus 6000 Mann (Afghanen, Belutschen, Sikhs, nicht-arischen Seapoy's und 2500 Engländern), vereinigte sich mit der Heersäule des Generals Whitlock aus Madras, und hat dann seit Anfang des Jahres 1858 vom Nerbudda her, in einer Reihe von Colonnen operirend, die „Säuberung" der Thäler und Gebirgslandschaften bis hinab zur untern und mittlern Dschumna mit Gewandtheit, Energie und Erfolg begonnen.

General Campbell seinerseits wurde durch die Centralregierung in Calcutta bestimmt, die vollkommene Umstellung Audhs nicht abzuwarten, sondern etwas früher, als es Anfangs bezweckt gewesen war, die Stadt Lucknow wieder anzugreifen. Da die Audh-Insurgenten noch immer über mehr denn 70,000 Soldaten verfügten, so hatte Campbell mit etwa 30—50,000 Mann Europäern noch immer eine furchtbare Aufgabe. Während nun schwächere britische Colonnen und Dschung Bahadur mit den Ghorka's von verschiedenen Seiten her sich auf Audh warfen, zog Campbell selbst mit etwas über 20,000 Mann und massenhaften Geschützen seit Anfang März 1858 aus Kanpur auf Lucknow vor. General Outram war bereits aus dem Alumbagh aufgebrochen, um am 6. bis 9. März die Stadt von dem linken Ufer des Flusses Gumti her zu sperren; die stark verschanzte Linie an dem großen Kanal, der Lucknow südlich umspannt und deckt, erstürmte Campbell am 11. März. Und nach weiterem sechstägigem Kampfe, bei dem 4000 Insurgenten fielen, wurde Lucknow endlich bis zum 19. März vollständig durch die Engländer und Ghorka's (50,000 Mann, 10,000 Reiter und 120 Kanonen stark) erobert. Leider gelang es aber nicht, die Insurgenten vollständig zu fassen; vielmehr wichen dieselben nach allen Seiten hin auseinander und zogen dadurch den Abschluß des Krieges noch gewaltig in die Länge.

Die Hauptmasse der Insurgenten wich zunächst gegen Nordwesten aus, nach der Landschaft Rohilkund, wohin ihnen nun Campbell folgte, um die Insurgenten in furchtbar blutigen Kämpfen, bei der Eroberung von Schahdschihanpur (1. Mai) und namentlich bei der Einnahme von Bareilly (6. und 7. Mai) furchtbar zu zerschmettern.

Parallel damit hatte damals die Nerbudda-Armee in den Landstrichen gearbeitet, die auf den Ausläufern der mittel-indischen Gebirge gegen das Dschumna-Thal hin liegen. Am 30. März hatte General Roberts die Festung Kotah an dem Dschumna-Zuflusse Tschambal erobert. General Rose selbst, der mit 3000 Mann von Saugor her vor Dschansi Ende März erschienen war, erstürmte in furchtbarem Kampfe am 3. April diese von 20,000 Insurgenten besetzte Stadt trotz des verzweifelten Widerstandes der Feinde. Und als nun General Campbell bis Ende Mai das Land Rohilkund wieder gewonnen hatte; als jetzt die flüchtigen Insurgenten aus dem Nordwesten und Centralindien theils sich wieder nach Audh zogen, wo sie in einzelnen starken Haufen in festen Stellungen noch lange wüthenden Widerstand leisteten, — theils aber unter Tantia-Topi sich südwärts wandten und unter diesem Feldherrn südlich von Kanpur, bei Kalpi am rechten Ufer der Dschumna sich sammelten: da zog Rose die ganze Nerbudda-Armee zusammen, schlug namentlich durch seine furchtbaren Bajonettangriffe am 22. Mai in einer Hauptschlacht diese Flüchtlinge vollständig, nöthigte die Massen zur Flucht nach Gwalior. Die hier durch die Haustruppen des Scindia wieder ergänzten Insurgenten schlug Rose abermals (19. Juni) vor dieser Stadt in einer höchst blutigen Schlacht. Dieselbe war so entscheidend, daß jetzt der treue Scindia auf den Thron von Gwalior zurückgeführt werden konnte; (er ist später zum Christenthum übergetreten). Seit diesen Hauptschlachten war in Mittelindien die Macht der Meuterer gebrochen; bis Ende 1858 dauerten noch der Guerillakrieg und die Brigantage in Radschputana und Bundelkund, die allmälig durch die Waffen und durch die Henker der Colonnen der Nerbudda-Armee vertilgt wurden.

Hartnäckiger noch war der Widerstand in Audh. Hier also hielten sich die Corps der Insurgenten unter Nena-Sahib, unter dem Baberiden Firuz-Schah von Delhi, unter verschiedenen der mächtigsten jener streitbaren (s. oben) Talukdars; ein sehr verlustvoller Guerillakrieg, der zuweilen selbst bis Benares hin die Hauptstraße nach Bengalen unsicher machte, wurde für die Engländer um so lästiger, als zugleich die Sommerhitze ihre Reihen durch Seuchen lichtete, als ferner momentan Irrungen mit Dschung-Bahadur eingetreten, und die Sikhs

wiederholt bedenklich trozig waren. Während nun der Gouverneur Lord Canning in Calcutta bisher immer die Partei der Humanität energisch vertreten hatte, hatte derselbe seit Mitte März die Armee in den Kämpfen gegen Audh durch eine Proclamation nicht unbedenklicher Art zu secundiren versucht. Obwol nämlich billiger Weise der Aufstand des Volkes von Audh nicht als Meuterei, sondern als ehrlicher Krieg anzusehen war, erließ Canning unter dem 14. März 1858 zu Allahabad eine Proclamation, welche das gesammte Grundeigenthum des Landes in Audh nach Art der alten Großmoguls für England in Anspruch nahm und darauf hin — mit Ausnahme von sechs treugebliebenen Talukdars — den aufständischen Grundbesitzern erklärte, daß sie durch die Empörung ihr Eigenthum vorläufig verwirkt, daß sie durch schnelle Unterwerfung Leben und Ehre zu retten, Gnade in Sachen ihrer Güter aber erst von der Milde und Gerechtigkeit der Regierung zu erwarten hätten. Männer wie Outram, Campbell, Lawrence und die Presse Indiens waren entschieden gegen diesen Schritt; abgesehen von der Rechtsfrage fürchteten sie, daß die Talukdars dadurch zur Verzweiflung getrieben werden würden. Das neue (s. unten) Tory-Cabinet in England misbilligte ebenfalls diesen Erlaß und war bemüht, denselben sofort zu inhibiren, resp. die Handhabung der Verfügung in nicht-terroristischem Sinne zu befehlen. Glücklicherweise wollte Canning selbst damit nur einen Schreckschuß (ohnehin nicht gegen das Landvolk, die Ryoti, sondern nur) gegen die Feudalherren, die Talukdars, thun. Und sein Specialcommissär in Audh, Sir Montgomery, hat wirklich durch kluge Milde sehr viele dieser Machthaber wieder für England gewonnen. Auch sonst suchte Canning andauernd die grausamen Neigungen nur zu vieler seiner Civilcommissäre zu zügeln; politisch sehr verständig (nur von der fanatischen Rachgier vieler englischer Civilpersonen in Indien gemisbilligt) war endlich die zu Ende Juni 1858 an die Audh-Insurgenten gerichtete neue Proclamation, die nur Mördern die Amnestie verweigerte, dafür alle sonst Compromittirten, die sich bis zum 30. Sept. ergeben oder die Waffen niederlegen würden, Ehre und Leben, eventuell auch ihren vollen Grundbesitz gewährte.

Während des Sommers 1858 dauerte also der Colonnenkrieg der Engländer gegen die verschiedenen Corps der Audh-Insurgenten noch immer fort; namentlich thätig waren hier die Generale Grant, Napier, Lugard, Michel u. a. m. Es war namentlich Sir Hope Grant (schon im Februar und wieder Ende März durch mehrere glückliche Schläge ausgezeichnet), der noch einmal am 13. Juni in einer großen rangirten Schlacht bei Nawalgandsch (in der Nähe von Lucknow) einen großen Sieg erfocht und weiter am 29. Juli die Stadt Fyzabad gewann. Nach Ablauf der glühenden Sommermonate und der Regenzeit sammelte Campbell dann noch einmal eine starke Heeresmasse, um mit derselben im Herbst 1858 die Reste der Empörung wegzufegen. Einer drohenden Proclamation vom 26. Oct. folgte die Zerschmetterung der letzten Haufen im November; am 25. Nov. führte General Grant Campbell's Avantgarden über die Gogra, trieb die Insurgenten in die Sumpfländer an der Grenze von Nepâl; ihre Einfälle in das nördliche Audh und die Gegend von Gorakhpur wurden so derb abgewehrt, daß bis zum Ende des Jahres 1858 die meisten ihrer Führer sich ergaben.

Die Reste der Insurgenten gingen theils an den Grenzen Nepâls durch Hunger, Noth, Briten und Ghorka's zu Grunde, theils wurden sie bis zum Vorsommer des Jahres 1859 durch allgemeine Treibjagden im Innern vertilgt und in die Dschungeln getrieben. Hatte man die Hoffnung aufgeben müssen, den blutigen Nena-Sahib zu fangen, so wurde dagegen Tantia-Topi, den General Michel im Herbst 1858 zuletzt noch bei Bohagh geschlagen, endlich auch gefangen, und am 18. April 1859 zu Sipri hingerichtet.

Officiell galt der Krieg seit dem Frühling 1859 als beendigt; in England hatte man schon am 1. Mai 1859 das Dankfest gefeiert; in Indien ließ Lord Canning dieses Fest am 28. Juli dieses Jahres abhalten. Und wirklich hatten die Briten den Ruf unerschütterlicher Ausdauer und heroischer Tapferkeit in großartigster Weise hergestellt: nur daß leider der greuelvolle Aufstand des Jahres 1857 für die Zukunft den beiden großen Feinden dieses Reiches, — der asiatischen Politik Rußlands und den trotzigen Vettern in Amerika, — die Achillesferse Großbritanniens und seiner Weltstellung in gefährlicher Weise enthüllt hatte.

General Campbell, durch die Krone zum Lohne für seine Thaten schon am 3. Aug. 1858 zum Lord Clyde ernannt, kehrte im J. 1860 nach England zurück, wo er am 18. Juli unter dem Jubel des Volkes zu Dover landete, dann schon am 14. Aug. 1863 zu Chatham starb. Das Dankfest für die Beendigung der Rebellion fiel bereits wieder unter die Regierung Lord Palmerston's, nachdem die große Umgestaltung der indischen Reichsregierung, die nothwendige Folge der Katastrophe um 1857, gerade während der toryistischen (s. unten) Episode des Jahres 1858 sich vollzogen hatte. Ehe aber die Regierung Englands mit dem Parlament zu dieser großen reformatorischen Arbeit hatte vorschreiten können, hatte sie nicht allein die chinesische Sache wieder ernsthaft aufgenommen, sondern England hatte durch Ueberwindung der furchtbaren Handelskrisis des Jahres 1857 auch noch einmal seine ungeheure Widerstandskraft zum Staunen der Welt erproben müssen.

China angehend, so hatte also (s. oben) Lord Elgin sein Heer im Vorsommer 1857 für Calcutta abgeben müssen; er selbst war im Juli dieses Jahres nach Hongkong gekommen, — da er aber ohne Truppen nach keiner Richtung hin gegen China etwas auszurichten vermochte, so verließ er die Stadt Victoria wieder, fuhr nach Calcutta und suchte für hohen Sold Seapoy's gegen China zu werben. Da jedoch damals noch der Aufstand im Innern in voller Wuth tobte, so hatten auch die nicht abgefallenen Hindu's und Moslims damals keine Lust, Hindostan zu verlassen. Elgin kehrte im September ohne Erfolg nach Hongkong zurück. Inzwischen hatte jedoch Admiral Seymour die seit dem Mai bei

Victoria versammelte gewaltige Flotte dazu benutzen können, um zuerst (25. Mai bis 1. Juni) die chinesische Marine bei Kanton (drei Dschonkenflotten) zu vernichten, und ferner seit dem 7. Aug. die Gewässer von Kanton sehr energisch zu blokiren.

Endlich aber gewann auch Elgin wieder die Mittel zu kräftigem Losschlagen. Während Frankreich den Admiral Rigault de Genouilly mit 10 Kriegsschiffen und 200 Seesoldaten sammt dem Baron Gros als Gesandten nach Kanton als Alliirter Englands schickte, Rußland und Amerika sich durch Gesandte betheiligten, konnte bei den besseren indischen Aussichten im October 1857 General Ashburnham etwa 5000 Mann aus Calcutta nach Hongkong führen, zu denen bald nachher noch 500 britische Seesoldaten und 1350 Franzosen kamen. Nun wurde endlich am 12. Dec. 1857 dem chinesischen Vicekönig Yeh auch seitens der Franzosen das Ultimatum gestellt. Gestützt auf 30,000 Mann Milizen, auf 2000 Mann guter tatarischer Soldaten; die schwache Macht der Europäer verachtend, und wohl vertraut mit der indischen Noth der Engländer: so lehnte Yeh das Ultimatum ab. Und als dann die Alliirten die mit Magazinen besetzte Insel Honan occupirten und verschanzten, da lehnte Yeh abermals das am 24. Dec. 1857 gestellte, neue Ultimatum (es forderte die Entfernung der chinesischen Truppen binnen zwei Tagen aus Kanton) schroff ab. Da beschlossen Elgin und Gros, mit Gewalt vorzuschreiten.

Am 26. Dec. begann die Flotte sich der Stadt Kanton zu nähern; da auch diese letzte Demonstration ergebnißlos blieb, so eröffneten die Admiräle am 28. Dec. früh 6 Uhr auf 300 Schritte von der Küste entfernt das Bombardement, welches bald genug die Einwohner zur Flucht trieb und an mehreren Punkten Feuersbrünste entzündete. Um 10 Uhr früh begannen die Landtruppen östlich von der Stadt zu landen; das Geschütz- und Tirailleurfeuer der Chinesen, das zur Abwehr sehr wohl geeignete Terrain, dies Alles hielt die Europäer, — denen es wesentlich darauf ankam, die dominirenden Höhen und Forts im Nordosten und Norden der Stadt zu nehmen, — nicht sehr lange auf. Am 28. Dec. eroberten sie in dieser Gegend das Fort Lyn, eine Batterie und zwei Hügel; und am 29. Dec. wurden zwei andere Forts und weitere Höhen, wie auch die Hauptpunkte der Wälle von Kanton, bis 2 Uhr Mittags erobert. Jetzt lag die Stadt Kanton unter den Geschützen der Alliirten, die dieses Mal übrigens mit Eifer und Erfolg die Besitzungen und das Leben der Einwohner zu schonen strebten. Um endlich den Chinesen durchgreifend zu imponiren, so wurden am 5. Jan. 1858 inmitten der chinesischen Bevölkerung sowol Yeh, wie auch der Vicegouverneur Pikuei und Muh, Commandant der tatarischen Soldaten, durch die Alliirten gefangen genommen. Yeh wurde dann (14. Febr.) als Gefangener nach Calcutta abgeführt; dann aber beschlossen die Alliirten, die Stadt Kanton allerdings bis zu dem Gewinn eines definitiven Friedens besetzt zu halten, Pikuei aber und Muh schon am 9. Jan. 1858 wieder auf ihre Posten zurückzuführen. Damit aber kam nun (während allerdings der Handel und Verkehr in den nördlicheren Häfen des Reiches fast ungestört fortgesetzt wurde) die Sache für längere Zeit zum Stocken. Noch lange war der Trotz des Kaisers in Peking nicht gebrochen; vielmehr wurde durch Decret vom 2. März 1858 der gefangene Yeh „ob untüchtiger Amtsführung" für abgesetzt erklärt, und als sein Nachfolger der fremdenfeindliche Mandarine Huang-Tsing designirt. Da ließen nun sowol Elgin und Gros, die am 3. März nach Norden aufgebrochen waren, wie der Russe Putjatin und der Amerikaner Reed, von Schanghai aus dem pekinger Hofe ihre Forderungen zustellen, die ziemlich unverblümte Revision der Verträge von 1842 und 1843, freien Eintritt in das Innere des Reiches, Freiheit der Handelsgeschäfte, die sichersten Garantien für den internationalen Verkehr und für die Mission, sowie den ungehinderten Zutritt der fremden Gesandten in Peking, sammt deren ständiger Residentur in Peking forderten. Man wolle bis zum 31. März 1858 die Mandarinen mit den gehörigen Vollmachten erwarten, nöthigenfalls aber auf Peking marschiren!

Da nun die Antworten des Hofes von Peking immer nur sehr ausweichender und verdächtiger Art waren, so wurde (im April war eine starke Flotte nach dem gelben Meere gezogen worden) endlich am 20. Mai das Fort Taku, an der Mündung des Flusses Peiho (der durch Kanäle sowol mit Peking wie mit dem großen Kaiserkanal in directer Verbindung steht), zur Uebergabe aufgefordert. Nach hartem Kampfe wurden dann zuerst die andern Verschanzungen an der Peiho-Mündung, dann das Fort Taku selbst erobert; die Kanonenboote der Alliirten fuhren den Peiho hinauf und gewannen am 26. Mai die wichtige Flußhafenstadt Tientsin, welche, der Binnenhafen von Peking, sowol die Wasserstraße nach der Hauptstadt, wie den Kaiserkanal beherrscht. Obwol nun damals die schwache europäische Garnison von Kanton durch den Trotz des Volkes und die drohende Haltung der benachbarten chinesischen Truppen schwer bedroht war, so war der Hof von Peking jetzt doch zur Nachgiebigkeit gestimmt. Vom 7. bis zum 27. Juni unterhandelten die Europäer mit den Mandarinen Kweiliang und Hwaschana zu Tientsin. Da die Europäer nicht auf der Gründung ständiger Gesandtschaften zu Peking bestanden, so einigte man sich über Folgendes: Tientsin und die seit 1842 geöffneten fünf Hafenplätze sollten Freihäfen, außerdem fünf neue andere Häfen dem europäischen Handel geöffnet, das Reisen im Innern für Engländer mit britischen Consular-Pässen erlaubt werden; Consuln sollten hier angestellt, für alle wichtigen Fälle aber Gesandte in Peking zugelassen werden. Das Christenthum sollte ungehindert geübt und verbreitet, endlich aber England mit acht, Frankreich mit vier Millionen Thalern Kriegsentschädigung bedacht werden. Die diplomatische Correspondenz sollte nunmehr direct zwischen den Regierungen stattfinden. Der britische Botschafter sollte regelmäßig zu Tientsin wohnen, der Fluß Yang-tse-kiang dem Handel geöffnet, — weiter aber zwischen England und China no[illegible] [illegible]zuer über den Zolltarif und das Zollsystem unterh[illegible] ver-

den. Schließlich haben Frankreich und England dann doch noch die Zulassung ständiger Gesandtschaften in Peking erlangt. Die Geldfrage wurde dahin geordnet, daß China an die beiden Westmächte je 15 Millionen Francs Kriegskosten, und ferner andere 15 Millionen Francs als Entschädigung für die Verluste der Europäer in Kanton zu zahlen hatte. Der Hof von Peking hat die neuen Verträge von Tientsin am 3. und 4. Juli 1858 endlich ratificirt. Die Ernennung des Mandarinen Kweiliang zum Statthalter in Kanton (dessen Sicherheit General Straubenzee noch im August 1858 durch einen Zug gegen Namtow schützen mußte) gewährte vorläufig die Hoffnung auf wirkliche ernstliche Haltung des neuen Vertrags durch die Chinesen.

Die Anstrengungen der Engländer in Hindostan und China waren längere Zeit, namentlich während der ganzen zweiten Hälfte des Jahres 1857, gehindert gewesen durch die entsetzliche Handelskrisis dieses Jahres. Diese entsetzliche Erschütterung, die von dem fernsten Westen des inneren Nordamerika bis nach Odessa hin die Handelswelt so schwer mitnahm, war wesentlich so entstanden. Im Zusammenhange mit den großen Verhältnissen auf dem amerikanischen wie auf dem europäischen Arbeits- und Geldmarkte, wie auch mit dem Einströmen der ungeheuren californischen und australischen Goldernten, war überhaupt seit dem Erlöschen der europäischen Revolution von 1847—1850 einerseits die riesenhafte Ausdehnung der materiellen Interessen, der kolossalen Creditinstitute und industriellen Unternehmungen der jüngsten Zeit eingetreten, die auf vielen Stellen zu Ueberproduction und Ueberspeculation führte. Ferner hatte gerade die kurze Pause der Ruhe, zu welcher der levantinische Krieg nöthigte, die Spannung so erhöht, daß mit dem pariser Märzfrieden des Jahres 1856 gerade die großartigste Speculation, namentlich in Frankreich, Deutschland und Amerika sich immer gewaltiger gestaltete. Die Zahl der neu entstehenden Banken, Mobiliar-Creditanstalten, Bergbaugesellschaften u. dgl. m. wurde wirklich ganz unglaublich groß. Da nun das Verhältniß zwischen der Masse der neuen Zahlungsmittel und deren Baareinlösung durchaus kein gesundes war: da der Rückschlag auf diese Ueberspannung der wirklichen finanziellen Kräfte nicht ausbleiben konnte; da ferner die Folgen des Ausströmens großer Massen baaren Geldes aus England und Frankreich während des Krimkrieges nach der Levante, noch mehr des Abströmens vieler Millionen von Silbergeld nach Ostasien (man rechnet, daß in den Jahren 1851—1856 für Thee, Seide und in Folge schlechter Ernten auch für Reis an 30 Millionen Pf. St. Silber nach China und Ostindien gegangen sind) sich ebenfalls sehr fühlbar machten: so wurde die Lage des europäischen Geldmarktes schon seit Ende des Jahres 1856 ungemüthlich, das Geld knapp, der Disconto steigend. Während nun bei dem factischen Mangel an Gold und Silber die Operationen der vielen neuen Zettelbanken stark erschwert wurden; während die industriellen Unternehmungen so gewaltig sich gesteigert hatten: war der Handel noch weiter gegangen. Die Waarenspeculation nahm bis tief in das Jahr 1857 hinein eine so kolossale Dimension an, wie vielleicht kaum zuvor; und gerade von dieser Seite her kam der Rückschlag.

Dieser Stoß begann in Nordamerika: hier hatte man in einer den Bedarf weit übersteigenden Weise importirt, die Preise fielen plötzlich, die Erfüllung der Verbindlichkeiten wurde schwierig, und nun suspendirten seit dem Vorsommer 1857 in den westlichen Staaten mehrere Banken. Bald griff die Krisis weiter nach dem Osten; dann über den atlantischen Ocean hinüber nach Europa, um hier, wo man schon vollauf mit sich zu thun hatte, zerstörend zu wirken. Auch England, obwol durch die europäische Revolution uud den levantinischen Krieg wirthschaftlich nur wenig erschüttert, wurde namentlich im Herbst durch die Krisis entsetzlich mitgenommen. England hatte gerade von den Zuckungen der continentalen Revolution ob seiner eigenen Ruhe materiell sehr günstige Ergebnisse gehabt; die australischen Goldfunde waren für England in hohem Grade nutzbar geworden, die englische Bank hatte im Juli 1852 mit 150 Millionen Thalern Baarfonds eine vorher und nachher nicht wieder erreichte Höhe gehabt, sodaß sie damals den (nur allzulange beibehaltenen) Discontosatz von zwei Procent annehmen konnte. Damals war in England jene wilde Speculation in Gang gekommen, die — allein in London — binnen der Zeit vom Juli bis October 1852 etwa 153 Gesellschaften entstehen ließ (für Eisenbahnen, Bauten, Bergwerke, Schiffahrt, Auswanderung), mit einem Nominalwerthe von 290 Millionen Thalern. Ebenso stieg die Masse der Fabriken, die Zahl der Schiffe für Export und für Auswanderer, besonders nach Australien; die Schiffsfracht erreichte 1852—1854 eine ungewöhnliche Höhe; die Ausdehnung des britischen Handels nach Australien und Amerika überstieg alles bisherige (auch wol alles vernünftige) Maß. Allmälig machte sich für England bereits die unvernünftige Ueberfüllung (vergl. oben) des australischen und amerikanischen Marktes fühlbar; war nun schon bis Ende 1853 gewaltig viel Kapital absorbirt worden, so hatte auch die Reihe ungenügender Ernten mit diesem Jahre begonnen; und (schon war der Disconto der Bank wieder im Steigen, im Mai 1854 hatte die Bank nur 84 Millionen Thaler baar) nun begann einmal ein ausgedehnter Kornhandel, nun gab es im J. 1854 von Australien und Amerika her viele englische Fallissements, nun mußten die auch nach England immerhin zurückwirkenden Handelsstockungen durch den russischen Krieg, überstanden werden.

Stand nun October 1853 bis April 1855 der Disconto auf 5 bis 5½ Procent, so half damals namentlich das australische Gold der britischen Wirthschaft, den russischen Krieg ohne tiefere Störungen zu überstehen. Die Kriegskosten (vergl. oben) hatte Gladstone durch temporäre Erhöhung der Zölle auf Zucker, Kaffee, Thee, der Accise auf Spirituosen und Malz, und durch Erhöhung der Einkommensteuer von 7 auf 14 d. pro Pf. St., die Cornewall Lewis auf 16 d., oder 6⅔

Procent erhöhte, überstanden. Allein der Krieg, den sonst England finanziell gut überstanden, hatte doch allerdings durch Vertheuerung wichtiger Consumartikel und durch die temporäre Vermehrung der Einkommensteuer in zwei Jahren um etwa 110 Millionen Thaler, die Sparfähigkeit der Nation vermindert. Und sowol der Rückschlag der frühern Ueberspannung, wie der Krieg selbst zogen doch wenigstens für 1854—1855 einen Stillstand der neuen Ausdehnung von Handel und Gewerbe nach sich; der Werth der Ausfuhr britischer Producte war im J. 1853 = 600, im J. 1854 nur 648, und 1855 nur 644 Millionen Thaler.

Als nun (nachdem die Effecten-Baisse zu Ende des Jahres 1856, die weniger Fallissements als große Verluste veranlaßt hatte, den Zustand der Fondsbörsen wieder gesünder gestaltet hatte) in Europa auf dem Continent seit Juni 1857 überall die Hausse aufhörte, und im September die große Staatsbank wegen Abnahme ihres Baarfonds ihren Disconto mächtig erhöhte, den Credit beschränkte; als nun die unerhörte Ausdehnung des Welthandels in Verbindung mit größter Waarenspeculation und höhern Waarenpreisen (trotz Verminderung des Betriebskapitals) den Sturm im Sommer, und besonders im August 1857 in Amerika zum Losbruche brachte (der in der Union zugleich den Sturz der Effecten- und der Waarenspeculation herbeiführte), — da wurde (wie Hamburg auf dem Continente) namentlich England schwer gefaßt, sowol wegen seiner Bedeutung als großer Waarenmarkt, wie auch wegen seiner grandiosen Wechselgeschäfte. In letzterer Beziehung hatte England die Schläge von Amerika her am unmittelbarsten und daher am schwersten zu spüren; sollen doch während der Krisis, die ihren Höhepunkt im November 1857 erreichte, bis auf 100 Millionen Dollars Wechsel protestirt von Amerika nach England zurückgekommen sein. Und dazu kam ferner, daß England — wenn auch nicht in dem Grade wie Hamburg, — noch hart betroffen wurde durch den in zu umfassender Weise an die schwerfälligen und kapitalarmen skandinavischen Länder gewährten Credit.

Hatte sich nun (obwol auch in England der Baarvorrath und die Depositen des Handelsstandes in der Bank zu Anfang des Jahres 1857 bedenklich sanken) England seit 1855 so energisch weiter entwickelt, daß trotz der neuen Geldklemme und höhern Disconto's der Ausfuhrwerth für 1856 auf 773 Millionen Thaler gestiegen war (in den ersten 10 Monaten des Jahres 1857 wurde sogar für 711 gegen 637 Millionen des Vorjahres exportirt, und für das Gesammtjahr für 814 Millionen Thaler); hatte also die Freihandelsrichtung die entschiedensten Triumphe bis dahin gefeiert: so war doch diese massenhafte Ausfuhr der letzten Zeit wieder als „überreizt" anzusehen, so war doch immerhin bedenklich, daß namentlich die Ausfuhr nach Deutschland abgenommen, daß sich nur mehr neue riscantere Absatzfelder eröffnet hatten. Gerade nun bei dieser Lage überspannter Handels- und Fabrikthätigkeit, bei der umfassendsten Wechselreiterei und stark gemisbrauchten Crediten, bei spürbarem Mangel an disponibeln Baarkapitalien, traf England die Botschaft des großen indischen Aufstandes, die mit enormen Geldverlusten in Hindostan auch neue Ansprüche auf den Geldmarkt in Aussicht stellte. Und dazu kamen nun seit Anfang September 1857 die energischen Wirkungen der amerikanischen Krisis. Die zuerst unmittelbar empfindliche Wirkung derselben war für England das Ausbleiben der Goldsendungen, von denen bisher allwöchentlich etwa Eine Million von den newyorker und bostoner Dampfern überbracht worden war. Der hohe Discont und die stark sinkenden Wechselcurse in Newyork hinderten die Ausfuhr des californischen Metalls, ja sie führten bald zur Uebersendung von Gold aus Europa nach Amerika, da diese Operation bei dem Stande der Wechselcurse sehr lohnend wurde. So wirkte jetzt auf die Verminderung der Baarfonds der Banken gleichzeitig der Golderport nach Newyork, wie auch der gerade in dieser Zeit besonders massenhafte Export von Silber nach Südostasien. Unter solchen Umständen erfolgten die ersten Disconto-Erhöhungen der Bank von England: am 8. Oct. von $5\frac{1}{2}$ auf 6, am 12. auf 7, am 19. auf 8, am 5. Nov. auf 9 Procent. Nun brachte aber auch jede Post immer neue Massen protestirter Wechsel aus Amerika zurück, und die davon betroffenen Firmen, oder solche, deren erhoffte Rimessen ausblieben, wurden zur Zahlungseinstellung gezwungen. So brachen dann Mitte October die ersten größeren Fallimente in den vorzüglich mit Nordamerika engagirten Plätzen, wie Liverpool, Glasgow, London, aus. Dabei enthüllte sich und brach jäh zusammen zu Glasgow ein wahrhaft schreckenerregendes System verwegener Schwindelei und namentlich (vom yorkshirer Wollenfabrikdistrict her betriebener) hochgesteigerter „Wechselreiterei"!

Leider hatte sich aber auch eine Reihe von Privatbanken wissentlich oder unwissentlich in das zuletzt bezeichnete System von sog. Accommodationspapieren verwickeln lassen. Sowie nun die Fallimente erfolgten, sowie die an ihren im Portefeuille befindlichen Wechseln erlittenen Verluste bekannt wurden, erwachte das Mistrauen der Deponenten, die nun ihre Guthaben einforderten. Um so mehr mußten die Banken jetzt ihre Credite einziehen, wodurch sie neue Fallimente verursachten und selbst wieder große Verluste erlitten. So erlag zuerst die Liverpool-Borough-Bank am 28. Oct.; es war keine Zettelbank gewesen, aber sie hatte $1\frac{1}{2}$ Millionen Pf. St. Depositen, von denen in den letzten Wochen jäh $\frac{1}{2}$ Million Pfund der Bank entzogen wurde, — neben 950,000 Pf. St. Kapital und 101,000 Pf. St. Reservefonds. Es hat sich nun später ergeben, daß diese Bank schon vor der Krisis fallit war und schon im Juni 1857 ihr Kapital verloren hatte. Am 9. Nov. erfolgte in Glasgow die Suspension der mit hundert Zweigbanken ausgestatteten Western-Bank von Schottland, die ebenfalls stark in Accommodationspapieren verstrickt war, große Verluste durch amerikanische Fallimente erlitten hatte, und noch zuletzt durch den Sturz einer der größten dieser Firmen, Dennistoun u. Comp., die am 7. Nov. mit 15 Thalern Passivis suspendirte, später aber voll zahlte, schwer betroffen wurde. Zwei

Tage nachher folgte ihr die City-of-Glasgow-Bank, die bei 6—700,000 Pf. Noten und 3—400,000 Pf. Baarfonds die jähe Rücknahme ungeheurer Depositen bei dem gleichzeitigen Verluste der unbezahlt bleibenden Wechsel nicht aushalten konnte, wie es eben auch der Western-Bank gegangen war. Die City-of-Glasgow-Bank hat (wie auch verschiedene suspendirte englische Banken) nachmals ihre Geschäfte wieder aufgenommen; dagegen waren bei der Western-Bank, wo eine greuliche Misverwaltung zum Vorschein kam, die Verluste der Actionäre furchtbar, indem der Gesammtverlust an Kapital und ungedeckten Passivis beinahe 14 Millionen Thaler betrug.

Die schnell sich mehrenden Fallimente, die Zahlungseinstellung der angeführten Banken, die Gerüchte über die Schwierigkeiten anderer Häuser und Banken, hatten inzwischen die Lage des englischen Geldmarktes immer schlimmer gemacht. Um die Goldausfuhr zu hemmen, war der Minimaldiscont der Bank von England am 9. Nov. 1857 auf 10 Procent erhöht worden; noch niemals früher hatte er diesen Punkt erreicht. Gleichzeitig stellte sich aber auch bei der Bank von England eine starke inländische Nachfrage ein, um einzelne der überlaufenen englischen, schottischen und irischen Provinzialbanken zu unterstützen. Indessen drohte allmälig die Reserve, aus welcher die Bank von England nach ihrem jetzigen Charakter allein Vorschüsse leistete, bald gänzlich abzulaufen: ein Umstand, dessen Bekanntsein seinerseits wieder die Aengstlichkeit und das Mistrauen vermehrte, indem sich nun Alles mit Discontirungsgesuchen an die Bank wandte, in der Furcht, von ihr bald gar keinen Beistand mehr erhalten zu können. Den Höhepunkt erreichte die Geldklemme und das Mistrauen in London am 11. Nov. 1857, den die „Times“ den „ängstlichsten Tag in der „City“ seit der Höhe der Panik von 1847“ nannte. Es wurde an demselben die Zahlungseinstellung der City-of-Glasgow-Bank bekannt, und ein großes londoner Discontohaus suspendirte mit 35 Millionen Thalern Passivis; der Baarfonds aber der Bank von England (an der es allerdings viele Männer der Finanzwissenschaft tadelten, daß sie, auch in gewöhnlichen Zeiten, einen zu kleinen Baarfonds halte, oder sich zu sehr am Discontogeschäft betheilige, sodaß sie dann im Fall einer Krisis und Geldklemme ihre Credite zu rasch und plötzlich vertheuern und beschränken müsse; die z. B. zu Ende des Jahres 1856 durchschnittlich mit nur gegen 11 Millionen Pf. St. wirthschaftete, und auch zu Anfang September 1857 nur 11½ Millionen Pf. St. Baarfonds hatte) war an diesem Tage auf 7,171,000 Pf. St., ihre Reserve auf 1,462,000 Pf. St. gesunken, oder hatte sich seit Anfang des September um resp. 4,330,000 und 4,190,000 Pf. St. vermindert. Die Reserve mußte zur Deckung von 18¼ Millionen Depositen dienen, betrug also nur 8 Procent der letzteren.

Unter diesen Umständen hätte die Bank von England — wollte sie innerhalb der Peel'schen Acte (s. oben) bleiben, — allerdings schon früher ihre Vorschüsse beschränken müssen. Jetzt aber war ihre Lage sehr riscant: würde sie sich geweigert haben, weiter zu discontiren, so würde sie dadurch gewiß die Klemme und das Mistrauen noch gesteigert haben; und bei dem großen Verlangen nach Geld lag eine stärkere Rückforderung der Depositen, welche bis jetzt wegen des erschütterten Vertrauens gegen andere Banken ihr gerade zu ihrem Glück in Massen zugeführt wurden, nicht außer dem Bereich der Wahrscheinlichkeit. Nur die starke Zunahme der Privatdepositen hatte die Bank bisher vor der Ueberschreitung der Peel'schen Acte geschützt. Dabei lagen aber zur Deckung ihrer Noten, gegen die nicht das leiseste Mistrauen obwaltete, und deren Circulation ganz so hoch wie sonst war, am 11. Nov. etwas über fünf Millionen Pf. in ihren Gewölben, d. i. die Noten waren zu 28 Procent in einem Momente gesichert, wo der viel gefährlichere Posten der Depositen nur bis zu 8 Procent gedeckt war.

Unter diesen Umständen schrieben Lord Palmerston und der Finanzminister Sir Cornewall Lewis am 12. Nov. 1857 einen Brief an den Gouverneur und den Vicegouverneur der Bank von England, wodurch sie dieselben benachrichtigten, daß, wenn die Bank nicht im Stande sein sollte, der Nachfrage um Discontirung und Vorschüsse auf unbeanstandete Sicherheit zu genügen, ohne zugleich die ihr durch die Acte des Jahres 1844 vorgeschriebene Grenze in Betreff der Notenausgabe zu überschreiten, — die Regierung bereit sein werde, dem Parlament bei dessen Zusammentritt eine Indemnitätsbill für jede etwaige Vermehrung der Notenausgabe vorzulegen. Vierundzwanzig Stunden nach Erlaß dieses Briefes hatte die Bank die ihr gesetzlich gestattete Ausgabe von Noten um 180,000 Pf. St. überschritten. Mit Ausnahme der allerdings sehr gewichtigen Stimme der „Times“ wurde dieser Schritt der Regierung durch die gesammte Presse jubelnd begrüßt. Jedenfalls brachte dieser Schritt factisch, wie im J. 1847, die Hilfe zu hoher Zeit. Nur daß man dieses Mal nicht so leicht davonkam wie zu Ende des Jahres 1847. Während damals nämlich bei der wesentlich nur auf England beschränkten und in erträglichem Maße wüthenden Krisis (die damals mehr Mangel an Vertrauen, als gerade, wie jetzt, reelle Unmöglichkeit, den Verpflichtungen nachzukommen, war) die einfache Ankündigung der Suspension der Bankacte das Vertrauen herstellte und die Notenreserve der Bank nicht einmal erschöpft war, so konnte dieses Mal davon keine Rede sein.

Indessen zeigte es sich doch allmälig, daß trotz der vielen noch folgenden Fallimente, besonders im skandinavischen und im Continentalhandel, und trotz der Suspension von noch zwei neuen namhaften Provinzialactienbanken (namentlich am 17. Nov. der Wolverhampton- und Staffordshire-Bank mit 769,000 Pf. Passivis), die Krisis für England mit dem 12. Nov. ihren Höhepunkt überschritten hatte. Im Maximum betrug die wirkliche Verletzung der Bank-Acte (nach welcher bekanntlich für den Betrag jeder über die Summe von 14,475,000 Pf. St. emittirten Note — s. oben — ein gleich hoher Baarfonds bereit liegen muß) nur 658,000 am 16. Nov. Rasch nahm von da an der Baarbestand wieder zu. Von seinem damaligen Mini-

mum von wenig über sechs Millionen ist er bereits zu Anfang März des Jahres 1858 wieder auf die seit Mitte 1855 nicht mehr gekannte Höhe von 17 Millionen und mehr gestiegen, und hat die Bank den zehnprocentigen Discont bis dahin allmälig wieder auf einen dreiprocentigen ermäßigen können. Durch die enorme Ausdehnung ihrer Vorschüsse an den Handelsstand, binnen 10 Tagen (vom 11—21. Nov.) von 5—6 auf 31—32 Millionen, und durch die Gewährung von Darlehen in der Zeit vom 12. Nov. bis 1. Dec. 1857 im Betrage von $12\frac{1}{2}$ Millionen Pf. St. wußte die Bank von England jetzt die Glanzseiten einer mächtigen Centralbank im vollsten Lichte zu zeigen.

Eine britische Bankerottstatistik[21]) dieser Krisis war nicht so leicht zu geben. Die Passiva der suspendirten und falliten Häuser wurden Anfangs durch Einrechnung aller Arten von Wechselverpflichtungen auf einen ganz enormen Betrag geschätzt, der sich später durch Ablauf der letztern viel geringer herausstellte. Aus einer Reihe englischer Blätter sammelte der Staatswirthschaftslehrer Adolf Wagner damals folgende Hauptangaben. Demnach suspendirten in London seit dem acuten Ausbruche der Krisis Mitte October 1857: 75 größere Firmen, d. h. solche, deren Passiva auf mehr denn 20,000 Pf. St. (133,000 Thaler) geschätzt wurden; davon bis zur Suspension der Bankacte (12. Nov.) 11, von da bis Ende November 25, im December 33, im Januar 1858 fünf oder sechs. Von 50 dieser Firmen, deren specificirter Status in den Versammlungen der Gläubiger publicirt wurde, zahlten 8 mit 18,654,000 Thlrn. Passivis voll, und 42 mit 24,060,000 Thlrn. nur 11,239,000, oder durchschnittlich $46\frac{1}{2}$ Procent. Demnach betrug der Verlust auf 42,714,000 Thlr. etwa 12,821,000 oder 30 Procent. Von jenen 42 Häusern zahlten nun im Detail: 9 75 Procent und mehr, 17 zwischen 50 und 75, 9 zwischen 25 und 50, 7 unter 25.

Die indische und die finanziell-mercantile Noth des Reiches haben nun die Staatsmänner und die Parteien des Parlaments durch gemeinsame Anstrengung tapfer überstanden, derart daß England in dem ersten Quartal des Jahres 1858 sich endlich wieder in seiner Politik freier bewegen konnte. Namentlich das große indische Unglück war nicht zu wohlfeilen Attaken auf das Cabinet benutzt worden. Ein in der sommerlichen Parlamentssession im Juli 1857 durch Röbuck beantragtes Tadelsvotum wegen Eröffnung und Führung des letzten (s. oben) persischen Krieges, ohne doch davon dem Parlament Mittheilung zu machen, wurde von den Gemeinen mit 352 gegen 38 Stimmen abgelehnt. Und als zu Ende des Monats Juli (27. Juli) der Toryführer Disraëli in der indischen Frage den Versuch machte, bei Gelegenheit des Antrages auf Vorlegung verschiedener Actenstücke das Haus zu veranlassen, mit ihm gewisse vertragswidrige Annexionen, Kassirung indischer Adoptionen und Verletzung indischer religiöser Gebräuche als Motive der indischen Empörung anzuerkennen: da war der Antrag ohne Abstimmung gefallen, und die Gemeinen hatten einstimmig Russell's Gegenantrag angenommen: in einer Adresse an die Königin zu erklären, daß das Haus bereit sei, die Regierung in allen von ihr zur Unterdrückung des Aufstandes etwa zu ergreifenden Maßregeln aus vollen Kräften zu unterstützen.

Anträge jedoch wie der Disraëli's; nicht minder die brieflichen Anregungen des zur Zeit in Amerika weilenden Richard Cobden, der — wenn auch immerhin mit Uebertreibung — die starken Schäden der bisherigen Verwaltung Hindostans geißelte, hatten jedoch einen sehr wesentlichen Nutzen. Sie wiesen scharf darauf hin, daß die damals allmälig zu hoffende Ueberwältigung des Aufstandes und namentlich die große Indolenz der Massen des indischen Volkes gegen die Meuterei der Seapoys die Briten nicht verführen dürfe zu wähnen, daß nach Beendigung des Aufstandes in der Art und Handhabung der englischen Regierung in Indien Alles beim Alten bleiben dürfe; daß vielmehr England die entschiedene Pflicht habe, die Ströme des vergossenen Blutes durch großartige Verbesserungen würdig zu sühnen, fundamentale Reformen eintreten zu lassen.

Das Gouvernement verkannte diese Pflicht auch nicht. Allerdings konnte während der am 29. Aug. geschlossenen Parlamentssession (bei deren Schlusse noch der alte hochpopuläre Marquis von Lansdowne, einst Lord Henry Petty, zum Herzog erhoben, und zu noch größerer Genugthuung des Landes der große Historiker Macaulay — der erste und bis dahin in England einzige Fall der Art — auf Grund seiner schriftstellerischen Verdienste als „Baron Macaulay von Rothley [seinem Geburtsorte in der Grafschaft Leicester] in die Pairie von England aufgenommen und in das Oberhaus berufen worden war) für die Reform der indischen Verwaltung nichts mehr geschehen. Aber in Presse, Volk und Parlament stand es bereits beschlossen, daß der hundertjährigen Herrschaft der Compagnie in Indien nunmehr ein Ende gemacht werden müsse.

Als dann am 3. Dec. 1857 das Parlament wieder zusammentrat, um am folgenden Tage für Palmerston's und Lewis' Suspendirung der Bank-Acte die Indemnität zu ertheilen (vergl. oben), war es sofort zu einem heftigen parlamentarischen Gefechte gekommen über die Bank-Acte des Jahres 1844. In Anknüpfung an die Indemnitätsbill war von dem Finanzminister Lewis der Antrag auf Wiedereinsetzung des mit der Prüfung der Bank-Acte von 1844, sowie der Bank-Acte für Irland und Schottland von 1845 beauftragten Ausschusses gestellt worden. Diesem Antrag lag die Ansicht der Regierung zu Grunde, daß, wenn auch im Einzelnen Aenderungen dieser Gesetzgebung sich als vortheilhaft erweisen könnten, principiell und im Allgemeinen das gegenwärtige System beizubehalten sei. Disraëli's Antrag, „daß keine weitere Prüfung der Wirkungen der Bank-Acte des Jahres 1844 nöthig sei", enthielt bei der bekannten alten Gegnerschaft dieses Staats- und

21) Vergl. hierüber wie über diese ganze Darstellung der Krisis in England den auf England bezüglichen Abschnitt des großen Aufsatzes von Adolf Wagner: Ueber die Handelskrisis von 1857, in dem mehrerwähnten Berliner „Preußischen Wochenblatt" (Redacteur Dr. phil. G. Hertzberg), im J. 1858. Nr. 14 vom 10. April. S. 128—132.

Finanzmannes gegen die Peel'sche Bank-Gesetzgebung von 1844 selbstredend eine unbedingte Verwerfung des gegenwärtigen Systems, und involvirte die Forderung der Abschaffung der Gesetze von 1844 und 1845. Das Ministerium siegte jedoch mit 295 gegen 117 Stimmen; nur daß bei den Debatten der (durch eine Nachwahl in das Parlament gekommene) Peelit Cardwell sich an Lewis anschloß und die damalige Schöpfung Peel's vertheidigte, Gladstone dagegen mit der Erklärung, „daß die Acte so, wie sie jetzt sei, unmöglich fortbestehen könne", sich an Disraëli anschloß. Nach Erledigung dieser Sache vertagte sich das Parlament bis zum 4. Febr. des Jahres 1858.

Um so lebhafter wurde inzwischen in den politischen Kreisen der Hauptstadt und namentlich in der Presse die indische Verwaltungs- und Reformfrage erörtert. Man erwartete von der Reform namentlich die Abschaffung der bisherigen „Doppel-Regierung" für Indien; jenes Systems, welches eben daran wesentlich krankte, daß es für Indien eine einige und volle Regierungsgewalt bisher nicht gab, und daß in dem bestehenden Regierungssystem factisch eine Art Gegenregierung organisirt war. Weiter aber war überall die Einsicht durchgebrochen, daß das indische Reich nicht oder nicht mehr als ein beliebig auszubeutendes Object behandelt werden müsse, sondern daß dieses Reich für das Wohl und Interesse Englands von einem ebenso essentiellen Werthe sei, als dieser Werth nur dann zu realisiren ist, wenn der leitende Gedanke aller Regierung für Indien nur die Entwickelung, die Wohlfahrt, der materielle wie moralische Aufschwung Indiens selbst wird. In dieser Einsicht drängte nun in England — trotz der brillanten Dialektik, mit welcher die Männer der Compagnie ihr bisheriges Recht und ihr System nicht ohne imponirende Würde zu vertheidigen wußten, — die öffentliche Stimme um so energischer auf die Herstellung einer einheitlichen, ausschließlich das Gesammtinteresse verfolgenden Regierung Indiens, als zur Zeit eben nur die kolossalste Anstrengung des gesammten britischen Reiches (s. oben) Indien den Meuterern wieder abgewinnen konnte.

Es wurde nun auch in London schon gegen Ende December des Jahres 1857 bekannt, daß die Staatsregierung selbst dem Directorium der ostindischen Compagnie angezeigt hatte, daß sie in ihrer demnächst dem Parlament vorzulegenden indischen Bill in der That die Beseitigung der Compagnie-Regierung beantragen werde. Als dann das Parlament am 4. Febr. 1858 wieder zusammentrat, wurde in der That gegen Mitte dieses Monats die erwartete Bill im Unterhause eingebracht. Nach längeren Debatten im Schooße des Cabinets waren die Minister darüber einig geworden, nach Palmerston's Willen zunächst der Macht der Compagnie ein Ende zu machen; dafür sollte nun — ebenfalls wie die übrigen Minister direct unter die Krone gestellt und dem Parlament verantwortlich — ein besonderer Staatssecretär für Indien ernannt werden; demselben sollte ein Rath zur Seite stehen, bestehend aus einer geringen Zahl von Mitgliedern, [illegible] Krone, d. h. factisch durch den neuen [illegible] eine kurze Reihe von Jahren, aber mit dem Rechte der Wiederernennung, eingesetzt werden sollten. Nach Palmerston's Willen sollte dieser Rath ein „consultatives" Votum haben, unter voller Wahrung der Rechte der Initiative und der selbständigen Action des Ministers. Der Rath sollte dem Minister berathend und helfend, aber nicht controlirend, resp. überstimmend, zur Seite stehen. Der neue Rath sollte nicht etwa den alten Directorenhof in anderer Gestalt wieder darstellen; sondern es sollte der selbständig wirkende Wille des Ministers das leitende Princip des Geschäftsbetriebes werden. Das Patronat angehend, so gab Palmerston's Plan dasselbe dem Minister, wobei zugleich dem Recht der Zulassung in den Dienst auf Grund der Prüfungen nur eine beschränkte Anwendung, z. B. im Militär gar nicht, gegeben werden sollte.

Bei den Debatten der ersten Lesung wurde nun in der That bei den Gemeinen mit sehr großer Mehrheit das Princip angenommen, auf Grund des von der Compagnie direct an die Krone zu übertragenden Regiments des indischen Reiches das neue Ministerium für Indien zu organisiren; auch die Führer der Tories, Ellenborough, Disraëli und (Derby's Sohn) Stanley, stimmten hierin mit der Majorität vollkommen überein. Es ist dann auch die neue indische Behörde auf diesem Princip erbaut worden; aber es waren die Tories, welche diese Schöpfung ins Leben führten. Denn während dieselben noch die Opposition gegen das Detail der Palmerston'schen Pläne (die ihnen eine zu starke Macht des indischen Ministers und einen zu großen Einfluß des Parteiregiments auch für die indischen Dinge in Aussicht zu stellen schienen) in Bewegung setzten, — da wurde Lord Palmerston gestürzt; und zwar auf Grund der französischen Beziehungen.

Der indische Aufstand hatte seit Sommer 1857 sehr lästig auf die europäische Stellung Englands gewirkt. In der furchtbaren Noth dieses Sommers konnte Palmerston zunächst nicht hindern, daß Frankreich immer mehr die Stellung der dominirenden Großmacht in Europa gewann; nicht minder unangenehm empfand man in London die beständig sich erneuernden, bald an der Newa, bald an der Seine, mit sanften Lockungen „sirenenhaft" angestrebten Versuche, eine intime Annäherung zwischen Frankreich und Rußland herbeizuführen. Am reellsten stellte sich die allmälig etwas fadenscheinig auftretende Allianz der Westmächte immer noch (s. oben) dar in ihrem Zusammenwirken gegen China. Dagegen empfand es Frankreich als einen Stich, daß England in vorausschauender Eifersucht auf die eventuellen Folgen der (damals durch Herrn v. Lesseps mit Energie angefaßten, und trotz vieler nicht sehr würdiger Gegenbestrebungen Englands damals und später doch nicht aufzuhaltenden) Durchstechung der Landenge von Suez, im Juni des Jahres 1857 die kleine Insel Perim besetzte, welche die Meerenge von Bab-el-Mandeb und damit die südliche Einfahrt in das rothe Meer beherrscht. Das wüste Treiben fremder Flüchtlinge (namentlich italienischer Fana[illegible] die sowol die Ruhe von Sardinien und andern [illegible] Staaten, wie die von Paris bedrohten und

ihren Herd in London hatten, gab einem Theile der continentalen, namentlich der „inspirirten" französischen Presse Anlaß zu ebenso wüthenden, wie wesentlich ungerechten Angriffen auf die englische Regierung in London. Namentlich aber traten die Interessen der Westmächte auseinander bei Gelegenheit der Kämpfe um die noch immer nicht vollendete neue innere Organisation der rumänischen Donaufürstenthümer. Hier standen einander gegenüber die der Union dieser Länder zustrebenden Mächte Rußland, Frankreich, (Preußen und) Sardinien, während die Pforte und mit ihr Oesterreich und — zu Stambul energisch durch den (in Canning's Zeiten philhellenischen, jetzt schon lange kraftvoll türkenfreundlichen) Lord Redcliffe vertreten, — England dieser Union eifrig widerstrebten. Als nun am 19. Juli 1857 die für den sog. Divan ad hoc (d. i. berathende Landesversammlung) vollzogenen Wahlen in der Moldau trotz des Widerstrebens der unionsfreundlichen Mächte (angeblich durch arge Wahlbeeinflussungen) im Sinne der anti-unionistischen Partei ausgefallen waren: da stellte nun sofort Frankreich (durch Rußland, Preußen und Sardinien unterstützt) in Stambul (28. Juli) die Forderung auf Annullirung dieser Wahlen, drohte andererseits mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Reschid-Pascha in Stambul, bisher der wärmste Vertreter der Allianz der Pforte mit England, trat zurück, machte (31. Juli) in dem auswärtigen Amte der Pforte dem mehr französisch gesinnten Ali-Pascha Platz; letzteres geschah, weil Frankreich und dessen neue Alliirten sich weigerten, den vermittelnden Vorschlag Reschid's anzunehmen, der darauf hinauslief, statt der begehrten sofortigen Annullirung dieser Wahlen zuvor die angeblichen schnöden Beeinflussungen der Moldau-Wahlen prüfen zu lassen; aber auch Ali-Pascha konnte nicht hindern, daß weiterhin die Mächte am 5. Aug. wirklich den diplomatischen Verkehr mit der Pforte abbrachen [22]).

Die Pforte und Oesterreich hätten nun doch wol Stand gehalten, wäre nicht England unerwartet zu Frankreich abgeschwenkt. Damals nämlich, auf dem Höhepunkt des Entsetzens und der Angst über die indischen Unglücksnachrichten, wollte England die Verbindung mit Frankreich durchaus nicht fallen lassen. Und bei einem schon früher geplant gewesenen Besuche des Kaisers Napoleon III. am englischen Hoflager zu Osborne (7. Aug.) gab Palmerston zu neuer Rettung der Allianz in der rumänischen Streitfrage nach, derart daß dadurch auch Oesterreich und die Pforte isolirt und zu wirklichem Widerstande unfähig wurden. Nach dem Sturze also Reschid-Pascha's in Stambul trat nämlich nun auch das londoner Cabinet in Pera dem „Wunsche" der um Frankreich gruppirten Mächte bei und befürwortete bei der Pforte die Annullirung der moldauer Divan-Wahlen, worauf sich auch Wien entschloß, den Schritten Englands sich anzuschließen (Mitte August des Jahres 1857). Es war nun der Plan der Cabinete von England und Oesterreich, nachträglich zu erklären, daß ihre Repräsentanten ihre Instructionen überschritten hätten durch die Note, durch welche sie die Verantwortung für Reschid-Pascha's letzte Schritte (s. oben) übernahmen; durch sämmtliche europäische Vertragsmächte gleichmäßig angesprochen, sollte dann die Pforte mit Ehren der Forderung auf Annullirung der Moldau-Wahlen nachgeben können.

Diesen Plan durchkreuzte aber nun mit schroffer bulldoggenartiger Barschheit und grober Ehrlichkeit Lord Redcliffe in Pera. Tief erbittert über die schmähliche Wendung der Dinge und bestimmt erkennend, daß unter den jetzigen Umständen er, der französischen Politik im Orient schon lange widerwärtig, am Bosporus ohnehin nicht mehr werde bleiben können, scheint er beschlossen zu haben, die glatte Abwickelung des Knotens zu verhindern und Frankreich zur Entfaltung seiner ganzen Brusquerie zu veranlassen. Er erhob also Vorstellungen gegen die neuen Anweisungen seiner Regierung aus London, und wußte die Lösung so lange hinzuschleppen, bis das pariser Cabinet, nicht gewillt, seinen Sieg sich länger verkümmern zu lassen, die Pforte durch die Drohung, dem türkischen Gesandten in Paris die Pässe zuzuschicken, bestimmte, auch ohne weitere gemeinschaftliche Schritte aller Gesandten abzuwarten, die entscheidenden Befehle zu ertheilen. Die Pforte hat dann auch wirklich sofort (24. Aug.) die Moldau-Wahlen cassirt und ihrem Kaimakam in Jassy befohlen, die Wahllisten im Sinne der von der europäischen Commission zu Pera und Bukarest vereinbarten Interpretation zu revidiren, und 14 Tage nach Schluß der Wahllisten die Neuwahlen anzusetzen. Das Verhältniß zwischen Paris und London war damals in Wahrheit so gespannt, daß Palmerston noch vor Abschluß des Parlaments damals im Unterhause mit schneidender Schärfe die Ursachen betonte, die ihn bestimmten, trotz des indischen Krieges die Liniendampfer der Flotte nicht zum Transport von Soldaten nach Calcutta zu benutzen, sondern zur Deckung Englands zurückzuhalten. Nur die (25—27.) stuttgarter September-Zusammenkunft der Kaiser von Frankreich und Rußland wurde kaum in Wien mit mehr Mistrauen und Widerwillen betrachtet als in London.

Inzwischen hatten natürlich nun die neuen Wahlen in der Moldau, die mit dem 10. Sept. begannen, zu einem entschiedenen Siege der sog. Unionspartei in diesem Lande geführt; da die Stimmung in der Walachei noch entschiedener für die Union war, so konnten jetzt die bisher der Union feindlichen Mächte nur noch auf einen anständigen Rückzug denken. Man suchte auf dieser Seite denn auch namentlich den ältern englischen Vermittelungsplan in den Vordergrund zu führen, welcher den rumänischen Ländern die volle administrative und militärische Gleichheit im Innern gewährte, aber beide Fürstenthümer durch Ernennung von zwei Fürsten politisch noch von einander getrennt hielt. Während dann zu Ende des Jahres 1857 in nur zu natürlicher Consequenz der Ereignisse Lord Redcliffe aus Stambul nach dem

22) Zurück datirte der Hader schon bis zum Anfang Juni 1857. Die Gesandtenconferenz der sieben Mächte hatte mit der Pforte unter dem 30. Mai eine gemeinschaftliche Interpretation des ursprünglichen Wahlfermans vom Januar 1857 verabredet; nachher legten aber die beiden Gruppen der Mächte dieses Abkommen wieder ganz verschieden aus.

Oberhause in London heimkehrte, um Pera nicht wieder zu betreten, verschob sich seit Mitte Januar 1858 das politische Interesse zwischen Frankreich und England vollkommen durch die unerwartete blutige Katastrophe des 14. Jan. Es war dieses bekanntlich der Tag, an dessen Abend das grausige Orsini'sche Attentat gegen Napoleon III. in Paris versucht wurde.

Die Folgen dieses Attentates reichten hinüber über den britischen Kanal. Weil nämlich die Verbrecher des 14. Jan. aus England nach Paris gekommen, die Vorbereitungen zu dem scheußlichen Gemetzel dieses Tages in England getroffen worden waren, so richtete die französische Regierung (die überhaupt mit wuchtigen Repressivmaßregeln um sich schlug, und zugleich die Asyle der Flüchtlinge in den kleinen Nachbarstaaten zu schütteln anfing) unter dem 20. Jan. 1858 eine peremtorisch gehaltene Note an das englische Gouvernement und stellte darin das Ansinnen, die politischen Flüchtlinge in England künftig strenger zu überwachen, oder gar aus dem Lande zu entfernen, resp. die bestehende „Alienbill", welche die Rechte der politischen Flüchtlinge in England regulirte, besser zu handhaben oder abzuändern. Es war in dieser Zeit, daß der französische Gesandte in London, der Herzog von Persigny, auf eine Adresse des Gemeinderaths der londoner City (25. Jan.) etwas scharf bemerkte: entweder gebe es in England Gesetze, nach denen Verschwörungen gegen das Leben auswärtiger Monarchen bestraft würden, und die man dann anzuwenden habe, — oder es gebe keine, in welchem Falle die britische Nation sich beeilen sollte, diesen Mangel in ihrer Gesetzgebung zu decken.

Die von dem officiellen Frankreich erhobenen Forderungen schienen zunächst sowol der Regierung wie der öffentlichen Meinung Englands nicht unbillig zu sein. Und Lord Palmerston, der außerdem noch das Interesse hatte, die Allianz mit Frankreich und Napoleon III. nicht um einiger italienischer Strolche willen in diesem Moment auf das Spiel zu setzen (der namentlich trotz der Vermählung der Prinzeß-Royal Victoria mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen am 25. Jan. 1858 und trotz der damals von deutscher Seite energisch betonten Sympathien für England die preußische Allianz mit derselben feindseligen Nichtachtung behandelte, wie er während und nach dem levantinischen Kriege bis zu der Eroberung von Düppel Preußen stets behandelt hat), kam denn auch der französischen Regierung möglichst weit entgegen: aber er that es in einer Weise, die demnächst zu seinem eigenen Sturze führen sollte. Einmal nämlich beantwortete er die französische Depesche vom 20. Jan. 1858 nicht; und doch hatte diese „peremtorische" Note nicht blos Klagen erhoben über die den politischen Flüchtlingen in England gestatteten Freiheiten: sie hatte sogar England als ein Land hingestellt, in welchem offen der Mord durch Schrift und Wort gepredigt und ungestraft Mordverschwörungen gegen befreundete Herrscher angestellt werden könnten; sie hatte endlich in ziemlich entschiedener Weise gefordert, daß die englische Regierung auf Aenderung einer solchen Greuel zulassenden Gesetzgebung hinwirken müsse. Diese Note also beantwortete Palmerston nicht; dafür nahm er aber Gelegenheit, als nun (vergl. oben) das im December vertagte Parlament am 4. Febr. 1858 wieder zusammentrat, den Gemeinen eine sog. **Murder-Bill** vorzulegen; schärfer ausgedrückt, er (dachte nicht etwa daran, die polizeiliche Gewalt zu erweitern, noch auch das sog. Asylrecht der Flüchtlinge zu beschränken, sondern er) legte eine Bill vor, durch welche in Beziehung auf das Verbrechen des Complotts behufs der Verübung eines Mordes eine vervollständigende, resp. verschärfende Gesetzesänderung herbeigeführt werden sollte. Als die erste Lesung in Frage stand, fand ein Gesetz in dieser Richtung keine überscharfe Opposition; und namentlich die Tories hatten kein Interesse daran, wider die erste Lesung zu stimmen. Diese Partei leitete dabei der Gedanke, sich in Sachen des bezüglich der Gesetzgebung auf dem betreffenden Gebiete zu Schaffenden nicht die Hände zu bieten, und jeden Schein zu vermeiden, als wollten sie eine Demonstration gegen den Kaiser Napoleon machen. Aber die radicale Partei und nicht wenige Liberale waren der gesammten Haltung des Cabinets in dieser Sache doch entgegen; und so geschah es, daß am 9. Febr. die erste Lesung der Bill nach lebhaften Debatten, und zwar mit 299 gegen 99 Stimmen, aber doch nur (wie vor der letzten Parlamentsauflösung wiederholt geschehen war) mit Hilfe eben der Tories bewilligt wurde. Gewissermaßen zu einer Probe auf das von Persigny gestellte Dilemma wurde eben damals auch gegen einen französischen Flüchtling, gegen Orsini's Freund, den Arzt Bernard, der Proceß eröffnet.

Inzwischen hatte Palmerston mit dem Votum am 9. Febr. nur einen sog. Pyrrhussieg erfochten. Das Urtheil der Politiker ging dahin, (nicht zwar nach deutscher Radicalen Art den Minister des „Servilismus" gegen Frankreich zu beschuldigen, wohl aber) zu behaupten, daß Palmerston's Verhalten entschieden Tadel verdiene. Indem er nämlich die Depesche vom 20. Jan. unbeantwortet ließ und zugleich die **Murder-Bill** den Gemeinen vorlegte: so hieß dieses, einmal die Vorwürfe, die französischerseits den öffentlichen Verhältnissen Englands gemacht wurden, acceptiren, — und zugleich die mangelhafte Gesetzgebung als Grund dieses Zustandes hinstellen, an welchem das Cabinet somit auch keine Schuld trüge! Nun aber bestritten Palmerston's Gegner sehr energisch, daß der öffentliche Zustand in England ein solcher sei, wie ihn die Note vom 20. Jan. in der Absicht schildere, um möglichst heftige Maßregeln gegen die Flüchtlinge zu erlangen; Palmerston's Gegner wiesen also der englischen Staatsregierung sehr entschieden die Pflicht zu, die „Auffassung" der französischen Regierung in kräftigster und unzweideutigster Art zu rectificiren. Wenn aber Fälle vorlägen, über welche die französische Regierung wirklich zu klagen hätte, so liege die Schuld des gerügten Zustandes an dem Verhalten der britischen Staatsregierung und nicht an dem Mangel der Gesetzgebung. Die Regierung war nach dieser Auffassung in der Lage, bereits mit der bestehenden Gesetzgebung gegen Vergehen dieser Art, wie also gegen Anpreisung und Verschwörung zum Mord, die Verfolgung

einzuleiten. Der Vorwurf der französischen Depesche habe daher die Regierung treffen müssen, ob sie so die Gesetze gehandhabt und so aufgemerkt habe, wie eine befreundete Macht es von ihr verlangen konnte. Den Vorwurf zu verwischen, habe nun aber die Regierung die Klage des französischen Gouvernements ruhig hingenommen, und sei unmittelbar, dessen Weisung folgend, mit Vorschlägen zur Reform der Gesetzgebung vor die Gemeinen getreten.

Jedenfalls war der Schein, der dadurch erweckt wurde, daß ein Staat wie England unmittelbar den Forderungen des französischen Gouvernements auf Aenderungen seiner Gesetzgebung nachgab, auch politisch von hoher Bedeutung. In dem Lande, wo inzwischen die schroffen französischen Repressivmaßregeln, die Hemmung des Reiseverkehrs mit Frankreich durch strenge Paßordnungen, die drohenden Militäradressen, die auch im „Moniteur" Aufnahme fanden, die Aufregung gegen das officielle Frankreich steigerten und donnernde Meetings sich anfingen in Scene zu setzen, wie im Parlament empfand man, daß — wenn die britische Regierung sich einmal zu dem Schritt einer Gesetzveränderung in dieser Sache entschloß — sie auch verbunden war, durch ihre Haltung gegenüber dem französischen Gouvernement jeden falschen Schein ganz zu beseitigen. Da nun im Parlament sich entschieden die Ueberzeugung Bahn brach, daß Palmerston und seine Collegen, um sich selbst Vorwürfen und Angriffen zu entziehen, einen falschen, den übelsten Schein auf Englands Zustand und Stellung werfenden, Weg eingeschlagen hatten, so wollte die Opposition vorläufig das eigentliche Object der Gesetzgebung bei Seite lassen und das Verhalten des Cabinets in der Sache überhaupt ins Auge fassen.

Als daher die zweite Lesung der Murder-Bill in Angriff genommen wurde, da faßte die Ansichten der Gegner Palmerston's, die unter allen Umständen der Meinung waren, daß vor einer neuen Regulirung der hier in Frage stehenden Verhältnisse die Ausfälle der Note vom 20. Jan. hätten zurückgewiesen werden müssen, zusammen der radicale Freihändler Mr. Milner Gibson, der diesmal seine und die Niederlage seiner Partei bei den letzten Wahlen (Gibson war im J. 1857 bei der Wahl in Manchester durchgefallen und erst bei einer Nachwahl zu Ashton wieder in das Unterhaus gekommen) an Palmerston rächte, in dem Amendement, „daß Lord Palmerston, überhaupt die Regierung, bei den auf Veranlassung des Attentats mit Frankreich gepflogenen Verhandlungen die Würde des Landes nicht gebührend gewahrt habe, und daß namentlich die Nichtbeantwortung der Note vom 20. Jan. bedauert werden müsse". Der Antrag (19. Febr.) veranlaßte heiße Debatten. Die Opposition, — Radicale, Lord Russell, der jetzt Rache an Palmerston nahm, die Peeliten, die Tories — betonte wiederholt, daß es sich dabei nicht um einen Bruch mit Frankreich handle; der Ruf, daß Palmerston der Bewahrer des Friedens und der Napoleonischen Freundschaft sei, drang nicht mehr durch gegen die Angriffe der seit der letzten Wahl gegen Palmerston nicht wohlwollender gestimmten bisherigen Minderheit; und aus der Reihe der Liberalen strömten so viele Männer zu Gibson, daß die Minderheit bald zur Mehrheit wurde. Die Tories aber nutzten jetzt für sich die Gunst der Lage aus; wenn jetzt durch ihre Theilnahme an einem Votum, welches als ein Tadel des Palmerston'schen Verhaltens gelten mußte, die Minister zum Rücktritt genöthigt wurden: so durfte ihre Mitwirkung als das dieses Mal entscheidende Moment erscheinen und damit den Tories auch die Uebernahme der Regierung zufallen.

Ihre Rechnung war richtig. Die öffentliche Meinung, die den Palmerston so oft gegen parlamentarische Schlappen geschützt, verließ ihn dieses Mal, sie stand heute seinen Gegnern zur Seite. Die Sprache der französischen Depesche galt nun einmal für ungehörig und verletzend; in Zusammenhang mit den Repressivmaßregeln in Frankreich erschien die Forderung des Grafen Walewski als ein Versuch, diese Maßregeln auch nach Außen zu verbreiten. Die schwache Haltung des Cabinets Palmerston hatte bis in die Reihen seiner Anhänger hinein die Besorgniß erweckt, daß — wenn selbst England so dem Willen des kaiserlichen Cabinets folge — kleinere Staaten des Continents mit freien Verfassungen machtlos sich dem Drängen der Napoleonischen Macht würden fügen müssen. Und da man ohnehin seit den letzten Wochen über die indische Gefahr wieder beruhigt war und freier athmen konnte: so bäumte man sich jetzt mit gewaltigem Ruck auf gegen die seit so langer Zeit beobachteten französischen Rücksichten. Gibson siegte mit 234 Stimmen über die 215 standhaften Anhänger des Gouvernements. Das Tadelsvotum war so entschieden, die Niederlage in dem seiner Zeit unter Palmerston's siegreichen Auspicien gewählten Parlament so einschneidend, daß schon am folgenden Tage (20. Febr. 1858) der Lord Palmerston dem Parlament anzeigte, daß er seine Entlassung J. M. der Königin eingereicht und daß Ihre Majestät seinen Rücktritt angenommen habe. Am 22. Febr. verlautete, daß Graf Derby berufen und mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt worden sei.

(Schluß im nächsten Theile.)

Ende des zweiundneunzigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

